ALLGEMEINE ENCYKLOPÄDIE DER WISSENSCHAFTEN UND KÜNSTE: IN ALPHABETISCHER...

Digitized by Google

4° Enc. 9 m / II, 16

Hbl.
1
d
2

Digitized by Google

Bayerische Staatsbibliothek

38000472160012

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Digitized by Google

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie

der

Wiſſenſchaften und Künſte

in alphabetiſcher Folge

von genannten Schriftſtellern bearbeitet

und herausgegeben von

J. S. Erſch und J. G. Gruber.

Mit Kupfern und Charten.

Zweite Section

H — N.

Herausgegeben von

A. G. Hoffmann.

Sechszehnter Theil.

JETA — INDICTMENT.

Leipzig:

F. A. Brockhaus.

1839.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Digitized by Google

Allgemeine

Encyklopädie der Wiſſenſchaften und Künſte.

Zweite Section

H — N.

Sechszehnter Theil.

JETA — INDICTMENT.

Digitized by Google

Digitized by Google

J E T A.

Jeta (bibl. Geogr.), ſ. Jutta.

JETAE, arum. Nach Stephanus Byzantinus ein feſter Ort im Südoſten Siciliens, unweit Entella. Vom Plinius (III, 8) werden Jetenses, wenn die Lesart richtig iſt, denn man lieſt in dieſer Stelle auch Letenses, angeführt, die man für die Einwohner der Stadt Jetae hält. Für Jetenses hat Cicero in den Verrinen (III, 43. §. 103) Jetini geſagt, wie jetzt dieſes Wort, und wol mit Recht, in den neuern Ausgaben, z. B. von Orelli gedruckt wird. Sonſt las man Letini. In ſpätern Schriften kommt Jatum vor; wenn das nun gleichbedeutend mit Jetae iſt, ſo dürfte man den heutigen Ort Juto, der aus Jatum entſtanden iſt, für das alte Jetae halten.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

JETAIBA heißt bei den Eingebornen Braſiliens, nach Markgraf, der Locuſtbaum (Hymenaea Courbaril). (*A. Sprengel.*)

Jetaus, Indianerſtamm, ſ. Camanchen.

Jetelsee (Geogr.), ſ. Jedlesee.

JETHER (יֶתֶר), eigentlich Vorzug, Name einiger unbedeutender bibliſcher Perſonen (1 Chron. 2, 32. 4, 17. 7, 38. 1 Kön. 2, 5); dann des älteſten Sohnes vom Schofet (Richter) Gideon, welcher von ſeinem Vater den Auftrag empfing, die beiden midianitiſchen Könige Sebah und Zalmuna zu tödten, ohne ihn jedoch zu vollziehen (Richt. 8, 20). Auch Moſe's Schwiegervater, ſonſt Jethro genannt, heißt 2 Moſ. 4, 18 Jether; Luther's Überſetzung ſetzt jedoch dafür Jethro.

(*A. G. Hoffmann.*)

JETHRO, buchſtäblich nach dem Hebräiſch. JITHRO (יִתְרוֹ, wahrſcheinlich Abkürzung für יִתְרוֹן, in appellativer Bedeutung Vortheil, Vorzug), iſt der Name von Moſe's Schwiegervater. In einer Stelle (2 Moſ. 4, 18) kommt ſtatt deſſen das gleichbedeutende Jether (יֶתֶר) vor [1]). An andern Orten des A. T. (4 Moſ. 10, 29 und Richt. 4, 11) heißt dieſer Mann Hobab, oder eigentlich nach dem Hebräiſchen Chobab (חֹבָב, appellativiſch ſo viel als Liebe, Geliebter), ein Sohn Reguel's (Reüel's). Die Lutheriſche Überſetzung verdeckt die darin liegende Verſchiedenheit der Angabe, indem ſie 2 Moſ. 3, 1. 4, 18 und 18, 1 fg., wo Jethro oder Jether vorkommt, Schwäher (d. i. Schwiegervater), dagegen 4 Moſ. 10, 29 und Richt 1, 16. 4, 11 Schwager überſetzt [2]), während doch der hebräiſche Originaltext überall denſelben Ausdruck (nämlich חֹתֵן, Vater der Frau, Schwiegervater) gebraucht hat [3]). Über die Identität der durch beide Namen bezeichneten Perſönlichkeit ſchwankte Roſenmüller früherhin [4]), hat ſich aber zuletzt doch dafür entſchieden [5]). Auch Winer erkennt ſie an [6]). Sie erhelle, meint er, aus dem Prädicate, welches 4 Moſ. 10, 29 dem Hobab beigelegt wird: Sohn Reguel's, verglichen mit 2 Moſ. 2, 18; allein an letzterem Orte wird der Vater von Zippora, Moſe's Gattin, ſelbſt Reguel (genauer nach dem Hebräiſchen Reüel, רְעוּאֵל) genannt. Wahrſcheinlich löſt ſich Winer aber den neuen, darin liegenden Widerſpruch, wie die chaldäiſche Überſetzung des Pſeudo-Jonathan, Ibn Eſra und Kimchi, ſo auf, daß Vater 2 Moſ. 2, 18 für Großvater ſtehe, wie 1 Moſ. 32, 9. Dan. 5, 2 und Tochter für Enkelin.

---

1) Vgl. auch *Rosenmülleri* Scholia ad Exod. 4, 18. (p. 68. ed. 3.)

2) Ebendeswegen hat auch wol v. Göthe in dem Aufſatze des weſtöſtlichen Divans: Israel in der Wüſte, Jethro als Moſe's Schwiegervater, und Hobab als ſeinen Schwager genommen. J. D. Michaelis (Überſ. des A. T. mit Anmerk. für Ungelehrte zu 4 Moſ. 10, 29 im 4. Thle. S. 13) vertheidigt ebenfalls dieſe Auskunft. Der Schwiegervater Moſe's habe dieſen im erſten Jahre nach dem Auszuge aus Ägypten beſucht, und ſei nach Midian zurückgegangen (2 Moſ. 18, 27), aber Hobab, ſein Schwager (dies ſoll das hebräiſche Wort auch heißen können), ſei bei ihm geblieben, und ſeine Nachkommen hätten unter den Israeliten gewohnt (Richt. 4, 11). 3) Vgl. auch Vater's Comment. üb. d. Pentat. 2. Th. S. 5. Sonderbar genug hat Roſenmüller (Scholia in Num. X, 29 [ed. 3. p. 248]) nicht חֹתֵן, ſondern חָתָן (Eidam, Bräutigam) als im Hebräiſchen ſtehend angegeben, und dieſe falſche Notiz in dem Auszuge (Scholia in compendium redacta. Vol. I. p. 603) wiederholt. Nicht sponsus, ſagt er, bedeute es in dieſer Stelle, ſondern *affinis, cognatus.* 4) In dem größern Scholienwerke nahm er ſie an (Schol. in Exod. II, 18 u. III, 1 [p. 34 u. 39. ed. 3.]); dann aber erklärte er anderwärts (Schol. in Num. X, 29 [p. 248. ed. 3.]) Jethro für Moſe's Schwiegervater und Hobab für einen andern Verwandten, indem er fälſchlich annahm, im Hebräiſchen ſtehe חָתָן. Übrigens berief er ſich an letzterer Stelle nicht für dieſen Zweck auf 2 Moſ. 18, 27, wie Winer (Bibl. Realwörterb. 1. Bd. S. 683. 2. Ausg.) annimmt, ſondern blos, um die Stelle anzudeuten, wo es heißt, daß Jethro nach ſeinem Beſuche bei Moſe in ſeine Heimath zurückgekehrt ſei. 5) Scholia in compendium redacta. Vol. I. p. 285 u. 603, und zwar zu 4 Moſ. 10, 29 ebenſo, wie zu 2 Moſ. 2, 18. 6) Bibl. Realwörterb. 1. Th. S. 683. (2. Ausg.)

Digitized by Google

Flav. Joſephus [7]) freilich betrachtet Reguel (Raguel) und Jethro (bei ihm Ἰεθεγλαίος genannt, wofür vielleicht Ἰεθραίος zu leſen iſt) [8]), als Eine Perſon, und behauptet, Jethro ſei blos Zuname (ἐπίκλημα) Reguel's geweſen. Dieſe Meinung ſucht Clericus [9]) dadurch zu unterſtützen, daß er auf die Bedeutung von Jethro aufmerkſam macht. Es ſei dem Sinne nach ungefähr daſſelbe mit Reguel und habe daher damit verwechſelt werden können; auch könne es Amtsname [10]) oder Bezeichnung der Würde ſein. Ungleich mehr hat es für ſich, Reguel als den Großvater der Zippora anzuſehen und Jethro als ihren Vater [11]). Die Anführung des Großvaters ſtatt des Vaters geſchah 2 Moſ. 2, 18 nach Roſenmüller [12]) wahrſcheinlich deswegen, weil erſterer bei Moſe's Ankunft im Lande Midian noch das Haupt der Familie war, und erſt ſpäter ſein Sohn Jethro ſeine Stelle einnahm [13]). De Wette iſt geneigt [14]) die Verſchiedenheit der Benennung auf verſchiedene Quellen zurückzuführen, aus denen der Verfaſſer des Exodus ſeine Schrift compilirt habe. Dieſe Auffaſſung bleibt freilich dann der einzige Ausweg, wenn Reguel und Jethro identiſch ſein ſollen. Sie kann auch gar nicht auffallen, da ihr ohnehin bei den zwiefachen Namen Jethro und Hobab für Eine Perſon nicht auszuweichen ſein dürfte, und der Pentateuch überhaupt verſchiedene Überlieferungen ſogar über ſolche Gegenſtände mittheilt, welche dem Hebräer ungleich näher lagen.

Die bibliſchen Nachrichten über dieſen Jethro oder Hobab [15]) fallen ziemlich dürftig aus und ſtehen ſehr fragmentariſch da, doch gewähren ſie ſelbſt in ihrer Abgeriſſenheit manches Intereſſe. Bei ſeiner Flucht aus Ägypten war Moſes in das Gebiet der Midianiten gelangt, durch uneigennützige Hilfe, welche er den Töchtern eines dortigen Prieſters geleiſtet, mit der Familie derſelben bekannt geworden, und erhielt das eine der Mädchen von Reguel zur Gattin. (2 Moſ. 2, 15 fg.) Jethro vertrauete ihm ſeine Heerde an (2 Moſ. 3, 1), bis Moſe den Wunſch äußerte [16]), nach Ägypten zurückzukehren, was er ihm gern gewährte (2 Moſ. 3, 18. 20). Während der unruhigen Zeiten, welche mit den Vorbereitungen zu dem Auszuge der Hebräer aus Ägypten für Moſes eintraten, muß derſelbe ſeine Gattin Zippora und ſeine beiden Söhne Gerſon und Elieſer, die er mit nach Ägypten genommen hatte, (2 Moſ. 3, 20), einſtweilen zu ſeinem Schwiegervater zurückgeſchickt haben, um ihrer Sicherheit willen. Denn nachdem der Auszug glücklich vollbracht war, und ſich die Hebräer in der Nähe des Horeb gelagert hatten, führte Jethro ihm ſeine Familie wieder zu (2 Moſ. 18, 1 fg). Bei dieſem Beſuche brachte er auch dem Gotte Israels Brandopfer und genoß mit Moſe und den Älteſten des Volkes eine feierliche Opfermahlzeit. Außerdem ging er ſeinem Schwiegerſohne, welcher bisher ſich der Rechtspflege allein unterzogen hatte und ſich dadurch aufzureiben drohte, mit gutem Rathe an die Hand. Er foderte ihn nämlich auf, ſich mit andern redlichen Männern in die Geſchäfte zu theilen, zu dem Ende Beamte über größere und kleinere Abtheilungen des Volks zu ſetzen. Denn auf ſolche Weiſe würden die Recht Suchenden nicht über die Gebühr zu warten haben und Moſe's Kräfte zu dem ausreichen, was er ſich vorbehielte. Moſe ging auf dieſen Vorſchlag ein, und traf die Einrichtung, daß alles minder Wichtige durch die von ihm erwählten Vorſtände des Volks erledigt wurde und nur das Schwierige ſeiner Entſcheidung anheim fiel (2 Moſ. 18, 13 fg.). Jethro ging ſpäter in ſein Vaterland zurück (2 Moſ. 18, 26). Von dieſer Nachricht an ſchweigt der Pentateuch über dieſen Mann, bis wir 4 Moſ. 10, 29 fg. ganz unvorbereitet leſen, Moſe habe ſeinen Schwiegervater Hobab aus Midian aufgefodert, mit den Hebräern in das denſelben verheißene Land zu ziehen. Hobab weigert ſich und will in ſeinem Vaterlande bleiben; allein Moſe dringt in ihn mit dem Bedeuten, daß er bei ſeiner Kenntniß der arabiſchen Wüſte dem hebräiſchen Volke auf ſeiner Wanderung von großem Nutzen ſein würde, und unter den beſten Verſprechungen. Ob dieſe eindringliche Bitte bei Hobab Gehör fand, oder nicht, wird 4 Moſ. 10 nicht hinzugefügt [17]). Dagegen wird Richt. 1, 16 erzählt, die Kinder des Keniters [18]), des Schwiegervaters von Moſe, ſeien aus der Palmenſtadt heraufgezogen mit den Kindern Juda in die Wüſte (מִדְבָּר) Juda und hätten unter dem Volke gewohnt. Es wird daher wahrſcheinlich, daß Hobab ſich mit der Abtheilung des midianitiſchen Stammes, welche Keniter hießen, dem Zuge der Hebräer anſchloß. In Folge deſſen gelangte dieſe nach Paläſtina, erhielt einen ihrer nomadiſchen Lebensart entſprechenden Landſtrich im ſüdlichen Theile des Stammes Juda, die ſogenannte Steppe Ju-

7) Antiquitt. Judd. L. II. cap. 12. §. 1. 8) Cf. Mosis Libri quatuor Exodus, Leviticus, Numeri et Deuteronomium ex translatione *Jo. Clerici*. (Tub. 1733. fol.) p. 11 und *Rosenmülleri* Scholia in Exod. p. 34. 9) l. c. p. 11. 10) Auch J. S. Vater (Comment. üb. d. Pentat. 2. Th. S. 5) ſtellt dieſe Vermuthung auf. 11) So ſchon J. D. Michaelis in den Anmerk. für Ungelehrte zu ſeiner Überſetzung, im 3. Thle. S. 5. 12) Scholia in Exod. II, 18. (p. 34. ed. 3.) 13) Roſenmüller bemerkt, daß Michaelis dieſe Meinung aufſtelle. Allein in den Anmerk. zu 2 Moſ. 2, 18. 3, 1. 4, 18. 18, 1 fg. 4 Moſ. 10, 29. Richt. 1, 16. 4, 11, wo man dergleichen Angaben erwarten ſollte, findet ſich nichts davon. 14) Beiträge zur Einleit. ins A. T. 2. Bd. S. 179. 15) Für die Einerleiheit beider entſcheidet ſich auch Studer (Das Buch der Richter grammat. u. hiſtor. erklärt. S. 32). 16) Calmet, Bibl. Wörterb. 2. Th. S. 758 (teutſche Überſ.) gibt an, daß Moſe's Aufenthalt in Midian 40 Jahre gedauert habe; 2 Moſ. 3 ſteht jedoch nichts davon.

17) Willkürlich iſt Calmet's Bericht (a. a. O. S. 758. 759), Moſe habe ſeinen Schwiegervater Jethro erſucht, zu bleiben, um den Hebräern den Weg zu zeigen, dieſer es jedoch für ſeine Perſon abgelehnt, dagegen, wie man glaube, ſeinen Sohn Hobab dafür zurückgelaſſen. Dieſer ſei mit nach Kanaan gezogen, und habe von Joſua ſeinen Antheil des Landes erhalten. 18) Die griechiſche Verſion ergänzt hier in einigen Handſchriften Ἰωβάβ (Hobab), in andern aber Jethro, geleitet von dem richtigen Gefühl, daß der Text lückenhaft ſei. Studer (a. a. O. S. 32) zieht mit Recht die erſtere Lesart בְּנֵי חֹבָב הַקֵּינִי (die Söhne Hobab's, des Keniters) vor, hält aber הַקֵּינִי für ein Interpretament, ſodaß nur im Texte ſtand: בְּנֵי חֹבָב חֹתֵן מֹשֶׁה (die Söhne Hobab's, des Schwiegervaters von Moſe). Der Eigenname Hobab, meint er ferner, wurde dann durch das erklärende הַקֵּינִי (der Keniter) verdrängt.

Digitized by Google

da's [19]), und wohnte daſelbſt auch noch zur Zeit des Königs Saul (1 Sam. 15, 6. 27, 10) neben den Amalekiten (4 Moſ. 24, 21. 1 Sam. 15, 6). Eine einzelne Familie dieſer Keniten hatte ſich nach Richt. 4, 11 von den übrigen getrennt und zeltete im St. Naphtali. W. v. Göthe [20]) ſieht in Jethro den erfahrenen Führer der durch freie Übung ihrer Kräfte in Bildung weit über den Hebräern ſtehenden Midianiter, betrachtet ihn alſo als Prieſterfürſten. Einflußreich war dieſer freilich; ob er aber das eigentliche Oberhaupt geweſen, wie auch ſchon in alter Zeit behauptet worden, geht aus der bibliſchen Nachricht nicht deutlich hervor. Ferner ſtellt von Göthe die Hypotheſe auf, Jethro möge nicht blos das Beſte ſeines Eidams [21]) und der Israeliten, ſondern auch ſein eigenes und der Midianiter Wohl erwogen haben. Dem einſichtsvollen Manne habe nämlich nicht verborgen bleiben können, daß der Zug der großen Volksmaſſe, an deren Spitze Moſe ſtand, zunächſt den Weg durch die Beſitzungen der Midianiten nehmen, und welchem Schickſale die Völker ausgeſetzt ſein würden, auf welche ſie bei ihrer Wanderung zu ihren neuen Wohnſitzen ſtoßen möchte. Darum alſo habe er „ſeinem Schwiegerſohn den geraden und beſten Weg verleidet, und ihn dagegen zu dem Wege quer durch die Wüſte beredet." Beſtärkt ſoll dies dadurch werden, daß „Hobab nicht von der Seite ſeines Schwagers weicht, bis er ihn den angerathenen Weg einſchlagen ſieht, ja ihn ſogar noch weiter begleitet, um den ganzen Zug von den Wohnorten der Midianiter deſto ſicherer abzulenken." Dieſe vermeintliche Thatſache iſt aber blos aus Luther's falſcher Überſetzung (Schwager ſtatt Schwiegervater) gefolgert. 4 Moſ. 10, 29 enthält vielmehr nur Nachricht von einem zweiten Beſuche, welchen der Schwiegervater Moſe's dieſem machte; oder es iſt eine andere Überlieferung über denſelben Beſuch, welchen 2 Moſ. 18 erzählt. Im letztern Falle erklärt ſich die Anwendung verſchiedener Namen (4 Moſ. Hobab und 2 Moſ. Jethro) und das Verlegen der Begebenheit in etwas verſchiedene Zeiten noch natürlicher und einfacher, als bei der erſtern Vorausſetzung. Der Plan Jethro's, wie ihn v. Göthe ſich dachte [22]), erſcheint demſelben „zwar als nicht ganz uneigennützig, aber doch auch als nicht ganz verrätheriſch." Es ſei aber erfolgt, was Jethro vorſichtig abzuwenden geſucht, indem die Midianiter in ihren ſchönſten Beſitzungen angegriffen und vertilgt worden [23]). Die Bibel ſpricht nur von Verbindung der Familie Jethro's (Hobab's) mit Moſe und den Hebräern, und dieſe erhielt ſich durch die folgenden Zeiten, ſodaß die von Hobab abſtammenden Keniten unter den Hebräern lebten (Richt. 1, 16. 4, 11. 1 Sam. 15, 6. 27, 10).

Bei den ſpätern Juden finden ſich allerlei Fabeln über Jethro. Sie behaupten, er ſei ein Beamter Pharao's geweſen und habe ſich bemüht, ihn milder gegen die Hebräer zu ſtimmen, aber vergeblich, weil Bileam den König zu entgegengeſetzten Maßregeln zu bringen gewußt habe. In Folge davon, fabeln ſie weiter, habe ſich Jethro in das Land Midian begeben, aber einen am ſechsten Schöpfungstage erſchaffenen Stab aus Sapphir mit ſich genommen, welcher von einem der Patriarchen an den andern vererbt und endlich an Pharao gelangt ſei. Dieſen unverſehrt erhaltenen Stab habe er in ſeinem Garten gepflanzt, aber nicht vermocht, ihn wieder herauszuziehen, bis Moſes zu ihm kam und durch Ausſprechen des göttlichen Namens es bewirkte. Ebendeswegen ſoll er nach ihnen ihm ſeine Tochter zur Gattin gegeben haben. Dies iſt dann der Stab des Moſes, womit er die im Pentateuch von ihm erzählten Wunder verrichtete. Endlich behaupten ſie auch die Abfaſſung des Abſchnittes, welchen ſie Jethro nennen, durch Moſe's Schwiegervater [24]).

Die arabiſche Überſetzung des Saadias vom Pentateuch ſetzt 2 Moſ. 18, 1 fg. Schoaib (شُعَيْبٌ) ſtatt Jethro, während ſie Cap. 3, 1 und 4, 18 Jatru (يَثْرُو), offenbar eine Nachbildung des hebräiſchen Jithro (יִתְרוֹ) darbietet. Demnach identificirt Saadias den midianitiſchen Prieſter Jethro mit Schoaib, welcher im Islam zu den alten Propheten gerechnet und als ſolcher ſchon im Koran, nämlich in der Sure A'râf (oder der ſiebenten) erwähnt wird [25]). Das Nähere über deſſen Geſchichte ſ. unt. Schoaib. *(A. G. Hoffmann.)*

JETICA iſt nach Markgraf der braſiliſche Name der Batate (Convolvulus Batatas). *(A. Sprengel.)*

JETIMET (يتيمة, die Waiſe, oder Perle) iſt eine der berühmteſten poetiſchen Blumenleſen der Araber, von einem ihrer ausgezeichnetſten Sammler veranſtaltet.

> Die Verſe der Gedichte in der Perle (Jetimet) enthalten jungfräuliche Gedanken aus alter Zeit;
> Geſtorben ſind die Dichter, ihre Geſänge überleben ſie, deshalb heißt das Werk die Verwaiſte (Jetimet),

ſingt ein Dichter im Ibn Challekhân zu Lobe des Werkes, deſſen vollſtändiger Titel ſo lautet: „Die koſtbarſte Perle des Jahrhunderts, enthaltend Lobſprüche auf die Zeitgenoſſen." Zugleich iſt es die berühmteſte Schrift ihres Verfaſſers Abu Manſur Abdu'lmelik Ben Muhammed Ben Ismail Thealebi aus Niſabur, der 961 geboren ward und um 1038 ſtarb (entweder 429 oder 430 der Fl.). Jones (Comment. Poes. Asiat. p. 354—355) beſchreibt das Werk als eine beſonnene Auswahl des Vortrefflichſten, was die Poeſie der Araber aufzuweiſen hat. Auch Abulfeda (Ann. Isl. III, 99) erwähnt es, und Frey-

19) Vgl. Studer a. a. O. S. 33. *Rosenmülleri* Scholia ad Jud. I, 16. (p. 23.) 20) In der Abhandlung des weſtöſtlichen Divans: Israel in der Wüſte (vollſtänd. Ausg. letzter Hand in 12. 6. Bd. S. 167 fg.). 21) Durch ein kleines Verſehen ſteht (a. a. O. S. 168) Schwäher ſtatt Eidam. 22) a. a. O. S. 171. 172. 23) Es wird offenbar auf 4 Moſ. 31 Rückſicht genommen.

24) Vgl. Calmet's Bibl. Wörterb. 2. Th. S. 759 (teutſch überſ.) und die von demſelben angeführten Quellen dieſer läppiſchen Fabeln. 25) d'Herbelot (Bibliothèque orientale III, 273. 4. Th. S. 192. 193 d. teutſch. überſ.) verbreitet ſich ziemlich ausführlich über ihn, und nach ſeiner Schilderung auch Calmet a. a. O.

Digitized by Google

tag (Sel. ex hist. Halebi) hat (p. 139) einen kleinen Auszug aus demſelben. Sonſt befindet ſich das Werk in vielen Bibliotheken Europa's, aber leider faſt überall unvollſtändig, ſo im Escurial (Casir. Nr. 348 und 349, nur die drei erſten Theile), in Leyden (Catal. bibl. Lugd. Bat. 1691 und 92), in Oxford (Nr. 805. 822.), in Paris (Nr. 1370), Gotha (Nr. 548 nur die Hälfte des Ganzen) und in Wien, wo ſich ebenfalls nur der erſte Band oder die beiden erſten Abtheilungen, nämlich eine Schilderung der Dichter Syriens, Ägyptens, aus der Familie Hemdan's, dann des babyloniſchen Irak und des dilemitiſchen Reiches mit Proben ihrer Dichtungen befinden. Jede dieſer Abtheilungen zerfällt wieder in zehn Capitel, deren Inhalt der Unterzeichnete im Originale in ſeinem Buche „Der vertraute Gefährte des Einſamen" (Vorrede xxi fg.) angegeben hat. Daſelbſt wird auch aus Hadschi Chalfa nachgewieſen, daß es theils ſelbſt eine Fortſetzung eines frühern Werkes war, theils wiederum mehrfach fortgeſetzt ward. Das Werk, welches man auch in der neueſten Zeit nicht unbeachtet gelaſſen hat, wird übrigens erſt ſeine völlige Anerkennung finden, je mehr es zugänglicher gemacht wird. Auch iſt der Styl in demſelben zwar etwas hochtrabend, allein das darin herrſchende Urtheil geſund, zumal wenn man das poetiſche Gewand, in welches es gehüllt iſt, von dem Kerne, der tiefer liegt, gehörig zu unterſcheiden weiß. (*Gustav Flügel.*)

JETIMI. 1) Der türkiſche Dichter aus Conſtantinopel, der eigentlich Ali hieß und der Sohn eines Turnadſchibaſchi (oder Kranichjägers) war. Zuerſt Janitſchar zu Hauſe und im Felde, dann 15 Jahre Derwiſch Chalwati im Kloſter des Scheichs Dſchemal, ſpäter ruhig in einem Hauſe am Friedhofe des Scheichs zu Südlidſche lebend, verliebte er ſich in eine fränkiſche Sklavin, war aber dabei ſo arm, daß ihn der Secretair des Arſenals Sidi Ali Tſchelebi unterſtützte und auf die Flotte nahm. Mit dem Danke für dieſe Wohlthaten in einigen Caſiden verband er jedoch von Neuem die Klage über ſeine Armuth, worauf ihm Sultan Soleiman die Stelle eines Silihdar oder Waffenträgers mit 15 Aſpern zuerkannte. Nach den Feldzügen dieſes Sultans kam er nach Conſtantinopel zurück, verlor aber ſeinen Sold, bis ſich Chaired-din Paſcha (Barbaroſſa), von den Anlagen des Dichters unterrichtet, ſeiner erbarmte und ihm mit 5000 Aſpern zugleich eine Sklavin ſchickte, als Preis dieſer Wohlthat aber ſeine Thaten von ihm beſungen wünſchte. Der Dichter ging ans Werk, ſein Gönner aber ſtarb eher, als er vollenden konnte. Er ſelbſt ſtarb ebenfalls 960 (d. i. 1552 n. Chr.). Von Hammer-Purgſtall gedenkt ſeiner in ſeiner Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt (II. S. 264 fg.), und gibt zugleich einige Proben ſeiner Dichterweiſe. Hadſchi Chalfa erwähnt übrigens eine Gedichtſammlung (Diwan) deſſelben. — Ebenſo erwähnt von Hammer-Purgſtall (III. 462)

2) Jetimi, den Sohn des Dichters Haſchimi Seid Muhammed Efendi, der im J. 1000 (1591 n. Chr.) ſtarb. Dieſer Dichter wechſelte in ſeinen Anſtellungen bei mehren Medreſen (von der Medreſe des Siawuſchpaſcha, wo er 1632 angeſtellt worden, ging er 1634 an die Esdhalije und 1641 an die des Ghasneferaga), ward 1644 Richter von Belgrad, 1647 Richter von Magneſia, 1650 von ſeiner Vaterſtadt Scutari mit dem Range eines Richters von Medina, dann von Smyrna, und erhielt ſpäter dazu den Rang eines Richters von Bruſa. Im J. 1656 bekam er Edremid als Gerſtengeld, und nachdem er 1662 noch Richter von Galata geworden, wurde er im folgenden Jahre abgeſetzt und lebte bis zu ſeinem Tode (1665) in Zurückgezogenheit. Bei Hammer-Purgſtall findet ſich ein Ghaſel als Probe ſeiner Dichtkunſt. (*Gustav Flügel.*)

Jetissen (Geogr.), ſ. Jetsissen.

JETON, JETTON, nach alter Schreibart Jecton [1]). Man verſteht unter dieſem Worte theils eigentliche Zahl- oder Rechenpfennige, theils kleine, medaillenartige Münzen, welche von Regierungen, Akademien u. ſ. w. am Neujahrstage oder bei andern feierlichen Gelegenheiten vertheilt wurden. Den Urſprung der eigentlichen Jettons haben wir darin zu ſuchen, daß man frühzeitig anfing, an die Stelle der Steinchen, deren man ſich beim Rechnen bediente, kleine Metallſtücke treten zu laſſen, welche man einfach durch eine Blume, einen Kranz, ein Kreuz u. ſ. w. verzierte. Zu nahe lag dabei der Gedanke, die Rechenpfennige den Münzen, welche ſie gewiſſermaßen vertraten, ähnlich zu machen, und dies geſchah wirklich unter dem burgundiſchen Herzog, Philipp dem Guten, indem man auf den für die herzogliche Rechenkammer beſtimmten Jettons das burgundiſche Wappen, Namen und Titel des Fürſten, ſowie irgend einen auf das Rechnen Bezug habenden Spruch anbrachte. Mieris [2]) führt zwei ſolcher Jettons an, deren erſterer vom J. 1467 auf dem Avers das burgundiſche Wappen mit der Umſchrift: VIVE LE Nob.le. Du C. CHARLES D.e BourG.ogne Z. d.e. BR.abant, auf dem Revers das Wappen von Antwerpen mit der Legende: IECT.on D.e LA. MO.nnoye. D.e BRA.bant A. ANVRS. hat. Auf dem zweiten vom J. 1468 ſieht man auf der einen Seite eines der Feuereiſen, aus welchen das goldene Vließ zuſammengeſetzt iſt, mit dem burgundiſchen Wappen und der Umſchrift: VIVE. BOVRG.ogne AV. NOBLE. DVC., auf der andern Seite erblickt man den heiligen Andreas mit dem Kreuze, der getheilten Jahrzahl und der Legende: JECT.on Pour. LES. MAIST. res DE. LA. MO.nnoyé A. BBVS.es. Bald darauf benutzte man die Jettons theils um Zeitbegebenheiten zu verewigen, theils um auf Zeitverhältniſſe einzuwirken. Sie erhielten deshalb hierauf Bezug habende Sinnbilder, Um- und Inſchriften. So ließ die Provinz Seeland 1562 bei dem Ausbruche der niederländiſchen Unruhen zu Antwerpen einen Jetton ſchlagen, welcher auf dem Avers den im Schiffe ſchlafenden Heiland mit der Umſchrift: DOMINE. SALVA. NOS. PERIMVS. 1562., — über ihr befindet ſich das ſeeländiſche Wappen, — auf dem Revers

1) Abzuleiten iſt dieſes Wort, welches auch unter anderem rechnen, zuſammenrechnen heißt, von jeter, jetter, latein. jactare, daher jectes, jecton. 2) ſ. deſſen mit tauſend Münzen beſtärkte Hiſtorie der niederländiſchen Fürſten. 1. Th. 2. Bd. S. 95 und 98.

Digitized by Google

aber den auf einem Seepferde in den ſtürmiſchen Meereswogen reitenden König mit der aus Pſ. 77. V. 20 genommenen Legende: IN. MARI. VIA. TVA. ET. SEMITAE. TVAE. IN. AQVIS. MVLT.is zeigte, und auf einem andern Rechenpfennig vom J. 1565 erblickt man ein maſt- und ſegellos auf dem Meere herumtreibendes Schiff mit der Umſchrift: INCERTVM. QVO. FA. TA. FERENT. 1565., auf der andern Seite ſieht man die Hoffnung mit der Legende: SPES. ALMA. SVPEREST [3]). Der erſte holländiſche Jetton zum Andenken der errungenen Freiheit iſt vom J. 1573. Der Avers zeigt eine mit einem großen Hute bedeckte, ſitzende Weibsperſon, welche in der Rechten ein blankes Schwert hält und von einem ſtarken von Weiden durchflochtenen Pfahlzaune [4]) umgeben iſt. Darunter das holländiſche Wappen mit der Legende: LIBERTAS PATRIAE 1573. Auf dem Revers jagt ein Schäfer einen Bock davon, welcher den Schafen die Milch ausſaugen will. Umſchrift: DIFFVGITE. CAPRIMVLGI [5]). Von Holland und Burgund nahm Frankreich die Jettons an und die Fabricirung derſelben wurde hier bald ſo in das Große getrieben, daß die meiſten Länder ihren Bedarf daher bezogen. Die franzöſiſchen Jettons zeichnen ſich größtentheils durch ein gefälliges, ſchönes Gepräge aus. Man ſieht auf ihnen bald den Kopf der Könige mit dem Titel und Wappen, bald hiſtoriſche, mythologiſche oder allegoriſche Vorſtellungen, deren nähere Auseinanderſetzung zu weit führen würde. Auch die Teutſchen haben die Jettons frühzeitig angenommen und Nürnberg und Fürth lieferten jährlich viele Tauſende derſelben, Anfangs mit dem franzöſiſchen Gepräge. Jetzt werden auch viele in Wien, Berlin und andern Städten geprägt und man bedient ſich ihrer hauptſächlich als Spielmarken, daher ſich auch die auf ihnen befindlichen Darſtellungen und Inſchriften meiſt auf das Spiel beziehen, in welchem ſie noch ihrer urſprünglichen Beſtimmung gemäß angewendet werden. Von den Jettons als Rechnen- oder Zahlpfennigen muß man diejenigen Jettons unterſcheiden, welche, wie wir ſagten, Regierungen, Akademien u. ſ. f. an die Beamten oder die akademiſchen Mitglieder bei gewiſſen Gelegenheiten vertheilten. In Holland verordneten die Generalſtaaten 1578, wie Bizot berichtet, daß jährlich eine gewiſſe Anzahl ſilberner und kupferner Jettons mit paſſenden Emblemen und Inſchriften geprägt und am Neujahrstage unter die Mitglieder der verſchiedenen Collegien vertheilt werden ſollten. Dieſe Verordnung, welche jedoch erſt 1592 recht in Kraft trat, erhielt ſich bis 1642, wo man an der Stelle der Jettons 2071 holl. Gulden zu vertheilen anfing. Auch in Frankreich ließ früher die Regierung ſolche Jettons prägen und als Geſchenke ausgeben, und man findet eine große Anzahl derſelben beſchrieben im Numophylacio Ehrencroniano p. 234–250. In Paris hatten die mediciniſche Facultät, ſowie andere Collegien das Recht, alle zwei Jahre Jettons mit dem Bildniſſe ihres Dekans, ſowie mit dieſes und ihrem Wappen prägen und vertheilen zu laſſen, und man nannte daher in Paris ſpottweiſe diejenigen akademiſchen Glieder, welche die Verſammlungen nur der Jettons wegen beſuchten, Jettoniers [6]). Bei Köhler in ſeiner wöchentlichen hiſtoriſchen Münzbeluſtigung findet ſich B. XIII. S. 337 ein von der mediciniſchen Facultät ausgegangener Jetton. Der Avers zeigt den Kopf des Dekans Guy Patin unter der Umſchrift: M.essire GVY PATIN. DOIEN. 1652, im Abſchnitte FELIX. QVI. POTVIT. sc. rerum cognoscere causas. Auf dem Revers ſieht man das Facultätswappen, nämlich drei von der Sonne beſtrahlte Störche mit Lorbeerzweigen in dem Schnabel. Umſchrift: VRBI. ET. ORBI. SALVS. Im Abſchnitt FACVL. MEDIC. Paris 1652 [7]). Man hat übrigens Jettons aus Gold, Sil-

3) Auf eine ähnliche Weiſe ließ Heinrich von Brederode, um ſeinen Landsleuten Muth zu machen, in der ihm gehörigen Stadt Vianden (Vienne) einen Jetton ſchlagen, auf deſſen Avers man die ein blankes Schwert haltende Hand des Mucius Scävola in Feuerflammen mit der Umſchrift: AGERE. AVT. PATI. FORTIORA. 1565 erblickt. Auf der Rückſeite ſieht man zwei ſich durchkreuzende Lorbeerzweige, einen Flammen werfenden, wilden Schweinskopf mit der Beiſchrift: ETSI. MORTVVS. VRIT. und die Unterſchrift: CALC.ulus. VIAN.ae. 4) Mit dieſem Pfahlzaune hat es nach Cornelis van Alkemade's Bericht in den goldenen und ſilbernen gangbaren Pfennigen der Grafen von Holland folgende Bewandtniß. Graf Wilhelm VI. belagerte 1406 das Schloß Hageſtein, erbaute deshalb an beiden Ufern des Leeks Blockhäuſer und ſperrte den Fluß durch einen ſtarken Pfahldamm. Nichtsdeſtoweniger hielt ſich das Schloß — die Belagerung hatte im Sommer angefangen — bis in den Winter und Wilhelm konnte die tapfere Beſatzung nur dadurch zur Übergabe zwingen, daß er das Schloß mit einem von Weiden geflochtenen dichten Zaune umgab und ſo alle Zufuhr unmöglich machte. Die Freude über das Gelingen ſeiner Abſicht bewog ihn, dieſen Zaun in ſeinem Siegel und auf ſeinen Münzen anzubringen, und die Staaten Holland und Weſtfriesland behielten dies ſpäter bei. 5) Bizot hat in ſeiner 1687 zu Paris herausgegebenen Histoire métallique de Hollande mehre Jettons in vergrößertem Maßſtabe als Medaillen abbilden laſſen. Dadurch entſtand nach Gerard von Loon der Irrthum, daß man in der von Peter Mortier 1688 beſorgten holländiſchen Ausgabe dieſes Werks ſowol, als in der ſpätern dritten franzöſiſchen Ausgabe von 1691 nicht nur die Bizot'ſchen, ſondern auch die wirklichen Jettons in ihrer natürlichen Größe abgebildet findet, was leicht zu der Annahme verleiten kann, als hätte es nicht nur Medaillen, ſondern auch Jettons von einerlei Gepräge gegeben, was nie der Fall war.

6) Colbert, der Mann aller Mittel, mußte auch ein Mittel ausfindig machen, um die Unkoſten für die 40 Jettons, welche bei jeder Verſammlung unter die Mitglieder der Académie françoise vertheilt wurden, zu beſtreiten. Vgl. Köhler 13. Bd. a. a. O. S. 406. Auch unter die Mitglieder der Akademie des Inscriptions et des belles lettres wurden auf Befehl Ludwig's XIV. 40 Jettons mit der Umſchrift Vetat mori vertheilt. 7) Cf. *Charles Patin* in Introduct. ad histor. numismat. Cap. XIV. p. 98. Guy Patin ſagt Tom. I. lettre LXIX. p. 175: „Voici le tems de nos Licens, auxquelles de deux en deux ans on fait des Jettons pour donner à nos docteurs. La coûtume étoit d'y mettre les armes du Doyen d'un côté et de l'autre celles de la Faculté. J'ay retenu les dernières, mais au lieu d'y mettre celles de ma famille qui sont de gueles au chevron d'or accompagné de deux étoiles d'argent en chef et d'une main de même en pointe, j'y ay fait mon portrait.“ Auch die berliner und pfälziſche, ſowie andere Akademien, ſchlugen ſolche Jettons. Der Jetton der erſteren Akademie zeigte eine Landſchaft mit einem entblätterten Bäumchen, eine Aloe und in der Ferne Ruinen von Alterthümern, in der Luft einen gegen drei Sterne ſich erhebenden Adler mit der Umſchrift: cognata ad sidera

Digitized by Google

ber, Kupfer, Eiſen u. ſ. w., die meiſten jedoch und gewöhnlichſten werden aus Meſſing verfertigt. Um das J. 1806 erſchienen ſolche Jettons, welche Hinſichts der Größe und des Gepräges den preuß. Friedrichsd'or ſehr ähnlich waren und manchen Betrug veranlaßten. Vgl. die Art. **Rechenpfennig, Spielmarken, Zahlpfennig.**

(G. M. S. Fischer.)

JETRA, eine feſte Stadt Vorderindiens in der Provinz Gujerat, liegt unter 24° 37′ nördl. Br. und 72° 12′ öſtl. L. von Greenwich und fünf teutſche Meilen öſtlich von der Stadt Theraud. Sie gehört einem kleinen unabhängigen Rajputenhäuptling, der im J. 1809 eine Militairmacht von 700 Mann unterhielt, mit denen er häufig in den benachbarten Dörfern der Pergunnah Theraud Brandſchatzungen erhob. *(J. C. Schmidt.)*

JETSCHA, ungar. Jécsa, ſlaw. Geca. 1) Groß-J., ungar. Nagy-J., ſlaw. Welka-J., ein der königl. ungar. Kammer gehöriges großes Dorf, im Banate, im nagyſzent-mikloſer Gerichtsſtuhle der torontaler Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, in der großen ungariſchen Ebene an der von Kis-Kaniſa nach Temesvár führenden Poſtſtraße gelegen, vier teutſche Meilen von der letztern Feſtung entfernt, mit 281 Häuſern, 2087 teutſchen Einwohnern, welche Feldbau treiben, außer 19 Griechen, 17 Juden und 5 Proteſtanten, ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen katholiſchen Pfarre, die zum cſanader Bisthume gehört, einer katholiſchen Kirche und einer Schule. Das Dorf wurde im J. 1769 mit 200 Familien neu angepflanzt. 2) Klein-J., ungar. Kis-J., ſlaw. Mala-G., ein dem Biſchofe von Agram gehöriges, in der Nähe des vorigen gelegenes, von der Poſtſtraße ½ M. gegen Süden entferntes Dorf, mit 140 Häuſern, 1066 teutſchen Einwohnern, die bis auf 17 Griechen, ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen katholiſchen Pfarre des cſanader Bisthums, einer katholiſchen Kirche und einer Schule. Klein- oder Neu-Jetza wurde auch zu derſelben Zeit mit 150 Familien angepflanzt, welche nach Lichtenſtern aus Lothringen kamen. *(G. F. Schreiner.)*

JETSCHOWITZ, 1) böhm. Gecowice, ein zur Domcapitularherrſchaft Wranay gehöriges, 1¼ Stunde ſüdweſtlich von dem Städtchen Budin, auf einer Anhöhe am linken Ufer des Mſchenobaches gelegenes Dorf im rakonitzer Kreiſe Böhmens, mit 25 Häuſern und 136 Einwohnern, einer katholiſchen Localie, welche im J. 1763 von dem damaligen budiner Dechanten, Leopold Lauſker, geſtiftet wurde, einer im J. 1783 erbauten Kirche, einer Schule und einem Wirthshauſe. Die hieſige Localie gehört zum Vicariatsdiſtricte von Budin der prager Erzdiöceſe; zu ihrem Sprengel, in welchem ſich im J. 1831 1058 Pfarrkinder befanden, gehören die Dörfer Jetſchowitz, Godbratitz, Bochdol, Redhoſcht und Lauizka. Das Patronatsrecht über ſelbe, ſowie über Kirche und Schule, ſteht dem Fürſten von Dietrichſtein, Beſitzer der Herrſchaft Libochowitz und Budin, zu. Die der heiligen Barbara geweihte Kirche war in ältern Zeiten bis zum J. 1763 eine Filialkirche der budiner Dechanten, wurde im letzteren Jahre umgebaut, und enthält ein ſchönes Altarbild ein aus einem einzigen Stück Elfenbein ſehr kunſtreich gearbeitetes Crucifix eines unbekannten Meiſters. Grabmäler der Familie von Friedberg und eine alte mit Inſchriften verſehene Glocke. An dieſem Dorfe hat auch die fürſtlich Dietrichſtein'ſche Herrſchaft Budin einen Antheil. Bei der im J. 1783 vorgenommenen Abgrabung des an den Kirchhof ſtoßenden Weges wurde ein alter merkwürdiger Gottesacker aufgefunden. Höchſt auffallend war bei den meiſten hier gefundenen Gerippen die erſtaunliche Dicke und Stärke der Schädel und Zähne.

2) Auch Jetzowitz, ſlaw. Jecowice, und Gecowice, ein zu der Herrſchaft des prager Domcapitels Wrana gehöriges Dorf im rakonitzer Kreiſe des Königreichs Böhmen, mit einer eigenen katholiſchen Localkapellanei von (1831) 1058 Seelen, welche zum budiner Vicariatsdiſtricte des prager Erzbisthums gehört und unter dem Patronatsrechte der budiner Obrigkeit ſteht, unter die auch ein Anſäſſiger gehört, einer der heiligen Barbara geweihten kleinen Kirche, einer Schule und einem Wirthshauſe. In der Nähe befindet ſich das Bad Mſcheno.

(G. F. Schreiner.)

JETSEGEN. So heißt eine der fünf großen Landſchaften, worin die japaniſche Inſel Niphon, nach der Robert'ſchen, von Haſſel beibehaltenen Eintheilung, getheilt iſt. In der ältern Kämpfer'ſchen Eintheilung aber, für welche ſich Klaproth entſchieden hat, findet ſich dieſe Landſchaft nicht. Sie nimmt den mittlern Theil dieſer Inſel ein, grenzt im Norden an das japaniſche Meer, im Oſten an die Landſchaft Quanto, im Süden an den großen Ocean, im Weſten an die Landſchaft Jetſen und zerfällt in die neun Fürſtenthümer Iga, Iro oder Isgu, Owari, Mino, Jetſiſſen, Jeëtſu oder Jaëſſigu, Kanga oder Kasju, Noto und Sado, welches letztere aus der im japaniſchen Meere gelegenen Geſtadeinſel gleiches Namens beſteht.

(Klaehn.)

JETSEN, eine der fünf großen Landſchaften, worin nach der Karte von Robert, welcher auch Haſſel gefolgt iſt, die japaniſche Inſel Niphon getheilt iſt. Die ältere ganz abweichende Eintheilung von Kämpfer dagegen, die neuerlich Klaproth wieder aufgenommen hat und die auch wir vorziehen zu müſſen glauben, hat dieſe Landſchaft nicht. Sie grenzt im Norden an das japaniſche Meer, im Oſten an die Landſchaft Jetſegen, im Süden an den großen Ocean, im Weſten an die Landſchaft Jamaiſoit, und zerfällt in die Fürſtenthümer Omi oder Gosgu, Wakaſa, Tango oder Tansju, Taſima, Tanba, Farima, Xima oder Sisjo, Kunokuni oder Kijnokumin, Awaſi (eine Inſel im Buſen von Oſaka) und die kaiſerlichen Reſervatgebiete (Gokinais) Jamatſuro, Sitzo, Kawadſi, Jamatto und Idſumi. *(Klaehn.)*

Jetsingo, Jetsingu, ſ. **Jeësju.**

JETSISSEN, YETSISSEN, JETISSEN, oder

---

tendit. Der von der pfälziſchen zeigt einen antiken Tempel mit Porticus, im Vordergrunde einen Januskopf zwiſchen einer Sphinx und auswärtigen Pflanzen und die Legende rimatur utrimque. Außerdem bediente man ſich auch der Jettons zuweilen als Auswurfmünzen bei Vermählung fürſtlicher Perſonen ꝛc.

Digitized by Google

JEËTSJU, Fürſtenthum oder Provinz in der Landſchaft Fukurokudu (d. i. der Weg der nördlichen Diſtricte) *) auf der japaniſchen Inſel Niphon. Es iſt von den Fürſtenthümern Kaga, Jeëtſu, Fida, Sinano und dem japaniſchen Meere umgeben, und iſt nach Kämpfer (I. 90) von Norden nach Süden drei Tagereiſen lang. Die Südſeite des Landes iſt gebirgig, die Nordſeite aber eben, ſehr fruchtbar, und nach Kämpfer reich an Getreide, Hülſen- und Gartenfrüchten. Andere Producte ſind nach Klaproth Blei, Papier in verſchiedenen Sorten, Tuche, Seiden- und Baumwollenwaaren, Hüte von Kräuterfaſern gewebt, Wetzſteine, Öl aus dem Samen von Dryandra cordata, und viele Fiſche. Längs der Küſte des japaniſchen Meeres erſtreckt ſich der See Jetſiſſen, welcher in Norden von der Provinz Kaga begrenzt wird. In der Nähe dieſes Sees, etwa unter 36° nördl. Br., liegt der Vulkan Sira-yama (d. i. der weiße Berg), oder Kosi no Sira-yama (d. i. weißer Berg des Landes Koſi), deſſen merkwürdigſte Ausbrüche in den Jahren 1239 und 1254 ſtatt hatten. Durch v. Siebold (Nippon Archiv. 17. Heft S. 53) erfahren wir, daß, obgleich ſeine Höhe nur circa 7700 par. Fuß über dem Meere beträgt, er doch mit ewigem Schnee bedeckt iſt, während der kaum ein Grad ſüdlicher, aber auf der Südoſtküſte der Inſel gelegene höchſte Berg Japans, nämlich der Fuſi-no yama, bei einer abſoluten Höhe von 11,482 par. Fuß Monate lang unbeſchneiet emporragt. Das Fürſtenthum zerfällt übrigens in die 12 Diſtricte: Tſuruga, Nibu, Jsmadats, Asjiba, Dono, Sakai, Kuroda, Ikingami, Takakida, Joëdſida, Sakagita und Naandſio, und in ſeinem Umfange liegen die Städte: Fukie, Fu-tſcheu, Maru-öka, Dono, Sabaſe und Katſu-yama. (*Klaeku.*)

Jetsin (Geogr.), ſ. Jeëtsu.

JETT von Münzenberg, ein jetzt den gräflichen Charakter führendes Geſchlecht im Königreiche Baiern, beſaß früher die Burgmannſchaft des Schloſſes Münzenberg. Erſt im Anfange des 15. Jahrh. erſcheinen deſſen Mitglieder in Urkunden, und im Anfange des 16. iſt man erſt im Stande eine genealogiſche Stammfolge zu entwerfen. Eberhard und Chriſtoph kommen als Beſitzer von Eppolsheim und Hanum vor. Erſterer war verheirathet mit einer Kappler von Oedt, genannt Bautz, und hatte zwei Söhne, Johann Friedrich, Domherr zu Worms und Johann Chriſtoph († 1609), welcher mit Margaretha von Altorf, genannt Krobsberg, und nach deren Tode mit Anna Maria von Knobloch ſein Geſchlecht durch drei Söhne fortpflanzte, nämlich: 1) Johann Chriſtoph II.; er wurde zu Wüſtenbroel ermordet und hinterließ nur eine Tochter, Margaretha Juliane, welche ſich mit Johann Georg von Schönborn vermählte. 2) Johann Friedrich; er ſtarb als heſſiſcher Oberſtlieutenant 1629. 3) Johann Karl, heſſiſcher Kammerjunker; er verheirathete ſich 1590 mit Anna von Schlieben, die ihm einen Sohn und eine Tochter gebar. Letztere, Agneſe, trat in das Kloſter Oberwerth bei Coblenz und ſtarb daſelbſt als Kellnerin im 57. Jahre ihres Alters (1667). Erſterer aber, Johann Karl II. (geb. 1606, † 1674) erzeugte mit zwei Frauen, Anna Eliſabeth Knobloch und Anna Eva Beyer von Pelhofen 19 Kinder, von denen drei, nämlich: Johann Otto, Johann Hartmann und Johann Michael ihr Geſchlecht fortpflanzten; zwei aber, nämlich: Johann Philipp und Johann Ernſt in kaiſerlichen Dienſten bei der Belagerung von Ofen (1689) blieben und endlich Eva Maria Kloſterfrau zu Eibingen im Rheingau wurde (1689). Die Linie von Johann Otto, fürſtl. würzburgiſchem Hauptmanne, der in ſeinem 45. Jahre bei der Belagerung in Philippsburg 1677 ſein Leben verlor, blüht noch jetzt, während die beiden andern im Anfange des 18. Jahrh. erloſchen ſind. Johann Otto hatte mit Maria Kunigunde von und zu der Tann zwei Söhne und vier Töchter erzeugt, wovon zu bemerken: Peter Philipp, Kanonikus zu Sieburg (1704), Eva Juliane, die mit Maximilian, Freiherrn von Frauenhofen, vermählt war, und Johann Georg Hartmann (geb. 1666, † 1730). Der letzte war kurcölniſcher Kämmerer, Geheimerath und Oberſtallmeiſter, und wurde vom Kaiſer Leopold in den Reichsfreiherrenſtand erhoben, war mit Anna Eliſabeth Gertraud, Freiin von Padberg, vermählt, in welcher Ehe er einen Sohn erzeugte, der als herzogl. würtembergiſcher Kämmerer und Generalmajor im ſiebenjährigen Kriege ſich durch ſeine Tapferkeit ſehr bemerkbar gemacht hat. Deſſen einziger Sohn, Wilhelm Karl Freiherr von Jett zu Münzenberg, herzogl. würtembergiſcher Kämmerer, fürſtl. Thurn- und Tariſcher Geheimerath und Oberſtallmeiſter, wurde 1799 vom Kurfürſten Karl Theodor in den Grafenſtand erhoben. Endlich der Sohn von dieſem, Alexander Ferdinand Karl Graf von Jett, beſitzt die Hofmark Ezerberg im Regenkreiſe.

Das Wappen: im rothen Schilde zwei ſilberne über einander gelegte Glücksruthen. Auf dem Helme liegt rücklings ein ſchwarzes Horn mit rother Mündung und einem in die Höhe ſtehenden umſchlungenen Ringe, worauf eine rothe Hahnenfeder ſteckt. (*Albert Frhr. von Boyneburg-Lengsfeld.*)

Jettan (Bibl. Geogr.), ſ. Jutta.

JETTEN (Joten), die Rieſen, ſ. Jötnar. Der Urrieſe Aurgelmer (Aurgelmir), welcher auf Jetten verwieſen worden, iſt unter dem Namen Orgelmir nachzuſehen. (*R.*)

Jettenbühel, ſ. im Art. Heidelberg.

JETTHA von JETTHENBÜHL (Jettenbühel), ſoll eine berühmte, als Göttin verehrte Weiſſagerin geweſen ſein. Über ſie will Hubert Thomas Leodius zu Heidelberg von dem Alterthumsforſcher Johann Berger aus einem Buche mit ſehr alten Schriftzügen [1]) folgende Überlieferungen [2]) erhalten haben: „Zur Zeit, als die Jungfrau Weleda bei den alten Bructern herrſchte, bewohnte eine Alte, welche Jettha hieß, den Hügel, auf

*) Nach Robert's Karte in der Landſchaft Jetſegen.

1) Libello vetustissimis characteribus descripto. 2) *H. Th. Leodius*, De Heidelbergae antiquitat. als Anhang zu deſſelben Schriftſtellers Annalium de Vita et Rebus gestis illustr. Princ. Friderici II. Com. Palat. libris IV, Frankfurt 1624 gedruckt, theilt jene Erzählung S. 296 mit.

Digitized by Google

welchem jetzt das heidelberger Schloß iſt, und der noch jetzt den Namen Jetthenbühel [3]) trägt, und ihre Wohnung war ein ſehr alter Tempel [4]), deſſen Trümmer wir noch neulich geſehen haben, als der Pfalzgraf Friedrich [5]), nachdem er Kurfürſt geworden war, ein herrliches Haus erbaute, welches man den neuen Hof nennt. Jenes Weib war durch Ertheilung von Weiſſagungen berühmt, und ging, damit ſie um ſo ehrwürdiger ſein möchte, ſelten heraus unter die Augen der Menſchen, und antwortete denen, welche ſich Raths bei ihr erholen wollten, aus einem Fenſter, ohne daß ſie ihr Antlitz ſehen ließ; und unter anderem ſagte ſie, wie ſie in rohen Verſen [6]) ſang, voraus, daß es ihrem Bühel [7]) oder Hügel durch das Schickſal ertheilt ſei, daß er in künftiger Zeit von königlichen [8]) Männern, welche ſie namentlich aufführte, bewohnt, ſorgfältig behandelt und geziert, und das Thal unter demſelben von vielem Volke bewohnt und den berühmteſten Tempeln (Kirchen) geſchmückt werden würde. Aber um endlich dem fabelhaften Alterthume Lebewohl zu ſagen, beliebt es aufzuſchreiben, was das Buch über den unglücklichen Tod der Jettha enthielt. Als ſie einſt in ſehr angenehmer Zeit aus dem Tempel gegangen war, um ſich durch Luſtwandeln zu erquicken, ging ſie neben den Bergen vor, bis ſie an die Stelle kam, wo die Berge ſich innerhalb des Thales abneigen, und an vielen Stellen die ſchönſten Quellen ſprudelten. Sie fing an, ſich ſehr an ihnen zu ergötzen, ſetzte ſich hinzu und trank aus ihnen, als eine hungerige Wölfin mit ihren Jungen aus dem Walde hervorbrach, das Weib erblickte, und ſie, die vergebens die Götter anrief, zerfleiſchte und in Stücke zerriß. Jettha gab durch ihren Fall der Quelle den Namen, und ſie wird bis zu dem heutigen Tage Wölfe-Brunnen [9]) oder Wölfe-Quelle genannt, und iſt wegen ihrer Anmuthigkeit bekannt.“ Die Angabe, daß Jettha ſich dem Anblick der Menſchen entzog, ſtimmt mit dem überein, was Tacitus (Histor. Lib. IV. Cap. 65) von der auf einem hohen Thurme wohnenden Weleda erzählt, ja iſt wirkliche Nachbildung davon, weßhalb Jettha auch als Zeitgenoſſin der Weleda bezeichnet wird. Daher hat man auch nicht ermangelt, Jettha mit den altteutſchen weiſſagenden Jungfrauen, welche göttlich verehrt wurden, zuſammenzuſtellen, und ſie in der teutſchen Geſchichte als eine ſolche aufgeführt [10]). Geſchichtliche Perſon iſt Jettha von Jetthenbühel durchaus nicht, und hat daher in den neueſten Zeiten eine weit paſſendere Stelle in der teutſchen Mythologie erhalten. Es wird jetzt, bemerkt Jac. Grimm [11]), in der Erzählung bei Hub. Thomas Leodius die echte Sage kaum von dem zu ſcheiden ſein, was die Gelehrſamkeit des 16. Jahrh. zur Verherrlichung der neuerbauten Pfalz Heidelberg (= Heidberg) hinzudichtete. Selbſt das Fenſter auf dem Hügel mag dem Thurme der Weleda nachgebildet ſcheinen. Wäre der Zauberin Name, fährt Grimm fort, ſtatt Jettha Heida, ſo würde das zu der Örtlichkeit beſſer ſtimmen, und vielleicht das altnordiſche Heidhr [12]) darin wiederklingen. Anderwärts iſt dieſer Gelehrte jedoch dem Urſprunge der Sage von der Jettha und ihrer Erklärung näher gekommen, nämlich da, wo er von den Rieſen handelt [13]), welche altnordiſch Jötnar, Jotnar (Einzahl Jötunn, Jotunn, ſchwediſch Jätte, däniſch Jette) hießen, und wovon ſich im Teutſchen das Femininum Eteninne (Rieſin) in Sagen erhalten hat. Er wirft die Frage auf, ob die pfälziſche Jettha nicht entſtellt ſei aus Eta, Eza, da der Jettenbühel bei Heidelberg doch an den bairiſchen Jettenberg [14]) erinnere und an den Berg Jetten in Reinbot's Georg 1717, wo unrichtig Setten gedruckt ſteht. Der Berg Jette oder Jetten erſcheint bei Reinbot als ein ausgezeichnet hoher Berg; denn er ſingt [15]):

Ja mochte man den Kymense
Geleiten uff den *Jetten*,
E Dacian sin Machmetten,
Vnd Geori sin Jhesus
Dorch den andern liss alsus.

Da Jetten in der Beugung ſteht, iſt ungewiß, ob der Nominativ der Jetten, oder beſſer der Jette ſein ſoll. Der Jette bedeutet aber nichts anderes, als der Rieſe, und es hat ſich im Schleſiſchen Joede (Rieſe) erhalten. Hohe, ſteile, ſchwer zu beſteigende Berge dachte man ſich aber als von Rieſen beherrſcht, und bildete daraus Perſonificationen von Rieſen, wie wir z. B. ſehen können, wenn wir den in den Jötna-Heiti in der Skalda vorkommenden Rieſeneigennamen Dofri und den Gebirgsnamen Dofrafiöll (d. h. Dofri's Gebirg) zuſammenhalten. Nach dem Berge Jette bei Reinbot und dann dem in der bairiſchen Urkunde vom J. 1317 vorkommenden Jettenberg zu ſchließen, waren auch in Teutſchland gewiſſe Berge von ihrer Steilheit oder rieſenähnlichen Geſtalt der Rieſe oder Rieſenberg genannt, und das Rieſengebirge trägt dieſen Namen noch jetzt. Von

3) Das heißt Jettha's Hügel; der genannte Schriftſteller gibt es durch Jetthae collis. 4) Vetustissimum fanum. 5) Pfalzgraf Friedrich ward im J. 1546 nach dem Tode ſeines ältern Bruders, des Kurfürſten Ludwig V., Kurfürſt, und kam ſo nach Heidelberg. Hub. Thom. Leodius war ſein unzertrennlicher Begleiter, und zu Friedrich's II. Verherrlichung bietet er in ſeinen heidelberger Alterthümern jene Erzählung von der Jettha dar. 6) Ut inconditis versibus canebat. 7) Suo colli. 8) Regiis viris iſt entweder uneigentlich gebraucht und bedeutet herrliche, erhabene, fürſtliche Männer überhaupt, oder wahrſcheinlicher meint der Verfaſſer die pfälzer Kurfürſten des 16. Jahrh. darum königliche Männer, weil ſie von König Ruprecht I., Kurfürſten von der Pfalz, ſtammten; man müßte denn annehmen, des Verfaſſers Werkchen über die Alterthümer Heidelbergs ſei vor der Druckausgabe (Frankf. 1624) von einem Spätern überarbeitet, und die regii viri ſollten eine Anſpielung auf den Kurfürſten Friedrich V. von der Pfalz, den König von Böhmen, ſein. Die an Weiſſagungen Glaubenden werden nicht abgeneigt ſein, es auf dieſen zu beziehen. 9) Fons luporum; noch jetzt Wolfsbrunnen.

10) *Burchardi Gotthelfii Struvii* Corp. Hist. German. p. 33 und im Index rerum et verborum: „Jetta mulier fatidica pro Dea culta.“ 11) Deutſche Mytholog. S. 65. 12) So heißen in den altnordiſchen Sagen mehre Walen (weiſſagende Zauberinnen), und ihr Name wird in der Völuſpá Str. 9 als Allegorie für das Gold oder Geld gebraucht, welches unter dem Bilde einer weiſſagenden Zauberin, die die Wohnungen der Menſchen beſucht, dargeſtellt wird. 13) a. a. O. S. 297. 14) Mon. boica II, 219. a. 1317. 15) Bei Fr. H. v. d. Hagen und Büſching, Deutſche Gedichte des Mittelalters. 1. Bd. S. 13. Sp. 1.

Digitized by Google

der fabelhaften Jettha abgeſehen, iſt daher die Schreibart Jettenbühel (Rieſenhügel) beſſer, als Jetthenbühel (Jettha's Hügel). Aber die Gelehrten Heidelbergs des 16. Jahrh. waren beſſer im Tacitus bewandert, als in der altteutſchen Sprache. Man wollte Jettenbühel erklären, da er wegen der auf ihm neuerbauten Pfalz die Aufmerkſamkeit ſo ſehr auf ſich zog, und machte daher aus dem Rieſenhügel, deſſen alte Bezeichnung (Jettenbühel) man nicht mehr verſtand, oder auch nicht mehr verſtehen wollte, einen Jetthenbühel (Jetthae collis), ſtellte zur Verherrlichung des Kurfürſten von der Pfalz und ſeines Schloſſes auf dem Heidelberg eine Jettha nach dem Vorbilde der Weleda auf, und ließ ſie von dem Kurfürſten von der Pfalz, ihrem Schloſſe und Heidelberg überhaupt weiſſagen. (*Ferdinand Wachter.*)

JETTINGEN (Ober- und Unter-), zwei Pfarrdörfer im Schwarzwaldkreiſe und Oberamt Herrenberg, K. Würtemberg mit beziehungsweiſe 862 und 768 Einwohnern evangeliſcher Confeſſion; bekannt durch den Bau einer eigenthümlichen beliebten Rübenart, welche von dem Orte „jettinger Rüben“ genannt wird, und der Gegenſtand eines nicht unbedeutenden Handels iſt. Ober-Jettingen, wozu das Rittergut Sindlingen, eine Beſitzung der Fürſtin von Colloredo-Mannsfeld, gehört, hat Marktgerechtigkeit. Schon 1288 wird der Ort von Burkhard von Hohenberg dem Kloſter Reuthin übergeben. (*Rigel.*)

Jetton, ſ. Jeton.

JETZ, der Name eines augsburgiſchen Maßes für Flüſſigkeiten. Es enthält 96 dortige Maß (à 2 Seidel) und kommt gleich 137,09 franzöſiſche Liter, 119,74 berliner Quart, 297,44 rheiniſche Schoppen, 96,89 wiener Maß. Acht Jetz Wein machen ein Fuder. (*Karmarsch.*)

JETZE, JEETZEL, entſpringt unſern Altferchau in der alten Mark an der nördlichen Abdachung des Landrückens, welcher die Waſſerſcheide zwiſchen der Aller und der Unterelbe bildet, und hier von einem hochliegenden Moor, dem Dräuling, bedeckt iſt, fließt gen Norden über Salzwedel, Wuſtrow, Luchow, Dannenberg und Hitzacker der Elbe zu. (*Crome.*)

JETZE (Franz Christoph), geboren den 6. April 1721 zu Ziegenhagen in Vorpommern, der Sohn eines dortigen Predigers, beſuchte die Schule zu Reez in der Neumark und das Gymnaſium zu Stargard. Im J. 1742 eröffnete er ſeine akademiſche Laufbahn zu Halle. Neben der Theologie, die ſein Berufsfach werden ſollte, beſchäftigte er ſich mit Mathematik und Phyſik. Nach Vollendung ſeiner akademiſchen Studien ward er Hauslehrer in Ehſtland, und hielt ſich 1748 ein Jahr in Harburg auf bei dem gelehrten Superintendenten Magnus Cruſius. Im J. 1749 ging er nach Halle zurück, unter Wolf's Leitung Philoſophie und Mathematik ſtudirend. In dem genannten Jahre trat er auch zum erſten Male als Schriftſteller auf [1]). Durch Vertheidigung einer Inauguraldiſſertation [2]) erlangte er das Recht Collegien zu leſen. Bald war er indeſſen, von eigenen Mitteln entblößt, genöthigt, das Rectorat in Thorn anzunehmen, das ihm 1753 angetragen worden war. Dort ſcheint er ſich vorzugsweiſe mit theologiſchen und philologiſchen Studien beſchäftigt zu haben, wie ſeine, jenem Zeitraum angehörenden Schriften beweiſen [3]). Kränklichkeit nöthigte ihn ſeine Rectorſtelle 1761 niederzulegen. Sein Aufenthalt in Stargard verſchaffte ihm ein Lehramt an dem dortigen Gymnaſium. Er bekleidete daſſelbe bis zum J. 1771. Um dieſe Zeit folgte er einem Rufe nach Liegnitz als Profeſſor der Phyſik und Mathematik, deren Grundlehren er bereits (1761) in einer eigenen Schrift aufgeſtellt hatte, vorzüglich in Bezug auf den Brückenbau über ſchnellſtrömende und eisführende Flüſſe. Auf ſein Anſuchen ward er 1797 mit Beibehaltung ſeines vollen Gehalts in Ruheſtand verſetzt. Er ſtarb den 7. Apr. 1803.

Ausgerüſtet mit gründlichen Kenntniſſen in mehren wiſſenſchaftlichen Zweigen, gelang es ſeinem Lehrertalent, mehre geſchickte und brauchbare Schüler zu bilden. Vorzüglich aber machte er ſich als Mathematiker durch zahlreiche Schriften bekannt. Dahin gehört ſeine Gemeinnützige Praxis auf dem Feld und Papier ꝛc. (Breslau 1776), ſeine Geographie für Militariſten (Liegnitz 1791), ſein theoretiſch-praktiſches Handbuch der Feldbefeſtigungswiſſenſchaft (Breslau 1793) u. a. m. Eins ſeiner vorzüglichſten Werke iſt die Introductio in eruditionem generatim et omnes philosophiae partes speciatim (Liegnicii 1799). Ein vollſtändiges Verzeichniß ſeiner ſämmtlichen Schriften, nebſt ſeinen Aufſätzen, größtentheils ökonomiſchen Inhalts, die er in den ſchleſiſchen Provinzialblättern, dem Leipziger Magazin der Naturkunde und in andern Journalen mittheilte, hat Meuſel geliefert [4]). (*Heinrich Döring.*)

JETZER (Johann), iſt der Name eines an ſich unbedeutenden Menſchen, der aber durch den Betrug, welchen die Dominikanermönche zu Bern im J. 1507 mit ihm ſpielten, bekannt geworden iſt, und von welchem dieſe ſchändliche Geſchichte den Namen des Jetzeriſchen Handels erhalten hat. In dem bekannten Kampfe der Franziskaner und der Dominikaner über die unbefleckte

1) In ſeiner phyſiko-teleologiſchen Abhandlung von den weißen Haſen in Livland, nebſt einem doppelten Anhange von Perlen, die daſelbſt gefiſcht werden u. ſ. w. (Lübeck 1749. 4.)

2) Dissertat. inaugural. sistens theorematis Pythagorici demonstrationes plures (23). (Halae. 1752. 4.) 3) Erſte und zweite Betrachtung über die Auferſtehung der Todten. (Thorn 1754—1755. 4.). Betrachtung über Epheſ. 4, 25 (Ebendaſ. 1754). Desgleichen über 1 Kor. 10, 4 (Ebendaſ. 1754). Brevis commentatio de studio linguarum, graecae inprimis et latinae, facilitando per indices novo modo componendos (Thorun. 1756. fol.). Progr. de tropici significatus vocabulorum מוֹת et θάνατος in doctrina de Christi perpessionibus usu hermeneutico. (ibid. fol. 1757. fol.). Commentationis de parabola Luc. XVI, 1—13 et contractu institorio et fine sermonem facientis summi prophetae explicanda nonnullis ex adseclis ejus et Pharisaeis omnibus monitoria et divinatrice Prodr. (ibid. 1759. 4.) u. a. m. 4) Im gelehrten Teutſchland. 3. Bd. S. 531 fg. 10. Bd. S. 25. 11. Bd. S. 398. 12. Bd. S. 346. Vgl. außerdem den zweiten Band der von Gadebuſch herausgegebenen livländiſchen Bibliothek und die Lebensbeſchreibungen preuſſiſcher Gottesgelehrten. 2. Samml. S. 132 fg.

Empfängniß der Maria, welche von jenen vertheidigt, von dieſen beſtritten wurde, lenkte ſich der Sieg immer mehr auf die Seite der Franziskaner. Überall erklärte ſich die Menge für ſie; Papſt Sixtus IV. hatte das Feſt der unbefleckten Empfängniß in Rückſicht des Ablaſſes ſogar dem Fronleichnamsfeſte gleichgeſtellt, und die Dominikaner ſahen mit Erbitterung den ſteigenden Glanz ihrer Nebenbuhler, indeſſen ihr eigenes Anſehen bei den abergläubiſchen Zeitgenoſſen immer mehr ſank. Auf einem Provinzialcapitel der Dominikaner zu Wimpfen am Neckar im J. 1506 ſoll zuerſt der Plan entworfen worden ſein, durch betrügliche Wunderwerke den Franziskanern wieder den Rang abzulaufen, und der Subprior des Kloſters zu Bern, Franz Ülſchi, die Ausführung übernommen haben. Er gewann nach ſeiner Rückkunſt den Prior und zwei andere Mönche dafür. Ein abergläubiſcher Schneider von Zurzach (im Aargau), Johann Jetzer, der als Laienbruder ins Kloſter trat, wurde zum Werkzeuge auserſehen. Durch die gewöhnlichen Künſte von nächtlichen Erſcheinungen aller Art, die ſein Beichtvater, einer der verſchworenen Mönche, geſchickt benutzte, wurde ſeine Phantaſie aufs Höchſte geſpannt, und durch die anhaltenden Bußübungen, die er ſich auferlegen mußte, die Aufmerkſamkeit der Menge erregte. Nach dieſen Vorbereitungen ſollte das Wunder ſelbſt, die Bezeichnung Jetzer's mit den fünf Wundmahlen Chriſti erfolgen, ſowie einſt Franziskus von Aſſiſi ebendieſes Zeichen ſoll erhalten haben, worauf ſich die Franziskaner ſo viel zu Gute thaten. In einer Nacht trat ſein Beichtvater, Bolshorſt, als Mutter Gottes vermummt, an ſein Bette und ſchlug ihm einen Nagel durch die Hand. Allein der Schmerz brachte den Unglücklichen zur Beſinnung, und Bolshorſt durfte nicht fortfahren. Bald hernach aber wurde er durch einen Trank in todesähnlichen Schlaf verſetzt, und während deſſelben ihm auch die vier übrigen Wunden beigebracht. Jetzt konnten die Mönche den thörichten Menſchen leicht von ſeiner hohen Beſtimmung überreden. Aus dem unbedeutenden Laienbruder wurde ein auserwähltes Werkzeug der Maria, ein Gegenſtand der höchſten Verehrung. Alle Erſcheinungen wahnſinniger Schwärmerei, Zuckungen, epileptiſche Zufälle ꝛc., die noch durch betäubende Getränke verſtärkt wurden, zeigten ſich an dem neuen Heiligen. Die dem Aberglauben auch ſonſt beſonders ergebene Bevölkerung von Bern ſtaunte gläubig das Wunder an, und wähnte nur noch bei den Dominikanern Heil zu finden. Zwar drohte jetzt ſchon Entdeckung des Betrugs. Jetzer erkannte in einer Nacht, als ihm Bolshorſt wieder als Maria erſchien, die Stimme des Betrügers, und überhäufte ihn mit Schimpfworten. Nicht beſſer gelang der Betrug dem Prior und Subprior in den folgenden Nächten; Jetzer gerieth ſo in Zorn, daß er den Prior mit einem Meſſer verwundete. Er drohte auch, das Kloſter zu verlaſſen. Dennoch ließ er ſich, als ſie ihm die Richtigkeit ſeines Verdachtes eingeſtanden, überreden, daß die frühern Erſcheinungen alle echt geweſen ſeien, und diente weiter als folgſames Werkzeug; denn nun ſollte der Hauptſturm gegen die Franziskaner geſchehen. Es wurde das Gerücht verbreitet, ein Marienbild in der Kirche der Dominikaner vergieße Thränen. Schnell füllte ſich die Kirche an; auf dem Altare vor dem Bilde knieete unbeweglich Jetzer; man hörte einzelne Worte, welche Bolshorſt durch eine Öffnung in der Mauer hinter dem Bilde ſprach, als ſei es die Stimme Chriſti und der Maria. Der Verabredung gemäß antwortete Jetzer auf die Fragen der Mönche, daß er nicht von der Stelle könne, bis er, was ihm enthüllt worden, den Häuptern des Staates verkündigt habe. Die Mönche riefen den Schultheiß von Erlach und einige Rathsherren herbei, und dieſen verkündigte Jetzer, Maria beweine das Unglück der Stadt, weil man die gottloſen Irrlehrer, die Franziskaner, dulde und von Frankreich Jahrgelder annehme. Dann reichten ihm die Mönche eine rothe Hoſtie dar, als ſei ſie mit Chriſti Blute gefärbt. Er wies ſie aber zurück und erhielt eine gewöhnliche Hoſtie, nach deren Genuß er vom Altare herabſtieg. So vielen Glauben dieſer Auftritt bei der Menge fand, ſo erregte er doch Zweifel bei Einzelnen. Die Entwickelung aber wurde durch die Dominikaner ſelbſt beſchleunigt. Als Jetzer den Prior und einige andere Mönche bei einem Gelage mit lüderlichen Weibern überraſchte, und ihm die ganze Geſchichte verdächtig wurde, ſuchten ſie ſich ſeiner durch Gift zu entledigen. Allein er ſchöpfte Verdacht und wies die dargebotenen Speiſen zurück. Nun ſtießen ſie ihm mit Gewalt eine vergiftete Hoſtie in den Mund; da auch dies vergeblich war, zwangen ſie ihn durch ſchreckliche Martern zu dem eidlichen Verſprechen des Stillſchweigens. Bald nachher gelang es ihm aber, aus dem Kloſter zu entwiſchen, und nun verrieth er die ganze Geſchichte. Der Rath berichtete die Sache an den Papſt und an den Biſchof von Lauſanne, in deſſen Sprengel Bern lag. Jetzer wurde verhaftet, und die vier Mönche, welche an dem Betruge Theil hatten, in ihrem Kloſter in Ketten gelegt, im Anfange des J. 1508. Alle Bemühungen des Dominikanerordens, die Niederſchlagung des Proceſſes zu bewirken, waren vergeblich. Ein päpſtlicher Legat und die Biſchöfe von Lauſanne und Sitten unternahmen in Gegenwart einiger Mitglieder des Rathes die Unterſuchung. Die Greuel wurden aufgedeckt, die Bekenntniſſe der vier Mönche ſelbſt aber, als zu abſcheulich, nicht bekannt gemacht, ſondern an den Papſt geſandt. Dann wurden alle vier als Gottesleugner, und, weil ſie Hoſtien gefärbt, dem Bilde Thränen gemahlt, und das Leiden Chriſti durch jene fünf Wundmale geſchmäht hatten, zum Feuertode verurtheilt, der auf gräßliche Weiſe den 31. Mai 1509 an ihnen vollzogen wurde. Jetzer blieb noch geraume Zeit im Gefängniſſe, entrann zwar, wurde dann wieder verhaftet, endlich aber entlaſſen. Die Kunde dieſer empörenden Betrügerei verbreitete ſich ſchnell in der Nähe und Ferne, und hat in manchem Gemüthe die Empfänglichkeit für die Glaubensverbeſſerung befördert. Die vielen in der Hauptſache übereinſtimmenden Beſchreibungen derſelben findet man genau aufgezählt in Haller's Bibliothek der Schweizergeſchichte. 3. Bd. S. 17—32. (*Escher.*)

Jetzgany (Geogr.), ſ. **Iczgani.**

Jetzowitz (Geogr.), ſ. **Jetschowitz.**

JEU DE BUFFLE, wörtlich: das Spiel mit

Büffelleder. An den ſogenannten Clavecins oder alten Flügeln und uneigentlichen Pantalons waren die Docken und Tangenten urſprünglich von Holz oder Metall ohne Belederung, und die Saiten wurden bei den erſtern durch Stückchen Rabenfederkiele, die in den Docken angebracht waren, bei den letztern durch nackte Hämmer von Oben herab in Klang geſetzt. Der Hofclaviermacher Pascal Taskin zu Paris brachte im J. 1768, ſtatt der Rabenfederkiele, kleine Streifen von beſonders dazu bereiteter Ochſenhaut an, und nannte die auf ſolche Weiſe eingerichteten Inſtrumente: Clavecins à Peau de Buffle. Nachher wurden dieſelben nach der Angabe des Organiſten Claude Balbaſtra (geboren 1729 zu Dijon), von Cliquot und ſpäter von Trouſlaut verbeſſert, ſind jedoch jetzt ganz außer Gebrauch gekommen. Balbaſtra erfand auch an dieſen Inſtrumenten einen ſogenannten Pianozug, wo ſich die Mechanik verſchob und nun mit Leder überzogene Hämmerchen an die Saiten ſchlugen, welche dadurch einen gedämpften, nicht ſo ſchreienden Ton, als jene Holztangenten, hervorbrachten. Eine andere Art von Jeu de Buffle, wie der Zug wirklich genannt wurde, beſtand in einer mit Lederſtreifen belegten, dem jetzigen Pianozug an den Fortepianos ähnlichen Holzſtange, welche vermöge einer mechaniſchen Vorrichtung entweder durch einen Druck mit dem Knie oder einem förmlichen Regiſterzug vorn über der Claviatur, dergeſtalt unter die Saiten geſchoben wurde, daß die Hämmer nicht mehr unmittelbar an die Saiten, ſondern unter die Lederſtreifen ſchlugen, die dadurch dann an die Saiten angedrückt wurden und den Ton derſelben ſchwächer machten. An den neuern Fortepianos wird ſolches durch Tuchſtreifen bewirkt. (*Fr. Thon.*)

JEUMONT, Dorf im Canton Maubeuge und Arrondiſſement Avesnes des franzöſiſchen Norddepartements, mit 650 Einwohnern, Eiſenſchmelzen und Marmorbrüchen. (*Klaehn.*)

JEUN (le), oder **LEJEUN** (Johann), mit dem Beinamen der blinde Pater (le père aveugle), war der Sohn eines Parlamentsraths zu Dole und wurde 1592 zu Poligny in der damaligen Franche-Comté geboren, wo ſeine Vorfahren länger als ein Jahrhundert obrigkeitliche Ämter bekleidet hatten. Nachdem er die damals gewöhnlichen Studien vollendet hatte, trat er aus wahrer innerer Neigung in den geiſtlichen Stand und erhielt darauf vom Erzherzoge Albert von Öſterreich eine Domherrnſtelle an der Collegialkirche zu Arbois. Allein angezogen durch den Ruf des damaligen Paters und nachmaligen Cardinals de Berulle legte er dieſe Stelle freiwillig nieder und trat nach Einigen 1613, nach Andern 1621 in die neugeſtiftete Congregation des Oratoriums. Bald zeichnete er ſich ſo aus, daß ſeine Vorgeſetzten ihn zum Director des Seminariums zu Langres machten. Hier lernte ihn der Biſchof dieſer Stadt, Herr von Zamet, kennen, gewann ihn lieb und übertrug ihm zugleich mit dem Pater Bence die Reformation der Nonnenabtei du Tard. Nachdem le Jeun ſich dieſes Auftrags zur Zufriedenheit des Biſchofs entledigt hatte, wurde er Prieſter und begann nun das Evangelium zu verkündigen, wobei er vorzüglich die Armen und die Landbewohner berückſichtigte. Seine Predigten kamen vom Herzen und fanden deshalb großen Beifall, und er mußte, ſo ungern er es auch that, nach dem Wunſche vieler Biſchöfe und auf Befehl ſeiner Obern bald auch zur Faſten- und Adventszeit in den meiſten größern Städten des Königreichs predigen. Dadurch breitete ſich ſein Ruf immer mehr aus, ſodaß ſelbſt der Hof begierig ward, ihn zu hören. Le Jeun konnte nicht umhin, dieſem Wunſche zu genügen; allein er benutzte die Gelegenheit nicht, um zu glänzen, ſondern nur um zu nützen. Er ſprach von den Pflichten der Großen, vorzüglich hinſichtlich ihrer Kinder, ihrer Dienerſchaft und ihres Hausweſens, und obgleich er ſeinen hohen Zuhörern manche bittere und wol noch nie gehörte Wahrheiten ſagte, ſo mußten dieſe doch die Demuth ſeiner Miene, wie die Einfachheit der Ausarbeitung und des Vortrags bewundern. Mehr und mehr erweiterte jetzt le Jeun ſeinen Wirkungskreis; er wollte alle Misbräuche, alle Irrthümer, alle Sünden und Laſter ausrotten, welche in Folge der Religions- und Bürgerkriege des letztvergangenen Jahrhunderts unter den Bewohnern aller Provinzen eingeriſſen waren, und ſelbſt der Umſtand, daß er im J. 1635 während ſeiner Faſtenpredigten zu Rouen gänzlich erblindete, ein Unglück, worüber er nur zu ſcherzen pflegte, konnte nichts in ſeinem Feuereifer ändern. Dies bewog die Regierung, ſich ſeiner zur Bekehrung der Proteſtanten zu bedienen, und freudig ging er auf die ihm deshalb gemachten Anträge ein. Er wurde Miſſionair, verließ aber ſogleich den polemiſchen Weg der Controverſen, welchen die übrigen Miſſionaire gegangen waren und noch gingen, und erläuterte dagegen in ſeinen Predigten die dem Katholicismus und Proteſtantismus gemeinſamen Grundwahrheiten des Chriſtenthums, wobei er ſie feſter zu begründen ſuchte. Den erſten Verſuch damit machte er zu Orange und zwar mit dem beſten Erfolge. Seine Predigten, ſo ſagt man, erſchütterten die Herzen, und ſeine frommen Geſpräche, denn ſein muſterhafter Lebenswandel öffnete ihm die Häuſer und Familienkreiſe nicht blos der Katholiken, ſondern auch der Proteſtanten, verſchaffte ihnen Ruhe und Heil. Selten mislang ihm eine Bekehrung. Bei der Miſſion von Grignan widmete er einen Theil ſeiner Zeit dem Unterrichte der Pfarrer, welche, um ihn zu hören, in großer Zahl aus allen Gegenden herbeigeeilt waren. Die letzten zwanzig Jahre ſeines Lebens beſchränkte er ſeine Miſſionsreiſen auf die Diöceſe Limoges. An der Spitze einer von ihm geſtifteten Miſſionsgeſellſchaft durchzog er alle Dörfer derſelben, und trotzte dabei, obgleich ſchon ein Sechsziger, allen Beſchwerlichkeiten, die ihm Wind und Wetter, Rauheit des Landes und Rohheit der Einwohner entgegenſetzten. Nur die letzten zwei Jahre feſſelte ihn Körperſchwäche an das Zimmer; allein auch jetzt vermochte ſein Geiſt weder zu ruhen, noch zu raſten. Er verſammelte daher ſo viel Kinder des gemeinen Volks um ſich her, als der Raum geſtattete, und unterrichtete ſie in den Elementen der chriſtlichen Religion. Dieſer ſchönen Beſchäftigung entriß ihn am 19. Aug. 1672 im 80. Altersjahre ein ſanfter Tod. Kaum wurde dies bekannt, ſo ſtürzte das Volk

Digitized by Google

in ſolcher Menge in den Saal, wo ſeine entſeelte Hülle ausgeſetzt war, daß man dieſen ſtützen mußte, um ſeinen Einſturz zu verhüten. Alle wollten den geliebten Lehrer noch einmal ſehen, jeder wünſchte ein Andenken an ihn zu beſitzen, man war glücklich, einige Fetzen ſeiner Kleidung davon tragen zu können, welche dann als heilige Reliquien bewahrt wurden. Einer ſeiner Schüler, der Pater Ruben, hielt ihm die Leichenrede [1]). Als Prediger ſtand le Jeun gewiſſermaßen in der Mitte zwiſchen der alten und neuen Schule der franzöſiſchen Kanzelberedſamkeit. Ebenſo wenig, wie er die Fehler und Mängel jener ganz zu vermeiden vermochte, gelang es ihm, ſich dem dichterähnlichen Schwunge dieſer zu nähern. Seine Predigten waren arm an erhabenen Gedanken, der Reichthum des Ausdrucks ging ihnen ebenſo ab, wie die Reinheit der Sprache, dagegen vermied er es, gleich ſeinen Zeitgenoſſen, ſie mit Anführungen aus Profanſchriftſtellern oder entſtellenden Abſchnitten aus der heil. Schrift auszuſtaffiren. Er wußte ſein Thema klar, deutlich und gefällig aus einander zu ſetzen; in ſeiner Dispoſition herrſchte Ordnung, und die Entwickelung der Theile überſchritt nie das gehörige Längenmaß. Vorzüglich ſtark war er in Begründung einer Wahrheit durch gründliche Beweiſe. Maſſillon geſtand, viel von ihm gelernt zu haben, und empfahl jungen Leuten das fleißige Leſen dieſer Predigten mit Verſtand und Geſchmack. Denn le Jeun erlaubte es ſich ſogar, ſeinen Predigten kleine Geſchichtchen einzuverleiben, die allerdings bei dem gemeinen Manne oft eine größere Wirkung thun, als die glänzendſten, nach allen Regeln der Logik geführten, Beweiſe. Die erſte Ausgabe [2]) ſeiner Predigten beſorgte le Jeun ſelbſt 1662 und die folgenden Jahre zu Toulouſe, doch erlebte er nur die erſten acht Bände. Man findet ſie jetzt ſelten vollſtändig, vorzüglich ſind der neunte und zehnte Band ſehr ſelten, welche unter dem beſondern Titel: Le missionaire de l'oratoire nach ſeinem Tode erſchienen [3]). (*G. M. S. Fischer.*)

1) Dieſe erſchien unter dem Titel: Discours funèbre sur la vie et la mort du R. P. Lejeune, appellé communément l'Aveugle etc. (Limoges 1674, Toulouse 1679). 2) Da der Cenſor Dr. Grandin in dem fünften Bande — ohne Wiſſen des Verfaſſers mehres geſtrichen und geändert hatte, ſo beklagte ſich le Jeun in der Ankündigung des ſiebenten Bandes bitter darüber, ſtellte das Geſtrichene wieder her, widerlegte das Geänderte oder Hinzugefügte, und brachte es dahin, daß man ihm einen andern Cenſor gab. Le Jeun hatte den Herrn Lamirande gebeten, die veralteten Ausdrücke zu verbeſſern, was dieſer jedoch nicht zu thun wagte; mit Glück wurde dies von P. Loriot in der von ihm 1695 beſorgten Ausgabe bewerkſtelligt. Zwei andere Ausgaben der Predigten le Jeun's erſchienen 1667 zu Rouen, 1669 zu Paris. Eine lat. Überſetzung auserwählter Predigten deſſelben erſchien zu Mainz unter dem Titel: Joannis Junii deliciae pastorum sive conciones. In neuerer Zeit ſind dieſe Predigten erſchienen 1825—27 in 13 Octavbänden (Preis 45 Fr. 50 C.) zu Lyon unter dem Titel: Le missionnaire de l'Oratoire ou sermons pour l'avent, le carême et les fêtes; eine Auswahl derſelben findet ſich in der Bibliothèque des orateurs chrétiens, 1828; Pensées du P. le Jeun, dit le père aveugle ſind 1825 in vier Duodezbänden zu Avignon herausgekommen. 3) Irrthümlich haben einige dieſem le Jeun eine Überſetzung des Werks: De Veritate religionis christianae zugeſchrieben, welche jedoch von einem proteſtantiſchen Geiſtlichen Pierre (Peter) Lejeune herrührt.

JEUNE (le), 1) Officier beim franzöſiſchen Generalſtabe unter Napoleon's Armeen, ein ſehr tüchtiger und braver Künſtler, als Schlachtenmaler bekannt, und Schüler des Valenciens (ſonſt Profeſſor an der Akademie zu Paris). Da er als Militair den Campagnen Napoleon's beiwohnte, ſo bot ſich für ſein ihm angeborenes Kunſttalent ſehr viel Gelegenheit dar, herrliche Studien zu machen, die er in den Zeiten der Ruhe auf die ſchönſte Art benutzte, und durch Ölmalerei ſehr großartig vollendete. Manches ſeiner trefflichen Werke, die nächſt der vollſtändigſten Wahrheit zugleich eine ſehr kunſtreiche Auffaſſung erhielten, und die wichtigſten Momente aus der franzöſiſchen Kriegsgeſchichte darbieten, wurde für die Salons des Louvre vollendet; manches auch befand ſich in den Händen der ſehr reichen Generale und anderer Staatsmänner Frankreichs.

Unter ſeine merkwürdigſten Arbeiten gehört das Gemälde der Schlacht von Marengo, welches nach ſeiner Vollendung ein großes Aufſehen erregte, und bei der Ausſtellung im J. 1801 den großen Preis von 3000 Francs erhielt. Der militairiſche Künſtler bewährte darin ſein eigenes Talent auf eine glänzende Weiſe, und führt dem Beſchauer vor Augen, was ein ſolches Ereigniß treu bezeichnet. Denn der ruhig durchdachte Plan eines geübten Feldherrn, der Heroismus der Sieger und der Schrecken der Beſiegten, und überhaupt die einzelnen bei Gefechten vorkommenden Fälle ſind ganz wahr hier ausgeſprochen.

Man ſieht z. B. im Vorgrunde des Werkes Pferde, die mit Pulverkarren ausreißen, über Verwundete und Todte im raſchen Galopp wegſpringen; ferner Zerſpringen der Haubitzkugeln, Auffliegen der Pulverkaſten, Fortſchleppen der Verwundeten und ihnen gewährte Hilfe, ſodaß neben dem gräßlichſten Moment zugleich wieder der Biederſinn des Kriegers hervortritt. Ebenſo lebendig und treu iſt die Gegend und die Scene nach dem Mittelgrunde; Truppen, welche im Sturmſchritte zum Angriffe aufmarſchiren, Kampf der beiden Heere zum Theil mitten in reichen Getreidefeldern, die weiter ausgedehnten verſchiedenen Manövers der Truppen in geregeltem Plane und die mannichfachen Gruppen der Anführer und Feldherren, wobei der General Deſaix rechts, und links Napoleon und ihre Adjutanten, ſowie in der Ferne einige öſterreichiſche Generale zu bemerken ſind. Alles dieſes gibt dem Bilde Charakter und Wahrheit; hier iſt ein wirkliches Leben in dem darzuſtellenden Gegenſtande, was dem gewöhnlichen Schlachtenmaler abgeht, der nicht Militair iſt, und noch weniger alle Scenen mit anſieht. Während ein ſolcher nur einzelne Gefechtsmomente darſtellt, wird hier der eigentliche Gang der Sache wiedergegeben. Dieſes Werk iſt auf einem ſehr großen Blatte von Coing fleißig in Kupfer geſtochen. Der Kupferſtich gibt eine gut verſinnlichende Anſicht des Bildes.

Ein zweites ebenſo großes Bild war ſpäter bei der Ausſtellung auch als ſehr merkwürdig beachtet worden, nämlich die Schlacht bei Abukir. Der Künſtler ſtellte im Vorgrunde die gefangenen Paſchas, welchen Napoleon mit ſeiner Suite im Galopp entgegenreitet, in ſchönen, wirklich großartig gezeichneten Gruppen dar. Nach dem

Digitized by Google

Mittelgrunde währt bei einigen Redouten zwiſchen hohen, zum Theil ungeheuern Palmen der Kampf mit größter Erbitterung fort. Weiter zurück ſieht man die nach der Meeresküſte fliehenden Muhammedaner, verfolgt von franzöſiſcher Reiterei und Fußvolk, während das Fort, welches auf der Erdzunge nach Abukir erbaut iſt, erſtürmt wird. Die Compoſition dieſes Bildes iſt noch großartiger zu nennen, als bei der Schlacht von Marengo, während dieſe hingegen mehr Wahrheit in ſich trägt. Geſtochen iſt die Schlacht bei Abukir in einem ſehr großen Blatte von Bovinet.

Noch gehört zu des Künſtlers merkwürdigen Arbeiten ein Gemälde der Schlacht von Preußiſch-Eilau den 9. Februar 1807. Es iſt zwar nur der Morgen nach der Schlacht an dem ſchneeigen eiskalten Tage dargeſtellt; Napoleon beſucht mit ſeinem Generalſtabe das Schlachtfeld, um den Verwundeten und Kranken Unterſtützung zukommen zu laſſen. Örtlichkeit und die verſchiedenen Handlungen der Figuren, woran ſich mehre ſchöne Gruppen bilden, ſind ſehr gut dargeſtellt. Geſtochen wurde dieſes Bild eben auch in einem ſehr großen Blatte von Laneau und Misbach.

Für die Geſchichte der Zeit und das hohe Intereſſe derſelben gehört noch die Darſtellung der Zuſammenkunft des Kaiſers Alexander mit Napoleon auf dem Niemen bei dem Frieden von Tilſit, ebenfalls von le Jeune gemalt. Doch dürfte dieſes Bild nicht unter die gelungenen Werke des Künſtlers zu zählen ſein, da es eine gewiſſe Leere hat, wozu wol das Örtliche beiträgt, und das Ceremonielle der Handlung eine gewiſſe Kälte zeigt, die freilich in Bildern dieſer Art ſehr oft angetroffen wird.

Zu den frühern Arbeiten des Künſtlers gehört noch eine Darſtellung der Schlacht bei Lodi, welcher Gegenſtand weniger durch die Kunſt, als durch getreue Darſtellung der Örtlichkeit ſich empfiehlt. Geſtochen wurde das letztere Bild von Mercoli. (*Frenzel.*)

2) Claude oder Claudin le J., im J. 1550 zu Valenciennes geboren, welches zu jener Zeit noch zu Teutſchland gehörte, und um das J. 1611 geſtorben, war ein ebenſo fleißiger als geniereicher Mann, der ſchon frühzeitig als Kammercomponiſt in die Dienſte des Königs Heinrich's III. kam, wo er im J. 1581 unter andern ein von ihm verfaßtes Ballet: „Ceres und ihre Nymphen," aufführte, welches, der Erzählung nach, einen anweſenden Edelmann durch eine furiöſe Arie dergeſtalt in Aufregung gebracht haben ſoll, daß er den Degen zog und ausrief: er müßte ſich mit Jemandem ſchlagen, worauf dann le Jeune ſogleich eine andere Arie von ſanftem Charakter habe ſpielen laſſen, welche den erhitzten Edelmann ſogleich wieder beruhigte. Es iſt dies kein Wunder, da die Muſik mit ihrem Zauber ähnliche und noch größere Erſcheinungen hervorgebracht hat, wie aus der alten Geſchichte bekannt iſt. Für le Jeune's beſtes muſikaliſches Werk werden die 12 vier- und fünfſtimmigen Pſalmen nach den alten Tonarten gehalten, welche im J. 1598 unter dem Titel: „Dodecachord" erſchienen ſind. Außer dieſem machte er ſich bei Lebzeiten noch durch zwei andere Werke: „Mélange de songs et motettes à six part." (Antwerpen 1585) und „Livre de mélange à 4—8 voce" (Ebendaſ. 1587), berühmt; alle ſonſtige von ihm noch gedruckte Werke gab ſeine gelehrte Schweſter Cäcilie nach ſeinem Tode heraus. Sie beſtehen in Pſalmen, Motetten, Madrigalen und andern Vocalſachen für vier bis acht Stimmen, deren Titel der fleißige Gerber ziemlich vollſtändig angibt. Mehre davon und namentlich die Motetten ſind noch jetzt auf der Bibliothek zu München anzutreffen, und die Pſalmen, welche noch heutzutage in den reformirten Kirchen einiger Gegenden geſungen werden, haben meiſt eben jene Melodien, die in ſeinem Dodecachord vorkommen. Andere einzelne Geſänge ſeiner Compoſitionen finden ſich faſt in allen alten größern Motetten- und dergl. Sammlungen, worunter auch die im Tenore geſetzte Melodie des 134. Pſalms, welche keine andere iſt, als die allgemein bekannte: „Herr Gott, Dich loben wir!" (*Fr. Thon.*)

Jeuzgntt (Geogr.), ſ. Uskat.

JEVENSTEDT, Kirchdorf, Hauptort des Kirchſpiels gleiches Namens in Holſtein (Dänemark), Amt Rendsburg. (*Benicken.*)

JEVER. I. Geographie. A) Die Herrſchaft hat mit der Standesherrſchaft Kniphauſen der gräflichen Familie Bentink 7,51 □Meilen, etwa 23,000 Einwohner, 24 Kirchſpiele und 4200 Feuerſtellen. An den Küſten der Jade und des Meeres ſind eine Menge Siele oder Schleußen, welche durch den Deich, der das Land gegen Überſchwemmungen des Meeres ſchützt, das Waſſer der Marſchen, Moore und Sandfelder im Innern abführen, und während der Fluthzeit durch eine eigenthümliche Bauart der Thüren kraft des andringenden Meerwaſſers ſich ſchließen, und nur in den zweimal täglich wiederkehrenden Ebben ſich öffnen. Die Erhaltung dieſer Deiche und tiefen Siele koſtet dem Lande mehr als die Steuern an den Staat. Die folgenden merkwürdigſten Siele bilden zugleich die natürlichen Häfen des Landes; ſie heißen: Marienſiel, Ryſter- oder Rüſtringerſiel, der Friederikenſiel, welcher jetzt eingegangen iſt, Hockſiel mit zwei Kram-, Vieh- und Pferdemärkten, St. Jooſterſiel, Horumerſiel, Krillbummerſiel. Die Landgrenze der Herrſchaft bilden die oſtfrieſiſchen Ämter Eſens, Wittmund, Friedeburg und die gräflich Wedel'ſche Herrlichkeit Gödens, und das oldenburgiſche Amt Bockhorn.

Die Herrſchaft beſteht größtentheils aus Anſchwemmungsboden, aus Mooren, Sumpf-, Lehm- und Sandboden. Es hat keinen einzigen bedeutenden Hügel, und ſo nöthig es auch wäre, vernachläſſigten bisher die Regierungen und die Landſchaft die Anpflanzung von Wäldern theils zur beſſern Benutzung der Heiden und Moore, da man ſich mit Torffeuerung behelfen muß, theils um dem Lande das unentbehrliche Bau- und Nutzholz zu verſchaffen. Dieſe Beſamung und Bepflanzung mit geeigneten Holzarten iſt um ſo nöthiger, da ſeit 1826 das gröninger Marſchfieber nicht blos in Oſtfriesland und Oldenburg, ſondern auch immer weiter in Dänemark und Hanover bis Pirna ſich jährlich äußert. Es iſt entſtanden durch die Baumloſigkeit Gröningens und durch das viele ſtauende Gewäſſer in Folge ausgegrabener Moore, denen

Digitized by Google

man keinen Waſſerabzug zu geben eilte, auch weil man in Gröningen und in den Gegenden, wo das Übel eingewandert iſt, vernachläſſigte, die viele Stickluſt aus den Stagnationen durch Baumpflanzungen in Menge und durch den großen Anbau von Ölſaaten, beſonders von den ölreichen Sonnenblumen in der Nähe der Entſtehung zu verzehren und dadurch die natürliche Geſundheit der Atmoſphäre wiederherzuſtellen. Da die niederländiſche Regierung bis jetzt nichts that, um polizeilich das Übel gründlich zu heilen, und der Torfſtich in Gröningen und in der Nachbarſchaft von Weſtfriesland ſogar zunimmt, ſo muß dieſes die ganze benachbarte Bevölkerung, beſonders aber das die Kinder ſchwer heimſuchende Siechthum, welches oft tödtlich wird, um ſo mehr zunehmen, je mehr der Branntweingenuß aus Kartoffeln in den niedern Claſſen in den Niederlanden und in Nordweſtteutſchland zunimmt. Dagegen ſind die Deiche und die Siele Jevers beſſer als in Oſtfriesland unterhalten, und ſeit der Wiedervereinigung mit Oldenburg noch ſtärker geworden. Um das große Übel gründlich zu heben, wäre nöthig, daß alle darunter leidende Regierungen über die Mittel, ſolchem gemeinſchaftlich abzuhelfen, berathen möchten.

Seit der Vereinigung Jevers mit Oldenburg bildet die Herrſchaft einen eigenen Kreis mit einem Landgerichte, beſtehend aus den Ämtern Jever, Tettens und Minſen, außer dem Stadtgerichte Jever, welches aber nur die eigentliche Stadt, und nicht die Vorſtädte begreift, welche eine zahlreichere Einwohnerſchaft haben, als die der Stadt an ſich. Die Hebung haben beſondere Beamte, und die Polizei die benannten Ämter. In der Nordſee beſitzt die Herrſchaft die Inſel Wangeroog mit einem Leuchtthurme und einer berühmten Badeanſtalt. Die Sandinſel iſt eine Meile lang, ſehr ſchmal und mit 250 Menſchen bevölkert, welche meiſt Fiſcherei, Gartenbau und Viehzucht treiben, jedoch ohne Bäume und Getreide, ſo lange man den Boden nicht polizeilich mit Strenge veredelt. Die Auſternbänke könnten ſehr verbeſſert werden. Bei Stürmen flüchten nach der Inſel oft viele der zahlreichen Wattenfahrer. Die Inſel liegt eine Meile vom feſten Lande. Die lange nach Helgoland gerichtete Spitze iſt die Grenze der breiten Einfahrt in die Jade ohne irgend eine Sandbank. Wäre dieſe freie Aus- und Einfahrt in die Jade, bei allen teutſchen Strömen, der Ems, der Weſer, der Elbe und der Eider in die Nordſee nicht weit ſchwieriger, ſo würden die See- und Sturmunfälle der Wattenfahrt von Tönningen nach Amſterdam nicht ſo häufig ſein. Wegen der ſeichten Watten können z. B. die Wattenfahrer in Stürmen ſo ſelten den Nothhafen zu Fudderwarden im Großherzogthume Oldenburg zwiſchen den Mündungen der Jade und der Weſer benutzen. Das der Herrſchaft Jever gegenüberliegende Ufer der Jade mit den oberahniſchen Feldern in der Jade iſt ſeicht, und erlaubt ſogar an manchen Tagen in der Ebbe den Durchgang von Butjadingerland nach dieſen Feldern oder Inſeln; auch hat die Küſte des Butjadingerlandes wenige abwäſſernde Sieltiefen, deſto mehre aber Jeverland, ungeachtet dieſe Tiefe nicht ſo weit in die Moore eingreifen, als ſie es wol vermöchten, um dieſe ganz trocken zu legen und urbar zu machen. Das tiefe Fahrwaſſer der Jade liegt neben der jeverſchen Küſte, und da die Ebbe hier ſieben bis acht Fuß mehr Fall hat, als in der Weſer, ſo konnten während der Napoleoniſchen Kriege mit England und der Weſerſperre nordamerikaniſche Schiffe von 500 Tonnen Laſt mit der Fluth in den vareler Siel ein- und mit dem Anfange der Ebbe wieder auslaufen. Früher oder ſpäter wird dieſer große Vortheil der Jadeſchiffahrt einmal nothwendig machen, aus der Jade etwa nach Brake an der Weſer einen ſchiffbaren Kanal zu ziehen, der dann der Weſerſchiffahrt einen Vorzug vor der Elbſchiffahrt zuſichern würde. Als daher die Weſer noch mehre jetzt verſchloſſene Mündungen beſaß, war Bremen eine wichtigere Handelsſtadt als Hamburg, und hat es zu ſein aufgehört, als die Weſer immer ſeichter in ihrer Mündung wurde, und jährlich ihren Hauptſtrom verändert, der daher durch Boien und Baaken genau bezeichnet werden muß. Die erwähnte Bodenveredlung der Inſel iſt nur möglich, wenn man dahin aus den jeverſchen Sieltiefen Mergel und thonige Erde ſchafft, dadurch den Boden feſter macht, welchen hernach die Winde weniger bewegen und Getreide, Gartenfrüchte und Bäume gedeihen laſſen. Sobald die Inſel ſich bewaldet hat, werden dort auch die Wattenfahrer ſicher liegen.

Die Einwohner der Herrſchaft haben neben einem geſegneten Ackerbaue und einer trefflichen Rindvieh- und Pferde-, aber geringer Schafzucht, einen nicht unbedeutenden Productenhandel, Fiſcherei und Schiffahrt, welche die vielen Häfen unterſtützen. Die Pferde ſind ein großer und ſchwerer Schlag. Vormals pflegten Juden aus Bologna die Pferdemärkte zu beſuchen, und kauften die großen Roſſe vorzugsweiſe für die Equipagen der römiſchen Kirchenfürſten. Der Ölſaatenbau vergrößert ſich jährlich und die Getreide-, Butter-, Käſe-, Ölſaaten-, Pferdemaſt- und Milchviehausfuhr iſt ſehr anſehnlich. Die Fruchtbarkeit der jeverſchen Marſch iſt bekannt. Ritterſitze kannten die hieſigen Frieſen nicht. Doch haben außer den anſehnlichen Domainen einige Ländereien Vorrechte in Steuern. Durch die gute Deichweſensverwaltung vergrößern Alluvionen, die geſchickt befördert werden, den Beſtand des Flächeninhalts wahrſcheinlich künftig noch mehr als bisher. Die oldenburgiſche Deichverwaltung iſt überhaupt muſterhaft.

B) Die Stadt Jever (n. Br. 53° 34′ 30″, ö. L. 25° 32′ 41″) liegt im ſogenannten Oſtringen mit einem ſehr fruchtbaren Boden umher, und beſitzt mehr Gärtnerei, als ſonſt die teutſche Nordſeeküſte zu haben pflegt, daher man dort auch einige weiße Maulbeerbäume antrifft. Sie iſt der Sitz des Landgerichts, des Stadtgerichts, des Amts, des Conſiſtoriums und einer Superintendentur, auch ſeit der Regierung des Erbfräuleins Maria mit Wall und Graben umgeben. Der Wall liefert einen ſchattigen Spaziergang. Der Schiffshafen communicirt durch einen Kanal mit dem Garmersſiel und Hockſiel. Die Stadt hat vier Thore, und außer der Bevölkerung der anſehnlicheren Vorſtadt 2000 Einwohner, ein geräumiges, rund um einen Thurm gebautes Schloß, eine Lutheriſche, reformirte und katholiſche Kirche, eine Syn-

Digitized by Google

agoge, ein Waiſen- und ein Armenhaus, 280 Häuſer, ein Gymnaſium mit ſieben Lehrern und eine allgemeine Armeninſpection, Ackerbau und Viehzucht, Gärberei, Branntweinbrennerei und allerhand in dieſer Gegend übliche ſtädtiſche Gewerbe. Das Schloß liegt gegen Süden. Der hohe Thurm mitten in dem nicht geräumigen Schloßplatze hat einen kühlen Hofkeller. Das Stadtwappen beſteht aus drei auf einer Mauer ſtehenden Thürmen, einem offenen Thore mit Gatter, und einem aufrecht ſtehenden Löwen. Der vormalige Magiſter Backhauß, Pfarrer zu Tettens, widmete dem Wappen folgende Verſe:

Drei Thürme gehen hervor mit ausgereckten Spitzen,
Auf einer hohen Mauer der Thürme Dreiigkeit
Bedeutet Gottes Schirm, daß die Dreifaltigkeit
Dich Jever, meine Zier, in Nöthen müſſe ſchützen
Und deinen ſchwachen Fuß in Gnaden unterſtützen
Ein hocherhaben Maur: Es iſt auch Angelweit
Ein Pförtlein aufgethan, dadurch man allezeit,
Mag ſehen, was die thun, die deinen Platz beſitzen.
Ein aufgerichter Löw hat ſolches eingenommen,
Denn wer dich redlich meint, ſoll haben Löwenmuth
Und ſetzen bei dir auf Leib, Leben, Gut und Blut,
Zu ſpringen wie ein Löw auf die, ſo feindlich kommen.
Die Gatter in dem Thor erläutern Schutz in Noth.
Bei dieſer Schrift wünſch ich, dein Unheil minder Gott.

C) Das Amt Jever hat ſeinen Sitz in der Stadt Jever, und in acht Kirchſpielen über 7300 Einwohner. Die Vorſtadt Jever, wo wegen der Hafenbequemlichkeit die meiſten Kaufleute wohnen, hat 2200 Einwohner. Die Kirchdörfer ſind Kleverns, Sandel, Sillenſtede, Schortens, Sande, Neuende und Heppens.

II. Geſchichte. Die Herrſchaft Jever bildete einſt einen Zweig des an ſich zahlreichen und mächtigen teutſchen Frieſenſtammes, der ſich vom Geſtade der holländiſchen Zuyderſee an der Nordſee bis an das ſüdliche Stiftsamt Ripen in Jütland erſtreckte. Dieſer berühmte Volksſtamm war niemals in allen ſeinen Theilen vereinigt, und wurde daher allmälig von den benachbarten Fürſten unterjocht. Er bewohnte die vormals weit zahlreicheren Inſeln der Mündungen der Ströme, brauchte den Torf als Brennſtoff zur Verwunderung der Römer, und muß eine Art des Ackerbaues getrieben haben; denn als die Römer einen Theil ihrer Legionen eingeſchifft hatten, um von der Mündung der Weſer aus ins Innere von Nordteutſchland einzudringen, ſahen ſie ſo viele Bohnen, vermuthlich Pferdebohnen, auf den Inſeln, die noch jetzt auf einem Anſchwemmungsboden reichlich wachſen, daß ſie ſolche Bohneninſeln, Insulas fabarias. nannten. Grade die ſchleswiger Frieſen im Amte Tondern und auf den Inſeln der Küſten an der Nordſee reden noch die alte frieſiſche Sprache und in ihren Kirchen und Schulen iſt noch der Vortrag frieſiſch. Doch verſtehen die Gebildeteren ſehr wohl Teutſch, oder wenigſtens Däniſch.

Sonderbar bleibt, daß dieſe zuerſt der Fürſtenmacht unterworfenen Frieſen allein noch ihre Sprache beibehalten, aber nicht die Marſchbewohner um Huſum und die Eiderſtedter. Alle frieſiſche Volksſtämme haben ein eigenthümliches Erb- und Deichrecht. Die Söhne erben im ſchleswigſchen Frieſengebiete noch heute doppelt und die Töchter nur einfach in der Kindertheilung. Möglichſt war es Geiſt der Frieſen, ſich, wo es ſich fügen wollte, eine Autonomie ihrer Gemeinden vorzubehalten und Richter aus ihrer Nation. Sie liebten vor Allem das Seefahren und Fiſcherei. Nachdem ſie ſich den Herzogen Schleswigs unterworfen hatten, blieben ſie ihrer Dynaſtie treu, bauten ihre Deiche und Siele aus eigenen Mitteln, duldeten, daß die Landesherren ſich als Domaine den Anſchwemmungsboden zueigneten, und lebten in häufigen Fehden mit den Dithmarſern, bis zur Regierung des Königs Chriſtian III. von Dänemark und der ſchleswigholſteiniſchen Herzoge Johann und Adolf, welchen mit vielen Söldnern es 1559 gelang, die dithmarſer Frieſen nach einem blutigen Kriege zu unterjochen. Auch dieſe bedangen ſich damals die innere Selbſtregierung und Richter aus ihrem Volke, was ihnen gewährt wurde. Ihr Landbuch regiert ſie noch heute in Erbſchaften und im Deich- und Sielweſen, aber dieſe Autonomie, von den Oberbeamten ſchlecht geregelt, war Schuld daran, daß die eigennützigen Dithmarſer bei außerordentlichen Landesunfällen niemals daran dachten, die gemachten Anleihen im Capitale zurückzuzahlen, ſondern nur die Zinſen aufbrachten, aber auf ſolche Art Landſchaft und Kirchſpiele mit ungeheuern Schulden bebürdeten. In den Tagen der Freiheit regierten Dithmarſen 48 Richter. Aber Parteiungen herrſchten von jeher unter allen demokratiſchen Frieſenſtämmen. Die mächtigere Partei verjagte die ſchwächere, und dieſe ſuchte dann mit und ohne ausländiſche Hilfe die inländiſche Partei wieder zu verdränaen, und dieſe Emigranten haben überall die Unterdrückung der Frieſen ihrer Landsleute zur Folge gehabt. Ihre Freiheit war allerdings ſehr übertrieben, und Seeraub im Meere und nach Strandungen gewöhnlich. Zwiſchen der Elbe und Weſer hatten die Herzoge von Lauenburg Mittel gefunden, ſich die land-hadeler Frieſen zu unterwerfen, und die Erzbiſchöfe von Bremen die alt-lander Frieſen an der Elbe und die oſterſtader Frieſen an der Weſer; aber dann etwas länger behaupteten die land-wurſter Frieſen ihre Unabhängigkeit zwiſchen der Weſer und Ritzebüttel, nur unterwarf ſich Hamburg das meiſt ſeeräuberiſche Amt Ritzebüttel, und kaufte ſeine Häuptlinge aus, indeſſen die Bewohner unter hanſeatiſchem Scepter ſich jetzt noch ſehr wohl befinden. Das Schickſal der ſtedinger Frieſen an der Weſer unterhalb Bremen war nach langem Kampfe ihre Unterwerfung unter den Grafen von Oldenburg und Delmenhorſt. Dagegen erhielten die butjadinger Frieſen zwiſchen der Weſer und Jade ihre Unabhängigkeit unter manchen innern Fehden der Häuptlinge und mit ihren Nachbarn bis zum Schluſſe des 16. Jahrh., wo ſie ein Ritterzug der Grafen von Oldenburg und der Herzoge von Braunſchweig unterwarf.

Die übrigen Frieſen theilten ſich in Oſt- und Weſtfriesland. Beide hatten Häuptlinge, aber unter ſolchen freie Städte und freie Landwirthe, die ihre Rechte aufrecht zu erhalten verſtanden. Wir übergehen Weſtfriesland, jetzt ein Theil des Königreichs der Niederlande. Selbſt dem Herzoge Karl dem Kühnen gegenüber erhielt es ſich unabhängig; aber zerriſſen in demokratiſchen Parteiungen, gelang es erſt dem Kaiſer Karl V., als Herzoge von Bur-

Digitized by Google

gund, die unruhigen Weſtfrieſen unter der Leitung eines Herzogs von Sachſen zum Gehorſam zu bringen.

Ein anderes Schickſal traf die Häuptlinge Oſtfrieslands, welche ſich meiſtens freiwillig oder gezwungen der mächtigen Häuptlingsfamilie der Cirkſena und deren Dynaſten Edzard um 1430 unterwarfen, alſo kurz vor der Periode, wo ein oldenburgiſcher Grafenſohn durch Wahl der Reichs- und Landſtände zur Regierung Dänemarks, Schleswigs und Holſteins gelangte. Ihm folgte ſein Bruder, Ulrich I., welchen Kaiſer Friedrich III. mit ſeinen Nachkommen in den Reichsgrafenſtand erhob. Zugleich bildeten ſich damals die mächtigen Stände, welche die ältern Volksfreiheiten ſicherten. Die Nachfolger bemühten ſich auch, Jever und Kniphauſen unter zwei verſchiedenen Häuptlingen zu gewinnen, ſie verfehlten jedoch ihren Zweck. So lange die Häuptlinge Oſtfrieslands einander in ihren Rechten auf den Volkslandtagen gleich waren, beſuchten die Häuptlinge von Jever und Kniphauſen die oſtfrieſiſchen Landtage zu Usfalsboom, entzogen ſich aber ſolchen, als die neuen Grafen von Oſtfriesland dort als Landesherren und nicht als Häuptlinge auftraten.

Jeverland hatte vormals drei verſchiedene Häuptlinge in Ruſtringen, Oſtringen und Wangerland, bis im J. 1359 dieſe drei Landſchaften die Regierung dem mächtigen Häuptling Edo Wimmeke übertrugen, deſſen Nachkommen auch im Beſitze blieben. Er war mit den Holländern und Hanſeaten in mancher Fehde, gerieth auch vier Jahre lang in deren Gefangenſchaft, erlangte aber am Ende ſeine Freiheit wieder; ihm folgte ſein Enkel von der an Sibeth Papinga vermählten Tochter, dieſem ſein Bruder, Hajo Harles, der Erbauer des Schloſſes zu Jever, darauf ſein Sohn, Sanno Duven, unter dem die Grafen von Oſtfriesland vergeblich bemüht waren, Jever mit Oſtfriesland mit den Waffen zu vereinigen, ferner in abſteigender Linie Edo Wimmeke der Jüngere, welcher im J. 1511 ſtarb, dieſem Chriſtopher 1517, und Letzterem ſeine beiden Schweſtern, Anna und Maria, welche den Entſchluß faßten, im J. 1532 am 12. April dem brüſſeler Lehenhofe als Erblehen die Herrſchaft Jever aufzutragen. Nach dem Tode des ältern Erbfräuleins regierte Maria allein, und ſetzte den Grafen Johann XVI. von Oldenburg, ihren Vetter, in ihrem Teſtamente den 22. April 1573 zum Erben ein. Sie folgte darin dem Wunſche ihrer treuen Stadt und Landſchaft, welche lieber mit Oldenburg als mit Oſtfriesland vereinigt ſein wollten. Das Teſtament beſtätigte der burgundiſche Lehenhof. Als am 20. Febr. 1575 das Fräulein Maria ſtarb, machte Graf Edzard von Oſtfriesland als näherer Verwandter dem Grafen Johann den Beſitz ſtreitig, allein durch ein günſtiges Urtheil vom 12. Aug. 1588 wurde der Graf Johann im Beſitze geſchützt. Ihm folgte ſein Sohn, Anton Günther, letzter Graf von Oldenburg, welcher in ſeinem Teſtamente ſeinen Schweſterſohn, den Fürſten Johann von Anhalt-Zerbſt, zum Erben von Jever einſetzte, aber ſchon den 4. Jul. 1667 ſtarb. Durch Proceß und Vergleich trennte Graf Anton Günther die Herrſchaft Kniphauſen, welche er teſtamentariſch ſeinem natürlichen Sohne, Grafen Anton von Oldenburg, übertrug. Ihm folgte ſein Sohn, Fürſt Karl Wilhelm, der erſt nach vielen Streitigkeiten mit dem däniſchen Hauſe zum ruhigen Beſitze gelangte, gegen ein Geldopfer von 100,000 Thlrn. Im J. 1718 übernahm die Regierung ſein Sohn, Johann Auguſt, welcher 1742 ohne Leibeserben ſtarb. Die Regierung fiel nun an die beiden Vettern, Johann Ludwig und Chriſtian Auguſt. Doch ſtarb Erſterer unbeerbt 1746 und der Letztere 1747. Nun gelangte die Regierung an deſſen einzigen Sohn, den letzten Fürſten von Anhalt-Zerbſt, Friedrich Auguſt. Mit ihm erloſch am 4. März 1793 der Mannsſtamm. Unter den Anhaltinern vergrößerten einige Bedeichungen die Domainen, aber die Steuern erlangten geringe Erhöhungen, indeſſen geſchah auch wenig zum Beſten des Landes. Bei Heirathen der Prinzeſſinnen und Thronwechſel und Fürſtenvermählungen brachte nach alter Frieſenſitte die Landſchaft ihrer Dynaſtie freiwillige Opfer. Einige der anhaltiſchen Fürſten waren zur Laſt des Landes ſehr kriegeriſch. Das ſtärkſte Militair unter ſolchen unterhielt der letzte Fürſt, Friedrich Auguſt, der ein ſtarkes Corps dem Kaiſer Joſeph II. freiwillig ſtellte, zur Wiederunterwerfung der burgundiſchen Belgier. Die ältere Lehensverbindung Jevers mit dem burgundiſchen Lehenhofe hat aufgehört. Die Herrſchaft iſt jetzt mit Vorbehalt der landſchaftlichen Rechte ein Familiengut des Hauſes Holſtein-Oldenburg. Seine Nachfolgerin war die Kaiſerin Katharina II. von Rußland, und als dieſe am 17. Nov. 1796 ſtarb, wurde Kaiſer Paul ihr Nachfolger, und nach deſſen Tode am 24. März 1801 der Kaiſer Alexander, welcher im tilſiter Frieden Jever 1807 an den König von Holland abtrat. Nach Napoleon's Fall eroberte Alexander Jever 1813 wieder, und trat ſolches freiwillig vermöge der wiener Congreßacte an Herzog Peter von Oldenburg ab, welchem im J. 1829 den 21. Mai ſein Sohn, der Großherzog Auguſt, folgte. Die Witwe des letzten Fürſten Friedrich Auguſt von Anhalt-Zerbſt behielt jedoch durch Schenkung der Kaiſerin Katharina die reinen Einkünfte der Herrſchaft bis an ihr Hinſcheiden im höchſten Alter. Als die oldenburgiſche Prinzeſſin Amalie im J. 1837 mit dem Könige Otto von Griechenland vermählt wurde, beſchenkte die Landſchaft den König mit einem Geſpanne ſtattlicher Roſſe.

Unter dem Scepter der Erbfräulein, der Grafen zu Oldenburg, der Fürſten zu Anhalt-Zerbſt und des ruſſiſchen Kaiſerhauſes behielt Jever ſeine landſchaftliche Einrichtung mit großen Vorrechten; der König Ludwig von Holland ſuspendirte ſolche jedoch, und ſeitdem erwartet die Herrſchaft nach der Vereinigung mit Oldenburg deren Herſtellung, welche jedoch die verwickelten Verhältniſſe des Großherzogthums mit dem Fürſtenthume Birkenfeld an der Nahe und dem Fürſtenthume Lübeck bei der Hanſeſtadt Lübeck noch nicht begründen ließen. Doch ſind die Steuern an den Staat in allen oldenburgiſchen Landen, welche ſtaatsſchuldenfrei ſind, ſehr mäßig. Nur wegen des ſtarken Bundesmilitairs und des Oberappellationsgerichts hat Oldenburg die alten Steuern etwas erhöht.

Die Staats- und bedingten Unterthanenverhältniſſe Oldenburgs mit der Herrſchaft Kniphauſen, welche Jever umgibt, wurden durch den berliner Receß vom 8. Jun.

Digitized by Google

1825 regulirt, und dieſer Vergleich vom Bundestage am 9. März 1826 garantirt. (*Räder.*)

JEWEL (John), geboren im J. 1522 zu Buden in Devonſhire, der Abkömmling einer alten und angeſehenen Familie, verdankte ſeinem Oheime, dem Rector Bellamy in Hampton, ſeine wiſſenſchaftliche Bildung, und bezog 1536 die Univerſität Oxford, wo Peter Burrey und John Parkhurſt, beſonders der Letztere, einen entſchiedenen Einfluß auf die Richtung ſeines Geiſtes gewannen. Er erlangte 1539 den Grad eines Batchelor of arts, und beſchäftigte ſich ſeitdem vorzugsweiſe mit theologiſchen Studien. Durch raſtloſen Fleiß und ſeltene Talente unterſtützt, gelangte er zu einer umfaſſenden Gelehrſamkeit, jedoch auf Koſten ſeiner Geſundheit. Durch eine Erkältung zog er ſich eine unheilbare Lähmung zu. Als er nach Beendigung ſeiner akademiſchen Studien eine Hauslehrerſtelle übernommen hatte, erzog er, ſchon früh ein Freund der Reformation, ſeine Schüler in Zwingli's Glaubenslehren. Sieben Jahre hindurch bekleidete er hierauf an dem Corpus Christi-Collegium die Stelle eines Profeſſors der Rhetorik. Seine Vorleſungen wurden zahlreich beſucht, und ſelbſt ſein früherer Lehrer Parkhurſt fand ſich ein in ſeinem Auditorium, und zollte ſeinen Fähigkeiten großes Lob.

Mit ſeiner religiöſen Überzeugung, die ihn zu einem Gegner des Papſtthums machte, trat er zuerſt öffentlich hervor nach dem Regierungsantritte Eduard's VI. Ein inniges Freundſchaftsband knüpfte ihn an den reformirten Theologen Peter Martyr, der, früher Auguſtinermönch, damals eine Profeſſur der Theologie zu Oxford bekleidete. Im J. 1550 ward Jewel Baccalaureus der Theologie (Batchelor in divinity). Großen Beifall fanden die Predigten, die er damals in lateiniſcher Sprache hielt. Sowol als Kanzelredner, wie als Schulmann fuhr er fort ſich auszuzeichnen, als er bald nachher das nur mit ſehr mäßigen Einkünften verbundene Rectorat zu Sunningwell in Berkſhire übernommen hatte. Durch ſeinen unabläſſigen Eifer für die reformirte Kirche wuchs die Zahl ſeiner Gegner unter den Papiſten, beſonders ſeit die Königin Maria den engliſchen Thron beſtiegen. Verrufen als Ketzer und aus ſeiner Stelle vertrieben, zog er ſich nach Broadgatehall zurück, dem nachherigen Pembroke-Collegium, wo er ſeine bisherigen Vorleſungen fortſetzte. Zunehmende Verfolgungen vertrieben ihn indeſſen bald nachher aus England. Mit dem Beiſtande einiger Freunde ſchiffte er ſich nach Teutſchland ein, und langte im J. 1554 zu Frankfurt an. Dort widerrief er öffentlich den Glauben der römiſch-katholiſchen Kirche, zu welchem er ſich früher gezwungen hatte bekennen müſſen, um ſich vor der Gefahr zu retten, die ſeinem Leben drohte. Auch Peter Martyr hatte England verlaſſen, und Strasburg zu ſeinem Aufenthalte gewählt. Dorthin begab ſich Jewel, von ſeinem alten Freunde eingeladen, und theilte ſich mit ihm in die theologiſchen Vorleſungen, die derſelbe in ſeinem Hauſe hielt. Er begleitete ihn nach Zürich, und wahrſcheinlich war es auch dieſe Stadt, von wo Jewel einen Ausflug nach Padua machte, und dort in freundſchaftliche Verhältniſſe mit einem venetianiſchen Edlen, Namens Scipio, trat, an den er nachher ſein Schreiben über das tridentiniſche Concilium richtete.

Der Regierungsantritt der Königin Eliſabeth gab ihm gegründete Hoffnung, ſicher und unangefochten wieder in England leben zu können. Er ſchiffte ſich daher, mit mehren ausgewanderten Proteſtanten, zu Anfange des Jahres 1559 nach London ein. Bald nach ſeiner Ankunft ward ihm die Auszeichnung, auf der Liſte der 16 Geiſtlichen zu ſtehen, die beſtimmt waren, den 31. März 1559 in der Weſtminſterabtei eine öffentliche Disputation gegen die Papiſten zu halten. Im Julius des erwähnten Jahres ward er zu einem der Viſitatoren ernannt, welche die Diöceſen im Weſten Englands von den Anhängern des Papſtthums reinigen ſollten. Das Jahr 1560 erhob ihn zum Biſchofe von Salisbury.

Bald nach empfangener Weihe foderte er in einer zu St. Pauls Croß gehaltenen Rede alle Anhänger der römiſch-katholiſchen Kirche öffentlich auf, zu Gunſten ihrer Glaubensartikel auch nur ein einziges Beiſpiel anzuführen, ſei es aus den Kirchenvätern genommen, oder aus andern Schriftſtellern, die in den ſechs erſten Jahrhunderten der chriſtlichen Ära gelebt. Als zwei Jahre nachher noch immer keine überzeugende Antwort auf ſeinen Aufruf erfolgt war, machte er ſeine berühmte Apologie oder Vertheidigung der römiſchen Kirche bekannt (London 1560). Er gerieth darüber mit Cole, Raſtal und andern Vertheidigern des Papiſmus in eine literariſche Fehde. Zu Antwerpen erſchien im J. 1564 eine von dem Jeſuiten Raſtal verfaßte Schrift, A confutation of Jewel's sermon betitelt, und gleichzeitig ließ Thomas Dorman, ebenfalls zu Antwerpen, eine Broſchüre drucken, die den Titel führt: A proof of certain articles of religion, denied by Mr. Jewel. William Fulke und Alexander Nowell traten als Vertheidiger Jewel's auf. Sein Hauptgegner war Thomas Harding zu Löwen, den Jewel jedoch ſehr gründlich widerlegte in ſeiner 1566 gedruckten Reply to Mr. Harding's answer.

Dieſe Erwiederung, ſowie die früher erwähnte Apologie, machten ſo große Senſation, daß ſie in faſt alle neuere Sprachen und ſelbſt ins Griechiſche überſetzt wurden, und der proteſtantiſchen Lehre zahlreiche Anhänger erwarben. Die Univerſität zu Oxford belohnte Jewel's Verdienſte durch die Ernennung zum Doctor der Theologie, und er führte den Vorſitz in den theologiſchen Disputationen, die auf jener Hochſchule (1566) in Gegenwart der Königin Eliſabeth gehalten wurden.

Nicht blos durch ſeine Gelehrſamkeit und ſeinen Scharfſinn, auch durch ſeinen ſtreng moraliſchen Lebenswandel und ſeine unbeſcholtene Rechtſchaffenheit hatte er ſich in ſeiner Diöceſe allgemeine Achtung und Liebe erworben. In ſeinen Conſiſtorialgeſchäften und in der Aufſicht über den engliſchen Klerus zeigte er eine raſtloſe Thätigkeit, die ihm auch in den Geſchäften eigen war, welche außerhalb ſeines geiſtlichen Berufs lagen. Beſonders ſteuerte er, als ihm das Amt eines Friedensrichters übertragen worden war, manchen Misbräuchen, die bisher ungeahndet geblieben waren. Die mannichfachen Geſchäfte, denen er ſich unterzog, und die wenige Erholung, die er

Digitized by Google

ſich nach raſtloſen Studien gönnte, wirkten jedoch nachtheilig auf ſeine Geſundheit. Sehr fühlbar war ihm bereits die Abnahme ſeiner Kräfte, als er noch immer die frühen Morgenſtunden, gewöhnlich von vier Uhr an, zu eifrigen Privatſtudien benutzte, den übrigen Tag ſich faſt unausgeſetzt ſeinen mannichfachen Berufsgeſchäften hingab, und Abends wieder zu ſeinen gelehrten Arbeiten zurückkehrte, bei denen ihn gewöhnlich die Mitternacht überraſchte. „Ein Biſchof müſſe lehrend ſterben“ [1]), war die Antwort, die er den um ſeine Geſundheit beſorgten Freunden zurückgab. Seine Worte gingen faſt buchſtäblich in Erfüllung. Nach einer Predigt, die er, vergebens gewarnt, mit großer Anſtrengung zu Wiltſhire gehalten hatte, ſanken ſeine Kräfte ſo ſchnell, daß er wenige Tage nachher in ſeinem Kirchſprengel Monkton Farley im September 1571 ſtarb. Er ward in dem Chore der Kathedrale zu Salisbury feierlich beerdigt.

Seine theologiſchen und polemiſchen Schriften machten ſeinen Namen in ganz Europa berühmt. Zu den bekannteſten gehören: **Exhortatio ad Oxonienses; Epistola, cur Episcopi Angliae ad Concilium Tridentinum non convenirent;** und vorzüglich die bereits früher erwähnte **Apologia ecclesiae anglicanae**, die nebſt mehren ſeiner Schriften das Loos traf, öffentlich verbrannt zu werden. Noch hat man von Jewel in engliſcher Sprache eine Erklärung der beiden Briefe des Apoſtels Paulus an die Theſſalonicher, einen Commentar über die Epiſtel an die Galater, und über die Briefe Petri, ſowie einige Predigten. Unter ſeinen polemiſchen Schriften verdient beſonders die **Reply to Mr. Harding's Answer** Erwähnung, die auch von William Whiteaker unter dem Titel: **Volumen adversus Thom. Hardingum**, ins Lateiniſche überſetzt worden iſt. Eine Geſammtausgabe von Jewel's Werken erſchien in Folio zu Frankfurt 1660 [2]).

(*Heinrich Döring.*)

JEWIT (Rondal oder Randolph), ein engliſcher Tonkünſtler und Schüler des berühmten, zu ſeiner Zeit ausgezeichneten Organiſten Orlando Gibbon's (geb. 1581, geſt. 1625), wurde ſchon in früher Jugend als Organiſt zu Dublin angeſtellt, verließ aber Irland und wendete ſich nach England, wo er die Organiſtenſtelle zu Wincheſter erhielt, ſolche jedoch nur kurze Zeit bekleidete, da er ſchon nach einigen Jahren mit Tode abging. Der Ritter John von Hawkins (geb. 1720, geſt. 1791), rühmt in ſeinem Werke: „**A General History of the Science and practice of Music**“ ſeine Geſchicklichkeit in der Compoſition, ohne jedoch etwas von ihm ſpeciell anzuführen, welches ſein Urtheil beſtätigte. (*Fr. Thon.*)

JEWKOKEJEWSCHE INSELN, eine Inſelgruppe unter den Aleuten und von dieſen wieder unter den Fuchsinſeln, hoch in dem Auſtralocean, unter ruſſiſcher Botmäßigkeit, liegend, unter 56° 10′ nördl. Br. und 220° 25′ öſtl. L. Die ganze Gruppe umfaßt 7—8 Inſeln, unter welchen Semida, Abekſinoi, Achajak und Sutſchu die größten ſind. Sie ſind ſämmtlich ohne Einwohner; in dem ſie umfließenden Meere gibt es aber eine Menge Seehunde, Seelöwen und Seevögel mancherlei Art, um deretwillen auch die Einwohner von Unalaſchka und Kodjak, den beiden größten unter den Fuchsinſeln, zuweilen dahin auf den Fang ziehen. (*J. C. Petri.*)

JEYPUR, auch **JYENAGUR** und **JAYANAGARA** genannt, ein Rajputenſtaat in der vorderindiſchen Provinz Ajmeer, liegt zwiſchen 26° und 28° nördl. Br. und wird nördlich von den Gebieten von Macherry und Shekawutty, ſüdlich von Ajmeer und Kiſchunghur, öſtlich von Macherry und Bhurtpur und weſtlich von Ajmeer und Jhoudpur begrenzt. Der alte, aber in Europa faſt unbekannte Name dieſes Landes iſt Dhundar, nach dem an der Weſtgrenze des Landes gelegenen Opferberge Dhund benannt. Vor hundert Jahren war das alte jetzt verfallene Amber Hauptſtadt dieſes Landes, und nach ihr wurde auch, indiſcher Sitte gemäß, das ganze Land ſo genannt, bis von dem mächtigen Rajah Jey Singh, der von 1694—1743 regierte, eine neue Hauptſtadt, nur eine teutſche Meile ſüdlich von der vorigen gegründet wurde, der er, ſowie dem ganzen Lande, den Namen Jeypur gab. Dieſer ausgezeichnete Regent erhob das ganze Land zu einer ſeltenen Blüthe; Künſte und Wiſſenſchaften wurden von ihm, der ſelbſt ein guter Mathematiker und Aſtronom war, geliebt und beſchützt; das Mongolenjoch wurde abgeſchüttelt, ein gutes Einverſtändniß mit dem Großmogul zu Delhi hergeſtellt, und der Staat zu einer Achtung gebietenden Selbſtändigkeit erhoben. Allein nach dieſes ausgezeichneten Mannes Tode folgten ſchwache Regenten, deren ohnedies geringe Macht durch die Maharatten völlig erſchüttert wurde. Die Vaſallen löſten ſich los, der Adel — die Thakurs — wurden abtrünnig, und das Land war in den neuern Zeiten den Verwüſtungen der Parteien Holka's und Ameer Khan's abwechſelnd preisgegeben. Durch den Einfluß der Engländer begann es ſich wieder zu erheben, wenngleich in den entfernten Provinzen die Verwirrung fortdauerte. Die widerſpenſtigen Thakurs fanden ſich nach und nach wieder am Hofe ein, und die Einkünfte waren wieder im Steigen, als der Rajah im J. 1818 ſtarb und keinen Nachfolger, wol aber eine ihrer Entbindung nahe Witwe hinterließ, die aber von vielen Thakurs für eine Betrügerin gehalten wurde. Durch den Einfluß eines Mannes von hohem Stande und achtbarem Charakter, der das Vertrauen der engliſchen Regierung in hohem Grade beſaß, gelang es ihr, ſich auf dem Throne zu befeſtigen. Dieſer Mann wurde ihr Miniſter, benahm ſich aber keineswegs unterwürfig, und das ehrſüchtige und grauſame Weib war bald darauf bedacht ſich ſeiner zu entledigen, was ihr auch bald gelang. An ſeine Stelle trat ein ſehr berüchtigter Thakur als Günſtling und Miniſter, mit dem ſie, zur Zeit als Biſchof Heber dort anweſend war, das Land regierte und plagte; denn Unzufriedenheit war im ganzen Lande verbreitet. Wie wenig Credit die Regentin, ihr Miniſter und ihr Hof genoß, erſieht man aus der ver-

1) A bishop should die preaching. 2) Eine ausführliche Biographie Jewel's lieferte Humphrey, und nach ihm Featly. Vgl. außerdem *Th. Mortimer's* British Plutarch. (Lond. 1776). Vol. II. p. 9—18. Jöcher's allgem. Gelehrtenlexikon. 2. Th. S. 1875 u. fg.

Digitized by Google

ächtlichen Benennung, die dieſer Hof in Rajputana allgemein erhielt, nämlich: Jutha Durbar, d. i. Lügenhof. Während Heber's Anweſenheit wurde auf Befehl der Regentin eine ihrer Hofdamen aus dem einzigen Grunde ermordet, um Erbin ihrer Reichthümer zu werden, und acht andere waren mit einem gleichen Schickſale bedroht. Die neueſten Nachrichten vom J. 1835 ſind nur eine Fortſetzung dieſer Grauſamkeiten und Verſchwörungen der Miniſter und der Günſtlinge gegen die Regentin ſelbſt, und gegen die britiſche Partei und den britiſchen Reſidenten, die vom britiſchen Generalgouvernement gewiß nicht ungerochen gelaſſen worden ſind. Dieſe kurze Überſicht zeigt hinlänglich, wie traurig die Verhältniſſe im Innern ſind.

Das Land iſt größtentheils eine Einöde und Wüſte, allein nicht von Natur, ſondern durch die Nachläſſigkeit ſeiner Bewohner und die fortwährenden räuberiſchen Einfälle der benachbarten Volksſtämme, namentlich der berüchtigten Räuber, der Pindarries; denn überall, wo der Boden Feuchtigkeit beſitzt und nur einigermaßen angebaut wird, liefert er reiche Ernten; natürlich ſind die mit Felſen und Steingerölle bedeckten Flächen ausgenommen. Um die Hauptſtadt, wo der Boden mit Fleiß bebaut wird, findet man die herrlichſte Vegetation, die ſich bald auch an andern Orten zeigen wird, wenn die vertriebenen und beraubten Landleute erſt wieder mit Sicherheit ihr Eigenthum bebauen können. Dieſe weiten Sandflächen ſind von niedern Bergzügen und theilweiſe von Felſenklippen unterbrochen, und meiſtens ſo öde, daß in der Umgegend von Dubi der Biſchof Heber auf ſeiner Reiſe kein Futter für Elefanten und Kameele auftreiben konnte. Hier und da ſind die Felſen mit Burgen der Thakurs (des Adels) und auch mit Burgruinen bedeckt; der Boden der Niederungen iſt meiſtens nicht ſchlecht, entbehrt aber aller Cultur, und vergebens ſucht das Auge eine grünende Raſenſtelle und findet nur Dornſträuche und dürres Geſtrüpp. Dann und wann ſtieß Heber auf einzelne Weizenfelder, — wahre Oaſen in der Wüſte — die aber bald wieder von zerſtörten Forts, Gräbern Erſchlagener und wüſtliegendem Lande unterbrochen wurden. Auf dem letzten Tagemarſche nach der Reſidenz von Buggeru nach Jeypur fand dieſer Reiſende etwas beſſern Boden, deſſen Vernachläſſigung man nur den letzten Verheerungen zuſchrieb; denn überall ſtößt man beim Nachgraben auf Waſſer, die Hauptbedingung der Fruchtbarkeit namentlich in dieſen Gegenden. In der Nähe der Stadt Buggeru fand man, als eine in einer ſolchen unwirthbaren Gegend große Seltenheit, die Tarapalme, auch Palmyra genannt. Es iſt nicht zu viel geſagt, wenn man annimmt, daß nur $\frac{1}{100}$ des ganzen Areals bebaut iſt, während Jeypur bei guter Bebauung ein wahres Kornland ſein könnte. Die Waldungen ſind verwüſtet, keine neuen Bäume angepflanzt und nur Zwergbäume und Dornbüſche zu ſehen, zwiſchen denen ſtatt guter grüner Weide nur dürre Heidekräuter anzutreffen ſind. Die wenigen vorhandenen Dorfſchaften ſind nur von wenigen Menſchen bewohnt, die für die zu erneuernde Cultur zu wenig thun können, da ſie immer fürchten müſſen, daß das, was ſie heute pflanzen, von räuberiſchen Horden morgen wieder zerſtört wird. Nur durch eine energiſche Regierung, die mit aller Kraft auf die Vertilgung dieſes Raubgeſindels bedacht iſt, und ſich dadurch bei den Nachbarſtaaten in Achtung ſetzt, kann Jeypur aus ſeinem jetzigen beklagenswerthen Zuſtande herausgeriſſen werden. Der Productenreichthum dieſes Landes war ehedem bedeutend, und noch jetzt erzeugt es Rindvieh, Kameele, Elefanten, zahlreiches Wild, verſchiedene Getreidearten, Zucker, Indigo, Baumwolle, Tabak, verſchiedene Marmorarten, Kupfer und Steinſalz. Die Bewäſſerung iſt ungemein dürftig und nur in den Gebirgsgegenden gibt es kleine Bäche. Das Klima iſt geſund, wenn auch nicht immer angenehm, beſonders ſchützt die Trockenheit des Bodens vor allen Fiebern. Der Sommer iſt ſehr unangenehm heiß, und heiße Winde wehen über das von der Hitze zerriſſene wüſte Land; zum Glück laſſen die Winde jedesmal gegen Abend nach, und der ermattete Körper kann während der Nacht neue Kräfte ſchöpfen. Der Winter iſt friſch, ſelbſt bis zum Gefrierpunkt; nur manchmal gibt es Nebel, gewöhnlich iſt die Luft rein, hell und angenehm, mit oft ſehr kühlen Morgen, während die Tage oft ſehr heiß ſind. Die angenehmſte Zeit iſt die Regenzeit, wo dann bei vorherrſchendem Weſtwinde gelinde Regen fallen. Eine überaus unangenehme und beſchwerliche Zeit iſt die Sturmzeit, welche gewöhnlich 14 Tage bis 3 Wochen dauert, während welcher Zeit der Sturm Tag und Nacht fortwährend wüthet. Dieſe Periode fällt zwiſchen Anfang Februar und Ende Juni und iſt eine wahrhafte Pein für die Bewohner. Der aufgewühlte Sand verdunkelt die Luft, dringt durch alle Fugen und verunreinigt ſelbſt alle Nahrungsmittel. Die Glut in den Häuſern iſt dann unausſtehlich, und will man eine Thür öffnen, ſo iſt man wieder in Gefahr verſchüttet zu werden. Nichtsdeſtoweniger äußert dieſe Plagezeit keine nachtheilige Wirkung auf die Geſundheit.

Die Bevölkerung zerfällt in ſieben verſchiedene Tribus, die nach der Zahl der zu ihrem Stamme gehörigen Individuen folgendermaßen zu ordnen ſind: 1) Meenas (Minas), 2) Rajputen (das Herrſchervolk), 3) Brahmanen, 4) Banjanen, 5) Jats, 6) Dhakur, 7) Gujur. Die Meenas zerfallen in 32 Stämme und ſind durch das ganze Land verbreitet, theils Ackerbauer, theils Diebe von Profeſſion, die ohne Scrupel alle Arten Fleiſch eſſen und geiſtige Getränke trinken. Die Jats ſollen die in Rajputana ſo häufig vorkommende ſchändliche Sitte ausüben, die weiblichen Geburten zu tödten, dagegen wird die Tapferkeit dieſes Stammes gerühmt, wodurch ſie ſich bei den einfallenden Raubhorden in Reſpect geſetzt haben. Sie bilden die Leibwache der Regenten, die Wächter des Harems und der feſten Schlöſſer. Die Rajputen ſind noch immer ſtolz auf den Ruhm ihrer Ahnen, und brüſten ſich ungemein mit ihrer Tapferkeit, worin ſie indeſſen von den verwandten rajputiſchen Nachbarſtämmen, den Haras und Rhattories, übertroffen werden; denn jene ſind durch den öftern Verkehr mit den verderbten Nachbarn entnervter und verderbter geworden, obgleich Heber von ihnen rühmt, daß ſie am Hofe zu Jeypur nicht ſo

Digitized by Google

ſervil und heuchleriſch ſich benommen hätten, ſondern mit mehr Geradheit als die, welche er an den Höfen von Delhi, Agra und Lucknow antraf. Entfernt von dem Hofe werden ſie als frugal, gaſtfrei, von einfachen Sitten und wohlwollend geſchildert. Sie ſind ein ſtarker, robuſter Menſchenſchlag, gute Reiter und liefern eine vorzügliche, für ihre weiten Ebenen ſo gut paſſende Cavalerie, denn das Fußvolk wird von ihnen verachtet. Die Hauptgrundzüge ihres Charakters ſind im Allgemeinen dieſelben, wie die der übrigen Rajputen. Nach Heber's Berichten iſt ihre Sprache ſehr verſchieden von der Hinduſprache und nähert ſich weit mehr dem Sanſkrit; der ſtarke Ziſchlaut ſch oder dj ſtatt des s ſoll dieſelbe ſehr unverſtändlich machen. Die Einkünfte ſchätzt man jährlich auf 80 Laks Rupien.

Jeypur, Hauptſtadt des ganzen Staates und Reſidenz des Rajah, liegt 30 teutſche Meilen ſüdweſtlich von Delhi unter 26° 55′ nördl. Br. und 75° 37′ öſtl. L. von Greenwich in einem halbmondförmigen Thale. Sie iſt zu Anfange des 18. Jahrh. von dem ausgezeichneten Rajah Jey Singh nach einem ganz regelmäßigen Plane, und, wie man ſagt, nach den Angaben eines italieniſchen Baumeiſters angelegt, und iſt eine der ſchönſten und regelmäßigſten Städte von ganz Vorderindien. Sie enthält eine ſehr große und breite Hauptſtraße, die rechtwinkelig von drei andern durchſchnitten, und wodurch ein großer viereckiger Platz gebildet wird, der als Marktplatz dient. Die Häuſer ſind meiſtens zwei, zuweilen auch drei und vier Stockwerk hoch, mit verzierten Fenſtern und Balkonen, von denen viele mit Bildhauerarbeiten verſehen ſind. Dazwiſchen ſtehen hübſche Tempel, in demſelben Style, wie die zu Benares erbaut, und mitten in der Stadt, nahe am Palaſte, ſteht ein ſolcher Tempel, deſſen Minaret bis auf 200 Fuß emporſteigt. Die ganze Stadt iſt ungemein reinlich gehalten, an vielen Stellen großartig gebaut, und ein großer Theil der Gebäude, wie z. B. das Reſidenzſchloß, aus Marmor aufgeführt, während wieder viele andere Gebäude dem Verfalle nahe ſind. Die Stadt wird nach Heber's Berichten den Regeln des Schaſter gemäß in folgende ſieben Quartiere eingetheilt: 1) das Quartier des Adels, der Thakurs; 2) der Brahmanen; 3) der gemeinen Rajputen; 4) der Kaſte der Schreiber, Kayts, Kayeſtha; 5) der Banjanen oder Kaufleute; 6) der Goalas oder Kuhhalter; 7) in das Quartier des Reſidenzpalaſtes. Im J. 1825 zählte man noch 60,000 Einwohner, deren größter Erwerb ein für ganz Centralindien wichtiger Pferdemarkt iſt, der hier gehalten und von Perſien und den nördlichen Provinzen Hinduſtans reichlich verſorgt wird. Der Palaſt der Rajahs nimmt mit ſeinen Gärten den ſechsten Theil der ganzen Stadt ein und iſt zu bemerkenswerth, als daß wir nicht eine genauere Beſchreibung deſſelben geben ſollten. Nach den Straßen zu iſt der Palaſt ungemein hoch und zeigt ſieben bis acht Stockwerke, während er nach der Mitte zu niedriger wird, wo ſich eine Art Giebel befindet, der von beiden Seiten mit gleich hohen Thürmen beſetzt iſt, welche offene Kuppeln haben. Das Innere des Palaſtes umſchließt zwei große und viele kleinere Höfe, die von Säulengängen umgeben ſind; die an die Hauptzimmer ſtoßenden Verandahs ſind von Marmor. In die obern Stockwerke gelangt man nicht auf Treppen, ſondern auf bequemen, ſanft geneigten Gängen. Es ſind eine ungeheure Menge von Zimmern und Gängen vorhanden, bei denen es mehr auf Zahl, ſonderbare Ausſchmückung und labyrinthiſche Verwickelung als auf große und ſchöne Verhältniſſe abgeſehen zu ſein ſcheint. Viele Zimmer, namentlich in den obern Partien, welche einen Theil des Zennana bilden, ſind mit wattirten Decken, und die Prachtzimmer mit kleinen perſiſchen Teppichen belegt; die Fenſter beſtehen oft aus farbigem und weißem Glaſe, in Rahmen von Marmor eingefaßt. Ganze Reihen der Zimmer ſind oft nur durch Vorhänge von einander getrennt, die in den bogenförmigen Thüröffnungen hängen. Die Decken ſind meiſtens niedrig, die Zimmer eng und dunkel, aber die Wände mit prächtiger erhabener Arbeit und mit ſchönen Farben verziert. In manchen Zimmern ſind die ganzen Wände mit kleinen Spiegeln belegt, die in Rahmen eingefaßt ſind, welche aus einer Miſchung von Chunam und Frauenglas zuſammengeſetzt ſind, was ſich, wenn man es nicht genauer beſieht, ganz wie Silber ausnimmt. Die Gemälde beziehen ſich meiſtens auf mythologiſche Gegenſtände, und Heber ſagt, daß ihm die Farben und Figuren, ſowie das düſtere Schweigen und die labyrinthiſche Beſchaffenheit des ganzen Palaſtes, lebhaft an die ägyptiſchen Katakomben erinnert hätten. Die Gärten, welche an den Palaſt ſtoßen, ſind weitläufig und in ihrer Art ungemein ſchön, reichlich mit ſchönen Palmen, Cypreſſen und Zierſträuchen beſtanden, mit kleinen, ſchönen Pavillons, einer Menge Springbrunnen, Terraſſen und Niſchen ausgeſtattet, von denen jedes, einzeln betrachtet, nicht ſchön genannt werden kann, während es im Ganzen einen guten Eindruck hervorbringt. Der Garten iſt mit einer hohen, mit Zinnen verſehenen Mauer umgeben, die oben eine Terraſſe und unten einen Gang darbietet, und das Ganze wird im Norden durch zwei ſehr große und ſchöne Teiche geſchloſſen. Palaſt und Garten zuſammen ſoll weit über dem ſtehen, was ein Europäer im Oriente erwarten kann, und was die Orientalen in den Gärten zu Lucknow am Ganges bewundern. Beſonders wird die Pracht des Audienzſaales und der Zimmer der Ranee gerühmt, deren Sculpturen und zahlreiche Moſaiken von koſtbaren Steinen einen ungeheuern Werth haben ſollen. In den Gärten ſah Heber mehre Elefanten, deren jeder in einem beſondern Behälter eingeſchloſſen war und die mit erhitzenden Subſtanzen gefüttert wurden, um ſie zum Gefechte vorzubereiten.

Amber (Amer, Umir), die ſonſtige alte Reſidenz des Landes, deren Inneres und Umgebungen ſowol in Europa als im Lande ſelbſt bisher ganz unbekannt waren, und deswegen von uns nach den neueſten Mittheilungen genauer beſchrieben werden ſollen. Die Stadt liegt in einem kleinen, ganz von Bergen umſchloſſenen Thale, nur zwei Stunden nördlich von der jetzigen Hauptſtadt, von wo aus man dahin gelangt auf einem ſehr angenehmen breiten Sandwege, der von Gärten und Gartenhäuſern umgeben iſt, und den Ufern eines großen mit

Digitized by Google

Waſſervögeln bedeckten Sees entlang, in deſſen Mitte eine Inſel mit den Ruinen eines Palaſtes liegt. Die Ufer dieſes Sees haben eine ſehr wild romantiſche, prächtige Umgebung. Dieſe Stadt führte ſonſt den Namen Tempelſtadt, wie ſich aus alten Inſcriptionen (Inſchriften) aus dem J. 1108 n. Chr. ergibt. Um zu ihr zu gelangen, muß man durch das Thor einer alten, mit Zinnen und Thürmchen verſehenen Mauer, die zwei Berge mit einander verbindet, eingehen. Hier fand Heber eine Straße voll alter Gebäude und Tempel, in deren einem der junge Rajah jede Woche ſeine Gebete verrichtet. Weiterhin gelangt man auf einem noch viel ſteilern Wege durch ein zweites Thor in ein wild romantiſches Thal mit einem kleinen See, an deſſen Ufern eine kleine, halb verfallene Stadt mit vielen Thürmen, Tempeln und Bäumen ſich befindet. Die Bergrücken umher ſind auf beiden Seiten mit Mauern und Thürmen beſetzt, während die Niederung ein Gemiſch von Felſen, Wald und Ruinen zeigt. Zur Linken erhebt ſich auf einem Berge eine mächtige alte Burg, und auf der höchſten Spitze dieſes Berges eine alte Citadelle. Von hier aus ſteigt man auf einem ähnlichen wilden Wege zur eigentlichen Stadt, oder vielmehr den Ruinen der Stadt hinab, die faſt nur aus Tempeln beſteht, und nur von einzelnen ſcheußlich ausſehenden, wild fanatiſchen Yogis (Büßenden), nackten, gräulichen und fantaſtiſch bemalten Geſtalten bewohnt wird, die zwiſchen den Gräbern und verfallenen Gemäuern umher ſitzen. Von hier führt eine enge Straße unter dem Schatten von Pepulbäumen, nach dem eigentlichen alten Palaſte, der gleichfalls von dem großen Rajah Jey Singh erbaut worden iſt. Durch ein reich verziertes Thor gelangt man in die innern Höfe des Gebäudes, das einen prachtvollen Audienzſaal, einen kleinen hübſchen Garten mit Springbrunnen, eine lange Reihe von Gängen, viele kleine und labyrinthiſche Zimmer umſchließt, von denen aus, ſowie von den vielen Balconen und Terraſſen, man manche überraſchende und wildſchöne Ausſicht hat. Die Sculpturarbeiten von Marmor und andern Steinen, ſowie die eingelegten Arbeiten, ſtehen nicht nur denen von Agra und Delhi gleich, ſondern Heber's Begleiter verſicherten, daß dieſer Palaſt im Ganzen genommen, vorzüglicher als der zu Delhi ſei. Heber verſichert, er habe zwar ſchon viele Paläſte mit größern und prächtigern Zimmern geſehen, aber noch keinen, der eine ſolche Menge und Mannichfaltigkeit der überraſchendſten Effecte hervorbringe, eine ſo wild romantiſche Lage habe, und eine ſolche Maſſe ausgehauener Arbeiten in ſich berge. Die Verzierungen ſollen weit geſchmackvoller ausgeführt ſein, als im Palaſte von Jeypur, ſowie es auch hier eine weit größere Menge farbiger Fenſterſcheiben gibt. Das Gebäude iſt in gutem baulichen Zuſtande erhalten und Heber verſichert, daß, wie der Caſtellan mit ſeinem großen Schlüſſelbunde ein Zimmer nach dem andern aufſchloß, ihn und ſeine Begleiter auf und ab durch lange düſtere Gänge, in denen Todtenſtille herrſchte und durch Zimmer führte, die nur durch farbige Fenſterſcheiben ein magiſches Licht erhielten, das auf die vielen angebrachten Vergoldungen und Spiegel einen geiſterhaften Reflex warf, ſie ſich nicht des Gefühls erwehren konnten, in einem bezauberten Schloſſe ſich zu befinden; und doch hatten ſie nur einen Theil des Palaſtes geſehen. Höher am Berge hinauf ſteht eine alte, widerlich ausſehende Burg, an der man von Außen nur wenige Fenſter bemerkte, über die ſich aber mehre elegante, mit Bildhauerarbeiten verzierte und mit Cypreſſen umgebene Kiosks befanden. Dieſes iſt das eigentliche ſogenannte Zennana, worein Niemandem der Eintritt verſtattet iſt. Höher hinauf, und durch eine Reihe von Thoren und Thürmen verbunden, ſteht die große Citadelle, deren wir ſchon oben gedacht haben, und die mit ihren hohen Thürmen und Zinnen, Schießſcharten und wenigen Fenſtern und einem über das Ganze ſich erhebenden Minaret, ungemein drohend und düſter ausſieht. Dieſe Citadelle dient zum Staatsgefängniſſe, Aufbewahrung des öffentlichen Schatzes, und in äußerſten Fällen zum letzten und ſichern Zufluchtsorte der Rajahfamilie. Zu bemerken iſt noch, daß weiter unten in einem Hofe ein Tempel der Kali ſteht, in welchem täglich anſtatt der frühern gewöhnlichen Menſchenopfer eine Ziege geopfert wird.

Deoſa (d. h. göttlich), ziemlich große Stadt an der einen Seite eines quadratiſchen Tafelberges, neben welchem ſich ein hoher Pik erhebt; auf dem Berge ſelbſt ſteht eine große Burg. Früher war die Stadt blühender und man ſchreibt ihr Herabkommen den Raubzügen Ameer Khans zu, allein der Grund davon ſcheint ſchon in einer frühern Periode zu liegen. Heber fand dort bei ſeiner Anweſenheit ein großes Lager von Kaufleuten und Pilgrimen, welche bei Abhaltung dieſes Jahrmarktes ein religiöſes Feſt, Puſund genannt, feierten. Die Stadt iſt mit einer verfallenen Mauer umgeben, hat eine große und mehre kleine Pagoden, eine Moſchee und einige anſehnliche, mit Steinhauerarbeiten verzierte maſſive Häuſer, die aber ihrem Verfalle ſämmtlich nahe waren.

Maunpur, kleine Stadt in einer Ebene, mit Feſtungswerken umgeben, die ſich aber in einem ſchlechten Zuſtande befanden.

Dubi, kleine, aber ſehr gut befeſtigte Stadt in einer kahlen und unfruchtbaren Gegend, in der Heber's Begleitung nicht das geringſte Laub fand, um die Laſtthiere füttern zu können. Ende Monat Januars war es ſo kalt, daß während der Nacht das Gras bereift war.

(*J. C. Schmidt.*)

Jey Saygur (Geogr.), ſ. **Deybur.**

Jezdedgerd, Jezdegerdes, ſ. **Isdegerdes.**

Jezdi (**Jazdi**), ſ. **Jesdi.**

JEZELER (Christoph), Profeſſor der Phyſik und Mathematik zu Schaffhauſen, verdient als Beiſpiel eines ſich ſelbſt aufopfernden Gemeinſinnes Erwähnung. Er wurde geboren zu Schaffhauſen 1734 und ſtarb daſelbſt 1791. Seiner Neigung für mathematiſche Wiſſenſchaften zuwider, war er dem Kürſchnerhandwerke gewidmet worden, gab dann aber daſſelbe wieder auf, um ausſchließlich der Richtung zu folgen, auf welche ihn ſeine natürlichen Anlagen hinwieſen. Nachdem er unter Euler zu Berlin geraume Zeit ſtudirt hatte, beſuchte er die vorzüglichſten Lehranſtalten von England, Frankreich und

Digitized by Google

Holland. Gründlich ausgebildet kehrte er dann in ſeine Vaterſtadt zurück. Hier wurde er 1766 zum Stadtbaumeiſter gewählt, legte aber dieſe Stelle 1769 nieder, und ſetzte ſeine mathematiſchen Studien fort. Im J. 1775 wurde er zum Profeſſor der Mathematik und Phyſik gewählt. Im J. 1778 gab er heraus: Beſchreibung der hölzernen Brücke über den Rhein zu Schaffhauſen, nebſt einem genauen architektoniſchen Abriſſe. Dieſe Beſchreibung der aus einem einzigen Bogen beſtehenden Brücke, welche ein Appenzeller, Grubenmann, hier mit großer Kühnheit über den Rhein erbaut hat, iſt ein ausgezeichneter Beweis ſeiner gründlichen mathematiſchen Kenntniſſe. (Die Brücke iſt im J. 1799 von den Franzoſen abgebrannt worden.) Im folgenden Jahre (1779) machte er bekannt: Plan zu einem Waiſenhauſe und Vorſchläge zur Ausführung deſſelben. Es fehlte zu Schaffhauſen ganz an dieſer wohlthätigen Anſtalt. Um dieſelbe zur Wirklichkeit zu bringen, bot er die Schenkung von 10,000 Gulden, den größern Theil ſeines Vermögens, an, und wollte ohne Gehalt die Leitung übernehmen. Allein ſo günſtig der Eindruck war, welchen ſein edles Anerbieten anfänglich machte, ſo erweckten doch Privatintereſſen und allerlei kleinliche Verhältniſſe ſo viele Schwierigkeiten, daß das ſchöne Unternehmen zuletzt ſcheiterte. Im J. 1791 machte Jezeler eine Reiſe in die appenzeller Gebirge. Ohne Führer wagte er die Beſteigung des hohen Meßmer, wo ein unglücklicher Sturz ſein Leben endigte. In den Abhandlungen der phyſikaliſchen Geſellſchaft in Zürich (3. Bd. 1766) findet ſich von ihm: Beſchreibung eines bequemen Reiſebarometers; und in Lambert's Briefwechſel (2. Bd.): Meteorologiſche Beobachtungen auf einer Reiſe durch Glarus, Uri und Bündten im J. 1766. (*Escher.*)

Jezer (Bibl. Geogr.), ſ. Jaëser.

Jezeralpe (Geogr.), ſ. Jätzalpe.

Jezeraz (Geogr.), ſ. Jeseraz.

JEZERO, eigentlich in der Nationalſprache der Bewohner Dalmatiens ein See, überhaupt jeder See; insbeſondere aber führt dieſen Namen ein periodiſcher See im Diſtricte Makarſka des öſterreichiſchen Königreichs Dalmatien, welcher nur durch einen Berg, auf deſſen Abhange die Hauptſtraße von Vergoraz in das Narenta-Gebiet hinläuft, von den Seen Raſtoch und Jeſeraz getrennt, und im ausgetrockneten Zuſtande zum Anbaue frühreifender Getreidearten benutzt wird. Sein Areal begreift bei hohem Waſſerſtande ungefähr eine teutſche Geviertmeile. Man bemerkt auch in dieſem See, wie in den Seen Raſtoch und Jeſeraz, verſchiedene Einſenkungen und Schlünde, davon mehre ſo gelegen ſind, daß ſie das ihnen zugeführte Waſſer ausſtoßen, andere dagegen es einſaugen. Das Waſſer dieſes Sees ſcheint nun kein anderes zu ſein, als jenes, welches ihm die einſaugenden Schlünde der Seen Raſtoch und Jeſeraz zuführen, und die im Jezero ausgeſtoßen werden. Urſprünglich kommt es aber als Abfluß aus dem türkiſchen höher liegenden Thale Gliubuſchi her, wo es ſich, von den Bergen zuſammenrinnend, ſammelt. Dieſes Thal wird nämlich von dem Flüßchen Trebiſat durchſtrömt, welches in den Regenmonaten durch den reichlichern Zufluß ſeine Ufer überſchreitet und das Thal mit Waſſer anfüllt, das ſich durch unterirdiſche Wege verliert und den genannten Seen zuerſt das Daſein gibt, und im weitern Laufe dieſen See bildet *). (*G. F. Schreiner.*)

Jezid, ſ. Jesid und unt. Ommaijaden.

Jeziden. Jezideer, ſ. Jesiden.

JEZIERNA, 1) eine dem Grafen Cajetan Ilinski gehörige Herrſchaft im ſüdöſtlichſten Theile des zloczower Kreiſes des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte; ſie liegt in wellenförmig geſchwungener, theilweiſe mit kleinen Sumpfſtrecken bedeckter Gegend, grenzt an den tarnopoler und brzezaner Kreis, wird von der tarnopoler Poſt- und Commercialnebenſtraße, welche den Einwohnern mancherlei Erwerbswege eröffnet, durchzogen, und wird von der Lipa bewäſſert, welche auf ihrem Gebiete mehre Teiche ſpeiſet. Zu ihr gehören den Marktflecken gleiches Namens und die Dörfer Danilowice, Oſtaſzowce und Cebrow, welche von den Herrſchaften Zborow, Jaroſlawice, Kozlow, Worobiowka und noch einigen andern Gütern eingeſchloſſen werden. Die Production dieſer Gegend iſt im Allgemeinen hauptſächlich auf Getreide, Honig, Vieh, Geflügel, Wolle, Butter und in den Fabrikaten auf Geſpinnſt, Branntwein und Bier beſchränkt. 2) Ein Marktflecken und Hauptort der Herrſchaft gleiches Namens an der tarnopoler Straße, in der Nähe eines 110 Joche umfaſſenden Teiches, über deſſen Staudämme die Poſtſtraße dahinzieht, welche hier auf einer fünf Klafter langen Mühlſchleußenbrücke den Lippabach überſchreitet, mit einem herrſchaftlichen Amtsgebäude, einer eigenen griechiſch-katholiſchen Pfarre der lemberger katholiſchen Metropolie des griechiſchen Ritus, einer griechiſch- und einer lateiniſch-katholiſchen Kirche, einer Schule, einer Poſtſtation, welche mit Zborow (7200 Klaft. entfernt) und mit Tarnopol (7300 Klaft.) Pferde wechſelt, einer verpachteten Wegemauth, einer Station eines Wegmeiſterſubſtituten einer Mahlmühle, einem Geſtüte, wo ungefähr 20 Mutterſtuten, und vier privilegirten Jahrmärkten, auf denen der Handel mit Feldfrüchten unbedeutend iſt, dagegen mehr das Vieh und die häuslichen Bedürfniſſe des Landmannes betrifft. (*G. F. Schreiner.*)

JEZIERZANY, 1) ein dem Stanislaus R. von Matkowſki gehöriges Gut im nordöſtlichſten Theile des ſtaniſlawower Kreiſes des Königreichs Galizien, in gebirgig-hügeliger Gegend gelegen, von der von Staniſlawow nach Buczacz führenden Poſtſtraße durchſchnitten, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte und dem Dorfe gleiches Namens, welches beinahe in der Mitte zwiſchen den beiden Poſtſtationen Monaſterzyſka und Buczacz, am Fuße bewaldeter Berge gelegen, vom Bariſzbache durchfloſſen, mit einer Kirche und ziemlich fruchtbarer Ackerſcholle. 2) Eine dem Vicegrafen von Rzewuſki gehörige Herrſchaft im öſtlichen Theile des czortkower Kreiſes des Königreichs Galizien, in wellenförmig geſchwungener Gegend gelegen, von dem Niclawabache be-

*) F. Petter in Sommer's Taſchenbuch zur Verbreitung geogr. Kenntniſſe (Prag 1833) 11. Jahrg. S. 11. 12.

Digitized by Google

wäſſert, an die Herrſchaften Skala und Borſzczow grenzend, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte, dem Städtchen gleiches Namens und einem ſehr großen Bezirke, der mehre Dörfer und darunter auch Jezierzanka umfaßt. Das Städtchen hat eine eigene Pfarre, Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

JEZING oder **Vezing**, ein Freiſitz oder Edelhof und Dorf, deren es noch einige gleiches Namens im Lande gibt, im Diſtricts-Commiſſariate Weidenholz im Hausruckviertel des Erzherzogthums Öſterreich ob der Ens, nach Pranzbachkirchen (Dekan. Peuerbach, Biſth. Linz) eingepfarrt und davon nur eine Viertelſtunde entfernt, nahe am Aſchachbache in einer Ebene im jezinger Holze gelegen. Wer das Schlößchen erbauet, iſt nicht mit Sicherheit zu ermitteln, wahrſcheinlich rührt es von dem alten ausgeſtorbenen Geſchlechte der Vetzinger her, die ſich auch Jetzinger nannten. Heinrich Vetzinger zum Haunſperg und Wildenhaag war ſchon im J. 1191 als Zeuge in einer Urkunde des Stiftes St. Florian unterſchrieben. Walhun Wetzinger ſtiftete 1334 das Erbſchmidlehen zu Breitenach nach Wilhering; ein Ulrich Vetzinger war Kanonikus zu Mattſee und Pfarrer zu Eferding 1419; ein Erasmus Jetzinger Voigt zu Wels; Ulrich Jetzinger, Ritter, war 1460 Pfleger zu Klaus; und 1554 lebte noch Jacob Jetzinger; ſie wurden alle bei ihren Stiftungen zu Wilhering begraben. (*G. F. Schreiner.*)

Jezirah, ſ. unt. Akiba.

Jezrael, ſ. Jesreel.

JEZVÉN, auch **JEZVIN** und **JEZVENY**, ein zur Cameralherrſchaft Rékas gehöriges großes Dorf im Banate, im lippaier Gerichtsſtuhle der temeſer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, in ſanft geſchwungener, wellenförmiger Gegend, an der von Lugos nach Temesvár führenden Poſtſtraße gelegen, 2¼ teutſche Meilen oſtnordoſtwärts von der genannten Feſtung entfernt, mit 252 Häuſern, 1464 wallachiſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 10 Katholiken, ſämmtlich zur nicht unirten griechiſchen Kirche ſich bekennen, und neben dem Ackerbau, auch Bienenzucht und Weinbau treiben, einer eigenen Pfarre der nicht unirten Griechen, einer griechiſchen Kirche, einer Schule und einem Gaſthauſe. (*G. F. Schreiner.*)

IF, Inſel und feſtes Schloß (Château d'If) im franzöſiſchen Departement der Rhonemündungen, am mittelländiſchen Meere und dem Hafen von Marſeille gegenüber. Dieſer Felſen von geringer Ausdehnung iſt mit Feſtungswerken verſehen, zwiſchen welchen ſich ein feſtes Schloß erhebt. Es iſt eins der ſtärkſten Forts am mittelländiſchen Meere. (*Klaehn.*)

IFENTHAL, ein in dem Gebirge des untern Hauenſteins, einer Fortſetzung des Jura im Canton Solothurn, hochliegendes Pfarrdorf, deſſen Einwohner ſich von Viehzucht und einigem Ackerbaue nähren. Die neue Straße von Olten nach Baſel über den untern Hauenſtein geht hier durch eine wilde Kluft, über welcher in der Höhe die Pfarrkirche ſteht, von der man eine ausgebreitete Fernſicht genießt. Noch höher ſtand die jetzt ganz verſchwundene Burg der Edlen von Iſenthal, von denen mehre im 13. Jahrh. durch Vergabung an die Klöſter Schönthal (im Canton Baſel) und St. Urban und Marquard, durch Stiftung der Johanniter-Kommenthurei Reiden (im Canton Luzern) im J. 1331, ihre Namen erhalten haben. (*Escher.*)

Iferten, ſ. Yverdon.

Iffat (Geogr.), ſ. Efat.

IFFETZHEIM, **IFFITZHEIM**, Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Oberamte Raſtadt, drei Viertel teutſche Meile ſüdweſtlich von der Oberamtsſtadt, am Rheinſtrome, mit einer Goldwäſcherei, 1252 Einwohnern in 240 Familien, alle katholiſcher Confeſſion. Ein altbadiſches Dorf in der Ortenau, in welchem ſchon die Markgrafen Hermann VI. und Rudolf I., Gebrüder, im J. 1245 den Zehnten an das von ihrer Mutter geſtiftete Kloſter Lichtenthal vergabten. (*Thms. Alfr. Leger.*)

IFFIGENTHAL, der ſüdlichſte und höchſte Theil des obern Simmenthals im berneriſchen Oberlande, gegen welches allein es geöffnet iſt. Es liegt zwiſchen vier und fünftauſend Fuß über der Oberfläche des Meeres, und iſt im Süden durch die hohe Gebirgskette begrenzt, welche die Cantone Bern und Wallis ſcheidet. Über einen Einſchnitt derſelben, den Ratvyl, führt ein nur für geübte Bergwanderer gangbarer Weg, 7450 Fuß hoch, und von da ſteil hinunter nach Sitten im Canton Wallis. Um den Ratvylpaß erheben ſich mehre Felſenhörner, alle zwiſchen 9800 und 11,000 Fuß Höhe. Das Thal, 2½ Stunden lang, wird von dem Iffigenbache durchſtrömt, der einen ſehr ſchönen Waſſerfall bildet, und hat, wie das ganze Simmenthal, ſehr ſchöne Alpenweiden. Die Einwohner nähren ſich ganz von der Alpenwirthſchaft. (*Escher.*)

IFFINGOW, **IPFGOW**, **YPHIGEWE**, **IPHIGOW**, **IPFIGAWINA**, ein fränkiſcher Gau. Nach Juncker[1]) iſt er von dem Fluſſe Ipf, Ips, Itſch oder Itz benannt, welcher bei Coburg in Franken vorüberfließt, und unweit Bamberg in den Main mündet, und umfaßt den jetzigen Itzgrund unterhalb Coburg. Juncker beruft ſich zwar bei ſeiner Behauptung auf Lorenz Frieß, Hiſtorie der Biſchöfe von Würzburg, aber bei dieſem[2]) findet ſich eine andere Beſchreibung dieſes Gaues. Nach ihm iſt Iphigow die Gegend in dem Schwamberg[3]) und begreift Iphofen, Weilandsheim, Dornheim, Schwarzach, Leimbach, Steinach, Dießbach. In zwei Freiheiten des Stiftes Würzburg wird Iphofen für einen beſondern Gau genommen, und der Iphigow ſtößt bei dem Rothen-Mann[4]) an den Radenzgaw; denn in der Urkunde des Kaiſers Heinrich II. vom 5. Sept. 1023, durch welche

1) Nach Beſſel's Angabe (in Chron. Gottwic. p. 645) theilt auch Hönn (in der coburger Chronik) dieſe Anſicht. In Hönn's Sachſ.-Coburg. Chronik, bericht., verm. u. fortgeſ. von Chr. Fr. Dotzauer (Coburg 1792) jedoch heißt es S. 4: was in der Pflege der Herrſchaft Coburg in dem Itſchgrund und in der banzer Gegend gelegen, möge vorbeſſen unter dem Banzgau befindlich geweſen ſein. 2) Frieß bei Ludewig, Geſchichtſchreib. von dem Biſchofthum Würzburg. S. 424. 3) Zwiſchen Speckfeld und Lankheim (Beſſel S. 645). 4) Unſern Bamberg zwiſchen Wachenrot und der Aſch. (Frieß S. 463.)

Digitized by Google

er die Wildbahn auf dem Steigerwalde dem Stifte Würzburg ertheilt, heißt es unter Anderem, ſie gehe zu dem rothen Mann, wo ſich der Radenzgau und der Iphigau ſcheiden[5]). Dieſes ſtimmt, wie Beſſel bemerkt, mit den Angaben der fuldaiſchen Schenkungen, in welchen[6]) die Villen, Höfe oder Dörfer ſo gelegen ſind, daß dieſer Gau zwar zum Herzogthume Oſtfranken gehörte, aber ſeine Lage an die linke Seite des Mains, zwiſchen den Gauen Volkfeld, Gallachgew und Rangew, und namentlich bei Iphoven und Uffingen oder Uffenheim an das Flüßchen Gollaha geſetzt werden muß. Beſſel's Vorſtellung wurde durch die Namen der Villen, Höfe oder Dörfer veranlaßt, welche in verſchiedenen Urkunden dieſem Gaue zuertheilt worden. So erbauen der Graf Megingaud und ſeine Gemahlin Imna an dem Örtchen, damals Megingaudeshuſen (nachmals Schwarzach) geheißen, an dem Fluſſe Leimbach im Gaue Ipfigavina ein Benedictinerkloſter, und übergeben im J. 816 dem heil. Benedict und den Mönchen den Ort, ſowie auch einen Weinberg zu Sweinfelt in demſelben Gaue gelegen, und ihre andere Habe, welche ſie in dem Gaue zu Biberach und zu Landheim[7]) beſitzen, Caſtel und Zebullem und zu Ornheim, und in einem andern Gau, welcher Regawugcazul heißt, Ulgeſtat[8]) ꝛc. Aus einer fuldaiſchen Schenkung[9]) führt Beſſel Wißbrunnen (jetzt Wieſobrunn) als im Gaue Iphigow gelegen an. Als dem Kloſter Swarzacha ganz oder bezüglich theilweiſe gehörige Orte erwähnt die Urkunde des Königs Konrad von 918 folgende: Gerlachshuſen (jetzt Gerlshauſen bei Schwarzach), Weivelt, Stockheim und Lankheim und Feurbach (zwiſchen Schwarzach und Iphofen), Caſtimallesdorf, Seliusdorf, Nordheim (zwiſchen Volbach und Schwarzach), Hetzelheim (nach Beſſel vielleicht Rezelheim bei Iphofen), Hittenheim (jetzt Hüttenheim bei Sensheim), Tullſtadt (jetzt Littſtadt bei Schwarzach), Stadelon (Stadel-Schwarzach) und Wiſenheida (jetzt Wiſentheit unfern Schwarzach). Sie alle rechnet Beſſel zum Gaue Ipfigow. Doch iſt zu bemerken, daß in der genannten Urkunde[10]) kein Gau angegeben wird, ſodaß die Annahme, ſie hätten ſämmtlich im Iphigow gelegen, bei einigen derſelben blos Muthmaßung iſt. Zum Iphigow rechnet Beſſel auch die im Chron. Schwarzacense p. 19 und 20 vorkommenden Orte Rudenhauſen[11]) und Sommerach[12]). Zwar iſt dieſes ſehr wahrſcheinlich, nur darf nicht vergeſſen werden, daß das genannte Zeitbuch des Gaues nicht gedenkt. Wichtiger ſind daher die Angaben einer dem Kloſter St. Michaelis zu Bamberg unter Kaiſer Konrad II. ertheilten Urkunde[13]), in welcher es heißt: Praedium *Hellespach* in *Iffingowo* in Comitatu Ramwoldi Comitis, und eine andere[14]), in welcher ſich die Angabe findet: Praedium *Lacheha* in Pago *Iffingowe* in Comitatu Gumberti Comitis. In beiden Urkunden werden zugleich zwei Grafen dieſes Gaues namhaft gemacht. (*Ferdinand Wachter.*)

IFFLAND (August Wilhelm), geboren den 19. April 1759 zu Hanover, der Sohn angeſehener und wohlhabender Ältern, zeigte früh eine ſehr rege Phantaſie und Empfänglichkeit für ſinnliche Eindrücke. Lebhaft erinnerte er ſich noch in ſpätern Jahren der Feſtlichkeiten, welche die Ankunft des Herzogs Ferdinand von Braunſchweig (1763) in Hanover verherrlichten. Die Menſchenmenge, die Pferde, die Kutſchen, der hohe Triumphbogen, die erleuchteten Kirchenfenſter machten auf Iffland, der noch von ſeiner Wärterin auf dem Arme getragen ward, einen ſo tiefen Eindruck, daß er, um das glänzende Bild wieder zurückzurufen, mehre Wochen nachher ſich aus Stühlen und Bänken eine Ehrenpforte erbaute, Lichter daneben ſtellte, und ein rothes Mäntelchen umhing, wie er es bei jener Feſtlichkeit getragen, doch ſehr traurig ward, daß dies Kleid nicht mehr ſo glänzen wollte, als damals. Noch dauernder war die Wirkung, die das erſte Schauſpiel (1765) auf den damals fünfjährigen Knaben machte. „Die Muſik," erzählt Iffland ſelbſt[1]), „das Hinaufrollen, das Verſchwinden des großen Vorhangs, dünkte mir Zauberei, und als nun der große, freundliche, helle Raum von wohlgebildeten Menſchen betreten ward, als dieſe ſprachen, lachten, als in dem hellen Raum eine Handlung vorging, wie zu Hauſe — war ich ganz außer mir vor Bewunderung und Freude. Ich ſprach kein Wort, um nur von der himmliſchen Herrlichkeit nichts zu verlieren, die vor meinen Augen aufgegangen war. Es war, glaub' ich, der Kranke in der Einbildungskraft[2]), der den Tag gegeben ward. Das zierliche Benehmen der Perſonen, die in dem Schauſpiele geſprochen hatten, dünkte mir ſo reizend, ſo vornehm, ſo ehrwürdig. Man erklärte mir, daß ſie das alles auswendig gelernt hätten. Nun ſtaunte ich ſie an, wie hohe beſondere Weſen." Begeiſtert von dem gehabten Eindruck bemühte ſich Iffland zu Hauſe das große Spiel im Kleinen nachzuahmen. An jedem Fenſtervorhange verſuchte er das Hinaufrauſchen und Hinabſenken der Zauberdecke, ſprach mit Entzücken von dem ſchönen hellen Bilde und fühlte ſich, als von denen, die es dargeſtellt, gleichgültig, ja verächtlich geſprochen ward, ſo tief verletzt, daß er die Einſamkeit ſuchte, um ungeſtört ſeinen Lieblingsideen folgen zu können. Sie beſchäftigten ihn ſo ausſchließlich, daß ſie ihn ſelbſt während des Gottesdienſtes nicht verließen, als ihn ſein Vater ermahnte, dem-

5) ſ. die Urkunde bei demſelben S. 463. 6) Ap. *Schannat.* in Corp. Tradit. Fuldnes. 7) Jetzt Groß- und Klein-Lankheim bei Rubenhauſen. 8) ſ. das Weitere in der Urkunde ſelbſt im Chronicon Schwarzacense ap. *Ludewig.*, Scriptt. Rer. German. p. 4. 9) In *Eberhardi* Summariis Fuldensibus. cap. 3. no. 126 ap. *Schannat.* Corp. Trad. Fuldens. p. 299. 10) Im Chron. Schwarzacense ap. *Ludewig.* Scriptt. Rer. Germ. p. 12. 13. 11) Adelbert, der Bruder Hermann's von Caſſel, ertheilt nämlich dem Kloſter Schwarzach zwei Hufen zu Rudenhauſen. 12) Graf Heinrich von Gerlachshauſen verkauft dem Abte Rupert von Schwarzach ſeine Güter in Gerlachshauſen und Sommerach.

13) Ap. *Schannat.* Vind. Litt. Collect. I. p. 421. 14) Ap. *Schannat.* Vind. Lit. Collect. I. p. 50. no. 28.

1) ſ. ſeine unter dem Titel: Meine theatraliſche Laufbahn, herausgegebene Selbſtbiographie. 2) Le Malade imaginaire, von Molière.

Digitized by Google

ſelben fleißiger als bisher beizuwohnen. Da fiel es, wie er ſelbſt erzählt, ihm zum erſten Mal ein, die Kirche mit dem Theater zu vergleichen, weil er hoffte, die Empfindung, die er vor dem großen Vorhange gehabt, in der Kirche wieder zu erneuen. „Ich freute mich," ſagt er, „auf den nächſten Sonntag, und ging raſch und munter den Kirchweg hin. Die große Orgel und der volle Geſang gaben mir ein Gefühl, das ich vorher noch nie dabei empfunden hatte. Vorher war mir beides nur wie Lärm und Geſchrei vorgekommen. An dem Tage war das anders. Aber was es war, und wie es war, das konnte ich mir nicht ſagen; doch ſchien es mir viel mehr zu ſein, als die Muſik in der Komödie. Nun trat der Prediger auf die Kanzel. Ich ſtand auf und wollte ihn mit denen vergleichen, die aufgetreten waren, als der Vorhang ſich emporgeſchwungen hatte; aber eben das fehlte mir bei ſeiner Erſcheinung. Es ging kein Zauberwerk vor ſeinem Auftreten her. Er ſtand allein, er ſtand im Dunkeln, in einem engen Raume, bedeckt bis an die Bruſt, und beſchattet von einer aufgethürmten finſtern Maſſe über ſeinem Haupte. Er ſprach nicht wie andere Menſchen; er ſang in einem heulenden Jammerton. Niemand antwortete ihm, und Menſchen waren eingeſchlafen. Wie reizend ſtanden dagegen die zierlich geſchmückten Lichtgeſtalten, welche ſprachen, wie andere Menſchen, ſich antworteten und bewegten, wie andere Menſchen, vor meiner Einbildungskraft da!"

Der vorherrſchende Sinn für theatraliſche Darſtellung, der aus dieſen, in pſychologiſcher Hinſicht nicht unbedeutenden, Äußerungen ſpricht, ward in Iffland genährt, als wenige Jahre ſpäter (1767) die Seyler'ſche Schauſpielergeſellſchaft nach Hanover kam, welcher das dortige kleine Schloßtheater eingeräumt ward. Iffland dachte ſich, wie er ſelbſt erzählt, jene Ankömmlinge als ganz außerordentliche Menſchen, weil ſie in des Königs Wohnung hauſen durften. Von ſeinem ältern Bruder, der ihrer vielfach gerühmten Darſtellung beigewohnt, hörte er darüber mit Geiſt und Wärme ſprechen. „Ich verſtand das Wenigſte," ſagt Iffland, „aber ich fühlte deſto mehr. Nie kam mir der Schlaf bei dieſen Geſprächen, ſo lange ſie auch dauern mochten. So erhielt ich ein dunkles Vorgefühl von der dramatiſchen Kunſt. Es muß etwas Seltenes ſein, ſagt' ich mir, was gute und kluge Menſchen in eine ſolche Bewegung ſetzen kann." Groß war Iffland's Freude, als ſein Vater nach einer Vorſtellung der Sara Sampſon von Leſſing, ſeiner frühern Abneigung gegen das Theaterweſen entſagt zu haben ſchien, und die mannichfache Belehrung hervorhob, die ſich aus dem genannten Trauerſpiele ſchöpfen laſſe. Iffland erhielt die Erlaubniß, der nächſten Vorſtellung jenes Stücks beiwohnen zu dürfen. Den tiefen Eindruck, den ſie, beſonders durch Eckhof's meiſterhaftes Spiel, auf ihn machte, hat er in ſeiner bereits erwähnten Selbſtbiographie geſchildert. „Ich bin," ſagt er dort, „in Thränen zerfloſſen während dieſer Vorſtellung. Das Gute, das Edle wurde ſo warm und herzlich gegeben, die Tugend erſchien ſo ehrwürdig! Die Leiden der Menſchen kannt' ich bis dahin nur aus Hübner's bibliſchen Geſchichten, oder von armen Leuten, welche Almoſen empfingen. Von einer ſolchen Leidensgeſchichte, von einer ſolchen Sprache hatte ich keinen Begriff. Eine ſo wahre, hinreißende Schilderung, dieſe Allmacht des Gefühls, die jedes Gefühl erregte und führte, wohin es wollte — das reizte, erhob und überwältigte meine Seele. Von dieſem Augenblicke an ward mir der Schauplatz eine Schule der Weisheit, der ſchönen Empfindung." Seitdem ſchwärmte Iffland's jugendliche Phantaſie nur in der Theaterwelt. Was auf dieſe nicht Bezug hatte, ſchien wenig Reiz für ihn zu haben. Als er aber einſt, nach der Aufführung des Trauerſpiels Rodogüne, mit ſtrömender Beredſamkeit von den Leiden des Demetrius und Antiochus ſprach, ward ſein Enthuſiasmus gedemüthigt durch die väterliche Äußerung, daß es nun wol Zeit ſei, „von der Komödie zu ſchweigen und an ernſtere Dinge zu denken." Iffland fühlte ſich tief verletzt, und als die Darſtellung deſſen, was er geſehen, auch bei ſeinen Geſchwiſtern und Spielkameraden keinen ſonderlichen Anklang fand, flüchtete er ſich auf den Dachboden, wo er, phantaſtiſch gekleidet als Antiochus, oft ſtundenlang Monodramen aufführte. Mit dieſer Liebe zur theatraliſchen Darſtellung erwachte die Begierde, alle Schauſpiele zu leſen, die er nur irgend erhalten konnte. Vorzüglich entzückte ihn Shakſpeare's Romeo und Julie. Aber auch die Lectüre theatraliſcher Schriften ward ihm bald erſchwert durch ſeinen Vater, der ſeinem Geiſte eine andere Richtung zu geben ſuchte, indem er ſich von ihm die Rambach'ſchen Predigten vorleſen ließ.

Mochten auch, wie Iffland in der Schilderung ſeines Lebens ſelbſt geſteht, während jenes Leſens Romeo, Antiochus und andere theatraliſche Helden ihm vorſchweben: die Liebe zum Schauſpiel, wenn auch keineswegs ſchwächer geworden, fand doch keine Nahrung, ſeit die Bühne in Hanover eine Zeit lang geſchloſſen worden war. So lenkte ſich Iffland's Aufmerkſamkeit, unter der Leitung eines wackern Lehrers, mehr auf wiſſenſchaftliche Gegenſtände. Ein beſonderes Intereſſe fand er an der Geſchichte, beſonders der verſchiedenartigen Charaktere wegen, die ſie aufſtellt. Die Perſonen im Grandiſon und in andern Romanen, die er damals las, zogen ihn an durch die Ähnlichkeit, die er zwiſchen denſelben und mehren Mitgliedern ſeiner Familie zu finden glaubte. „Die Menſchen in den Romanen," ſagt Iffland, „machten mir meine Verwandten lieber, und ſo vieles Gute, was ich an dieſen ſah, gab mir Glauben an die Menſchen im Roman." In faſt noch höherem Grade begeiſternd wirkte auf ihn J. A. Schlegel's Kanzelberedſamkeit, die ſelbſt in ihm den Wunſch rege machte, ſich dem geiſtlichen Stande zu widmen. „Früher, als er die Menge hingeriſſen," ſagt Iffland von jenem geiſtlichen Redner, „riß er mich zur herzlichſten Rührung hin. Der Ton der Überzeugung, der väterlichſten Liebe athmete aus ſeinen herzlichen Reden. Oft wurde er ſelbſt ſo ergriffen, daß er inne halten mußte. Sein Wandel ging mit ſeinen Lehren gleichen Schritt." Dieſer jugendliche Enthuſiasmus für Schlegel ſteigerte ſich in Iffland bis zu der naiven Äußerung, nie mehr ein Schauſpiel ſehen zu wollen,

Digitized by Google

falls es ihm jener geliebte Mann unterſagen würde. Iffland las nun nicht blos mehre Predigten; er ſchrieb und hielt ſie auch in dem Kreiſe der Hausgenoſſen, die ſeiner Declamation gern zuzuhören ſchienen. Die durch das Leſen von Romanen in ihm geweckte Schwärmerei erhielt um ſo mehr Nahrung, da er ſich durch die Strenge ſeines Vaters faſt von allem Umgange mit Knaben ſeines Alters ausgeſchloſſen ſah. Er durfte nicht die öffentliche Schule beſuchen, ſondern erhielt Privatunterricht. Ohne Jugendgeſpielen ſuchte er früh die Einſamkeit, und die Reize der Natur machten auf ſein empfängliches Gemüth eine tiefe Wirkung. Erſt als ſein Lehrer ſtarb, ward er in eine öffentliche Schule geſchickt, dort aber wenig beachtet und faſt überſehen, weil es ihm nicht blos an den unentbehrlichſten Vorkenntniſſen, ſondern auch an Eifer fehlte, ſich mit dem mechaniſchen Wiſſen zu befreunden. Verſpottet von ſeinen Mitſchülern ſuchte Iffland ſich ihre Achtung durch Satyre und beißenden Witz zu gewinnen. Zu manchen jugendlichen Unbeſonnenheiten verleitete ihn, nach ſeinem eigenen Geſtändniß, beſonders Smollet's Roman: Peregrine Pickle. Er bemühte ſich, ſeinem Helden, deſſen Lage in mancher Hinſicht auf die ſeinige paßte, ähnlich zu werden, um ihn wo möglich zu übertreffen. Die Liebe zum Theater war indeſſen noch immer nicht in ihm erloſchen, und die Neigung, ſich der Bühne zu widmen, wuchs aufs Neue, als eine Schauſpielertruppe wieder nach Hanover kam, und in dem dortigen Opernhauſe Shakſpeare's Richard III. nach der Bearbeitung von Weiße aufführte. „Das große feierliche Haus," ſagt Iffland ſelbſt, „machte einen gewaltigen Eindruck auf mich. Auf dem alten Vorhange ſtand auf der einen Seite des Muſenberges ein Palmbaum, an welchem eine Gruppe von Waffengeräth aufgehangen war, mit der Unterſchrift: Hinc gloria et securitas. Auf der andern Seite war ebenſo, unter einer Gruppe von muſikaliſchen Inſtrumenten, Larven und andern Attributen des Schauſpiels, die Inſchrift zu leſen: Curarum dulce levamen. Das las ich, und las es wieder, das dacht' ich, das empfand ich. Eine Laſt war von mir genommen, indem ich ſo an mich und dieſe Inſchrift dachte. Eine höhere Hand hatte mich an dieſen Wegweiſer geführt. Den Abend, in dem Stück entſchied das Schickſal meine Laufbahn." Um ſich für ſeine Beſtimmung praktiſch vorzubereiten, errichtete Iffland heimlich mit mehren Schülern ein Lieblingstheater, auf welchem ſein Spiel, ſo wenig es ihm ſelbſt genügte, großen Beifall fand [3]). Den Wiſſenſchaften ward er dadurch immer mehr entfremdet. Wiederholte Vorwürfe ſeines Vaters erzeugten allmälig in ihm den Plan, das älterliche Haus zu verlaſſen, und ſich zur Bühne zu begeben. Der entſcheidende Tag ſeiner Beſtimmung war der 21. Febr. 1777. Er befand ſich im Schauſpiel, wahrſcheinlich wider Willen ſeiner Ältern. Man gab die Eheſcheuen von Gotter. Im dritten Act ward Iffland nach Hauſe gerufen. Dort trafen ihn heftige Vorwürfe mancher Art. Eine ſehr ſtrenge Disciplin wurde dem bereits herangewachſenen, ſich ſelbſt fühlenden Jünglinge verkündigt. Er ſchwieg zu allem, die Entwickelung ſeines lange genährten Entſchluſſes im Herzen tragend. Am andern Morgen bat er ſeine Ältern um die Erlaubniß zu einer kleinen Landreiſe. Nur das Bild ſeines Vaters nahm er mit, als er, mit unbeſtimmten Ausſichten hinausging in die weite Welt. Weder in Frankfurt noch in Hanau und Caſſel war es ihm gelungen, bei den dortigen Bühnen ein Unterkommen zu finden. Er wandte ſich daher nach Gotha. Auf dieſer Reiſe, wo er oft mit Mangel und allen Beſchwerden des Lebens kämpfte, machte er zufällig die Bekanntſchaft des im J. 1821 verſtorbenen großherzogl. Hofcommiſſairs Becker aus Darmſtadt. Seine damaligen Äußerungen verdienen um ſo mehr hier eine Stelle [4]), weil ſie in ſeiner 20 Jahre ſpäter herausgegebenen Selbſtbiographie fehlen. „Ich habe," ſagte Iffland, „Theologie ſtudirt, und ſollte mich entſchließen, Pfarrer zu werden. Ich habe aber gegen dieſen Stand aus der einzigen Urſache, weil es den Geiſtlichen oft obliegt, Kranke und Sterbende beſuchen zu müſſen, eine ſolche Abneigung und grenzenloſe Furcht vor anſteckenden Krankheiten, daß ich mich um keinen Preis entſchließen könnte, dieſer meiner frühern Beſtimmung nachzukommen. Dagegen fühle ich mich hingezogen, Schauſpieler zu werden, und bin deshalb auf dem Wege nach Gotha, wo ein gewiſſer Eckhof jungen Männern, die ſich dieſem Stande widmen wollen, Unterricht gibt." Jenen berühmten Künſtler fand Iffland dort, ſowie die ausgezeichneten Schauſpieler Beck und Beil. Unter ihrer Leitung bildete er ſein Talent immer mehr aus, nachdem er den 15. März 1777 nicht ohne Beifall zum erſten Mal die Bühne betreten hatte. Es war die Rolle des Juden in Engel's Nachſpiel: Der Diamant. In dem gotha'ſchen Theaterkalender vom J. 1779 heißt es von dem damals 19jährigen Jüngling: „Herr Iffland wird ſonderlich im Fach der komiſchen Alten und überhaupt der Caricaturrollen einſt ein guter Schauſpieler werden. Die Bühne kann ſich Glück wünſchen zu der Acquiſition dieſes noch jungen, aber talentvollen Mannes" Wie außerordentliche Beweiſe Iffland ſchon damals von ſeiner Kunſtfertigkeit in der Mimik gab, geht daraus hervor, daß er den ernſthaften Eckhof bald mit großer Vollkommenheit und Ergreifen aller ſeiner Eigenheiten aufs Treueſte copirte. Den darüber entrüſteten Meiſter wußte er bald wieder zu beſänftigen, und erbte von ihm, außer der Lorenzodoſe und dem Stock, die ihm als Vermächtniß zu Theil wurden, noch manche andere bewunderungswürdige Eigenſchaften der Eckhof'ſchen Darſtellungskunſt [5]).

3) Über dies Liebhabertheater, wie überhaupt über Iffland's Jugendgeſchichte finden ſich manche intereſſante Notizen in dem pſychologiſchen Roman: Anton Reiſer. (2. Th. S. 56 fg. 3. Th. S. 184 fg. S. 209 fg.) Der Verfaſſer deſſelben, K. Ph. Moritz, ein Jugendfreund Iffland's, bezeichnet ihn dort mit dem Buchſtaben J . . . Von geringerer Bedeutung iſt dagegen, was in den dramatiſchen, dramaturgiſchen und andern Aufſätzen (Freiburg 1789. S. 228 fg.) über Iffland's Jugendperiode mitgetheilt wird.

4) Vgl. die von Eduard Duller herausgegebene Zeitſchrift: Phönix. 1837. Nr. 201. 5) Das erwähnte bedeutungsvolle Vermächtniß hat der Gothaiſche Theaterkalender vom J. 1779 in

Digitized by Google

Nur wenige Jahre dauerte jedoch Iffland's Aufenthalt in Gotha. Das dortige Hoftheater löſte ſich auf. Den Plan, nach Hamburg zu gehen, gab er auf. Die freundſchaftlichen Verhältniſſe, in denen er mit Beil und Beck lebte, bewogen ihn, dieſen Künſtlern nach Manheim zu folgen, nachdem er zuvor ſeinen Vater in Hanover beſucht, und von ihm mit Glückwünſchen für ſein weiteres Fortkommen entlaſſen worden war. Das manheimer teutſche Theater, welches der Freiherr von Dalberg in Manheim damals errichtet, fand großen Beifall bei Hofe und in der Stadt. Als aber der Hof bald nachher nach München ging, und die Stadt leer ward, konnte Iffland's ſtrebender Geiſt ſich um ſo weniger gefallen auf einem Nebentheater, als Schröder aus Hamburg, damals im Mittagsglanze ſeines Ruhms, mehrmals in Manheim auftrat, und durch ſein ausgezeichnetes Spiel die Aufmerkſamkeit des Publicums faſt einzig auf ſich lenkte. Gleichwol bemühte ſich Iffland, die ihm übertragenen Rollen mit der Lebendigkeit und Wärme zu ſpielen, die ihm irgend zu Gebote ſtand. In keiner Rolle aber gelang es ihm, das Gemüth ſo zu erſchüttern bis in ſeine innerſten Tiefen, als in der Darſtellung des Franz Moor in Schiller's Räubern den 13. Jan. 1782. Durch die Art, wie Iffland dieſe Rolle nicht nur durchdacht, ſondern dergeſtalt in ſich aufgenommen hatte, daß ſie mit ſeiner Perſon eins und daſſelbe ſchien, ragte er über die übrigen Schauſpieler (Böck als Karl Moor, Beil als Schweizer, Beck als Koſinsky ꝛc.) weit hinaus, und brachte eine faſt unbeſchreibliche Wirkung hervor [6]). Schiller ſelbſt gibt ihm in einem ſeiner Briefe ein rühmliches Zeugniß. „Ich geſtehe," ſchreibt er, „daß die Rolle Franz Moor's, die ich für die ſchwerſte erkenne, als ſolche über meine Erwartung (welche nicht gering war) in den wichtigſten Punkten vortrefflich gelang [7])." Zermalmend für den Zuſchauer war beſonders die Scene, in welcher Franz ſeinen Traum von dem jüngſten Gerichte erzählt, mit aller Seelenangſt die Worte ausruft: „Richtet einer über den Sternen? Nein! Nein! und bei dem zitternd und nur halb laut in ſich gepreßten Worte: Ja! Ja! — die Lampe in der Hand, die ſein geiſterbleiches Geſicht erleuchtet, zuſammenſinkt. Iffland, damals 26 Jahre alt, war, nach dem Berichte eines Augenzeugen [8]), von Körper ſehr ſchmächtig, im Geſicht blaß und hager. Dieſer Jugend ungeachtet war ſein Spiel auch in den kleinſten Schattirungen ſo durchgeführt, daß es ein nicht zu vertilgendes Bild in jedem Auge, das ihn ſah, zurückließ. „Franz Moor," äußerte Iffland in dem unlängſt angeführten Aufſatze ſelbſt, „war für mich ein eignes Fach, in dem es mir, glaub' ich, gelungen iſt, Neuheit und Kraft zu entwickeln." Der Mangel an neuen Schauſpielen, die bei dem Fortſchreiten der dramatiſchen Literatur den Anfoderungen des Publicums genügten, bewog Iffland, nach Schröder's Beiſpiel, ebenfalls für die Bühne zu arbeiten. Sein erſtes theatraliſches Werk war Albert von Thurneiſen, bereits im J. 1781 geſchrieben. Es ward zwar nicht kalt aufgenommen, aber auch nicht mit enthuſiaſtiſchem Beifall. Ziemlich harte Beurtheilungen, welche einige von ihm verfaßte kleinere Stücke fanden, bewogen ihn, ſie ſpäterhin ſelbſt zu unterdrücken Mit größerem Beifall wurden die Schauſpiele: Verbrechen aus Ehrſucht [9]), die Mündel und die Jäger [10]) aufgenommen, deren Entſtehung in die Jahre 1784 und 1785 fällt. Als ihn um dieſe Zeit eine Künſtlerreiſe nach Lübeck und Hamburg führte, gab er, von Schröder aufgefodert, dort mehre Gaſtrollen unter rauſchendem Beifall. Vortheilhafte Anerbietungen, die ihm damals von mehren Seiten gemacht wurden, wies er von ſich ab. Er ſehnte ſich zurück nach Manheim, und beſchleunigte ſeine Reiſe dorthin um ſo mehr, als er hörte, daß der Pfalzgraf Maximilian, ſeit kurzem vermählt mit der Prinzeſſin Auguſte von Heſſen-Darmſtadt, nach Manheim kommen werde. In 24 Stunden ſchrieb er damals das auf die Ankunft des fürſtlichen Paares berechnete Gelegenheitsſtück: Liebe um Liebe, welches auf der manheimer Bühne vor zahlreichen Zuſchauern mit rauſchendem Beifall aufgeführt ward. Einen tiefen Eindruck machten auf das geſammte Publicum, beſonders aber auch auf das Fürſtenpaar, die Worte des alten Landmannes in jenem Vorſpiel: er habe die Bäume vor ſeiner Hütte nach der Geburt der Prinzen gepflanzt; er wolle bei jeder Geburt eines guten Prinzen einen jungen Baum hinpflanzen, und möge der ganze Platz ein Wald werden, dicht, ſtark und mächtig, dem kein Sturm in der Welt etwas anhaben könne. Die Wirkung, die der allgemeine Beifall auf Iffland's Gemüth hervorbrachte, war tief und bleibend. Mit Rührung erinnerte er ſich noch oft jenes ſchönen Abends, wo nach der Vorſtellung zahlreiche Menſchen, die er kannte und nicht kannte, in ſeine Wohnung eilten, um ihm zu danken für den Genuß, den er ihnen bereitet. Eine größere Auszeichnung ſtand ihm noch bevor. Am nächſten Tage erhielt er eine Einladung vor der Kurfürſtin zu erſcheinen. „Ich ſtand,"

---

zwei Gedichten von Gotter und Wagenſeil aufbewahrt. Man findet ſie wieder abgedruckt in J. Funck's Schrift: Aus dem Leben zweier Schauſpieler, A. W. Iffland's und L. Devrient's (Leipzig 1838). S. 185 fg.

6) Vgl. Iffland's Aufſatz: über die Darſtellung boshafter und intriguanter Charaktere auf der Bühne, in dem von ihm herausgegebenen Almanach für Theater und Theaterfreunde. 1. Jahrg. (Berlin 1807). S. 50 fg. 7) ſ. Schiller's auserleſene Briefe. Herausgegeben von Heinrich Döring. 2. Aufl. (Zeitz 1835). 1. Bd. S. 25 fg. 8) Andreas Streicher; ſ. deſſen Schrift: Schiller's Flucht nach Stuttgart und Aufenthalt in Manheim (Stuttgart 1836). S. 41.

9) Als dies Schauſpiel auf die Bühne gebracht werden ſollte, war Iffland ſo artig, es Schiller'n vor der Aufführung einzuhändigen, und ihm zu überlaſſen, welche Benennung dies Familiengemälde führen ſolle, worauf demſelben dann der bezeichnende Name, den es noch heute führt, ertheilt ward; ſ. die vorhin angeführte Schrift: Schiller's Flucht nach Stuttgart ꝛc. S. 174. 10) Die Jäger hatte Iffland eigentlich für das Geſellſchaftstheater des Fürſten von Leiningen zu Dürkheim geſchrieben, und noch in ſpätern Jahren erinnerte er ſich der ehrenvollen Aufnahme, die ihm an jenem kleinen Fürſtenhofe geworden war. Dort hatte er auch den feinen Converſationston der großen Welt zuerſt kennen gelernt, was ſpäterhin ſowol für den darſtellenden Künſtler, als für den dramatiſchen Schriftſteller von wichtigen Folgen ſein mußte.

Digitized by Google

erzählt Iffland, „vor ihr allein im Cabinet. Eine kleine Weile ſah ſie mich ſehr wohlwollend an und ſagte dann: „Welch ein Abend war der geſtrige!“ Sie ging einige Schritte, ohne zu reden. Es ſchien mir, als wollte ſie Thränen vermeiden, verbergen, oder als wäre ſie im Kampfe, nicht alles zu ſagen, wovon ſie ſich durchdrungen fühlte. Mit einem lebhaften Tone ſetzte ſie dann hinzu: „man kann aber auch nicht Gutes genug von der Pfalzgräfin ſagen!“ Ich antwortete nach meiner Empfindung. „Der Prinz Max iſt ein recht guter Menſch,“ ſagte ſie dann. Ich bejahte das treu und willig. „Was mich betrifft“ — hier hielt ſie etwas inne — „ſo haben die guten Manheimer geſtern viel mehr aus mir gemacht, als ich verdiene. Ich bin dieſem Lande nicht geweſen, was ich ihm hätte ſein mögen. Es hat nicht ſein ſollen.“ Dies ſprach ſie mit wankendem Tone, wandte ſich dann zu mir, und ſagte: ſie ſähe mich nach dem geſtrigen Abend für einen Pfälzer an; ich möchte das Land nicht verlaſſen. Ich verbeugte mich, und ſagte, was Rührung und Erkenntlichkeit mir eingaben. Sie gab mir ein anſehnliches Geſchenk [11]) und ſetzte hinzu, ich ſollte ihr die Hand darauf geben, daß ich das Land nicht verlaſſen wollte. Ich that dies, indem ich ihre Hand küßte. Ich ging. „Wenigſtens ſo lange ich lebe!“ rief ſie mir nach, da ich zur Thür hinausgehen wollte.“

Wenn es noch etwas bedurfte, um Iffland an Manheim zu feſſeln, ſo wäre es dieſe Auszeichnung geweſen, und der Erfolg des Eindrucks, den er durch ſeine Darſtellung beabſichtigt. Zu Käfferthal bei Manheim, wo er im Frühjahre 1786 mit ſeinen Freunden Beil und Beck eine gemeinſchaftliche Wohnung bezogen hatte, beſchäftigte er ſich mit dramatiſchen Arbeiten. Vortheilhafte Anerbietungen, die ihm von dem Hoftheater in Wien gemacht wurden, ſchlug er ebenſo ſtandhaft aus, als ähnliche Anträge, die von Berlin aus zu Anfange des Jahres 1790 an ihn ergingen. In der zuletzt genannten Reſidenz ſollte er die Direction der dortigen Bühne übernehmen. Dieſer Antrag mußte für ihn um ſo ehrenvoller ſein, da er ſich nicht um eine ſolche Stelle beworben hatte. Er blieb indeſſen, dem Verſprechen zufolge, das er der Kurfürſtin gegeben, treu, nachdem er für ſich und ſeine Freunde, Beck und Beil, lebenslängliche Penſionen ausgewirkt hatte.

Im J. 1792 übernahm Iffland, wiewol ungern, die ihm übertragene Regie des Theaters zu Manheim. Wie er ſich in dieſem neuen Kreiſe bewegte und mit wie manchen Hinderniſſen er zu kämpfen hatte, die ihm beſonders der Intendant der manheimer Bühne, Freiherr von Dalberg, in den Weg legte — alles dieſes ſchildert ausführlich ein ſpäterer Brief vom 6. Febr. 1796 an Demoiſelle Witthöft gerichtet, die lange eine Zierde der manheimer Bühne geweſen war [12]). „Laſſen Sie mich,“ ſchrieb Iffland, „ein Wort über meine Regieführung ſagen, inſofern ſie *mein* iſt, inſofern ich nicht blos Verwalter fremder, gutgedachter, gutgemeinter, übereilter und in das Ganze oft nicht paſſender Meinungen bin. Denn nur dem, der das Ganze mit ſeinen innern Mängeln und Vorzügen genau kennt, iſt eine planmäßige Führung möglich. Da wird zu wenig Geld ausgegeben, und Höflichkeit und Nachſicht muß das erſetzen; dort iſt von Alters her zu viel Vorrecht eingeräumt, und man kann den Schaden nicht ausheben, ohne daß mit dem Riß das Ganze ſich verzerrt. Hier iſt der eiſerne Fleiß ſo nöthig, wie das Genie, und fodert alſo eben die Egards. Anderwärts fodern Blicke in die Zukunft, Vorbauungen, Plane, wenigſtens Erſatzmöglichkeiten, einen Anſchein von Unentbehrlichkeit zu verhüten. Da habe ich gänzliches Nichtachten der Intendanz auf die Arbeiter zu verbergen, hier wieder deren Garnichtachtung der Intendanz, die — mit Zuckerdütchen oft das Ganze zuſammenhalten könnte, und nicht hält. Nehmen Sie dazu den Geiſt unſerer Zeiten, der alle dieſe Nüancen ſcharf ſchattirt: ſo haben Sie mich an der Stelle eines ohnmächtigen Miniſters an einem kleinen, ohnmächtigen, uneinigen Hofe.“

„Nun nehmen Sie, daß in den nach meinem Vermögen beſt geleiteten Planen, wenn ſie oft mühſam zuſammengetragen ſind, und an loſen Faden das Ganze halten, oft zur Unzeit raſch und vorſchnell von Oben her Eingriffe geſchehen, die Alles wieder losreißen, trennen, fallen laſſen, verſchieben, und an Laune und Muth und gegenſeitigem Zutrauen auf ein Jahr vielleicht wieder verwirren — ſo ſagen Sie ſich denn, wie wenig ich aus irgend einer Begebenheit des Theaters, die ich veranlaßt habe oder zu veranlaſſen ſcheine, mit Rückſicht deſſen, was eigentlich mein Wille, mein Plan iſt, zu beurtheilen bin.“

„Meine Rückſichten ſind drei: 1) möglichſte Hebung jedes Talents bei Anfängern durch Ausbrechung aus der gewöhnlichen Bahn; 2) jedes Aufgebot, denen Platz zu verſchaffen, die Talent verrathen, das hier ſo oft, ſei es durch Parteiſucht oder Ungeduld, unterdrückt ward, und an keinem Orte weniger unterdrückt zu werden bedarf, als hier; 3) Ausbreitung des Cirkels großer Talente, die beſtändig auf halbem Wege ſich abſchleifen. Nur muß dieſes, nach meiner Meinung, nach und nach, nicht beſtimmt, und ohne dem Gedeihen der beiden obern Punkte zu widerſtreben, geſchehen, welches auch inſofern geſchehen kann, als die jetzige Art der Schauſpieler mehr auf mehre Rollen gearbeitet iſt.“

„Laſſen Sie mich nun dieſen dritten Punkt auf Sie anwenden. Wir beide ſind nicht gemacht, uns mit Rechenpfennigen und Spielmarken auszuzahlen. Warum ſollen wir einander fremd herumgehen, wo wir zu Einem Zwecke wirken können? Von Ihrer Seite hindert Miſtrauen mich, das ich — ich weiß nicht wie — erregt habe, das Ihnen gegeben ſein kann, das ich nicht verdiene. Mit einem Worte, manchmal ſind Sie offen; Sie ziehen ſich aber ſchnell zurück, und es iſt ſichtbar, daß Sie glauben, mit mir auf Ihrer Hut ſein zu müſſen. Manchmal thut mir das leid, manchmal ärgert es mich. Ich denke, warum will mich eine Perſon nicht verſtehen, die ver-

11) Eine Rolle mit 100 Louisd'or und eine goldene Doſe.
12) Vgl. über ſie unter andern Huber's ſämmtl. Werke ſeit dem J. 1802. 1. Th. S. 233, und die von Heinrich Döring beſorgte Nachleſe zu Schiller's Werken (Zeitz 1835). S. 127 fg.

Digitized by Google

muthen muß, daß ich ſie verſtehen kann, und die mich ſicher begreift. Der Zuſtand, wo zwei gleiche Kräfte aus einer Convenienz ſich wie Nullen begegnen, iſt tödtlich langweilig, und dies Gefühl, wenn es bei guten Menſchen auch nicht in übeln Muth ausartet, artet doch in keine Annehmlichkeit beider Theile aus. Ändern Sie das ab, ſein Sie offen in Betreff aller Dinge, die Ihnen nur einige Annehmlichkeit geben können. Sagen Sie mir grade heraus: das wünſche ich, das nicht. Offen heraus ſage ich Ihnen dann meine Meinung, meine Wünſche, meine Gründe. Heute gebe ich einen Weg auf, den ich gehen wollte, weil Sie ihn anders gegangen wünſchen; morgen entſagen Sie einem Wunſche, wenn der meinige entgegengeſetzt iſt, und ich Sie überzeuge. Eine Lebhaftigkeit, womit jeder ſeine Meinung vorträgt, iſt kein Zank; die Länge, womit jedes von uns auf einmal anerkannter Meinung beharrt, iſt nicht Eigenſinn. Wir gehen vielleicht einmal unausgemachter Sache von einander, aber dann vermeiden wir uns nicht. Nur ſage Niemand, daß er überzeugt ſei, wenn er es nicht iſt. So kann es ſein; ob es ſo ſein wird, ſteht bei Ihnen. Ich biete mich an. Ich weiß, daß Sie mich offen finden werden; denn ich bin es. Ich weiß, daß dieſer Brief Ihnen nicht misfallen kann, denn er iſt gut gemeint. Ob aber der gute Eindruck bleiben wird, das weiß ich nicht. Dann habe ich das Gute für uns Beide, und ebendarum für das Ganze gewollt."

Bei der Geradheit und Offenheit ſeines Charakters, die der eben mitgetheilte Brief ſo treffend ſchildert, war Iffland im Stande viel Gutes zu wirken für die manheimer Bühne, und mit ihren Mitgliedern ſtets in freundſchaftlichen Verhältniſſen zu bleiben. Dieſe Einigkeit ſchien um ſo nöthiger, als das friedliche Manheim zu Anfange der neunziger Jahre ein Kriegsſchauplatz zu werden drohte, nachdem ſtarke Heere der franzöſiſchen Republik bereits den Rhein überſchritten hatten. Damals fühlte ſich Iffland von der Idee begeiſtert, mit aller Kraftanſtrengung, mitten unter dem Geräuſche der Waffen, die Bühne aufrecht zu erhalten. Die Einnahme von Mainz verbreitete Unruhe und Beſorgniß in Manheim. Um ſo mehr hielt es Iffland für ſeine Pflicht, durch die Kunſt dem beſtürzten Einwohner einige Zerſtreuung zu verſchaffen und ihren Muth zu beleben. Selbſt während der Belagerung Manheims blieb das Theater in ungeſtörtem Gange, und ſchien von Neuem aufzublühen, als die Franzoſen im Frühjahre 1793 wieder über den Rhein zurückgetrieben worden waren. Um ſo niederſchlagender war für Iffland die durch den Intendanten der manheimer Bühne, Freiherrn von Dalberg, ihm mitgetheilte Notiz, daß auf Befehl des Miniſteriums das Theater aufgehoben ſei, und daß er, als Regiſſeur, die einzelnen Mitglieder auffodern ſolle, ſich nach einer anderweitigen Anſtellung umzuſehen. Iffland erlaubte ſich eine kräftige Gegenvorſtellung, weniger für ſich, obgleich er manche vortheilhafte Anträge abgelehnt, als für die Mitglieder des Theaters, für die Kunſt, für Manheim ſelbſt. Den ihm hierauf gemachten Vorſchlag, die Direction des Theaters auf eigne Rechnung und ohne alle Garantie der Regierung zu übernehmen, wies Iffland von ſich. Gleichwol nahm er ſich der Bühne noch immer mit dem uneigennützigſten Eifer an, und ließ, als die Gefahr einer Blokade Manheims immer dringender ward, die beſten Garderobeſtücke, die Bibliothek und die Muſikalien nach Els fortſchaffen.

Als nach dem für die teutſchen Mächte unglücklichen Feldzuge gegen Frankreich in den öſterreichiſchen Niederlanden (1794) nichts geſchah, was die Furcht beſeitigen konnte, Teutſchland möchte von einer franzöſiſchen Heeresmacht überſchwemmt werden, machte Iffland der manheimer Theaterintendanz für den ſchlimmſten Fall Vorſchläge, die jedoch unbeantwortet blieben. Tief erſchütterte ihn um dieſe Zeit der Tod ſeines vieljährigen Freundes, des Schauſpielers Beil. Als bald nachher auch die Kurfürſtin zu Weinheim, wohin ſie ſich wegen der Kriegsunruhen geflüchtet, ſtarb, war Iffland des ihr gegebenen Verſprechens, die Pfalz nicht zu verlaſſen, ſo lange ſie lebe, nunmehr entbunden. Doch entſchied er ſich, ungeachtet wiederholter Anträge, die Direction des Nationaltheaters in Berlin zu übernehmen, für den Aufenthalt in Manheim um ſo mehr, da Dalberg, trotz der mislichen Zeitverhältniſſe, ihm Sicherheit für die Erfüllung der abgeſchloſſenen Contracte verſprach. Mitten unter dem Geräuſche der Waffen und während Manheim beſchoſſen ward, verdoppelte ſich ſein Eifer für die Bühne. Sie ward jedoch wieder aufgelöſt, als nach dem Vordringen der Franzoſen über den Rhein im Sommer 1795 Manheim abermals in den Belagerungszuſtand erklärt ward. Wenige Tage nach der Einnahme jener Stadt, die durch ein heftiges Bombardement ſehr gelitten hatte, ging Dalberg nach München, und übertrug die ganze Verwaltung des Theaters mit den Worten an Iffland: „Vollmacht und Inſtruction kann ich Ihnen nicht geben; handeln Sie nach Überzeugung und Gewiſſen!" Iffland befand ſich in einer neuen, ihm völlig fremden Lage, in einer gefahrvollen Zeit. Die öſterreichiſche Beſatzung verlangte die Wiedereröffnung der bisher geſchloſſenen Bühne, ungeachtet die beſten Decorationen verbrannt, die meiſten Schauſpieler krank oder ausgewandert waren. Eine Feſtlichkeit, ein ſchmeichelndes Gelegenheitsſtück ward von den Siegern erwartet. Allein Iffland, von Trauer befangen, dachte nicht daran, ihnen eine Huldigung darzubringen, die die unglücklichen Bewohner Manheims verletzen konnte. Auf ihm allein ruhte die ganze Laſt der mislichen Erhaltung des Theaters. Beſtürmt von allen Seiten mußte er noch die läſtige Einquartierung in ſeinem Hauſe dulden. „Ich erinnere mich nicht," ſagt Iffland ſelbſt, „jemals in meinem Leben wieder ſo angeſpannt und verbraucht worden zu ſein. Bald war ich auf den Proben; bald ward ich abgerufen wegen einzelner Begehren des Militairs, wegen Einquartierung in meinem Hauſe, in meinem Garten." Die Unannehmlichkeiten vermehrte noch die Äußerung Dalberg's in einem Schreiben aus München, daß die Bühne nun gänzlich verloren und an ihr Fortbeſtehen nicht zu denken ſei. Deſſenungeachtet bot Iffland Alles auf, das Theater mitten unter den Stürmen des Krieges zu erhalten. Seine Bemühungen waren nicht ohne Erfolg. Die Theater-

Digitized by Google

caſſe hatte ſogar Überſchuß; denn das Schauſpielhaus war meiſtens gedrängt voll, da in Manheim damals alles zuſammenſtrömte, was zu der öſterreichiſchen Rheinarmee gehörte. In jedem Falle glaubte Iffland durch ſeine Kraftanſtrengung und Aufopferung nicht den kalten Empfang und die Vorwürfe verdient zu haben, welche bei der Ankunft Dalberg's in Manheim ſeine zweckmäßigen Anordnungen trafen. Tief gekränkt durch dieſe Behandlung und im höchſten Grade gereizt, ging er im Frühjahre 1796 nach Weimar, um dort Gaſtrollen zu geben. Er ward mit einem Enthuſiasmus aufgenommen, der ihm reichlichen Erſatz bot für die erlittenen Kränkungen. So mochte er damals wankend werden in dem Entſchluſſe, ſeine Tage in Manheim zu beſchließen. Man ſieht dies aus einem Briefe, den er aus der genannten Stadt den 1. Jun. 1796 an Böttiger in Weimar ſchrieb: „Aus Krieg und Sorge, Kälte und Leere, Armuth, Theurung und faſt Peſtilenz reiche ich mit der ganzen Fülle dankbarer froher Rückerinnerung Ihnen meine Hand dar. Es iſt die Hand eines Mannes, den ſein Beruf nie vielſeitig gemacht hat; gute Eindrücke wirken tief und lange fort auf mich. Kann ich beſſere empfangen, als die, womit Weimar mich veredelt hat?[13]) Wer hat meine Kunſt mit mehr Tiefe und Wärme umfaßt, als Sie? Wer hat das, was in den Darſtellungen nichts ſcheint, und ebendeshalb ſo viel koſtet, edler gewürdigt, als Sie?[14]) Ach, Weimar hat mich verwöhnt. Hier ſieht man mich, weil ich Ruf habe; aber man ſieht mich, wie den bolongaroſchen Tabak diejenigen betrachten, die niemals ſchnupfen. Die Leute ſagen: Ei, der Teufel! und damit holla! Nun, ſei es!"

„Sie kommen aus dem Olymp auf die Erde," ſagte Herr von Dalberg bei meiner Rückkehr. Ich ſchwieg ernſthaft ſtill. Seitdem ſahen wir uns nicht. Ich habe angefangen auf mein Dorthingehen ernſtlich zu denken. Auf einmal erfahre ich, daß man Beck dort nicht wolle. Er iſt mein 20jähriger Freund. Man hält ihn dort nicht einmal für einen Künſtler. Das trennt mich nicht gradezu von Weimar, aber es betrübt mich; Sie wiſſen und man hat es ja in Wien geſehen, daß ich nicht aufs Geld ſehe. Aber ich ſehe auf den Frieden, der höher iſt als alle Vernunft." Die nach aufgehobenem Waffenſtillſtande wieder eingetretenen Kriegsunruhen und das Vordringen der Franzoſen, die bei Kehl den Rhein paſſirt hatten, vertrieben Iffland aus Manheim. Die Rolle des Barons in Jünger's Luſtſpiel: Die Geſchwiſter vom Lande, war die letzte Vorſtellung, die er in Manheim gab Von Dalberg, zu dem er ſich noch denſelben Abend begab, erhielt er nur gegen Ausſtellung eines Reverſes, nach verſchwundener Gefahr zurückkehren zu wollen, Urlaub zur Reiſe und die Gage für zwei Monate. Er ging nach ſeiner Vaterſtadt Hanover, wo er einige Monate verweilte, und dann einer Einladung Schröder's nach Hamburg folgte, um dort Gaſtrollen zu geben.

Ungeachtet Iffland bald nachher dem Antrage, unter ſehr vortheilhaften Bedingungen die Regie des berliner Nationaltheaters zu übernehmen, Gehör gab, ſcheint er während ſeines Aufenthalts in Hamburg noch feſt entſchloſſen geweſen zu ſein, nach Manheim zurückzukehren. Dies geht aus einem Briefe hervor, den er aus Hamburg an die früher erwähnte Künſtlerin Demoiſelle Witthöft, den 25. Sept. 1796 ſchrieb, und der auch beſonders auf ſeine Verhältniſſe zu Dalberg ein helles Licht wirft.

„Was Sie über das manheimer Theater ſchreiben," heißt es in dieſem Briefe, „muß mich anziehen. Ich habe dieſer Bühne 16 Jahre meine Blüthe, mein Talent, meine ſchönſte Zeit gewidmet. Sie kommt nie wieder! Ich glaube es Ihnen als Künſtlerin und als Freundin ſchuldig zu ſein, offen ein Wort darüber zu ſagen. Schon ſeit dem Januar dieſes Jahres iſt die Gleichgültigkeit des Herrn von Dalberg im Steigen und Fallen. Schon länger ſind ſo manche Unſicherheiten unſerer Lage, die ich verborgen habe, und die ich vielleicht nicht hätte verbergen ſollen. Es iſt mein Wille zurückzukehren. Aber es iſt mein feſter Wille, mich und meine Zukunft nicht mehr, nie mehr auf Laune zu bauen, ſo lange das in meiner Macht ſteht. Herr von Dalberg iſt ein gutmüthiger Mann; aber ſein Humor iſt leicht verſtimmt, und nach ſeinem Stande iſt er, mehr als ein Anderer, fremder Einwirkung unterworfen. Er ſchreibt mir, wie man Jemandem ſchreibt, der den Erlöſer preiſen muß, wenn er nur wieder einrücken darf. Wie? Den 14. Jul. befiehlt er Jedermann, ſich auf ein Jahr Brod zu ſuchen; den 13. Sept. ſchreibt er mir, ich ſolle ſchleunig zurückkehren, oder er wolle andere Maßregeln nehmen. Zu Berlin, zu Weimar, ſind mir theils reiche, theils ſolide Erbieten geſchehen. Jeder Andere, der die dortigen Caſſenmängel kennt, der nicht, wie ich, ehrlich für das Ganze, rückſichtlich für den Herrn Baron dächte, würde das annehmen, und nicht Kataſtrophen abwarten, deren Möglichkeit Niemand beſſer kennt, als ich, wo wir am Ende dem Zufall überlaſſen, oder nach München gewieſen ſind, welches Verhältniß mir, wenn ich einmal von Manheim an einen fremden Ort muß, das unangenehmſte wäre."

Was ſoll ich von der Dauer der manheimer Bühne und des Herrn von Dalberg eignem Glauben daran halten, wenn ich hier Briefe leſe, wo er Acteure, Actricen und Sängerinnen auf ein Jahr ſelbſt ausbietet? Mich dünkt, das rechtfertigt mein Zögern. Und ich — verheirathet[15]) — darf doch wol endlich fragen, wie ſtehen wir in Manheim? Kann das Ganze dauern, ſo kann

13) Iffland ſpielte dort als Gaſt vom 28. März bis zum 25. April 1796. 14) In der Schrift: Entwickelung des Iffland'ſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem weimariſchen Hoftheater (Leipzig 1796). Vgl. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 59. Bd. 2. St. S. 282 fg.

15) Seit dem 19. Mai 1796. Seine Ehe, ohne Schwärmerei, ohne Eigennutz geſchloſſen, war das Erzeugniß einer rein geiſtigen Verſchwiſterung. Iffland's Gattin hat nie die Bühne betreten. Vielleicht hatte Iffland zu viel Zartgefühl für die ehelichen Verhältniſſe, um dies zuzugeben. Daß ſeine Ehe kinderlos blieb, ſchmerzte ihn tief, obgleich er ſich nur gegen ſeine vertrauteſten Freunde hierüber äußerte.

Digitized by Google

es meine Zögerung nicht umwerfen. Soll ich blos kommen, um die Einnahme vor der Hand zu verbeſſern, und dann in Gottes Namen abwarten, wie es wird, ſo wäre ich ein Thor, der indeſſen allen Verbindungen entſagt hätte. Außerordentliche Begebenheiten rechtfertigen einen außerordentlichen Gang der Dinge. Das iſt es, was ich von Herrn v. Dalberg für mich jetzt erwarten muß, oder — dann zwingt er mich ja ſelbſt zu einer Entſcheidung meiner Lage. Was koſten mich die Emigrationen? Kann ich das ohne Erwerb verlieren? Überhaupt, was koſtete mich Manheim? Was koſten mich die Dinge, die meine Stelle unvermeidlich machte? Bei Gott, ich könnte Rechnung ablegen. Gutmüthigkeiten kann ich mir vorrechnen, Verſchwendungen wahrlich nicht! Und die Regie? — Was duldete, fraß ich nicht ein, um Herrn v. Dalberg Ruhe zu laſſen, die ihm mein Vorgänger nicht ließ? Wie wenig wußte er mir das Dank, und welche Bitterkeiten ſagte und ſchrieb er mir oft? Wie oft galt bei der Truppe für Schwachheit, was doch berechnete Duldung war? Dies alles könnte ich nun auf dem Fuße nicht mehr forttragen. Ausgedehntere Vollmacht müßte mich in den Stand ſetzen, nicht mehr zu bitten, wo ich zu ertragen hätte."

„Wie viel iſt nun unterdeſſen verdorben, was nicht herauszureißen iſt? Wie weit ſind die Foderungen einer Seite, die alles zu erreichen gewohnt iſt, für die Zukunft gleichſam berechtigt? Wovon ſoll ſich das Theater erhalten, wenn Frieden iſt? Wenn die Einnahme, die jetzt 2300 Fl. iſt, wieder, wie vorher auf 8—900 Fl. kommt? Alles dies kann Herr v. Dalberg beſſer als ich wiſſen; aber der Frage iſt es doch wol werth. Ich kann doch nicht wie ein Schaf zurückkehren, um hernach mir wieder ſagen zu laſſen: Alles iſt ohne Rettung verloren! — Glauben Sie mir, ich bin nicht leichtſinnig. Ich wünſche die Erhaltung der Bühne. Aber, wenn ich ſchon etwas aufopfern will, ſo kann ich doch nicht alles aufopfern. Es iſt mir nicht gleichgültig, was Sie und noch Einige in dem Punkte von mir denken; daher lege ich Ihnen einige Reflexionen über meine Lage vor."

Dieſe Lage erhielt unvermuthet eine andere Wendung, als Iffland um dieſe Zeit dem früher erwähnten Antrage, die Regie des Nationaltheaters in Berlin zu übernehmen, um ſo eher Gehör gab, da Friedrich Wilhelm II. zu den ſehr vortheilhaften Bedingungen, die mit dieſer Stelle verbunden waren, noch mit wahrhaft königlicher Großmuth das Verſprechen hinzufügte, die nicht unbedeutenden Schulden Iffland's tilgen zu wollen.

Gleichwol ſcheint er ſich Anfangs in ſeinen neuen Verhältniſſen nicht ganz wohl gefühlt zu haben, wie man aus einem Briefe ſieht, den er den 21. Nov. 1796 aus Berlin an einen Freund in Weimar ſchrieb: „Da ſitzen meine Frau und ich, und reden, mit der Perle des Danks im Auge, von Weimar. Seine Majeſtät bezahlen meine Schulden. Ich habe die Ruhe gegen Geld getauſcht; denn ich erhalte 3000 Thlr. Sold, ein jährliches Benefice und 1200 Thlr. Penſion, wenn ich bleibe, denn auf ewig habe ich mich nicht engagirt. Freund, die Schulden haben entſchieden. Nur dieſe! Das glauben Sie ja wol, wenn Sie von den ehrlichen geliebten Becks mich getrennt wiſſen! O Gott! Da ſitze ich, man wünſcht mir Glück — mein Kopf hängt und ich weine über mein Glück, bin kalt bei Ehre und Geld, und ſchlafe wenig, denn mein armes Herz iſt zerriſſen. Eben kommt Ihr Brief, und das mir bekannte Couvert ſetzt mich gleich mit meinen Gedanken nach dem friedlichen Belvedère unter treue Freunde, und dann ſehe ich hier — Pracht und Leere! Es iſt geſchehen. Ich werde hier nicht ausdauern. In drei Jahren kann ich allenfalls hier zurückzahlen. Ich will ſparen. Dann führe Gott mich in Ruhe zu Ihnen."

Auf ähnliche Weiſe ſpricht ſich die Unzufriedenheit mit ſeinen Verhältniſſen in einem Briefe an Schröder in Hamburg aus, datirt aus Berlin am 29. Nov. 1796. „Wahrſcheinlich," heißt es in jenem Schreiben, „iſt es um die Heiterkeit meiner Seele gethan; wahrſcheinlich habe ich gegen ökonomiſche Ruhe die Ruhe meines Lebens vertauſcht. Sei es! Ich will fleißig ſein und es nach und nach dahin bringen, daß ich mit Hilfe meiner wirthſchaftlichen Frau, nach zehn Jahren von Erſparniß, den Verkauf meiner Pretioſen, Verkauf meines Grundſtücks und mein Bischen Geld zuſammengenommen, meinen Herd hinſetzen kann, wo ich die Erde ſchön und die Sonne fruchtbar finde. Ich bin dann 46 Jahre, wenn ich noch lebe — und da iſt Raum zwiſchen Tod und Leben, zum ruhigen Blick in die Menſchen und ihren Verkehr."

An Schröder, der ihn damals nach Hamburg hatte ziehen wollen und unter andern geäußert hatte, daß der Schauſpieler nirgends ſo frei ſei, als dort, ſchrieb Iffland im November 1796: „Nach meinem Begriff iſt nur der eigentlich ein freier Mann, dem ſeine Umſtände verſtatten, Niemandem zu dienen. Der eigentlich freie Schauſpieler iſt der, der am wenigſten täglich ſpielen, alſo am meiſten der Kunſt ſich widmen kann, nicht dem Erwerbe der Kunſt folgen muß. Ob ich den Launen eines Hofmarſchalls oder Entrepreneurs folgen muß, den Theatergeſetzen, welche Einer gab, oder welche Mehre gaben, gilt gleich. Geſetzen muß ich folgen, und nie ſind fremde Geſetze oder ſelten die Normen unſerer beſondern Überzeugung, und können es auch nicht ſein."

„Hamburg," ſagen Sie, „hätte, oder das Publicum handelte nicht nach Esprit de corps? Wo, in welcher kleinen, in welcher allerkleinſten Stadt läßt das Publicum die Privathandlungen der Schauſpieler ſo evident auf ihre Vorſtellungen übergehen, als dort? Wo iſt — ich bin oft darüber erſtaunt, wie in der großen Stadt bei den durchkreuzenden Geſchäften das möglich iſt — wo iſt des Geſages und des Geſagthabenſollens, des Wieder- und Wiedergeſages ſo viel? Wo durchkreuzt ein hingeworfenes Wort, in hundert und aber hundert Geſtalten, ſo ſchnell alle Brücken, Märkte, Comptoire, Stege ꝛc. und durchziſchelt Abends alle Bänke und Logen, als dort? Ich habe mit Abſicht Niemanden dort beſucht und geſehen. Um ſo mehr war es mir auffallend, den Wiederhall aller kleinen Sitten von Worms in dem großen Hamburg, deſſen Comptoire die Kräfte der Welt anziehen und ab-

Digitized by Google

ſtoßen, wie ſie wollen, zu finden? Man habe nun wider Sie etwas als Director, oder wohlhabenden Mann, der der Hamburger nicht bedarf — wie ſoll ich das Phlegma, den ſtumpfen dummen Unwillen eines Volks erklären, das ſein eignes Vergnügen brach liegen läßt?

Republikaniſche Staaten der kleinen Gattung — große kenne ich nicht — mögen den Wiſſenſchaften gedeihlicher ſein, als monarchiſche; den Künſten ſind ſie es wahrlich nicht. Nur das Verhältniß der Freundſchaft, oder gradezu das Geld können dahin einen Künſtler fixiren. Dies iſt mein Bekenntniß, das ich ehrlich und offen Ihnen ablege. Sie, Ihr Haus, Ihre Art zu denken, zu empfinden, zu handeln, haben zwar des Anziehenden genug für Jemand, der gewohnt iſt, nicht ins Kleine zu handeln und zu rechnen. Aber das iſt auch allein, was — zu Ihnen geſagt — Hamburg der Reflexion werth machen kann für einen Künſtler. Dazwiſchen, zwiſchen Ihrer Perſon, zwiſchen einer Art Reichthum und Unruhe hier, zwiſchen ehrlicher Sehnſucht, der Macht der Gewohnheit, dem ſchönen Himmel und fröhlichen Menſchen, aber Unſicherheit des Staats zu Manheim — und geringerer Einnahme, aber großer Wärme, Ehrlichkeit und Geſelligkeit in Weimar — dazwiſchen ſtand ich, fühlte mich Tag und Nacht hin- und hergeworfen, und hätte herzlich gewünſcht, daß ſtatt meiner ein Zufall entſchieden hätte, weil ich ungern mein Schickſal beſtimme."

Dies Schickſal war wenigſtens von der Art, daß es ihm eine ganz neue Bahn eröffnete. Durch raſtloſen Dienſteifer, dem ſelbſt ſeine Feinde und Neider Gerechtigkeit widerfahren laſſen mußten, rechtfertigt er in der Leitung des berliner Theaters die auf ihn gefallene Wahl, und erhob die dortige Bühne zu einer Höhe, auf der ſie noch nie geſtanden. Sein Talent machte ihn bald zum Liebling des Publicums, obgleich er es verſchmäht hatte, marktſchreieriſch um ſeine Gunſt zu buhlen [16]). Daher ließ er auch die Partei ſeiner Gegner, die ſich allmälig gebildet, völlig unbeachtet, und nahm nie zu Mitteln, ihr entgegen zu wirken, ſeine Zuflucht. So lebte er eine Reihe von Jahren faſt allein für die Kunſt. Von der Reiſe, die er jährlich unternahm, um auswärts Gaſtrollen zu geben, brachte er den ungetheilten Beifall eines großen Publicums heim, und der Aufenthalt in Berlin ward ihm um ſo angenehmer, da die dortige Theaterintendanz nur ſelten etwas verfügte, was mit ſeinen Zwecken und Anordnungen im Widerſpruch zu ſtehen ſchien.

Die unglückliche Kataſtrophe, welche für den preußiſchen Staat mit dem J. 1806 eintrat, wirkte in mehrfacher Hinſicht nachtheilig für Iffland's Beſtrebungen. In jener trüben Zeit fiel die Unterſtützung weg, welche das berliner Nationaltheater bisher von der Regierung erhalten. Von den niedergeſchlagenen Einwohnern ward die Bühne wenig beſucht, und die Franzoſen machten unverſchämte Anfoderungen. „Das alles," äußerte Iffland damals im Kreiſe einiger vertrauten Freunde, „würde mich nicht ganz niederſchlagen Aber ein Schauder überfällt mich jedesmal, wenn ich die Bühne betrete, und die königliche Loge mit Franzoſen, und bisweilen mit Menſchen beſetzt ſehen muß, die vielleicht früher bei einem Theater auf den Boulevards Portiers waren!"

Iffland's Verdienſte um das berliner Theater in ſeiner unglücklichen Periode ſind, nach den Worten eines achtungswerthen Mannes [17]), nur von Wenigen gekannt, und von noch Wenigern erkannt worden. Der Erhaltung der Bühne gab er ſich ganz hin und opferte derſelben Geſundheit und Kraft. Seine damalige Stellung war um ſo ſchwieriger, da er oft den Vermittler ſpielen mußte zwiſchen der franzöſiſchen Willkür und den Wünſchen eines partriotiſch geſinnten Publicums. Verletzte er fremde Gewalthaber, ſo konnte leicht die Drohung in Erfüllung gehen, daß durch Berufung franzöſiſcher Schauſpieler das berliner Nationaltheater auf einmal geſprengt ward. Einige Male war er in Gefahr, von den franzöſiſchen Behörden verhaftet und nach Frankreich transportirt zu werden, als er einige Stücke, deren Aufführung ſie gewünſcht, nicht auf die Bühne bringen wollte, weil der teutſche Charakter darin von einer lächerlichen Seite dargeſtellt war. Dagegen zeigte er ſich willig, mehre Luſtſpiele Picard's für die teutſche Bühne zu bearbeiten [18]), und dictirte Abends oft bis ſpät in die Nacht, in ſeinem Landhauſe im Thiergarten die Überſetzung in die Feder.

Eine Auszeichnung, wie ſie ſelten einem Schauſpieler zu Theil ward, verdankte Iffland Friedrich Wilhelm III., der ihm 1807 den rothen Adlerorden dritter Claſſe verlieh. Iffland ſah dadurch ſeinen oft geäußerten Wunſch erreicht, das allgemein verjährte Vorurtheil gegen ſeinen Stand durch die öffentliche Anerkennung ſeines Monarchen gehoben zu ſehen. In ſolcher Stimmung ſchrieb er, bei Gelegenheit eines Rufs nach Wien, an Schütz in Halle den 7. März 1807 [19]): „Der König iſt mein ſo überaus wohlwollender Herr, hat in 10 Jahren nie ſeine Geſinnung gegen mich geändert, hat — er allein — gegen ſo manche Anfälle der Plattheit mich, oft mir unbewußt, ruhig und feſtgehalten, daß ich es, was ich auch aufs Spiel zu ſetzen habe, nicht möglich machen kann, über unglückliche Monate die ſchönen Jahre, die er, ſo viel an ihm lag, mir gegeben, zu vergeſſen. Dazu kommt noch, daß, ſo friſch und innig ich auch für die Kunſt lebe, ſo ermüdet bin ich doch von der Di-

16) „Das Publicum," heißt es in einem Briefe Iffland's vom 21. Oct. 1796, „ſcheint viel Wärme und Güte für mich zu haben. Daß ich aber den höflichen Empfang, den es mir einige Male gewährte, nie durch ein Gegencompliment auf mich ziehen wollte, iſt ein Beweis, daß es mir nicht an Delicateſſe fehlt, und daß ich entfernt bin von Präſumtion."

17) Des königl. preuß. Geh. Raths und Leibarztes Formey, in Iffland's Krankheitsgeſchichte (Berlin 1814). S. 10. 18) Sie befinden ſich, nebſt einigen andern Luſtſpielen, nach Duval und Bouilly bearbeitet, in Iffland's Beiträgen für die teutſche Schaubühne, in Überſetzungen und Bearbeitungen ausländiſcher Schriftſteller (Berlin 1808. 1809). 3 Bde. Vgl. Allgem. Literaturzeitung. 1809. 3. Bd. Nr. 330. S. 729 fg. Jenaiſche Allgem. Literaturzeitung. 1809. 1. Bd. Nr. 73. S. 577 fg. 19) ſ. die Schrift: C. G. Schütz, Darſtellung ſ. Lebens ꝛc. (Halle 1835). 2. Bd. S. 196 fg.

Digitized by Google

rection. Und ich ſollte eine neue Direction, den Kampf mit Allem — was ich in Wien kenne — leichthin aufnehmen? Immer war Ruhe, ein kindlich ſtilles Sein mein Sehnen. Die Kunſt zog mich in die Welt, und immer gab ich mich der Hoffnung hin, daß doch noch wol ein ruhiges Walten der Kranz werden möchte, den das Kunſtleben mir erringen würde. Der Fieberſchauer, in dem die Welt kreiſet, hat dieſen lichten Endpunkt ausgelöſcht, und ich fluthe hin und her, ohne zu wiſſen wohin. Sollte das Band hier reißen, ſo möchte ich eine kleine, ſtille, ruhige Exiſtenz; ein lebendiges Kunſtleben teutſchen Fleißes und ohne Aufhebens, gelohnt im Verkehr mit Wenigen; keine große Welt, keine Direction, keine Täuſchung von dem Traume, womit ſich nur die volle Kraft gegen die Eisſchollen ſtemmt und durchbricht. Meine Kraft iſt, ich erſtaune darüber, noch bedeutend genug, um für die Kunſt als Künſtler was nicht Gemeines zu thun. Aber, um wieder das Leben — als Kaufmann, als Treiber, als Dirigent und Executor, als Wucherer und Kunſtler, als Jude und Schöngeiſt, als Formaliſt und leichten Sinnes wallender Menſch — um dieſes Leben noch einmal neu beginnen zu wollen, fehlt mir mehr der Wille als der Muth."

„Ich verließ das Theater zu Gotha mit ſeinem Ende; das zu Manheim hat mein jugendliches Treiben und Dalberg's Beharren erſchaffen. Ich mußte es dahinwelken ſehen. Hier habe ich — ich darf es wol ſagen — Herkuliſche Arbeit gehabt, um eine Zunftbude in ein akademiſches Weſen zu verkehren. Das Werk war ſichtbar geworden. Die es heben konnten, die Gelehrten, haben mein Thun ſtets zertreten. Weshalb? das weiß ich nicht. Mein Muth iſt geblieben. Nun aber hat der Krieg die Saat in den Boden geſtampft. Wird etwas wieder aufgehen? wie viel? wann? oder wird es völlig Nacht werden, und ein klagender Geiſt über der Tiefe ſchweben? Wer weiß das? Meine Bürger- und Amtspflicht ſodert von mir, auszuharren, bis die allgemeine Stimme mich loszählt und erklärt: Nun kann er nicht mehr! Mit dieſem Sinne verkehre ich raſch, und bin, ſchweren Herzens, ſo thätig, als ob alles niemals ein Ende haben könnte. Wie weit ich reichen werde, weiß ich nicht, aber das weiß ich, niemals ſoll man von mir ſagen können: er wußte die Aufopferungen nur gut zu ſpielen, aber keine zu bringen."

Die zu raſtloſe Thätigkeit und Anſtrengung hatte Iffland's Körper erſchöpft, und mit ihm ermüdete ſein Geiſt. Gleichwol gab er im Herbſte 1811 einige Gaſtrollen zu Breslau mit einer Heiterkeit und einem Humor, der die Stimmung kaum ahnen ließ, die in einem Briefe vom 9. Auguſt des genannten Jahres herrſcht. „Möcht' ich," heißt es darin, „doch die tiefe Schwermuth der Seele bannen können, von der ich ganz erfüllt bin! Es iſt nicht Lebensüberdruß, aber voller Überdruß an Lebensverkehr. Ich bedarf nicht zu beten: Schaff' in mir, Gott, ein reines Herz! wol aber: Schaff' in mir, Gott, ein frohes Herz!"

Auf dringendes Erſuchen gab er noch einige Gaſtrollen in Breslau und eilte dann nach Frankfurt a. M., Tag und Nacht reiſend, obſchon er körperlich ſehr litt, und bereits mehre Male Blut ausgeworfen hatte. Seine Gattin, die ihn begleitete, der Arzt uud mehre ſeiner Freunde widerriethen ihm dringend, in Frankfurt aufzutreten. Er ließ ſich nicht zurückhalten. Erſchöpft vom Spiel, gab er am nächſten Abend bereits wieder eine Vorſtellung in Darmſtadt. Seinen Geſundheitszuſtand ſchildert ein Brief vom 5. Sept. 1811. „Der Kopfkatharr ſteht noch," ſchrieb Iffland, „und die Bruſt iſt leidlich; auch habe ich kein Fieber mehr. Im Spiel vermeide ich möglichſt Anſtrengung; außerdem bin ich matt, pflege treue Diät und Ruhe. Geſtern Abend waren ſeit dem 4. Auguſt zwanzig Rollen geſpielt und 140 Meilen gereiſt. Mich beſiegen, wie Schiller ſagt, die gewaltigen Stunden, und der innere Haushalt meiner kindlichen Seele iſt ſo treu und wahr, als der Weltlauf verkrüppelt iſt; und weil er eben das iſt, bedarf es einer beſchränkten Führung, an die ich ſtets gewöhnt werden muß."

In Manheim ſchwelgte er in den ſüßen Erinnerungen der Vergangenheit, trat noch in einigen Rollen auf, und nahm Abſchied von ſeinen Freunden, wie er zu fühlen ſchien, für immer. Über Braunſchweig war er ſehr erſchöpft nach Berlin zurückgekehrt, wo ihn ein Fußübel mehre Wochen an ſein Zimmer feſſelte. Kaum geneſen, gab er ſich wieder mit gewohnter Anſtrengung ſeiner frühern Thätigkeit hin. Die dringendſten Vorſtellungen ſeines Arztes konnten ihn nicht zurückhalten, die Bühne wieder zu betreten. In der Rolle des armen Poeten von Kotzebue betrat er ſie zum letzten Male im October 1812. Eine erhaltene Einladung führte ihn hierauf nach Karlsruhe, wo ihn auch die vortheilhaften Anträge nicht bewegen konnten, Berlin mit jenem Orte zu vertauſchen. Reiner Patriotismus muß ihn geleitet haben; denn mit der Meinung und dem Urtheil des berliner Publicums ſcheint er nicht ganz zufrieden geweſen zu ſein. „Daß ich," ſchreibt er darüber, „gar keinen Sinn für mein dortiges Geſchäft habe, thut mir weh. Zur Pflicht wird das Pflichtgefühl mich bewegen; das iſt aber auch alles. Dies Geſchäft jedoch verlangt mehr als Pflicht. Was Berlin mit dem Theater geworden iſt, ward es, weil ich mehr als meine Pflicht gethan."

Kaum etwas geneſen, betrat er im Januar 1813 wieder die Bühne. Nach dem Ausbruche des Krieges ging er über Breslau nach dem romantiſch gelegenen Bade Reinerz, wo die Molkenkur einen günſtigen Einfluß auf ſeinen Geſundheitszuſtand und beſonders auf ſeine geſchwollenen Füße zu äußern ſchien. Wieder nach Berlin zurückgekehrt, gab er dort mehre Vorſtellungen, und zum Theil angreifende Rollen, wie Wilhelm Tell, mit faſt jugendlichem Feuer, ſpäterhin (den 5. Dec.), trat er auf als Martin Luther in Werner's Weihe der Kraft. Zunehmende Kränklichkeit nöthigte ihn jedoch bald, ſich gänzlich zurückzuziehen von der Bühne und von den damit verbundenen Geſchäften. Er verkaufte um dieſe Zeit ſein Landhaus im Thiergarten und zog ſich in die Stadt zurück. Bis zum letzten Augenblicke ſeines Lebens thätig, feierte er die Rückkehr der königlichen Familie nach

Digitized by Google

Berlin durch das von ihm gedichtete kleine Stück: Liebe und Wille, und durch einen Prolog bei der Ankunft der Kaiſerin von Rußland. Sie erſchien im Schauſpiel, und Iffland ließ es ſich nicht nehmen, noch einmal, wenn auch nur im Hintergrunde, dort den 23. Jan. 1814 zu erſcheinen.

Vergebens hoffte er Geneſung von einem nochmaligen Gebrauche des Bades zu Rheinerz. Mit völlig erſchöpften Kräften kehrte er nach Berlin zurück. Dort erfreute ihn die Nachricht, daß Friedrich Wilhelm III. ſein wohlgetroffenes Bild, von Graff gemalt[20]), für die königliche Gemäldegalerie gekauft habe. Er ſchrieb darüber kurz vor ſeinem Tode, den 15. Sept. 1814 an den König: „Ew. Majeſtät hohe Gnade für mich iſt mir durch den Herrn Staatskanzler angezeigt worden. Was kann ich Unverdienter ſagen, als was ich in jeder Beziehung mit unnennbarem Gefühl ſage: Gott erhalte den König! Meine Abbildung in Ew. Majeſtät Beſitz, weiſt den Ehrenplatz mir an nach dieſem Leben. Ew. Majeſtät huldreicher Antheil belebt meine Kräfte dergeſtalt, daß, wenn ich auch nie das Ganze aus Sorge und Auge gelaſſen, ich doch nunmehr nach und nach das ganze innere Geſchäft wieder übernehmen kann. Gott gebe mir Kräfte, um ſie dem Dienſte meines geliebten Herrn ferner widmen und an ſeiner Heldenbahn mich erheben zu können."

So gab er ſich noch immer der Lebenshoffnung hin, und zwei Tage vor ſeinem Tode ſchloß er einen ſehr herzlichen Brief an ſeine in Hanover verheirathete Schweſter mit den Worten: „Sei verſichert, daß die Rückerinnerungen zu meinem ſüßeſten Lebensgenuß gehören, und daß ſie es ſind, die mich über manche ſchlafloſe Nacht ſogar angenehm hinweggebracht haben. Die Liebe für Dich iſt der Geiſt in meinem Leben, und mein Leben wärmt und nährt ſich an dieſer Flamme. Welch einen Genuß werd' ich haben, wenn ich, wie ich es doch im kommenden Jahre mit Zuverſicht hoffe, da ich es in dieſem ſchon ſo gewiß wollte, auf 14 ruhige Tage zu Dir gehen kann. Der Himmel erhalte Dich, und füge alle Dinge, wie ſie Deinem Herzen lieb ſind."

Den 21. Sept. Vormittags unternahm Iffland mit Genehmigung ſeines Arztes noch eine Spazierfahrt nach Charlottenburg. Nach der Heimkehr dictirte er einige Briefe. Eine ſtille Heiterkeit ſchien über ſein ganzes Weſen verbreitet. Am Abend jedoch überfiel ihn drückende Angſt. Er ließ ſich von einem Seſſel in den andern tragen, bis er Morgens gegen fünf Uhr in die eine Ecke des Sopha's geſetzt zu werden wünſchte. Die andere nahm ſein mit treuer Anhänglichkeit ihm ergebener Secretair Maurer ein, der von mehren Nachtwachen erſchöpft, in einen kurzen Schlummer fiel. In der Zwiſchenzeit war Iffland, den Kopf auf den Arm geſtützt, in der ruhigſten Stellung und ſcheinbar ſchmerzlos verſchieden. Der 22. Sept. 1814 war ſein Todestag. Seine Beerdigung war feierlich. Das ganze Theaterperſonal folgte ſeinem Sarge.

Das vielfach verbreitete Gerücht, daß Iffland an jener furchtbaren und ſchmutzigen Krankheit geſtorben ſei, die Philipp II., Sulla u. Andere hingerafft, wird widerlegt durch Formey's Zeugniß in Iffland's Krankheitsgeſchichte (Berlin 1814). Der königliche Leibarzt Formey gibt die Waſſerſucht als Urſache ſeines Todes an. Daß er ſich unnatürlichen Ausſchweifungen hingegeben habe, wie ebenfalls behauptet worden, dafür fehlen wenigſtens hinlängliche Data, durch die eine ſolche Angabe völlig außer Zweifel geſtellt werden könnte. Es war ſein Schickſal, mehrfach angefeindet und verleumdet zu werden, was ſeinen zahlreichen Gegnern um ſo leichter gelang, da er es verſchmähte, von den Schleifwegen und andern Mitteln Gebrauch zu machen, durch die man der Verleumdung entgegenwirken kann. Kosmopolit im eigentlichen Sinne des Worts, und nur der Ausübung der Kunſt lebend, ließ er es ruhig über ſich ergehen, daß ihn außer den erwähnten Beſchuldigungen auch der Vorwurf des Stolzes und der Anmaßung traf. Dieſer Vorwurf war völlig unbegründet. Nicht einmal eitel konnte man ihn nennen. Was man ihm als Stolz auslegte, war nur das gewiß nicht übertriebene Gefühl ſeines Werthes und der damit verbundene Ernſt in ſeinem Benehmen. Er wollte dadurch ſeinen Stand emporheben aus der Verachtung, die ihn bisher gedrückt. Wie wenig Anmaßung in ſeinem Charakter lag, geht ſchon daraus hervor, daß er häufig nicht die glänzenden, ſondern die ſchwierigſten Rollen wählte, ja es mitunter ſogar nicht verſchmähte, unter den Statiſten einen Platz einzunehmen. Oft äußerte er, wie läſtig es ihm geweſen ſei, auf ſeinen Künſtlerreiſen nach der Vorſtellung von der Menge begafft zu werden, und bei ſeiner Durchreiſe durch Magdeburg äußerte er einſt lebhaft ſeine Unzufriedenheit darüber, daß ſeinetwegen die Preiſe der Plätze erhöht worden waren. Daß er als Director dem Theaterperſonal gegenüber, ein kaltes, gebietendes Weſen annahm, ſchien die Klugheit zu fodern, da außerdem die übertriebenen Anſprüche mancher Einzelnen kaum zu befriedigen geweſen ſein möchten.

Völlig unbegründet iſt der ihm oft gemachte Vorwurf der Verſchwendung. Einfach in ſeiner Kleidung, liebte er einen ſtillen äußern Glanz um ſich her, und ſein Haushalt glich dem eines wohlhabenden Mannes. Das Geld war ihm nicht Zweck, ſondern Mittel, und er achtete es um ſo weniger, je leichter er es mitunter erwarb. Noch in ſpätern Lebensjahren pflegte er zu äußern: „Daß Beil, Beck und ich nicht als reiche Leute ſterben würden, davon waren wir alle drei überzeugt. Einen reichen Künſtler kenne ich nicht. Um der Kunſt willen muß man leben, und da ſtirbt man denn auch am glücklichſten." Einen großen Theil ſeiner bedeutenden Einnahme verwandte er mit ſeltener Uneigennützig-

20) Bildniſſe von Iffland befinden ſich vor dem Theaterkalender auf das Jahr 1784 (von Geyſer), vor dem erſten Jahrgange des allgemeinen Theaterjournals (von Karcher), vor dem 48. Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (1792; von Schulze), vor dem erſten Bande von Iffland's dramatiſchen Werken (Leipzig 1798; von Bolt) und in dem von W. Hennings herausgegebenen Teutſchen Ehrentempel (Gotha 1824). 5. Bd. Sein Bildniß iſt auch einzeln von Verhelſt en médaillon (1797) geſtochen worden.

Digitized by Google

keit zu Gunſten durchreiſender Schauſpieler, oder zur Unterſtützung der Witwen und Kinder derer, mit denen er in theatraliſcher Verbindung geſtanden.

Iffland war eigentlich ein Schwärmer, aber kein beneidenswerther. Während die Menge ihn verherrlichte, fühlte er ſich einſam bis an das Ende ſeines Lebens. Hätte nicht die Leidenſchaftlichkeit jugendlicher Aufwallung ihn zu dem Schauſpielerleben hingeriſſen, ſo würde er vielleicht, nach der düſtern Grundlage ſeines Gemüths, früher oder ſpäter ein Miſanthrop geworden ſein, ſo innig und herzlich er es auch mit den Menſchen meinte, die ihn oft hart gekränkt und verletzt hatten. Es bedurfte nur der leiſeſten Erinnerung an ſeine Jugend und an die Entwickelungsperiode ſeines Künſtlerlebens, um ihn in die trübſte Stimmung zu verſetzen. In ſolchen Augenblicken traten die mannichfachen Schattenſeiten des Standes, dem er ſich aus Neigung gewidmet, lebhaft vor ſeine Seele, verbunden mit den zahlloſen trüben Stunden, die ihm Neid und Cabale auf ſeiner Künſtlerlaufbahn bereitet hatten.

Ein offenes Geſtändniß legt Iffland hierüber in einem Briefe ab, den er 1805 an einen jungen Mann ſchrieb, welcher für den Gelehrtenſtand beſtimmt und in günſtigen Familienverhältniſſen lebend, der Neigung, unter Iffland's Leitung Schauſpieler in Berlin zu werden, nicht widerſtehen konnte [21]). „Ihr Vertrauen," ſchrieb Iffland, „erfreut mich; Ihr Entſchluß erwirbt meine Achtung. Dennoch ſetzt die Antwort, welche ich Ihnen zu geben habe, mich in Verlegenheit. Ich will Ihnen keine Gemeinplätze wiederholen; aber ich muß Ihnen anführen, daß alle, welche Ihre Kenntniß der Menſchen und ihrer Schickſale bei Überlegung dieſes Gegenſtandes Ihnen vorführten, des tiefſten Nachdenkens werth ſind. Was denn alſo Innungsgeiſt, Neid, Eiferſucht, Schadenfreude, Falſchheit, Scheelſucht, Argwohn ꝛc. anlangt, ſo iſt es in dieſem Stande, wie in allen andern, und in allen andern, wie in dieſem. So viel hat mich die Erfahrung nach 25 Jahren gelehrt. Aber ein Umſtand erhöht die die Einwirkung: die Öffentlichkeit des Kunſtwirkens in unſerem Stande. Angefeindet von jenen Leidenſchaften, findet der Profeſſor, der Rath, nach etlichen Stunden die Faſſung, fortzuwirken; der Prediger hat Zeit, ſich zu erheben; der Schauſpieler nicht! Außer, daß er mehr wie Alle, von denen abhängt, welche mit ihm auftreten, daß ſein Geſchäft mehr, als die Geſchäfte Anderer, von beſtimmter Stunde abhängt, und daß dennoch Laune und Wärme, ja Dichterſtimmung unerläßlich gefodert, nichts nachgeſehen wird: ſo hat er oft, die ihn beſpötteln, beſchimpfen, dicht vor ſich; Neider und Feinde neben ſich. Vor und neben dieſen ſoll er unbefangen, ſeelenklar und kräftig, zart und hinreißend, begeiſtert und doch beſonnen — ein Kunſtwerk, in allen Stürmen, mit Charakterwahrheit und Grazie, mit Effect und Beſcheidenheit dabei, ganz ausgemalt, hinter einander hinſtellen! Nicht Gram noch Galle, nicht Freude noch Kränklichkeit — von allen Zufällen, welche die Breterwelt, die er belebt, in ihrer Natur hat, ſoll nichts ſichtbar ſein. Nur das Bild, was er übernommen, oder was man ihm aufgedrungen, ſoll daſtehen."

„Das fodert man; das will auch der Künſtler. Und was wird ihm dafür? Ehedem: wenig Gehalt, aber viel Genuß vom Zuſchauer; keine Penſion, aber Liebe für die Perſon, bei welcher, für den **Künſtler**, kein eigentlicher Mangel denkbar war. Jetzt? Mehr Gehalt, weniger Genuß vom Zuſchauer, welcher nach dem Ton unſerer Zeit in ſtarren Indifferentismus verſunken iſt, oder ſcheinen will; tolles Lob in öffentlichen Blättern; hier und da — Penſionen. Der junge Künſtler ſchreitet darüber weg; der ältere, wenn er ſeine Kunſt **ganz** liebt, bereuet nicht ſeine Wahl: aber es iſt ihm Pflicht, wenn er befragt wird, alles dieſes aus einander zu ſetzen."

„In meinem Kunſtſchickſal iſt viel Anziehendes und vielleicht viel Glänzendes. Einige glückliche Augenblicke, beſonders ſorgfältige Leitung, haben dem, was von Talent in mir iſt, und meinem Fleiße Bahn gebrochen. Aber unter Hunderten trifft nicht Einen eine ſo glückliche Concurrenz der Umſtände, ohne welche das größere Verdienſt oft nicht den halben Weg macht. Wenige haben, bei der Einheit meines Zweckes, das Ausharren, welches mir die Richtung meiner Erziehung verſchaffen mußte. Dieſelben Mittel werden nicht überall dieſelbe Wirkung haben. Ich erkenne und erkläre, daß, wenn ich keinen Schritt, den ich für die Kunſt that, bereue, ich das meiſtens den günſtigen Umſtänden danke, die mich leiteten. Daraus kann nicht folgen, daß ich Ihnen rathen ſollte, daſſelbe zu thun. Ich war im 18. Jahre, hatte keinen andern Weg vollendet. Ich blieb allein, bis mein Schickſal ganz entſchieden war. Bei Ihnen iſt alles entgegengeſetzt. Unter welchen günſtigen Vorausſetzungen des Talents Sie auch Ihre Laufbahn antreten, ſo dürfen Sie nicht vergeſſen, daß jede Unannehmlichkeit durch Rückwirkung auf eine Frau doppelt trifft, und bei einer Familie dreifach. Reizt der beleidigte Künſtlerhumor zu Veränderung der Bühnen, ſo macht die Mishandlung — und dieſe iſt jetzt nicht ſelten — ſie zur Nothwendigkeit. Da iſt nun der Künſtler als Gatte und Vater im harten Kampfe aufgeregter Gefühle und beſtehender Pflichten."

„Ich könnte dieſe Zeilen zu einem Buche ausführen, ſagte ich mir nicht, daß Sie das ſo gut, wie ich vermögen. Laſſen Sie uns der Sache näher gehen. Was iſt ein Anfang in Berlin? Trefflich für den, welcher weder Namen, noch Schickſal aufs Spiel zu ſetzen hat. Wer aber beides, wie Sie auf eine Karte ſetzt — dem rathe ich es nicht. Die Urſachen ſetz' ich Ihnen aus einander. Der literariſche Ruf und die Bedeutung, welche Berlin mit Recht hat, leitet faſt alle Menſchen zu einer kritiſchen Pünktlichkeit und Schärfe, welche mehr eine betrachtende als genießende Stimmung im Parterre veranlaßt. Eine große Zahl junger Leute, unter dem Motto: nil admirari — verwirft, bis auf wenige Dinge, welche ſie paſſiren laſſen, faſt alles. Ich habe nur wenige junge Talente hier aufkommen ſehen;

21) ſ. den Leipziger Frauenzimmer-Almanach zum Nutzen und Vergnügen auf das Jahr 1820. S. 19 fg.

Digitized by Google

faſt alle hat dieſer Nachtfroſt getödtet. Man ſieht kalt an, lächelt leicht, und ſpottet."

Nach den hier von Iffland ſelbſt mitgetheilten Hinderniſſen und Schwierigkeiten eines Berufs, in welchem er gleichwol den höchſten Anſoderungen genügte, muß man ſein Künſtlertalent um ſo mehr bewundern, da ihn die Natur in ſeiner äußern Erſcheinung wenig begünſtigte. Er war mehr klein, als groß, und ſein ſtarker, unterſetzter Körperbau hatte mit dem von Garrick und Eckhof viel Ähnlichkeit. Vorzüglich genirte ihn auf dem Theater ein unproportionirter Hängebauch, zu welchem die ziemlich magern Schenkel im Misverhältniſſe ſtanden, während die ſehr ſtarken Waden mit dem kleinen Fuß einen auffallenden Contraſt bildeten. Nicht ſonderlich für die Perſpective des Theaters geeignet war ſein volles und rundes Geſicht, die Naſe übrigens proportionirt, der Mund breit und beredt. Das ſchwarze, glänzende Auge konnte man gewiſſermaßen den Hebel ſeines Spiels nennen, vor welchem alle übrigen misfälligen Äußerlichkeiten verſchwanden oder in den Hintergrund zurücktraten. Sein Sprachorgan war nicht volltönend, doch weich und biegſam. Er athmete kurz, wußte indeſſen dieſen Naturfehler ſo zu bekämpfen, daß man auf der Bühne wenig davon gewahr ward. Seine Mimik ſtets pſychologiſch motivirt und demgemäß wahr, verdiente im Komiſchen, wie im Tragiſchen, die höchſte Bewunderung, und mit Grund kann man, trotz der ſtrengen Anſoderungen, die A. Lewald in ſeiner Schrift: Seydelmann und das teutſche Schauſpiel[22]), an den echten dramatiſchen Künſtler und demgemäß auch an Iffland macht, behaupten, daß deſſen Kunſt einen fortwährenden Triumph über die Natur gefeiert.

Über ſein Publicum übte er eine Herrſchaft aus, wie keiner vor ihm. Was ihm zu dieſem Siege verhalf, war beſonders ſein großes, ſchönes, ſprechendes Auge. Wie er dadurch zu wirken wußte, zeigte ſich vorzüglich da, wo das Auge ihm als einziges Requiſit bei ſeinen Redevorträgen diente. Dies war vorzüglich der Fall, wenn er vorlas, und Werner's Schauſpiel: Die Weihe der Kraft, in welchem er ſpäterhin auf der Bühne zu Berlin Luther's Rolle übernahm, ließ faſt noch einen größern Eindruck zurück, als Iffland dieſe dramatiſche Dichtung im Sommer 1806 auf dem Theater zu Deſſau recitirte. Kräftig hob er die großen Schönheiten des Stücks hervor, während er die ſchwächlichen und myſtiſch-ſüßlichen Partien bedeutungsloſer behandelte, ja zum Vortheil des Ganzen nicht ſelten fallen ließ. Das Gemälde erhielt dadurch das rechte Colorit, da Iffland die Lichter und Schatten trefflich zu vertheilen verſtand, während bei der öffentlichen Darſtellung, wo jeder ſich bemühte, ſeine Rolle hervorzuheben, das Bild faſt überladen erſchien und die Farben grell in einander ſchmolzen.

„Iffland," ſagt einer ſeiner Freunde, der jener Vorleſung beiwohnte[23]), „feierte nach meiner Anſicht damals einen größern Triumph, als bei öffentlicher Darſtellung; denn obwol er aller äußern Hilfsmittel entblößt daſtand, fiel es gewiß Keinem ein, daran zu denken. Das ihm ganz eigene Lutherauge, der mächtige Redefluß, der von ſeinen Lippen ſtrömte, die hohe Andacht auf ſeinem Antlitze, ließen jede andere Äußerlichkeit vergeſſen; denn man glaubte den ſalbungsreichen, kräftigen Luther ſelbſt zu hören, den frommen, andächtigen Auguſtinermönch zu ſehen. Iffland feierte hier einen Sieg, der wol zu den höchſten und ſchönſten gehören mag, die er je errungen, beſonders, wenn man in Betrachtung zieht, daß er nie aus den Schranken des Vorleſers heraustrat, und nie von der Kunſt und den Mitteln des Schauſpielers eine ungeeignete Anwendung machte. Ich darf verſichern, daß jeder wahrhaft Gebildete für dieſe Vorleſung gern Verzicht auf die Aufführung des Stücks ſelbſt leiſtete, mit ſammt dem großen Reichstagspomp und den prächtigen Decorationen, wie ſie das berliner Theater blicken ließ. Iffland wiederholte dieſe Vorleſung auch zu Halle, wo zum Gelingen des Ganzen eine ergreifende Anordnung ſtattfand. Statt einer Ouvertüre ward in einem, an den ſehr gefüllten Saal anſtoßenden Zimmer der Choral: Eine feſte Burg iſt unſer Gott, von Weber geſetzt, vorgetragen; nach dem dritten Act überraſchte der Geſang dieſes Chorals von Chorknaben, und nach dem eben Geleſenen ergriff dieſes Lied die Seele mit einer muthigen und wunderbar erhebenden Stimmung, die auch den kälteſten Zuhörer zu einem Vertheidiger des Vaterlandes oder des Glaubens oder irgend einer guten Sache hätte hervorheben können."

Erhöht ward die Wirkung von Iffland's Declamation ſowol bei jener Vorleſung, als auf der Bühne durch ſein immer durchdachtes, nie überladenes Mienenſpiel, das jeden Gedanken, den er ausſprach oder der auf dem Theater zu ihm geſprochen ward, treffend und richtig begleitete. Seine Geſticulation, immer gemäßigt und anmuthig, oft überraſchend, ſchloß ſich jedem Gegenſtande innig an. Oft ſtand er bewegungslos, gleichſam in plaſtiſcher Ruhe gefeſſelt, bis ſein Auge, eine raſche Bewegung der Hand oder eine ſchnell veränderte Stellung, ſeinen Seelenzuſtand dem Zuſchauer andeutete. Deutlich las man in ſeinem Geſicht oder in der einfachen Geſticulation, womit er der Rede eines Andern aufmerkſam zuhörte, wie die zu ihm geſprochenen Worte in ſeinem Innern wiederklangen. Über dieſe körperliche Beredſamkeit, wie er es nannte, hat Iffland ſelbſt ſchätzbare Andeutungen gegeben in ſeinem Almanach für Theater und Theaterfreunde[24]), in welchem er beſonders gegen das zweckloſe Auf- und Abwandeln ſo vieler Schauſpieler auf der Bühne lebhaft eifert, wie denn überhaupt die Aufmerkſamkeit nicht genug gerühmt werden kann, die der große Meiſter ſeinen Mitſpielern widmete, und wovon er beſonders als Marinelli und als Abbé de l'Epée glänzende Beiſpiele gab.

Ein wahrhaft graziöſer Anſtand, und das, was man

22) Stuttgart 1835. 23) J. Funck, Aus dem Leben zweier Schauſpieler, A. W. Iffland's und L. Devrient's (Leipzig 1838). S. 23 fg.

24) Im zweiten Jahrgange (Berlin 1808). S. 65 fg. und im dritten (Ebend. 1809). S. 66 fg.

Digitized by Google

am treffendſten mit dem Ausdruck „Zuhauſeſein auf der Bühne" bezeichnen könnte, war ihm in hohem Grade eigen. Er pflegte freilich ſeine Rollen ſo genau zu ſtudiren und auswendig zu lernen, daß er des Souffleurs eigentlich gar nicht bedurfte, und daß während der Darſtellung geringfügig ſcheinender Details Ergebniſſe eines wohlberechneten Studiums waren. Bewundernswerth war die Geiſtesgegenwart, womit er, beſonders bei Gaſtvorſtellungen, wenn ihm nach ſeinem eignen Ausdruck nicht in die Hand geſpielt ward, ſich und andere corrigirend, einlenkte und ſupplirte. „Bei ſolchen Teufeleien," ſagte Iffland einſt zu einem Freunde, „bleibe ich, ſo verwünſcht ſie mir auch ſind, ganz ruhig und geduldig, wie ein Lamm. Das iſt aber das Ärgerliche bei der Sache, wenn man nachher von einem dienſtfertigen Recenſenten in öffentlichen Blättern, dem die Beurtheilung abging, an wem der Fehler gelegen, den man geſchickt genug noch verbeſſert zu haben glaubte, heruntercapitelt und mit weiſen Lehren bedient wird, wie man eigentlich das Ding, ſo oder ſo, hätte beſſer machen ſollen [25])."

Wenn Iffland, ſo ſelten er es auch that, irgend ein Individuum auf der Bühne copirte, ſo durfte, ſeinem theatraliſchen Genie nach, nicht blos die Geſtalt des Copirten, ſondern zugleich auch immer die Gattung des dargeſtellten Charakters hervortreten. Nichts war ihm unerträglicher, als der Gedanke, in Eine Claſſe geworfen zu werden mit den gemeinen Copiſten, die mit einigem Nachahmungstalent ausgeſtattet, ſchon genug gethan zu haben glaubten, wenn ſie die Stimme, den Gang, die Stellung und Haltung irgend eines Individuums bis auf die Farbe ſeines Rocks wiedergegeben, und darüber die Hauptſache vergaßen, dem Zuſchauer ein Gemälde zu liefern, das in ſeiner Copie denſelben ebenſo ergreifen und feſſeln müßte, als ob er den Copirten gekannt habe oder nicht. Weit mehr, als dergleichen Copien, liebte Iffland das Extemporiren. Aber auch in ſolchen Fällen benahm er ſich ſtets mit Umſicht und Wahrheit, immer dem Charakter ſeiner Rolle gemäß, und oft zu weſentlichem Vortheil derſelben. Oft ging er darin ſo weit, daß man ſeine Rolle als eine ganz neue bezeichnen könnte, wie unter andern, als Lieutenant Wallen in dem Schröder'ſchen Luſtſpiel: Stille Waſſer ſind tief. Mitunter erlaubte er ſich auch wol, wenn er bei beſonders guter Laune war, abſichtlich die Schauſpieler zu verwirren und in Verlegenheit zu bringen. Er that dies beſonders in ſogenannten chargirten Rollen, wenn er merkte, daß Mitſpieler und Publicum ſeine gute Laune theilten, wo er ſich denn ſo gehen ließ, und die ihm eben gekommenen Einfälle oder Witzworte nicht unterdrücken konnte. Dabei vergaß er denn, oder that es abſichtlich, das Schlagwort, wodurch die Mitſpieler confus gemacht wurden, und oft, wiewol meiſtens vergeblich, das Wiedervergeltungsrecht an ihm auszuüben ſuchten [26]).

Wie Iffland's Spiel ſich von dem ſeiner Zeitgenoſſen weſentlich unterſchied, und wie er dadurch der Begründer einer neuen Kunſtſchule ward, iſt von einem geiſtreichen Schriftſteller in nachfolgenden Punkten ſummariſch zuſammengefaßt und angedeutet worden. 1) Iffland's Mimik vor Allem war eine neue, ſelbſtgeſchaffene, von der anderer Künſtler ſich auszeichnende, indem er grade durch ihre Einfachheit und ſparſame Anwendung die höchſte Wirkung hervorzubringen wußte. Sein Auge war dabei der vorzüglichſte Hebel und der treueſte Spiegel ſeiner Seele. 2) In ſeinem Anſtande, muſterhafter Haltung und Bewegung des ganzen Körpers, ſowie in der Kunſt, die Schönheit aus der Ruhe hervortreten zu laſſen — dieſem ewigen Princip der Alten in ihren plaſtiſchen Gebilden — kam ihm keiner, ſelbſt Eckhof und Schröder nicht, gleich, wenn man anders den Zeugniſſen achtbarer Kritiker nicht widerſprechen will. 3) Keinem gelang es, wie Iffland, mit ſeinem erſten Auftreten, ohne nur ein Wort zu reden, den Zuſchauer ſogleich in den Stand zu ſetzen, um beurtheilen zu können, wer vor ihm ſtehe, und mit wem er es zu thun habe. Die Maske des Geſichts, Kleidung, Stellung, Gang, waren ſtets richtig paſſende Schlüſſel zu augenblicklicher Erſchließung des vor ſich habenden Charakters. 4) Seine Gebärdenſprache in höchſter Kunſtvorſtellung überflügelte oft das geſprochene Wort, und ſtumm geboren, wäre Iffland ſchon durch dieſe ſeine körperliche Beredſamkeit ein großer Künſtler geworden; denn die leiſeſten Krümmungen ſeiner Finger ſelbſt, ſagten etwas, ſie ſprachen und declamirten. 5) In der Bildung, Zeichnung und Darſtellung des Sentimentalen, Gemüthlichen, Komiſchen, beſonders der komiſchen Grandezza, war Iffland gleich groß, und die Art und Weiſe, wie dies dargeboten ward, die Kunſt, das Ernſte und Feierliche mit dem Scherze zu verbinden, dem komiſchen Ernſte, wie der ernſten Komik, die beſtimmteſten Accente, die treffendſte Färbung zu verleihen, war eine genial-ſchöpferiſche, ihm allein angehörige.

25) „Als er einſt," erzählt Funck (a. a. O. S. 35 fg.), „in den 90ger Jahren den Kriegsrath Dallner in ſeinem Schauſpiele: Dienſtpflicht, als Gaſtrolle gab, geſchah es, daß man in der Scene, wo Dallner in Ohnmacht fällt, den Stuhl vergeſſen hatte. Iffland legte großen Werth auf dieſe Ohnmachtſcene, die er immer, wie es auch im Stücke vorgeſchrieben, im Stuhle zu ſpielen pflegte. Da nun aber der Stuhl nicht vorhanden, mußte er ſich entſchließen, die Ohnmacht auf andere Weiſe zu executiren. Er ſank daher auf den Boden mit einem Knie nieder, und lehnte den andern zuſammengeſunkenen Theil des Korpers an den neben ihm ſtehenden Schauſpieler an. Das ganze Haus brach in ein Bravorufen aus, und in der That ſoll dieſe Art der Ausführung viel maleriſcher ausgefallen ſein, als die im Stuhle. Iffland fühlte dies, und ſoll bei allen ſpätern Darſtellungen ſie beibehalten, und ſich nie mehr des Stuhles bedient haben."

26) Einen Fall dieſer Art erzählt Funck (a. a. O. S. 55): „Einſt wollte ſich — ich weiß nicht mehr, in welchem Stücke — ein beliebter Komiker (Böſenberg oder Thering) an Iffland rächen, und ihn reciproce in Verlegenheit bringen. Er extemporirte: Da ſtehen wir nun, wie ein Paar Ochſen am Berge, und meinte, Iffland dadurch zum Lachen zu bringen. Dieſer blieb aber ganz ernſthaft und ſah dem Sprecher ſcharf ins Geſicht, daß er, ſtatt ſeiner, zum Lachen gezwungen ward. Hierauf zog Iffland einen unfern von ihm ſtehenden Stuhl heran, ſetzte ſich darauf und ſprach mit Salbung: Ich ſitze! Die draſtiſche Wirkung dieſes Impromptü's wird ſich jeder Leſer von einiger Imagination leicht ausmalen können."

Digitized by Google

Ein ziemlich treues Bild von Iffland's Wollen und Wirken als Künſtler gaben auch Amadeus Wendt's Worte über ihn, die jener bewährte Kritiker während ſeines Gaſtrollenſpiels zu Leipzig mittheilte [27]). „Man ſehe Iffland," heißt es dort, „in ernſten und tragiſchen Darſtellungen. Mit welcher Ruhe und Leichtigkeit dringt er bis in die Tiefe, und wie ebenſo leicht hebt er ſich aus ihr wieder hervor, ſodaß er oft nur auf der Oberfläche zu ſpielen ſcheint! Wie ſparſam iſt ſeine Mimik, aber wie feſtgehalten und ruhig jede Bewegung im Entſtehen und Vergehen, wie beredt ſelbſt in ſeinem lieblichen Schweigen ſein großes offenes Auge! Wie ſogar nicht geſchwätzig iſt es, und wie ſicher trifft es eben darum! Ebenſo, wie ruhig gleitet ſeine Stimme meiſtens dahin; aber wie hallt ſie auch, gleichſam verweilend, durch die Hauptmomente hindurch! Wie gediegen ſtrömt ſie wieder, oder ſtürzt in gebrochenen Wellen einher; wie lieblich bricht und ſtirbt ſie hin in ſanfter Rührung! Faſſen wir dies Alles zuſammen, mit dem anſpruchsloſen, einfachen Anſtande, der Würde der Erſcheinung, die ſich keine Nachläſſigkeit verzeiht, wie es nun in ein herrliches Zugleich zuſammenfließt, ohne Anſtrengung, ohne Manier, ohne Caricatur zu werden, und ſo ſeine Darſtellung plaſtiſch und muſikaliſch — ruhig und bewegt — macht; ſo iſt für unſern Zweck genug geſagt; denn nicht eine Einzelheit wollten wir herausheben, ſondern das ganze Leben ſeiner Darſtellungen zu erfaſſen, wollten wir veranlaſſen."

„Dagegen ſehe man nun Iffland als Komiker. Dieſe originelle, unerſchöpfliche Laune, dieſer behende Witz, nicht blos der Worte, ſondern auch der Handlungen, womit er ſich oft über die vorgeſchriebene Plattheit frei und ſpielend erhebt, dieſe verſchwenderiſche Fülle und Bildlichkeit der Bewegungen, dieſes Abſpringen und Abbrechen in Rede und Gebärde, welches ſo herrlich ſpannt und ſo angenehm täuſcht, dieſe Lieblichkeit und Anmuth, die ſich nun über Alles ergießt, dieſer Ernſt, der ſeiner ſelbſt zu ſpotten ſcheint — wie lehrreich und wie tief in der Natur des Komiſchen gegründet! — Man glaubt oft Iffland's Verdienſt zu ſchmälern, wenn man bemerkt, dies alles werde ihm ſo gleichſam unter der Hand bewußtlos. Man bedenkt aber nicht, wie ſehr man ihn ebendadurch ehrt, indem ja ebendieſe Bewußtloſigkeit dem wahren Genie nur eigen iſt, da das Bewußtſein der gewöhnlichen Kunſtliebhaber nur ein Rechnen mit Begriffen, nicht aber ein Spiel der Ideen iſt. Freue ſich denn Teutſchland auch in dieſer Sphäre den Einzigen und Erſten ſeiner Zeit erzeugt zu haben."

Faſt möchte man, ſo viel auch über Iffland's Künſtlertalent geſprochen und geſchrieben worden, dem ziemlich allgemeinen Urtheil Berlins beiſtimmen, und behaupten, daß er in den ernſten Rollen des wirklichen Lebens aus den höhern Ständen, und in den fein-komiſchen, die ihren Charakter gleichfalls durch das Verhältniß der verfeinerten Welt erhalten, am größten und unübertrefflich geweſen ſei. Das Conventionelle war eine treffliche Hilfe für ihn, da er, ungeachtet ſeiner genauen und ſcharfen Beobachtung fremder Perſönlichkeit, um ihrer ganz mächtig zu werden, doch nicht tiefen Verſtand genug beſaß. Anders verhält es ſich mit ſeinen hochkomiſchen und tragiſchen Darſtellungen. Zum Hochkomiſchen ſchien ihm die Natur weniger zu fehlen, als zum Tragiſchen. Gleichwol vergaß man bei ſeiner Darſtellung des Komiſchen ſelten ihn und ſeine Perſönlichkeit. Nicht immer völlig verſchmolzen mit der komiſchen Figur, die er darſtellen wollte, machte er vielmehr den Eindruck, als übe er noch eine Ironie aus über die Perſon, die er in dem Augenblicke ſein ſollte. In hochtragiſchen Rollen, unter anderem in ſeiner oft bewunderten Darſtellung des Franz Moor [28]), wirkte dies noch nachtheiliger. Oft trat in ſeinem Spiel ſeine angeborene Gutmüthigkeit zu ſichtbar hervor, die vor dem Böſewicht, den er darſtellen ſollte, zurückſchauderte.

Hierdurch ſoll jedoch nicht behauptet werden, daß er in vielen hochkomiſchen und tragiſchen Rollen als Künſtler nicht hohe Achtung verdiente, obgleich er in beiden, wenigſtens nach dem ziemlich einſtimmigen Urtheil Berlins, von Fleck und Unzelmann mitunter übertroffen ward. Bewundernswerth blieb jedoch immer das fortwährende Übereinſtimmen und Zuſammenwirken des ganzen Körpers zu dem, was in der Seele vorgeht und ausgedrückt werden ſoll, und ebenſo bewundernswerth die mehrfach erwähnte Beredſamkeit in ſeinem ſtummen Spiel. Dies unaufhörliche Nachbilden und Schildern des Innerſten, das ſich durch Schweigen ebenſo nachdrücklich äußerte als durch die ſtärkſten Worte, war das Reſultat eines vieljährigen Studiums der Mimik, einer tiefen Kenntniß der Neigungen und Leidenſchaften, und endlich einer ernſten und eifrigen Erwägung des darzuſtellenden Charakters, ſowie der vorkommenden Situationen, mit deren Abſtufungen und Steigerungen er völlig vertraut zu ſein ſchien.

Unter den mannichfachen mimiſchen Darſtellungen Iffland's auf ſeinen häufig unternommenen Kunſtreiſen [29])

27) In der Zeitung für die elegante Welt. 1805. Nr. 79. S. 625 fg.

28) Vgl. Iffland's Almanach für Theater und Theaterfreunde. 1. Jahrg. (Berlin 1807). S. 50 fg. Funck a. a. O. S. 155 fg. 29) Vgl. (K. A. Böttiger's) Entwickelung des Iffland'ſchen Spiels in vierzehn Darſtellungen auf dem weimariſchen Hoftheater, im April 1796 (Leipzig 1796). Über Iffland's noch ungedrucktes Schauſpiel: Das Gewiſſen, und die Vorſtellung deſſelben auf dem Provinzialtheater zu Breslau (Breslau 1797). (G. W. Becker's) Briefe über Iffland's Spiel in Leipzig im J. 1804 (Leipzig 1804). Iffland in Leipzig, im Sommer 1805 (in der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 71. Bd. 1. St. S. 152 fg.), im October 1808 (in der Bibliothek der redenden und bildenden Künſte. 5. Bd. 2. St. S. 452 fg.), im Auguſt und September 1810. (Ebendaſ. 7. Bd. 2. St. S. 453 fg.) Über Iffland und ſeine Darſtellungen in Leipzig (in der Zeitung für die elegante Welt. 1805. Nr. 79. S. 625 fg.). Iffland in der Rolle des Eſſighändlers (von Mercier) zu Weimar (in der Abendzeitung. 1805. Nr. 30—33). Iffland in Hamburg, Aufnahme, Hierſein und Abſchied; nebſt Zergliederung ſeiner hier geſpielten Gaſtrollen (Hamburg 1806). Dramatiſches Tagebuch über Iffland's Gaſtſpiel in Hamburg (Ebend. 1805). 2 Hefte. (Johann Schulze), Über Iffland's Spiel auf dem weimariſchen Hoftheater, im September 1810 (Weimar 1811). Mit einem Kpfr. Ludwig Wieland,

Digitized by Google

bot ihm unter andern die Rolle des gutmüthigen Polterers in dem gleichnamigen Luſtſpiel von Goldoni, mannichfachen Anlaß, ſein Talent und ſeine Kunſt zu entwickeln. Ein Berichterſtatter aus Weimar, wo er in den letzten Jahren ſeines Lebens, im December 1812, in jener Rolle auftrat, ſagt darüber: „Es wäre beinahe unmöglich, unterſcheiden zu wollen, welchen Antheil an dieſer vollendeten Darſtellung die Eingebung des Augenblicks und dichteriſche Laune hatten, und wie viel davon das Werk der Reflexion und künſtlicher Berechnung war. Die ganze Vorſtellung ſchien nur Ein natürlicher, unaufhaltſamer Erguß zu ſein, von einer ſolchen ſprudelnden, queckſilberartigen Lebhaftigkeit beſeelt, daß nicht nur die Mitſpielenden, ſondern auch die Zuſchauer in eine ähnliche Beweglichkeit verſetzt wurden. Erſtaunenswerth war es, zu ſehen, wie weit Iffland es in der Gefügigkeit ſeines Körpers und in der Herrſchaft über denſelben gebracht hatte, ſodaß jedes Glied ein treffliches Organ ſeiner Gedanken zu ſein ſchien. Alles lebte, webte und ſprach an ihm, und ſeine Zunge durchlief mit einer ſolchen behenden Sicherheit den ganzen Raum der Töne, daß der höchſte Ton des Affects, der bei Andern beinahe unarticulirt war, bei ihm alles ausdrückte, was er ſollte, und bei aller Natürlichkeit doch frei blieb von dem Grellen und Widrigen eines Schreies. Dies Unterwerfen des Wirklichen, des blos Natürlichen unter das höhere Geſetz der Anmuth war das, was den großen darſtellenden Künſtler vorzugsweiſe charakteriſirte."

Auf eine großartige Weiſe zeigte ſich Iffland's Talent in der Darſtellung von Charakteren, die keine Entwickelung ſympathetiſcher Neigungen und Gefühle zulaſſen und deren tiefe Verderbtheit das Komiſche beinahe ausſchließt. In einer ſolchen, ebenſo ſchwierigen, als wenig dankbaren Rolle erſchien er in Shakſpeare's Kaufmann von Venedig als Shylock. Den veredelten menſchlichen Iſraeliten hatte er bereits in dem bekannten Schauſpiel Cumberland's, der Jude, dargeſtellt. Als Shylock zeigte er den eingefleiſchten, potenzirten Juden, der ſeinem Mammon alles Andere opfert. Selbſt ſeine Rachſucht gegen Antonio entſteht nur aus unerſättlicher Gier nach größerem Gewinn, und er wünſcht, ſeine entflohene Tochter läge im Sarge, und hätte die entwendeten Juwelen in den Ohren. Ein ſo unzugängliches, verſteinertes Gemüth verſtattet dem Darſteller nur wenige Gradationen der Wuth und der Schadenfreude, und verlangt nothwendig die kalte, ſtarre Haltung, die Iffland ſeinem ganzen Spiele gab, verbunden mit der äußerſten Beweglichkeit der Hände, die bisweilen wie Reſſorts zuſammenſchlugen. Die ganze Seele des Juden ſchien ſich zuweilen in die Spitzen ſeiner Finger verloren zu haben. Die Wahrheit, mit der Iffland den individuellen Charakter gab, hielt ihn ſogar ab, das an ſich Lächerliche des jüdiſchen Dialekts beſonders geltend zu machen, und nur in der Scene mit Tubal wurden die ſchnellen Übergänge vom Schmerz über die Verſchwendung ſeiner Tochter zur Freude über den Untergang Antonio's wie von ſelbſt komiſch. Höchſt charakteriſtiſch war Iffland's Spiel in der Scene vor Gericht. Die bloße Bewegung ſeiner Hände drückte ſchon äußerſt ſprechend die Begierde des Juden nach Antonio's baldigem Tode aus. Unübertrefflich war aber zuletzt ſeine Verwirrung, die unterdrückte Wuth, die Zerſchlagenheit des Gemüths ohne alle Gewiſſensbiſſe, und endlich die Art, wie er ſich gleich einer auf den Kopf getretenen Schlange davon ſchlich.

Eine wahre Aufgabe für einen Künſtler von Iffland's Talent war die Rolle des alten Wittburg in dem Schauſpiele Clementine von Frau v. Weißenthurn, ſo viel ſich auch mit Recht gegen die Gattung der rührenden Dramen, zu denen dies Stück gehört, einwenden läßt, indem dadurch der Geiſt mehr gepreßt, als erhoben und aufgeheitert wird. Iffland löſte jene Aufgabe auf eine würdige Art. Wohl fühlend, daß alle Empfindungen, die nach Innen gehen, wie Kummer, Gram, dem Zuſchauer eine Art von Abſpannung verurſachen, wußte Iffland die düſtere, ſchwermüthige, aller Hoffnung abgeſtorbene Gemüthsſtimmung Wittburg's mit kluger Ökonomie ſo auszudehnen, und durch zarte Nüancen ſo zu variiren, daß dieſelbe Empfindung in wechſelnden Geſtalten die verſchiedenſte Wirkung hervorbrachte. Da Gram über den Undank ſeiner Tochter und Haß gegen ihren Verführer die einzigen Hebel ſind, die alle ſeine Gefühle und Gedanken in Bewegung ſetzen, ſo bediente ſich Iffland dieſer Ebbe und Fluth der Empfindung, beſonders des lebhaften Haſſes, um den Charakter in ſteter Bewegung, und die Aufmerkſamkeit des Zuſchauers in Spannung zu erhalten.

Eine treffliche Bildungsſchule für ſein Talent war der Aufenthalt in Manheim geweſen. In jener Jugendperiode, der Blüthezeit ſeiner Entwickelung, verriethen, gültigen Zeugniſſen zufolge, ſeine Darſtellungen noch wenig von der Beſonnenheit der Kunſt, die er ſpäterhin erlangte; ſie waren noch wie ein Guß genialer Natur. Sein dortiges Publicum überließ ſich, ohne ſtrenge Kritik, feurig und unbefangen der Wirkung der Kunſt und den Äußerungen des Eindrucks. Ohne hingeriſſene Zuſchauer aber konnte Iffland, bei ſeiner weichen, von Außen her beherrſchten Natur, kein hingeriſſener Schauſpieler ſein. Daher fühlte er ſich auch in ſpätern Lebensjahren oft hart

Über Iffland's Darſtellungen in Weimar, im December 1812 (im Weimariſchen Journal für Luxus, Mode und Gegenſtände der Kunſt. Februar 1813. S. 79 fg. Mit drei mimiſchen Darſtellungen Iffland's, als Magiſter Lämmermeier, als Jude Shylock und als Don Ranudo de Colibrados). Iffland's mimiſche Darſtellungen für Schauſpieler und Zeichner, entworfen von den Gebrüdern Henſchel. (Berlin 1809—1811. 2 Hefte. 4.) Aus dem Leben zweier Schauſpieler, A. W. Iffland's und L. Devrient's (Leipzig 1838). (Iffland im Molière'ſchen Geizigen, S. 93 fg.; als Hofrath Reinhold in den Hageſtolzen, S. 102 fg.; als Antonius in Kotzebue's Octavia, S. 108 fg.; als Shylock im Kaufmann von Venedig, S. 112 fg.; als Lorenz Stark in der Teutſchen Familie, S. 115 fg.; als Herr von Langſalm im Wirrwarr, S. 118 fg.; als Wallenſtein, S. 124 fg.; als Doctor Flappert im argwöhniſchen Liebhaber, S. 141 fg.; als Amtshauptmann von Balberg, S. 145 fg.; als Wilhelm Tell, S. 147 fg.; als Bittermann in Menſchenhaß und Reue, S. 152 fg.; als Franz Moor, S. 155 fg.; als Kriegsrath Dallner in dem Schauſpiele Dienſtpflicht, S. 173 fg.; als Abbé de l'Epée im Taubſtummen, S. 175 fg.)

Digitized by Google

verletzt durch die berliner Kritik. Er war als Schauſpieler, da er in die genannte Reſidenz verſetzt ward, vorgedrungen bis zu den Grenzen ſeines Naturells. Einem Publicum, deſſen Hauptſtimmung ſchon längere Zeit auf Kritik ausging, konnte es wol an Schärfe und Gediegenheit des Urtheils nicht ganz fehlen. Allein Iffland konnte aus dem angegebenen Grunde nichts mehr dadurch gewinnen, und ſpürte nur das Unbehagliche, fortwährend einer Kritik unterworfen zu ſein, die er in ſeinem Unmuth oft bitter und hart rügte. In ruhigen Stunden jedoch, beſonders wenn eine Zeit lang durchaus ungeſtörter Beifall dem angeſtrengten Fleiße, den er der Ausübung ſeiner Kunſt widmete, zu Theil geworden war, wenn vorzüglich Huldigungen der höhern Stände ihn belohnten, wußte er wohl die Vortheile zu würdigen, die mit ſeinem Künſtlerleben grade unter jenem Publicum für ſein reiferes Alter verknüpft waren. In ſolchen Augenblicken mochte er fühlen, wie mislich es iſt, wenn ein Schauſpieler das ſtehende Publicum, welches ihn in ſeiner Blüthenzeit genoß, mit einem andern vertauſcht, das natürlich, ungewöhnt an Eigenheiten von ihm und ohne alle Vorliebe für ihn, nicht alles an ſeiner Kunſt preiſt, wodurch jenes vergnügt ward. In Manheim hatte er ſelbſt geglänzt in Rollen, die ſeinem Naturell weniger zuſagten, und das berliner Publicum war nicht zu der Gutmüthigkeit geignet, ſich hinzuzudenken, was vormals die ſich entfaltende Jugend an ihm ergänzt und übertragen hatte.

Dieſe Spannung zwiſchen ihm und dem berliner Publicum verlor ſich jedoch wieder in Iffland's Haß gegen die franzöſiſche Tyrannei und in dem echten Patriotismus. Beide theilte er in hohem Grade. Er haßte die Franzoſen, nachdem er die erſten Drangſale, welche die Revolution über Teutſchland gebracht, als Augenzeuge mit erlebt und um ſo ſchmerzlicher empfunden hatte, da ſie der ſchönen Heimath ſeiner Kunſt, dem freundlichen Manheim, galten. Mit Enthuſiasmus hing er ſich daher an das Haus Preußen, und beſonders an die Königin Luiſe, welche für Geiſt und Talent ſeiner Art unleugbaren Sinn hatte, und jede Achtung, die ſie empfand, mit liebenswürdiger Offenheit ausſprach. Mit deſto größerer Freude ſah er, als ſeine eignen Kräfte ſchwanden, nicht nur Preußen, ſondern das geſammte teutſche Vaterland erſtarken, und fühlte ſich in den letzten Augenblicken ſeines Lebens getröſtet durch die Vorahnung glänzender vaterländiſcher Siege.

Empfindungen dieſer Art verſchloß Iffland jedoch tief in ſeinem Innern, falls er ſie nicht dem kleinen Kreiſe ſeiner Freunde mittheilte. Überhaupt ſchien er, wenigſtens während ſeines Aufenthalts in Berlin, kein Freund des geſelligen Lebens zu ſein. Schon der Schwall ſeiner Geſchäfte, die ſich beſonders, ſeit er Theaterdirector geworden war, gehäuft hatten, ſeine Studien und ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, vertrugen ſich nicht mit einem Umhertreiben in Geſellſchaften. Auch mochte er die Erfahrung gemacht haben, daß die Unterhaltung, auch wol Beluſtigung, die man von dem Schauſpieler zu erwarten pflegt, ſowie er in einen geſelligen Cirkel tritt, von der Menge oft mit einer Art von Zuverſicht, ja faſt Zudringlichkeit, erwartet wird. Er vermied größere Geſellſchaften abſichtlich, und folgte ſelbſt Einladungen von den vornehmſten Häuſern und Perſonen nur ſelten, und meiſtens nur, wo er ſeinen Verhältniſſen nachgeben mußte. In ſolchen Fällen aber erſchien er ſchon aus Stolz mit der äußerſten Zurückhaltung, und wer ihn unter Staatsmännern, unter Hofleuten ſah, konnte leicht in ihm einen der Wichtigſten und Geheimnißvollſten vermuthen. Beide Claſſen aber, ſowol die, deren Einladung er ablehnte, als bei denen er erſchienen war, wurden verſtimmt, wenn ihnen zu Ohren kam, wie heiter, liebenswürdig, ja bis zum Muthwillen luſtig Iffland geweſen ſei, unter Menſchen, die ſeinem Naturell zuſagten.

Solche Kreiſe pflegten ſich dann und wann in dem freundlichen Landhauſe zu verſammeln, das Iffland im Thiergarten beſaß, und das ihm wenigſtens einigen Erſatz dafür bot, daß er, wie er oft unmuthig äußerte, die herrliche Natur des Rheins mit einer Sandgegend hatte vertauſchen müſſen. In jenem ländlichen Aſyl, wo er ſeine ganze Haushaltung hatte, lebte er auch im Winter, und fand dort die Ruhe wieder, die er, bei der ſehr großen Reizbarkeit ſeines Charakters als Director des Theaters und Schauſpieler in der Stadt verloren. Dort überließ er ſich im Umgange mit einigen vertrauten Freunden und ſeiner ſehr gebildeten Gattin, deren feiner Geiſt durch richtige Beurtheilung ſeiner Kunſt die Stunden ſeiner Muße ausfüllte, oft einer harmloſen Heiterkeit. In jener ländlichen Abgeſchiedenheit zeigte ſich aber auch, was ſo oft verkannt worden, ſein weiches, ſchönes und edles Herz, beſonders durch die Milde und Freigebigkeit, mit welcher er einen großen Theil ſeiner reichen Einnahme für Andere verwandte. Der Grundzug in ſeiner Natur war eine immer rege Empfänglichkeit für alles, womit er irgend in Berührung kam.

Bei jener vorherrſchenden Eigenthümlichkeit konnte es ihm an äſthetiſchen Anlagen nicht fehlen, weil jene allgemeine Empfänglichkeit und der allgemeine Darſtellungstrieb auch ſchöne Gegenſtände aufnehmen und nachbilden müſſen. Daher war Iffland ſchon früh als dramatiſcher Dichter aufgetreten. Man ſollte glauben, daß die Verbindung zwiſchen dieſem und dem Schauſpieler ein Verein ſei, der für beide nur heilſame Folgen haben könne, und es ließe ſich die Frage aufwerfen, ob Iffland, ohne dramatiſcher Dichter zu ſein, der große Schauſpieler geworden wäre, den wir in ihm bewundern, da die in ſeinen Stücken enthaltenen, mitunter noch nicht dageweſenen Charaktere ſeiner Darſtellungskunſt das ſchönſte Feld eröffneten [30]). Die Erfahrung jedoch und auch Iffland's Beiſpiel ſelbſt haben gezeigt, daß eine ſolche Verbindung eher dem dramatiſchen Dichter ſchade. Iſt er zugleich Schauſpieler, ſo wird es ihm ſtets ſchwerfallen, den Gehalt ſeiner poetiſchen Arbeit ſcharf im Auge zu behalten, und nur zu leicht wird er denſelben bei jeder Gelegenheit der theatraliſchen Wirkung aufopfern, indem er zu ſehr auf die Ergänzung der Poeſie durch die Kunſt rechnet.

30) ſ. Funck a. a. O. S. 10.

Digitized by Google

Auf dieſe Weiſe wird erklärlich, weshalb Iffland als dramatiſcher Dichter nie die Stufe erreicht, zu der er ſich als darſtellender Künſtler emporgeſchwungen.

Verſündigen würde ſich an jedem geſunden poetiſchen Sinne, wer nicht anerkennen wollte, daß vielen der Iffland'ſchen Dichtungen ein magerer Sandboden zu Grunde liegt, und daß ihre Tendenz ſolchem Sinne wenig zuſagen könne. Doch geht dieſen Producten, ſo hart und unbillig ſie auch mitunter, vorzüglich in neueſter Zeit, beurtheilt worden [31]), deshalb nicht jeder Werth ab, beſonders, wenn man dieſen auf die theatraliſche Wirkung, und die zu nämlichem Zwecke gezeichneten einzelnen Charaktere ausdehnt, von denen gar viele als ſtereotype, unvergängliche Muſter daſtehen. Der Hauptwerth dieſer Dichtungen, die faſt ohne Ausnahme eine bürgerlich-conventionelle Tendenz haben, beruht in der richtigen Auffaſſung und Darſtellung des Contraſtes zwiſchen ländlicher und ſtädtiſcher Sitte, wie unter andern in den Jägern, unſtreitig einem der vorzüglichſten dramatiſchen Werke Iffland's; dann aber auch zweitens in der treuen Schilderung der feinen Welt und ihres Zuſammenhangs mit dem Staatsleben. In dieſer zweiten und ſpätern Richtung ſeiner Poeſie erſcheint Iffland, obgleich er oft ſehr glückliche Züge und Situationen hat, doch ungleich ſchwächer, als in der erſten, weil weder ſeine Verſtandeskräfte, noch ſeine Darſtellungskraft hinreichend ſchienen, das poetiſche Schaffen, das im Grunde des verfeinerten und politiſchen Lebens auch noch waltet, zu begreifen und ſichtbar zu machen. Doch lieferte er auch in dieſer zweiten Gattung noch ſpäterhin ein Meiſterſtück, das ſeinen Jägern wol an die Seite zu ſtellen iſt, das Schauſpiel: „Die Hausfreunde." „Die Anlage der Fabel," ſagt ein geiſtreicher Beurtheiler dieſes Stücks, die „Charaktere, die Entwickelung iſt leiſe und lebendig; von echter Converſationsgewandtheit die Sprache, und von der zarten Achtung gegen Frauenwürde, die dem Dichter eigenthümlich war, zeugt der Sieg, welchen, mitten unter Verführungen, Frauentugend davonträgt, hier zur poetiſchen Befriedigung, ohne daß über die Grenzen unſerer Wirklichkeit irgend hinausgegangen iſt."

Doch nicht blos die Wirklichkeit, oder den Menſchen und das Leben in ſeinen gewöhnlichen Erſcheinungen wußte Iffland mit täuſchender Treue zu ſchildern. Auch ſeinen Idealen gab er oft nur mit leiſe angedeuteten Zügen einen Anſtrich von Wahrheit. In hohem Grade beſaß er die Kunſt, die Saiten zu berühren, die in jedem unverdorbenen Herzen leicht wiederklingen. Nie iſt ſeine Manier hinreißender, als in Schilderungen der Natur, des häuslichen Glücks, kurz in allem, was dem moraliſchen Gefühl werth ſein muß. Ebendaher iſt aber auch der Kreis, in dem er ſich als dramatiſcher Dichter bewegt, ſehr eng, und wenn man auch nicht unbedingt dem ziemlich einſtimmigen Urtheil der Kritik beipflichten möchte, daß es den meiſten ſeiner Familiengemälde, wie der größere Theil ſeiner dramatiſchen Producte genannt werden kann, ungeachtet des friſchen Colorits und der oft glücklichen Kataſtrophe, an Einheit der Handlung, richtiger und ſicherer Zeichnung der Charaktere, gleichmäßiger Vertheilung des Stoffs und Rundung des Dialogs fehlte, ſo kann man ihn doch nicht von dem gerechten Tadel freiſprechen, ſich in ſeinen Schauſpielen erſchöpft und wiederholt zu haben.

Einen richtigen Maßſtab zur Beurtheilung von Iffland's dramatiſchen Werken gibt einer ſeiner Freunde in den nachfolgenden Worten [32]): „Iffland's Dichtungen waren Schöpfungen **aus** ſeiner Zeit, und **für** dieſelbe; dieſe ſelbſt war keine jetzige, von willkürlich ſelbſt geſchaffenen, philoſophiſchen Kunſttheorien verwirrte und zerſplitterte, ſondern eine in ſich klare, natürliche, verſtändige. Den politiſchen Tagesſtürmen ſich entziehend, brannte die Kunſt gleichſam als heilige Veſta-Flamme auf dem Altar häuslicher Laren, während jetzt unſere Poeſie, nach Außen ſtrebend, faſt ganz politiſch werden will, obwol doch gewiß Politik und Diplomatie die tödtlichſten Würmer für die zarte Pflanze der Poeſie ſind. Die Zuſtände ſeiner Zeit ſpiegelte nun Iffland in ſeinen Dramen auf poetiſche Weiſe wieder; er ſchildert zwar nur ein ſtilles, bürgerliches, politiſch unbewegtes Familienleben in ernſtem oder heiterm Tone, aber jedesmal mit der tiefſten pſychologiſchen Wahrheit, die auf das Herz oder das Zwerchfell ihre Wirkung nie verfehlen konnte. Seine Dichtungen ſind, wie ſeine theatraliſchen Leiſtungen, Früchte, nicht erwachſen unter den heißen Sonnenſtrahlen der Phantaſie, ſondern unter dem warmen Schirm und Schutz des Gemüths, und am Spalier der Wahrheit gereift."

Iffland's dramatiſche Werke wurden von ihm ſelbſt in den Jahren 1798—1809 zu Leipzig und Berlin in 18 Octavbänden geſammelt [33]), und mit trefflichen Kupfern von Böhm, Bolt, Jury u. a. Künſtlern geziert. Zu den bekannteſten in dieſer Sammlung enthaltenen Stücken gehören Albert von Thurneiſen [34]), Verbrechen aus Ehrſucht [35]), die Mündel [36]), die Jäger [37]), Bewußtſein [38]), Reue ver-

31) ſ. unter andern Wolfgang Menzel in ſeinem Werke über die teutſche Literatur (Stuttgart 1828). 2. Th. S. 130.

32) ſ. Funck a. a. O. S. 9. 33) Der erſte Band enthält des Dichters Selbſtbiographie bis zum J. 1796, auch unter dem Titel: Iffland's theatraliſche Laufbahn (Leipzig 1798). Die beiden letzten Bände haben auch den Nebentitel: A. W. Iffland's neue dramatiſche Werke. Eine Auswahl derſelben, in Taſchenformat gedruckt, erſchien Ebendaſ. 1827 in 11 Bändchen. Was ſie enthält, findet man genau verzeichnet in W. Engelmann's Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (Leipzig 1837). S. 170 fg. 34) Manheim 1781. Vgl. Gothaiſche gel. Zeitung. 1781. 84. St. S. 692 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 52. Bd. 1. St. S. 140. 35) Manheim 1784. N. A. Ebend. 1787. Vgl. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 49. Bd. 1. St. S. 17 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 81. Bd. 2. St. S. 426. 36) Berlin 1785. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1785. 4. Bd. Nr. 270. S. 369 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 69. Bd. 2. St. S. 269. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſch. 49. Bd. 1. St. S. 6 fg. 37) Berlin 1785. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1785. 4. Bd. Nr. 270. S. 369 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 69. Bd. 2. St. S. 390. Gothaiſche gel. Zeitung. 1785. 65. St. S. 524 fg. 38) Berlin 1787. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1788. 3. Bd. Nr. 214. S. 629 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 81. Bd. 2. St. S. 426. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 49. Bd. 1. St. S. 34 fg.

Digitized by Google

ſöhnt [39]), Figaro in Teutſchland [40]), Friedrich von Öſterreich [41]), Eliſe von Valberg [42]), Herbſttag [43]), Frauenſtand [44]), Scheinverdienſt [45]), die Ausſteuer [46]), die Reiſe nach der Stadt [47]), das Vermächtniß [48]), die Advocaten [49]), die Hausfreunde [50]) und andere Stücke, unter denen das ſehr gelungene, beſonders durch die Naivität in dem Charakter der Margarethe ausgezeichnete Luſtſpiel: „Die Hageſtolzen," nicht zu überſehen iſt, zu welchem Goethe, Iffland's Andenken feiernd, ein Vorſpiel dichtete [51]). Das genannte Luſtſpiel ward ins Engliſche überſetzt [52]). Aber auch mehren andern Stücken Iffland's widerfuhr die Auszeichnung, in fremde Sprachen übertragen zu werden. Zu dieſen Stücken gehören unter andern: Verbrechen aus Ehrſucht [53]), die Mündel [54]), der Spieler [55]), die Advocaten [56]), die Ausſteuer [57]) und der Magnetismus [58]).

In den Jahren 1807—1809 gab Iffland zu Berlin einen Almanach für Theater und Theaterfreunde heraus, in drei Jahrgängen, geziert mit Kupfern [59]) und Muſikbeilagen [60]). Den Inhalt des erſten Jahrganges bilden nachfolgende Aufſätze: 1) Über Eckhof (S. 1 u. fg.). 2) Über Eckhof, von Nicolai (S 31 u. fg.). 3) Über Darſtellung boshafter und intriganter Charaktere auf der Bühne (S. 50 u. fg.). 4) Fragment über einige weſentliche Erfodernisſe für den darſtellenden Künſtler auf der Bühne (S. 87 u. fg.). 5) Über den Vortrag in der höhern Tragödie (S. 139 u. fg. 6) Bemerkungen über Liebhabertheater im Allgemeinen (S 209 u. fg.). 7) Vorſchlag an die Liebhabertheater in Teutſchland, zu Schiller's Gedächtniß (S. 221 u. fg.). 8) Anekdoten und Charakterzüge aus der Theaterwelt (S. 228 u. fg.). 9) Verzeichniß ſämmtlicher teutſcher Theater und ihrer Mitglieder (S. 273 u. fg.). 10) Die Marionetten, Luſtſpiel in einem Aufzuge (S. 385—467). In dem zweiten Jahrgange befinden ſich nachfolgende Aufſätze: 1) Über den Hang, Schauſpieler zu werden (S. 1 u. fg.). 2) Über die Bildung der Künſtler zur Menſchendarſtellung auf der Bühne (S. 34 u. fg.). 3) Über körperliche Beredſamkeit (S. 65 u. fg.). 4) Johann David Beil (S. 92 u. fg.). 5) Anekdoten und Charakterzüge aus der Theaterwelt (S 188 u. fg.). 6) Über Schiller's Gedächtnißfeier auf teutſchen, öffentlichen oder Geſellſchaftsbühnen, oder in großen Cirkeln zum Vortheil ſeiner Witwe und Kinder (S. 209 u fg.). 7) Verzeichniß ſämmtlicher teutſcher Theater und ihrer Mitglieder (S. 217 u. fg.). 8) Die Brautwahl, Schauſpiel in einem Act (S. 258 u. fg.). Der dritte Jahrgang enthält die nachfolgenden Aufſätze: 1) Undankbare Rollen (S. 1 u. fg.). 2) Über die Darſtellung der Herzogin von Friedland in den beiden Schauſpielen: Die Piccolomini und Wallenſtein's Tod von Schiller (S. 15 u. fg.). 3) Über körperliche Beredſamkeit. Fortſetzung (S. 66 u. fg.). 4) Über die Bildung der Künſtler zur Menſchendarſtellung auf der Bühne. Fortſetzung (S. 80 u. fg. [61]). 5) Verzeichniß ſämmtlicher teutſcher Theater und ihrer Mitglieder (S. 107 u. fg.). 6) Schiller's Todtenfeier, für deſſen Erben (S. 215 fg.) 7) Die Einung, Dialog für Geſellſchaftstheater (S. 217—316 [62]).

Zu Iffland's theatraliſchen Arbeiten gehören noch ſeine Beiträge für die teutſche Schaubühne in Überſetzun-

---

39) Berlin 1789. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1790. 3. Bd. Nr. 190. S. 63 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 96. Bd. 1. St. S. 116. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 49. Bd. 1. St. S. 44 fg. 40) Berlin 1790. Vgl. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 49. Bd. 1. St. S. 51 fg. Allgem. Lit.-Zeit. 1790. 4. Bd. S. 775. Allgem. teutſche Bibliothek. 104. Bd. 1. St. S. 650. 41) Gotha 1791. Vgl. Gothaiſche gel. Zeitung. 1791. 13. St. S. 129 fg. 32. St. S. 332. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 50. Bd. 1. St. S. 31 fg. 42) Leipzig 1792. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. 3. Bd. Nr. 221. S. 247 fg. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 50. Bd. 1. St. S. 52 fg. 43) Leipzig 1792. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. 1. Bd. Nr. 17. S. 129 fg. Vermiſchte Schriften vom Verfaſſer des heimlichen Gerichts (L. F. Huber). 2. Th. S. 135 fg. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 50. Bd. 1. St. S. 38 fg. 44) Leipzig 1792. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. 1. Bd. Nr. 27. S. 129 fg. Huber a. a. O. 2. Th. S. 135 fg. Neue Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften. 50. Bd. 1. St. S. 45 fg. 45) Leipzig 1794. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1796. 1. Bd. Nr. 90. S. 717 fg. Oberteutſche Allgem. Lit.-Zeit. 1796. 151. St. S. 180 fg. 46) Leipzig 1795. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1797. 3. Bd. Nr. 244. S. 303 fg. 47) Leipzig 1795. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1797. 2. Bd. Nr. 172. S. 557 fg. 48) Leipzig 1796. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1797. 3. Bd. Nr. 188. S. 681 fg. 49) Leipzig 1796. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1797. 3. Bd. Nr. 188. S. 681 fg. 50) Berlin 1805. Vgl. den Freimüthigen. 1805. Nr. 50. S. 200. Nr. 51. S. 204. 51) ſ. Goethe's Werke. Vollſtänd. Ausgabe letzter Hand. 45. Bd. S. 80 fg. Vgl. Goethe's Briefe, herausgegeben von Heinrich Döring (Leipzig 1837). S. 291. 293 fg. 52) The Bachelors, Comedy in 5 Acts, translated from the German of *A. W. Iffland* (London 1799). 53) Forbryderen af Aergjaerrighed, et Skueſpil in 5 Optog efter Iffland's Verbrechen aus Ehrſucht. Overſat af det Tydske (Kopenhagen 1788). Crime for ambition; a play in 5 Acts, translated from the German of *A. W. Iffland* by *Maria Geisweiler* (London 1800). 54) Myndlingerne, et Skueſpil in 5 Optog af A. W. Iffland (Kopenhagen 1790). The Nephews, translated from the German of *A. W. Iffland* by *Hanna Evans Lloyd* (London 1799). 55) De Speeler, Toonspeel naar het Hoogduitsch van *A. W. Iffland* door *D. Oudewater* (Hang 1799). 56) Advocaten, Skueſpil af A. W. Iffland, overſat af F. Schwarz (Kopenhagen 1796). 57) Udſtyret, et Skueſpil af A. W. Iffland (Kopenhagen 1799). 58) Het Magnetismus, Blyspel gefolgd naar het Hoogduitsch van *A. W. Iffland*, door *M. G. Engelmann* (Amsterd. 1798). 59) Unter andern Iffland als Franz Moor, als Geh. Rath in den Hageſtolzen, und als Luther in der Weihe der Kraft. Auch andere Schauſpieler findet man dort nach ihren Darſtellungen in einzelnen Rollen abgebildet, Friederike Bethmann, Luiſe Fleck, Unzelmann, Beſchort, Mattauſch u. a. m.

60) Überſetzt wurde dieſer Almanach ins Franzöſiſche unter dem Titel: Almanac du Théâtre pour l'an 1807, 1808, 1809. Par *Aug. Guill. Iffland*, Directeur du Théâtre royal national de Berlin. Traduit de l'Allemand. (Berlin 1808—1810. 12.) Avec fig. 61) Schon in frühern Jahren hatte Iffland Fragmente über Menſchendarſtellung auf den teutſchen Bühnen drucken laſſen. Die erſte Sammlung dieſes Werkes, auf die keine zweite gefolgt iſt, erſchien zu Gotha 1785. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1785. 5. Bd. Supplem. Nr. 47. S. 186 fg. Gothaiſche gel. Zeit. 1785. 81. St. S. 661 fg. Allgem. teutſche Bibliothek. 72. Bd. 1. St. S. 153 fg. 62) Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1807. 1. Bd. Nr. 62 u. 63. 1809. 1. Bd. Nr. 95. Bibliothek der redenden und bildenden Künſte. 3. Bd. 2. St. S. 243 fg. 4. Bd. 2. St. S. 343 fg. Jenaiſche Allgem. Lit.-Zeit. 1808. Nr. 296.

Digitized by Google

gen und Bearbeitungen ausländiſcher Schriftſteller[63]). Dieſe Sammlung enthält größtentheils Luſtſpiele von Picard (die Rückwirkung, die Nachbarſchaft, der Taufſchein, die erwachſenen Töchter und Duvautcourt oder der Vergleichungscontract); außerdem noch die Luſtſpiele: Heinrich's V. Jugendjahre (nach A. Duval), der Flatterhafte oder die ſchwierige Heirath (nach Caigniez), das Schauſpiel: Frau von Sevigné (nach Bouilly) u. a. m.

Unter Iffland's übrigen Schriften verdienen hier noch genannt zu werden ſein Blick in die Schweiz[64]), die Beſchreibung einer Reiſe von Manheim über Raſtadt nach Baſel, Bern, Luzern, Zürich u. ſ. w., und einzelne Aufſätze in Journalen. So ließ er in den rheiniſchen und pfalzbairiſchen Beiträgen zur Gelehrſamkeit (1781 und 1782) Briefe über die Schauſpielkunſt drucken, in Schlözer's Staatsanzeigen (1784. 16. Heft. S. 423 u. fg.) ein Schreiben über die Beerdigung des Schauſpielers Abt, und ein ähnliches über den Tod der Schauſpielerin Karoline Beck im teutſchen Muſeum (Febr. 1785. S. 172 u. fg.). Einige Briefe von Iffland befinden ſich in dem Frauenzimmeralmanach auf das J. 1820. S. 18—26, in der Schrift: C. G. Schütz, Darſtellung ſeines Lebens, Charakters und Verdienſtes (Hall. 1835. 2. Bd. S. 195—197) und in dem Phönix vom J. 1837. Nr. 206—210.

Iffland's Bildniß befindet ſich vor dem Theaterkalender auf das J. 1784 (von Geyſer); vor dem erſten Jahrgange des Allgemeinen Theaterjournals (von Karcher); vor dem 48. Bande der Neuen Bibliothek der ſchönen Wiſſenſchaften (von Schulze); vor dem erſten Bande von Iffland's dramatiſchen Werken (1798, von Bolt), und in dem fünften Theile des von W. Hennings herausgegebenen teutſchen Ehrentempels. Sein Portrait iſt auch einzeln von Clar zu Berlin 1797, und von Verhelſt en Médaillon geſtochen worden[65]).

(*Heinrich Döring.*)

63) Berlin 1808—1812. 4 Bde. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1809. 3. Bd. Nr. 330. S. 729 fg. Jenaiſche Allgem. Lit.-Zeit. 1809. 1. Bd. Nr. 73. S. 577 fg. 64) Leipzig 1793. Vgl. Allgem. Lit.-Zeit. 1793. 1. Bd. Nr. 66. S. 525 fg. 65) Vgl. Iffland's Selbſtbiographie, unter dem Titel: Meine theatraliſche Laufbahn (Leipzig 1798, die zugleich den erſten Band ſeiner dramatiſchen Werke bildet), und außer den bereits erwähnten Schriften über ſeine mimiſchen Darſtellungen in Weimar, Leipzig und Hamburg noch den Aufſatz: Auguſt Wilhelm Iffland, dargeſtellt von P. S. (G. L. P. Sievers) in den Zeitgenoſſen. 2. Bd. 2. Heft. S. 127 fg. Aus dem Leben zweier Schauſpieler, A. W. Iffland's und L. Devrient's, von Z. Funck (Leipzig 1838). S. 1—216. J. L. Formey, Iffland's Krankheitsgeſchichte (Berlin 1814). C. Nicolai's (u. A.) Lebensbeſchreibungen berühmter und merkwürdiger Perſonen unſerer Zeit. 1. Bd. S. 299 fg. Den Teutſchen Ehrentempel, herausgeg. von W. Hennings. 5. Bd. S. 53 fg. Jördens, Lexikon teutſcher Dichter u. Proſaiſten. 2. Bd. S. 531 fg. 6. Bd. S. 368 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie u. Beredſamkeit. 11. Bd. S. 462 fg. Fr. Horn's Poeſie u. Beredſamkeit der Teutſchen. 3. Bd. S. 452 fg. Meuſel's gelehrtes Teutſchland (5. Ausgabe). 3. Bd. S. 535 fg. 10. Bd. S. 25 fg. 11. Bd. S. 398. 14. Bd. S. 233. Rotermund's gelehrtes Hanover. 2. Bd. S. CXXX fg. Woltmann's ſämmtl. Schriften. 6. Liefer. S. 247 fg. Becker's Nationalzeitung der Teutſchen. 1814. 41. St. Morgenblatt. 1815. Nr. 309 u. 310. Den Kometen. 1837. Nr. 127. Den Phönix. 1837. Nr. 104. 106. 110. 113. 114. 117. 118. 201. 203. 205—210.

ÍFÍNG, iſt offenbar der wichtigſte der Flüſſe der nordiſchen Götterſage, gewinnt aber, oder verliert an Bedeutſamkeit, je nachdem wir den verſchiedenen Lesarten in der Stelle folgen, wo ſeiner gedacht wird. Auf Wafthrudnir's Frage an Gagnrad (Odin): „Wie heißt der Fluß, welcher zwiſchen den Söhnen der Rieſen und den Göttern den Grund theilt?" antwortet dieſer: „Ifing heißt der Fluß, welcher zwiſchen den Söhnen der Zeitlichen[1]) (nach anderer Lesart der Geborenen[2]), nach dritter Lesart der Rieſen)[3]) den Grund theilt. Offen ſoll (wird) er rinnen durch die Altertage (Tage der Jahrhunderte), Eis entſteht nicht darauf[4])." Zweifelhaft iſt hierbei, ob der Fluß, wie z. B. Finn Magnuſen zuletzt annimmt, als Grenze zwiſchen den Göttern und Menſchen, oder nicht vielmehr zwiſchen den Göttern und Rieſen gedacht werde. Die Frage in der vorhergehenden Strophe berechtigt zur letztern Annahme. Auch iſt nicht nothwendig, wenn wir auch der Lesart alda sonom oder aldna sonom folgen, unter den Zeitlichen oder Geborenen blos die eigentlichen oder wirklichen Menſchen allein zu verſtehen, ſondern es können darunter, zumal nach der vorausgegangenen Frage, auch die Rieſen zugleich mit begriffen werden. Die gewöhnlichen drei Gegenſätze ſind nämlich: Götter, Menſchen, Rieſen; hier alſo, wo nur von einem Grenzfluſſe die Rede iſt, muß dieſer, da er die Grenze des Grundes der Götter bilden ſoll, nebſt dem Grunde der Rieſen, zugleich auch den Grund der Menſchen von dem Grunde der Götter ſcheiden. Doch dürfte auch unter dieſer Vorausſetzung die Lesart med jötna sonom (mit der Rieſen Söhnen) den Vorzug verdienen, als der Frage ganz entſprechend. Dieſer Grenzfluß Ifing hat eine dreifache Deutung erfahren: eine geographiſche, naturſymboliſche und moraliſche, welche jedoch früher als die naturſymboliſche vorhanden war. Der berühmte nordiſche Geograph Schöning nahm an, daß der Ifing eins ſei mit dem Strome Uvám oder Ufa in Permien[5]). In dem Texte der ſtockholmer Ausgabe der Sämundar-Edda wurde, was jedoch eben nicht zu billigen iſt, nach Reſenius' Vermuthung Ilfing (Elbing) für Ifing mit der Bemerkung geſetzt, daß jenes ein Strom im Oſten geweſen, von welchem nördlich die Eſthier (Joten), und ſüdlich die Gothen gewohnt hätten. Nach dieſer Hypotheſe würden alſo unter den Rieſenſöhnen (jotna sonom) nur Menſchen, und den Godom (Göttern)

1) med alda sonom, mit der Alter (d. h. der Zeitalter und der in den Zeitaltern lebenden Menſchen) Söhnen. 2) med aldna sonom — — 3) med jotna sonom, welches der vorhergehenden Strophe am beſten entſpricht, aber freilich dem älteſten Coder nicht angehört. Finn Magnuſen (Lex. Mytholog. p. 474) bemerkt in den Worten: „Ifing, amnis regiones inter Deos et homines dividens" zu homines: verbotenus: „hominum (sive natorum i. e. mortalium) filios," sed varians lectio praefert: „gigantum filios;" strophae proxime praecedenti consonum. 4) Wafthrudnismál, Str. 15—16, große Ausgabe der Sämundar-Edda. 1. Bd. S. 10. 5) Schöning, Norſke Folkes Oprindelſe. S. 111.

Digitized by Google

Gothen verſtanden. Ein wirklicher irdiſcher Fluß iſt aber nicht gemeint, da er nach der Bemerkung der Wafthrudnismal immer offen rinnt, und niemals Eis trägt, was weder auf den permiſchen Strom Uſa, noch auf den preußiſchen Fluß Elbing paßt. Die Wafthrudnismal handeln von den wichtigſten Gegenſtänden der Götterſage. Der preußiſche oder permiſche Fluß aber konnte für die Skandinavier unmöglich ſo große Bedeutung gehabt haben, daß ihrer in dieſem Liede gedacht worden wäre. Nach der zweiten Erklärungsweiſe kommt der Name Iſing von at yſa, iſa. in Bewegung ſetzen, aufregen [6]) her, ſodaß es Reizung, Bewegung hieße, und für Wind, immer bewegliche Luft ſtände. Im Gleichniß wäre dafür ein niemals vom Eiſe bedeckter Fluß, etwa ſkaldiſch geſetzt worden, beſonders da nur eine Handſchrift „Jotna sonom.“ die andern alda sonom und aldna sonom haben. In dem Namen Iſing findet man bei dieſer Meinung eine offenbare Hindeutung auf die Unbeſtändigkeit der unterſten Luft; der. Fluß, heißt es, könne nichts anderes als Luft bedeuten, welche immer frei hinſchwebt, nie gefriert, und ſowol die Wohnungen der Jötnar (Rieſen), als auch die der Menſchen von dem Götterreiche trennt [7]). Aber es entſteht hierbei die wichtige Frage, ob die Götterſage die Luft als Trennungsmittel für die drei Welten: die der Götter, die der Rieſen und die der Menſchen betrachte. Die Sagen führen auf die entgegengeſetzte Anſicht. Denn Götter fliegen in Falken-Hüllen, in die Rieſenwelt, und Rieſen in Adlerhüllen in die Götterwelt, und der Einheri Helgi, der von Walhöll ſich herab auf die Erde begeben hat, reitet mit dem Roſſe auf dem Flugſteig (d. h. durch die Luft) nach Walhöll zurück [8]). Sollten deſſenungeachtet die Normannen ſich in der Luft eine Scheidewand zwiſchen den drei Welten gedacht haben, ſo müßte man dann annehmen, dem Dichter gelte jenes Vorkommen der Luft als Communicationsweg zwiſchen den drei Welten durch Fliegen und Reiten nur als Ausnahme, weßhalb er darauf keine Rückſicht nehme; ſondern blos die Aſenbrücke oder den Regenbogen beachte. Thun wir dieſes, ſo erhalten wir in der Luft allerdings das Gleichniß eines Fluſſes mit einer Brücke, über welche die Rieſen und Menſchen nicht zu kommen vermögen; von den letzteren verſteht es ſich von ſelbſt, daß ihnen der Regenbogen nicht als Brücke dienen kann, um in den Himmel zu gelangen, und in Beziehung auf die erſteren bemerkt die jüngere Edda ausdrücklich, daß das Rothe im Regenbogen brennendes Feuer ſei, damit die Hrimthursar (Reifrieſen) und Bergriſar (Felſenbergrieſen), nicht nach Belieben über Bifröſt gelangen können, weil ſie ſonſt den Himmel erſteigen würden. Der Mangel des Eiſes auf dem Fluſſe, dieſen von der Luft verſtanden, macht aber einige Schwierigkeit, da Hagel und Schnee aus der Luft fallen; man muß dann annehmen, der Dichter wolle ſagen, der Fluß gefriere nie ſo zu, daß das Eis als Brücke dienen könne, und in dieſem Sinne wäre der Fluß immer offen, da das ſogenannte Schmiereis des Fluſſes Iſing, d. h. im Gleichniß die aus der Luft fallenden Hagelkörner und Schneegeſtöber, den Übergang über den Fluß mehr hemmt, als erleichtert, und das vollſtändige Gefrieren des Stromes blos vorbereitet. Nach Gudmund Magnäus, welcher freilich die geographiſche Deutung von Schöning nicht zu verwerfen wagt, kann die zweifelhafte Strophe zugleich einen moraliſchen Sinn haben, nach welchem Iſing die ewige (niemals zufrierende) Zwietracht und Feindſchaft bedeutet, welche gleich einem Fluſſe die den Göttern feindlichen Rieſen und die Menſchen von den Sitzen der Seligen trennt; denn auf Isländiſch bedeutet Ifing [9]) die Bewegung des Gemüthes zum Zorn, und iſa zum Zorne reizen. Da nicht alle nordiſchen Götterſagen naturſymboliſchen Sinn haben, ſo iſt man berechtigt, dieſe Deutung als treffend und ſchön zuzulaſſen. Der Sinn jener beiden Strophen iſt dann klar: das Gebiet der Götter und Rieſen wird geſchieden durch ewige Feindſchaft. Dieſer Grenzfluß verliert ſeine Bedeutung nimmer, daher friert er nie zu. Die nordiſche Götterſage liebt räthſelhafte Bilderſprache, dieſe Auffaſſung iſt alſo dem Geiſte derſelben ganz angemeſſen. Aber man hat bei Zulaſſung derſelben in der zweiten Strophe nicht alda sonom oder aldna sonom zu leſen, oder wenigſtens nicht die Menſchen darunter zu verſtehen; denn ewiger Zornesmuth trennt zwar die Götter und die Rieſen, aber nicht die Götter und die Menſchen. Es muß alſo entweder auch in der zweiten Strophe Jötna sonom geleſen werden, oder es iſt med Jötna sonom aus der vorigen Strophe zu ſuppliren, und die Stelle: Ifing heitir á, er deilir med alda sonom grund ok med godom (Iſing heißt der Strom, welcher den Grund zwiſchen den Zeitalterſöhnen und zwiſchen den Göttern theilt,) hieße dann vollſtändig: I. h. á, er deilir grund med jotna sonom ok med alda sonom ok med godom (J. h. d. Str., welcher den Grund zwiſchen den Rieſen auf der einen, und zwiſchen Menſchen und den Göttern auf der andern Seite theilt). Die Auslaſſung des jötna sonom in der zweiten Strophe iſt gar nicht zu tadeln, da aus der Frage ſchon erhellt, daß die Iſing Grenzfluß zwiſchen den Rieſen und den Göttern iſt, und der Zuſatz des Antwortenden alſo: die Iſing iſt der

6) *Biörn Haldorson*, Lex. Islandico-Latino-Danicum. Vol. II. p. 484. 7) Finn Magnuſen, Den äldere Edda. 1. Bd. S. 103. 104. Lexicon Mythologicum. p. 474. Studach, Sämund's Edda des Weiſen. S. 65. Legis, Fundgruben des alten Nordens. S. 66. 8) ſ. das Helgilied, bei F. Wachter, Forum der Kritik. 2. Bds. 1. Abth. S. 135.

9) Gudmund Magnäus zu den Wafthrudnismal in der großen Ausgabe der Sämundar-Edda, S. 10, Note 20, erklärt nicht etwa Iſing blos vermuthungsweiſe durch „animi ad iram commotio,“ ſondern Biörn Haldorſon ſagt (2. Bd. S. 484) ohne Rückſicht auf die eddiſche Iſing: „Yſd f. refricatio; item irritatio, Opirppen, Oprøren; ogſaa Opirrelſe Yſing f. idem.“ Die weibliche Form des eddiſchen Iſing paßt aber auch für den Fluß ganz, da á (die Ach), der Fluß, weiblich iſt. Die eddiſche Iſing iſt alſo auch jetzt kein veraltetes Wort, ſondern ſeine Bedeutung: Aufrührung, Aufregung, Erbitterung, Reizung, und ſchickt ſich alſo von dieſer Seite als Name eines Fluſſes ſehr gut, der immer offen iſt und nie mit Eis bedeckt iſt, alſo in ewiger Bewegung auf ſeiner Oberfläche erſcheint.

Digitized by Google

Grenzfluß nicht nur zwiſchen den Rieſen und den Göttern, ſondern auch der Rieſen auf der einen, und der Götter und Menſchen auf der andern Seite, mehr beſagt. (*Ferdinand Wachter.*)

IFINGERSPITZ, ein hoher Berg nordöſtlich von der ihrer herrlichen Lage und ihres freundlichen Klima's wegen berühmten Stadt Meran im botzener Kreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, am Urſprunge des Naifthales. Er erhebt ſich nach der k. k. öſterr. Cataſtral-Landesvermeſſung 1342 87 wiener Klafter über den Spiegel des adriatiſchen Meeres. (*G. F. Schreiner.*)

IFLATUN (افلاطون), 1) arabiſcher Name des Plato, von dem Morgenländer mit vieler Achtung, aber nach ihrer Weiſe ſprechen. Da ſeine gedankenreichen Schriften den Arabern frühzeitig bekannt wurden in verſchiedenen Überſetzungen, ſo konnte es nicht fehlen, daß viele ſeiner moraliſchen Sentenzen in das Volk übergingen und ſich Geltung in ſo weit verſchafften, als die einheimiſchen Philoſophen ſich erlauben konnten davon zu ſprechen und ſie der Maſſe mitzutheilen. Was man außer ſeinen Schriften von ihm ſagt, läßt ſich nach der Angabe der ſogenannten aus Caſiri's Katalog bekannten Bibliotheca philosophorum (die Unterzeichneter in einer von ihm nach einem wiener Manuſcript ſelbſt gemachten Copie vollſtändig beſitzt; vgl., was er ſchon früher darüber geſagt in Fleiſcher's Ann. Abulf. Anteisl. p. 233—35) auf Folgendes zurückführen. Er gilt den Arabern für einen Sohn des Ariſton (بن ارسطون) und als eine Hauptſtütze der Philoſophen, unter denen er einer der fünf großen Griechenlands. Er war eindringlich in ſeiner Rede und kräftig in Durchführung ſeiner Abſichten, wenn er durchs Wort davon überzeugen wollte. Den Unterricht des Pythagoras beſuchte er gemeinſchaftlich mit Sokrates, konnte aber doch erſt nach dem Tode des Letztern zu Anſehen gelangen. In Gelehrſamkeit und auch ſeinem Geſchlechte nach hatte er unter Griechen einen guten Klang, ſtudirte vorzüglich die Naturwiſſenſchaften und verfaßte eine Menge berühmter Schriften über die Philoſophie; doch warf man dieſen eine nur andeutende räthſelhafte Kürze und ſelbſt Dunkelheit vor. Er zog eine Menge in Humanität gebildeter Schüler, für die es ſchon eine mächtige Empfehlung war, daß ſie ſich zu ſeinen Schülern rechnen konnten. Den Unterricht gab er den jungen Philoſophen gehend, weshalb ſeine Anhänger die Gehenden (المشاؤون, Peripatetiker) genannt worden ſeien. In ſeinen ſpätern Jahren, deren er achtzig oder einundachtzig alt geworden, habe er den Tauglichſten unter ihnen die Verbreitung ſeiner philoſophiſchen Anſichten und den Unterricht darüber anvertraut und ſich in eine beſchauliche Einſamkeit zurückgezogen. Er habe, wird erzählt, große Vorliebe für die Poeſie gehabt, als er aber mit Sokrates bekannt geworden und dieſer jenen Hang wahrgenommen, habe er den Plato gänzlich von ſeiner Richtung durch den ausgeſprochenen Tadel geheilt, daß die Dichtkunſt und ihre Anhänger durch die Einbildungen und Phantaſien die Wahrheiten einhüllen, und daß das Suchen der Wahrheit vorzüglicher ſei. Hierauf wandte er ſich der Anſicht des Pythagoras über die durch den Verſtand erreichbaren Dinge (الاشياء المعقولة) zu. Ariſtoteles ward ſein Schüler grade in dem Jahre, in welchem Alexander geboren wurde. Außer dieſen hier in aller Kürze gegebenen Grundzügen einer Biographie des Plato finden ſich in dem angedeuteten Werke noch andere Berichte, die das Geſagte theils ergänzen, theils vollſtändiger mit Umſchreibungen ausführen. Darunter befindet ſich unter Anderem eine Zurückführung ſeines Geſchlechtes auf Solon, die Erzählung von dem Gange und der Veranlaſſung ſeiner Studien. Bei dem Tode des Pythagoras ſoll er 20 Jahre alt und alsdann mit Sokrates 50 Jahre zuſammengelebt haben. Auch wird ſeiner dreifachen Reiſe nach Sicilien, ſeines Geſprächs mit Dionyſius, ſeiner unbeſiegbaren Liebe zum Studium und anderer Umſtände mehr gedacht, die zum Theil auch ſeine Zeitgenoſſen, mit denen er umging, berühren. Vorzüglich ausführlich werden ſeine Schickſale auf Sicilien beſchrieben. Hiermit iſt nun noch zu vergleichen, was Abulfaradſch (Dynast. p. 90) und von Diez (Denkwürdigkeiten von Aſien. 1. Th. S. 80 fg.) von ihm und ſeinen Werken ſagen. Eine Stelle über den Göttlichen (الالهي, ὁ θεῖος) findet man auch in *Abulf.* Annal. Anteisl. p. 154, wo überdies ſeine Politica (سياسة المدن) erwähnt wird. Dieſe hat Honein Ben Jshac überſetzt, ſowie ſein Buch von den Geſetzen (النواميس), von dem man eine zweite Überſetzung von Jahja Ben Adi hat. Derſelbe emendirte auch den Timäus (طيماوس). Alle andern Schriften, von denen Ibn el-cofti außer den genannten noch 30 (unter ihnen faſt alle Dialogen) aufzählt, ſind zum Theil von Hadſchi Chalfa (vgl. z. B. Tom. II. n. 3062) genannt, und ſollen von Unterzeichnetem bei einer andern Gelegenheit namentlich aufgeführt werden. Abulfaradſch hat auch Einiges über ſeine Hauptſätze, und im Abdollatif (Ed. *de Sacy*) finden ſich S. 545 und 547 Werke von ihm angegeben. Vgl. noch *Casiri* I, 303.

2) I., perſiſcher und türkiſcher Dichter, blühte zur Zeit Suleiman's, deſſen Schahnamedſchi oder Sänger ſeiner Großthaten er wurde. In Schirwan von perſiſchen Ältern geboren, kam er als Dichter und Secretair mit El-câs Mirza nach Conſtantinopel, und nahm in ſeinen türkiſchen Gedichten den Beinamen Esiri, in den perſiſchen den Beinamen Chasaini an. Einige Proben ſeiner Verskunſt hat v. Hammer-Purgſtall in der Geſchichte der osmaniſchen Dichtkunſt (Bd. II, 384 und 385).

3) Iflatun-zadeh oder Ibn Iflatun, der Sohn des Plato, eigentlich Muhammed geheißen, und ein Sohn, wie es ſcheint, von einem gewiſſen Akmal-ed-din, war aus Burſa in Rumelien und ſtarb 937 der Fl. (d. i. 1530 oder 1531 n. Chr.). Obwol er dem Derwiſch-

Digitized by Google

orden zugethan war, zeichnete er ſich doch in einer ganz andern Richtung aus, nämlich in der Kunſt Urkunden abzufaſſen, und gab darüber auch ein Werk unter dem Titel: „Die Urkunden" (صكوك) heraus. (***Gustav Flügel.***)

Iflili ſ. **Ibrahim 19**).

IFLINGEN (Ober-), ein würtembergiſches Pfarrdorf im Schwarzwaldkreiſe und Oberamte Freudenſtadt, mit 292 Einwohnern evangeliſcher Confeſſion. (***Rigel.***)

Ifloga ***Cassin,*** ſ. Trichogyne.

IFLSBERG, fälſchlich von Lichtenſtern ſo genannt, eigentlich **ISELSBERG**, eine auf einem Berge an der Grenze Kärnthens liegende Gemeinde der Landgerichtsherrſchaft Lienz, im puſterthaler Kreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, zwei Stunden von Lienz entfernt, nach Dölſach (Dekanat Lienz, Bisth. Brixen) eingepfarrt, aus zerſtreuten Meierhöfen, die im Gebirge herumliegen, beſtehend, mit einem Zollamte, einer dem heil. Schutzengel geweihten Kapelle und einer Schule. Die Einwohner leben von der Viehzucht; der Ackerbau iſt auf einige ſonnige Lehnen und minder ſteinige Gründe beſchränkt. (***G. F. Schreiner.***)

IFSÂH (ſ. bei d'Herb. **Efsâh**, افصاح), d. i. die deutliche Erklärung oder Auseinanderſetzung, iſt der Titel mehrer ausgezeichneter Werke im Arabiſchen, die ſich in des Unterzeichneten Ausgabe des Hadſchi Chalfa (**Tom. I. p. 371 sq.**) von Nr. **1010—1021** aufgeführt finden. Das rhetoriſche, von d'Herbelot allein angedeutete iſt das hier unter Nr. **1016** näher beſchriebene. Daſelbſt findet ſich auch der Commentar und Berichtigungen und Ergänzungen deſſen, was der franzöſiſche Orientaliſt ſagt. (***Gustav Flügel.***)

IFTA, Pfarrdorf im großherzogl. weimariſchen Amte Kreuzburg, hat über **700** Einwohner und Marmorbrüche. (***F. G. Winkler.***)

IFVESJÖ, ein beträchtlicher Landſee in der ſchwediſchen Provinz Schonen, im Willands-Härad (Kreiſe), nach der Grenze von Bleckingen hin. Im See liegt die Inſel Iſö, welche 1¼ Meile im Umkreiſe hat, und ein eignes Kirchſpiel bildet, mit etwa **800** Einwohnern. Neben Iſö, da, wo jetzt Waſſer iſt, ſtand einſt das alte Schloß Brattingsborg, ſpäterhin ein Räuberneſt. Auf Iſö hielt ſich der Erzbiſchof Andreas Suneſon von Lund einige Jahre bis an ſeinen **1228** erfolgten Tod auf *). (***v. Schubert.***)

IGA, Fürſtenthum oder Provinz in der Landſchaft Tokaydo (d. i. öſtlicher Seeweg) auf der japaniſchen Inſel Niphon †). Es grenzt im Norden an das Fürſtenthum Izeh (Iſje, Iro), im Oſten und Süden an den großen Ocean, im Weſten an das Fürſtenthum Jamatto, hat im Norden ein hohes Gebirge, ein heißes Klima und ſchlechten Boden, der jedoch viele Bäume, Kräuter und Bambus erzeugt (Kämpfer I. S. 90). Die vier Diſtricte, worein das Land getheilt iſt, heißen Aije, Namanda, Iga und Nabari, und die Capitale iſt die Stadt Wooye-no. (***Klaehn.***)

*) Zum Theil nach Tuneld.

†) Nach Robert's Karte in der Landſchaft Jetſegen.

IGAL, Marktflecken in Niederungarn jenſeit der Donau, in der ſchimeghe Geſpanſchaft (**Somogy Varmegye**) im igaler Proceß oder Comitatsbezirk, auf einem Hügel gelegen, mit einer katholiſchen Pfarre und Kirche, den Erben des Grafen Theodor Battyány gehörig. Hier liegt der Stab des in der ſchimegher Geſpanſchaft befindlichen Militairs. In der Ebene iſt guter Ackerbau, die Berge ſind mit Wäldern und Weinſtöcken bewachſen. Die auf den hieſigen Weinbergen erzeugten Weine laſſen ſich lange halten und geben den beſten Tiſchwein unter den Weinen dieſer Geſpanſchaft. Die Einwohner ſind Magyaren und als Unterthanen der Herrſchaft ſogenannte Libertiner oder Contractualiſten, d. h. durch einen Vertrag von den Roboten (Frohnen) befreit. Die Ortſchaft beſitzt ein Jahrmarktsprivilegium. Zahl der Einwohner: **1230** Katholiken, **10** Proteſtanten, **10** Juden. (***Rumy.***)

IGALER PROCESS oder Comitatsbezirk (**Igali Járás**), Comitatsbezirk der ſchimegher Geſpanſchaft in Niederungarn jenſeit der Donau, der vom Marktflecken Igal ſeinen Namen hat. Er iſt vom Balaton oder Plattenſee bis zum Marktflecken Igal gebirgig und voll Waldungen, in welchen vorzüglich Steineichen (**Quercus robur, tölgyfa**) und Bergeſchen (**Fraxinus ornus, gyertyánfa**) wachſen; von Igal bis zum Fluſſe **Kapos** (Kapoſch) eben, jedoch mit einigen Anhöhen und Hügeln und mit wenigen Wäldern verſehen. Die Länge dieſes Comitatsbezirkes beträgt vom Balaton (Plattenſee) bis zum Fluſſe **Kapos** (Kapoſch) ſieben Meilen, die Breite vom Fluſſe Sió (Schió) bis zur Grenze des kapoſcher Comitatsbezirkes drei Meilen. Es ſind darin fünf Marktflecken (Igal, Karád, Nagocs, Török-Koppány, Berki), 53 Dörfer (Acſa, Alánd, Andacs, Atala, Bábony, Bálványos, Bonya, Büſſü, Cſoma, Döröcſke, Endréd, Fiad, Fonó, Gelle, Gyalán, Hidvég-Falu, Juth, Kapol, Kárà, Kazſok, Kér, Kereki, Kiliti, Kis- Bar oder Apáti, Köröshegy, Köttſe, Magyar Atád, Magyarod, Megyer, Miklóſi, Mosdos, Nagy Berény, Német Egres, Nyim, Patalom, Pula, Puſzta Szemes, Rákſi, Ságvár, Som, Szabadi, Szamárdi, Szarſzó, Szil, Szóláb, Szoroſſad, Tab, Torvaj, Város Hidvég, Zala, Zich), 41 Prädien oder Weiler (Cſaba, Cſér, Cſicſal, Daba, Nagy- und Kis-Gadács, Gerezd, Gyalud, Gyönköd, Gyugy, Hetény, Jaba, Inám, Jod, Jutom, Káás, Kér, Ketye, Kis-Pécz, Lapa, Lula, Marosd, Merſe, Nagy-Kapol oder Puſzta-Kapol, Nozde, Oroſzi, Pereſz, Polcza, Pöſze, Raknyi, Rebecz, Batthán, Nagy- und Kis-Séva, Szanacs, Szántod, Szent László, Szöllös, Tátom, Tholdi, Tomi, Töröki, Ugal, Uzd) †). (***Rumy.***)

†) ſ. meine topographiſch-ſtatiſtiſche Beſchreibung der ſchimegher Geſpanſchaft, nach officiellen, von dem ehemaligen Obergeſpan derſelben, Sr. Excellenz, dem Grafen Franz Széchényi, erhaltenen Daten, in den Vaterländiſchen Blättern für den öſterreichiſchen Kaiſerſtaat. 1814.

Digitized by Google

IGÁR, 1) ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im Gerichtsſtuhle (Processus) an der Theiß der heveſer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, an einem ausgebreiteten Moraſte, welchen die Theiß auf ihrem linken Ufer nährt, zwiſchen Tiſza-Szöllös und Tiſza-Örs gelegen, von dem letzteren eine halbe Stunde nordnordweſtwärts entfernt und dahin auch eingepfarrt, mit einer eigenen Pfarre und einem Bethauſe der Reformirten, einer katholiſchen, dem heil. Johann von Nepomuk geweihten Kirche (Pfarre Tiſza-Örs, polgárer Vicearchidiakonats-Diſtrict, Erzbisthum Erlau), einer jüdiſchen Synagoge, einer Schule, 198 Häuſern, und (nach dem Diöceſan-Schematismus für das J. 1834) 1314 magyariſchen Einwohnern, von denen 942 zur evangeliſchen Kirche helvetiſcher Confeſſion, 203 zum Moſaiſchen Glauben, 166 zur katholiſchen und 3 zur evangeliſchen Kirche augsburgiſcher Confeſſion ſich bekennen. Die Umgegend iſt durchaus flach und weit und breit verſumpft. 2) Ein zur Herrſchaft Sarpentele gehöriges Dorf im ſarmellyéker Gerichtsſtuhle der ſtuhlweißenburger Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, am linken Ufer, des Gajabaches, der ſich in den Cſurgó ergießt, in ebener Gegend zwiſchen Cſurgó und Magyar-Almás gelegen, 1½ Meile nordnordweſtwärts von Stuhlweißenburg gelegen, mit einer Pfarre und Kirche der Reformirten, 83 Häuſern und 547 magyariſchen Einwohnern, unter denen ſich 424 Evangeliſche, 109 Katholiken und 14 Juden befinden. 3) Zwei Prädien in der veſzprimer und ſtuhlweißenburger Geſpanſchaft; das letztere, mit einer herrſchaftlichen Meierei, einer Mühle und einem Wirthshauſe, iſt nach Cſurgó eingepfarrt. (*G. F. Schreiner.*)

Igarsok, der grönländiſche Name für Cottus quadricornis (ſ. d. Art.).

IGASURSÄURE. Nach Pelletier und Caventon ſollte dieſe Säure in Verbindung mit Strychnin in den Früchten und dem Holze verſchiedener Strychnosarten, ſowie in dem Upasgifte, enthalten ſein. Sie iſt lange als eine eigenthümliche Subſtanz in den Lehrbüchern der Chemie angeführt worden. Spätere Unterſuchungen haben indeſſen gezeigt, daß ſie nichts anderes als Milchſäure iſt, und daher aus der Reihe der eigenthümlichen Pflanzenſäuren geſtrichen werden muß. (*Bunsen.*)

Igat, ſ. Molukken.

IGEL (Erinaceus), ein bekanntes Thiergeſchlecht, wovon zwei Gattungen: der europäiſche Igel (E. europaeus) und der malakkaiſche Igel (E. malaccensis) zu bemerken ſind. Das Nähere ſ. unt. Erinaceus. Der europäiſche Igel wurde vormals zu Aſche verbrannt und die Aſche (Echinus s. Erinaceus combustus) abergläubiſcherweiſe als Arzneimittel gebraucht; auch die Leber und das Fett dienten zu gleicher Abſicht. Vom malakkaiſchen Igel ſ. auch den Art. Igelstein. (*Fr. Thon.*)

IGEL (Egla), ein vormals zum Herzogthum Luxemburg, jetzt zum königl. preuß. Regierungsbezirke Trier gehöriges Dorf an dem linken Moſelufer, faſt zwei Stunden oberhalb Trier, an der Straße nach Luxemburg.

Hier wurde in der Römerzeit, zur Seite einer großen Heerſtraße ins Innere von Gallien, unfern der Moſel, und wo weiter hinab ſich der Blick in das ſchöne Thal ſenkt, wo die Saar fluthet, und bei dem auch hiſtoriſch merkwürdigen Dorfe Conz ſich mit der Moſel vereinigt, die vielbeſprochene, auch jetzt noch anſehnliche ſogenannte Pyramide von Igel aufgeführt. Die weltbekannten ſchönen Reſte dieſes Denkmals haben von jeher allerlei Fragen und Meinungen über die Bedeutung deſſelben, und über die Zeit ſeines Urſprungs veranlaßt [1]. Viele unſerer alten Monumente liegen noch unter altem Schutt verborgen, ſowie campaniſche Städte unter harter Lava; doch dieſes zu Igel ſteht noch aufrecht, und iſt von der Zeit großen Theils verſchont geblieben. Freilich ſtände es noch unverletzter da, wenn Peter Ernſt, Graf von Mansfeld [2], ſtatt ein verkehrter Liebhaber der Alter-

---

1) Eine Menge von Werken ſpricht von dem Monumente zu Igel, und mehre derſelben geben Abbildungen der vier Seiten der Pyramide. Die vorzüglichern Schriftſteller, die darüber, jeder auf ſeine Weiſe, mit einer groſſen Ausführlichkeit geſprochen haben, ſind folgende: *Apianus*, Inscriptiones sacrosanctae vetustatis etc. (Ingolst. 1534). *Herold*, De Germanicae veteris, quam primam vocant, locis antiquissimis etc. (Sine nota an. loc. et typogr.) *Ortelius* et *Avianus*, Itinerarium per nonnullas Galliae Belg. partes (Antwerp. 1584). *Bertels*, Histor. Luxemburgensis (Colon. 1605). *Fischer*, Ausonii Mosella cum commentario (Heidelb. 1619). *Brower*, Antiq. et Annal. Trevir., mit den Zuſätzen des *Masenius* (Leodii 1670). *Alexand. Wiltheim*, Lucelinburgensia, sive Luxemburgum Romanum. (MS.) Deſſen Bruder *Joh. Wilh. Wiltheim*, Historiae Luxemburgensis antiquariae disquisitiones. (Auch noch MS.) *Bertholet*, Histoire eccles. et civile du Duché de Luxemb. T. I. (Luxemb. 1741). *Calmet*, Notice de la Lorraine (Nancy 1756). Pococke, Beſchreib. des Morgenlandes; aus d. Engl. (Erlangen 1755.) 3. Th. *Hontheim*, Prodrom. Histor. Trev. dipl. T. I. (Aug. Vind. 1757). *Muratori*, Novus thesaur. vet. Inscript. T. I. (Mediol. 1739). *Lorent*, Cajus Igula, ou l'Empereur C. Caesar Caligula né à Igel: essai par forme de dissertation sur le Sujet et l'époque du fameux monument, apellé communement la tour d'Igel (Luxemb. 1769). *Neller*, De Burdecanatu Trevir. (1783, und was dieſer Alterthumskenner früher in den Jahren 1769 und 1770 in dem Trierſchen Wochenblatte bekannt machte). *Peyre*. Mémoires de l'Instit. nat. des Sciences et arts (Paris An XII). T. II. Müller, Statiſtiſche Überſicht des Herzogthums Luxemburg (Trier 1814). Hitzrodt, Nachrichten über die alten Trierer (Trier 1817). Storck, Darſtellungen aus dem preuß. Rhein- und Moſellande (Eſſen 1818). Quednow, Beſchreibung der Alterthümer in Trier (Trier 1820). Conrad, Trierſche Geſchichte (Hadamar 1821). v. Haupt, Panorama von Trier (Trier 1822). v. Goethe, Aus meinem Leben. 5. Th. (1822). *Raymond*, Lettre sur quelques antiquités d'Allemagne peu connues en France (Paris 1824). Neurohr, Abbild. des röm. Monuments zu Igel, mit einem erläuternden Texte (Trier 1826). Oſterwald, Das röm. Denkmal in Igel und ſeine Bildwerke. Mit einem Vorworte von Goethe (Coblenz 1829). Auch der Verfaſſer dieſes Artikels hatte zu verſchiedenen Malen ſeine Anſichten über dieſes Denkmal geäußert, vorerſt in ſeinem Verſuch einer Geſchichte von Trier. 1. Th. (1810); dann in der Trierſchen Chronik (1821); endlich im erläuternden Texte zum groſſen lithograph. Werke von Rambour unter dem Titel: Alterthümer und Naturanſichten im Moſelthale bei Trier. 4. Heft. (1831). 2) Dieſer Graf von Mansfeld war im J. 1545 vom Kaiſer Karl V. zum Gouverneur des Herzogth. Luxemburg ernannt worden. Er ſtarb, als ſolcher, im J. 1604. Man ſagt von ihm, daß er verſucht habe, das ganze Kunſtwerk abtragen zu laſſen, um es in ſeinem Garten in Luxemburg wieder aufzuſtellen. Doch der vandaliſche Gedanke wurde nicht ausgeführt, und nur mit Aus-

Digitized by Google

thümer zu ſein, jene fromme Scheu gekannt hätte, welche die alte Welt vor öffentlichen Denkmälern, vorzüglich vor Mauſoleen, hatte; dann wäre von ihm der Zuruf geachtet worden, der auf alten Urnen als Mahnungszeichen geleſen wird, das ne me tangito! Doch haben auch die Injurien der Zeit einige Bilder verwiſcht.

Die Form dieſes Monuments iſt die eines viereckigen, auf allen Seiten mit Pilaſtern, Basreliefs und andern Ornamenten ausgeſchmückten, Thurmes, der in eine pyramidaliſche, mit einer Kugel, auf welcher die Überreſte eines Adlers, wie Einige meinen, oder eines geflügelten Genius, wie Andere dafür halten, gekrönte Spitze ausläuft.

Das Denkmal iſt über dem unterſten, vorſpringenden Abſatze 12 franz. Fuß dick, 15 franz. F. breit und 64 F. hoch. Der viereckige Theil läßt ſich in die Plinthe, in das mit Pilaſtern und Hauptgebälk ausgeſtattete Stockwerk, in die Attike, und in den darauf befindlichen Fronton abtheilen. Das Material iſt ein feſter, grauröthlicher Sandſtein.

Die Inſcription ſpricht von der Secundiniſchen Familie. Dieſe war wol eine bedeutende Familie, inſofern Reichthum und äußeres Anſehen bedeutend machen können. Auch war dieſes Geſchlecht ſehr verbreitet; denn viele Steinſchriften, nicht allein im Lande der Trevirer, ſondern auch entferntere Gegenden ſprechen von dieſem Geſchlechte.

Das Mauſoleum ſetzten, nach der Inſcription, die Erben des **Secundinus Securus**, dieſem Stifter des Wohlſtandes ihrer Familie, der wol gar **Princeps de Schola Agentium in rebus** mag geweſen ſein, oder, wie dieſe Beamten früher genannt wurden, der Vorſteher der **Frumentarii** im belgiſchen Lande. Sie waren dem Poſtweſen der damaligen Zeit (cursus publicus) vorgeſetzt, und hatten dabei die Lieferungen für den Hof und das Heer. Dieſe Verrichtungen (officia palatina) waren ſehr einträglich, da zugleich ausgebreitete Handelsgeſchäfte damit verbunden wurden. Wir haben mehre Beweiſe, daß die Kaiſer ihrer Geldluſt und ihrem Übermuthe Schranken ſetzen mußten [3]).

Nach der Zeit der Antonine fängt der Verfall der Künſte an, vorzüglich der Sculptur und Malerei. Das Gepräge der Münzen beweiſt es uns; auch die Verzierungen am Triumphbogen des Severus geben Kunde davon. Daher iſt es höchſt wahrſcheinlich, daß dieſes Denkmal wenigſtens in die Zeiten der Antonine gehöre, und ich begreife ſchon allein aus dieſer Urſache nicht, wie einer und der andere neue Schriftſteller die im Mittelalter ausgeſprochene Meinung, als ſei auf dieſen Steinen die Sprache von der Vermählung des Conſtantius mit der Helena, von Neuem aufſtellen konnten. Dies geſchah bei uns im Mittelalter von einem mehr patriotiſch-geſinnten, als hiſtoriſch-kritiſchen Manne, einzig aus der Urſache, weil er die Helena gern zu einer geborenen Trierin erheben wollte. Die architektoniſche Technik war im Conſtantiniſchen Zeitalter freilich nicht in gleichem Verhältniß geſunken, als die Bildwerke. In der Baukunſt finden wir allerdings noch Grandioſes; aber keine Künſtler gab es mehr, die ſolche Basreliefs, wie dieſes Monument zeigt, hätten bilden können. Dies beurkundet ja vor allem Conſtantin's Triumphbogen, wozu, was an Verzierungen das Beſte war, von Trajaniſchen Triumphbogen war entnommen worden.

Die Basreliefs, mit denen das Denkmal geziert iſt, bilden einen großen Cyklus, der in zwei, innig ineinandergreifende Abtheilungen, in eine allegoriſche (poetiſche) und in eine natürliche (häusliche und bürgerliche) zerfällt. Beide Hauptvorſtellungen wechſeln ab in den Feldern des Monuments; beide heben und ergänzen ſich; beide haben Bezug auf das Leben der Secundiniſchen Familie.

In dem poetiſchen oder mythologiſchen Cyklus tritt der Bacchiſche Mythos und der des Herkules bedeutend hervor; vorzüglich ſpielt Bacchus (Dionyſos) eine Hauptrolle in dieſem Bildwerke [4]). Verbunden mit dieſen Vorſtellungen ſind auch beſonders die Mythen des Apollo und der Diana (Sol und Luna). Der natürliche Cyklus zeigt uns Darſtellungen aus dem häuslichen und bürgerlichen Leben der berühmten Familie. Mehre Alterthumsforſcher haben wol mit Recht behauptet, daß dieſſeit der Alpen kein Römerwerk exiſtire, welches das Monument zu Igel an hiſtoriſchem Intereſſe und an architektoniſch-plaſtiſchem Kunſtwerthe übertreffe [5]). (*Wyttenbach.*)

Igelgeſchütz, gleichbedeutend mit Orgelgeſchütz (ſ. d. Art.).

Igelgim (Geogr.), ſ. **Gwosdewy** oder **Nelkeninseln**.

Igelhülsen, ſ. **Ilex**.

Igelklette, ſ. **Xanthium (strumarium)**.

Igelknospe, **Igelkolbe**, ſ. **Sparganium**.

Igelkopf, ſ. **Dipsacus (fullonum)**.

Igelkraut, ſ. **Geum (urbanum)**.

Igelmuschel, ſ. **Cardium aculeatum** und **Chama Arcinella**.

Igelnüsschen, ſ. **Echinospermum**.

IGELS, 1) **I.** auch **Igls**, ein eine Stunde von

nahme einiger Basreliefs blieb das Monument an ſeiner alten Stelle. Eine Menge Antiken, beſonders von Arlon und von Trier, hatte er in ſeinem Garten aufgeſtellt. Faſt 600 römiſche Steinſchriften fanden ſich dort. Georg Braun hat in ſeinem ſelten gewordenen Werke (Urbium praecipuarum mundi theatrum) eine Abbildung des Schloſſes und Gartens des gewaltigen Liebhabers uns hinterlaſſen. Dies iſt aber auch Alles, was der Nachwelt übrig geblieben iſt — von der mansfeld'ſchen Sammlung, die Braun eine coloniam antiquitatum nennt!! Nach dem Tode des Sammlers wurde manches Bewegliche nach Spanien verſchleppt, und das Zurückgebliebene verlor ſich auf andere rohe Art. Die Alterthumskunde unſeres Landes hatte dadurch einen unerſetzlichen Verluſt erlitten.

3) Victor im Leben Trajan's. Cap. 13. *Amm. Marcell.* XIX, 4.

4) Es verdient bemerkt zu werden, daß die erſte chriſtliche Kirche zu Igel dem heil. Dionyſius Areopagita, als ihrem Patrone, geweiht wurde, gleichſam zur Sühne der Orgien des heidniſchen Dionyſos. 5) Raymond ſagt: „La pyramide d'Igel est un monument unique en Europe, d'un ordre composité antique, dans le goût des meilleurs temps de Rome.“ (Lettres p. 15.)

Digitized by Google

Innsbruck entferntes, gegen Mittag von dem Dorfe Patſch gelegenes Dorf im Inn- und Wippthalerkreiſe der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, der Herrſchaft Sonnenburg gehörig, mit einem öden Herrſchaftsſchloſſe, einer katholiſchen Curatie, welche von zwei Prieſtern des Prämonſtratenſerſtifts Wilten verſehen wird, zur Pfarre Patſch und zum innsbrucker Dekanate des Bisthums Brixen gehört, und 403 Seelen in ihrem Sprengel zählt, einer katholiſchen, dem heil. Abte Ägidius und den 14 Nothhelfern geweihten Kirche, und einer Schule, welcher auch der Ort Vils zugewieſen iſt. Die Einwohner nähren ſich vom Feldbaue und von der Viehzucht, und ſind ziemlich wohlhabend. Das Dorf liegt auf einem Berge eines Seitenthales vom Stubaythale. (*G. F. Schreiner.*)

2) I., auch Igelsdaien, katholiſches Pfarrdorf im lugnetzer Thale, einem der acht Hochgerichte des obern Bundes des ſchweizeriſchen Cantons Graubündten. Es bildet mit einigen Nebenorten eine der acht Gemeinden, welche hier Nachbarſchaften heißen, aus denen das Hochgericht beſteht. Die zerſtörten Burgen Blumenthal und Solör ſtanden in dieſer Gegend. Die Sprache der Einwohner iſt romaniſch. Der Name Igelsdaien kommt von dem Nebenorte Daien; die beiden andern zu dieſer Nachbarſchaft gehörigen Orte ſind Romein und Vatiz. (*Escher.*)

IGELSBACH. Dieſes kathol. Filialdorf gehört zum Großherzogthume Heſſen und zum Bezirke Hirſchhorn. Es liegt eine Stunde von Hirſchhorn, beſteht aus ſechs zerſtreut liegenden Häuſern, hat 55 kathol. Einw., und iſt ohne Zweifel das Igilisbuch, das im J. 773 in der heppenheimer Markbeſchreibung vorkommt. Der Ort war ein Zugehör des Schloſſes Hirſchhorn, und wurde, als im J. 1632 die von Hirſchhorn erloſchen, von Mainz als Lehen eingezogen. (*Wagner.*)

Igelschwamm, ſ. Hydnum.

IGELSHIEB, Dorf im Amte Sonnenberg des Herzogthums Sachſen-Meiningen, hat 140 Einwohner und die nach Lauſcha gehörige Glashütte Glücksthal. (*G. F. Winkler.*)

IGELSTA, ein Edelhof im Kirchſpiele Romfartuna, in der ſchwediſchen Provinz Weſtmannland, ein Denkmal königlicher Dankbarkeit. König Guſtav Adolf der Große gerieth bei einer Schlacht wider die Dänen am See Widſjö in Schonen, im Härad (Kreiſe) Weſtragöinge, am 11. Febr. 1612 mit ſeinem Pferde unter das Eis; der Reiter bei Uplands Fana, Thomas Larſſon, nebſt dem Kammerjunker P. Banèr, zog ihn wieder hervor, und rettete alſo ihm das Leben. Sofort ſchenkte ihm der König ſeinen ſilbernen Gürtel und verſprach ihm, ſeiner noch ferner mit einem Stücke Brodes zu gedenken, das weder ihm noch ſeinen Kindern fehlen ſolle. Als nun der König im J. 1613 ſich zu Weſterås befand, ſchenkte er dem Thomas Larſſon ſeinen eigenen Hof Igelſta, der ſich annoch im Beſitze der Nachkommen jenes Larſſon *) befindet. (*v. Schubert.*)

IGELSTEIN, Schweinstein, Stacheligelstein, Schweinbezoar (Lapis porcinus, Lapis hystricus, Bezoar porci), ein thieriſches Concrement, welches ſich in der Gallenblaſe des malakkaiſchen Igels (Erinaceus malaccensis) und des gemeinen gehaubten Stachelſchweins (Hystrix cristata) erzeugt, aus Aberglauben unter die Arzneimittel verſetzt und ſonſt zu außerordentlich hohen Preiſen bezahlt worden iſt. Der malakkaiſche Igelſtein hat die Größe einer Muskatnuß, iſt plattrund, rothbräunlich, feſt, leicht, hornartig glänzend und hat einen bittern Geſchmack, der ſich dem Waſſer mittheilt. Man bezahlte ſonſt für einen ſolchen Stein, der ein Loth wog, 500 Thaler, faßte ihn in Gold, und hing ihn an ein goldenes Kettchen, um ihn beſſer in das Waſſer, dem er einen bittern Geſchmack mittheilte, ſenken zu können. Der ceylonſche vom Stachelſchweine iſt ſchwärzlich, von der Größe eines Hühnereies und fünfmal wohlfeiler als der vorige. Jetzt trifft man dieſe Concremente, die ehemals als ein Gegengift und Heilmittel in allerlei Krankheiten gebraucht wurden, nur noch in Naturaliencabineten als Seltenheiten an. (*Fr. Thon.*)

IGELSTEINE (Paläozoologie), eigentlich Seeigelſteine, eine frühere Benennung für foſſile Echiniden. (*H. G. Bronn.*)

IGELSTRÖM (von), kaiſerl. ruſſiſcher General, aus einer ſchwediſchen Familie ſtammend, die in Finnland begütert war, trat früh in ruſſiſche Militairdienſte und machte ſchon die letzten Feldzüge des ſiebenjährigen Krieges gegen Preußen mit. In den Türkenkriegen unter Potemkin, Romanzof und Suwarow zeichnete er ſich mehrfach aus, und war bis zur Charge eines Generallieutenants vorgerückt, als zur Zeit der zweiten Theilung Polens, nachdem Rußland, Öſterreich und Preußen die Übereinkunft getroffen hatten, daß Polen, im Falle Unruhen daſelbſt ausbrechen würden, von den drei Mächten beſetzt werden ſollte, ihm der Oberbefehl über die Beſatzungstruppen derſelben übertragen werden ſollte. Um für ſolchen Fall zur Hand zu ſein, ſtand er, als commandirender General, mit etwa 20,000 Ruſſen in Polen; dieſe Truppen befanden ſich größtentheils in und um Warſchau, nur mit kleinen Detaſchements in Podlachien, Lublin, Sendomir und Krakau, als der polniſche General Madalinski am 12. März 1794 zu Oſtrolenka die Fahne des Aufruhrs erhob, der ſich bald, unter Kosciuſko's Oberbefehl, über das ganze Land verbreitete und die dritte Theilung Polens, oder das gänzliche Verſchwinden Polens aus dem europäiſchen Staatenſyſtem zur Folge hatte. Die gefahrvolle Stellung, in welche Igelſtröm dadurch gerieth, bildet den eigentlichen und einzigen Glanzpunkt in ſeinem Kriegsleben; daß ſein Streben vergeblich war, ſeine Bemühungen den Ausbruch der Revolution in Warſchau nicht zu hindern vermochten (17. April 1794), war — wenn er auch von einem Übermaße des Selbſtvertrauens und der daraus hervorgehenden Täuſchung über den eigentlichen Zuſtand der Dinge nicht freizuſprechen iſt — mindeſtens ebenſo ſehr die Schuld der Inſubordination ſeiner Unterbefehlshaber, namentlich des Generals Deniſſon, und der Zögerung des preußiſchen Befehlshabers, als die ſeinige. Daß er ſeinen Poſten behauptete, bis Alles verloren war und nirgends ihm Hülfe

*) Nach Tuneld. 2. Bd. 8. Aufl. 1828.

Digitized by Google

zukam, dann aber ſich mit dem Reſte ſeiner Truppen brav und glücklich durchſchlug, gereicht ſeiner Kühnheit zur Ehre, wie ſeinem ſpätern unverdienten Schickſale zur Sühne. Nachdem er nämlich mit den geretteten Truppen an die preußiſche Armee ſich angeſchloſſen und zur Bekämpfung der bis nach der Schlacht bei Szczekoczyn oder Rawka (6. Jun. 1794) übermächtigen Polen nach Möglichkeit mitgewirkt und in dieſem bis zu Suwarow's Einrücken ſehr lahm geführten Kriege wenigſtens ebenſo viele Thätigkeit entwickelt hatte, als die Verbündeten ſeiner Monarchin, wurde er am 14. Jun. 1794 in ſeinem Cantonnement zwiſchen Lowicz und Bialla durch den Generallieutenant v. Ferſen im Commando über die in Polen ſtehenden Ruſſen abgelöſt. Von da an ſchweigt die Geſchichte über ihn; daß er in Ungnade gefallen, geht daraus hervor, daß in keinem Kriegsvorfalle Rußlands wieder die Rede von ihm iſt. Auch ſein Todesjahr wird nirgends genannt. Er gehört den Vielen an, die meteorähnlich auftauchen, um ſpurlos zu verſchwinden. (Vgl. Mémoires sur la révolution de la Pologne etc. [Paris 1806]). (*Benicken.*)

Igelweizen, ſ. Triticum (vulgare var. compactum *Host.*).

Igereth, ſ. Iggeress.

IGERSHEIM, ein würtembergiſches Pfarrdorf im Jagſtkreiſe, Oberamts Mergentheim, mit 832 kath. Einwohnern. Im Orte befindet ſich eine Synagoge. Über dem Dorfe liegt die Ruine der alten Burg Neuhaus. Nach dem Ausſterben der Grafen von Hohenlohe-Brauneck fiel ſie an Würzburg, und wurde von dieſem im J. 1428 an den teutſchen Orden mit mehren dazu gehörigen Dörfern, unter denen auch Igersheim war, verkauft. Im J. 1525 wurde die Burg von den aufrühriſchen Bauern, und 1552 von dem ſchmalkaldiſchen Bunde zerſtört, aber immer wieder aufgebaut. (*Rigel.*)

IGG, Ober-, Brunndorf, ein zur Werbbezirksherrſchaft Sonnegg gehöriges Dorf im laibacher Kreiſe Oberkrains, fünf Stunden ſüdlich von der Hauptſtadt des Landes entfernt, in gebirgiger Gegend gelegen und nach Iggdorf eingepfarrt. Igg beſitzt wenig ergiebige Äcker, Wieſen und ſonſtige Erwerbszweige, aber deſto mehr Waldgründe, deren Holz von den Bewohnern mit Vortheil auf dem Iſchzafluſſe nach der Stadt Laibach abgeſetzt wird, welcher Fluß bei dieſem Dorfe aus Steinklippen und Ritzen in einer ſolchen Stärke hervorquillt, daß er gleich einige Mühlen treibt und ſchiffbar wird. (*G. F. Schreiner.*)

IGGDORF, ein zum Werbbezirks-Commiſſariat und zur Herrſchaft Sonnegg gehöriges Dorf im laibacher Kreiſe Oberkrains, vier Stunden von der Hauptſtadt des Königreichs Illyrien entfernt, zwiſchen Gebirgen in der Nähe des Iſchzafluſſes gelegen, mit einer zur laibacher biſchöflichen Diöceſe gehörigen katholiſchen Pfarre und einer katholiſchen, dem heil. Biſchof Martin geweihten, Kirche. Die Gründe dieſes Dorfes ſind wenig ergiebig, um ſo wichtiger iſt der bedeutende Waldſtand dieſer Gemeinde, welcher der durch ihr Gebiet fließende Iſchzafluß die wohlthätige Gelegenheit gewährt, ihre Forſtproducte nach Laibach zu verführen. Die hieſige ſehr alte Pfarre wird von drei Prieſtern beſorgt, und von dem Biſchofe frei vergeben; zu ihr gehören 19 Filialkirchen, 3435 Pfarrkinder, und die Seelſorgeſtationen zu Tomiſhel, Kurreſhek und im Schloſſe Sonnegg. (*G. F. Schreiner.*)

IGGENHAUSEN, kathol. Pfarrdorf im königl. preuß. Kreiſe Büren, Regierungsbezirk Minden, 22 Stunden von Minden. (*Rauschenbusch.*)

IGGERESS, IGGERETH, IGERETH heißt bei den Rabbinen eine Gattin des Teufels Samael (ſ. d. Art.). (*R.*)

IGGESUND, eine alte Eiſenmanufactur im helſingländiſchen Kirchſpiele Njutånger, nahe der Kirche, in maleriſcher Lage, unweit des bothniſchen Meerbuſens, an einem reißenden Strome, der die Gewäſſer der großen Landſeen Dellen dem Meere zuführt. (*v. Schubert.*)

IGGINGEN, ein würtembergiſches Pfarrdorf im Jagſtkreiſe und Oberamte Gmünd, mit 440 kath. Einw. Der Ort liegt auf einer Anhöhe zwiſchen der Rems und der Lein. In frühern Zeiten gab es eine adelige Familie von Iggingen. Im J. 1277 lebte Ditmar und 1466 ein Kaspar von Uggingen. (*Rigel.*)

Iggling, ſchwediſcher Name für Cyprinus aphya *Linné*, ſ. Cyprinus.

IGHIRMISCHLIK, IGHERMILK, JARIMLIK, türkiſche Silbermünze aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Sie hat gleich dem Grusch (Tarolo, türkiſcher Piaſter), auf dem Avers den Thogra (Tugra) [1]) mit dem Namen des Kaiſers Abdulhamid Ben Mustapha. Im Abſchnitte: Zerb fi Constantine HAV [2]), d. i. geprägt 1187, d. i. 1773 nach Chr. Geb. zu Conſtantinopel. Die Rückſeite enthält in türkiſcher Sprache und Schrift die Worte: Sulthan Elberrein u Chakán elbahhrein. Essulthan Ibn Essulthan, d. h. Sultan beider Feſtländer, Chakan (Beherrſcher) beider Meere, Sultan von einem Sultan geboren. Der urſprüngliche Werth des Ighirmiſchlik, welches Wort ſo viel wie Zwanziger heißt, während Jarimlik ein Halber oder die Hälfte bedeutet, war der eines halben Piaſters = 20 Paras = 60 Asper = 20 Kreuzer = 10 Sgr. preuß. oder 7 Gr. $7\frac{1}{2}$ Pf. Conv. nach Riemann's Berechnung [3]). Jetzt iſt der Werth des Ighirmiſchliks bei der Verringerung des innern Gehalts des Piaſters bis auf 2 Sgr. preuß. oder 1 Sgr. $6\frac{3}{8}$ Pf. Conv. geſunken. Abbildungen findet man in *Benavens*, Caissier Italien. Tom. II. p. 173. (*G. M. S. Fischer.*)

Ightimar, eine Inſel im See Wan (ſ. d. Art.).

Ighur, ſ. Igur.

IGIA, IGYI, ungar. Magyar-Igen, latein. Igenopolis, teutſch Kuppendorf, ein Marktflecken im obern

---

1) Man verſteht unter dem Thogra oder Tugra, welches Wort ſo viel wie Wahrheit oder wahres Reichsſiegel bedeutet, ein den Namen des Sultans künſtlich darſtellendes Monogramm. Auf Münzen ſcheint ſich der Thogra erſt im J. 1519 zu finden. Cf. *O. G. Tychsen*, Introd. in rem num. Muhammed. p. 119. 2) Man ſ. über dieſe Zeichen *Tychsen* l. c. p. 145. 3) Riemann's Vollſtändiges Handbuch der Münzen, Maße u. Gewichte ꝛc. (1830).

Digitized by Google

Kreiſe und im Gerichtsſtuhle gleiches Namens in der niederweißenburger (unteralbenſer) Geſpanſchaft des Großfürſtenthums Siebenbürgen, und zugleich Hauptort des Bezirks, der ſich über vier Städte und Marktflecken, 21 Dörfer und zwei Prädien erſtreckt; am Zuſammenfluſſe zweier Bäche, die vereinigt ſich am rechten Ufer in die Maros ergießen, im Gebirge eine halbe Meile nordnordweſtlich von dem Marktflecken Saárd und anderthalb M. in derſelben Richtung von der Stadt Karlsburg entfernt, mit einer katholiſchen, griechiſch-unirten und morgenländiſch-griechiſchen, und einer Pfarre der Evangeliſchen helvetiſcher Confeſſion; einer katholiſchen und griechiſchen Kirche, einem evangeliſchen Bethauſe und einer Schule. Die Einwohner, welche theils Walachen und zum Theil Magyaren ſind, ernähren ſich vom Feldbaue. (*G. F. Schreiner.*)

IGILGILI, ein Indeclinabile, alſo nicht Igilgilis; eine Stadt auf der Küſte von Mauretanien, das Cäſarienſis heißt, weſtlich vom Fluſſe Ampſaga, zwiſchen den Flüſſen Gulus und Audus. Wenn die Lesart im Plinius V, 2: **Rusazus, colonia Augusti, Galde, colonia ejusdem, *item* Igilgili** richtig iſt, denn in mehren Ausgaben fehlt item vor Igilgili, ſo war die Stadt eine Colonie des Kaiſers Auguſtus, und darum wol nicht unbedeutend. Deshalb hat die Vermuthung Mannert's (Th. X, 2. S. 410) große Wahrſcheinlichkeit, daß Igilgili der Hauptort für die umwohnenden Völkerſchaften des innern Landes geweſen ſei. Die noch vorhandenen Städte Jigel, Jigeli oder Gigneri im Königreiche von Algier hält man für das alte Igilgili. Schreibfehler iſt es, wenn bei *Ammian. Marcell.* XXIX, 5 **Igilgitanum litus** ſtatt **Igilgilitanum litus** geleſen wird. Auch muß der **Episcopus Igilgitanus** in der **Notitia Mauretaniae**, wie ſchon Mannert bemerkt hat, in einen **E. Igilgilitanus** verwandelt werden. Nach einer Angabe bei Agathemer in ſ. Geogr. II, 14 war der größte Durchſchnitt des mittelländiſchen Meeres von Igilgili nach der gerade gegenüber liegenden Küſte Galliens bei Maſſilia auf 5000 Stadien berechnet worden. Vgl. Mannert a. a. O. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IGILLIONES. Unter den mehren Völkerſchaften des europäiſchen Sarmatiens nennt Ptolemäus die Igilliones (gr. Ἰγυλλίωνες), mit ihnen zugleich die Kiſtoboci und Tramontani. Da er ſie ziemlich tief ins Mittelland vom venediſchen Buſen (Mündung der Weichſel) ſetzt, ſo fallen ihre Sitze in das heutige Galizien, Podolien und Volhynien, wo auch die peukiniſchen Berge der Alten zu ſuchen ſind, bis zu welchen ſich die genannten Völkerſchaften ausdehnten. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IGILLUS, IGILL, Heerführer der Vandalen und Burgunder, war an Streitkräften dem gegen ſie ziehenden Kaiſer Probus überlegen; daher ſuchte Letzterer einen Theil der Teutſchen abzuſchneiden und mit dieſem allein zu kämpfen. Ein Strom trennte beide Heere. Die Römer foderten die Teutſchen heraus, und dieſe ſetzten, ſo viele deren konnten, über den Fluß, wurden aber im Treffen theils erſchlagen, theils gefangen. Die Übrigen machten unter der Bedingung Frieden mit den Römern, daß ſie die Beute und die Gefangenen zurückgäben. Nach dem Vorgeben der Römer gaben ſie nicht Alles zurück. Gewiß iſt, daß Probus die Abziehenden plötzlich angriff, und ein furchtbares Gemetzel unter ihnen anrichtete. Unter denen, welche gefangen wurden, war Igill. Die Gefangenen wurden nach Britannien geſendet, und ihnen Sitze angewieſen. Sie leiſteten aber, ſo oft ſich Jemand gegen den Kaiſer empörte, Letzterem jedesmal gute Dienſte*). Unbekannt iſt jedoch, ob Igill mit den übrigen Gefangenen nach Britannien geſandt wurde, oder ein anderes Schickſal hatte. (*Ferdinand Wachter.*)

Igilma, kamtſchadaliſcher Name einer Alkenart, nämlich **Alca cirrata** *Lath.*, ſ. **Alca.**

IGIOZA, ein Gut des Martin von Iwanowski im ſanoker Kreiſe des Königreichs Galizien, mit einem eigenen Wirthſchafts- und Juſtizamte. Zu ihm gehört das Dorf gleiches Namens. (*G. F. Schreiner.*)

IGIS, reformirtes Pfarrdorf im Hochgerichte der Vierdörfer (Zizers, Igis, Trimmis und Untervaz) im Gottshausbunde des ſchweizeriſchen Cantons Graubündten. Es zählt 460 Einwohner. Die Gegend iſt ſehr fruchtbar, beſonders iſt der Obſtertrag ſehr bedeutend, und das Dorf liegt ganz hinter einem Walde von Obſtbäumen. Allein für die Geſundheit der Einwohner iſt die Lage hart an dem 4280 Fuß hohen Falzeinagebirge ſehr ungünſtig. Erſt Morgens um zehn Uhr, wenn die Sonne ſchon mit voller Kraft wirkt, fallen ihre Strahlen auf daſſelbe, und bewirken nun in der mit Feuchtigkeit erfüllten Luft, die nicht durch günſtigen Zug verbeſſert wird, nachtheilige Entwickelungen. Hierin mehr, als in der Beſchaffenheit des Trinkwaſſers, ſcheint der Grund des hier häufigen Kretinismus zu liegen. In der Nähe liegt das uralte, aber moderniſirte Schloß Marſchlins, von welchem eine Linie des in Bündten von frühern Zeiten her ſehr bedeutenden Geſchlechtes der Salis ſeinen Zunamen hat. (*Escher.*)

IGLAU, ſlaw. Giblawa (n. Br., 49° 23′ 25″, ö. L., 33° 16′), eine der älteſten Städte des Markgrafthums Mähren, ehemalige Bergſtadt und gegenwärtig königliche Kreisſtadt, in einer rauhen, hohen und waldreichen Gegend, am linken Ufer des kleinen Iglbaches und nahe am rechten Ufer der Iglawa, über welche hier eine 23½ Klafter lange, gewölbte Brücke von fünf Öffnungen, führt, an der von Wien nach Prag führenden Haupt-, Commercial- und Poſtſtraße, für deren Benutzung hier eine Weg- und Brückenmauth entrichtet werden muß, auf unebenem Boden gelegen, weshalb die Stadt einen recht hübſchen Anblick gewährt, mit Inbegriff der Brücke 240 Klafter von der böhmiſchen Grenze entfernt; der Sitz des Kreisamtes des iglauer Kreiſes; einer Cameral-Bezirksſammlungs-Caſſe; eines Militair-Verpflegungsaſſiſtenten, und die Station eines Straßenmeiſters; mit einem organiſirten Magiſtrate, welcher zugleich k. k. Criminalgericht iſt und das Juſtizamt der königl. iglauer Stadtgüter beſorgt, einem Land-Dekanat- und Schulaufſichts-Diſtricte des brünner Bisthums, einem ſchon ſeit dem J. 1556 oder 1559 beſtehenden k. k. Gymnaſium, einer teutſchen

*) *Zosimus*, Nova historia. Lib. I. cap. 67.

Digitized by Google

Hauptſchule; ſechs Trivialſchulen, einem von König Ottokar II. geſtifteten Convente der Minoriten, zwei katholiſchen Pfarren, ſechs Kirchen, drei Vorſtädten (der Pirnitzer-, der Spital- und der Frauenvorſtadt), 1100 Häuſern (deren 596 in der Stadt liegen und unter denen ſich 123 brauberechtigte, oder ſogenannte Mälzerhäuſer, befinden), 13,000 zum Theile teutſchen, zum Theile ſlawiſchen Einwohnern, einem k. k. Abſatzpoſtamte und Poſtſtation, welche mit Stannern in Mähren und Stecken in Böhmen Pferde wechſelt, einer Zollſtätte und einem Wegmauthamte, einem Militairerziehungshauſe, einem gut dotirten Bürgerſpital, einer k. k. privil. Schafwollſpinnfabrik, einer Appreturmanufactur, zwei Pottaſchenſiedereien, einer Glashütte und vier bedeutenden Jahrmärkten, welchen immer große Pferde- und Schlachtviehmärkte vorangehen. Unter den vielen ſtädtiſchen Gewerben zeichnen ſich vorzüglich die Gärbereien und Schönfärbereien aus; der wichtigſte Nahrungszweig des Städtchens aber iſt die Tuchweberei und Wollenzeuchmanufactur, die freilich in manchen der frühern Jahre noch viel bedeutender war, als gegenwärtig. Noch vor Kurzem zählte man hier 457 Tuchmacher- und 17 Tuchſcherermeiſter, welche im J. 1820 gegen 15,000 Stück Tücher und gegen 32,000 Stück leichte Wollenwaaren lieferten. Die Stadt iſt ummauert, wohl gebaut, nahrhaft, und zeichnet ſich vorzüglich durch ſeinen 173 Klafter langen, 53—63 Klafter breiten, ringsum von niedlichen Häuſern, deren Vordertheil auf Bogengängen (Lauben) ruht, eingefaßten Marktplatz aus, der gewiß zu den bedeutendſten der Monarchie gehört. Die bemerkenswertheſten Gebäude ſind: 1) die gothiſche St. Jacobspfarrkirche, mit einem trefflichen Altarblatte, einer großen, wohltönenden, 115 Centner ſchweren Glocke (Suſanna), einer künſtlichen Mondeskugel in der Mitte des Uhrblattes eines der beiden Kirchenthürme und mehren ſehenswerthen Grabſteinen. Die hieſige Pfarre, mit der zugleich eine Dechantei verbunden iſt, gehört den Prämonſtratenſern am Strahof in Prag, wird von ſieben Prieſtern dieſes Ordens verſehen, ſteht unter dem Patronate des Abtes jenes Stiftes und zählte (nach dem Diöceſan-Schematismus für das J. 1831) 12,486 katholiſche, und überhaupt 12,753 Seelen in ihrem Pfarrſprengel; 2) die ſchöne, in neuerem Style erbaute vormalige Jeſuitenkirche zum heil. Ignaz mit hübſchen Freskomalereien; 3) die Marienkirche der Minoriten, mit welcher auch eine Pfarre verbunden iſt, die von vier Prieſtern dieſes Ordens beſorgt wird, unter dem Patronate des Ordensprovinzials ſteht und im J. 1831 5033 katholiſche, überhaupt aber 5075 Seelen in ihrem pfarrherrlichen Sprengel zählte; 4) das Kreisamts-, Gymnaſial-, einige Herrſchaftsgebäude, die Jeſuitencaſerne und das Meiſterhaus der hieſigen Tuchmachergewerkſchaft. Iglau, im Mittelpunkte eines weitverzweigten Straßenſyſtems gelegen, iſt in mercantiliſcher Hinſicht von großer Bedeutung; indem ſie mit Tüchern und Wollenzeuchen nach Polen, Ungarn, Galizien und andern Provinzen der Monarchie, ja ſelbſt in das Ausland einen ſehr lebhaften Verkehr treibt. Von hier gehen die Poſt- und Commercialſeitenſtraße über Groß-Meſeritſch nach Brünn, die Poſt- und Commerciallandſtraße über Battelau und Neuhaus nach Linz, die Commerciallandſtraße über Pirnitz und Trebitſch ſowol nach Znaim, als auch nach Brünn und mehre andere Straßenzüge aus. Der hohen Lage, der waldigen Umgebung und rauhen Witterung wegen wird faſt nur Korn und Hafer gebaut, mit welchem, ſowie mit Hopfen, ein ſtarker Handel getrieben wird. Nahe bei der Stadt wird ein feinkörniger Granit gebrochen und befinden ſich die berühmte altenberger Papiermühle und eine Glashütte. Zu den Beluſtigungsorten gehören die Schießſtätte, eine der ſchönſten in Mähren, mit einem Tanzſaale, einige äußerſt romantiſch gelegene Mühlen und noch manche andere Punkte, an denen Erfriſchungen gereicht werden. Die Stadtgemeinde beſitzt anſehnliche Güter außerhalb der Mauern, zu welchen auch der Markt Stannern gehört. Das iglauer katholiſche Dekanat erſtreckt ſich über acht Pfarreien und drei Localkaplaneien, mit 20 Welt- und 7 Kloſtergeiſtlichen.

Die Stadt ſoll ſchon im J. 799, nach Einigen von Bergleuten, welche auch in der benachbarten Gegend viele Dörfer gegründet haben, nach Andern von den Mährern und Teutſchen gegen die Einfälle der Böhmen unter dem böhmiſchen Herzoge Mnata, angelegt worden ſein; jedenfalls war ſie die älteſte Bergſtadt in Böhmen und Mähren und durch mehre Jahrhunderte ihres bedeutenden Silberbaues wegen berühmt, bis die Bergwerke zur Zeit der Taboriten in Verfall kamen. Ungefähr um das J. 1248 erhielt Iglau von dem böhmiſchen Könige Wenzel I. und ſeinem Sohne Przemyſl, Ottokar II. ein ordentliches Bergrecht, welches für manche Bergſtädte Teutſchlands Muſter, und insbeſondere dem freiberger in Sachſen zu Grunde gelegt wurde. Im J. 1272 verlieh der letztere der Stadt das Schöpfenlehen in den neu aufgefundenen Bergwerken in Uſt, und in allen denen, ſo künftig noch zwiſchen Iglau und Uſt aufgefunden werden ſollten. Im J. 1278 bekam Iglau ein eigenes Schmelz- und Münzhaus. In einer Urkunde König Johann's von 1325 heißt Iglau die erſte Bergſtadt, der König Karl VI. im J. 1354 auch das Burglehen in Uſt und in allen Bergwerken auf vier Meilen von Iglau nach Mähren zu, welche ſchon vorhanden waren, oder aufgefunden werden ſollten, verlieh. Im J. 1486 kam König Matthias Corvinus von Ungarn mit dem Könige Wladiſlaw von Böhmen hier zuſammen. Im J. 1619 bemächtigte ſich Graf Heinrich von Thurn mit dem Heere der böhmiſchen Stände der Stadt, die aber im darauf folgenden Jahre, nach der Schlacht am weißen Berge, von den Kaiſerlichen beſetzt und am 3. März 1645 von den Schweden genommen wurde, welche ſie bis 1647 behielten. (*G. F. Schreiner.*)

IGLAUER KREIS (der), einer der ſechs Kreiſe des Markgrafthums Mähren, und zwar der am wenigſten fruchtbare und rauheſte des ganzen Landes, grenzt gegen Weſten an den taborer, im Norden an den czaslauer und chrudimer Kreis Böhmens, im Oſten an den brünner, und im Süden an den znaimer Kreis Mährens und an das Viertel ob dem Manhartsberge Niederöſterreichs, umfaßt einen Flächenraum von 46 öſterr. oder

Digitized by Google

48 geogr. □M. und iſt viel höher gelegen, als der znaimer und brünner Kreis, denen er die Thaya, Iglawa, Oslawa und Schwarzawa (ſ. die betreff. Art.) zuſendet. Der ganze Kreis wird von den Zügen des böhmiſch-mähriſchen Gebirges bedeckt, das ſich gegen die weſtliche Landesgrenze hin zu einer bedeutenden Höhe erhebt, gegen Oſten aber ſich immer mehr herabſenkt, im Ganzen reich bewaldet iſt und nur an wenigen Punkten für kleinere Ebenen Raum läßt, dafür aber viele maleriſche Thäler einſchließt, unter denen ſich vorzüglich die Thalgründe der Iglawa und der Thaya auszeichnen. Er iſt reich bewäſſert, ſowol durch die genannten Flüſſe, als auch durch die Beniza, den kleinen Iglfluß, den Bilkauer-, Starzer-, Radoſtiner-, Baligerbach und viele andere kleinere Flüßchen und durch eine große Anzahl von Teichen, die ſich beſonders um Teltſch, Trieſch, Datſchitz, Neu-Reuſch, Bochdalow und noch manche andere Orte häufen. Der ökonomiſch benutzte Boden, der nicht ſelten kalt, ſteinig und im Ganzen kaum mittelmäßig fruchtbar iſt, umfaßt nach den neueſten Ausmeſſungen 416,790 nieder-öſterreichiſche Joche, worunter ſich 312,689 Joche Acker, Wieſen, Weiden und Gärten, und 104,101 J. Waldungen befinden. Hauptproducte des Kreiſes ſind Hafer und einige andere Getreidearten, Kartoffeln, Flachs, Obſt und Holz. An Getreide wurden nach amtlichen Eingaben geerntet in den Jahren 1830—34 jährlich gegen 1,736,033 nieder-öſterreichiſche Metzen; die Heuernte lieferte 491,990 Ctr., und an Holz wurden gefällt: 144,565 nieder-öſterr. Klafter. Der Geldwerth dieſer Naturerzeugniſſe belief ſich nach den amtlichen Schätzungen im J. 1830 auf 2,830,818, 1831 auf 3,075,525, 1832 auf 2,850,088, 1833 auf 2,995,780, und 1834 auf 3,434,002 Fl. in Conv.-M. Der Pferdeſtapel beſtand nach den Ergebniſſen der amtlichen Erhebungen im Wege der Conſcription im J. 1830: 5900, 1831 5794 und 1834 5832 Stück; an Hornvieh zählte man 1830 50,146, 1831 49,878 und 1834 50,196 Stück, und an Schafen finden ſich vor 1830 61,767, 1831 57,502 und 1834 58,040 Stück. Die zahlreichen Fiſchteiche liefern viele und gute Fiſche, und die häufigen und bedeutenden Waldungen reichliches Wild. Die Ausbeute des Mineralreichs iſt gering und der Bergbau meiſt in Verfall.

Nach den Ergebniſſen der drei letzten Conſcriptionen, welche in Öſterreich ſtattgefunden haben, ergab ſich der effective Volkſtand (nämlich anweſende Einheimiſche, Fremde aus andern Provinzen und Ausländer, ohne das Militair und die abweſenden Einheimiſchen) im J. 1830 177,607 (83,888 männl. und 93,719 weibl.), 1831 178,977 (84,527 männl. und 94,455 weibl.) und 1834 mit 181,449 (85,599 männl. und 95,850 weibl.) Seelen, von denen im J. 1830 3861, 1831 3891 und 1834 3944 auf die öſterr. □M. kamen, und ſomit nimmt der iglauer Kreis unter denjenigen Kreiſen, Comitaten und Delegationen, welche zu den am dichteſten bevölkerten des öſterreichiſchen Kaiſerſtaates gezählt werden müſſen, den 45. Platz ein. Die Einwohner ſind meiſt Slawen, welche eine der czechiſchen zunächſt verwandte Mundart ſprechen, ſeltener Teutſche, und bewohnten im J. 1834 neun Städte, unter denen Iglau (1834) mit 15,097, Trebitſch mit 5575, Groß-Meſeritſch mit 3979, Teltſch mit 3585, Saar mit 2795 und Zlabings mit 2068 Einw. die bedeutendſten ſind. Unter dieſen Städten iſt die Stadtgemeinde Iglau die reichſte. Die Einnahmen derſelben beliefen ſich im Verwaltungsjahre 1834 auf 22,786 Fl. Conv.-M., die Ausgaben auf 20,684 Fl.; das Paſſivvermögen auf 24,417 Fl.; der Capitalswerth der ihr gehörigen Güter, Häuſer, Realitäten und Jurisdictionen auf 807,171 Fl. Conv.-M., der ihr gehörigen in Conv.-M. verzinslichen Staatsobligationen, in ihrem Nennwerthe, auf 445 Fl., jener der in W.-W. verzinslichen auf 74,668 (auf 5 Proc. Effecten reducirt 66,653) Fl. Außerdem beſaß ſie noch 1497 Fl. Conv.-M. bei Privaten in 5 Proc. Effecten anliegenden Capitalien; das ſonſtige Activvermögen endlich betrug 38,900 Fl. Conv.-M. Der Kreis hat 26 Märkte, 473 (1831 470) Dörfer und 25,059 (1830 24,587, 1831 24,688) Häuſer. In Hinſicht auf die Bewegung der Bevölkerung ergaben ſich in letzteren Jahren folgende Erſcheinungen: Trauungen fanden beim Civile im J. 1830: 1564, 1831 1331, 1832 1407, 1833 1488 und 1834 1487 ſtatt. Geboren wurden Knaben 1830 3818, 1831 3505, 1832 3374, 1833 3379 und 1834 3375; Mädchen wurden geboren: 1830 3616, 1831 3413, 1832 3184, 1833 3259 und 1834 3292. Außerdem wurden noch im J. 1830 97, 1831 123, 1832 128, 1833 102 und 1834 112 Kinder todt geboren. Unter dieſer Zahl von lebendig geborenen Kindern befanden ſich im J. 1830 6608 eheliche und 826 uneheliche, 1831 6111 eheliche und 807 uneheliche; 1832 5788 eheliche und 770 uneheliche, 1833 5875 eheliche und 763 unehliche und 1834 5893 eheliche und 774 uneheliche Kinder. Es ſtarben im J. 1830 4945 an verſchiedenen Krankheiten und 59 gewaltſam und zwar 2544 Männer und 2460 Weiber; 1831 an Krankheiten 4814 und 47 gewaltſam, und zwar 2451 Männer und 2410 Weiber; 1832 an Krankheiten 6738, gewaltſam 42 und darunter 3345 Männer und 3435 Weiber; 1833 an verſchiedenen Krankheiten 5039 und gewaltſam 36, und zwar 2483 Männer und 2582 Weiber; endlich 1834 durch Krankheiten 5043, gewaltſam 49 und darunter 2594 Männer und 2498 Weiber. In den Sitten und Gebräuchen, in Nahrung und Wohnung und in der Tracht findet auch in dieſem Kreiſe, wie in Mähren überhaupt, unter den Bewohnern vieles Eigenthümliche ſtatt. Unter den Männern ſind, ſelbſt in der Gegend von Iglau, die hellblauen Röcke ohne Kragen ziemlich allgemein üblich und unter den ältern Bauerweibern an Sonn- und Feiertagen und bei Hochzeiten, ſelbſt in der Kreisſtadt unter den niedern Volksclaſſen, der hellblaue lange Tuchmantel mit ſehr kleinem Kragen, ohne Ärmel. Im Charakter ſpricht ſich bei den Teutſchen dieſes Kreiſes noch immer die gerühmte biedere Einfalt deutlich aus; von ſeinem ſlawiſchen Nachbar unterſcheidet ihn ebenſo charakteriſtiſch ſeine gute Laune, die ihn geſelliger und menſchenfreundlicher macht. Der iglauer Humor iſt im Lande zum Sprichworte geworden.

Gleich den übrigen Kreiſen des Landes zeichnet ſich auch dieſe Gegend in Hinſicht auf Gewerbsthätigkeit vor-

Digitized by Google

theilhaft aus. Der Ackerbau wird mit großem Fleiße, die Flachscultur, vorzüglich um Saar, Rożinka, Ingrowitz und bis an die böhmiſche Grenze, ſowie auch die Obſtbaumzucht mit gutem Erfolge betrieben; der Anbau der Runkelrüben, zu deren Verarbeitung zu Kirchwiedern eine eigene Runkelrüben-Zuckerfabrik beſteht, beſchäftigt auf der Herrſchaft Datſchitz und auf mehren andern Gütern viele Hände. Die Gewerb-Induſtrie des ganzen Kreiſes umfaßte im J. 1834 16 Fabriken, 6750 Polizei- und Commercialgewerbe und 181 beſondere Beſchäftigungen als Baumeiſter, Feldmeſſer, Privilegieninhaber, Juſtiziare, Künſtler u. dergl. Unter den verſchiedenen Induſtriezweigen nimmt die Tuchweberei unſtreitig den erſten Platz ein, doch iſt das hier verfertigte Tuch grober Art, oder nur von mittelfeiner Sorte; ausgezeichnete Tücher liefert die Fabrik zu Teltſch und mehre Tuchmachermeiſter der Stadt Iglau (ſ. den Art.); nicht ohne Belang iſt auch die Linnenweberei und die Verarbeitung des Eiſens. Eiſenwerke befinden ſich zu Friſchau, Kadau, Krzizanki, Millau, Wölking und Werziſcht; dieſes letztere dem brünner adeligen Damenſtifte gehörige Werk erzeugte im J. 1834 7106 Ctr. Roh- und 593 Ctr. Gußeiſen. Bemerkenswerth ſind außerdem noch die Roſoglio- und Liqueurfabrik zu Datſchitz, die Zuckerraffinerie ebendaſelbſt, die Zitz- und Kattunfabrik zu Ingrowitz, die Baumwollengeſpinnſtfabrik zu Mayres, die Stärke-, Haarpuder- und Buchenſpänefabrik zu Rudoletz und die Glasfabrik zu Saar. Der iglauer Kreis treibt einen ſehr vortheilhaften Eigen- und Zwiſchenhandel, an dem 103 Handlungen Theil nehmen und der durch die zahlreichen Straßen, welche durch dieſen Kreis ihren Zug nehmen, bedeutend begünſtigt wird. Ihn durchziehen 1) die von Wien nach Prag führende Haupt-, Poſt- und Commercialſtraße auf einer Strecke von 17,848 öſterr. Straßenklafter oder 4$\frac{1848}{4000}$ öſterr. Straßenmeilen; ſie berührt hier den Markt Schelletau, das Dorf Hungerleiden, Stammern (ein Markt), die Dörfer Wilerz, Rauzern und die Stadt Iglau. 2) Die Poſt- und Commercialſeitenſtraße, welche von Brünn nach Iglau gezogen iſt, in einer Ausdehnung von 8074 Kl. den Kreis durchſchneidet, und die Dörfer Eiſenberg, Jablonau, Groß-Meſeritſch (Stadt), Wolleim (Markt), Regens und Hoch-Stubenitz durchzieht. 3) Die von Brünn über Tiſchnowitz an die böhmiſche Grenze führende Commerciallandſtraße, welche in dieſem Kreiſe 4[illegible] öſterr. Meilen lang iſt und in demſelben die Städtchen Biſtrzitz, Neuſtadt, Girzikowitz (Dorf) und Saar durchzieht. 4) Die von der zweiten ſich loslöſende und über das wichtige Steinkohlenwerk Roſſitz (brünner Kreis) nach Iglau ziehende Commerciallandſtraße; ſie hat im Kreiſe eine Länge von 5$\frac{1}{2}$ Meilen, betritt denſelben vor dem Markte Wladislau, und zieht von dort durch die Municipalſtadt Trebitſch und die Dörfer Okreſko, Tſchaſſowitz, Pirnitz (Markt), Prisnik und Wildhauſen in die Kreisſtadt. 5) Die von Iglau über die Dorfſchaften Hoſſan, Wolframs, Neuwelt, den Markt Battelau durch Böhmen nach Linz führende Poſt- und Commerciallandſtraße, durchzieht den Kreis auf einer Länge von 1$\frac{1}{8}$ Meile, und 6) die von Kautzen im V. O. M. B. Niederöſterreichs über die Dörfer Chwalitz, Zlabings, (Städtchen), böhmiſch Rudoletz und Walterſchlag, und in weiterer Fortſetzung in Böhmen nach Neuhaus führende Commerciallandſtraße, welche auf einer Strecke von 4$\frac{7}{8}$ Meilen durch dieſen Kreis zieht. Überhaupt nehmen die nicht ärarialiſchen Straßen in dieſem Kreiſe eine Länge von (1834) 92$\frac{1}{4}$ öſterr. Meilen ein.

An der Ausübung der den Ständen verfaſſungsmäßig zuſtehenden Rechte nehmen der Prälat des heil. kanon. Prämonſtratenſer-Ordensſtiftes Neu-Reiſch, die königl. Stadt Iglau und die im Kreiſe begüterten und in den Landtag eingeführten Fürſten, Grafen, Freiherren und Ritter Theil. Die Verwaltung der politiſchen Geſchäfte beſorgt das k. k. Kreisamt zu Iglau (mit Kreishauptmann, drei Kreiscommiſſairen, einem Kreisphyſikus, Kreiswundarzt, Kreisingenieur, Kreisſecretair und 14 andern Individuen) und unter ihm 9 Magiſtrate und 57 Dominien, denen auch die Geſchäfte von Juſtizämtern obliegen, nur die peinliche Gerichtsbarkeit iſt dem Magiſtrate der kgl. Stadt Iglau als k. k. Criminalgerichte für den ganzen Kreis zugewieſen. In bergrechtlichen Angelegenheiten ſteht der Kreis, wie überhaupt ganz Mähren und Schleſien, dem böhmiſchen Diſtrictualberggerichte zu Kuttenberg (in Böhmen) untergeordnet, zunächſt aber der k. k. Berggerichts-Subſtitution in Brünn; im Kreiſe ſelbſt beſteht nur eine grundobrigkeitliche Berggerichts-Subſtitution zu Neuſtadtl. Mit der Polizeiverwaltung iſt das k. k. Kreisamt beauftragt, welches hierin die mit der Localpolizei beauftragten Magiſtrate und Dominien leitet. Zur Beaufſichtigung der groß-meſeritſcher Straße iſt zu Groß-Meſeritſch ein exponirter Straßencommiſſair und es ſind Straßenmeiſter in Groß-Meſeritſch und zwei zu Iglau. Über den Zuſtand aller Straßen wacht der k. k. Kreisingenieur. Gefällsſachen, das Zollweſen, die Verzehrungsſteuergegenſtände u. dergl. gehören in den Wirkungskreis der k. k. Cameral-Bezirksverwaltung in Brünn, welchem die k. k. Zollſtätte in Iglau und die Gefällswache unterſtehen. Zur Beſorgung der Poſtamtsgeſchäfte beſteht ein Abſatzpoſtamt in Iglau; Poſtämter und Stationen: zu Schelletau und Stannern auf der erſten; zu Groß-Meſeritſch und Regens auf der zweiten und zu Battelau auf der vierten der obenangeführten Poſtſtraßen, und eine Briefſammlung zu Trebitſch.

Zur Verbreitung wiſſenſchaftlicher Kenntniſſe beſteht ein Gymnaſium zu Iglau, welches im J. 1830 von 191, 1831 223, 1832 260, 1833 281 und 1834 von 292 Schülern beſucht wurde. Für den Volksunterricht ſorgen 177 Haupt-, Trivial- und Mädchenſchulen, welche im J. 1834 von 23,856 Schülern beſucht wurden, und 178 Wiederholungsſchulen, mit (1834) 12,866 Schülern. Die Zahl aller Schüler männlichen Geſchlechts belief ſich im J. 1830 auf 17,620, 1831 18,307, 1832 18,762, 1833 19,007 und 1834 19,212; jene weiblichen Geſchlechts war 1830 16,278, 1831 16,867, 1832 17,116, 1833 17,220 und 1834 17,510. Der ſchulfähigen Kinder waren im J. 1830 24,242, 1831 25,056, 1832 25,020, 1833 24,566 und 1834 24,431; davon haben die Volks- (oder Wiederholungs-) ſchulen wirklich beſucht

Digitized by Google

1830 22,921, 1831 23,874, 1832 24134, 1833 23,719 und 1834 23,856. Die Wiederholungsſchulen hingegen wurden außerdem noch beſucht im J. 1830 von 10,977, 1831 11,300, 1832 11,744, 1833 12,508 und 1834 von 12,866 Schülern.

In kirchlicher Hinſicht iſt der Kreis dem katholiſchen Bisthume von Brünn einverleibt und in 9 Dekanate getheilt, welche zuſammen in 92 katholiſche Pfarrbezirke zerfallen. Im ganzen Kreiſe waren 1830 148, 1831 189, 1832 194, 1833 194 und 1834 194 Weltgeiſtliche und 1830 47, 1831 36, 1832 34, 1833 38 und 1834 37 Mönche vorhanden. Die letzteren gehören zu den Klöſtern der Prämonſtratenſer zu Neu-Reiſch, der Franziskaner zu Datſchitz, der Minoriten zu Iglau und der Kapuziner zu Trebitſch. Der proteſtantiſchen Pfarrbezirke ſind ſieben mit fünf Seelſorgern.

Für die leidende Menſchheit beſtehen: 14 Verſorgungshäuſer, welche 1830 91, 1831 86, 1832 und 1833 89, 1834 91 Individuen verpflegten; ein Krankenhaus, in welches 1830 84, 1831 90, 1832 200, 1833 89 und 1834 97 Kranke aufgenommen wurden; endlich 103 Armeninſtitute, von denen 1830 1913, 1831 2104, 1832 1913, 1833 2105 und 1834 2257 Arme betheilt wurden. *(G. F. Schreiner.)*

IGLAWA oder **IGLFLUSS**, ein für den weſtlichen Theil des Markgrafthums Mähren ſehr wichtiger Fluß, entſpringt etwa 500 Klafter unterhalb des Dorfes Ihlawka in jenem Kreiſe, dem er den Namen gibt, am Fuße eines mit Schwarzwald bewachſenen Abhanges, in einer unbedeutenden Quelle, die ſich aus den umliegenden Sümpfen bildet, dicht an der böhmiſchen Grenze; zieht nun, durch mehre Quellen verſtärkt, in einem ſchotterigen Bette zwiſchen niederen Ufern, nach Böhmen, und kehrt, nachdem er eine kurze Strecke des taborer Kreiſes bewäſſert hat, unterhalb des böhmiſchen Marktes Ober-Czerekwe wieder an die mähriſche Grenze zurück, die er nun auf kurze Zeit gegen Böhmen bildet, tritt dann nach Mähren über, kommt oberhalb des Dorfes Spilau wieder an die böhmiſche Grenze, ſcheidet nun bis unterhalb Wolframs den taborer, und bis dahin, wo er von der prager Haupt-, Commercial- und Poſtſtraße überſetzt wird, den czaslauer Kreis von Mähren, und tritt dann in den iglauer Kreis ein. In der Nähe ihres Urſprungs hat die Igla unſtreitig das ſtärkſte Gefälle, welches ſich aber, je weiter ſie in die flachen Gegenden vorrückt, immer mehr vermindert; in dieſer Gegend, ſowie überhaupt in ihrem ganzen obern Laufe, beträgt ihre Breite ſieben Klaftern. Bis Wolframs iſt das Thal des Fluſſes von ſanften Abhängen begrenzt; bei dieſem Dorfe aber, wo die Iglawa den Sallowitzerbach aufnimmt, fängt die Gegend an gebirgiger zu werden. In der Nähe von Altenberg (in Böhmen), allwo der Fluß ſämmtliche Maſchinen der älteſten Papiermühle des öſterreichiſchen Kaiſerthums in Bewegung ſetzt, geht er in einer halbkreisförmigen Krümmung durch eine ſehr felſige Strecke, der Haſenſprung genannt, der Stadt Iglau zu, von der er nur die Spitalvorſtadt beſpült, und bei der er, am Calvarienberge, den kleinen Iglbach aufnimmt. In ſeinem weiteren Laufe durch den iglauer Kreis, den er auf einer Strecke von ungefähr acht Meilen durchzieht, bewegt ſich der Fluß faſt durchgehends in flachen Ufern, oder, wie unterhalb der Dörfer Przibiſlawitz und Pokoly, zwiſchen Abhängen und Felſen, welche mitunter ſteil und ſchroff ſind, der Municipalſtadt Trebitſch entgegen; nächſt dieſem Städtchen vereinigt ſich, außer zwei andern Bächen, der Starzerbach mit der Iglawa, welcher durch das herbeigeführte Geſtein einen ſehr nachtheiligen Einfluß auf ſie äußert. Von hohen Felſenbergen eingeengt bildet ſie von unterhalb des Marktes Wladislau an auf einer ziemlich langen Strecke die Grenze gegen den znaimer Kreis, in den ſie hierauf übergeht, und den die Igla in einer Länge von ſieben geogr. Meilen durchſtrömt. In dieſem Kreiſe hat der Fluß meiſt eine Breite von 10—12 und bei Eibenſchütz insbeſondere von 15—25 Klaftern, welche Breite ſie auch bis zu ihrer Vereinigung mit der Taya beibehält. Ihr Gefälle iſt keineswegs allgemein bekannt, nur einige Punkte ſind zu beſonderen Waſſerbauten nivellirt; ſo z. B. hat ſie bei Hrubſchitz ein Gefälle von fünf Linien auf die Klafter und bei Eibenſchütz nur von zwei Linien auf die Currentklafter. Vor Eibenſchütz, bei welchem Städtchen ſie die Oslawa (ſ. d. Art.) aufnimmt, durchfließt ſie eine Zeit lang den brünner Kreis, in den ſie aber erſt unterhalb Eibenſchütz auf immer übergeht. Durch die Einmündung des ebenerwähnten Fluſſes wird das Ufer der Iglawa hart angegriffen, ſodaß ſich ſeitwärts große Sandbänke bilden, welche zu Serpentinen die Anlage geben. Im brünner Kreiſe, den der Fluß in einer Länge von etwa vier Meilen durchzieht, ſind die Ufer meiſt flach, obgleich in der Nähe derſelben auch bedeutende Anhöhen zu finden ſind. Bei dem Markte Pohrlitz überſchreitet die von Wien nach Brünn und Lemberg führende Haupt-, Commercial- und Poſtſtraße den Fluß, der oberhalb dieſes Ortes gewöhnlich eine Tiefe von 3—4 Fuß hat. Hierauf fließt die Iglawa durch ebene, überaus fruchtbare Gegenden ihrer Vereinigung mit der Taya entgegen, in die ſie ſich, auf dem linken Ufer zwiſchen den Märkten Muſchau und Tracht ergießt, nachdem ſie noch früher die waſſerreiche Schwarza oberhalb des letztern Ortes mit ſich vereinigt hat. Durch den ungünſtigen Einfall dieſes Fluſſes wird der Iglawafluß in ſeinem Laufe ſo beirrt, daß er ſich in mehre Arme zerſplittert und bedeutende Schlangenwindungen zu machen genöthigt wird. Die Igla iſt weder ſchiff- noch floßbar, aber dafür um ſo bedeutender für die an ihm gelegenen Landſtriche durch die Verheerungen, welche er bei ſeiner Anſchwellung jährlich anrichtet, und dieſe müſſen von Jahr zu Jahr darum noch bedeutender werden, weil der Fluß von Trebitſch herab eine außerordentliche Menge Sand bringt, und damit das Flußbette verſetzt, indem keine der vorhandenen Wehren eine Schleuße hat, durch welche das Waſſer abgelaſſen werden könnte. Es ſind dadurch die Grundſtücke von 3 Städten, 5 Märkten und 35 Dörfern, die an ſeinen Ufern oder in der Nähe derſelben liegen, dem Verderben preisgegeben.

(G. F. Schreiner.)

Digitized by Google

IGLESIAS. Hauptſtadt des Bezirkes Cirerro in der ſardiniſchen Provinz Cagliari, acht Meilen weſtlich von Cagliari mit 6000 Einwohnern. Sie iſt der Sitz eines Biſchofs, hat eine Kathedrale, drei Mönchsklöſter, bedeutende Bienen- und Schafzucht, guten Ölbau und liefert vorzüglichen Käſe. (*R.*)

IGLINCZ, ein mehren Grundbeſitzern, vorzüglich aber der freiherrlichen Familie Vécſey gehöriges Dorf im ſzerednyer Gerichtsſtuhle der unghvárer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, dicht an der beregher Comitatsgrenze, im Gebirge, am rechten Ufer eines raſchen Gebirgsbaches zwiſchen den Dörfern Gajdos, Horlyó und Kis-Mogyoros (beregh. Geſp.) gelegen, 1½ Stunde nordoſtwärts von Szerednye entfernt, mit einer zum munkátſer griechiſch-katholiſchen Bisthume gehörigen eigenen Pfarre, einer Kirche der unirten Griechen, 67 Häuſern und 419 rußniakiſchen Einwohnern, die, mit Ausnahme von 17 Juden, ſämmtlich der katholiſchen Kirche zugethan ſind und ſich vom Feldbaue nothdürftig ernähren. (*G. F. Schreiner.*)

Iglit (Igloit), ſ. unt. Aragonit.

IGLÓ, latein. Iglavia, ſlaw. Nowa-Ves, teutſch Neudorf, der vornehmſte unter den 16 zipſer Kronflecken, ein anſehnlicher und wohlgebauter Ort, jedoch meiſt nur aus einer langen, breiten und ziemlich reinlichen Straße beſtehend, in deren Mitte der Platz ſich befindet und ein Paar Nebengaſſen, in einer hübſchen Ebene (48° 56′ 30″ n. Br. und 38° 14′ 30″ ö. L. und 1462 Fuß über der Meeresfläche), am linken Ufer des Hernadfluſſes, welcher hier einige Mühlen und auch eine Papiermühle treibt und gemeiniglich die Kunder oder Kunnert genannt wird, in einer ſehr angenehmen, man möchte ſagen, romantiſchen Lage, in einem breiten Thale mit einer unvergleichlich ſchönen perſpectiviſchen Ausſicht auf die einige Stunden entfernt gelegenen Karpathen, 2½ Stunden ſüdlich von Leutſchau entfernt. Neudorf iſt die ſchönſte und auch die erſte unter den 16 zipſer Städten, welche zuſammen einen eigenen Bezirk bilden, der nicht zuſammenhängt, ſondern in kleinen Enclaven in verſchiedenen Gegenden der zipſer Geſpanſchaft zerſtreut liegt, nicht unter dem Comitate ſtehen, ſondern deren jede ihr eigenes Gericht hat, von welchem ſie an den ſogenannten Grafen und den Adminiſtrator (königl. Cameral-Adminiſtration der 16 privil. zipſer Flecken) von dieſem an die königl. Tafel und endlich an die Septemviral-Tafel appelliren. Dieſer Flecken iſt der Sitz der königl. Cameral-Adminiſtration und des Provinzial-Magiſtrates, eines Salzamtes und eines von der ſchmölnitzer Direction abhängigen Bergamtes. Sie hat vier Thore, 770 Häuſer, worunter es einige ſehr anſehnliche Gebäude gibt, als: das gutgebaute Stadthaus, worin die Verſammlungen der Provinz abgehalten werden, das Archiv aufbewahrt wird und die königl. Cameralverwaltung ihren Sitz hat, das Theater und mehre hübſche Privathäuſer, 5871 Einwohner, welche 3685 Katholiken und 2186 Proteſtanten unter ſich zählen, viel ſchönen Flachs bauen, gute Leinwand verfertigen und in den benachbarten Wäldern eine ſtarke Bienenzucht treiben, eine eigene katholiſche und eine Pfarre der Evangeliſchen augsburgiſcher Confeſſion, eine hübſche katholiſche Kirche mit einem ſchönen Thurme, in dem ſich eine große Glocke befindet, eine ſlowakiſche Kirche und vier meiſt niedliche Kapellen, ein evangeliſches Bethaus mit einem ſchönen Altarblatte von dem peſther Maler Stunder, die Stärkung des Heilands durch einen Engel darſtellend, ein Bürgerſpital, eine Salzniederlage, ein Berggericht, eine katholiſche Hauptſchule, und eine Schule der Evangeliſchen, ein hübſches neues Rathhaus, ein Kaffee- und Ballhaus, eine Papier-, Walk-, Schleif- und Sägemühle, einen hübſchen evangeliſchen Gottesacker, ein öffentliches Bad an einem ſehr angenehmen Orte, einige hübſche Gärten und angenehme Spaziergänge, nicht unergiebige Kupfer- und Eiſengruben, mehre Schmelzhütten und Hämmer, gute Marmorbrüche und eine eigene Briefſammlung für das Poſtamt Leutſchau. Igló hat auch Leinwebereien und Bleichen, einige Einkehrwirthshäuſer und in der Nähe ſehr fruchtbare Grundſtücke. Bei Igló findet man etwas Gold, Kupfer, Kupfergrün, Malachit und Eiſen. Kupfer wird aus dem Johannisſtollen gewonnen; das neudorfer Eiſen iſt das beſte im ganzen Comitate. Die Kupferausbeute, welche faſt bis zu 40,000 Fl. Conv.-M. abwarf, iſt ſeit einiger Zeit in Abnahme. (*G. F. Schreiner.*)

IGMAND, 1) Nagy-I., ein dem Grafen Eſzterházy gehöriges Dorf im geſzteſer Gerichtsſtuhle der komorner Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, in der obern oder kleinen ungariſchen Ebene, an der von Raab über Bicſke nach Ofen führenden Seitenſtraße gelegen, 2½ Meilen weſtwärts von Tata entfernt, mit 237 Häuſern, 2014 magyariſchen Einwohnern, welche 1356 Evangeliſche helvetiſcher Confeſſion, 651 Katholiken und 7 Juden unter ſich zählen und größtentheils vom Feldbaue und der Viehzucht leben, einer eigenen katholiſchen Pfarre des raaber Bisthums, einem Paſtorate der Reformirten, einer katholiſchen Kirche, einer Schule, einem Wirthshauſe und Kornſpeicher und einer Mühle. 2) Kis-I. oder Klein-I., ein von mehren Edelleuten, die dort ihre adeligen Sitze haben, bewohntes Dorf deſſelben Comitates und Gerichtsſtuhles, drei Viertelſtunde nordoſtwärts von dem vorigen entfernt, mit 85 Häuſern, 632 magyariſchen Einwohnern und einer Kirche der Evangeliſchen helvetiſcher Confeſſion. (*G. F. Schreiner.*)

IGNAMEN. Mit dieſem Namen, welcher, wahrſcheinlich indiſchen Urſprungs, ſich zuerſt bei Garcia del Huerto (1563) findet, und von den ſchifffahrenden europäiſchen Völkern verſchiedentlich geſchrieben wird (Inhames der Portugieſen, Iñames der Spanier, Ignames der Franzoſen, Yams der Engländer), bezeichnet man die eßbaren Knollen mehrer Arten von Dioscorea (ſ. den Art.) und misbräuchlich auch die Bataten (ſ. Convolvulus Batatas). (*A. Sprengel.*)

Ignarucu, braſiliſche Benennung des Leguans, ſ. Iguana.

Ignatia *L. fil.*, ſ. Strychnos.

Ignatiana *Lour.*, ſ. Strychnos.

Ignatianer, Anhänger des Ignatius von Loyola, ſ. Jesuiten.

Digitized by Google

Ignatio de Agana (Geogr.), ſ. Agana.

IGNATIUS. I. Biographie, 1) der Biſchof von Antiochien, gegen das Ende des 1. und im Anfange des 2. Jahrh. Schon das, was die älteſten Quellen über ſein Leben und ſeine Schickſale berichten, gibt zu manchem Zweifel Veranlaſſung, und ebenſo iſt über die Briefe, welche ſich unter ſeinem Namen erhalten haben, bereits im 17. Jahrh. ein Streit begonnen worden, der ſich, ohne anderweitige entſcheidendere geſchichtliche Angaben, nicht leicht mit völliger Gewißheit dürfte beſeitigen laſſen.

Was das Leben des Ignatius betrifft, ſo ſoll er ein Schüler der Apoſtel geweſen, und beſonders mit Johannes in innigem Verhältniſſe geſtanden, ja ſogar nach einer ſehr alten Sage [1]), Chriſtum nach ſeiner Auferſtehung wirklich im Fleiſche geſehen und an ihn geglaubt haben. Als Biſchof von Antiochien wird er bald als Nachfolger des Evodius [2]), bald als Nachfolger des Petrus, der zweite Biſchof dieſer Stadt genannt [3]), und er ſoll dieſes Amt als Muſter aller Tugenden mit heiligem Eifer verwaltet haben [4]). Von ſeinen ſonſtigen Lebensverhältniſſen erfahren wir nichts, und nur über ſeinen Märtyrertod, den er zu Rom im J. 106 oder 116 erduldet haben ſoll, haben ſich ausführliche, aber ſich mehrfach widerſprechende und entſtellte Nachrichten erhalten [5]). Euſebius [6]) berichtet, Ignatius ſei von Syrien nach Rom geſchickt und hier wegen ſeiner Standhaftigkeit im Bekenntniſſe des Namens Chriſti den wilden Thieren als Speiſe vorgeworfen worden. Bei Gelegenheit dieſer ſeiner Reiſe durch Kleinaſien habe er die Gemeinden daſelbſt mündlich und ſchriftlich getröſtet und ſie ermahnt, vorzüglich alle falſche Lehre zu meiden und ſich an die echte apoſtoliſche Überlieferung zu halten. Sein Nachfolger im biſchöflichen Amte ſei ein gewiſſer Heron geworden. Mit welcher Freudigkeit und Standhaftigkeit Ignatius dem Märtyrertode entgegengegangen ſei, meldet unter den älteſten Kirchenvätern auch Irenäus [7]). In den Not. 5 angeführten Acta martyrii S. Ignatii wird die Geſchichte ſeines Märtyrertodes ſehr umſtändlich erzählt. Der Kaiſer Trajan ſoll bei ſeinem Feldzuge gegen die Parther durch Antiochien gekommen, und ſich mit Ignatius, den er als eifrigen Chriſten kannte, in eine Unterredung eingelaſſen haben. Dieſer habe den Kaiſer über das wahre Weſen Gottes und die Erſcheinung Jeſu Chriſti, des Weltheilandes, zu belehren geſucht, ſei aber dafür einer Soldatenwache übergeben worden, um nach Rom abgeführt und hier, zum Vergnügen des Volkes, den wilden Thieren vorgeworfen zu werden. Im Jahre darauf ſei er wirklich im Amphitheater zu Rom von Löwen zerriſſen worden.

Wie viel von den hier erzählten einzelnen Umſtänden wahr ſei, läßt ſich natürlich nicht beſtimmen. Unwahrſcheinlich bleibt es immer, daß der gerechtigkeitliebende Trajan, wenn er den Ignatius zu Antiochien wirklich geſprochen, denſelben zu einer ſo harten Strafe ohne Weiteres ſollte verurtheilt haben. Auch kann ſeine Gefangenſchaft nicht ſo ſtreng geweſen ſein, wenn es ihm möglich war, bei ſeiner Durchreiſe durch Kleinaſien mit den daſigen Gemeinden und Biſchöfen in ſchriftlichen und mündlichen Verkehr zu treten. Überhaupt müſſen, wenn er wirklich zu Rom einem ſo ſchmählichen Tode unter Trajan's Regierung preisgegeben worden ſein ſollte (daß er nämlich als Märtyrer geſtorben, wollen wir nicht bezweifeln), gravirende Umſtände hinzugekommen ſein, die wir aber aus jenen Acten nicht mehr zu erkennen im Stande ſind.

Wie wir nun hinſichtlich dieſer Schickſale des Ignatius im Ungewiſſen ſind, ſo tritt derſelbe Fall ein in Beziehung auf die ſchriftlichen Denkmäler, welche unter deſſen Namen auf uns gekommen ſind. Wir beſitzen nämlich unter ſeinem Namen eine Anzahl Briefe, welche theils echt, theils vielfach interpolirt, theils ganz unecht ſind [8]). Zu jenen gehören ſieben Schreiben an die Gemeinden zu Epheſus, Magneſia, Tralles, Philadelphia und Smyrna, an den Biſchof Polykarp von Smyrna und an die Chriſten zu Rom; zu letzteren die Briefe an eine gewiſſe Maria von Kaſſabolis und deren Antwort, ferner an die Chriſten zu Tarſus, Philippi und Antiochien, an den Diakonus Heron zu Antiochien, endlich zwei Briefe an den Apoſtel Johannes und einer an die Jungfrau Maria, welche letzte drei nur in einer lateiniſchen Überſetzung auf uns gekommen ſind. Über Urſprung, Echtheit und Unechtheit der erſtgenannten ſieben Briefe wurde im 17. Jahrh. ein lebhafter Streit geführt. Dieſe Briefe ſind in einer doppelten Recenſion auf uns gekommen, in einer kürzeren und einer längeren. Jene wurde von Iſaak Voſſius (Amſterd. 1646. 4.) und dann berichtigt vom Biſchof Jacob Uſher (Oxford 1644 und London 1647. 4.) herausgegeben, und beide traten als Vertheidiger der Echtheit dieſer Recenſion auf. Dagegen ſuchten ihre Unechtheit zu beweiſen Blondell, Salmaſius, Dalläus, fanden aber an Hammond (in der dissertat. adv. Blondell. 1651) und vorzüglich an Joh. Pearſon (in den Vindiciis Ignatianis Cantabr. 1672) geſchickte Gegner. In neuerer Zeit haben ſich für die Unechtheit wieder Semler, Heumann, Erneſti entſchieden, und es bedarf in der That noch neuer Forſchungen, um die Sache völlig aufs Reine zu bringen [9]); wie denn ſchon Schröckh [10]) ſich ſehr richtig dahin erklärt: daß, obgleich das Übergewicht der Wahrſcheinlichkeit für die kürzeren Briefe falle, man ſich doch vergebens bemühe, dieſe ganze Streitfrage zu entſcheiden. Auch Neander [11]) hält die kürzere Recenſion

1) *Euseb.* Hist. eccles. III, 36. *Hieronym.* De scriptor. eccles. cap. 16. 2) *Euseb.* Hist. eccles. III, 22. 3) *Euseb.* Hist. eccles. III, 36. 4) *Chrysostom.* Homil. in S. Ignat. Tom. I. p. 499. 5) Cf. *Coteler.* Patr. apostol. Vol. II. p. 157 sq. 6) Hist. eccles. III, 36. Cf. *Reuterdahl*, De fontibus hist. eccles. Euseb. p. 81 sq. Euſebius gebraucht das unbeſtimmte λόγος ἔχει τοῦτον u. ſ. w. von ſeinem Berichte. 7) Adv. haer. V, 28.

8) Zuſammen in *Coteler.* Patr. apostol. T. II. p. 11 sq. 9) Vgl. die Abhandlung in Schmidt's Magazin für Religionsphiloſophie ꝛc. 3. Bd. S. 91 fg. Deſſen Handb. der chriſtl. Kirchengeſch. 1. Bd. S. 421 fg. Wocher, Die Briefe des heil. Ignatius, überſetzt u. erklärt (Tübing. 1829). 10) Chriſtl. Kirchengeſch. 2. Th. S. 344. 11) Allgem. Geſch. der chriſtl. Kirche. 1. Bd. S. 733.

zwar für zuverläſſiger, aber dennoch für ſehr ſtark interpolirt.

Was nämlich die längere Recenſion, ſowie ſehr viele Stellen der kürzeren verdächtig macht, beſteht, außer dem öfteren Mangel alles Zuſammenhanges, vorzüglich in folgenden Punkten: Es kommen Begriffe und dogmatiſche Lehren vor, an welche zur Zeit des Ignatius noch nicht zu denken war; der Doketismus und andere Lehren der Gnoſtiker werden auf eine Weiſe berührt, welche vorausſetzt, daß ſie den kleinaſiatiſchen Gemeinden ſchon hinreichend bekannt ſein mußten, und dies iſt ebenſo wenig von der Zeit, in welcher die Briefe geſchrieben ſein ſollen, erweislich. Endlich wird der biſchöflichen Gewalt, des Gehorſams gegen dieſelbe, dann der Einheit des Altars und der Kirche in der Übereinſtimmung des Volkes mit dem Biſchofe und dem Presbyterium, auf eine ſo eindringliche und überſpannte Weiſe gedacht, daß man nicht die Anſicht eines Apoſtelſchülers zu vernehmen glaubt, vielmehr leicht auf die Vermuthung geleitet wird, der Verfaſſer habe ſeine hierarchiſchen Beſtrebungen unter dem Namen des angeſehenen Märtyrers beſchönigen und ausbreiten wollen. Dem zufolge läßt ſich ſo viel als gewiß annehmen, daß Ignatius, aus deſſen Briefen ſchon Irenäus a. a. O. und Euſebius a. a. O. Stellen anführen, wirklich einige kleinere Schreiben verfaßt haben, daß ebendieſe zu verſchiedenen Zeiten und von verſchiedenen Händen interpolirt, zum Theil auch ganz umgeſtaltet worden ſein mögen, und zwar theils zur Widerlegung der Gnoſis, theils zur Verherrlichung der biſchöflichen Hierarchie und des Märtyrerthums. Die erſten Verſuche dieſer Fälſchung können daher noch vor der Mitte des 2. Jahrh. vorgenommen worden ſein. (*Lobegott Lange.*)

2) J., ſeit 846 Patriarch von Conſtantinopel. Er war ein Sohn des Kaiſers Michael Kuropalates, auch Rhangabe genannt, und der Kaiſerin Prokopia. Als Leo der Armenier im J. 813 den Kaiſer Michael genöthigt hatte, der Regierung zu entſagen, wurde Ignatius nebſt ſeinen Brüdern entmannt und ins Exil verwieſen. Hier wurde er Mönch, trat dann bald in ein kirchliches Amt als Lector, und wurde, nachdem er die unteren Stufen durchlaufen, als Presbyter geweiht, ihm auch die Aufſicht über das Kloſter des heil. Satyrus übertragen. Im J. 842 übernahm die Kaiſerin Theodora, als Vormünderin ihres Sohnes Michael, die Regierung des Reichs, und vorzüglich durch ihre Vermittelung wurde, nach dem Tode des Patriarchen Methodius, Ignatius, den ſie ebenſo ſehr als eifrigen Vertheidiger der Bilderverehrung, als wegen ſeines ſtrengen Lebens ſchätzte, im J. 846 zum Patriarchen von Conſtantinopel erhoben. Zwar geſchah dies nicht ohne Widerſpruch; allein Ignatius ſetzte es bald durch, daß der Biſchof Gregorius von Syracus, ſein heftigſter Gegner, auf einer Synode ſeiner Würde entſetzt wurde, konnte jedoch die Beſtätigung dieſer Entſcheidung von den römiſchen Päpſten Leo und Benedict nicht erlangen. Später wurde er in noch unangenehmere Händel verwickelt, an welchen der genannte Gregor wieder Antheil hatte. Nachdem Michael die Regierung ſelbſt übernommen, hatte ſein Onkel Bardas, der Theodora Bruder, ſeine Schweſter vom Hofe zu entfernen und ſich die höchſte Gewalt anzueignen gewußt. Dieſen ausſchweifenden Mann hatte der Patriarch oft zur Änderung ſeines Lebens ermahnt, und da dies nichts half, ihm am Epiphaniasfeſte 857 den Genuß des Abendmahles verweigert. Bardas ſuchte ſich zu rächen. Er überredete den Kaiſer, ſeine Mutter und ſeine Schweſtern dem Nonnenſtande zu weihen, und ihnen durch Ignatius die Haare abſcheeren zu laſſen. Der Patriarch weigerte ſich, eine ſo ungerechte Handlung an Perſonen, die nichts begangen, zu vollziehen, und wurde deshalb des Verbrechens der beleidigten Majeſtät angeſchuldigt. Vergebens ſuchte er Zuflucht am Altare ſeiner Kirche; er wurde auf die Inſel Terebinthus ins Exil gebracht, und konnte unter allerlei Mishandlungen nicht dazu bewogen werden, ſeiner Patriarchenwürde zu entſagen. Trotz dem wurde der gelehrte Photius, jedoch, wie es ſcheint, gegen ſeinen Willen, zu ſeinem Nachfolger ernannt; mehre Anhänger des Ignatius, welche dieſer Wahl widerſprochen hatten, wurden auf kaiſerlichen Befehl ins Exil geſchickt, und Ignatius ſelbſt, den man aus ſeiner Verweiſung herbeigeholt hatte, auf einer Synode zu Conſtantinopel im J. 861 angeblich weil er nicht kanoniſch Patriarch geworden, ſeiner Würde entſetzt und ins Exil zurückgeſchickt. Der römiſche Biſchof Nicolaus nahm ſich zwar des Ignatius an, und bemühte ſich, die Entſcheidung wegen der ſtreitigen Wahl von ſeinem Stuhle abhängig zu machen. Allein erſt, nachdem Michael von dem Kaiſer Baſilius im J. 867 ermordet worden war, ſetzte dieſer den Ignatius, ſeinen alten Freund, in die Patriarchenwürde wieder ein, und Ignatius excommunicirte nun auf einer Synode den Photius und alle ſeine Anhänger im J. 869. Ignatius blieb ungeſtört im Beſitze dieſer Würde bis an ſeinen Tod, der im October 878 erfolgte. Er ſtarb in hohem Alter und im Rufe großer Heiligkeit, die ſich ſelbſt nach ſeinem Tode durch Wunder offenbart haben ſoll. Schriftlich haben wir nur von ihm: eine Synodalrede und zwei Briefe an die römiſchen Päpſte Nicolaus und Hadrian *). (*Lobegott Lange.*)

3) J., mit dem Beinamen Chadſchadur, iſt einer der Schüler des berühmten Gründers des Mechitariſtenordens, des Abtes Mechitar, gemeinhin „der Abt Vater" (ſ. den Art. Mechitar) genannt. Ignatius ward geboren zu Conſtantinopel im J. 1708 und ſtarb zu Venedig 1780. Ignatius ſchrieb eine ausführliche Geſchichte Armeniens, die auf St. Lazaro bei Venedig im Manuſcript vorhanden iſt. Sie iſt bis jetzt dem Drucke nicht übergeben worden, weil die Geſchichte Armeniens des P. Michael Tſchamtſchean von den älteſten Zeiten bis zum Jahre 1784, in drei ſtarken Quartbänden von mehr

---

*) Quellen ſind: *Nicetas*, Vita S. Ignatii ap. *Harduin.* Act. Concil. Tom. V. p. 944 sq. *Zonarae* Annales. Lib. XVI. p. 161 sq. T. II. ed. Paris. Die angeführten Schreiben des Ignatius finden ſich auch in den erwähnten Synodalacten; auch in der Sammlung von Manſi (Tom. XVI). Unter den Briefen des Patriarchen Photius betreffen mehre die Angelegenheiten des Ignatius, ſ. *Photii* Epp. ed. *Montacutius* (Lond. 1651).

Digitized by Google

als 3000 Seiten, vollſtändiger befunden wurde. **Neumann**, Verſuch einer Geſchichte der armeniſchen Literatur. S. 293. 295. (*C. F. Neumann.*)

4) I. von Loyola, ſ. unt. Jesuiten.

5) I. Albert von Riegg, Biſchof von Augsburg, wurde den 6. Jul. 1767 geboren zu Landsberg in Baiern, unterrichtet am Gymnaſium zu München, den 15. Oct. 1785 in das Kloſter der regulirten Chorherren zu Polling aufgenommen, wo er wegen ſeiner Vorliebe für Phyſik und Mathematik zuerſt die Aufſicht über das klöſterliche Cabinet und Obſervatorium erhielt. Am 6. Nov. 1791 wurde er als Profeſſor der Phyſik und Mathematik an das Gymnaſium zu München, und 1794 an jenes zu Neuburg gerufen, wo er 1798 auch das Rectorat des Schulhauſes, und 1799 ſtatt des Lehramts, die Leitung des adeligen Erziehungshauſes und Studenten-Seminars erhielt. Nach der Auflöſung der Klöſter wurde er Oberſchul- und Studiencommiſſar der Provinz Neuburg, während er zugleich vorerſt Pfarrer von Allersberg, dann von Monheim war, welche Stellen er durch einen Vertreter verſehen laſſen konnte. Erſt als er am 30. Aug. 1806 ſeines Referats in Schulangelegenheiten entbunden war, widmete er ſich ſelbſt ſeinem Pfarramte zu Monheim. Nach dem Aufruhr in Vorarlberg wurde er Mitglied der daſigen Unterſuchungscommiſſion in geiſtlichen Angelegenheiten; im Nov. 1811 auch beauftragt, die Unterſchriften zum freiwilligen Staatsanlegen im Oberdonau- und Illerkreiſe zu eröffnen. Im J. 1817 wurde er auf die Pfarrei zu U. Frau in München verſetzt, wo er nach der Errichtung des Erzſtiftes auch Domcapitular auf den Vorſchlag ſeines Gönners, des Miniſters von Thürheim, ſpäter mit dem Civilverdienſtorden beehrt, 1824 zum Biſchofe von Augsburg und zum Reichsrathe erhoben wurde. In ſeinem Sprengel entwickelte er eine außerordentliche Thätigkeit, und übertraf alle Biſchöfe des Königreichs in der Anſchmiegung an die Launen des Hofes, ſobald dieſer gegen die wahre Aufklärung zum Heucheln und Frömmeln, wie zur Willkür ſich neigte. (*Jaeck.*)

II. Geographie. St. Ignatius, ſ. Pagom.

IGNATZBOHNEN, Fiebernüſſe (Faba Sancti Ignatii, Faba febrifuga, Faba indica), ſind die Samenkörner von dem in Indien auf den philippiniſchen Inſeln wachſenden Ignatiusbaume (Ignatia amara). Sie ſind faſt einen Zoll lang, eckig, länglich, ſehr hart und zähe, äußerlich grau und wie beſtäubt, innerlich grünbräunlich und glänzend, geruchlos aber ſehr bitter, auch narkotiſch und in allen Stücken den gemeinen Krähenaugen ſehr ähnlich. Sie gehören unter die draſtiſchen, ſehr wirkſamen Arzneimittel und wurden beſonders gegen das Fieber empfohlen; allein ihre unangenehme Nebenwirkung machte ihre Anwendung bedenklich. Sonſt koſtete das Stück in Holland vier Fl., 1817 zu Leipzig die Unze vier Thlr., 1822 zu Frankfurt a. M. das Pfund 24 Fl. Rhn., 1824 zu Wien 18 Fl. Conv.-M. Über das Botaniſche der Ignatiusbohne ſ. den Art. Strychnos.
(*Fr. Thon.*)

IGNAVUS wurde von den ältern Naturforſchern das Faulthier (Bradypus) genannt. (*Burmeister.*)

Ignaz, ſ. Ignatius.

IGNECZ, auch **IGNITZ**, ſlaw. Sznaçovo, auch Znaczowo, Snyatzowa und Znyátriitzi, ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im käſzonyer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der beregher Geſpanſchaft im Kreiſe dieſſeit der Theiß Oberungarns, dicht an der Grenze des unghvárer Comitats, in der Nähe (weſtlich) der von Unghvár nach Munkács führenden Poſtſtraße, in gebirgiger Gegend gelegen, nicht ganz eine teutſche Meile ſüdlich von dem Markte Szerednye entfernt, mit 55 Häuſern, 771 rußniakiſchen Einwohnern, welche, mit Ausſchluß von 12 Evangeliſchen, ſämmtlich zur griechiſch-katholiſchen Kirche ſich bekennen, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der unirten Griechen und einem großen Waldſtande, durch den ſich überhaupt noch die ganze Umgegend auszeichnet. (*G. F. Schreiner.*)

IGNIS ACTUALIS (Cauterium actuale), veraltete Benennung des glühenden Eiſens bei ſeiner Anwendung als Ätzmittel (ſ. Ätzmittel). (*Wiegand.*)

Ignis brunus und St. Antonii, ſ. Hieropyr.

IGNIS ET AQUAE INTERDICTIO. Die Vorliebe der alten Römer zu ihrem heimiſchen Grund und Boden war ſo groß, daß ſie es für das härteſte Schickſal hielten, denſelben auf immer meiden zu müſſen, und einen aus dem Vaterlande Verbannten als politiſch geſtorben anſahen. Nur in dem Falle alſo, wo ein Römer eine Todesſtrafe erfahren ſollte, konnte ihm die Verbannung aus dem Vaterlande als Rettungsmittel erſcheinen. Aber auch dann vermied es immer noch das Geſetz, die Verbannung als Strafe ſelbſt auszuſprechen, ſondern rechnete immer noch darauf, der todeswürdige Verbrecher werde, um der Todesſtrafe auszuweichen, die Selbſtverbannung wählen. Um dies demſelben zu erleichtern, kündigte man ihm die Verbannung ſymboliſch dadurch an, daß man ihm den Gebrauch des Feuers und Waſſers auf römiſcher Erde verbot, wodurch er von ſelbſt in die Fremde verwieſen ward; und zwar um ſo mehr, da auch jeder andere Römer des Todes ſchuldig galt, der einem ſolchen, cui aqua et igne interdictum erat, Hilfe und Beiſtand leiſtete. Von einem auf dieſe Art in Verbannung Lebenden ſagte man im eigentlichſten Sinne: „In exilio versatur, d. h. e solo, scil. Romano, exiit.“ Die Qualität eines römiſchen Bürgers im juriſtiſchen Sinne (jus civitatis) ging durch das exilium ſofort verloren [1]. Erſt ſpäter fing man an, auch bei den Römern die Entfernung aus dem Vaterlande als geſetzlich ausgeſprochene Strafe eintreten zu laſſen, wobei ſie aber natürlich den

1) Das eben Geſagte wird namentlich durch eine Stelle bei Cicero (pro Caecina, Cap. 11) gut erläutert, wo es heißt: „Exilium non est supplicium, sed perfugium portusque supplicii. Nam qui volunt poenam aliquam subterfugere aut calamitatem, eo solum vertunt, hoc est, locum ac sedem mutant. Itaque nulla in lege nostra reperietur, ut apud ceteras civitates, maleficium ullum exilio esse mulctatum; sed quum homines vincula, neces, ignominiasque vitant, quae sunt legibus constitutae, confugiunt quasi ad aram in exilium: qui si in civitate legis vim subire vellent, non prius civitatem, quam vitam amitterent.“

Digitized by Google

förmlichen Charakter der Landesverweiſung (deportatio) annahm. Auch dabei aber blieb die Wirkung des bürgerlichen Todes eines ſolchen Verwieſenen [2]). Der Unterſchied zwiſchen der wahren Deportatio und der aquae et ignis interdictio beſtand in Folgendem: 1) Bei der aquae et ignis interdictio wurden die Verbrecher nicht durch äußerliche Gewalt aus ihren Wohnſitzen vertrieben, ſondern man zwang ſie blos durch Entziehung jedes Unterhaltes, den heimiſchen Boden ſelbſt zu verlaſſen. Denn da jeder Römer des Todes ſchuldig erklärt ward, der ſo einem, cui aqua et igne interdictum erat, irgend einen Beiſtand leiſtete, ſo war der Letztere, um nicht vor Hunger und Durſt umzukommen, durchaus genöthigt, ſein Vaterland zu meiden. Bei der Deportation dagegen wurden förmlich Untergerichtsperſonen an den zu Deportirenden abgeſendet, welche ihn bis auf die Inſel, welche ihm zum Aufenthalte beſtimmt war, begleiteten, und die dortigen Bewohner öffentlich als Zeugen darüber aufriefen, daß ſie den Deportirten wirklich an den Ort ſeiner Beſtimmung gebracht. 2) Nur das unbewegliche Gut, nicht aber das bewegliche, ward denen, quibus aqua et igne interdictum erat, entzogen; das letztere konnten ſie ungeſtört aus dem Vaterlande mit wegnehmen. Bei der Deportationsſtrafe aber beſtand ein weſentlicher Punkt ihrer Empfindlichkeit darin, daß alles Beſitzthum des Deportirten öffentlich verkauft ward. 3) Diejenigen, quibus aqua et igne interdictum erat, waren nicht genöthigt, an einem beſtimmten Orte ſich aufzuhalten, ſondern konnten leben, wo ſie wollten, ſobald ſie nur in einer gewiſſen Entfernung von Rom ſelbſt, oder von ihrem bisherigen Aufenthaltsorte ſich verhielten, oder eine andere Gegend nicht betraten, die ihnen ausdrücklich bezeichnet worden war. Häufig hieß es in den Magiſtrats-Decreten über die aquae et ignis interdictio: „Ut quadraginta vel quinquaginta millia passuum ab Urbe absit,“ oder: „ut intra quartum lapidem ab Urbe non commoretur,“ mit Bezug auf die Steine, wodurch die Stadien auf den römiſchen Hauptſtraßen bezeichnet wurden. Die Deportirten dagegen waren in der Regel auf den Aufenthalt beſchränkt, der ihnen durch Bezeichnung einer beſtimmten Inſel angewieſen worden. Über die Urſachen der allmäligen Verwandlung der aquae et ignis interdictio in die deportatio hat ſich namentlich Rudolf Hommel in ſeiner Abhandlung: Quid de poenis Romanorum criminalibus jure Justinianeo obviis philosophice statuendum sit? [Lips. 1787. 4.]. p. 42 sq. befriedigend ausgeſprochen. Auch ſind daſelbſt die Rechtfertigungsgründe der römiſchen Deportationsſtrafe — welche mit der ſonſt üblichen teutſchen Strafe der Landesverweiſung durchaus nicht paralleliſirt werden darf — deutlich nachgewieſen. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Ignis fatuus (Phyſ.), ſ. Irrlicht.

Ignis judicium (Feuerprobe), ſ. unt. Gottesurtheile.

Ignis lambens (Phyſ.), ſ. unt. Elektricität.

Ignis persicus, ſ. Heiliges Feuer.

IGNIS POTENTIALIS (Cauterium potentiale), veraltete Benennung des Ätzmittels (ſ. Ätzmittel). (*Wiegand.*)

Ignis sacer, ſ. Heiliges Feuer und Hieropyr.

Ignis sylvestris, ſ. Hitzblattern.

IGNORANTIA. Alle von der menſchlichen Willkür durch Einwirkung auf die übrigen menſchlichen Kräfte hervorgebrachten Handlungen ſind entweder Begehungen oder Unterlaſſungen, und zwar beide theils erlaubte, theils unerlaubte. Inſofern erlaubte ſowol, als unerlaubte Unterlaſſungen oder Begehungen aus Unkunde (ignorantia) hervorgegangen ſind, kann dieſe Unkunde wieder entweder die Rechtsgeſetze, oder gewiſſe bei den fraglichen Handlungen vorkommende Thatſachen betreffen. (Ignorantia est vel juris, vel facti.) Hierüber gelten nun folgende Hauptregeln:

1) Verluſt von Gütern (damnum emergens) durch willkürliche Begehungen oder Unterlaſſungen deſſen, dem dieſe Güter bisher rechtlich zuſtanden, iſt im Allgemeinen ohne Nachtheil für den Handelnden, ſobald ſich dieſer dabei in einer entſchuldbaren Unkunde (ignorantia invincibilis oder excusabilis) der hierauf Bezug habenden Rechtsgeſetze befand [1]). Der Theorie nach wird übrigens die Entſchuldbarkeit der Rechtsunkunde weder bei Rechtsgelehrten ſelbſt, noch auch bei denen angenommen, welche ſich leicht von Rechtsgelehrten Rath erbitten konnten; obſchon die Praxis, zumal im letztern Falle, bei weitem weniger ſtreng verfährt. Allein man muß hierbei ſtets zwiſchen dem „Schaden bringen“ und: „keinen Vortheil gewähren“ (damnum emergens und lucrum cessans) genau unterſcheiden; wie denn z. B. das für den hier fraglichen Fall gewöhnlich citirte fr. 9. §. 3. D. de juris et facti ignorantia nur von dem alsdann ſtattfindenden non prodesse der ignorantia juris ſpricht; alſo vom lucrum cessans. Ebendarum ſteht auch

2) die Regel feſt: daß bei unterlaſſenen Erwerbungen (lucrum cessans) die fragliche Rechtsunkunde allerdings ſchadet; es müßte denn der hierdurch Verlierende unmündig (sub tutela) oder minderjährig (sub cura) ſein. Perſonen weiblichen Geſchlechts ſind ſchon nach römiſchem Rechte nur in einigen Fällen von dieſem Nachtheil ausgenommen [2]). Und für andere Perſonen,

2) Die hierher gehörige Hauptſtelle des römiſchen Rechts iſt in dem Fr. 2. §. 1. D. de poenis (48, 19) enthalten, wo Ulpian ſagt: „Constat, postquam deportatio in locum aquae et ignis interdictionis successit, non prius amittere quem civitatem, quam Princeps deportatum in insulam statuerit. Praesidem enim deportare non posse, nulla dubitatio est. Sed Praefectus Urbi Jus habet deportandi, statimque post sententiam Praefecti amisisse civitatem videtur.“ Ebenſo heißt es in dem §. 2. J. de publicis judiciis (4, 18): „Publicorum judiciorum quaedam capitalia sunt, quaedam non capitalia. Capitalia dicimus, quae ultimo supplicio afficiunt, vel *aquae et ignis interdictione*, vel deportatione, vel metallo.“

1) Hierher gehört die in dem Fr. 7. D. de jur. et facti ignor. (22, 6) enthaltene Rechtsregel: „Juris ignorantia suum petentibus non nocet.“ 2) In der Const. 13. C. de juris et facti ignorantia (1, 18) heißt es ausdrücklich: „Ne passim liceat mulieribus, omnes suos contractus retractare, statuimus, si per

Digitized by Google

welchen hier und da ein gleiches Ausnahme-Recht zugeſchrieben wird, läßt ſich daſſelbe im Allgemeinen gar nicht erweiſen; alſo z. B. nicht zum Beſten der Soldaten; wenn man ſich deshalb auch auf const. 1. C. de juris et facti ignorantia (1, 18) fr. 9. §. 1. D. eod. tit. (22, 6) und fr. 25. §. 1. D. de probation. (22, 3) beruft; weil hier nur von ganz ſpeciellen Fällen die Rede iſt, wo die Begünſtigung als Gnadenſache erſcheint. Ebenſo wenig zum Beſten der Bauern; obgleich man in dieſer Beziehung ſeine Zuflucht zu fr. 2. §. 7. D. de jure Fisci (49, 14) fr. 7. §. 4. D. de jurisdict. (2, 1) fr. 1. §. 3. D. de edendo (2, 13) und fr. 3. §. 22. D. ad Senatuscons. Silan. (29, 5) zu nehmen pflegt [3]).

3) Unkunde von Thatſachen (ignorantia facti) iſt niemals auf gleiche Weiſe nachtheilig, wie Unkunde von Rechtsſätzen: doch ſchadet jedem die Unkunde ſeiner eigenen Handlungen, ſobald ſie nicht lange ſchon vergangen, oder ſo verwickelt ſind, daß die getreue Erinnerung daran nicht wohl zu verlangen iſt, oder, ſobald nicht das Gedächtniß der fraglichen Perſonen an beſonderer, notoriſcher Schwäche leidet [4]). Dagegen ſchadet die Unkunde fremder Handlungen weder beim wirklichen Verluſt (damnum emergens), noch bei unterlaſſenen Erwerbungen (lucrum cessans) [5]); es müßte denn von ganz allgemein bekannten Thatſachen die Rede ſein [6]).

Übrigens kann weder ignorantia juris, noch ignorantia facti in zweifelhaften Fällen vermuthet werden; ſondern der ausdrückliche Beweis darüber muß von denen beigebracht werden, die an der Exiſtenz derſelben ein weſentliches Intereſſe haben. Die häufige Verwechſelung der Begriffe von ignorantia facti und ignorantia juris in den römiſchen Quellen erklärt ſich ſehr leicht daraus, daß bei beiden Arten der ignorantia, genau genommen, factiſche Umſtände vorausgeſetzt werden: nur mit dem Unterſchiede, daß bei der ignorantia facti der Mangel an richtigen Begriffen ſich unmittelbar auf das factum ſelbſt bezieht, während er bei der ignorantia juris die Geſetzanwendung auf factiſche Umſtände betrifft.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

Ignorantins Frères, ſ. unt. Jesuiten.

Igoana, einerlei mit Iguana (ſ. d. Art.).

IGOR. A. Großfürſten von Rußland. 1) **Igor, Inger, Rurikowitsch**, dritter Großfürſt [1]) von Rußland, wurde geboren, als ſein Vater Rurik in Nowgorod herrſchte. Bei ſeines Vaters Tode 879 war er noch ein Kind; deshalb ſetzte ihn Rurik unter die Vormundſchaft ſeines Verwandten Oleg, dem er auch die Regierung übergab. Um Eroberungen im Süden zu machen, zog Oleg im J. 882 mit vielen Truppen aus Nowgorod, und nahm auch Igor mit. Als ſie oberhalb der Stadt Smolensk ihre Zelte aufgeſchlagen hatten, und die Älteſten der Smolensker herausgezogen waren, ſtellte Oleg ihnen Igor, Rurik's Sohn, vor; ſie ernannten dieſen darauf zu ihrem Herrn, und die ganze Stadt ergab ſich an ihn. Hierauf kam Oleg an die kiewſchen Berge, und als er gewahr wurde, daß Askold und Dir in Kiew regierten, verbarg er Truppen in den Böten, und die übrigen ließ er zurück. Er ſelbſt trug das Kind Igor, legte unter Ugorſkoje an, und ließ Askold und Dir auffodern, doch zu ihnen und ihren Landsleuten, welche als Kaufleute mit Oleg und dem Prinzen Igor nach Griechenland gingen, heraus zu kommen. Als ſie dies gethan hatten, nahm Oleg Igor'n an ſeine Hand, und ſagte zu ihnen: „Ihr ſeid weder Knäſen, noch von Knäſenabkunft; ich aber bin Knäs, und mir gebühret zu regieren, dieſer aber iſt Rurik's Sohn, der Prinz Igor." Nun ſtürzten Igor's Truppen aus den Böten heraus, und erſchlugen Askold und Dir. Oleg mit Igor machte dann Kiew zum Regierungsſitz. Im J. 903 erhielt er zwar Olga aus Pleſkow von Oleg als Gattin zugeführt; obgleich er erwachſen war, ſo ging er doch, wie Neſtor ſich ausdrückt, dem Oleg nach, und gehorchte ihm. Wahrſcheinlich aber ſah er ſich nicht mit ſeinem Willen von der Theilnahme an der Regierung ausgeſchloſſen. So lange er Kind war, zeigte ſich Oleg nur als Vormund; da Letzterer ſelbſt kein Recht zum Regieren hatte, ſo wurde Igor überall als Rurik's Sohn und Erbe vorgeſchoben. In der Folge aber, als der Vormund feſt ſaß, verſchwindet der Mündel; ſchon über 30 Jahre alt wohnte er doch 907 nicht dem Zuge gegen die Griechen bei. Nach Oleg's Tode erſt, 912 oder 913, fing er zu regieren an. Die Drewier verweigerten ihm nach Oleg's Dahintritt den Gehorſam; da zog er 914 gegen ſie, beſiegte ſie, und legte ihnen größere Abgaben auf. Zum Günſtling hatte er den Wojewoden Sventeld. Dieſer quälte die Uglitzen, und der Großfürſt legte ihnen einen Tribut auf, welchen er dem Wojewoden ſchenkte, wie den Tribut der Drewier, und Sventeld zog von den letzteren von jedem Rauchfang einen ſchwarzen Marder ein. Igor's Truppen waren aber unwillig, daß er einem einzigen Manne ſo viel gegeben. Im Jahre 915 kamen die Petſcheneger zum erſten Male nach Rußland, und zogen, nachdem ſie mit Igor'n Frieden gemacht, an die Donau hinab, aber bereits im J. 920 hatte dieſer wieder Krieg mit ihnen. Beſſer verbürgt als dieſe durch Neſtor gegebenen Nachrichten ſind die Angaben des den Begebenheiten gleichzeitigen Luitprand

---

ignorantiam juris damnum aliquod circa jus vel substantiam suam patiantur, in his tantum casibus, in quibus praeteritarum legum auctoritas iis suffragatur, subveniri." Dieſe hi tantum casus aber ſind enthalten in dem Fr. 15. §. 5. D. ad legem Corneliam de falsis (48, 10), Fr. 2. §. ult. D. de jure Fisci (49, 14) und Const. 9. C. ad Sctum Vellejan. (4, 29).

3) Das Billigkeitsverfahren der Praxis empfiehlt allerdings hierbei mancherlei beſondere Rückſichten; allein dieſe können ſchon an ſich keine allgemeine juriſtiſche Regel darbieten, und nur von dieſer ſollte oben die Rede ſein. 4) Über dieſen letztern Fall vgl. die Abhandlung von *Crell*, De ignorantia facti proprii interdum innocua. (Viteb. 1771. 4.) 5) Cf. Fr. 8. D. de jur. et facti ignor. (22, 6), Const. 4 sq. C. eod. (1, 18). 6) Fr. 9. §. 2. et Fr. 6. D. de jur. et facti ignor. (22, 6).

1) Eigentlich blos noch Fürſt, als welchen ihn auch Karamſin aufführt. Der erſte Großfürſt von Rußland war eigentlich Jaropolk von 972—980. Doch wird Igor z. B. von Schlözer als dritter Großfurſt von Rußland aufgeſtellt.

Digitized by Google

von Cremona [2]), deſſen Stiefvater Hugo die gefangenen Ruſſen in Conſtantinopel enthaupten ſah, und der ſich ſelbſt auch nicht lange darauf in dieſer Stadt als Geſandter befand. Aus ihm ſchöpfte Siegbert von Gemblours, Neſtor's Zeitgenoſſe, ſowie Andere. Ferner ſind vorzüglich beachtungswerth die Byzantiner [3]), und ſelbſt die arabiſchen Schriftſteller Elmakin († 1302) [4]) und Abulfeda († 1331) [5]), welche zwar auch geraume Zeit nach den Ereigniſſen lebten, aber ſich auf ältere Geſchichtwerke ſtützen. Die Byzantiner und Araber gedenken Igor's zwar nicht ausdrücklich, berichten aber doch von dem Heerzuge der Ruſſen. Beſſer noch begründet durch dieſe verſchiedenen Quellen iſt Igor's, oder, wie ihn Luitprand nennt, Inger's [6]) Heerfahrt gegen Conſtantinopel im J. 941. Nach Luitprand auf tauſend und mehr, nach den übertreibenden Byzantinern auf 10,000 Fahrzeugen rückte Igor mit ſeinen Ruſſen im Juni gegen Conſtantinopel. Furchtbare Verwüſtungen und Greuel an den Einwohnern verübten ſie auf dem Lande längs der ganzen Meerenge hin, da des Kaiſers Truppen im Orient gegen die Sarazenen fechtend und auf den Inſeln im Mittelmeere wachend, ihnen keinen Einhalt thun konnten. Mit einer Flotte wurde der Protoveſtiarius Theophanes gegen ſie geſandt, empfing ſie am Leuchtthurme, brachte ihre Schiffe durch griechiſches Feuer in Unordnung, und richtete unter den Fliehenden eine große Niederlage an. Igor zog ſich mit dem Reſte nach Kleinaſien hinüber. In Bithynien wurden die nach Futter und andern Bedürfniſſen ausgehenden Ruſſen von den Truppen des gegen ſie geſendeten Patriciers Bardas, den Sohn des Phokas, mit großem Verluſt geſchlagen. Auch erſchien der Domeſticus Carcuas mit dem ganzen Heere des Orients, und rieb viele der herumſchweifenden, zerſtreuten und abgeſchnittenen Ruſſen auf. Igor ſelbſt zog ſich mit den Übriggebliebenen auf die Fahrzeuge zurück. Aber als der Winter nahte und es an Lebensmitteln mangelte, wollte er, ohne daß es die kaiſerliche Flotte gewahr würde, ſich in die Heimath zurückbegeben, begegnete aber, als er im September die Überfahrt nach Thrazien angetreten hatte, dem wachſamen Theophanes, verlor in dieſem zweiten Seetreffen die meiſten Schiffe, und entkam nur mit weniger Mannſchaft in ſein Land. Nach Neſtor's unwahrſcheinlichem und auch ſonſt durch kein Zeugniß unterſtütztem Berichte unternahm er eine zweite Heerfahrt gegen Conſtantinopel. Nach ſeiner Zurückkunft noch im J. 941, habe er angefangen, viele Truppen zuſammenzubringen, auch zu den Warägern über Meer geſchickt, und ſie zum Mitziehen gegen die Griechen aufgefodert. Zur Ausführung des Planes ſei es erſt im J. 944 gekommen. Viele Truppen: Waräger, Ruſſen, Polen, Slawen, Kriwitſcher, Wiatiſchen und Tiwertzen, ſeien zuſammengekommen. Auch Petſcheneger miethete er und nahm Geiſeln von ihnen. So gerüſtet wandte er ſich, wie Neſtor ſagt, gegen die Griechen auf Fahrzeugen und Roſſen, um ſich zu rächen. Als der Kaiſer durch Geſandte der Cherſoner [7]) davon vernommen, und durch die Botſchaft der Bulgaren erfahren hatte, daß die von Igor gemietheten Petſcheneger zu Lande im Anzuge ſeien, ſoll er Igor'n den Tribut angeboten, welchen Oleg erhalten gehabt, und Pawoloken (koſtbare Zeuche) und Gold in Menge geſchickt haben. Igor ſei ſchon bis an die Donau vorgerückt geweſen und habe Kriegsrath gehalten; durch des Kaiſers Geſchenke geblendet, habe man ihm gerathen, vom Kriege abzuſtehen; Igor ſei ſeinen Bojaren gefolgt. Darauf habe er den Petſchenegern befohlen, Bulgarien zu bekriegen. Er ſelbſt nahm von den Griechen koſtbare Zeuche und Gold für ſich und das ganze Heer, und kehrte nach Kiew zurück. Das Jahr darauf (945) ſchickte der griechiſche Hof an Igor, um die friedlichen Verhältniſſe, wie ſie früher beſtanden, wieder einzurichten. Igor beſprach ſich mit den Geſandten, und gab ihnen eine Botſchaft nach Conſtantinopel mit, durch welche der Friedensvertrag zu Stande gebracht wurde. Dieſer Vertrag merkwürdigen Inhalts wird blos von Ruſſen mitgetheilt; er iſt jedoch, wie der angeblich von Oleg mit dem griechiſchen Hofe abgeſchloſſene [8]), unecht, ungeachtet den chronologiſchen Anſtoß Krug [9]) hinwegzuräumen geſucht hat. Igor und diejenigen Ruſſen, die noch Heiden waren, beſchworen den Frieden in Gegenwart der griechiſchen Geſandten auf dem Hügel zu Kiew, wo Perun ſtand, die chriſtlichen Ruſſen in der Kirche des heil. Elias zu Kiew. Die Bojaren und Truppen beſchwerten ſich 945 bei Igor, daß Svieneld's (Sventeld's?) Leute mit Waffen und Kleidern wohl verſehen, ſie hingegen entblößt ſeien; er möge daher mit ihnen auf Tribut ausgehen. Auf dieſe Veranlaſſung ging er zu den Drewiern, erhöhte den erſten Tribut und verfuhr gewaltthätig mit den Einwohnern. Auf dem Rückwege hatte er den unglücklichen Einfall, ſeine Leute mit dem Tribute heimzuſenden, und mit einem kleinen Trupp umzukehren, um noch mehr zu erlangen. Vergebens ſtellten ihm die Drewier vor, daß er ſeinen Tribut erhalten, aber er hörte ſie nicht. Da zogen ſie aus ihrer Stadt Koroſten (dem jetzigen Iskoroſt im Gouvernement Wolhynien, am Fluſſe Uſcha, 122 Werſt von der Gouvernementsſtadt Schitomir) und erſchlugen ihn mit ſeinen wenigen Begleitern. Nach byzantiniſchen Nachrichten wurde er an zwei Bäume gebunden und in Stücke zerriſſen. Ein hoher Hügel bei Koroſten galt zu Neſtor's Zeit für Igor's Grabhügel. Ihm folgte ſein Sohn Sviatoslav, Anfangs unter Vormundſchaft der Mutter Olga [10]).

2) Hist. lib. V. c. 6. p. 200. 3) Leo, Symeon, Contin., Georg., Cedren und Zonaras bei *Stritter*, Memor. pop. ad Danubium. II. p. 967—971. 4) Hist. Saracenica (Lugd. Bat. 1625). p. 213. 5) Ann. Moslemici, Latinos fec. *Reiske* (Lips. 1754). p. 265. 6) Conſtantinus Porphyrogenetes nennt ihn Ἴγγωρ.

7) Bewohner von Cherſoneſus. 8) Karamſin (I, 126) betrachtet jedoch beide Verträge darum als echt, weil ſie uns die Wechſelverhältniſſe der Griechen und Ruſſen während des 10. Jahrh. den Zeitumſtänden ganz entſprechend darſtellten. Schlözer's Zweifel gegen die Echtheit ſind aber durch die Gründe, welche man für die Echtheit anführt, keineswegs beſeitigt. 9) Kritiſcher Verſuch zur Aufklärung der byzantiniſchen Chronologie (St. Petersb. 1810). S. 108, und früher, Münzkunde Rußlands (Ebend. 1805). 10) Da ſchon Neſtor's Angaben über jene ihm entfernte Zeiten un-

Digitized by Google

2) **Igor Olgowitſch** (Oleg's Sohn), Großfürſt von Kiew, früher Fürſt von Nowgorod-Sewerskoi und Putiwl, ſpielte auch ſchon, bevor er den großfürſtlichen Thron beſtieg, als Gegner ſeines Bruders, des Großfürſten Wſewolod Olgowitſch, eine Rolle. Er wurde nämlich zu dieſem berufen, welcher, bevor er Großfürſt war, das Fürſtenthum von Tſchernigow beſaß, aber nach dem Tode des Großfürſten Jaropolk Wladimirowitſch (ſt. den 18. Febr. 1139), deſſen Bruder Wetſcheſlaw Wladimirowitſch vom großfürſtlichen Throne auszuſchließen ſtrebte, um ihn ſelbſt zu beſteigen. Ihm wurde Perejaſlawl verſprochen. Als aber ſein Bruder Wſewolod ſeinen Zweck erreicht hatte und zum großfürſtlichen Throne gelangt war, gab er ſeinem Vetter Wladimir Davidowitſch Tſchernigow. Igor kam zum neuen Großfürſten nach Kiew, beſchwerte ſich bei ihm über jene Verleihung, und verlangte Tſchernigow für ſich, weil es ihm, wie er behauptete, der Großfürſt vorher verheißen habe; allein dieſe Foderung wurde nicht erfüllt. Hierüber wurde er höchſt unzufrieden. Bei dem Rathe, daß ſein Bruder nicht nur die Macht der Theilfürſten vermindern, ſondern auch ohne Berückſichtigung früherer von ſeinen Vorfahren gegebener Verſicherungen und geſchloſſener Verträge nach ſeinem Willen mit den Beſitzungen derſelben verfahren möge, hatte er offenbar die Abſicht, ſich ſelbſt deſto mächtiger zu machen, wurde aber von dem Großfürſten in dieſem Beſtreben ſchlecht unterſtützt; denn Wſewolod ließ nach dem Tode des Fürſten Andrei Wladimirowitſch des Guten von Perejaſlawl (ſt. den 20. Jan. 1141), dem Fürſten Wetſcheſlaw Wladimirowitſch von Turow ſagen, daß er ſich nach Perejaſlawl begeben möchte, und vereinigte Turow mit Kiew. Wetſcheſlaw ſetzte ſich unverzüglich in den Beſitz von Perejaſlawl. Hierdurch fand ſich Igor ſchwer beleidigt, verband ſich mit den Davidowitſchen, und ergriff die Waffen, um dem Fürſten Wetſcheſlaw Perejaſlawl wider den Willen des Großfürſten zu nehmen. Bei dieſer Nachricht ſchloß Wſewolod Olgowitſch mit dem Fürſten Mſtiſlawitſch von Wladimir in Wolhynien und den übrigen Mſtiſlawitſchen Frieden, und ließ ſeine Brüder, die Olgowitſchen, und ſeine Vettern, die Davidowitſchen zu einer Zuſammenkunft zu Wüſchegrad einladen. Sie ſchlugen dieſes zwar nicht ab, wollten aber mit ihm zuvor über gewiſſe Punkte abſchließen. Deshalb blieben ſie in der Nähe von Wüſchegrad, nämlich Fürſt Swätoſlaw Olgowitſch und Wladimir Davidowitſch bei Olſchitſchi, Fürſt Igor Olgowitſch aber bei Gorodez ſtehen. Der Großfürſt ſandte einen ſeiner Großen mit Vorſchlägen zu ihnen. Igor aber verlangte zu wiſſen, was der Großfürſt ihnen zu geben geſonnen ſei, und erhielt die Nachricht, daß Wſewolod ihnen aus dem Gebiete des Fürſtenthums Turow jedem eine Stadt, nämlich: Bereſt, Dorogobuſch, Tſchertorusk und Klezk beſtimmt habe, aus ſeinen eignen Beſitzungen ihnen aber von dem, um das ſie ihm gebeten hatten, nichts geben wolle. Hierauf verabredete dieſer ſich deshalb mit den ihm verbündeten Fürſten, den Großfürſten um ein Stück des nowgorod-ſeweriſchen Gebietes, welches an ihre Beſitzungen grenzte, nachdrücklich anzugehen. Man bekräftigte dieſe Übereinkunft durch Eidſchwur. Ihr traten auch die Fürſten Wladimir Davidowitſch und Iſäſlaw Davidowitſch bei, und ſanden ſich den folgenden Tag bei Igor ein. Der Großfürſt wußte nichts von dieſen Berathſchlagungen und Verabredungen der Fürſten, und ließ ſie zu ſich zum Mittagsmahle nach Kiew einladen. Sie nahmen aber ſeine Einladung nicht an, und ließen ihm entbieten: Durch ihre Hülfe habe er Kiew erlangt, und verheißen, ihnen gewiſſe Beſitzungen zu ertheilen, namentlich dem Fürſten Igor Perejaſlawl. Allein dieſes Gebiet habe er jetzt dem Fürſten Wetſcheſlaw für Turow gegeben, und wolle ihnen nun ſolche Städte ertheilen, die nicht an ihre Beſitzungen grenzten, und daher ihnen nicht von Nutzen wären. Sie verlangten aber von ihm die Verleihung des tſchernigower und ſeweriſchen Gebietes. Der Großfürſt willigte nicht in ihr Begehren, beſonders wollte er ihnen das ſeweriſche Gebiet der Wätitſchen wegen nicht abtreten. Auf dieſen Beſcheid ließen ſie dem Großfürſten erwiedern: ſie wollten zwar ihn als ihren ältern Bruder in Ehren halten, würde er ihnen aber das Verſprochene nicht gewähren, ſo würden ſie ſelbſt für ſich ſorgen. Hiermit gingen ſie, ohne die Streitigkeiten zu beendigen, aus einander.

Igor und Swätoſlaw verwüſteten einige dem Georg Wladimirowitſch von Susdal gehörige Städte, überfielen Perejaſlawl und ſchloſſen die Stadt ein. Um zu verhindern, daß Igor und deſſen Bruder ſeinen Vaterbruder Wetſcheſlaw vertrieben, eilte ihm Fürſt Iſäſlaw Mſtiſlawitſch von Wladimir in Wolhynien mit einem Heere zu Hilfe, und ließ zugleich ſeinen Bruder, den Fürſten Roſtiſlaw Mſtiſlawitſch von Smolensk erſuchen, ſich mit ihm zu vereinigen. Noch ehe Iſäſlaw anlangte, hatte der Großfürſt Wſewolod dem Fürſten Wetſcheſlaw von Perejaſlawl ſeinen Feldherren Laſar Sakowſki mit den Petſchenegern zum Beiſtande geſandt, mit welchen er ſich tapfer vertheidigte. Während deſſen näherten ſich die Fürſten Iſäſlaw und Roſtiſlaw der Stadt Perejaſlawl, und ließen, bevor ſie über den Dnieper gingen, den Fürſten Igor bitten, er möge nach Vorſchrift des beſchworenen Vertrages den Fürſten Wetſcheſlaw in Ruhe laſſen, und ſie nicht nöthigen, ſich ihres Vetters mit Waffengewalt anzunehmen. Hierauf ſoll Igor mit Stolz, Verachtung und Drohungen geantwortet haben, ward von Iſäſlaw, welcher in derſelben Nacht, ohne ſeinen Bruder abzuwarten, über den Dnepr ging, bei Tagesanbruch

zuverläſſig und theilweiſe mährchenhaft ſind, ſo iſt das in den folgenden Zeiten noch zu ihm Hinzugedichtete wegen ſeiner gänzlichen Grundloſigkeit von mir übergangen. Es findet ſich kritiſch geſchieden bei Schlözer (Neſtor's ruſſiſche Annalen. 2. 3. und 4. Th.), und nach ihm bei Karamſin (Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe überſetzt. 1. Bd. [Riga 1820]. S. 118—129, und Anmerk. zum 1. Bde. S. 330. 331), und bei Tappe (Geſchichte Rußlands nach Karamſin. 1. Th. S. 86—101). Letztere ſind in geographiſcher und anderer Beziehung gute Hilfsmittel, verfahren ungeachtet ihres kritiſchen Bemühens doch zu wenig ſichtend; ſ. mein Forum der Kritik. 1. Bd. 3. Abth. S. 1—28. Bei den ſchwediſchen Geſchichtſchreibern, welche von Igor handeln, heißt er Ingi, Inge; ſ. Dalin, Geſchichte des Reiches Schweden, aus dem Schwed. überſ. von J. Benzelſtierna u. J. C. Dähnert. 1. Th. S. 41—413.

Digitized by Google

angegriffen, verlor die Schlacht und floh mit Schimpf und Schande nach Tschernigow. Bei der Nachricht von dieſem Siege Iſäſlaw's wandte ſich Fürſt Roſtiſlaw Mſtiſlawitſch von Smolensk gegen das tſchernigowiſche Gebiet und eroberte vier Städte. Hierauf rückte ſein Bruder Iſäſlaw ſelbſt ungeſäumt gegen Tſchernigow vor, und bemächtigte ſich aller um die Desna und Tſchernigow gelegenen Örter. Fürſt Wetſcheſlaw, von der treuen Ergebenheit, welche ihm ſeine Neffen erwieſen, entzückt, übergab dem Fürſten Iſäſlaw Perejaſlawl, und kehrte ſelbſt wieder nach Turow zurück. Der Großfürſt Wſewolod traf mit Iſäſlaw die Übereinkunft, daß dieſer Perejaſlawl haben, dagegen aber ihm Wladimir in Wolhynien abtreten ſollte. Letzteres ertheilte der Großfürſt ſeinem Sohne Swätoſlaw Wſewolodowitſch.

Des Friedens ungeachtet, welchen Wſewolod mit den Mſtiſlawitſchen geſchloſſen hatte, rüſtete Igor heimlich Truppen aus, und umringte unerwartet Perejaſlawl, mußte jedoch nach einem dreitägigen Gefechte mit Schmach zurückkehren, und ließ nun dem Fürſten Iſäſlaw Friedensvorſchläge thun. Aber dieſer erwiederte: er könne hierin ohne Vorwiſſen des Großfürſten Wſewolod und ſeines Bruders Roſtiſlaw Mſtiſlawitſch nichts thun, und ließ beiden ſogleich davon Nachricht ertheilen. Der Großfürſt ſuchte die Vereinigung, welche ſich zwiſchen Igor und den Davidowitſchen auf der einen, und den Mſtiſlawitſchen auf der andern Seite zu bilden begann, zu ſtören, und ließ in dieſer Abſicht durch einen aus ihrer Mitte, nämlich ſeinen Vetter, den Fürſten Nicola Swätoſcha Davidowitſch ſeinen Brüdern, den Olgowitſchen, und ſeinen Vettern, den Davidowitſchen, andeuten: ſie möchten ſeine Schwäger, die Mſtiſlawitſchen, nicht weiter bekriegen, weil ſie Treue und Gehorſam zugeſagt hätten. Zugleich verhieß er ſeinen Brüdern und Vettern die Ertheilung der Städte Rogatſchew, Breſt, Drogitſchin und Klezk, und erſuchte ſie, zu beſſerer Berichtigung der Angelegenheiten ſelbſt zu kommen. Dieſem zufolge verſammelten ſich alle ungeſäumt an einem Orte. Bei dieſer Gelegenheit ließ der Großfürſt den Davidowitſchen Wladimir und Iſäſlaw beſonders den Vorſchlag thun, ſich von der Verbindung mit ſeinen Brüdern Igor und Swätoſlaw loszuſagen, und dagegen ſich zu ihm zu halten, wofür er ſie nach ihrem Wunſche befriedigen werde. Dieſen Vorſchlag einzugehen, ließen ſie ſich durch den Fürſten Nicola Swätoſcha Davidowitſch überreden, und der Großfürſt gab ihnen Breſt und Drogitſchin. Dem Fürſten Igor gab er Jurjew und Rogatſchew, und verhieß ihm die Nachfolge in Kiew. So löſte er die gefährliche Verbindung Igor's und des andern Olgowitſchen Swätoſlaw mit den Davidowitſchen auf. Fürſt Igor ſah es als eine große Beleidigung an, daß die Nowgoroder ſeinen Bruder Swätoſlaw Olgowitſch aus Neigung für den Fürſten Jurii (Georg) von Roſtow vertrieben [11]), rüſtete ſich gegen dieſen wider den Rath des Großfürſten zum Kriege, ließ nebſt ſeinem Bruder Swätoſlaw ihren Vetter, den Fürſten von Räſan, um Hilfstruppen bitten, und rückte, von dieſen unterſtützt, in das ſusdaliſche Gebiet des Fürſten Jurii ein, kehrte aber, als er hörte, daß derſelbe gegen ihn aufgebrochen ſei, in ſein Land zurück. Im J. 1143 wurde Igor nebſt andern Fürſten vom Großfürſten Wſewolod in deſſen Schloß zu Kiew berufen, zu ſeinem Nachfolger beſtimmt und aufgefodert, ihm durch Küſſen des Kreuzes zu geloben, daß er als Großfürſt allen Fürſten als ſeinen Brüdern mit gleicher Liebe begegnen, wenn Jemand von ihnen den andern beleidigen ſollte, den Beleidigten ſchützen, den Beleidiger zu ſeiner Beſſerung und Beſtrafung dem Gerichte der Fürſten überliefern wolle. Hierauf verlangte der Großfürſt Wſewolod von den übrigen Fürſten, daß ſie Igor'n bei Küſſung des Kreuzes verſprechen ſollten, daß jeder ſeine ihm verliehenen Beſitzungen regieren, keiner dem andern etwas mit Gewalt nehmen, wenn Igor Jemandem etwas freiwillig und ungezwungen geben werde, er dieſes von Igor's freiem Willen annehmen wolle, daß die Fürſten, wenn ſie zu Rath und Gericht eingeladen würden, ohne Weigerung erſcheinen, und ohne allgemeine Berathſchlagung keine fremden Truppen zu Hilfe rufen wollten. Hierauf legte zuerſt Igor, und dann alle übrigen Fürſten den Eid ab. Nach Beendigung der Ernennung Igor's zur Nachfolge im Großfürſtenthum eröffnete Wſewolod den Fürſten, der polniſche Fürſt Wladiſlaw habe ihn gegen Verſprechung anſehnlicher Vortheile um Hilfe gegen ſeine Brüder bitten laſſen, dies Geſuch habe er nicht abſchlagen können, und bitte die Fürſten, ihn zu begleiten. Ihm antwortete Igor, daß er nur auf ſeine Geſundheit bedacht ſein möge, ſie, ſeine treuen Brüder, wollten allein zu Felde ziehen, und Wladiſlawen den Beſitz des polniſchen Thrones ſichern. Igor zog darauf mit ſeinem Bruder Swätoſlaw Olgowitſch und Iſäſlaw Davidowitſch nach Polen, und führte das Heer an. Er drang in Maſowien ein und traf bald zwei Brüder des Fürſten Wladiſlaw, welche hinter einem Sumpfe in einem befeſtigten Lager ſtanden, und nicht kämpfen wollten, ward von ihnen von da aus um eine Unterredung gebeten, und gab ihnen zur Antwort, da ſie Blutsfreunde und nahe Verwandte wären, ſo könnten ſie verſichert ſein, daß ſie von den ruſſiſchen Fürſten ohne Urſache nicht beleidigt werden würden, und alſo ohne alles Bedenken zu ihnen kommen könnten. Hierauf erſchien ſogleich Boleslaw, Wladiſlaw's Bruder, bei Igor. Nach langer Unterredung kam ein Friedensvertrag zu Stande, und wurde dem Fürſten Wladiſlaw zugeſandt, der zwar etwas mehr zu erhalten wünſchte, aber ſich doch zuletzt dem ſchiedsrichterlichen Ausſpruche Igor's und der andern ruſſiſchen Fürſten fügte, wodurch feſtgeſetzt wurde, daß jeder der polniſchen Fürſten das Seinige, ſowie es ihm ſein Vater zugetheilt hatte, beſitzen, aber Wladiſlaw's Brüder dieſem vier Städte und Wisna an Igor'n und die andern ruſſiſchen Fürſten abtreten, und Igor'n die gehabten Koſten bezahlen ſollten. Die ruſſiſchen Fürſten warteten hierauf zwölf Tage lang, und nahmen endlich, des Wartens überdrüſſig, aus den Dörfern Leute und Vieh zum Unterpfande mit ſich, traten hierauf den Rückzug an, und ließen den polniſchen Fürſten die Nichterfüllung ihres

11) Auch im J. 1141.

Verſprechens verweiſen. Bald darauf löſten dieſe die Pfänder und befreiten ſo die gefangenen Polen.

Thätig zeigte ſich Igor auch bei den Händeln des Großfürſten Wſewolod mit dem ſtolzen Wladimirko, der nach dem Tode ſeines Bruders Roſtiſlaw und ſeiner Vettern, der Söhne Waſſilko's, ſich erhob, ja ſogar Wſewolod's Sohn aus dem Gebiete von Wladimir vertreiben wollte, und dem Großfürſten den ſogenannten Kreuz- oder Eidbrief [12]), zum Zeichen, daß er ihm Krieg ankündigte, zurückſchickte. Vergeblich waren die Vorſtellungen, welche er und die übrigen Fürſten, denen Wſewolod zu Gemüthe führte, daß ſie vom Fürſten von Halitſch gemeinſchaftlich beleidigt und gleicher Gefahr ausgeſetzt wären, durch eine Geſandtſchaft an Wladimirko richteten, den ſie ermahnten, er ſolle dem Willen des Großfürſten Folge leiſten, weil ſie ihn ſonſt alle gemeinſchaftlich bekriegen würden. Während der zu Perejaſlawl ſtatthabenden Hochzeitfeier der Tochter des Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch mit Rogwolod Boriſſowitſch ließen ſich daher Igor und die übrigen Fürſten von Wſewolod Olgowitſch überreden, mit vereinter Macht gegen Wladimirko aufzuſtehen, gingen nach Terebowl, vereinigten ſich mit dem nowgorodiſchen Wojewoden Nerewin und dem Herzoge von Polen, Wladiſlaw, und zogen an den Sereth, an deſſen anderm Ufer der mit den Ungarn verbündete Wladimirko ſtand. Nach verſchiedenen Bewegungen, welche hierauf beide Heere machten, befanden ſich die Halitſcher endlich bei Swenigorod in ſo mislicher Lage, daß ihnen der Muth ſank. Wladimirko, von ihnen mit Warnungen beſtürmt, und ohne Hoffnung, den zahlreichen Feind aus der vortheilhaften Stellung zu vertreiben, begann mit Wſewolod's Bruder, Igor, zu unterhandeln. Dieſer wurde von dem Fürſten von Halitſch gewonnen, und erhielt das Verſprechen, daß er ihm nach Wſewolod's Tode Kiews Thron zu beſteigen behilflich ſein wolle, wenn er ihm jetzt zum Frieden mit dem Großfürſten verhelfe. Da letzterer nicht einwilligen wollte, ſtellte ihm Igor vor, er habe ihn ja ſchon zu ſeinem Nachfolger beſtimmt, und möge ihm den dankbaren und mächtigen Bundesgenoſſen laſſen, der in Rußlands jetzigen Verhältniſſen ſo nothwendig ſei. Der Großfürſt erfüllte endlich ſeinen Willen, und umarmte an demſelben Tage den Fürſten von Halitſch als Freund.

Bei der ſchweren Krankheit, in welche der Großfürſt im J. 1146 fiel, und bei der er das Ende ſeines Lebens herannahen fühlte, wurden von ihm Igor und Swätoſlaw nach Wüſchegrad eingeladen, und erſterer in der Verſammlung der kiewſchen Großen zum Nachfolger erklärt. Der Tüſſäzkoi Uleb äußerte, daß ſie zwar alle zur Befolgung des großherrlichen Befehles bereit und in Abſicht der Nachfolge ihm nicht zuwider ſeien, da der Großfürſt aber ſelbſt wiſſe, daß Fürſt Iſäſlaw Mſtiſlawitſch wegen ſeines Vaters, des Großfürſten Mſtiſlaw Wladimirowitſch, der wahre Thronerbe ſei, und die Stadt Kiew vielleicht eben ſolches Unglück, als unter dem Großfürſten Iſäſlaw zu befürchten habe, ſo wünſche er, daß man die Wladimirowitſchen befragen möchte, um den wahren Zuſtand der Sachen zu erfahren. Mit dieſer Antwort war der Großfürſt ſehr unzufrieden. Deshalb ſagte der Älteſte, Laſar Sokolſkoi, Uleb ſei ein alter Mann und habe ohne geſchehene Anfrage und Berathſchlagung mit den übrigen geſprochen; Niemand könne des Großfürſten Anordnung ohne Sünde übertreten. Hierauf hielt Igor ſeinen Einzug in Kiew, und ihm ward als dem künftigen Nachfolger bei Küſſung des Kreuzes von den Kiewern gehuldigt. Gleiches thaten die Einwohner von Wüſchegrad, wohin ſich Igor den Tag darauf begab. Während deſſen hatte der Großfürſt ſeinen Schwiegerſohn (den polniſchen Fürſten Boleſlaw) zum Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch und Miroſlaw Andrejewitſch zu den Davidowitſchen geſandt, um ſich bei ihnen zu erkundigen, ob ſie ſeine Verordnung wegen des Fürſten Igor vollkommen anerkennen und ſie vertheidigen würden. Die Fürſten erwiederten hierauf, daß ſie ihr gegebenes Wort ohne hinlängliche Urſache nicht brechen würden. Dieſe Antwort erreichte jedoch den Großfürſten Wſewolod, welcher am 1. Aug. 1146 ſtarb, nicht mehr lebend.

Trotz der Verordnung deſſelben ſtrebten, außer dem von ſeinem Bruder zum Nachfolger erklärten Igor, noch drei andere Fürſten von Rurik's Stamme nach dem Beſitze des großfürſtlichen Thrones. Der zweite Bewerber, Fürſt Wetſcheſlaw von Turow, gründete ſeine Anſprüche darauf, daß er der älteſte im Fürſtenſtamme ſei. Der dritte, Fürſt Iſäſlaw Mſtiſlawitſch, glaubte als der älteſte Sohn des Großfürſten Mſtiſlaw Wladimirowitſch und Enkel des Großfürſten Wladimir II., unſtreitig Recht auf den kiewſchen Thron zu haben. Der vierte, Fürſt Jurij (Georg) Wladimirowitſch von Roſtow, ein jüngerer Bruder des Fürſten Wetſcheſlaw von Turow und Vaterbruder des Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch, verachtete die Fürſten Igor und Wetſcheſlaw ebenſo ſehr, als er ſeinen Neffen Iſäſlaw Mſtiſlawitſch und deſſen Bruder beneidete und haßte, und hoffte dabei, als der mächtigſte von allen Theilfürſten, den übrigen in Ausführung ihrer Abſichten auf den Thron von Kiew überlegen zu ſein. Vor dem Hauptbewerber, dem tapfern Igor [13]), fürchteten ſich die Kiewer, weil man ihn für ſehr ſtreng hielt und ihm eine unruhige, unbeſtändige Gemüthsart zuſchrieb. Nachdem er die Leiche ſeines Bruders in der Kirche der heil. Märtyrer Boris und Gleb zur Erde beſtattet hatte, eilte er, die Huldigung der Kiewer anzunehmen, wurde auch in Kiew mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten empfangen, und ließ, ſobald er auf dem großfürſtlichen Hofe, welcher Jaroſlaw's Haus oder Schloß hieß, angelangt war, die kiewſchen Großen und alle angeſehenen Leute zur Leiſtung des

12) Gramota Krestnaja, eine durch Küſſen des Kreuzes beſchworene Urkunde eines Vertrags. Dem an Jemandem auf dieſe Weiſe Wortbrüchigen ſchickte man dieſe Gramota Krestnaja zurück, wodurch die Fehde angekündigt war. (Vgl. Ewers, Geſchich. der Ruſſ. 1. Th. S. 116. Hauenſchild zu Karamſin, II. B. S. 165.)

13) Die Geſchichtſchreiber geben bei dieſer Gelegenheit folgende Schilderung von Igor's Äußerem: „er war von mittlerem Wuchſe, hager, von brauner Geſichtsfarbe, trug langes Haar und einen ſchmalen Bart.“

Huldigungseides einladen. Die Kiewer waren zwar hierzu gar nicht geneigt, wagten aber aus Furcht nicht, dagegen Einwendungen zu machen, verſammelten ſich jedoch erſt, als ſie vom großfürſtlichen Hofe herabgingen, bei der turowiſchen Kapelle. Igor ritt im Vertrauen auf ſeine Macht mit ſeinem Bruder Swätoſlaw und einem großen Gefolge dahin, hielt nicht weit von dem Hauſen ſtill und ließ die Leute durch Swätoſlaw befragen, warum ſie ſich verſammelt hätten, und was ihr Begehren ſei. „Gerechtigkeit," antwortete das Volk: Wſewolod's Schuldheißen hätten die Schwachen gedrückt, Ratſcha habe Kiew, Tudor Wüſchegrad verheert; Swätoſlaw möge für ſich und ſeinen Bruder Igor ſchwören, daß ſie ſelbſt ihre Richter ſein, oder ſtatt ihrer würdige Männer wählen würden. Swätoſlaw erwiederte, er ſei bereit zu verſprechen, daß ſein Bruder Igor Niemandem Gewalt noch Unrecht thun, und die Richter nach dem Willen und der Wahl des Volks verordnen werde, und bekräftigte dieſes Verſprechen mit Kreuzeskuß. Die Kiewer verlangten aber, daß auch Igor ſelbſt dieſes eidlich beſtätige. Dieſer, von ſeinem Bruder hiervon benachrichtigt, nahm zwar dieſe aus Mistrauen gegen ihn hervorgegangene Foderung mit großem Misvergnügen auf, wünſchte jedoch auch die Gemüther zu beſänftigen und beſtätigte das Verſprechen ſeines Bruders, indem er das Kreuz küßte. Während er aber bei Tiſche ſaß, rottete ſich der aufrühriſche Pöbel in großer Menge zuſammen, um das Haus des verhaßten und reichen Ratſcha zu plündern und niederzureißen. Mit Mühe nur konnten Igor und ſein Bruder Swätoſlaw an der Spitze der Leibwache dieſes hindern und die Ruhe wieder herſtellen. Da nun viele Kiewer die ihnen für ihren Aufruhr gebührende Strafe fürchteten, ſo bot man heimlich dem Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch die großfürſtliche Würde an, und lud ihn ein, mit ſeinen Truppen nach Kiew zu kommen.

Während deſſen hatte Igor allen Fürſten den Tod ſeines Bruders und ſeine Abſicht, den großfürſtlichen Thron in Beſitz zu nehmen, bekannt machen laſſen. Hierauf wünſchten ihm die Davidowitſchen freundlich Glück, und ſchickten Geſandte zu ihm. Fürſt Iſäſlaw Mſtiſlawitſch bezeigte ſein Beileid über den Tod ſeines Schwagers Wſewolod, ließ aber die Nachfolge Igor's auf dem großfürſtlichen Throne unberührt, ſchickte auch keine Geſandten, ſondern äußerte blos, er habe ſich mit ſeinen Vaterbrüdern nicht berathſchlagt, und könne ſich deshalb nicht erklären. Ungeachtet dieſer Antwort des Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch und des Mistrauens der Kiewer gegen Igor begann dieſer, übelgeſinnten Großen, die in der Bedrückung des Volks ihren Vortheil ſahen, ſogleich in den erſten Tagen ſeiner Regierung Gehör zu geben und ſeinem beſchworenen Verſprechen zuwider zu handeln. Er ließ die räuberiſchen Schuldheißen in ihren Ämtern und gab dieſen und ſeinen Lieblingen freien Willen und Macht, die Leute zu richten. Dadurch wurden die Kiewer immer mehr gegen ihn und ſeine parteiiſch richtenden, habſüchtigen Günſtlinge aufgebracht, und ließen den Fürſten Iſäſlaw von Neuem erſuchen, unverzüglich nach Kiew zu kommen, um ſie gegen die unerträglichen Bedrückungen zu ſchützen. Nachdem Iſäſlaw in der Kirche des h. Michael den Segen des Biſchofs Euphemius empfangen hatte, zog er mit ſeinen treuen Waffengenoſſen aus Perejaſlawl gegen Kiew, und ging bei dem Verhau über den Dniepr. Hier fanden ſich die Geſandten der Tſcherny Klobuky (Schwarzkappen oder Schwarzmützen) und der Städte des kiewſchen Gebiets bei ihm ein, und ſagten, daß ſie ihn alle als den älteſten Sohn des Großfürſten Mſtiſlaw Wladimirowitſch und Enkel des Großfürſten Wladimir Wſewolodowitſch für ihren Erbfürſten und Herrn anerkennen und treu dienen, die Olgowitſchen[14]) aber, die ſie zu Grunde gerichtet, ſie ihrer Weiber, Kinder und Habe beraubt, und mit ihnen nicht als mit Unterthanen, ſondern als mit Feinden umgegangen wären, auf keine Weiſe zu Herrſchern haben wollten. Nachdem der tapfere Iſäſlaw bis Dernowo gekommen, ſtießen die Schwarzmützen und Poruſchen insgeſammt zu ihm. Die Belgoroder ließen ihm durch ihre Geſandten gleiche Anerbietungen machen; auch viele andere Städte des ruſſiſchen Reichs verhießen ihm, daß ſie ihn durch ihre Truppen auf den großfürſtlichen Thron in Kiew erheben wollten. An die große Anzahl tapferer Streiter, welche er an den Ufern des Dnieprs verſammelte, hielt er eine Rede, in welcher er ſagte, er habe mit dem würdigen Wſewolod, ſeinem Schwiegerſohne, nicht um das Näherrecht geſtritten; wie dürften aber Igor und Swätoſlaw ihnen befehlen? Hierauf rückte er gegen Kiew vor. Der Großfürſt Igor ließ auf die Nachricht von dem Unternehmen des Fürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch gegen ihn die Davidowitſchen Wladimir und Iſäſlaw um Hilfe bitten, erhielt aber zur Antwort, daß ſie nicht eher aufbrechen würden, als bis ſie die von ihm verſprochenen Städte erhalten hätten. Igor ſandte zum zweiten Male zu ihnen, und ſtellte ihnen frei, die verlangten Städte, deren Anzahl groß war, zu nehmen, aber auch unverzüglich entweder ſelbſt zu kommen, oder Truppen zu ſenden. Jetzt ſchickten ſie ſich an, ihrem Vetter zu Hilfe zu kommen. Ihr Zögern und die Verrätherei der vornehmſten Beamten ſtürzten den Großfürſten Igor. Als dieſer ſah, daß Iſäſlaw ſchon nahe bei Kiew war, die Davidowitſchen aber noch nicht angekommen waren, berief er die vornehmſten Kiewer, Uleb, Iwan Woitiſchitſch und Laſar Sokolſkoi, zu ſich, ſprach mit ihnen von Iſäſlaw's Annäherung, ſicherte ihnen dieſelbe Gnade und Achtung zu, welche ſie beim verſtorbenen Großfürſten genoſſen hatten, und ernannte Uleb, dem er ſein Vertrauen ſchenkte, wieder zum Tüſiäzkoi. Dagegen verſicherten ſie ihm ihre Ergebenheit. Aber ſie waren Heuchler. Namentlich Uleb und der erſte Bojar, Iwan (Johann) Woitiſchitſch, Wladimir Monomach's treuer Diener, der Eroberer der Donauſtädte, der auch in ſeinem Amte von Igor beſtätigt war, ſchämten ſich der Verrätherei nicht, heuchelten gegen Igor Ergebenheit, und verkehrten zugleich heimlich mit ſeinem Feinde, dem ſie riethen, nach Kiew zu eilen. Igor wußte, daß er bei den Kiewern nicht beliebt ſei, und hatte Uleb,

14) Wſewolod, Igor und Swätoſlaw.

Digitized by Google

Iwan Woitiſchitſch und Laſar Sokolſkoi, ſowie ſein Bruder, Swätoſlaw Olgowitſch, den Tüſſäzkoi Miroſlaw, Chilin's Enkel, zu ſeinen vornehmſten Rathgebern. Dieſe riethen ihm ſo ſchnell als möglich gegen Iſäſlaw ins Feld zu rücken, und ihn nicht nahe vor Kiew kommen zu laſſen. Igor befolgte dieſes gern.

Zu Folge der einen Angabe zog Igor ſchon nach einem zwölftägigen, zu Folge einer andern aber, nach einem ſechswöchentlichen [15]) Aufenthalte aus Kiew, und ſtellte ſich vor der Stadt mit ſeinem Bruder Swätoſlaw und ſeinem Neffen, dem andern Swätoſlaw; Wſewolod's Sohne, auf. Die Kiewer ſtanden auf Oleg's Grabhügel, beſonders geſchart, und Iſäſlaw, zu welchem ſich unterdeſſen die meiſten Städte geſchlagen, mit ſeinem Sohne Mſtiſlaw auf einer Anhöhe zwiſchen zwei Seen. Plötzlich offenbarte ſich die Verrätherei, und Igor gewahrte, daß Iſäſlaw's Fahne in der Mitte der Kiewer [16]) wehte, ein Tauſendmann dieſes Fürſten ſich an ihre Spitze geſtellt hatte, Uleb, Johann Woitiſchitſch und viele von ihren Mitverſchworenen ihre Fahnen verließen, und zu Iſäſlaw's Feldzeichen eilten, und die Berendäer endlich vor dem goldenen Thore den großfürſtlichen Troß plünderten. Aber noch immer ließ Igor den Muth nicht ſinken, und wollte ſich auf den jenſeit des Sees ſtehenden Iſäſlaw ſtürzen. Der See jedoch mußte umgangen werden, und während des Großfürſten zahlreiches Heer zwiſchen tiefen Gräben ſich drängte, fielen ihm die Schwarzkappen in den Rücken; von Vorn wurde er durch Iſäſlaw angegriffen, und mit Hilfe der Berendäer überwunden. Der Sieger zog (den **14. Aug. 1146**) in Kiew ein. Nach einem Berichte verließ Igor, nachdem er die Schlacht verloren, die Seinen, und floh in die drogoriſchen Sümpfe, nach einem andern ging das ſcheugewordene Roß mit ihm durch, und trug ihn in den Moraſt. Beide ſtimmen darin überein, daß er hier (den **17. Aug. 1146**) gefangen genommen wurde, das Pferd ſo ſehr einſank, daß es ihn nicht herauszuheben vermochte; er ſelbſt aber, da er kranke Füße, und dazu keinen Menſchen um ſich hatte, auch nicht zu Fuße weiter kommen konnte, ward am vierten Tage nach dem Verluſte der Schlacht, von Hunger und Noth faſt bis zum Tode entkräftet, ohne daß die Feinde es vermutheten, im Moraſte gefunden und nach Kiew gebracht, ſaß einige Tage im Kloſter von Wydobitſchy, ward aber dann nach Perejaſlawl abgeführt, und in ein Gefängniß des daſigen Kloſters des heil. Johann eingeſchloſſen. Jedoch befahl Iſäſlaw, ihn mit allem reichlich zu verſehen, aber jederzeit unter genauer Wache zu halten. Der Unglückliche, welcher die kurze Befriedigung ſeines Ehrgeizes mit dem Verluſte ſeiner Ehre und Freiheit büßen mußte, ward von Niemandem bedauert, ausgenommen von ſeinem Bruder, dem treuen Swätoſlaw, der mit einer kleinen Anzahl Krieger nach Nowgorod-Sewerſkoi entrann. Ihr Neffe, Swätoſlaw Wſewolodowitſch, der ſich im kiewſchen Irenenkloſter verbergen wollte, ward vor Iſäſlaw geführt, und wie ſein eigner Sohn, mit Zärtlichkeiten überhäuft. Jedoch die treuen Diener ſeines Vaters Wſewolod, und noch mehr die Bedienten Igor's, genoſſen keine ähnliche Großmuth des Siegers, denn er geſtattete dem Volke, ihre Häuſer und Dörfer zu plündern. Er meldete ſeinem Schwager, dem Könige von Ungarn, daß er mit Gottes Hilfe Igor'n beſiegt habe, und erhielt von jenem das Verſprechen, daß er ihm jederzeit ſo viele Truppen, als er verlange, zu Hilfe ſchicken wolle.

Igor's Bruder, Swätoſlaw, erhielt von den Davidowitſchen, den Fürſten von Tſchernigow, das eidliche Verſprechen, daß ſie zur Befreiung Igor's mitwirken wollten, und reiſte nach Groß-Nowgorod zum Fürſten Roſtiſlaw Iurjewitſch, um durch deſſen Vermittelung ſich mit dem Großfürſten Iſäſlaw zu verſöhnen und ſeinen Bruder Igor los zu machen. Die Davidowitſchen Wladimir und Iſäſlaw ließen den Großfürſten mit vielem Eifer um Igor's Freiheit bitten; dieſer wollte ſich unter der Bedingung dazu verſtehen, wenn ſie ſich dafür, daß er außer ſeinem väterlichen Erbtheile nichts verlangen werde, verbürgen, und zwei Söhne ihrer vornehmſten Bojaren zum Unterpfande geben wollten. Da ſie aber, wie man angibt, Igor's Gemüthsart kannten, und wohl wußten, daß er keine Ruhe halten werde, ließen ſie ſich auf Bürgſchaft für ihn nicht ein. Die Polowzer ließen durch eine Geſandtſchaft dem Großfürſten Iſäſlaw wegen deſſen Sieges über Igor Glück wünſchen, und erhielten die Beſtätigung ihres Friedens mit den Ruſſen. Swätoſlaw vertraute dem Verſprechen der Davidowitſchen, ihm zu helfen, und eilte, die Befreiung ſeines gefangenen Bruders Igor durch Waffengewalt zu erzwingen, rüſtete ſich alſo zum Kriege, erfuhr aber nur zu bald die Treuloſigkeit ſeiner Vettern. Sie wandten ſich nämlich, um aller Unruhe und der Verheerung ihrer Beſitzungen vorzubeugen, und dieſe vielmehr durch Hilfe des Großfürſten zu vergrößern, heimlich und ohne Vorwiſſen Koſnätſchka's, welchen Swätoſlaw Olgowitſch als Botſchafter für dieſe Angelegenheit bei ihnen zu Tſchernigow hatte, an die kiewſchen Bojaren, ließen ſich um ihre Vermittelung zum Frieden mit dem Großfürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch bewerben, und dabei ſagen: Igor ſei ſo wenig ihnen, als dem Großfürſten Iſäſlaw Mſtiſlawitſch geneigt geweſen, und habe in dem tſchernigowiſchen Gebiete viele Unruhe und Verheerung angerichtet, weshalb ſie nie verlangt hätten, ihn auf dem großfürſtlichen Throne zu ſehen; ſie hätten ihn zwar, weil ſie dem Großfürſten Wſewolod nicht hätten widerſtehen können, als deſſen Nachfolger anerkannt, wünſchten aber jetzt, mit dem Großfürſten Iſäſlaw in Frieden und Eintracht zu leben. Dieſer verſprach ihnen die Beſitzungen, welche Igor und ſein Bruder Swäto-

15) Dieſe Angabe iſt die am wenigſten begründete, da Wſewolod am 1. Aug. ſtarb, und Igor den 13. Aug. aus Kiew zog.
16) Nach einer andern Darſtellung ward der Tüſſäzkoi Miroſlaw mit allen ſeinen Leuten vom Fürſten Iſäſlaw gefangen genommen. Als dieſes Igor erfuhr, und auch, daß die Berendäer, nachdem ſie über den Lübed gegangen, ſein Gepäck überfallen und ſich deſſelben nahe bei Kiew vor der goldenen Pforte bemächtigt hätten, rief er ſeinen Bruder Swätoſlaw, ſeinen Neffen Swätoſlaw Wſewolodowitſch, wie auch den Uleb und Iwan Woitiſchitſch, zu ſich, und befahl ihnen, daß ſich ein jeder von ihnen zu ſeinem ihm anvertrauten Commando begeben ſollte. Uleb und Woitiſchitſch aber befürchteten, daß die Berendäer ſich unterdeſſen der Stadt bemächtigen könnten, und kehrten eiligſt nach Kiew zurück.

Digitized by Google

ſlaw hatten, nämlich Nowgorod-Sewerſkoi und Putiwl, zu verleihen. Der bei dem Fürſten von Tſchernigow befindliche Botſchafter Swätoſlaw's, Koſnätſchka, welcher durch ſeine Freunde von dieſen Unterhandlungen und Verabredungen Nachricht erhielt, ließ ſogleich ſeinen Herrn von allem umſtändlich in Kenntniß ſetzen. Bald darauf verkündigten die gemeinſchaftlichen Geſandten des Großfürſten Iſäſlaw und der Davidowitſchen Swätoſlaw'en feierlich, daß ihm geſtattet würde, Putiwl als ſeines Vaters Erbtheil in Beſitz zu nehmen, und unangefochten darin zu herrſchen, wenn er ihnen Nowgorod-Sewerſkoi überlaſſen, und von ſeinem Bruder ſich eidlich losſagen wolle. Der gute und zärtliche Swätoſlaw antwortete in Thränen zerfließend: ſie möchten alles hinnehmen, was er habe, und nur Igor'n freigeben.

Da dieſes Geſuch vergebens war, bat Swätoſlaw den Fürſten Jurij Wladimirowitſch von Roſtow, daß er mit einem Heere gegen Kiew ziehen, Igor'n befreien, und den großfürſtlichen Thron beſteigen möge. Jurij, welcher vor dem Großfürſten Iſäſlaw ein Näherrecht zum Großfürſtenthume behauptete, nahm dieſen Vorſchlag gern an, und brachte eilig ein Heer zuſammen. Auch noch andere Beſchützer fand Swätoſlaw in den polowzer Khanen, den Brüdern ſeiner Mutter. Sie eilten mit 300 Reitern nach Nowgorod-Sewerſkoi, wo ſich auch der junge Wladimir, Fürſt von Räſan, und der vertriebene Fürſt von Halitſch, Johann Roſtiſlawitſch Berladnik, ungeſäumt einfanden. Nach fruchtloſen Verſuchen Nowgorod-Sewerſkoi zu erobern, verheerten die Davidowitſchen vereint mit dem Anführer der Schar von Perejaſlawl, mit Mſtiſlaw, dem Sohne des Großfürſten, und den Berendäern, das Gebiet von Sewerien. Swätoſlaw's Beichtvater ſuchte ſie durch Ermahnungen von ihren Greuelthaten abzubringen. Die Verbündeten foderten da abermals, Swätoſlaw ſolle ſich auf immer von Igor losſagen; dieſer antwortete jedoch, er werde, ſo lange er lebe, nie an ſeinem Blutsverwandten treulos werden. Die Davidowitſchen nahmen Igor's Dorf ein, in welchem dieſer Fürſt ein Luſtſchloß beſaß und ſeine Reichthümer aufbewahrte, und große Vorräthe an Wein, Meth, Eiſen und Kupfer hatte, fertigten viele Fuhren mit Beute ab, und verbrannten aus Zerſtörungsluſt das Schloß, die Kirche und die fürſtliche mit 900 Schober oder Fehmen gefüllte Scheune. Zu Folge des Vertrags, welchen die Davidowitſchen mit dem Großfürſten ſchloſſen, und nach welchem ſie das Erbe Igor's, Nowgorod-Sewerſkoi mit dem dazu gehörigen Gebiete erhalten, ſeine Habe und Knechte aber dem Großfürſten Iſäſlaw gegeben werden ſollten, nahm dieſer an der Eroberung Putiwls Theil, wo Swätoſlaw's Schloß ſich befand. Die Fürſten theilten ſein Vermögen. Zwar zog Jurij demſelben zu Hilfe, kehrte aber, als er des Fürſten von Räſan Einbruch in das Susdaliſche vernahm, wieder aus Koſolsk zurück. Als des Großfürſten zahlreiches Heer ſich Nowgorod-Sewerſkoi näherte, gab ein alter Beamter des Fürſten von Tſchernigow, der vormals ein treuer Diener Oleg's geweſen, aus Mitleid Swätoſlawen von der ihm bevorſtehenden Gefahr heimlich Nachricht, und foderte ihn auf, ſeine Gemahlin, ſeine Kinder und Igor's Gattin zu retten. Swätoſlaw ward, als er den Rath ſeiner Freunde und Bojaren, ſich in das waldige Land von Karatſchew zu entfernen, befolgte und dahin auf dem Wege war, von Iſäſlaw Davidowitſch mit 3000 Reitern und dem kiewſchen Heerführer, Schwarn, eingeholt, ſtürzte ſich (den 16. Jan. 1147) mit ſeiner treuen Schar und den wilden Polowzern auf den Feind, ſchlug ihn, verwüſtete Karatſchew, und eilte in das angrenzende, von dem Fürſten von Tſchernigow abhängige Land der Wätitſchen. Vergeblich ſuchte der Großfürſt das mislungene Unternehmen des Davidowitſchen Iſäſlaw durch Siege auszugleichen, verlieh David's Söhnen das ganze eroberte Land, außer Kurſk, eignete ſich blos Igor's Antheil zu, und kehrte nach Kiew zurück. Während ſo für den gefangenen Igor von Seiten ſeiner treuen Anhänger und wider ihn von Seiten ſeiner Feinde ein blutiger Krieg geführt ward, nahm dieſer das Mönchsgewand. Er fiel nämlich im J. 1147 in ſeinem Gefängniſſe in eine ſchwere Krankheit, und zeigte von dieſer und von Kummer erſchöpft den Wunſch, der Welt zu entſagen, zur Zeit, als ſich der Großfürſt gegen ſeinen Bruder rüſtete, und ließ dem Großfürſten vorſtellen, er habe ſchon lange und im Glücke ſelbſt, Gott ſeine Seele weihen wollen, was könnte er jetzt im Kerker und an des Todes Pforte anderes wünſchen, und bat um die Erlaubniß, ſich in den Mönchsſtand aufnehmen zu laſſen. Der Großfürſt ließ ihm hierauf antworten, daß er ihn hierbei weder hindern, noch zwingen wolle, ſondern es ſeinem eigenen freien Willen überlaſſe, wegen ſeiner ſchweren Krankheit aber ihn aus ſeinem engen Gefängniſſe befreie. Igor, ſehr krank oder halb todt, ward aus dem Kerker und in eine Zelle des Kloſters des heil. Johann in Perejaſlawl gebracht, wo er in dieſem traurigen Zuſtande bis zum achten Tage lag, ließ den Biſchof Euphemius zu ſich rufen, nahm die Tonſur und ward eingekleidet, und ſoll hierdurch gänzlich geſund geworden ſein. Gewiß iſt, daß er völlig wieder genas, und zu größerer Sicherheit nach Kiew in das Kloſter des heil. Theodor gebracht ward, wo ihm eine Ehrenwache und hinlänglicher Unterhalt angewieſen wurde. Im Theodorkloſter ward Igor Schimnik [17]), d. h. Reclusus, oder ein in einer Kloſterzelle lebender Klausner. Dieſes rettete ihn jedoch ebenſo wenig von einem tragiſchen Untergange, als das Verſprechen ſeines Bruders Swätoſlaw, das ganze Erbe ſeines Bruders abzutreten. Die Davidowitſchen, die Fürſten von Tſchernigow, welche Igor'n ſchon früher durch ihre Verrätherei geſtürzt hatten, führten auch jetzt ſein Ende herbei, indem ſie ihre heimliche Verſchwörung als zu Gunſten Igor's unternommen, bezeichneten. Der Großfürſt erfuhr nämlich durch den ſich in Tſchernigow aufhaltenden Kiewer Bojar Uleb, daß ihn die Davidowitſchen im Einverſtändniſſe mit dem Fürſten Jurij von Roſtow, meuchelmörderiſch umbringen oder an Swätoſlaw, Igor's Bruder, ausliefern wollten. Er maß dieſer Angabe zwar keinen Glauben bei, verlangte jedoch durch einen Geſandten von

17) Über Schimnik ſ. Hauenſchild zu Karamſin 2. Bd S. 178. 179.

Digitized by Google

jenen eine abermalige eidliche Zuſicherung ihrer Freundſchaft. Als ſie den Geſandten fragten, ob ſie denn ihren frühern Schwur gebrochen, wurden ſie von demſelben ihrer ſchändlichen Verſchwörung überführt, beriethen ſich nun in ihrer Verlegenheit mit einander, und gaben dann dem Geſandten zur Antwort: Wenn ſie unter ſich ein Bündniß geſchloſſen hätten, ſo wäre dieſes ſehr unſchuldig, und blos aus Mitleid mit ihrem in der Gefangenſchaft ſeufzenden Bruder und Vetter Igor geſchehen, der ein Mönch, und ſelbſt ein Schimnik ſei. Sie wollten daher den Großfürſten bitten, ihn in Freiheit zu ſetzen, dann wollten ſie gern Frieden halten, und dem Großfürſten in allem gehorſam ſein. Der Geſandte gab ihnen nun zu vernehmen, daß ſie ſelbſt ja dem Großfürſten gerathen hätten, Igor'n nicht frei zu laſſen, und ſeinen Bruder Swätoſlaw zu bekriegen; er hielt ihnen vor, daß ſie ſich des Erſtern Beſitzungen ausgebeten, nun aber nach Empfang derſelben ihnen ſchlecht anſtehe, denſelben für ihren Bruder zu erklären, und darüber Beſchwerde zu führen, daß der Großfürſt ihn in Haft halte. Der Großfürſt ſandte den verbündeten Fürſten den Kreuz- oder Bundesbrief zurück, ſodaß demnach der Krieg erklärt war. Fürſt Wladimir Mſtiſlawitſch, Statthalter des Großfürſten zu Kiew, ließ die erhaltene Anzeige des abſcheulichen Planes der tſchernigowiſchen Fürſten vor das ganze Volk von Kiew bringen, welches ſich einſtimmig erklärte, für den Großfürſten in den Kampf ziehen zu wollen. Zu Igor's Unglück misbrauchte ein Menſch dieſen rühmlichen Eifer, und verleitete das Volk zu einer Greuelthat. Er ſprach es gegen den Tüſſäzkoi aus, es müſſe auch für die innere Sicherheit geſorgt werden, erinnerte daran, wie einſt unter dem Großfürſten Iſäſlaw Jaroſlawitſch der zu Kiew gefangen ſitzende Fürſt Wſeſlaw von Polozk von böſen Menſchen befreit und auf den Thron geſetzt worden, und foderte das Volk auf, Igor'n zu tödten, bevor ſie ins Feld zögen, um die Tſchernigower zu züchtigen. Der Mordanſchlag fand Anklang. Fürſt Wladimir erklärte zwar mit Feſtigkeit, ſein Bruder wolle keine Blutthat, und Igor ſolle unter ſtrengen Wachen bleiben. Die Kiewer aber wiederholten, mit Oleg's Geſchlecht ſei kein gütlicher Vergleich möglich. Vergebens bemühten ſich der Erzbiſchof und Wladimir's Tauſendmann, Raguljo, den Aufſtand zu ſtillen. Die Olgowitſchen ſchmähend ſtürzte ſich das Volk auf das Kloſter, in welchem Igor ſich befand. Fürſt Wladimir warf ſich auf das Pferd; aber der wüthende Pöbel hatte bereits eine Brücke eingenommen, ſodaß es ihm nicht möglich war, durchzukommen, und hatte das Kloſter ſchon vor ſeiner Ankunft beſetzt. Als Igor dies bemerkte, begab er ſich zum Gottesdienſte in die Kirche. Das Volk aber drang in dieſe, ergriff ihn, und ſchleppte ihn mit ſich, bis man dem Fürſten Wladimir begegnete. Igor fragte: „Geliebter Bruder! wohin bringt man mich?" Wladimir ſprang vom Roſſe und bedeckte ihn, da man ihm die Mönchskleider abgeriſſen hatte, mit dem Mantel, und bat die Kiewer auf das Eifrigſte, Igor'n in Ruhe zu laſſen, weil ſie ſonſt ihm und ſeinem Bruder, dem Großfürſten, große Schmach zuziehen würden. Darauf ging Wladimir mit Igor nach dem Hauſe ſeiner Mutter, während das Volk auf dieſen ſchlug und auch ihm harte Stöße verſetzte. Wladimir's Tüſſäzkoi, welcher ſeinem Fürſten mit allem Eifer zu Igor's Rettung Hilfe leiſtete, ſtieß das Volk zurück, ſodaß der Unglückliche von Wladimir in das Haus ſeiner Mutter gebracht und die Pforte verriegelt werden konnte. Die Miſſethäter aber drangen, nachdem ſie den Tüſſäzkoi gemishandelt hatten, in das Haus ein. Wladimir wollte Igor'n zu Roſſe fortbringen. Dieſer ward aber, bevor er auf das Pferd kommen konnte, wieder vom Pöbel ergriffen. Wladimir ſuchte ihn zu ſchützen, aber die Wüthenden ſchlugen auf beide Fürſten. Igor riß ſich endlich los, und floh, ward aber vom Volke, welches nun Wladimir los ließ, eingeholt, geſchlagen und ohne Erbarmen umgebracht [18]). Die Raſenden legten den Leichnam auf einen Wagen, führten ihn in das Thal hinab, warfen ihn nackt auf den Marktplatz und benahmen ſich, als wenn ſie nichts verbrochen hätten, und gaben den Mord Igor's den Davidowitſchen und Swätoſlaw Schuld, die, um dieſen zu befreien, den Großfürſten hätten gefangen nehmen und Kiew zu Grunde richten wollen. Igor's Leichnam ward in die Kirche des heil. Michael gebracht, und ihm am andern Tage das große Engelskleid [19]) angethan. Begraben wurde er im Kloſter zum heil. Simeon. Bei der Begräbnißfeier rief Ananias, der Abt des Theodorkloſters, Wehe über die verſtockten Herzen; zu gleicher Zeit rollte der Donner, und das Volk wollte nun den erzürnten Himmel durch Reuethränen entwaffnen. Der Großfürſt, bei der Nachricht von der Greuelthat erſchüttert, ſprach unter Thränen zu den Bojaren: Nun werde man ihn Igor's Mörder heißen, und betheuerte ſeine Unſchuld. Igor's Gemahlin war Anna, die Tochter ſeines Bruders, des Großfürſten Wſewolod Olgowitſch [20]).

B. Andere ruſſiſche Fürſten.

1. Fürſten von Kiew und von Tſchernigow.

Igor Jaroslawitsch hießen zwei gleichzeitige ruſſiſche Fürſten, welche ſehr oft in Berührung mit einander kamen. Der eine, Sohn von Jaroſlaw Iſäſlawitſch von Luzk, ein Enkel Iſäſlaw's, war Regent von Kiew, der andere war ein Enkel Wſewolod's, Fürſten von Tſchernigow, Sohn des berühmten Jaroſlaw Wſewolod von Tſchernigow, der im J. 1200 ſtarb. Rurik Roſtiſlawitſch von Kiew rief im J. 1201 die tſchernigowiſchen Fürſten Igor und Wladimir zu Hilfe, und ſchickte ſich zu einer Heerfahrt gegen den Fürſten Roman Mſtiſlawitſch an. Dieſer kam ihm aber mit halitſchen und wladimiriſchen

---

18) Den 19. Sept. 1147. 19) *Τὸ μέγα καὶ ἀγγελικὸν σχῆμα.* Nach der ruſſiſchen Legende erſchien dem heil. Pachomius (*magnus Eremita*, deſſen Feſt auf den 15. Mai fällt) ein Engel in dieſer Kleidung. Vgl. v. Hauenſchild a. a. O. S. 183. 20) Aufſätze, betreffend die ruſſ. Geſchichte, aus dem Ruſſiſchen überſetzt von E. G. Arndt. 1. Th. S. 384. 390. 391. 398—404. 406—412. 418—420. 425—447. 458. 459. 461—467. Karamſin, Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe überſetzt. 2. Bd. S. 159. 163—180. 184—187.

Digitized by Google

Truppen zuvor, nöthigte die Berendäer und Schwarzmützen ſeine Partei zu ergreifen, und erſchien unvermuthet vor Kiew. Sogleich zog er von der kopirewſchen Seite in die Stadt ein, ließ den Fürſten Rurik, ſowie auch die tſchernigowiſche Fürſten, Igor und Wladimir, von ſeiner Ankunft benachrichtigen, und ſchloß mit ihnen einen Vertrag, daß Rurik ſich aus Kiew nach Owrutſch, die Tſchernigower aber über den Dniepr begeben ſollten. Hierauf übertrug er die Regierung in Kiew ſeinem Neffen Igor Jaroſlawitſch, Iſäſlaw's Enkel. Dieſer rettete ſich durch Flucht, als Rurik Roſtiſlawitſch am 16. Febr. 1203 mit Hilfe der tſchernigowiſchen Fürſten nach Kiew zurückkehrte, und hier den Fürſten Mſtiſlaw Wladimirowitſch gefangen nahm. Als Mſtiſlaw Romanowitſch nach dem bei Wyſchegorod erfochtenen Siege im J. 1214 mit den ihm verbündeten Fürſten in Kiew einrückte, ward Igor Jaroſlawitſch, Iſäſlaw's Enkel, welchen der Fürſt Wſewolod Swätoſlawitſch von Kiew daſelbſt zurückgelaſſen, nach Luzk entlaſſen, wo ſein Stammſitz war[21]).

II. Fürſt von Nowgorod-Sewerſkoi.

Igor Swätoslawitsch, Sohn des Fürſten Swätoſlaw Olgowitſch, und Neffe des Fürſten Igor Olgowitſch, wohnte im J. 1158 der Zuſammenkunft bei, welche ſein Vater mit dem Großfürſten Iſäſlaw zu Lutowa hielt, trat 1169 der heimlichen Verbindung der Roſtiſlawitſchen und Jurjewitſchen und ſeines Bruders, des Fürſten Oleg Swätoſlawitſch, gegen den Großfürſten Mſtiſlaw Iſäſlawitſch bei, folgte 1173 mit ſo vielen Truppen, als er in der Eile zuſammenbringen konnte, den Polowzern, welche in das dem Fürſten Swätoſlaw Wſewolodowitſch gehörige tſchernigowſche Gebiet eingefallen waren, und dort, wie in Poroſſien, große Verheerungen anrichteten, in die Ebene jenſeit Worſkla nach, machte hier Gefangene, und erfuhr von ihnen, daß die polowziſchen Fürſten Kontſchak und Kobäk ſich gegen Perejaſlawl gewandt hatten, kehrte hierauf ſogleich um, holte dieſe Fürſten den 20. Jul. ein, ſchlug ſie in die Flucht, und verfolgte ſie ſo weit als möglich. Dann feierte er mit allen ſeinen Leuten ein Dankfeſt. Auf die Nachricht, daß noch eine große Zahl Polowzer vom Don her im Anrücken ſei, zog er ſich in der Nacht an einen vortheilhaften Ort zurück. Die Polowzer, von dem Verluſte der Ihrigen benachrichtigt, flohen des Nachts eiligſt davon, und Igor kehrte mit vielen Gefangenen und großer Beute nach Hauſe. Dieſe Heerfahrt Igor's gegen die Polowzer iſt ſchon darum merkwürdig, weil ſie beſſer erklärt, wie er zu ſeinem unglücklichen Zuge im J. 1185 kam, welchen man blos ſeinem Leichtſinne und ſeinem Neide gegen die andern Fürſten zuſchreibt, welche die Polowzer beſiegt hatten. Allein dieſer erſte glückliche Heerzug mußte ihm das Vertrauen einflößen, ein zweites Mal glücklich zu ſein.

Bei der großen Belagerung der Stadt Wyſchegorod, in welcher ſich Mſtiſlaw Roſtiſlawitſch befand, durch Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Tſchernigow und deſſen Verbündete, wurden von ihm, als dem älteſten, Wſewolod Jurjewitſch, Igor Swätoſlawitſch und verſchiedene andere jüngere Fürſten den 8. Oct. zum Angriffe der Stadt beordert, und hatten mit dem aus der Stadt fallenden Mſtiſlaw Roſtiſlawitſch das erſte Gefecht, welches nur die Nacht endigte.

Als den 16. Jan. 1180 zu Nowgorod-Sewerſkoi Oleg Swätoſlawitſch ſtarb, folgte ihm Igor, ſein Bruder, in der Regierung. Fürſt Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Tſchernigow erklärte im J. 1181 in einer zur Berathung angeſetzten Verſammlung der Fürſten und Bojaren ſeine Abſicht, ſich wegen der von Wladimir's Stamme erlittenen Beleidigungen mancherlei Art zu rächen, beſonders zur Befreiung ſeines Sohnes aus der Gefangenſchaft ins Feld zu ziehen, und den Fürſten Igor in Tſchernigow zur Vertheidigung der Stadt gegen die Roſtiſlawitſchen zurückzulaſſen. Igor widerrieth ihm den Krieg, und ſchlug dagegen vor, mit dem Fürſten Wſewolod Jurjewitſch durch Geſandte einen gütlichen Vergleich zu ſchließen, ihm Großnowgorod abzutreten, und ſich dafür die Befreiung ſeines Sohnes auszubedingen. Aber Swätoſlaw verwarf Igor's weiſen Rath. Zum Feldzuge entſchloſſen, theilte er ſein Heer in zwei Scharen, übergab die eine dem Fürſten Igor und ſeinem Sohne Wſewolod, und rückte mit der andern ins Feld gegen Susdal, ward aber mit Verluſt daraus zurückgeſchlagen. Auf Swätoſlaw's Befehl brachen deſſen Brüder Jaroſlaw Wſewolodowitſch und Igor, durch einen Haufen Polowzer verſtärkt, gegen Druzk auf, indem ſie die Fürſten Wſewolod Swätoſlawitſch, Igor's Bruder, und Oleg, den Sohn des Fürſten Swätoſlaw Wſewolodowitſch, zur Vertheidigung der Stadt Tſchernigow zurückließen, und drangen in das polozkiſche Gebiet ein. Aber die polozkiſchen Fürſten, Brutſchiſlaw Waſſilkowitſch von Witepſk, und deſſen Bruder, Swätoſlaw Waſſilkowitſch von Polozk, hatten von ihrem Vorhaben ſchon längſt Nachricht erhalten, und kamen ihnen mit ihren eigenen und einigen lithauiſchen Völkern, ſowie auch die Fürſten Wſeſlaw Dawidowitſch von Lagoſch, Andrei Wolodowitſch und deſſen Neffen, Iſäſlaw Brutſchiſlawitſch und Waſſilko Brutſchiſlawitſch, mit vereinter Macht entgegen, während die Fürſten David Roſtiſlawitſch von Smolensk und Gleb Rochwoldowitſch ihnen auf dem Fuße nachfolgten. Jetzt mußten Jaroſlaw Wſewolodowitſch und Igor ihre Kunſt zeigen, dem Treffen, welches die vereinigten Fürſten ihnen bei jeder Gelegenheit anboten, auszuweichen, bis Fürſt Swätoſlaw Wſewolodowitſch aus Nowgorod anlangte, und ſtellten ſich daher ſieben Tage lang an einem feſten Orte bei dem Fluſſe Drua auf, und ſetzten, als Swätoſlaw am achten Tage ankam, mit ihm bei Druzk über die Drua. Bei der Nachricht von Swätoſlaw's Ankunft mit den Nowgorodern kehrte David Roſtiſlawitſch nach Smolensk zurück. Swätoſlaw hingegen entließ die Nowgoroder nach Hauſe, fuhr von Rogatſchewo zu Waſſer nach Kiew herab, und ſandte die Fürſten Jaroſlaw und Igor zum Voraus dahin ab. Sie nebſt den Polowzern erwarteten ihn bei Wyſchegorod. Auf die Nachricht, daß Swätoſlaw Wſewolodowitſch nebſt Jaroſlaw und Igor

21) Aufſätze, die ruſſ. Geſchichte betreffend. 2. Bd. S. 267. 297—299. 302. 326. 343.

Digitized by Google

gegen Kiew anzöge, verließ Rurik Roſtiſlawitſch dieſe Stadt, und begab ſich nach Bjelogorod. Swätoſlaw aber zog mit ſeinem Bruder Jaroſlaw und Igor in Kiew ein, und ſandte die Polowzer unter Igor's Anführung in die Gegend von Podljupsk. Als Rurik Roſtiſlawitſch davon Kenntniß erhielt, daß die Polowzer bei dem genannten Orte ſtänden, ſandte er den Fürſten Mſtiſlaw Wladimirowitſch mit den Schwarzmützen, ſeinen Tüſſäzkoi Laſar mit der jungen Mannſchaft, und die Befehlshaber Boris Sacharjewitſch und Dedoſlaw Schiroſlawitſch mit Mſtiſlaw's Schar dahin. Sie brachen insgeſammt aus Tripol auf, und fanden die Polowzer ohne alle Vorſicht, und neben ihnen Igor's Truppen ohne ausgeſtellte Wachen und Vorpoſten im Lager. Mſtiſlaw Wladimirowitſch, welcher in der Nacht nahe an den Feind kam, erfuhr die von dieſem genommene Stellung von den Schwarzmützen, ordnete alles zur Schlacht an, erwartete ſo den Anbruch des Tages, griff die Polowzer ſchleunig an, brachte ſie bald in völlige Unordnung und ihnen großen Verluſt bei, und verfolgte ſie bis zum Fluſſe Tſertorje. Igor warf ſich nebſt dem polowziſchen Fürſten Kontſchak in einen Kahn, und gelangte glücklich nach Gorodez, und von da in Tſchernigow an. Rurik benutzte ſeinen Sieg über Igor weiſe, und ſchloß mit Swätoſlaw Wſewolodowitſch Frieden.

Bei dem Kriege des Fürſten Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow gegen die Bulgaren im J. 1183 ſandte ihm Igor Hilfstruppen unter ſeinem Feldherrn. Von dem Fürſten Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew, welcher im J. 1184 nach genommener Abrede mit dem Fürſten Rurik Roſtiſlawitſch von Bjelogorod ſeine Söhne gegen die Polowzer ziehen ließ, ward Igor ſchriftlich gebeten, daß er in ſeinem Namen als der älteſte der Fürſten, die Anführung ſeines Heeres übernehmen möchte. Rurik Roſtiſlawitſch von Bjelogorod ſchickte an ſeiner Statt den Fürſten Wladimir Glebowitſch von Perejaſlawl. Dieſer bat ſich bei Igor die Anführung des Vortrabes aus, und kehrte, da der Fürſt von Sewerien ihm abſchlägige Antwort ertheilte, misvergnügt zurück. Während dieſer Vorbereitungen zur Heerfahrt gegen die Polowzer fielen dieſe in das ſeweriſche Gebiet ein und ſtifteten großen Schaden. Der Fürſt Igor von Sewerien übergab nach der Abreiſe des Fürſten Wladimir deſſen Truppen der Anführung ſeines Neffen Oleg Olegowitſch, vereinigte ſich mit ſeinem Bruder Wſewolod Swätoſlawitſch, mit dem Fürſten Wſewolod, einem Sohne des Fürſten Swätoſlaw von Kiew, mit den Mſtiſlawitſchen Andrei und Roman, Iſäſlaw's Enkeln, und mit einigen Schwarzmützen unter Anführung ihrer Fürſten Kuder und Kontuwdei, rückte weiter gegen die Polowzer vor, und war bis an den Fluß Cherei gelangt, als in derſelben Nacht ein ſehr ſtarker Regen fiel, und das Waſſer dadurch ſo anwuchs, daß man bis an die Lagerplätze der Polowzer nicht kommen konnte. Dagegen nahm Igor alle diejenigen Polowzer, die ſich auf der Seite des Fluſſes befanden, wo das ruſſiſche Heer ſtand, theils gefangen, theils trieb er ſie in den Fluß. Da indeſſen alles dieſes in den polowziſchen Lagerplätzen bekannt wurde, ſo erhielten die Polowzer Gelegenheit, ſich weiter zurückzuziehen, und Igor kehrte daher heim.

Swätoſlaw von Kiew und viele andere ruſſiſche Fürſten thaten im J. 1184 eine gewaltige Heerfahrt gegen die Polowzer, und machten am 30. Jul. an den Ufern des Fluſſes Ugel oder Orel 7000 Gefangene, unter welchen ſich 417 kleinere Fürſten befanden, und erbeuteten viele aſiatiſche Pferde und Waffen jeder Art. Dieſer Heerzug der ruſſiſchen Fürſten bildet auch in der Geſchichte und dem Liede Igor's ein wichtiges Moment, ungeachtet er nicht daran Theil nahm [22]). Er berief nun auf die Nachricht, daß Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew gegen die Polowzer zu Felde gezogen ſei, ſeinen Bruder Wſewolod und ſeinen Neffen Swätoſlaw, und ſchlug ihnen und ſeinen Großen vor, die Lagerplätze der Polowzer am Donez, während dieſe gegen Swätoſlaw im Felde ſtänden, anzufallen. Da er damit Gehör fand, brach er mit der vereinten Macht jener Fürſten auf, traf am Fluſſe Merl einen Haufen Polowzer unter Anführung des Oboßlei Keſtupowitſch, und ſetzte ihm nach, da er ſich in kein Treffen einließ, ſondern die Flucht ergriffen hatte. Igor machte viele Gefangene, und brachte ſie glücklich heim.

Ungeachtet dieſer Vortheile über die Polowzer ſoll er doch aus Misgunſt über den größern Sieg Swätoſlaw's und anderer ruſſiſchen Fürſten ſich zu ſeiner Heerfahrt im J. 1185 gegen dieſes Volk entſchloſſen haben, blos, um noch größern Ruhm als ſie zu gewinnen, weil allerdings die Polowzer gebeugt werden mußten, wenn Rußland vor ihnen Ruhe haben ſollte. Der Verlauf der Ereigniſſe war aber folgender: Der polowziſche Fürſt Kontſchak zog im J. 1185 mit zahlreichem Heere gegen die Ruſſen, ward aber den 1. März von Swätoſlaw Wſewolodowitſch am Chorol geſchlagen. Igor hatte auf die erſte Nachricht von der Heerfahrt der Fürſten Swätoſlaw von Kiew und Rurik von Bjelogorod ſeine Truppen zuſammengezogen, und wollte durch das freie Feld zu ihnen ſtoßen. Trotz der Vorſtellung ſeiner Bojaren, daß er die verbündeten Fürſten, die acht Tage vor ihm aufgebrochen waren, ſchwerlich einholen würde, zog er eiligſt an der Sula fort, mußte aber, da am 26. Febr. (1185) ſo ungeſtümes Wetter einfiel, daß man gar keinen Weg finden konnte, auf der Stelle ſtehen bleiben, und die Schlacht wurde vor ſeiner Ankunft geliefert. Hierauf erhielt er von Swätoſlaw's Siege Nachricht, kehrte mit Bedauern, daß er an dieſem Ruhme keinen Antheil gehabt, in ſein Gebiet zurück, zog bald nach ſeiner Zurückkunft nach Nowgorod-Sewerſkoi ſeine Truppen zuſammen, berief ſeinen Bruder Wſewolod Swätoſlawitſch aus Trubtſchewsk, ſeinen Neffen Swätoſlaw aus Rülsk, und ſeinen Sohn Wladimir aus Putiwl zu ſich, erhielt vom Fürſten Jaroſlaw Wſewolodowitſch von Tſchernigow Truppen, unter Anführung des Olſtin Oleſtiſch, beſonders eine Schar ſogenannter Kowuen, unter Anführung ihrer Befehlshaber Kontſchak Kaſibarowitſch und Tuſkobitſch, brach den 13. April (1185) aus Nowgorod-Sewerſkoi gegen die

22) Vgl. den Art. Igor's Heerzug.

Digitized by Google

Polowzer auf, und rückte, um noch mehr Truppen an ſich zu ziehen, ganz langſam gegen den Donez fort. Während deſſen trat den 1. Mai eine ſo ſtarke Sonnenfinſterniß ein, daß man nur einen kleinen Theil der Sonne, ſowie ein Mondsviertel über den Bergen und die Sterne am Himmel erſcheinen ſah. Da verſchiedene von ſeinen Bojaren dieſes für eine üble Vorbedeutung hielten, entgegnete er ihnen, daß zwar ſchwache Geiſter jede außerordentliche Begebenheit für eine Vorbedeutung anſähen, und dadurch ihres Gleichen in Schrecken ſetzten; weiſe Heerführer dagegen dem Volke Muth einſprächen, und es dadurch zum Siege über den Feind vorbereiteten [23]). Ohne Zögern ſetzte er alſo über den Donez, rückte bis zum Fluſſe Oskol vor, und wartete hier zwei Tage lang auf ſeinen Bruder Wſewolod, bis dieſer, von Kursk aus einen andern Weg ziehend, bei ihm eintraf. Nach dieſer Vereinigung gelangte er an den Fluß Salacza. Die hier herumſchweifenden Polowzer benachrichtigten ihre Stammgenoſſen von dieſem ſie bedrohenden neuen Sturme, und ſtellten ihnen vor, daß die Ruſſen, welche jetzt ſo weit vorzudringen wagten, ohne Zweifel die Vernichtung ihres ganzen Volkes beabſichtigten. Durch die Beſorgniß einer ſolchen Gefahr aufgeregt, zogen zahlloſe Scharen von den entfernteſten Ufern des Don nach einander heran, um dem kühnen Igor die Spitze zu bieten. Als er an den Fluß Salacza gelangt war, fand ſich eine vorher zur Auskundſchaftung des Feindes und Aufbringung einiger Gefangenen abgeſandte Schar mit der Nachricht ein, man habe einen Haufen Polowzer in Panzern reiten ſehen. Hieraus war abzunehmen, daß die Polowzer von Igor's Heerfahrt gegen ſie zum Voraus benachrichtigt wären, und Verſchiedene riethen daher zum Rückzuge. Aber die Behauptung der Andern, ein Rückzug unter ſolchen Umſtänden bringe nichts als Schimpf und Schande, die ärger als der Tod ſei, und der Rath, im Vertrauen auf Gott dem Feinde entgegenzugehen, waren mehr im Geiſte des kühnen Igor's und behielten die Oberhand. Man zog alſo die ganze Nacht dem Feinde entgegen, und gewahrte am folgenden Tage (einem Freitage) um Mittagszeit einen anſehnlichen Haufen deſſelben. Dieſer aber hatte ſo eben ſein Lager abgebrochen und zog ſich zurück. Das ruſſiſche Heer war jetzt bis in die Gegend des Fluſſes Suugli gelangt und theilte ſich in ſechs Scharen, nämlich ſo, daß Igor mit den Seinen in der Mitte, ſein Bruder Wſewolod auf dem rechten Flügel, und ſein Sohn Swätoſlaw mit zwei Scharen im Vortrabe ſich befand, Jaroſlaw's Truppen aber unter Olſtin's Anführung und die Kowuen oder Koweden unter ihren Befehlshabern Kontſchak Kaſibarowitſch und Tuſkobitſch den Nachtrab bildeten, um die Übrigen, wenn es die Noth erfoderte, zu unterſtützen. Außer dieſen hatte man alle Bogenſchützen zuſammengenommen, und ſie als das erſte Treffen an die Spitze geſtellt. Nachdem Igor mit den Scharen auf dieſe Weiſe die Schlachtordnung gebildet hatte, ließ er alle Fürſten und Befehlshaber zuſammenrufen, und hielt eine Rede an ſie, in welcher er die, welche Spuren des Trübſinns zeigten, auffoderte, wenn ſie keine Luſt zum Gefechte hätten, lieber jetzt ſogleich zurückzutreten. Daſſelbe ließ er unter dem ganzen Heere bekannt machen. Da aber Niemand Luſt zum Rückzuge bezeigte, rückte er bis an den Fluß Suugli vor, und traf hier einen ihm entgegenkommenden Heerhaufen Polowzer, welcher einmal ſeine Pfeile abſchoß und dann davon floh. Hinter den fliehenden Schützen aber zeigte ſich ein großes feindliches Heer. Daher riethen die Feldherren der ruſſiſchen Armee, ſich nicht mit Verfolgung der Flüchtigen zu befaſſen. Aber die vor Streit- und Ruhmbegierde brennenden jüngern Fürſten Swätoſlaw Olgowitſch und Wladimir Igorewitſch ſetzten, ohne den Befehl der ältern Fürſten abzuwarten, mit dem tſchernigowiſchen Feldherrn Olſtin über den Fluß, und griffen die Polowzer an. Hierdurch wurde Igor gezwungen, ihnen zu folgen. Doch that er es bedächtig und in geſchloſſener Ordnung. Die vom Fluſſe hinter eine Anhöhe ſich zurückziehenden Polowzer wurden von dem ruſſiſchen Vortrabe zerſtreut, das Lager der Feinde eingenommen, und viele, beſonders Familien, gefangen genommen, und zum Hauptheere der Ruſſen geſchickt. Bei der Nachricht, daß die Polowzer ſich in ſehr großer Menge zuſammengefunden hätten, ließ Igor ſeinem Sohne Wladimir und ſeinem Neffen Swätoſlaw, welche auf dem Schlachtfelde ſtehen geblieben waren, Befehl zum Rückzuge ertheilen, erhielt aber von ihnen zur Antwort, daß ihre Pferde ſehr ermüdet und einiger Erholung bedürftig ſeien. Hierauf berief Igor die Fürſten und Feldherren zu ſich, und ſtellte ihnen vor, daß man nach einem über die Polowzer erhaltenen Siege nun nicht weiter vorzurücken verbunden ſei, ſchickte ſich zu einem allgemeinen Rückzuge an, und ließ, um ihn zu decken, einen Haufen beſtberittener Leute zurück. Die indeſſen zum Hauptheere auch zurückkommenden Fürſten Swätoſlaw Olgowitſch und Wladimir Igorewitſch, ſtellten den ältern Fürſten vor, ſie hätten die Polowzer weit verfolgt, und dadurch ihre Pferde ſo ſehr abgemattet, daß ſie, wenn man ſogleich aufbrechen wollte, dem Heere unmöglich folgen könnten. Zwar fand dieſe Vorſtellung Anfangs gar keinen Beifall, weil alle zur ſofortigen Rückkehr bis zum Fluſſe riethen. Da aber Wſewolod ſeinem Neffen Zeit zum Ausruhen bewilligte, brach das ganze Heer nicht eher, als kurz vor Anbruch des Tages gegen den Donez auf. Am frühen Morgen fielen die Polowzer das ruſſiſche Heer im freien Felde an, und umringten es. Nun begannen viele ſich über Igor zu beſchweren, daß er ſie zu ihrem Untergange in die Wüſte geführt habe. Er aber wies die Vorwürfe von ſich, da jetzt nicht Zeit dazu da ſei, und ermahnte zum Vertrauen auf Gott und zum einmüthigen Kampfe. Hierauf ſtiegen alle Fürſten von ihren Roſſen ab, und zogen ſich gegen den Donez zu Fuße zurück, um auf dieſe Weiſe mit ihren Truppen gleiches Glück und Unglück zu theilen. Der Rückzug ging ſo lange glücklich von Statten, bis Igor ſo ſchwer am linken Arme verwundet ward, daß er ihn nicht mehr gebrauchen konnte. Dies

23) Auch legt man Igor'n dieſe Worte in Beziehung auf die Sonnenfinſterniß in den Mund: „Freunde und Brüder! Gottes Rathſchluß bleibt ja für Jedermann ein Geheimniß, und auch wir werden unſerm Schickſale nicht entgehen.“

Digitized by Google

verbreitete im ganzen Heere große Muthloſigkeit. Der Rückzug wurde aber doch bis zum Abend und die ganze Nacht hindurch unter beſtändigem Gefechte, in welchem von beiden Seiten viele blieben, in guter Ordnung fortgeſetzt; denn der verwundete Igor ermuthigte ſie alle. Am Sonntage des Morgens jedoch ward die Schar der den ruſſiſchen Fürſten verwandten Polowzer [24]) in Unordnung und zum Weichen gebracht. Igor ſetzte ſich jetzt zu Pferde und ſuchte die Flüchtigen aufzuhalten, konnte aber damit ſo wenig zu Stande kommen, daß er ſeinen ſchweren Helm abwerfen [25]) und eiligſt zu den Seinen zurückkehren mußte. Bei dieſer Gelegenheit wurde er von den feindlichen Polowzern erkannt, umringt, einen Pfeilſchuß entfernt von ſeiner Schar abgeſchnitten und lebend gefangen genommen. Der auch ſeltene Tapferkeit beweiſende Wſewolod, Igor's Bruder, ſtrengte zwar alle ſeine Kräfte zu deſſen Befreiung an, aber vergebens, obſchon er das Gefecht neben einem See ſo lange fortſetzte, bis er zuletzt keinen Pfeil mehr übrig, und Schwert und Lanze zerſplittert hatte. Immer heftiger und näher drangen die Polowzer an, und ſchoſſen auf die ermüdeten Ruſſen eine ungeheure Menge Pfeile ab. Beinahe Niemand konnte ſich retten; faſt alle blieben entweder auf dem Schlachtfelde oder wurden, und zwar mehr als 5000 Mann nebſt allen Fürſten, gefangen. Dieſe unglückliche Schlacht ſetzte ganz Rußland in Trauer. Alle ruſſiſchen Fürſten bedauerten Igor's Schickſal ſehr, ſein Fürſtenthum beſonders aber war mit großem Jammer erfüllt. Bei Vertheilung der ruſſiſchen [26]) Gefangenen unter die Polowzer wurde Igor dem Heerführer der Torken, Gilbuk, zu Theil, aber nachher wegen ſeiner Wunden von dem ihm wohlwollenden Khan Kontſchak auf Bürgſchaft hingenommen. Die Polowzer ließen durch ruſſiſche Kaufleute dem Fürſten Swätoſlaw von Kiew ſagen, die ruſſiſchen Fürſten möchten entweder ihre Brüder auslöſen laſſen, oder man würde ſelbſt nach dem Löſegelde kommen, und ſandten zugleich ein Verzeichniß der für jeden zu zahlenden, ſehr anſehnlichen Summe. Zwar war Swätoſlaw Wſewolodowitſch bereit, für den von ihm ſehr geliebten Fürſten Igor zu zahlen, die Polowzer wollten aber dieſen nicht ausliefern, bis alle jüngeren Fürſten und Befehlshaber losgekauft wären. Ja, die durch den großen Sieg ermuthigten Polowzer fielen ſelbſt in Rußland ein, beſonders richtete der Khan Gſä um Putiwl große Verheerungen an, mußte aber, als er die Stadt ſelbſt angriff, mit großem Verluſte abziehen. Während deſſen ward Igor in ſeiner Gefangenſchaft bei den Polowzern zwar unter ſehr genauer Aufſicht, übrigens aber ſehr gut gehalten, da er ſich unter der Obhut des ihm günſtig geſinnten Khan Kontſchak befand, und hatte 15 Mann und fünf Söhne vornehmer Ältern zur Wache und Bedienung, welche ihm erlaubten, hinzureiten, wohin er wollte, namentlich ſich mit Falkenjagd zu erluſtigen, ihm mit Ehrerbietung begegneten, und alles, was er ihnen auftrug, mit Folgſamkeit erfüllten. Er ließ einen Geiſtlichen, allerhand Lebensmittel, Geld und Kleidungsſtücke für ſich und ſeine Leute kommen, und gab vielen Polowzern anſehnliche Geſchenke, ohne daß er jedoch das verlangte Löſegeld erlegen konnte, weil man für ſeine Perſon 2000, für jeden der übrigen Fürſten 1000, und für jeden der Feldherren und Befehlshaber 100—200 Griwnen foderte. Lawer, von Geburt ein Polowzer, machte ihm das Anerbieten, er wolle ihn, wenn er in ſein Fürſtenthum zurückzukehren wünſche, wohlbehalten dahin bringen. Aber Igor antwortete, er wolle ſeinem Bürgen nicht untreu werden, habe ja während des Kampfes fliehen können, aber ſich nicht durch Flucht beſchimpfen wollen, und wolle dieſes auch jetzt nicht, beſprach ſich aber mit ſeinem Stallmeiſter und dem Sohne ſeines Tüſſäzkoi. Dieſe zogen die Nachricht ein, daß Lawer's Mutter eine Ruſſin aus dem ſeweriſchen Fürſtenthume, er ſelbſt aber ein entſchloſſener zuverläſſiger Mann ſei, und ſuchten ihren Fürſten zur Annahme ſeines Vorſchlages zu bereden. Zwar verbot ihnen Igor, weiter daran zu denken. Aber der Sohn des Tüſſäzkoi erfuhr von der Gemahlin des Khans Tugli, mit welcher er ein Liebesverſtändniß unterhielt, daß Igor ſich wegen des letzten ſehr unglücklichen Feldzuges, welchen die Polowzer während der Gefangenſchaft Igor's nach Rußland unternahmen, in einer bedenklichen Lage befinde, und ſtellte ihm gemeinſchaftlich mit ſeinem Stallmeiſter vor, daß ſein Leben nach der Zurückkunft der Polowzer in großer Gefahr ſchwebe. Dadurch wurde Igor bewogen, ſich Lawer's Anerbieten gefallen zu laſſen, und die dazu nöthigen Anordnungen zu machen. Zu dieſem Zwecke veranſtaltete er ein Gaſtmahl, und bewirthete die ihm zur Wache gegebenen Polowzer reichlich mit Kumiß [27]), wovon ſie berauſcht wurden, vor dem Zelte ſpielten und fröhlich die Sorge der Wache vergaßen, in der Meinung, daß Igor, welcher ſich wieder in ſein Zelt verfügte, ſich zur Ruhe begebe. Bei finſterer Nacht und während die Wächter berauſcht in tiefem Schlafe lagen, ging Igor unbemerkt wieder aus ſeinem Zelte, gelangte glücklich über den Fluß, ſetzte ſich auf der andern Seite deſſelben zu Pferde, kam, von fünf Perſonen begleitet, in derſelben Nacht vor allen Lagerplätzen der Polowzer vorüber, erreichte nach einer zweitägigen Reiſe durch

24) Nach der Behauptung einiger Schriftſteller ſind die Kowuen oder Koveden ein mit den ruſſiſchen Fürſten verbündeter polowziſcher Stamm geweſen, ebenderſelbe, aus welchem die ruſſiſchen Fürſten oft polowziſche Khanstöchter zur Ehe nahmen. 25) Nach einer andern Angabe nahm der allein zu Pferde ſitzende und alle ermuthigende Igor ſeinen Helm ab, damit ſie ſein Heldenantlitz ſchauten, und beherzter in den Tod gingen. 26) Beſonders betrübte ſich Fürſt Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew über das Unglück ſeines Vetters Igor, den er wie ſeinen eigenen Bruder liebte, wiewol er Igor's angeblichen Leichtſinn beklagte. Swätoſlaw hatte ſich nach Karatſchew begeben, damit er in den um die Höhen der Oka und Deſna gelegenen Gegenden Truppen zu einem neuen Feldzuge gegen die Polowzer zuſammenbrächte, erfuhr bei ſeiner Ankunft in Nowgorod-Sewerſkoi, daß Igor mit ſeinem Bruder, ſeinem Sohne und ſeinem Neffen aufgebrochen wäre, und verfügte ſich von da weiter in Kähnen die Deſna herab nach Tſchernigow. Auf dieſer Fahrt erhielt er durch Belowod von Igor's und ſeines Heeres unglücklichem Schickſale Nachricht.

27) Einem aus ſaurer Pferdemilch bereiteten ſtark berauſchenden Getränk.

Digitized by Google

die Steppe die ruſſiſche Furth, und nach einer eilftägigen wohlbehalten die Stadt Donez, und wandte ſich nach ſeiner Reſidenz Nowgorod-Sewerſkoi. Aber ungefähr 20 Werſte von der Stadt ſtürzte er mit dem Pferde, und verwundete ſich ſo ſehr am Fuße, daß er in Swätoi-Michailo übernachten mußte. Ein Bauer von dieſem Dorfe brachte die Nachricht von Igor's Ankunſt nach Nowgorod-Sewerſkoi und beſonders der Gemahlin des Fürſten. Sie und die Bürger eilten Igor'n entgegen, und von beiden Seiten fand der rührendſte Empfang ſtatt. Igor's Rückkehr erregte nicht nur in ſeinem Fürſtenthume Sewerien, ſondern auch in ganz Rußland allgemeine Freude, weil er wegen ſeines geſetzten und ſanften Gemüthes überall ſehr beliebt war. Eine Frucht dieſer Begeiſterung iſt das Lied von Igor's Heerzug, Gefangenſchaft und Rettung deſſelben, welches große Berühmtheit erlangt hat. (Vgl. den Art. Igor's Heerzug.) Kaum war Igor in ſeine Reſidenz angelangt, ſo ließ er allen Fürſten, beſonders aber Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew und Jaroſlaw Wſewolodowitſch von Tſchernigow, ſeine Zurückkunft bekannt machen, und ihnen für die Beſchützung ſeines Landes danken, reiſete auch, ſobald er ſich von ſeinen ausgeſtandenen Beſchwerden etwas erholt hatte, ſelbſt nach Tſchernigow, um Jaroſlaw'en um Hilfe zur Befreiung der von den Polowzern gefangen Gehaltenen zu bitten, wurde von demſelben mit vieler Freundſchaft aufgenommen, und erhielt das Verſprechen einer kräftigen Unterſtützung ſeines Planes. Hierauf reiſte er zu den Fürſten Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew und Rurik Roſtiſlawitſch von Bjelogorod, und erlangte von beiden die Zuſicherung, daß ſie ihm alle mögliche Hilfe leiſten, und in eigner Perſon mit allen ihren Truppen ausbrechen wollten. In dieſer Hoffnung begab er ſich zu ſeinem Fürſtenſitz Nowgorod-Sewerſkoi zurück, nahm ſeinen Begleiter aus der Polowzer Land, Lawer, unter die Großen ſeines Hofes auf, vermählte ihn, nachdem derſelbe die Taufe erhalten, mit der Tochter des Tüſſäzkoi Raguil, und beſchenkte ihn ſo reichlich, daß ſeine Nachkommen im Fürſtenthum Sewerien lange Zeit als vermögende Leute in großem Anſehen ſtanden.

Igor's Sohn, Wladimir, den er in der Gefangenſchaft hatte zurücklaſſen müſſen, heirathete des Khans Kontſchak Tochter, Kritſchakowna, und kam erſt nach zwei Jahren (1188) zu ſeinem Vater zurück. Der hocherfreute Igor ließ die Fürſtin Kritſchakowna und ihr Kind taufen, gab ihr den Namen Swoboda (Befreiung), verband ſie mit ſeinem Sohne Wladimir [28]) auf chriſtliche Weiſe, und feierte ihre Vermählung mit vieler Pracht. Auch Igor's Bruder Swätoſlaw, mit dem Beinamen des Helden, kam auf des Erſtern Bürgſchaft (im J. 1188) aus der polowziſchen Gefangenſchaft zurück, und ſandte nun die 200 Griwnen und 200 gefangene Polowzer, welche er für ſeine Befreiung verſprochen, in das Land der Polowzer ab. Igor aber that im J. 1192 nach genommener Verabredung mit ſeinen Brüdern eine Heerfahrt gegen die Polowzer, und hatte das Glück, viele Beute an Vieh und Pferden zu machen. Im Winter deſſelben Jahres unternahm er mit ſeinem Bruder Wſewolod und ſeinen Neffen gegen die Polowzer wieder einen Feldzug, zu welchem ihm Swätoſlaw Wſewolodowitſch von Kiew ſeine drei Söhne, Wſewolod, Wladimir und Mſtiſlaw, nebſt ſeinem Enkel David Olgowitſch zu Hilfe ſandte. Mit dieſen Fürſten ſetzte er über den Donez, und war ſchon bis zur Oſkol gelangt, als er die Nachricht erhielt, daß die Polowzer alle ihre Habe weithin zurückgeſchickt hätten, und in großer Anzahl verſammelt, die ruſſiſchen Fürſten erwarteten. Unter dieſen Umſtänden ſchien es nicht rathſam, den in völliger Bereitſchaft ſtehenden Feind anzugreifen, und er kehrte daher ohne allen Verluſt heim.

Zu Igor Swätoſlawitſch von Sewerien kam nach Dorogobuſch im J. 1184 ſein Schwager, der von ſeinem Vater, dem Fürſten Jaroſlaw Wladimirkowitſch von Halitſch, vertriebene Wladimir Jaroſlawitſch, reiſte zwar, da er nicht beſonders empfangen ward, von ihm zu andern ruſſiſchen Fürſten, kehrte aber doch von Roſtow zu demſelben nach Putiwl zurück. Jetzt nahm ihn dieſer mit freundſchaftlicher Achtung auf, behielt ihn zwei Jahre lang bei ſich, und ſparte während dieſer Zeit keine Mühe, ihn durch Vermittelung verſchiedener ruſſiſcher Fürſten wieder mit ſeinem Vater zu verſöhnen. Als ſich Jaroſlaw Wladimirkowitſch hierzu endlich verſtand, ließ Igor Wladimir'n durch ſeinen Sohn Swätoſlaw begleiten, welcher vom Fürſten von Halitſch reichlich beſchenkt zurückkam. Igor nahm im J. 1195 an der Heerfahrt des Fürſten Wſewolodowitſch von Kiew gegen die räſaniſchen Fürſten Theil. Er und Jaroſlawitſch ſchloſſen im J. 1196 mit Roman Mſtiſlawitſch ein Bündniß gegen Rurik Roſtiſlawitſch. Nach genommener Verabredung mit ſeinem Bruder David Roſtiſlawitſch von Smolenſk und Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow, ließ Rurik Roſtiſlawitſch von Kiew, dem Fürſten Igor Swätoſlawitſch von Sewerien, ebenſo wie Jaroſlaw Wſewolodowitſch von Tſchernigow und allen übrigen Fürſten von Oleg's Stamme, den Antrag thun, alle Streitigkeiten zwiſchen ihnen und den Fürſten von Wladimir's Stamme für ewig aufzugeben, und bei ihrer Ausgleichung den im J. 1026 zwiſchen Jaroſlaw Wladimirowitſch und ſeinem Bruder Mſtiſlaw von Tmutarakan geſchloſſenen Vertrag, durch welchen ganz Rußland nach dem Laufe des Dnieprs getheilt worden war, zu Grunde zu legen, ſodaß die tſchernigowiſchen, ſewériſchen und alle übrigen Fürſten von Oleg's Stamme auf die Länder der Roſtiſlawitſchen keine Anſprüche machen, und die Fürſtenthümer Kiew und Smolenſk Wladimir's Stamme verbleiben, die Fürſten deſſelben aber ſich dagegen alles deſſen, was von Alters her zu Tſchernigow gehört habe, begeben ſollten. Da aber die Fürſten von Oleg's Stamme (die Olgowitſchen [29]), unter ihnen auch Igor, welche ſich in einer Verſammlung

28) Um dieſelbe Zeit verlobte Rurik Roſtiſlawitſch von Bjelogorod ſeine Tochter Jaroſlawa mit Swätoſlaw, einem Sohne des Fürſten Igor Swätoſlawitſch von Sewerien.

29) Olgowitſchen heißt hier nicht Oleg's Söhne im eigentlichen Sinne des Wortes, ſondern was man im Teutſchen im Allgemeinen durch Olgowinger geben muß.

Digitized by Google

beriethen, ſich zwar anheiſchig machten, die gegenwärtigen Beſitzungen der Roſtiſlawitſchen Rurik und David und des Fürſten Wſewolod Jurjewitſch nicht zu verlangen, oder den Erſtern im Beſitze des Fürſtenthums Kiew zu ſtören, dagegen ſich weigerten, auf die Stadt Kiew und den erſten ruſſiſchen Thron völlig zu verzichten, weil ſie ebenfalls Nachkommen deſſelben Jaroſlaw I., und noch dazu von ſeinem ältern Sohne Swätoſlaw wären, während deſſen jüngerer Bruder, Wſewolod, Wladimir's Vater geweſen ſei, und es dreiſt ausſprachen, daß nach ihrer Meinung der großfürſtliche Thron nach Rurik's Tode dem Älteſten im Fürſtenſtamme zu Theil werden müſſe, ſo entſtanden über dieſen Gegenſtand ſehr lebhafte Verhandlungen, ohne jedoch zu einem feſten Abſchluß zu führen. Die Wladimirowitſchen bemühten ſich, das Vorrecht ihres Stammes dadurch zu erweiſen, daß man Wladimir und ſeinem Sohne Mſtiſlaw I. einmüthig den erſten ruſſiſchen Thron zugeſtanden habe, obgleich zu ihrer Zeit mehre ältere Fürſten von Swätoſlaw's und Oleg's Nachkommen am Leben geweſen wären. Als hierauf die Fürſten Wſewolod, Rurik und David ſich zum Kriege rüſteten, ſchloſſen Igor und die Olgowitſchen mit Wſewolod einen beſondern Vertrag, Kraft deſſen jeder das Seinige ruhig behalten und auf die Beſitzungen der Andern keinen Anſpruch machen ſollte, und hierauf trafen ſie auch einen beſondern vorläufigen Vergleich mit Rurik Roſtiſlawitſch, daß in Erwartung des beabſichtigten gemeinſchaftlichen Vertrags Niemand den Andern bekriegen wolle. Nachdem dieſe Übereinkunft beſchworen war, entließ Rurik ſeine Truppen, wie Wſewolod es bereits gethan hatte. Doch die Olgowitſchen brachen bald (im J. 1196) ihren Eid, lieferten, von den Fürſten von Smolenſk unterſtützt, eine Schlacht im Gebiete von Smolenſk und gewannen ſie, wurden jedoch nach verſchiedenen andern [30]) Kriegsvorfällen zum Frieden bewogen. Igor ſtarb im J. 1202. Seine Söhne waren Wladimir, Oleg und Swätoſlaw [31]).

III. Fürſten von Räſan.

1) **Igor Glebowitsch**, Fürſt von Räſan, nahm im J. 1178 an der Heerfahrt ſeines Vaters, des Fürſten Gleb von Räſan, gegen den Großfürſten Wſewolod III., Jurjewitſch von Roſtow und der unglücklichen Schlacht am Berge Prukſowa Theil. Der Großfürſt ließ den älteſten Glebowitſchen Roman, welchem ſeine Brüder Igor und Swätoſlaw beiſtanden, erſuchen, daß er ſeine jüngeren Brüder Wſewolod und Wladimir in ungeſtörtem Beſitze ihres Erbes laſſen möchte. Aber er antwortete, daß ſie die von ihren Brüdern erlittenen Beleidigungen zu rächen hätten. Der Großfürſt unternahm eine Heerfahrt gegen die drei ältern Glebowitſchen zu Gunſten der zwei jüngern, und ſchlug jene, die ſich von Pronſk gegen Räſan gezogen hatten, jenſeit der Oka. Roman floh ins freie Feld und ließ ſeine Brüder Igor und Swätoſlaw in Räſan. Der Großfürſt bemächtigte ſich auf ſeinem Zuge der Stadt Boriſſow und erſchien bald hierauf vor Räſan ſelbſt. Nun ließen ihm die Fürſten Igor und Swätoſlaw Friedensvorſchläge thun, auf welche er einging. Nach geſchloſſenem Frieden theilte er das räſaniſche Gebiet nach dem Vorrechte des Alters unter die Glebowitſchen im J. 1180. Igor und ſeine Brüder zogen im J. 1183 mit dem Großfürſten gegen die Bulgaren. Fehden herrſchten zwiſchen den Glebowitſchen Igor und Wladimir auf der einen und Wſewolod und Swätoſlaw auf der andern Seite. Um eine gütliche Auskunft zu treffen, berief die jüngeren Glebowitſchen, die Fürſten von Pronſk, der älteſte Glebowitſch, Roman von Räſan, zu ſich. Sie hatten indeſſen von einigen ihrer Bojaren, wie man vermuthet, von denen, welche die Mishelligkeiten unter den Brüdern angeſtiftet hatten, gehört, daß Roman ſie gefangen zu nehmen ſuche, und weigerten ſich nicht nur, zu ihm zu kommen, ſondern befeſtigten ihre Städte, und bereiteten ſich zur Vertheidigung. Bei der Nachricht hiervon zog Roman und ſeine Brüder Igor und Wladimir gegen Pronſk, und ſchloſſen die Stadt ein. Der Großfürſt Wſewolod Jurjewitſch, von dieſen Streitigkeiten der räſaniſchen Fürſten benachrichtigt, ließ Roman, Igor und Wladimir durch zwei ſeiner Bojaren zum Frieden und zu freundſchaftlichem Betragen ermahnen, indem er ihnen zugleich bemerklich machen ließ, daß Gott ihm Macht und Mittel gegeben hätte, die Unterdrücker und Friedensſtörer zur Ruhe zu bringen. Stolz antworteten dieſe, welche keine Luſt zum Frieden hatten, daß ſie in ihren Fürſtenthümern Wſewoloden gleich ſeien, und er keine Gewalt über ſie habe. Die Fürſten von Pronſk, welche den Großfürſten um Schutz und Hilfe erſuchen ließen, erhielten von ihm für das erſte 300 Mann, welche ſich mit der Beſatzung von Pronſk vereinigten. Während deſſen ſetzten Roman, Igor und Wladimir die Belagerung von Pronſk fort, bis Wſewolod Jurjewitſch ſeinen Vetter Jaroſlaw Wladimirowitſch und die muromiſchen Fürſten Wladimir und David dahin abſandte. Die drei Glebowitſchen Roman, Igor und Wladimir hoben nun die Belagerung auf, und kehrten nach Räſan zurück, unternahmen jedoch, als Jaroſlaw Wladimirowitſch zurückgezogen war, die Belagerung von Pronſk von Neuem und eroberten die Stadt, ſodaß Swätoſlaw Glebowitſch mit ihnen Frieden ſchließen mußte. Sie aber waren genöthigt, die Truppen, welche der Großfürſt Wſewolod Swätoſlawen geſandt hatte, und ſie in ihre Gewalt bekommen, an den Großfürſten auszuliefern, ohne daß dieſer ſich durch die verſuchte Rechtfertigung der räſaniſchen Geſandten befriedigt gezeigt hätte. Igor und ſeine Brüder Roman und Wladimir ſuchten ſich daher im J. 1188 durch Vermittelung des Biſchofs Porphyrius von Tſchernigow mit dem Großfürſten Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow auszuſöhnen. Dieſer ſandte auch ſelbſt einige ſeiner Bojaren nach Räſan; doch brachten ſie den Frieden nicht zu Stande. Eine Folge hiervon war, daß Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow in Begleitung des Fürſten Jaroſlaw

30) ſ. den Art. **Jaroslaw Wsewolodowitsch von Tschernigow.**

31) Aufſätze, betreffend die ruſſiſche Geſchichte, aus dem Ruſſiſchen überſetzt von C. G. Arndt. 2. Th. S. 14. 90. 111. 118. 127. 143. 151. 167. 173. 174. 176—179. 185. 192. 198. 199. 202—219. 232. 233. 247. 248. 271. 273. 280. Karamſin, Geſchichte des ruſſiſchen Reichs. Nach der zweiten Originalausgabe überſetzt. 3. Bd. (Riga 1823) S. 48. 54. 60. 78. 271.

Digitized by Google

Wladimirowitſch und der mumoriſchen Fürſten eine Heerfahrt gegen Räſan im J. **1188** that, auf welcher er Igor's Bruder, Wſewolod Glebowitſch, mit ſich nahm, über die Oka bis Opakow vorrückte, und alles ringsumher gelegene Land verheerte. Bald darauf fielen auch die Polowzer in das räſaniſche Gebiet, und machten viele Gefangene und viel Beute an Vieh, weil die räſaniſche Fürſtenmacht zu ſchwach war, ſich zugleich gegen den Beherrſcher von Roſtow und die Polowzer zu vertheidigen. Doch behaupteten ſich die Glebowitſchen in Räſan, und Igor ſtarb als räſaniſcher Fürſt im J. **1195**[32]).

2) **Igor Igorewitsch**, Fürſt von Räſan, ein Sohn Igor's, erwartete mit den übrigen räſaniſchen Fürſten den im Kriege mit Wſewolod Swätoſlawitſch von Tſchernigow im J. **1209** gegen die Oka mit dem Heere aufbrechenden Großfürſten Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow, übernahm, nebſt den übrigen räſaniſchen Fürſten, die Vermittelung des Friedens zwiſchen Wſewolod Jurjewitſch von Roſtow und Wſewolod Swätoſlawitſch, wurde aber von erſterem, welchem Friede unter den damaligen Umſtänden ſchimpflich ſchien, als heimlicher Feind angeſehen, weil dieſer von ihm Hilfe erwartet hatte, und nicht die Friedensvermittlung, die er auf die Bitte des Tſchernigower Wſewolod übernommen hatte. Er und die übrigen räſaniſchen Fürſten fanden ſich deshalb, als der Großfürſt am Ufer der Oka ihnen gegenüber ſeine Stellung nahm, bei ihm ein, und der Großfürſt, der erzürnt war, kam nicht aus ſeinem Zelte[33]), ſondern ließ ihnen durch den Fürſten David von Murom und ſeinen Tüſſäzkoi Michailo Boriſowitſch, alles, was man ihm hinterbracht hatte, vorhalten. Die Fürſten rechtfertigten ſich, ſo gut ſie konnten, und baten, daß man ihnen ihre Verleumder anzeigen möge; erhielten ihre Verwandten Gleb und Oleg vom Großfürſten zugeſchickt, und wurden von ihnen zwar übler Geſinnungen gegen den Beherrſcher von Roſtow beſchuldigt, aber nicht durch hinlängliche Beweiſe, noch Zeugniſſe überwieſen, baten hierauf, daß der Großfürſt ihre Sache nach Recht und Billigkeit unterſuchen, und ſie nicht unverſchuldet kränken möchte, wurden jedoch, auf den Befehl des Großfürſten, welcher dem Rathe ihrer Feinde Gehör gab, in Haft genommen, und den **22. Sept. 1208** nach Wladimir an der Kläsma geſandt. Der Großfürſt beſetzte das räſaniſche Gebiet. Gleb Wladimirowitſch und deſſen Bruder Iſäſlaw nahmen jedoch, unter dem Vorwande der Befreiung ihrer Vettern, im J. **1209** in Verbindung mit den tſchernigowiſchen und ſeweriſchen Fürſten verſchiedene in den Städten des räſaniſchen Gebietes vom Großfürſten angeſtellte Befehlshaber gefangen. Wſewolod Swätoſlawitſch von Tſchernigow ließ im J. **1210** den Großfürſten Wſewolod Jurjewitſch von Weißrußland um Entlaſſung der gefangenen räſaniſchen Fürſten erſuchen. Der Erzbiſchof erbat den räſaniſchen Fürſtinnen die Freiheit; die Fürſten aber aus der Gefangenſchaft zu ziehen gelang ihm nicht. Nur Wſewolod's Tod am **15. April 1212** gab ihnen die Freiheit, da ſein Sohn Jurij, Fürſt von Wladimir, nach feierlicher Beſtattung des hartherzigen Beherrſchers mit Zuſtimmung der Großen, die Fürſten von Räſan mit allen ihren Unterthanen und den Biſchof Arſinnius der Haft entließ. Igor's Vaterbruder, der Fürſt Roman Glebowitſch von Räſan, ſtarb im J. **1216**. Der hinterliſtige Gleb, welcher Igor'n und die andern räſaniſchen Fürſten durch falſche Anklage in ſolches Unglück geſtürzt hatte, faßte nun den Blutgedanken, ſie öffentlich zu ermorden, um über das ganze räſaniſche Gebiet zu herrſchen, und veranſtaltete zu Jakodi eine Zuſammenkunft, zu welcher ſich außer ihrem leiblichen Bruder auch noch folgende räſaniſche Fürſten, Kin Michail Wſewolodowitſch, die Swätoſlawitſchen Roman und Roſtiſlaw und die Igorewitſchen Gleb und Roman, die Brüder von Igor Igorewitſch, einſanden. Während der feſtlichen Freude bei dem Gaſtmahle zogen Gleb und Conſtantin Wladimirowitſch plötzlich die Säbel, eigne Leute und Polowzer ſtürzten plötzlich ins Zelt, und von den ſechs unglücklichen Fürſten und ihren getreuen Bojaren entrann keiner den Meuchelmördern am **20. Jul. 1217**. Aber dieſe genoſſen die Früchte ihrer Blutthat nicht, denn noch lebte Igor Igorewitſch. Aus Furcht vor deſſen Rache mußten Gleb Wladimirowitſch und ſein Bruder Conſtantin mit allen den Ihrigen zu den Polowzern fliehen. So traurig für Igor die Ermordung ſeiner Verwandten war, ſo gewann er doch, da ſo viele der räſaniſchen Theilfürſten gefallen, bedeutend an Macht. Vergebens wurde er von Gleb Wladimirowitſch bekriegt. Namentlich erſchien dieſer im J. **1221** mit einem Haufen Polowzer vor Räſan, aber Igor zog ihm aus der Stadt entgegen, und zwang ihn, die Flucht zu ergreifen[34]).

(*Ferdinand Wachter.*)

IGOR'S HEERZUG, ein berühmtes altruſſiſches Lied. Es wird wol Epos[1]) oder Heldengedicht[2]) genannt, iſt dieſes jedoch nicht im ſtrengen Sinne des Wortes, inſofern ſein Stoff nicht der Heldenſage[3]) angehört. Es iſt faſt eine Mittelgattung zwiſchen einem rein geſchichtlichen und Sage enthaltenden Liede; denn der geſchichtliche Stoff iſt theils ſagenhaft, doch zum größern Theile geſchichtlich gehalten, wie auch ſchon der bloße Auszug bei Karamſin lehrt, wenn wir ihn mit dem geſchichtlichen Bericht über Igor's Heerfahrt[4]) gegen die Polowzer zuſammenhalten. Doch iſt die Darſtellung von Igor's Heerzug auch in der Geſchichte nicht ganz frei von ſagenhafter Ausſchmückung, wodurch es um ſo ſchwerer wird, Sage und Geſchichte in dem Liede zu trennen. Inſofern der Verfaſſer des Liedes Zeitgenoſſe der Begebenheiten

32) Aufſätze, betreffend die ruſſiſche Geſchichte, aus dem Ruſſiſchen überſetzt von C. G. Arndt. 2. Th. S. 157. 169. 186. 220. 230. 233. 267. Karamſin III, 58. 270. 33) Nach einer andern Angabe umarmte er ſie zum Scheine freundſchaftlich.

34) Aufſätze, die ruſſiſche Geſchichte betreffend. 2. Th. S. 314—318. 321. 322. 365. 381. Karamſin. 3. Bd. S. 99. 100. 105. 365.

1) In Karamſin's Geſch. des ruſſ. Reiches nach der zweiten Originalausgabe überſ. 3. Bd. (Riga 1825) S. 182. S. 57 jedoch wird es richtiger als ein altes hiſtoriſches Gedicht bezeichnet. 2) Geſch. Rußlands nach Karamſin von Tappe. 1. Th. S. 250. 3) Über das Weſen derſelben ſ. 2. Sect. 5. Th. S. 67—70. 4. ſ. den Art. Igor Swätoslawitsch, Fürst von Nowgorod-Sewerskoi.

war, kann manches im Liede mehr geſchichtliche Wahrheit haben, als in der Überlieferung der Geſchichte ſelbſt. Intereſſant iſt es auch deswegen, weil ſich viele andere merkwürdige Beziehungen auf die gleichzeitigen ruſſiſchen Fürſten darin finden. Große Berühmtheit hat das Igorslied nicht blos wegen ſeines Gegenſtandes und der Umſtändlichkeit erhalten, mit welchem es Igor's Heerzug und Rettung beſchreibt, ſondern auch wegen ſeiner reich ausgeſtatteten Dichterſprache [5]). Der ſeweriſche Fürſt Igor, von Begierde nach Kriegsruhm brennend, überredet ſeine Waffengenoſſen zu einer Heerfahrt gegen die Polowzer, und verſichert: „Ich will meine Lanze auf ihren entfernteſten Häuptern zerſplittern, dort mein Haupt hinlegen oder mit meinem Helme aus dem Don trinken." In der Schilderung des zahlreich verſammelten Heeres heißt es: „Pferde wiehern jenſeit der Sula, der Ruhm erſchallt in Kiew, die Trommeten erſchallen in Nowgorod, Fahnen wehen in Putiwl, Igor harret ſeines lieben Bruders Wſewolod." Wſewolod beſchreibt ſeine Helden, als: „unter Trompetenſchall zum Leben erwacht, mit der Spitze des Speeres aufgenährt, der Wege kundig und mit dem Geklüft vertraut; ihre Bogen ſind geſpannt, ihre Köcher geöffnet, die Säbel geſchliffen; ſie ſtürzen ins Feld wie hungrige Wölfe, ringen nach Ehre für ſich ſelbſt und nach Ruhm für den Fürſten. Igor ſetzt die Füße in goldene Steigbügel, und ſchaut dichte Finſterniß vor ſich, der Himmel ſchreckt ihn mit Gewitter, wilde Thiere heulen in den Wüſten, Raubvögel ſchweben in Schaaren über dem Heere, Adler verkünden ihm ſeinen Untergang vorher, und Füchſe bellen die glänzenden ruſſiſchen Schilde an." Die Schlacht nimmt ihren Anfang. Geworfen ſind die Haufen der Polowzer, gefangen genommen ihre ſchönen Jungfrauen, Gold und Stoffe erbeutet, die Gewänder und der Pelz der Polowzer liegen auf den Sümpfen ſtatt der Brücken für die Ruſſen. Fürſt Igor eignet ſich nur allein eine rothe Fahne an einer ſilbernen Stange zu. Doch nur zu bald nahen aus dem Süden neue ſchwarze Wolken (Kriegshaufen der Polowzer). „Die Winde, Strybog's Geſchlecht, wehen vom Meere Pfeile auf Igor's Streiter." Wſewolod kämpft mit ſeiner Leibwache an der Spitze des Heeres: „er überſtreut die Feinde mit Pfeilen, ihre Helme ertönen von den ſtählernen Schwertern; wo ſeine goldene Sturmhaube erglänzt, liegen die Häupter der Polowzer." Schon zwei Tage wüthet die unerhörte, furchtbare Schlacht. Die Erde iſt vom Blute getränkt, mit Gebeinen beſäet. Am dritten Tage fielen die ruſſiſchen Fahnen; „der Blutwein war ausgegangen, die tapfern Ruſſen endeten ihr Feſtmahl, ſie hatten die Gäſte getränkt, und ruhten nun nach der Arbeit für das Vaterland." Kiew, Tſchernigow zittern; die ſingenden Polowzer führen Igor'n gefangen fort, und „gothiſche Jungfrauen [6]) ſingen fröhliche Lieder an des blauen Meeres Geſtade, und klingeln dazu mit ruſſiſchem Golde." Der Sänger fleht alle Fürſten an, daß ſie vereint an den Polowzern Rache nehmen mögen, und richtet an Wſewolod die Worte: „Du kannſt die Wolga mit Rudern verſprützen, und den Don mit Helmen ausſchöpfen;" ja — an Rurik und David: „eure vergoldeten Helme ſind ſchon ſeit langer Zeit mit Blut beſprützt; eure Kämpen wüthen gleich wilden, mit Säbeln verwundeten Stieren;" an Roman und Mſtiſlaw von Wolhynien [7]): „Lithauer, Jatwägen und Polowzer werfen ihre Lanzen auf die Erde, und beugen das Haupt unter euren ſtählernen Schwertern;" an die Söhne des Fürſten Jaroſlaw von Luzk, Ingwar und Wſewolod und an ihren dritten Bruder: „O! ihr aus rühmlichem Horſte Scharfbeſchwingte! verwehrt dem Feinde das Feld mit ſpitzen Pfeilen." Er nennt den Fürſten Jaroſlaw von Halitſch Osmomysl (achtmal [8]) verſtändig, d. h. hochweiſe), und fügt hinzu: „hochſitzend auf goldbeſchlagenem Throne unterſtützeſt du die karpatiſchen Gebirge mit deinen eiſernen Kriegsſchaaren, ſchließeſt die Thore der Donau, öffneſt den Weg nach Kiew [9]), und ſendeſt Pfeile in entfernte Länder [10])." Bemerkenswerth iſt auch, wie der Dichter den von den Lithauern getödteten Polozkerfürſten Iſäſlaw Waſſilkowitſch beweint: „Deine Leibwache, Fürſt! bedeckten Raubvögel mit ihren Flügeln, und wilde Thiere leckten ihr Blut. Dir ſelbſt entfloh deine Perlenſeele durch dein goldenes Halsband aus dem kraftvollen Körper." Das Schreckliche der damaligen Einfälle der Lithauer ins kriwiſche Land malen die Worte: „zum Sumpfe ſtockt die Dwina den furchtbaren Polotſchanen bei dem Waffengeklirre der Heiden." Ähnlich, wie der Sänger des Annoliedes die unglücklichen innern Kriege ſeines Vaterlandes beklagt, äu-

5) Außerdem hat es auch Alterthumsforſchern Dienſte geleiſtet, ſ. z. B. „Altteutſche Wälder," herausgegeben durch die Brüder Grimm. 1. Bd. S. 19.

6) Zur Zeit des berühmten Hermanrich's, bemerkt Karamſin (a. a. O. Anmerk. zum 3. Theile S. 313), in Taurien, wo damals die Polowzer herrſchten. Anderwärts (S. 183 im Auszuge des Liedes) ſetzt er „ihre" ſtatt „gothiſche" Jungfrauen, als wenn gothiſch und polowziſch einerlei wäre, was aber ſchwerlich der Fall iſt. Es ſind wahrſcheinlich gothiſche Jungfrauen, welche die Polowzer als Kriegsbeute in ihr Land gebracht hatten. Übrigens iſt die Stelle des Liedes rückſichtlich der in der Krimm noch damals vorhandenen Gothen merkwürdig.

7) Nach dem Herausgeber des Igorsliedes (S. 31) wären Roman und Mſtiſlaw die Söhne des Großfürſten Roſtiſlaw. Aber, wie Karamſin (a. a. O. Anmerk. 3. S. 313) dagegen bemerkt, ſtarb Roman Roſtiſlawitſch um das J. 1175, und deſſen Bruder Mſtiſlaw den 14. Jun. 1180 (ſ. nowgor. Chron. S. 44). Ein gleichzeitiger Schriftſteller alſo konnte ſie nicht im J. 1185 gegen die Polowzer aufrufen. Es werden alſo Roman Mſtiſlawitſch von Wladimir in Wolhynien, welcher nachmals den Fürſtenſtuhl von Halitſch beſtieg, und ſein Vetter, Mſtiſlaw, der Sohn des Fürſten Jaroſlaw von Luzk, darunter verſtanden. Weiter unten ſingt der Dichter: „Ingwar, Wſewolod (Bruder des Mſtiſlaw Jaroſlawitſch) und alle drei Mſtiſlawitſchen kein ſchlechter Horſt von ſechs Schwingen." Der Dichter nimmt alſo, da er von ſechs Flügeln redet, und jeder Vogel zwei hat, drei Brüder an, welche er, nach Karamſin's Bemerkung, Mſtiſlawitſchen nach ihrem Urgroßvater Mſtiſlaw nennt, welches alſo hier nicht, wie gewöhnlich, durch Mſtiſlaw's Söhne, ſondern Mſtiſlawinger zu übertragen iſt.

8) Nämlich in dem Sinne, daß ſein Verſtand für den Verſtand von acht Männern gelten könne, ähnlich, wie in der teutſchen Heldenſage Zwölfmannsſtärke gebraucht wird.

9) D. h. den, wen du willſt, läßt du nach Kiew ziehen, d. h. den großfürſtlichen Thron beſteigen.

10) Bezieht ſich darauf, daß Jaroſlaw von Halitſch ausländiſche Fürſten mit Hilfstruppen unterſtützte.

Digitized by Google

ßert ſich auch der Verfaſſer dieſes Liedes bei Beſchreibung der unglücklichen Fehden unter den ruſſiſchen Fürſten und bei dem Kampfe Iſäſlaw's I. mit dem Polozkerfürſten ſpricht er: „An des Niemens Ufern drängen ſich ſo zahlreich Häupter an einander, wie in der Erntezeit die Garben, gedroſchen wird — mit ſtählernen Ketten, ſie wehen die Seele vom Körper ... O! bedrängte Zeiten! warum konnte der alte Wladimir nicht an Kiews Berge angenagelt werden" (nicht unſterblich ſein)? Während deſſen vergießt in Putiwl die Gemahlin des gefangenen Igor Thränen, und klagt, indem ſie von der Stadtmauer in die weite Ebene blickt: „Warum, o mächtiger Wind! haſt du mit deinen leichten Flügeln die Pfeile der Khane auf die Streiter meines Gatten geweht? ... O! herrlicher Dniepr! du durchfließeſt Felſenberge, dich in der Polowzer Land zu ſtürzen; du trugſt Swätoſlaw's Schiffe bis an Kobäck's Lager [11]); bring auch mir den lieben Freund, damit ich ihm meine Thränen nicht mehr zum blauen Meere ſende! ... O! glänzende Sonne! wärmend und ſchön für Alle! warum haſt du mit verſengenden Strahlen in der ſpurloſen Wüſte die Krieger meines Freundes verzehrt?" ... Doch Igor iſt bereits frei, hat ſeine Wächter getäuſcht, und eilt auf ſeinem flüchtigen Renner an die Grenzen des Vaterlandes, Gänſe und Schwäne ſich zur Nahrung erlegend. Der Ermüdung unterliegt ſein Roß. Er beſteigt ein Boot und ſchifft auf dem Donez nach Rußland. Der Dichter, welcher den Fluß beſeelt denkt, läßt ihn die Worte ſagen: „Nicht wenig ward dir, Igor! Größe, dem Khan Kontſchak Unmuth [12]), und dem ruſſiſchen Lande Freude." Der Fürſt erwiedert: „Nicht wenig Ruhm wird dir, Donez! der du Igor auf deinen Wellen ſchaukelſt, mit weichem Graſe mich an deinen Silberufern betteſt, mit warmen Nebeln unter dem Schatten des grünenden Baumes mich bedeckeſt, auf dem Waſſer mich von Schellenten [13]), im Strome von Möven [14]), im Sturme von Schwarzenten [15]) bewachen läßt." In Kiew angelangt, verfügt ſich Igor in die Muttergotteskirche, und bringt dem Allerhöchſten ſein Dankgebet dar. Der Dichter führt Bojan's Worte an: „ſchlimm befindet ſich das Haupt ohne Schultern," und ruft dann aus: „Beglücktes Land! fröhliches Volk! du feierſt Igor's Befreiung!" Dieſer Auszug [16]) ſchon lehrt, daß man mit Recht an dieſem Erzeugniſſe des Alterthums große Kraft des Ausdrucks, Schönheit der maleriſchen Sprache und kühnen Vergleichungen, wie ſie der Dichtkunſt jugendlicher Völker eigen iſt, mit Recht rühmt. Der Verfaſſer deſſelben, der zu den reich begabten Dichtern gehörte, iſt leider unbekannt. Das Lied iſt im 12. Jahrh. verfaßt, und Karamſin hat unſtreitig Recht, wenn er es als Werk eines Weltlichen anſieht. Denn ein Mönch hätte ſich wol nicht erlaubt, von den Göttern des Heidenthums zu ſprechen und denſelben Naturwirkungen beizulegen. Im Style, in den Wendungen und Bildern meint Karamſin Nachahmung der älteſten ruſſiſchen Sagenlieder von den Thaten ruſſiſcher Fürſten und Kämpen annehmen zu dürfen; denn der Dichter rühmt z. B. die Nachtigall der Vorzeit, den Dichter Bojan, deſſen eilende Finger über die beſeelten Saiten fliegend, von dem Ruhme der ruſſiſchen Helden ertönten. Da Bojan's Geſänge, ſowie muthmaßlich die vielen andern Dichter während der ſieben bis acht, meiſt nur durch Rußlands Drangſale denkwürdige Jahrhunderte verloren gegangen ſind, indem die Menſchen dem Schwerte, und den Flammen die Gebäude und Schriften zum Opfer wurden, ſo ſchenkt man mit Recht um ſo größere Aufmerkſamkeit dem Igorsliede, da es aus dieſer Gattung altruſſiſcher Lieder das einzig übriggebliebene iſt. Daher iſt es nicht nur in der Urſchrift herausgegeben [17]), ſondern auch ins Teutſche überſetzt worden, ſowol von Müller, als vom Paſtor Sederholm zu Moskau.

(*Ferdinand Wachler.*)

IGRANDE, hübſcher Marktflecken im Canton Bourbon-l'Archambault des Bezirks Moulins im franzöſiſchen Departement des Allier zwiſchen ſehr fiſchreichen Teichen gelegen. Die 1700 Einwohner treiben einen lebhaften Viehhandel. (*Klaehn.*)

IGRITZE, 1) ein auch Igriczi genanntes, mehren adeligen Familien gehöriges großes Dorf im miſkolczer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der borſoder Geſpanſchaft im Kreiſe dießſeit der Theiß Oberungarns, am nördlichſten Rande der großen oder untern ungariſchen Ebene, in ſumpfiger Gegend gelegen, anderthalb Stunden nordnordweſtwärts von dem Markte Cſáth entfernt, mit 112 Häuſern, 818 magyariſchen Einwohnern, welche Feldbau treiben, und, mit Ausnahme von 30 Katholiken und acht Juden, ſich ſämmtlich zur evangeliſchen Kirche helvetiſcher Confeſſion bekennen, einer eigenen Pfarre, einem Bethauſe und einer Schule der Reformirten. 2) Ein der adeligen Familie Rumy gehöriges Dorf im kapornaker Gerichtsſtuhle der ſzalader Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, in hügeliger Gegend, an der von Nagy-Kapornak nach Nagy-Kaniſa führenden Straße, etwas über eine teutſche Meile ſüdlich von dem erſtern Markte entfernt, nach Szent-Peter-Ur eingepfarrt, mit 25 Häuſern, 179 magyariſchen, katholiſchen Einwohnern und einer katholiſchen Filialkirche. Sehenswerth ſind hier

11) Swätoſlaw von Kiew that nämlich im J. 1184 mit mehren andern Fürſten eine Heerfahrt gegen die Polowzer und war den 30. Jul. an den Ufern des Fluſſes Ugol ſiegreich. Aber dem Triumphe der Ruſſen folgte nach einigen Monaten tiefe Trauer; denn die Fürſten von Sewerien, Igor von Nowgorod-Sewerſkoi, ſein Bruder Wſewolod von Trubiſchewſk und ihr Neffe, welche insgeſammt Swätoſlaw's Heerfahrt nicht beigewohnt hatten, wollten größern Ruhm als dieſer erwerben, und machten einen unglücklichen Zug gegen die Polowzer. Vgl. den Art. Igor Swätoslawitsch, Fürst von Nowgorod-Sewerskoi. 12) Weil nämlich der Khan Kontſchak für den gefangenen Igor, den er ausgeliefert erhalten, Bürgſchaft geleiſtet hatte. 13) Ruſſiſch *Gogolj;* anas clangula *Linn.* 14) Ruſſiſch *Tschaika*, larus. 15) *Tschernet*, anas fusca, vielleicht, wie v. Hauenſchild zu Karamſin (3. Bd. S. 185) bemerkt, richtiger fuligula? 16) Vgl. Karamſin. 3. Bd. S. 182—185.

17) Handſchriftlich findet es ſich in der Bibliothek des Grafen Muſſin-Puſchkin, in einem Coder, welcher auch noch andere merkwürdige Stücke in altruſſiſcher Sprache enthält (ſ. Karamſin. 3. Bd. Anmerk. S. 313. 314).

Digitized by Google

die Sammlungen Rumy's, welche intereſſante Alterthümer, Handſchriften, ſilberne Becher und mehres Andere enthalten. (*G. F. Schreiner.*)

IGUALÁDA, Villa in der ſpaniſchen Vegeria de Villafranca, Provinz Cataluña, liegt am Noya in einer fruchtbaren, gut gewäſſerten, aber hügelvollen und durch Ravinen unterbrochenen Gegend, und hat eine Pfarrkirche, drei Klöſter und **14,000** Einwohner, welche Kattunmanufacturen und Gewehrfabriken unterhalten. (*Fischer.*)

IGUANA. Unter dieſem urſprünglich weſtindiſchen Namen, welcher die dort gewöhnlichſte große Eidechſe bezeichnete, beſchrieben die ältern Naturforſcher diejenige Eidechſenform, welche noch jetzt den Namen Leguan führt, und von den Eingeborenen Weſtindiens eigentlich wol Hiuana genannt wurde, was die Spanier in Iguana veränderten. Linné führte ſie als Lacerta Iguana in das Syſtem ein, und der bedeutendſte Herpetolog zunächſt nach ihm, Laurenti, erhob dieſelbe mit mehren Verwandten zu einer beſondern Gattung, welche nun den Namen Iguana erhielt, während er die Lacerta Iguana Linné's als Iguana tuberculata von den andern Arten unterſchied. Seit dieſer Zeit iſt die Gattung Iguana im Syſtem der Amphibien geblieben, hat aber von verſchiedenen Naturforſchern verſchiedene Begrenzungen erfahren. Mit Übergehung mehrer unwichtigen Autoritäten laſſen wir nur die Cuvier'ſche und die jetzige Charakteriſtik der Gattung Iguana folgen.

Cuvier betrachtete die Gattung Iguana als Repräſentanten einer großen Abtheilung der Eidechſen, welche er nach ihr Iguanina nannte, und durch den langen Schwanz, die langen freien und ungleichen Zehen, ſowie durch die dicke, fleiſchige, nicht ausſtreckbare Zunge charakteriſirte. Er nahm in dieſer Gruppe wieder zwei Unterabtheilungen an: die Agamen, welche nach ihm keine Zähne am Gaumen haben, und die echten Iguanen, welche mit Gaumenzähnen verſehen ſind. Zu den letztern gehörte die Gattung Iguana, welche folgendermaßen von ihm charakteriſirt wurde: „Leib und Schwanz mit kleinen Schindelſchuppen bedeckt, längs des ganzen Rückens eine Reihe Stacheln oder vielmehr aufgerichteter, zuſammengedrückter, ſpitzer Schuppen; an der Kehle eine zuſammengedrückte hängende Wamme, deren Rand durch einen knorpeligen Fortſatz des Zungenbeins ausgeſpannt wird. An den Schenkeln bemerkt man dieſelbe Reihe von Drüſenöffnungen, welche auch der gemeinen Eidechſe zukommen, und der Kopf iſt mit Schildern bedeckt. Jeder Kiefer iſt von einer Reihe dreieckiger, zuſammengedrückter, am Rande zackiger Zähne eingefaßt, auch haben ſie zwei kleine Zahnreihen am hintern Gaumen." Zu der ſo charakteriſirten Gattung zieht Cuvier folgende Arten: 1) Ig. tuberculata, Linné's Lac. Iguana, im ganzen wärmern Amerika einheimiſch. 2) Ig. coerulea *Dand.*, aus Südamerika. 3) Ig. nudicollis *Cuv.*, Ig. delicatissima *Laur.*, aus Braſilien. 4) Ig. cornuta *Lacép.*, von St. Domingo. 5) Ig. cyclura *Cuv.*, aus Nordamerika. Ferner zog er noch den Amblyrhynchus cristatus *Bell.* hierher, und hielt ihn ſogar für ſynonym ſeiner Iguana nudicollis, was nach ſpätern Vergleichungen unſtatthaft iſt.

In neuerer Zeit haben nun die umſichtigen und höchſt genauen Unterſuchungen von Fitzinger, Wagler, Wiegmann, Kaup, Bell u. A. eine ſtrengere Diagnoſtik und damit eine größere Menge von Eidechſengattungen nothwendig gemacht, und ſo konnte es nicht fehlen, daß auch die Gattung Iguana Umgeſtaltungen erlitt. Man blieb jedoch bei der von Cuvier befolgten Methode, die Eidechſen nach der Zungenform hauptſächlich zu ſondern, ſtehen, und nannte demnächſt Cuvier's Iguanina, verbunden mit deſſen Geckoninis, welche dieſelbe dicke, fleiſchige, nicht ausſtreckbare Zunge beſitzen, Crassilinguia. Dieſe Gruppe zerfiel dann in Cuvier's Agamen, ihrer Lebensweiſe halber Humivagae genannt, in deſſen echte Iguanen, aus demſelben Grunde als Dendrobatae bezeichnet, und in die Geckonen, welche man Ascalabotae neuerdings zu nennen pflegt. Bei genauerer Unterſuchung der beiden erſten Gruppen ergab es ſich nun, daß jede derſelben nach der Art und Weiſe, wie die Zähne am Kiefer befeſtigt ſind, wieder in zwei Abtheilungen zerfalle, indem bei der einen die Zähne an der Innenſeite des Kiefers ſitzen (Pleurodontes s. Prosphyodontes), bei der andern dagegen oben auf dem äußerſten Kieferrande (Acrodontes s. Emphyodontes). Und was dieſen Unterſchied beſonders wichtig macht, iſt die ſtrenge Bindung der Inhaber des einen wie des andern Charakters an die eine oder die andere Hemiſphäre, und zwar ſind die Pleurodontes Bewohner der neuen Welt, ſowie die Acrodontes nur Inſaſſen der alten. Iguana, als amerikaniſche Eidechſe, gehört alſo den Dendrobatis pleurodontibus an, und unterſcheidet ſich von den übrigen Gattungen Amerika's durch folgende Eigenſchaften:

Der von kleinen glatten Schindelſchuppen gleichmäßig bedeckte Leib hat einen ziemlich kurzen, dicken Kopf, deſſen Schnauzentheil nach Vorn geneigt abfällt. Seine Oberfläche iſt von Schildern bedeckt und die Naſenlöcher ſtehen ſeitlich an der Spitze der Schnauze, von dem röhrig aufgeworfenen Rande des Naſalſchildes umgeben. Das Trommelfell iſt ſichtbar; der Zwiſchenkiefer hat ſieben Zähne. An der Kehle hängt die zuſammengedrückte Wamme herab. Der Rücken trägt einen zackigen Kamm, der ſich auch über den zuſammengedrückten Schwanz bis zur Spitze allmälig niedriger werdend fortſetzt. An der Innenſeite der Schenkel ſind Drüſenöffnungen. Die Arten laſſen ſich wieder ſo gruppiren:

1) Die Wamme am Rande gezähnelt. a) Unter dem Ohre ein Schildchen, Stirn unbewaffnet. Hypsilophus *Wagl.* Dahin: Ig. tuberculata *L.* und Ig. rhinolophus *Wiegm.* b) Kein Schild unter dem Ohre, Stirn gehörnt. Metoporus *Wagl.* Dahin: Ig. cornuta *Dand.* c) Kein Schild unter dem Ohre, Stirn unbewaffnet, Wamme hinten nicht gezähnelt. Dahin: Ig. nudicollis *Cuv.*

2) Die Wamme am ganzen Rande nicht gezähnelt, Stirn unbewaffnet, Kamm niedrig. Brachylophus *Cuv.* Dahin: Ig. fasciata *Brogn.* *).

*) Nach Kaup haben die drei Gaumenzähne dieſer Eidechſe eine

Digitized by Google

Die Lebensweiſe und Eigenthümlichkeiten dieſer Arten betreffend, ſo möge es genügen, dieſelben nur von der erſten und gemeinſten, der Ig. tuberculata, näher zu erörtern. Sie findet ſich im ganzen wärmern Südamerika, ſowie auf den weſtindiſchen Inſeln, und hält ſich in Gebüſchen am Rande von Flüſſen und Seen auf. Ihre gewöhnliche Größe beträgt drei Fuß, wovon der Schwanz mehr als die Hälfte wegnimmt; doch gibt es auch Exemplare von fünf Fuß Länge. Im Leben iſt ſie ſchön blau auf dem Rücken, grünlich violett an den Seiten, und wird gegen den Bauch hin faſt ganz weiß; auf dem Rücken finden ſich bräunliche Flecke und der Schwanz hat dergleichen Ringe. Getrocknete und in Spiritus aufbewahrte Exemplare ändern ihre Farbe bald in ein gleichmäßiges Eiſengraublau, das höchſtens an den Seiten noch etwas ins Violette ſchillert. Höchſt auffallend iſt an dem Thiere die Kehlwamme, welche immer ſegelartig ausgeſpannt iſt, aber, wie der übrige Leib, die Farbe ändert und ſich aufbläht, wenn man die Eidechſe reizt und angreift. Obgleich der Leguan, wie vielleicht alle Eidechſen, nicht giftig iſt, ſo wird doch ſein Biß, womit er den Angreifer empfängt, höchſt ſchmerzhaft und gefährlich wegen der zahlreichen feinen und ſcharfen Zähne; außerdem pflegt er ſich noch durch Kratzen mit den ſcharfen und großen Krallen ſeiner fünfzehigen Füße zu vertheidigen. Zufluchtsorte in der höchſten Noth ſind hohle Bäume, Baumlöcher und die Bäume ſelbſt. Letztere, zumal niedriges Buſchwerk, beſteigt er beſonders am Tage der Nahrung halber, welche in Blättern und Baumfrüchten, aber auch in Inſekten, ja ſelbſt kleinen Vögeln beſteht. Er hält ſich während des Kletterns mit den Zehen und dem Schwanze feſt, und ſchnappt gleich den Fröſchen behende nach der Beute. Bei Nacht ruht er im Dickicht verſteckt, und fällt während der heißen Jahreszeit in einen lethargiſchen Zuſtand, worin er ſelbſt fünf bis ſechs Monate verharren kann. Urſprünglich in ſeiner Heimath höchſt gemein hat der Leguan doch wegen der vielen Nachſtellungen, denen er ausgeſetzt iſt, ſchon ſehr abgenommen. Man fängt ihn ſeines höchſt wohlſchmeckenden Fleiſches wegen überall, und bringt ihn lebendig, aber gebunden, auf den Markt. Die gewöhnliche Methode, ſich ſeiner zu bemächtigen, iſt die Schlinge, da Geſchoſſe ein ſo flüchtiges Thier nur ſelten ereilen, auch von ſeiner ſehr glatten ſchlüpferigen Haut leicht abprallen, wenn nicht die Schußlinie ſenkrecht gegen den Leib gerichtet iſt. Übrigens iſt ſein Fleiſch, obgleich ſchmackhaft, doch keine geſunde Speiſe, namentlich nicht für Europäer; ganz beſonders aber haben es Individuen zu fürchten, welche an Venerie litten, weil es bei dieſen neue Symptome der Krankheit, namentlich die nächtlichen Knochenſchmerzen, wieder hervorruft. Daher mag die alte Sage entſtanden ſein, daß der Genuß dieſes Thieres die Syphilis urſprünglich in Amerika erzeugt habe. Leichter verdaulich ſind die Eier. Sie haben die Größe der Taubeneier, ſind aber mehr cylindriſch und an beiden Enden gleichmäßig abgerundet; ihre Schale iſt lederartig. Sie enthalten nur ſehr wenig Eiweiß, aber viel Öl, und werden daher durch Kochen nicht leicht hart. Die Weibchen, welche den Männchen an Größe nachſtehen, legen dieſelben in den von der Sonne erwärmten Uferſand, woſelbſt man ſie aufſucht und ebenfalls auf den Markt bringt. Ein einziges Individuum ſoll deren 70—80 legen.

Die zweite, nur in Mexico einheimiſche und daſelbſt Aquaquetzpallia genannte Art (Ig. rhinolophus) unterſcheidet ſich von Ig. tuberculata blos durch höckerige Schilder auf der Mitte der Schnauze, die dort einen dreizackigen Kamm bilden; beide haben außerdem große gewölbte Schilder am Unterkiefer und höckerige Schuppen am Halſe. Einige braſiliſche Völkerſchaften nennen übrigens den Leguan in ihrer Sprache Senembi. (*Burmeister*.)

Iguana amboinensis und **Ig. Basiliscus**, ſ. **Basiliscus amboin.** und **americanus.**

Iguana bimaculata und **principalis**, ſ. unt. **Anolis.**

Iguanina, ſ. **Iguana.**

IGUANODON (Paläozoologie). Der Iguanodon (deſſen Name aus **Iguana**, einem Eidechſengeſchlechte, und ὀδούς, Zehe, zuſammengeſetzt iſt) iſt durch ſeine Größe, wie durch ſeine Organiſation eins der merkwürdigſten Geſchlechter foſſiler Reptilien. Die erſten Spuren davon, einige Zähne, hat Mrs. Mantell im J. 1822 entdeckt; die meiſten ſpätern Bereicherungen unſerer Kenntniſſe darüber dankt man den Bekanntmachungen Gideon Mantell's und Buckland's. Beſonders iſt der erſte perſönlich bei den ſpätern Nachforſchungen thätig geweſen. Er hat in Übereinſtimmung mit Conybeare den oben angeführten Namen gegeben, welcher im Féruſſac'ſchen Bülletin und in einigen andern Zeitſchriften irrthümlich in **Iguanosaurus** verwandelt worden iſt. Cuvier hatte von dieſem Geſchlechte noch nicht viel mehr als die Zähne, und zwar durch Mantell ſelbſt kennen gelernt.

Die Foſſilreſte dieſes Thieres haben ſich bisher nur im ſüdöſtlichen Theile Englands gefunden, und zwar: A) In einem Süßwaſſergebilde der Wealden- oder Haſtingsſandformation, nämlich: 1) im Tilgate Foreſt zu Cuckfield in Suſſex, in Geſellſchaft von Gebeinen von Rieſenkrokodilen, Hylaeosaurus, Megalosaurus, Plesiosaurus, Landſchildkröten und Vögeln (Mantell); 2) in der Fortſetzung deſſelben Gebirges in der Headſoldwoodgemeinde bei Lorwood in Suſſex (Murchiſon); 3) bei Sandown Fort am ſüdlichen Ufer der Inſel Wight, zu Yaverland etwas öſtlich von dieſer Stelle und im Kirchſpiele Brook, vorzüglich am Brook Point am ſüdweſtlichen Ende der Eiſenſandformation auf Wight; zu Sandown Fort werden dieſe Reſte durch ſolche von Krokodil, **Megalosaurus**, **Plesiosaurus** und durch ähnliche Conchylien wie zu Cuckfield begleitet; 4) bei Swanwich auf Purbeck, ſodaß die Ablagerungslinie der Iguanodonreſte

---

andere Form, als bei den übrigen Iguana-Arten. Cuvier hatte ſie überſehen, und daher ſeine Gattung zu den Agamen gezogen; dagegen wird Ig. cyclura *Cuv.* ausgeſchloſſen, ſie bildet eine eigne Gattung, welche ſich nicht blos durch den Mangel der Wamme, ſtatt deren ein faltiger Kehlſack da iſt, ſondern auch durch ſpitze, ſchildförmige Winkelſchuppen am Schwanze und die von der Schnauzenſpitze mehr entfernten Naſenlöcher unterſcheidet. Die Arten dieſer Cyclura von Harlan genannten Gattung bewohnen Centralamerika, namentlich Mexico.

Digitized by Google

in der angeführten Gebirgsformation, wahrſcheinlich ein ehemaliges Geſtade vom Walde von Suſſex an, durch Wight und Purbeck zu ziehen ſcheint (**Buckland**). B) Im Kentiſh Rag, einem Meeresgebilde und Gliede der obern Grünſandformation, mit Gervillien, Trigonien, Terebrateln ꝛc. So zu Rockhill bei Maidſtone in Kent, wo man die Gebeine faſt eines ganzen Skeletts auf einem Raum von wenigen Quadratfußen beiſammen gefunden, aber, mit Ausnahme einiger zuſammenhängender Wirbel, ohne Ordnung durcheinanderliegend. Deſſenungeachtet dürfte ſich dieſe Vollſtändigkeit des auf einem ſo kleinen Raume beſchränkten Skelets mit der Buckland'ſchen Anſicht ſchwer vertragen, daß es aus der Wealdenformation durch ſecundaire Ablagerung hierher gelangt ſei.

Die Geſchichte der Entdeckung iſt folgende: Aus dem Tilgate Foreſt hatte Mantell im J. 1824 bereits viele Zähne, ein Schenkelbein, einige Wirbel und viele andere minder ſicher beſtimmte Knochen erhalten, wovon Cuvier die erſten einem unbekannten Reptile zuſchrieb, deren Ähnlichkeit mit jenen von **Iguana** der Verf. bei ſeinen mit Conybeare gemeinſam unternommenen Vergleichungen bald erkannte. In den nächſten Jahren erhielt er dazu ein Horn, welches eine ähnliche Stelle wie bei Rhinozeros eingenommen zu haben ſchien, und auf deſſen Analogie mit dem Horne bei **Iguana cornuta** Pentland zuerſt aufmerkſam machte. Im J. 1829 erhielt er zwei Klauenglieder, wie die bei der lebenden **Iguana** beſchaffen, welche aber, nach der ſpätern Entdeckung der wirklichen Klauenglieder von **Iguanodon**, dieſem Geſchlechte nicht angehört zu haben ſcheinen. Im J. 1833 meldete derſelbe die Auffindung eines Klauen-, eines Schlüſſelbeins und der zwei Beine des Unterſchenkels, gleichzeitig mit dem Skelette des **Hylaeosaurus**. Murchiſon hatte **1824** zu Lorwood ein 3' 7" langes Schenkelbein, einige Wirbel und Zähne gefunden, welche er alle dem Iguanodon zuſchreiben zu müſſen glaubte. Auf Wight bei Sandown Fort fand Buckland **1829** ein Mittelhandbein; bei Brook Point hatte James Vine Wirbel in Geſellſchaft von Baumſtämmen gefunden; zu Yaverland James Smith Wirbel und Stücke von zwei Oberſchenkelbeinen entdeckt, welche alle in das oxforder Muſeum kamen. Zu Swanwich auf Purbeck lernte man um dieſelbe Zeit in der Sammlung Bartlett's einige Wirbel, Mittelhand- und Klauenbeine kennen. Die wichtigſte Entdeckung iſt die **1834** bei Maidſtone erfolgte. In einem Steinbruche zu Rockhill nämlich, worein 8"—14" dick Lagen von Kalk und Sand des Kentiſh Rag mit einander wechſellagern, brachte ein zum Sprengen des Kalkes angebrachter Schuß, außer einer Menge von Haizähnen, Ammoniten ꝛc., ein faſt vollſtändiges Skelett von **Iguanodon** zu Tage, welches aber, da der Schuß mitten durch daſſelbe ging, in viele Trümmer zerbarſt, welche dann ſorgfältig wieder geſammelt wurden. Die Knochen waren auf der Oberfläche alle, bis auf einige mit einander verbundene Wirbel, ordnungslos durch einander gelegen; nur einer der Oberſchenkelknochen ſtand, faſt ſenkrecht auf die horizontale Schichtfläche, mit ſeinem untern Ende in Kalkſtein, mit dem obern in Sand, woraus hervorzugehen ſcheint, daß beide Schichten, als das Thier zu Boden ſank, noch weich geweſen ſein müſſen, und die Niederſchläge ſehr ſchnell erfolgt ſeien, ehe jenes Bein durch Zerſetzung ſeiner Bänder die ſenkrechte Haltung verlieren konnte. Man erhielt von dieſer Stelle zwei **Femora**, eine **Tibia**, eine **Fibula**, **15** Wirbel, zwei Schlüſſelbeine, zwei Klauenbeine, zwei Zähne ꝛc., wodurch manche Zweifel über die bisherigen Beſtimmungen foſſiler Knochen gelöſt worden. Jedoch iſt noch keine detaillirtere Beſchreibung dieſer Theile im Publicum erſchienen, und eine ſolche mithin zu den nachfolgenden Angaben noch nicht benutzt worden.

Da nicht von allen unten zu beſchreibenden Theilen erweisbar iſt, daß ſie dem **Iguanodon**-Geſchlechte angehören, ſo ſind die zweifelhaften unter ihnen mit einem ? bezeichnet worden. Sie ſtammen alle aus dem Tilgate Foreſt.

1) Die Zähne haben einige Ähnlichkeit mit den Schneidezähnen des Rhinozeros, und ſind verhältnißmäßig ſelten. Sie ſind etwas gebogen, der Länge nach kantig und etwas ſpatelförmig, indem ihre außen flachere, innen convexe, ſeitlich zuſammengedrückte Wurzel gegen das abgebrochene Ende hin dünner zuläuft, aufwärts aber ſich in die zuſammengedrückte Krone ausbreitet, die ſich oben wieder in eine ſtumpfe Spitze zuſammenzieht. Die äußere Fläche der Krone iſt gewölbt, mit dickem Schmelze belegt, glänzend, die innere iſt nur mit einem dünnen Schmelzüberzuge verſehen, im Ganzen faſt flach, der Länge nach von zwei oder mehr ſtumpfen Kanten durchzogen, wodurch dieſe Seite in Form dreier oder mehrer Rinnen ausgehöhlt erſcheint. An jungen Zähnen ſieht man nur eine ſolche Kante, und neben derſelben öfters feinere Streifen. Die zwei ſcharfen Ränder der Krone ſind, unter der Spitze angefangen und bis zu ihrer breiteſten Stelle herab, ſägezähnig, mit je **16—25** Zähnchen verſehen. Die Länge dieſer Zähne beträgt 2¼" engl. und darüber. Durch Abnutzung verſchwindet allmälig die Spitze der Krone und darauf der ſpatelförmige Theil, ſo weit die gezähnelten Ränder reichen, und zuletzt gänzlich bis zur Wurzel. So entſteht mithin eine längliche Kaufläche, welche, weil die Zähne faſt nur außen mit Schmelz belegt ſind, eine Neigung nach Innen hat, wie an den Schneidezähnen der Nagethiere. Bis auf die Wurzel abgenutzt ſind dieſe Zähne abgekauten Schneidezähnen von Säugethieren nicht unähnlich. Gleichzeitig mit der Abnutzung der Krone von Oben ſchreitet die Reſorption der Wurzel von Unten voran, indem unter dem Zahne ein Erſatzzahn ſich bildet, für welchen eine Aushöhlung unter- und innerhalb an der Wurzel entſteht, welche endlich die ganze Baſis derſelben einnimmt, worauf der alte Zahn von Neuem ausgeſtoßen wird. Die jüngern Zähne ſind hohl und werden allmälig ausgefüllt. In den erwähnten Stücken: in Form, Zähnelung, Wechſel, ſtimmen dieſe Zähne mit denen von **Iguana** faſt gänzlich überein, bei welchem Geſchlechte dieſelben mit der äußern Seite der Wurzel an den Bodenrand befeſtigt ſind, ſodaß man auf eine ähnliche Befeſtigungsweiſe auch bei **Iguanodon** ſchließen möchte. Inzwiſchen weichen dieſe Zähne von denen der Iguanen und aller übrigen Reptilien durch die Bil-

Digitized by Google

dung breiter Kauflächen ab, da bei letztern entweder gar keine Abnutzung oder eine bloße Zurundung oder Zuſchärfung bemerkt wird. Jene Abnutzungsweiſe ſetzt daher auch eine andere Beſchaffenheit der Kiefermuskeln, und wol auch eine andere Befeſtigungsweiſe der Zähne voraus; ſie deutet eine Ernährungsweiſe von harter, vegetabiliſcher Koſt an. Abbildungen dieſer Zähne findet man bei *Cuv.* Oss. foss. V, II. pl. XXI. f. 28—33; in den Philosoph. Transact. CXV. 1825. I. pl. XIV; in *Mantell,* Geology of Sussex; in deſſen Fossils of the Tilgate Forest und Geology of the South East of England. p. 250 u. 252.

2) Das Horn (*Mant.* South East Engl. pl. III. f. 5) iſt ſo groß und faſt ſo geſtaltet, wie das kleine Horn des zweihörnigen Rhinozeros, nämlich koniſch und etwas rückwärts gekrümmt; außen iſt es dunkelbraun und theils glatt, theils runzelig und gefurcht, wie durch den Verlauf von Blutgefäßen, wodurch ſich eine ehemalige Bedeckung verräth, die mit der des übrigen Körpers zuſammenhing. Seine Baſis iſt unregelmäßig oval und etwas concav; ſeine Subſtanz knöchern, anſcheinend ohne eine Höhle einzuſchließen. Es ſtand offenbar nicht in einer unmittelbaren Knochenverbindung, wie die Hörner der Säugethiere, ſondern mag nur durch ſeine Bedeckung damit zuſammengehangen haben. Wie ſchon die Form ſeiner Baſis ergibt, iſt es ſeitlich etwas zuſammengedrückt, ſodaß es 3,"2 in die Länge und 2,"1 in die Quere mißt; ſeine Höhe iſt 4" und würde mit der abgebrochenen Spitze wol 4,"5 betragen. Die Erſcheinung dieſes Hornes kann nicht ſehr befremden, da auch Iguana cornuta von St. Domingo zwiſchen den Augen und den Naſenlöchern vier ſchuppenartige Höcker beſitzt, hinter welchen ſich ein kegelförmiges, knöchernes Horn erhebt, das von einer Schuppe bedeckt wird.

3) ? Ein Stirnbein, 1½" lang, dem der Iguana ſehr ähnlich (South East Engl. pl. II. f. 6), mit ſeiner äußern Fläche am Geſteine hängend. Es konnte nur von einem ganz jungen Thiere von 5' Länge abſtammen.

4) ? Ein Ethmoidbein (nach Cuvier von einem Saurier), größer als an dem Geoſaurus von Monheim.

5) ? Zwei Ossa tympani (welche bei den Reptilien den Unterkiefer mit dem Oberſchädel zu verbinden pflegen), ähnlich denen von Mosasaurus gebildet, doch größer, 6" hoch und bis 5½" dick (l. c. pl. II. f. 1).

6) Wirbel, eine ziemlich beträchtliche Anzahl, welche ſich durch ihre außerordentliche Größe auszeichnen, und von denen anderer Reptilien dadurch auffallend unterſcheiden, daß ſie im Querſchnitte faſt viereckig ſind. Auch iſt die eine Gelenkfläche ihres Körpers faſt eben, die andere etwas vertieft. Die Dornen- und die Seitenfortſätze ſind ſtark, dick; ſie beſitzen unter dem Ringtheile nicht den tiefen Eindruck, welcher die Wirbel von Megalosaurus bezeichnet. Ein Heiligenbeinwirbel iſt dem des Monitor ähnlich, aber an beiden Enden etwas concav, und würde zwiſchen den Enden beider Querfortſätze 10" meſſen. Einige abgeſonderte Dornenfortſätze entſprechen Wirbeln von ungeheurer Größe; einer derſelben, wol von einem Schwanzwirbel, iſt 12" lang. Auch ein Gabelbein, von einem der größten Wirbel ſtammend, hat ſich gefunden.

7) ? Von Rippen hat man ſehr große, prismatiſche Bruchſtücke.

8) ? Ein Bruſtbein, ähnlich dem von Iguana (l. c. t. III. f. 4).

9) ? Ein Schlüſſelbein, viermal ſo groß, als bei Iguana, und ebenſo einfach gebogen.

10) Vier andere Knochen, welche nach Cuvier Schlüſſelbeine ſein könnten, und wovon Mantell die zwei zuerſt in Suſſex gefundenen dem Iguanodon als Schlüſſelbeine, Rippen oder Fibulae zugeſchrieben hatte. Die Entdeckung zweier andern ganz ähnlichen Exemplare in Kent hat nun zwar erwieſen, daß ſie dieſem Thiere wirklich angehören, ohne daß hiermit jedoch die Stelle nachgewieſen wäre, die ihnen im Skelette zukommt. Sollten es wirklich die Schlüſſelbeine ſein, wofür die meiſten Gründe ſprechen, ſo wäre ihre Form immer ſehr ſonderbar, und es müßte dann der unter Nr. 9 angeführte Knochen einem andern Thiere zugewieſen werden. Sie nähern ſich allerdings den Schlüſſelbeinen des Megalosaurus etwas, wie ſie Buckland von 21½" Länge abbildet. Das vollſtändigſte darunter iſt 28" lang; das andere Bruchſtück deutet auf 35" Länge hin. Dieſer erſtere Knochen iſt ſchwach gebogen, in der Mitte prismatiſch, an beiden Enden breiter und zuſammengedrückt. Von dem ſchwächern dieſer Enden an zieht ſich der Knochen erſt etwas zuſammen, wird dann wieder breiter, bildet in ¼ ſeiner Länge einen kleinen, flachen Seitenfortſatz, beginnt dann ſich ſtark auszubreiten, und endigt in zwei ungleiche, flache Äſte, die eine Breite einnehmen, welche ⅓ der Länge gleichkommt (l. c. t. IV. f. 1. 2).

11) ? Zwei Humeri, denen von Iguana und Monitor ähnlich.

12) ? Das Ende eines Radius von 5" Länge.

13) Zwei Oberſchenkelbeine (von Maidſtone) von 39" Länge. Das Bruchſtück eines andern aus Suſſex beſitzt 23" Umfang. Ein unteres Ende mit wohl erhaltenem Condylis (l. c. t. IV. f. 3. 4) lag unweit davon. Stücke zweier andern kamen auf Wight vor.

14) Eine Tibia und Fibula von Maidſtone meſſen beide 30" Länge. Eine Tibia, mit jenem Femurende zuſammengefunden, hat 31" Länge (l. c. t. II. f. 8), und eine (vielleicht nicht vollſtändige) Fibula 27½" (ibid. f. 7). Sie ähnelt im Allgemeinen denen der Saurier.

15) Die Mittelhand- und Mittelfußknochen und Phalangen von Suſſex ſind ſo groß und kurz, daß ſie denen des Elefanten und Nashorns näher kommen, als jenen der Eidechſen. Beſſer ſtimmen ſie mit denen der Krokodile überein. Eins dieſer Metatarſalbeine hat 4½" Länge, am Tarſalende 13" Umfang. Ein anderer (? äußerer) Mittelhand- (vielleicht innerer Mittelfuß-) Knochen von Sandown Fort iſt doppelt ſo groß, als beim Elefanten, und mißt 6" in die Länge, oben 5" in die Breite, hat 16" Umfang und wiegt faſt 16 Pfund. Ein Mittelhandbein iſt auch auf Purbeck vorgekommen.

Digitized by Google

16) ? Von zwei **Phalangen** iſt einer denen des Krokodils, der andere jenen von Monitor und Iguana ähnlich; dann hat man vier zuſammengehörige von der Form des letztern entdeckt, welche

a . . . . . 8″
b . . . . ? 8″
c . . . . . $6\frac{1}{4}$″
d . . . . . 3,″5 in die Länge meſſen.

17) **Klauenbeine** hatte Mantell zuerſt zwei angegeben, ebenſo klauenförmig geſtaltet, wie bei Iguana, doch das eine ſechszehnmal ſo groß, das kleinere etwa 3″7 Länge. Als man aber zu Maidſtone ebenfalls zwei Klauenbeine entdeckte, welche, denen der Landſchildkröten ſehr ähnlich, unzweifelhaften Urſprungs ſind, ſo ergab ſich, daß die erſtern nicht zu Iguanodon gehören können.

Die Beine müſſen daher dicker als an irgend einem andern Thiere, und die Füße ſehr kurz und dick geweſen ſein.

Stellt man die Ausmeſſungen dieſer Theile mit den analogen bei Iguana zuſammen, ſo ergeben ſich folgende Verhältniſſe:

Theile.	Bei Iguana von 5′ Länge.	Bei Iguanodon.		Verhältnißmäßige Größe für den ganzen Iguanodon.
		In Zollen.	Verhältniß zu erſterem.	
Zähne	. . . .	. . . . .	1 : 20	100′
Horn	$\frac{1}{4}$″ hoch	$4\frac{1}{2}$″	: 18	90
? Os tympani	0,″6 dick	6	: 10	50
Schlüſſelbein	1,″5 lang	30	: 20	100
Femur	1,″5 Umfang 3,″5 lang	23 48	: 15	75
Tibia	2,″8 lang	31	: 11	55
? Klauenglied	. . . .	. . . . .	: 16	80
Mittel aus den ſieben Angaben .	. . . .	. . . . .	: 14	70

Denkt man ſich dieſes Thier nun in angegebener Größe mit Fleiſch verſehen, ſo würden ſeine Dimenſionen ſein:

Ganze Länge . . . . 70′
Kopflänge . . . . 4′5
Rumpflänge . . . . 13′
Schwanzlänge . . . . 52′5
Höhe am Kopfe . . . . 9′
Umfang des Körpers . . . . 14′5
Länge der Hinterbeine . . . . . . 8′25
Umfang des Schenkels . . . . . . 7′5.

Mantell und Conybeare hatten dieſes Geſchlecht zur Zeit der Entdeckung ſeiner erſten Theile zu **Conybeare's** Enalioſauriern mit Floſſenfüßen ſtellen zu können vermuthet.

Fitzinger wies ihm im J. 1826 einen zweifelhaften Platz bei den Loricaten oder Krokodilartigen, und zwar in deren erſter Familie mit Floſſenfüßen (Enaliosauri *Conyb.*, Ichthyosauri *Geoffr.*) an. Nach ſpätern Entdeckungen aber ſtimmen dieſe Füße mehr mit denen der zweiten Familie oder eigentlichen Krokodile überein.

Wagler hat demſelben im J. 1830 ſeine Stelle bei den Squamaten oder Lacerten angewieſen, ohne jedoch hier ſeinen genauern Platz mit Sicherheit angeben zu können. Er brachte es nur proviſoriſch mit Geosaurus und etwa Mastodonsaurus zur Familie der Thekogloſſen oder Scheidezüngler, deren Hauptcharakter freilich nicht nachweisbar iſt, wo es aber dann jedenfalls zur Abtheilung der Pleurodonten oder Seitenzähnler kommen würde.

Weniger paſſend ſcheint die Einordnung zwiſchen Megalosaurus und Ichthyosaurus, welche H. von Meyer im J. 1832 vorgenommen.

Der Aufenthalt dieſes Thieres muß nach ſeinem gewöhnlichen Vorkommen in einer Süßwaſſerformation in Geſellſchaft von Land- und Flußbewohnern zu ſchließen, auf das Land oder auf ſüße Gewäſſer beſchränkt ſein; die kräftigen Schenkel, die kurzen, dicken Phalangen wie bei Krokodilen und ſelbſt Landſchildkröten ſind wenigſtens zu einem fortgeſetzten Aufenthalte im Waſſer nicht günſtig; beſſer ſcheinen ſie ſich zur Bewegung auf dem Lande zu eignen. Die Abnutzung der Zähne durch Trituration findet ſich bei keinem andern Reptile wieder und deutet auf eine harte Pflanzenkoſt, die ſich nur auf dem Lande hinreichend gefunden haben dürfte.

Ob alle dieſe Theile einer einzigen Species angehören, iſt keineswegs erwieſen. Doch hat Holl im J. 1830 den ſpecifiſchen Namen Ig. Anglicum dafür angenommen, der ſich auch bei Goldfuß und Dechen wiederfindet; v. Meyer hat es im J. 1832 Ig. *Mantelli* genannt.

Literatur.

G. Mantell, Geology of the South Downs. (Lond. 1822. 4.). p. 54. No. 40. 41. — *Id.* in Geological Transactions. 1822. New Series. II, 134. (edit. 1827.) The Litterary Gazette. 1824. Novemb. 750. Tilloch's Philosophical Magazine. 1824. Novemb. 390. The Monthly Magazine. 1824. Decemb. 442. *De Férussac*, Bulletin des sciences naturelles. 1825. IV, 150. — *Murchison* in Geolog. Transact. N. S. II, 104. — *G. Mantell*, Notice on the Iguanodon a new discovered fossil Reptile from the Sandstone of Tilgate Forest in Sussex. In den Philosophical Transactions of the Royal Society. Vol. CXV. (Lon-

Digitized by Google

don 1825). I, 179—186. pl. XIV. Annals of Philosophy. 1825. März. 223. Annales des sciences naturelles. 1825. IV, 473. 474. VI, 127—134. pl. X. *De Férussac*, Bulletin des scienses naturelles. 1825. IV, 130. V, 303 und No. X, 273. Zeitſchrift für Min. 1826. II, 88—90. — *Cuvier*, Recherches sur les Ossemens fossiles. N. Ed. V, II, 350—352. p. XXI. f. 28—33. — *G. Mantell*, Illustrations of the Geology of Sussex, containing a general view of the geological relations of the South eastern parts of England, with figures and descriptions of the Fossils of Tilgate Forest. (London 1827. 4.) 92 pp. 22 pl. 1 map. insbeſondere p. 71 sq. pl. IV. pl. X. f. 12. pl. XI. f. 2. pl. XII. f. 1. 2. 3. 4. pl. XIV. f. 4. 5. pl. XVI. f. 1. 2. pl. XVII. f. 1. 2. 3. 5. 9. 19. 28. 29. pl. XVIII. f. 1. pl. XX. f. 8. Philosophical Magazine. 1827. II, 444—448. Froriep's Notizen. 1828. XIX, 167. 168. — *W. Buckland* in Proceedings of the geological Society of London. (1829. 4.) Decemb. p. 159. 160. Jahrbuch für Mineralogie. 1830. S. 396 und ausführlicher in Geological Transactions. N. S. 1835. III, III. p. 424 432. pl. 41. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1836. S. 730. Philosophical Magazine. 1829. V, 153. — *G. Mantell*, Geology of the South East of England (London 1833). p. 268—281 u. 304—316 mit Figuren im Text, dann t. II. f. 5. 7. 8. t. III. und IV. — *G. Mantell* in London and Edinburgh Philosophical Magazine. 1833. Febr. II, 150. 151. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1833. S. 245. — *G. Mantell* ibid. 1834. July. V, 77. 78. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1834. S. 729. Annal. des scienc. natur., Zoologie. 1834. II, 63. 64. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1835. S. 368. Jameſon's Edinb. new philos. Magazine. 1834. July. XVII, 200. 201. Neues Jahrbuch für Mineralogie. 1835. S. 742. — L. J. Fitzinger's neue Claſſification der Reptilien nach ihren Verwandtſchaften (Wien 1826. 4.) S. 9. — J. Wagler's natürliches Syſtem der Amphibien (München u. Stuttgart 1830). S. 163 fg. Jahrbuch der Mineralogie. 1831. S. 221. — Holl's Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresden 1830. 12.) S. 83. — Goldfuß in v. Dechen's teutſcher Bearbeitung von de la Beche's Handbuch der Geognoſie (Berlin 1832). S. 348. — H. v. Meyer's Palaeologica zur Naturgeſchichte der Erde (Frankf. 1832). S. 110 u. 211. (*H. G. Bronn.*)

Iguanosaurus (Paläozoologie), ſ. Iguanodon.

IGUAPÉ, 1) Villa oder Flecken mit Municipalrechten in der Comarca Paranagua, Provinz San Paulo, des ſüdlichen Braſiliens, zwei geographiſche Meilen von der Küſte entfernt, am Fluſſe Aſſunguy gelegen. Die Bevölkerung der Villa und ihres Gebietes beläuft ſich auf 6500 Seelen. Die Umgegend iſt ſehr fruchtbar und das an ſich ſehr angenehme und geſunde Klima begünſtigt den Anbau europäiſcher Cerealien. Der Ort hat durch die ſeit 1831 im ſüdlichen Braſilien vielmals ausgebrochenen Unruhen ſehr gelitten, und 1834 durch eine Feuersbrunſt die größere Hälfte ſeiner ehedem zu 900 angegebenen Häuſer verloren. 2) Fluß derſelben Provinz, auch Aſſunguy genannt, von unbeträchtlicher Länge, welcher unter 24° 30′ der Br. nach Bildung einer anſehnlichen Bai in das Meer fällt. (*Pöppig.*)

IGUARASSÚ, Stadt in der Comarca Olinde, Provinz Pernambuco in Braſilien, unter 7° 45′ n. Br. 35° 0′ weſtl. v. Greenw., vier geographiſche Meilen NNW. von Olinde (Recife), eine Meile vom Meere, am ſüdlichen Ufer des gleichnamigen Fluſſes, der in die Bai von Catuama fällt und an ſeiner Mündung kleinen Fahrzeugen einen Hafen bietet, für große Laſtkähne bis zur Stadt fahrbar iſt. Dieſe gehört zu den älteſten der Provinz, hat wegen des Verhaltens ihrer Bürger zur Zeit der Aufſtände von Pernambuco den Ehrennamen „Leal citade“ erhalten, iſt von ziemlich großem Umfange und betreibt den Ausfuhrhandel der Landesproducte, Baumwolle und Zucker, die in den Niederungen der Küſte und an dem Flußufer bis zum Fuße des wilden Waldgebirges im Weſten ſehr wohl gedeihen. In der Stadt befinden ſich mehre Kirchen und Klöſter; die Zahl der Bevölkerung iſt nicht bekannt. (*Pöppig.*)

Iguaripe, ſ. Jaguaripe.

Iguicon (Geogr.), ſ. Philippinen.

Igulu, ſ. Khamil.

IGUMEN, ein Kreis in dem ruſſiſchen Gouvernement Minsk, der von der Bereſina durchſtrömt und im N. von Boriſow, im O. von Mohilew, im S. von Bobrinsk, ſüdw. von Slutzk und nordw. von Minsk begrenzt wird, viele Waldungen und Heiden, aber auch fruchtbaren Boden und gute Viehzucht hat. Die unbedeutende Hauptſtadt des Kreiſes führt denſelben Namen und iſt 972 Werſte von Petersburg entfernt. (*R.*)

IGUR, IGHUR, Ouigur und Ouighur (ايغور, oder richtiger اويغور), Alles ein und derſelbe Name eines und deſſelben Volkes alttatariſchen Stammes, das ſeinen Sitz nordweſtlich von der Wüſte Kobi zwiſchen Chami und Turſan, in der ſogenannten kleinen Bucharei hatte. Es waren alſo die Ufer des Orchon, der Tula und Selenga, und die Gebirge, die den Namen Karakorum führten, in deren Nähe und auf denen wir die erſten Spuren jenes Volkes finden, das die Chineſen der Dynaſtie Thang im 7. Jahrh. unter dem Namen Kao tſchang kennen. Die Bedeutung des Namens Uigur führt Reſchid-ed-din im Türkiſchen auf „verbunden ſein und Hilfe leiſten“ zurück, und Abu'lgaſi, der gewöhnlich jenem perſiſchen Schriftſteller folgt, ſagt geradezu: „Die Bedeutung von Uigur iſt feſt oder zuſammenhängend, denn, wenn die Milch gerinnt (jogurlamak und jogurtmak drückt auch im Türkiſchen das Zuſammenlaufen der Milch aus), ſo ſondert ſich daraus das Geronnene ab, welches darum zuſammmenhängend genannt wird.“ Hiermit iſt zugleich ausgeſprochen, daß die Uigur keine Tibeter ſind, wie Schmidt in Petersburg gegen Klaproth, der ihren türkiſchen Urſprung nachgewieſen, zu behaupten ſuchte. Als nämlich dieſer Gelehrte auf Veranlaſſung einer Einladung, einige Beiträge für die Fundgruben des Orients zu liefern, in einem Aufſatze „Über die Sprache und Schrift der Uiguren“ (Fundgruben 2. Bd. 2. Hft. S. 167—195) mit Berufung auf Alles, was er aus chineſiſchen, mandſchuiſchen, perſiſchen, arabiſchen und andern Schriftſtellern, vorzüglich auch bei Reiſebeſchreibern über jenes mittelaſiatiſche Volk geſammelt, den Beweis durchzuführen geſucht hatte, daß die Uiguren ein türkiſcher Völkerſtamm ſeien (derſelbe Aufſatz ſteht verbeſſert im zweiten Bande von Klaproth's Reiſe in den Kaukaſus, und erſchien verändert ſpäter wieder), wie ja auch Sprache und Schrift keinen Zweifel darüber übrig laſſen, trat acht Jahre ſpäter Schmidt in einer Abhandlung derſelben Zeitſchrift (6. Bd.), überſchrieben: „Einwürfe gegen die Hypotheſen des Herrn Klaproth, über

Digitized by Google

die Sprache und Schrift der Uiguren. Von J. J. Schmidt in St. Petersburg," gegen ihn mit der Behauptung auf, daß er die gelieferte uiguriſche Schrift- und Wörterprobe erfunden habe, daß die jetzige mongoliſche Schrift nicht von der uiguriſchen abzuleiten, ſondern von den Mongolen ſelbſt geſchaffen, und daß Uigur und Tangut daſſelbe Volk und Land ſeien und alſo die Uigur Tibeter wären. Doch waren die Quellen dieſer Behauptung bei weitem ſparſamer, und auch Abel-Rémuſat hatte unterdeſſen in ſeinen Recherches sur les langues Tatares die Uiguren für Türken erklärt, und ihnen nebſt ihrer Sprache ein beſonderes Capitel gewidmet. Darauf benutzte Klaproth eine doppelte Gelegenheit zur Widerlegung Schmidt's, zuerſt in einer beſondern Abhandlung über die Uiguren und ihre Sprache (Paris 1823) und dann in ſeiner Asia polyglotta (S. 255 fg.). Schmidt blieb nicht lange die Antwort ſchuldig, ſondern machte ſich in ſeinem Werke: Forſchungen im Gebiete der ältern religiöſen, politiſchen und literariſchen Bildungsgeſchichte der Völker Mittelaſiens, vorzüglich der Mongolen und Tibeter (St. Petersburg 1824.), Luft. Aber auch Klaproth glaubte noch einmal ſprechen zu müſſen, und that es in ſeiner „Beleuchtung und Widerlegung der Forſchungen über die Geſchichte der mittelaſiatiſchen Völker des Herrn J. J. Schmidt in St. Petersburg" (Paris. Sept. 1824). Der Streit dauerte auch jetzt noch fort, aber nur andeutungsweiſe, ſodaß man nicht eben Schriften wechſelte. Faſt ganz unabhängig von den beiden Anſichten ſprach ſich Mouradgea d'Ohſſon in ſeiner Histoire des Mongols depuis Tschinguiz-khan jusqu'à Timour-Lanc (Paris 1824) für Klaproth's Anſicht aus, nachdem auch früher ſchon Desguignes und Andere Andeutungen gegeben hatten. Die beſte einheimiſche Quelle für die Geſchichte der Uiguren iſt der Weſir Alâ-ed-din Ata, der ſelbſt dſchagataiſch, d. i. oſttürkiſch oder in der Sprache der Uiguren ſchrieb, und das Geſchichtswerk Tarich Dschihan-kuscha hinterlaſſen (جهان كشا, d. iſt: Mundi debellator. cf. *Hadschi Chalfa* Tom. II. n. 4353) hat, und der obengenannte Reſchid-ed-din neben den chineſiſchen Schriftſtellern. Nach ihnen ſtellt ſich zur Aufhellung der Geſchichte des genannten Volkes Folgendes heraus, wobei zu bemerken, daß die beiden genannten Schriftſteller ganz unabhängig von einander aus denſelben uiguriſchen Schriften ſchöpften.

Die Uiguren ſetzen ſelbſt die Wohnungen ihrer älteſten Vorfahren, wie oben bemerkt, an die Ufer des Fluſſes Orchon, der ſeine Quelle auf dem Gebirge Karakorum hat, von welchem der Name auf die ſpäter erbaute Stadt Karakorum überging. Den Namen Uigur, d. i. Verbündete, ſollen ſie von Ogus, dem Sohne des Kara Khan, einem Nachkommen des Noah, deshalb erhalten haben, weil ihm ein Theil ſeiner Nachbarvölker und Verwandten gegen andere Verwandte, die ſeine Verehrung eines einzigen Gottes nicht dulden wollten, zu Hilfe geeilt wären; dieſe habe er nach erfochtenem Siege zuſammengerufen und bei dieſer Gelegenheit denen ſeiner Familie, die ihn unterſtützt hatten, obigen Namen gegeben. Derſelbe ſei ihren Nachkommen geblieben, nur hätten einzelne Zweige wiederum einen beſondern angenommen, jedoch ſo, daß die Verzweigungen der einzelnen Stämme nicht mehr nachzuweiſen ſeien, während allen der gemeinſchaftliche Name Uiguren verblieb. Alâ-ed-din ſagt jedoch gradezu, daß die Uiguren, die an den Ufern des Orchon wohnten, ſich in zwei Nationen theilten, und daß ſie, als ſie ſich zahlreich vermehrt, ſich ein Oberhaupt gewählt hätten. Während nun derſelbe Schriftſteller von dem Gebirge Karakorum 30 Flüſſe ausgehen und deren Ufer von ebenſo vielen Völkerſchaften bewohnen läßt (und unter dieſen die Uiguren am Orchon), erzählt Reſchid-ed-din, daß es im Lande der Uiguren zwei Gebirgsketten gebe, zwiſchen welchen ſich das Gebirge Karakorum befände. In derſelben Gegend treffe man ein von zehn und ein von neun Flüſſen bewäſſertes Land an, und dieſes ſei gänzlich früherhin von Uiguren bewohnt geweſen. Darauf nun gründet ſich die Eintheilung dieſes Volkes in On-Uigur, d. h. in die Uigur, die an den Ufern der zehn (on) Flüſſe wohnten und in die Tocuz-Uigur, die an den neun (tocuz) Flüſſen wohnten. Alle zerfielen wieder in einzelne Stämme, und es ſoll außer dieſen noch 122 andere Stämme unbekannten Namens gegeben haben, und ſie alle einzeln von beſondern Anführern aus ihrer Mitte beherrſcht worden ſein. Ihr erſtes gemeinſchaftliches Oberhaupt war Bucu-chân oder Bucu-tekin, den man für eine und dieſelbe Perſon mit dem von den Perſern ſo oft erwähnten Efraſijab ausgibt. Wie dieſer zu ſeinem Anſehen gekommen, wird ſo erzählt, wie man auf einer in einem Brunnen vor dem Eingange des Palaſtes Ordu-Balic (d. i. Stadt des Ordu) in der gleichnamigen Stadt, die ſpäter Mau-Balic, d. h. ſchlechte, zerſtörte, Stadt hieß, aufgefundenen ſteinernen Tafel mit folgender Inſchrift geleſen haben will: In Cumlandſchu, einer am Zuſammenfluſſe der Tugola (Tula) und Selenga gelegenen Stadt haben zwei Bäume, von denen der eine einer Fichte, der andere einer Birke gleichgekommen ſei, geſtanden. Dieſe ſeien aufgeſchwollen und durch ein himmliſches Licht erleuchtet geweſen. Endlich wuchſen ſie zu einer Art Berg an, aus dem man harmoniſche Töne vernahm, und auch er war alle Nächte 30 Schritt im Umkreiſe von einem hellen Lichte umgeben. Endlich hatte er das Ende ſeiner Schwangerſchaft erreicht. Alsbald ſah man in einer Öffnung fünf getrennte Zelten ähnliche Zimmer mit einem ſilbernen Netz umflochten. In jedem ſaß ein Kind, dem vermittels einer aufgehangenen Röhre Milch in den Mund floß. Die Stammführer, von Bewunderung voll, beteten die Kleinen an, die, ſobald ſie der Berührung der Luft ausgeſetzt worden waren, ſich zu bewegen anfingen und ihre Zellen verließen. Von Ammen wohlgenährt lernten ſie reden und fragten nach Vater und Mutter, und als man ihnen die beiden Bäume gezeigt, näherten ſie ſich ihnen mit der den Urhebern ihrer Tage ſchuldigen Achtung. Dieſe wiederum empfahlen ihnen das Beſtreben, ſich in den Beſitz der achtungswertheſten Eigenſchaften zu ſetzen, während die umwohnenden Völkerſchaften den Fünfen fürſtliche Ehren erwieſen. Sie glaubten ſie vom Himmel geſandt und beſchloſ-

Digitized by Google

ſen, einen der Kleinen zu ihrem Fürſten zu erwählen. Der jüngſte, Prinz Bucu-tekin, ſchien ihnen der ſchönſte, geiſtreichſte, überhaupt begabteſte, der überdies alle Sprachen verſtand. Unter Veranſtaltung eines großen Feſtes wurde er zu ihrem Khan eingeſetzt. Gerechtigkeit herrſchte von nun an überall, das Volk vermehrte ſich; drei Raben, die alle Sprachen verſtanden, dienten als die ſchnellſten Eilboten nach allen Gegenden hin. Dazu kam eine nächtliche Erſcheinung, ein Schatten unter der Geſtalt eines jungen Mädchens, das ſieben Jahre, ſechs Monate und 22 Tage mit ihren Beſuchen anhielt, und ihre Unterhaltungen in der letzten Nacht damit ſchloß: „Die ganze Welt vom Morgen bis zum Abend wird unter deine Obergewalt gerathen; bereite dich, deine Beſtimmung zu erfüllen, und regiere deine Völker gut!“ Sogleich verſammelte Bucu-chân ſeine Armeen, ſchickte 300,000 Mann unter ſeinem Bruder Suncur-tekin gegen die Mongolen und Kirgiſen, 100,000 unter Cutur-tekin, ſeinem zweiten Bruder, gegen Tancut, ebenſo viel unter Bucac-tekin gegen Chitaï, während ſein vierter Bruder an ſeiner Stelle in der Reſidenz zurückblieb. Alle dieſe Armeen kehrten mit ungemeſſener Beute und einer großen Anzahl Gefangener an die Ufer des Orchon zurück, wo nach Unterwerfung des ganzen Orients die Stadt Ordu-balik erbaut ward. Ein zweiter Traum, der ihm die Herrſchaft über die vier Weltgegenden verhieß, bewog ihn zu neuen kriegeriſchen Unternehmungen, die zunächſt Turkeſtan galten, wo er auf einer ſchönen, wohlbewäſſerten, weidereichen Ebene ſeine Hauptſtadt Bela-Sagun gründete, die jetzt Gu-balic heißt. So ſetzte er ſich binnen 12 Jahren in den Beſitz aller Reiche bis dahin, wo keine Menſchen mehr wohnten. Den mit Geſchenken herbeigeführten Königen geſtattete er, nachdem er ihnen einen Tribut auferlegt, die Rückkehr in ihre Staaten, und Bucu ſelbſt zog vor, die neue Reſidenz zu verlaſſen und in ſein Vaterland zurückzukehren. Er blieb fortdauernd bis ans Ende ſeines Lebens glücklich, und hatte einen ſeiner Söhne zum Nachfolger. Unter dieſem verließen ſie, abermals von Wundererſcheinungen aufgefodert, ihre alten Wohnſitze und wanderten bis dahin, wo ſie die in fünf Quartiere getheilte Stadt Biſch-Balic (Fünfſtadt) erbauten. Seitdem herrſchten die Nachkommen des Bucu unter dem Titel Idicut über die unterjochten Völker fort.

Man ſieht es dieſen Erzählungen leicht an, daß es in ſchlechtern Zeiten entſtandene Träumereien von frühern glücklichern waren, und der Berichterſtatter ſelbſt macht auf die aus Unwiſſenheit und Dummheit entſtandenen Lügen aufmerkſam. Geſchichtlich iſt Folgendes: Das Volk der Uiguren war, ehe es ſich unabhängig machte (im 7. Jahrh.), den Chineſen unterworfen, und ſoll anfänglich, d. h. um Chriſti Geburt, nicht ſo weit nach Oſten verbreitet geweſen ſein, als ſpäter, ſondern hätte ſüdlich und nördlich von der Gebirgskette bei Turfan gewohnt. Damals führten ſie bei den Chineſen den Namen Tſche-ſchi, d. i. Wagenlenker oder Wagenführer, und ſtanden unter zwei Königen, d. i. Oberhäuptern, oder, wie Abu'lgaſi ſagt, Richtern, von denen der eine der *erſte*, der zweite aber der *andere* oder *letzte* hieß. Jener reſidirte in der Stadt Giao-cho-tſchenn, am Fluſſe Giao, von Dſchann-an, der Hauptſtadt der Dynaſtie Chan (d. i. die heutige Stadt Sſi-an-fu, Hauptſtadt der Provinz Schenn Sſi) 272 teutſche Meilen entfernt. Der andere ſogenannte König hatte ſeinen Sitz in Uú-tu-gu, 298 teutſche Meilen von der chineſiſchen Reſidenz entfernt. Nach Abu'lgaſi bewohnten ſie Städte und Dörfer und trieben Ackerbau. Ihre fortdauernden Streitigkeiten wurden aber Veranlaſſung, daß die On-Uigur aus ihrem Geſchlechte den Edlen Mangutati mit dem Titel Iltar, die Tocuz-Uigur ebenfalls einen aus ihrem Geſchlechte unter dem Namen Kuklu zum Khan wählten, dem man bei Todesſtrafe zu gehorchen hatte. Die Titel erbten auf die folgenden Anführer fort und dieſer Zuſtand verblieb, bis an die Stelle beider Richter der Idicut trat, und die chineſiſche Botmäßigkeit, die Feldlager unter Kriegsbefehlshabern im Gebiete der Uigur, von denen einige bis Chami oder Chamil, d. h. noch öſtlicher wohnten (vgl. auch Fundgr. 2. Bd. S. 194), unterhalten zu haben ſchien, abgeſchüttelt ward. Dieſes ſcheint im 8. Jahrh. der chriſtlichen Zeitrechnung erfolgt zu ſein, denn um dieſe Zeit wenigſtens war es (759 n. Chr.), daß die Kirgiſen, die bisher die Oberherrſchaft der Chineſen anerkannt hatten, ſich den Uigur unterwerfen mußten, die ſchon damals Herren der Tatarei waren. Um dieſelbe Zeit nennen auch die Chineſen einen uiguriſchen Eroberer Pi-kia-chan, der wahrſcheinlich eine und dieſelbe Perſon mit Bucu iſt, dem der chineſiſche Kaiſer den Titei Khan und die königlichen Inſignien zugeſtand oder zugeſtehen mußte. Die Selbſtändigkeit aller Türkenſtämme hörte mit deſſen höchſter Macht auf, er war Monarch, und die ganze Tatarei ihm unterthan. Obwol ſeine Nachfolger Vaſallen des chineſiſchen Reiches blieben, ſo gehorchten ſie doch mehr ſich, als der fremden Gewalt, und wurden für China ein Jahrhundert lang ſogar furchtbar. Nach dieſer Zeit ſchüttelten nämlich (im 9. Jahrh.) zuerſt die Kirgiſen das Joch ab, beſiegten die Uiguren und machten ſie ſich unterthan. Die Monarchie derſelben trat an die Stelle der uiguriſchen, und Titel und königliche Ehrenzeichen gingen auf den kirgiſiſchen Khan über. Aber auch dieſer Zuſtand dauerte nicht lange, die Chitaï im nördlichen China traten als Eroberer auf, und ſo blieb den Uigur zuletzt nichts als das Land weſtlich vom Gebirge Cangcaï. Ihre Hauptſtadt, die ſie ſich nach ihrer Auswanderung (ſ. oben) in der neuen Heimath unter dem Namen Biſch-Balic in ſüdweſtlicher Richtung vom Orchon (vgl. die Karte bei Mouradgea d'Ohſſon) erbaut hatten, ſcheint unterm 43° 50′ nördl. Br. und 87° 1′ öſtl. Länge von Paris zu ſuchen zu ſein. Der Name derſelben wurde bald die Benennung eines ganzen Landes in weſtlicher Richtung, das im Süden an das Gebiet von Yû thian (Choten), im Norden an die Wa la (ölötiſchen Kalmücken), im Weſten an das Gebiet von Samarcand und im Oſten an Cho dſcheu, 1070 chineſiſche Ly, von denen 250 auf einen Grad gerechnet werden, im Weſten von Chamil, ſodaß das ganze Gebiet vom Oſten nach Weſten eine Länge von 3000 Ly, und von Süden nach Norden 2000 Ly betrug.

Digitized by Google

Die Uigur blieben in der Gewalt der Chitaï bis zur Mongolenherrſchaft. Es war zur Zeit Tſchingis-Khans, als ſie zu ihrem Idicut den Bardſchuc hatten (Barſchü Arte Tiegin, bis zu welchem Fürſten die Reihenfolge der Idicut 970 Jahre gedauert haben ſoll, alſo die Gründung des uiguriſchen Fürſtenhauſes ins J. 259 n. Chr. Geb. fallen würde; Andere dagegen geſtehen mit größerer Wahrſcheinlichkeit dieſem Fürſtenhauſe bis zu Tſchingis-Khan nur eine Dauer von mehr als 500 Jahren zu), der mit ſeinem Volke an den Großkhan der Cara-Chitaï Tribut entrichten und in ſeinen Staaten einen Statthalter dieſes Herrſchers dulden mußte. Die Quälereien dieſes Beamten erregten einen Aufſtand der Uigur, der damit endigte, daß er auf Befehl des Bardſchuc (im Frühjahre 1209) gemordet wurde, und Tſchingis-Khan, der eben auf dem Marſche gegen die im Norden China's gelegenen Länder begriffen war, davon Gelegenheit nahm, zwei ſeiner Officiere an den uiguriſchen Fürſten abzuordnen, mit dem Antrage, daß die Uigur ſich von nun an als Vaſallen der Mongolen betrachten ſollten — ein Antrag, der um ſo erwünſchter für Bardſchuc kam, als dieſer bereits auf dem Punkte ſtand, ſeine Unterwerfung dem mongoliſchen Eroberer anzubieten. Behufs deſſen ſchickte er Geſandte mit Geſchenken reich beladen an dieſen ab, und ließ ihn wiſſen, daß er, um ſeinen Gehorſam zu beweiſen, mit bewaffneter Hand den Bruder und die drei Söhne des Königs der Mekriten, die nach ihrer Niederlage durch die Mongolen am Irtiſch eine Zufluchtsſtätte bei ihm hätten ſuchen wollen, aus ſeinen Staaten weggedrängt hätte. Tſchingis-Khan nahm ſeine Geſandten gut auf, verlangte aber von Burdſchuc zum Beweiſe ſeiner aufrichtigen Geſinnungen, daß er kommen ſollte ihm in Perſon ſeine Huldigung darzubringen und was er von koſtbarſten Gegenſtänden in ſeinem Schatze habe, zu überreichen. Und ſo erhielt denn wirklich im folgenden Jahre (1210) Tſchingis-Khan am Ufer des Kerulan die Huldigung des uiguriſchen Fürſten, der um Annahme an Kindesſtatt bat, und die Tochter des Mongolen, die Prinzeſſin Dſcheli Antun, zur Gemahlin erhielt. (Die Unterredung ſ. in der Beleuchtung und Widerlegung S. 50). Nachdem er ſeinem Schwiegervater überall kräftigen Beiſtand geleiſtet und einen Aufſtand von Übelgeſinnten unter den Uigur, die ihre alte Verfaſſung nicht vergeſſen konnten, getilgt, zog er auch mit gen Niſabur und die im Weſten vom Chuang che gelegenen Länder. Das Verhältniß zu den Mongolen blieb auch unter ſeinen Söhnen und Enkeln fort, und noch jetzt, wie wir wiſſen, wohnen Uiguren in der Gegend von Turfan und Chami, wie man ſich hierüber ſowol, wie über die Folgezeit, wo die mongoliſche Oberherrlichkeit fortdauerte, bis die chineſiſche wiederum eintrat, aus den chineſiſchen Quellen ſelbſt (Beleuchtung und Widerlegung S. 57—59, und Fundgr. a. a. O. S. 180—182) näher belehren kann. Übrigens hüte man ſich wohl, dieſe öſtlichen tatariſchen Uiguren mit den Ogor oder Ugoren der Byzantiner, ſpäterhin auch Jugrier, Jugorier, und Jughoren oder Jugritſchen von den ruſſiſchen Chroniken genannt, zu verwechſeln, wie ſchon oft geſchehen, da dieſes hunniſche ſchon zur Zeit der Völkerwanderung wohlbekannte Horden ſind, deren Stammverwandte zwiſchen dem nördlichen uraliſchen Gebirge, dem Obi und der Sonja zurückgeblieben ſind und im 11. und den folgenden Jahrh. durch ihren Pelzhandel vorzüglich mit den Nowgorodern in nähere Verhältniſſe getreten ſind.

Die urſprüngliche Religion der Uiguren wich nicht von der anderer nördlicher Völkerſchaften Aſiens ab, d. h. es war ein Schamanismus, der durch Wahrſager oder Zauberer, wie die Mongolen noch heute haben und die Cames hießen, als Prieſtern vertreten ward. Da dieſe ſich für von Geiſtern Beſeſſene ausgaben, maßten ſie ſich auch an, durch jene unterrichtet, Alles zu wiſſen, was vorgeht. Zu gleicher Zeit behandeln ſie Krankheiten, und die mongoliſchen Großen wagen noch heute nicht etwas Wichtiges ohne ſie zu unternehmen. Später ſollen ſie dem Götzendienſte der Chitaï verfallen ſein, deren Numis oder Lamas unter ihren religiöſen Geboten mehre haben, die den chriſtlichen in keinerlei Weiſe nachſtehen. Der Buddhaismus vollendete ihre weitere Ausbildung; ſie gingen von ihrer mehr nomadiſchen Lebensweiſe zu der ackerbautreibenden über, und wie ihre Schrift zu beweiſen ſcheint, müſſen auch ſyriſche Miſſionaire das Chriſtenthum der Neſtorianer unter ihnen zu verbreiten geſucht haben. Eben dieſe Schrift, welche von Oben nach Unten geſchrieben wird, iſt Urſache, daß Klaproth, der ein ziemlich umfaſſendes Wörterverzeichniß zum Theil auf ſeiner Reiſe (1806) in Sibirien zu Uſt Kamenogorsk, einer ruſſiſchen Feſtung am Irtiſch, aus dem Munde eines uiguriſch ſprechenden Bucharen aus Turfan, zum Theil aus einem von P. Amiot aus Peking geſchickten und im kaiſerlichen Überſetzungshofe verfaßten uiguriſch-chineſiſchen Vocabularium zuſammengetragen und mehrfach (in den oben angeführten Schriften) bekannt gemacht hat, behauptete, der uiguriſche Volksſtamm ſei ein türkiſcher. Durch die Neſtorianer, ſchließt er weiter, kam das ſabäiſche Alphabet in Gebrauch unter den Uiguren, und aus dieſem entſtand das uiguriſche, das wiederum dem mongoliſchen ſeinen Urſprung gab; und auch das türkiſche Alphabet hieß noch lange uiguriſch, da ja die Sprache der Uiguren in der That das reinſte und älteſte Türkiſche iſt, das man in der Folge das Dſchagataiſche nannte (ſ. Türkische Sprache) von Dſchagatai, dem Sohne des Tſchingis-Khan, der über alle jene tatariſchen Länder, in denen das Uiguriſche Mutterſprache ward, herrſchte. Dieſes Dſchagatai oder Uiguriſch iſt alſo das Alttürkiſche, das am Ende des 15. Jahrh., wo es ſeinen höchſten Punkt der Ausbildung erlangt und ſeine Literatur aufgehört hatte, dem Osmaniſchen als Neutürkiſchen weichen mußte, das zu jener Zeit ſich ſeiner Vollendung immer mehr näherte. Alles Nähere weiſen die von Klaproth ſeinen Schriften beigegebenen Tafeln nach, die z. B. eine Vergleichung des uiguriſchen und ſabäiſchen Alphabets und ein uiguriſch-mongoliſches Alphabet enthalten.

(*Gustav Flügel.*)

Iguvium (alte Geogr.), ſ. Eugubium.

IHALAWAN, eine Grenzprovinz im Lande Beludſchiſtan, wird im N. von Sarawan, im O. von Kutſch

Digitized by Google

Gundawa, im SO. von Sind, im S. von Lus und im W. von Makran begrenzt und umfaßt einen Flächenraum von $878\frac{1}{4}$ □M. Das Land iſt größtentheils gebirgig, hat aber auch fruchtbare Ebenen und Thäler, die von Urnach und mehren Steppenflüſſen bewäſſert werden. Die Volksmenge iſt gering und beſteht faſt aus lauter in Zelten oder Hütten wohnenden Beludſchen oder Brahus. Die Provinz, auf deren Oſtſeite ſich das Brahugebirge hinzieht, wird in die Diſtricte: Zuhri, Punduran, Soherab, Khozdar, Zidi, Wudd und Nal getheilt. (*R.*)

IHALAWAR, bildet die nordöſtlichſte Provinz der vorderindiſchen Halbinſel Gujerate (Guzerate), dehnt ſich aus zwiſchen 22° und 23° n. Br. und iſt ein ebenes, wenig bewaldetes, aber äußerſt fruchtbares Land, das beſonders viel Weizen und Baumwolle erzeugt, welche beide einen bedeutenden Ausfuhrartikel bilden. Früher führte das Land den Namen Chalawar oder Chalawara, und hatte einen weit größern Umfang als jetzt. Die Rajputen ſind auch hier das Herrſchervolk, und der Stamm der Jhalla, deren zahlreiche Chefs den Namen Tilat führen, haben in der ältern Geſchichte ſich einen Namen erworben, ſind aber durch die Zerwürfniſſe der neueſten Zeiten in Verfall gerathen. Mac Murdo bemerkt, daß die Rajputen in dieſem Theile Gujerates in drei Claſſen zerfallen, als: Jinamas, Kuraria und Naroda, wovon die erſten am meiſten geachtet und mit dem Titel Ji angeredet werden; die zweiten ſtehen viel niedriger und verrichten Geſindedienſte; die dritten haben ihren militairiſchen Charakter ganz abgelegt und ſind jetzt Ackerbauer geworden, müſſen aber immer bewaffnet auf ihre Felder ausziehen, um gegen die öftern und plötzlichen räuberiſchen Überfälle ſich vertheidigen zu können. In den meiſten Dörfern geht die Vorſicht ſo weit, daß immer ein Mann auf einem hohen Baume Wache hält, um den Leuten auf dem Felde anzuzeigen, wenn ſich verdächtige Reiter nahen. Das Vieh, der größte Reichthum dieſer Leute, wird dann eiligſt eingetrieben, indem die Raubhorden bei ihren Überfällen am meiſten hierauf ſpeculiren. Das Land ſteht jetzt unter der Autorität des Guicowar von Barde, der im Verein mit den Briten endlich den Frieden hergeſtellt hat, und bei ſeiner glücklichen Lage in der Nähe der Handelsſtädte am Buſen von Cambay, wird es dem Lande bald gelingen, ſich wieder zu einem blühenden Zuſtande aufzuſchwingen. Die vorzüglichſten Städte ſind: Durrangdra, liegt unter 22° 54′ n. Br. und 71° 35′ ö. L. Der Rajah von Durrangdra iſt das Oberhaupt aller Jhallarajputen und genießt das Recht, bei einer Zuſammenkunft mit den übrigen Häuptlingen dieſes Stammes auf einem Mantel zu ſitzen, während dieſe nur auf einem Teppich Platz nehmen. Halwud, unter 22° 51′ nördl. Br. und 71° 16′ öſtl. L., iſt jetzt die Reſidenz des Rajputenoberhauptes, während es ſonſt Durrangdra war. Limree, unter 22° 36′ nördl. Br. und 71° 54′ öſtl. L., wird von einer Menge reicher Banquiers bewohnt, durch deren großen Einfluß die geſammten Geldangelegenheiten der Halbinſel Gujerate beſtimmt werden. Wudwan, bedeutende und volkreiche Stadt mit einem neuen, ſtarken Fort, liegt unter 22° 42′ nördl. Br. und 71° 47′ öſtl. L. und gehört einer Rajputenfamilie, die früher wegen ihrer berüchtigten Räuberei bekannt war, jetzt aber dem Guicowar einen regelmäßigen jährlichen Tribut zahlt. Von Puttunwara werden bedeutende Quantitäten von Butter, Leder und Hanf eingeführt, die man von hier nach Bhownuggur, am Golfe von Cambay, ſchafft, von wo aus ſie zur See ausgeführt werden. Wankanir, anſehnliche Stadt, unter 23° 27′ nördl. Br. und 70° 58′ öſtl. L., am Zuſammenfluſſe der Flüſſe Muchoo und Patalia, von denen ſie, wie von einem Triangel eingeſchloſſen wird. Sie iſt lang und ſchmal gebaut, mit einer großen, mit Thürmen und Baſtionen ausgerüſteten Mauer umgeben, und umfaßt gegen 5000 Häuſer mit einem guten Bazar. Von einem frommen Muhammedaniſchen Scheik iſt hier eine ſchöne Moſchee erbaut, aber unglücklicherweiſe iſt die geheiligte Betſtätte nicht in der Richtung nach Mekka zu erbaut, und dadurch der ganze ſchöne Tempel unnütz. Die Stadt liegt grade unter einem hohen Bergzuge, der ſie ganz beherrſcht, und während der Regenzeit werden alle Straßen von dem Patalia überſchwemmt, der ſich in der trockenen Jahreszeit zu einem langſam fließenden unbedeutenden Fluſſe verringert. Morevee, unter 23° 39′ nördl. Br. und 70° 58′ öſtl. L., iſt der Hauptort des ganzen Diſtricts, welcher an den Ufern des Muchoo liegt. Die Familie, welcher dieſe Stadt nebſt angrenzenden Ländereien jetzt gehört, empfing ſie vom Kaiſer Acbar als Belohnung für die Gefangennehmung des unglücklichen Sultans Muzuffer von Gujerate. Im J. 1809 wurde der Häuptling dieſes Platzes, Kooer Doſajee, vom Oberſt Walker vermocht, den ſchändlichen Gebrauch, die weiblichen Geburten zu ermorden, zu unterdrücken, und im J. 1816 nennt ihn die Regierung von Bombay als eine ehrenvolle Ausnahme von den übrigen Jahrejahhäuptlingen, welche dieſes Verbrechen noch immer im Geheimen verüben ließen. (*J. C. Schmidt.*)

IHALLODA, eine Stadt der vorderindiſchen Halbinſel Gujerate, unter 23° 3′ nördl. Br. und 74° 14′ öſtl. L., welche nebſt drei andern benachbarten Städten und der Stadt Godra und den dazu gehörigen Diſtricten, dem Sindia gehören, was bisher faſt allen Geographen und Reiſenden unbekannt war, und uns von Heber, den dieſe Nachricht auch in Verwunderung ſetzte, genau berichtet worden iſt. Dieſer dem Sindia gehörige Gebietstheil heißt der Diſtrict von Punjmahal. Die Stadt, welche nicht groß iſt, beſitzt eine Moſchee, eine kleine Pajode und mehre gut und dauerhaft gebaute Backſteinhäuſer, die mehre Stockwerke hoch ſind, ein ſteiles, weit vorſpringendes Ziegeldach und ſehr kleine Fenſter haben ſodaß Heber meint, ſie ſeien ihm wie Malzöfen in Shropſhire vorgekommen. In dem Orte ſelbſt ſah der vorgenannte Reiſende viele ſchöne Mango- und Ceibabäume, wovon die carmoiſinrothen Blüthen des letztern ſich ſehr ſchön ausnehmen ſollen. Dieſe Bäume waren mit zahlreichen Affen bevölkert. (*J. C. Schmidt.*)

Ihalta (Geogr.), ſ. Salsette.

IHANG, iſt einer der berühmteſten Aſtronomen, Mathematiker und Chronologen des chineſiſchen Reiches. Jhang ward von angeſehenen Ältern geboren zu Tai ming

einer Stadt erſten Ranges (Fu) des Kreiſes Pe tſche li, im J. 682 unſerer Zeitrechnung, und beſchäftigte ſich von Jugend auf mit den mathematiſchen und naturhiſtoriſchen Wiſſenſchaften. Er bekannte ſich, wie mehre der gelehrteſten Männer zu den Zeiten der Tangdynaſtie, zum Buddhaismus. Der Kaiſer Hiuen thong (reg. von 713—756 u. Z.) dieſer berühmten Dynaſtie ließ ihn an den Hof kommen und ernannte ihn im J. 721 zum Präſidenten des aſtronomiſchen Collegiums. Er ſchrieb ein heutiges Tages noch ſehr berühmtes aſtronomiſches Werk, das er nach echt chineſiſcher Weiſe blos für eine Erklärung der Worte des I king (ſ. den Art.), Ta jen, große Überſchwemmung oder große Fülle, ausgab, und es deshalb auch Ta jen benannte. Ihang ſtarb, bevor er die letzte Hand an ſein Werk legen konnte, im 45. Jahre ſeines Alters, im J. 727 u. Z. Seine hinterlaſſenen aſtronomiſchen Arbeiten wurden von einer auf Befehl des Kaiſers niedergeſetzten Commiſſion durchgeſehen und im J. 729 öffentlich bekannt gemacht. Es erhoben ſich hierüber unter den chineſiſchen Aſtronomen viele Streitigkeiten, wie man aus der der Aſtronomie gewidmeten Abtheilung der Annalen der Tangdynaſtie erſehen kann. Nach einer Angabe habe Ihang ſeine großen aſtronomiſchen Kenntniſſe vom Weſten her, und dies durch Muhammedaner erhalten — eine Meinung, der auch Kaiſer Kang hi in ſeiner kleinen Abhandlung über Geometrie und Trigonometrie huldigt. Der Präſident des aſtronomiſchen Collegiums ließ allerlei mathematiſch-aſtronomiſche Inſtrumente verfertigen, übergab ſie kundigen Maßkünſtlern, um hiermit an verſchiedenen Orten des großen Reiches der Tang Beobachtungen zu machen. Ein Theil derſelben ward nach Kochin-china und Tongking geſandt; ein anderer gen Norden hin zu der türkiſchen Horde der Tiele, welche damals in der Gegend des Baikalſees zwiſchen dem 51 und 52° n. Br. wohnte. Die Beſtimmungen der Breitengrade, welche mit einem Gnomon von acht Fuß Länge vorgenommen wurden, kommen den ſpäter an denſelben Orten vorgenommenen Beobachtungen der Jeſuiten ſo ziemlich nahe. Sehr wichtig für die Geographie iſt die auf aſtronomiſche Beobachtungen fußende Angabe Ihang's, daß zu den Zeiten der Dynaſtie Tang von dem chineſiſchen Längenmaße, Li genannt, 351 und 80 Schritte (360 Schritte machen ein Li) auf einen Breitengrad gingen. Jetzt rechnet man deren blos 200. Wir ſind nämlich dadurch in den Stand geſetzt, die Ausdehnung des großen Reiches der Tang, wozu Kochinchina, Tongking und alle Länder des nordöſtlichen und Mittelaſiens von der Mündung des Amurfluſſes bis gen Kaſchgan hin gehörten, geographiſch genau beſtimmen zu können, da wir in der Geographie der Tang die Größe des chineſiſchen Reiches, nach Li gerechnet, angegeben finden. Es erſtreckte ſich von Oſten nach Weſten 9310, und von Süden nach Norden 10,918 Li. Ihang ſetzte, wie man aus ſeinen verſchiedenen Berechnungen der Sonnenfinſterniſſe im Lieder- oder Annalenbuche (Schi king, Schu king) erſieht, den Anfang der Regierung Jao's auf das J. 2320 vor u. Z. Über die Zeit Jao's geht Ihang nicht hinaus. Ju, der Gründer der erſten Dynaſtie der Hia, begann nach Ihang ſeine Regierung im J. 2170. Die Dynaſtie dauerte 432 Jahre. Das erſte Jahr der Regierung des Tſching tang, des Gründers der zweiten Schangdynaſtie, fällt demnach auf das J. 1738. Dieſe Dynaſtie dauerte 628 Jahre. Das erſte Regierungsjahr des Wu wang, des Gründers der dritten oder der Dynaſtie Tſcheu, fällt alſo auf das J. 1111 v. u. Z. Man ſehe über Ihang die Bemerkungen des gelehrten Miſſionars Gaubil in *Souciet*, Observations mathématiques (Par. 1729. sq. 4.) Voll. II, 73 sq. *Gaubil* Traité de la Chronologie chinoise hinter dem 16. Bande der Mémoires conc. les Chinois p. 148. sq. (*C. F. Neumann.*)

IHANSI, 1) ein kleiner Staat der vorderindiſchen Provinz Allahabad, der erſt neuern Zeiten ſeinen Urſprung verdankt und durch zufällige Umſtände viele ältere und größere überlebt hat. Das Land ſcheint früher einen Theil der Provinz Bundelcund ausgemacht zu haben, und wurde der Familie des jetzigen Subahdar (Häuptlings) von dem Peſchwa der Puna Maharatten, aus Dankbarkeit zur Belohnung geleiſteter Dienſte, als Lehen übertragen. Dieſe Lehenpflichtigkeit wird von dem Subahdar ausdrücklich anerkannt in einem Bündniſſe, das er im J. 1804 mit der britiſchen Regierung abſchloß, worin ausdrücklich geſagt wird, er ſei ein Vaſall des Peſchwa, dem er vor wie nach unterthänig und tributpflichtig bleiben wolle, ſich aber hiermit ebenfalls unter britiſchen Schutz ſtelle.

2) Ihanſi, Hauptſtadt dieſes Staates, liegt unter 25° 32′ nördl. Br. und 78° 34′ öſtl. L., iſt ziemlich anſehnlich, und wird von einem auf einem hohen Hügel gelegenen ſteinernen Forte beherrſcht. Die Stadt iſt ein bedeutender Tranſitoplatz zwiſchen dem Deccan, Furruckabad und den Städten des Doab, und liefert aus ſeinen Manufacturen viele Bogen, Pfeile und Speere. Der zu dem vorgenannten Fort gehörige Diſtrict ſoll jährlich vier Lacks (400,000) Rupien einbringen. (*J. C. Schmidt.*)

IHÁROS, 1) Iháros-Berény, ein der adeligen Familie Inkey gehöriger Marktflecken im marczaler Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus), an der von Kreutz in der Militairgrenze nach Stuhlweißenburg führenden Poſtſtraße, in gebirgiger Gegend gelegen, über zwei Meilen ſüdoſtwärts von Nagy-Kaniſa entfernt, mit 112 Häuſern, 887 Einwohnern, welche aus Magyaren, Kroaten und Teutſchen beſtehen, und 529 Proteſtanten, 349 Katholiken und 9 Juden unter ſich zählen, einer eigenen evangeliſchen Pfarre, einer katholiſchen Filialkirche, einem proteſtantiſchen Bethauſe, einem Theilungspoſtamte, in dem ſich die wiener-ſlawoniſche und die ofener-agramer Poſtſtraßen berühren, welches mit Nagy-Kaniſa, Nemes-Vid, Berzencze und Zákány Pferde wechſelt, einigem Weinbau und einer Schule. 2) Ein Dorf in demſelben Gerichtsſtuhle und Comitate, im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, in einer waldigen Gegend, an der von Nagy-Kaniſa nach Eſzegg führenden Poſtſtraße gelegen, nur eine halbe Meile von dem vorigen entfernt, mit 55 Häuſern, 444 magyariſchen Einw., von denen 315 zur katholiſchen und 129 zur evangeliſchen Kirche ſich bekennen,

Digitized by Google

einer eigenen katholiſchen Localie und Kirche, während die Akatholiken nach Izháros-Berény eingepfarrt ſind.

(*G. F. Schreiner.*)

Ihdt (Geogr.), ſ. **It.**

Ihelum (Dſchilum), ſ. unt. **Himalaya**

IHERING, zuweilen auch Jeringh geſchrieben, 1) **Chriſtian**. Sohn des weiter unten folgenden Biſchofs Joachim, 1629 zu Nyköping geboren, wurde 1662 Hofgerichtsſecretair zu Reval, und nachdem er 1673 unter dem Namen Liljering in den Adelsſtand erhoben worden war, 1674 Secretair des Gouverneurs von Ehſtland, als welcher er am 28. Febr. 1697 zu Reval ſtarb. Man hat von ihm ein 1644 zu Dörpt in Quart erſchienene Oratio de Hebraea, Graeca et Latina lingua.

(*G. M. S. Fischer.*)

2) **Georg Albrecht**, geboren den 15. Jun. 1779 zu Aurich in Oſtfriesland, der Sohn des dortigen königl. preuß. Advocatus fisci Kaspar Rudolf Ihering, der mit dem Ruhme eines raſtlos thätigen und ſtreng rechtlichen Mannes im J. 1809 ſtarb, verdankte die erſte wiſſenſchaftliche Bildung der lateiniſchen Schule ſeiner Vaterſtadt. Unter der Leitung des Rectors Hecht erlangte er hinlängliche Vorkenntniſſe, um bereits 1796 die Univerſität Erlangen beziehen zu können. Dort widmete er ſich dem Studium der Jurisprudenz mit rühmlichem Eifer, und erwarb ſich durch Fleiß und geſittetes Betragen die faſt ungetheilte Liebe ſeiner Lehrer. Belege dafür liefert ein in ſeinem Nachlaſſe gefundenes Schreiben, welches 13 Jahre ſpäter der berühmte Verfaſſer des Commentars über die Pandecten, Glück in Erlangen, an ihn richtete. Neben der Jurisprudenz hatten philoſophiſche Studien viel Reiz für ihn gehabt, zu denen ihn die Lectüre von Fichte's und Schelling's Schriften führte. Nach zweijährigem Aufenthalte in Erlangen, mit welchem ſich ſeine akademiſche Laufbahn ſchloß, ging er einige Zeit nach Weimar, wo er mit Fr. Rückert, der damals in jener Reſidenz verweilte, in erfreuliche Berührung kam. Mehrfach angeregt durch dies Verhältniß wagte er einige poetiſche Verſuche, die ſich in ſeinem literariſchen Nachlaſſe gefunden haben. Aber ſeine Neigung zog ihn mehr zu ſeinem Berufsſache. Im J. 1798 kehrte er nach Aurich zurück, und ward bei dem dortigen Oberjuſtizcollegium als Auscultator angeſtellt. Er ward zugleich der treue Verſorger der Seinigen, als er die Vermögensumſtände ſeines Vaters durch mancherlei mislungene Speculationen und Unternehmungen zerrüttet fand. Noch mehr konnte er dieſem ſchönen Zuge ſeines Herzens folgen, als ſich ſeine bisherigen Einkünfte (1799) durch die Ernennung zum Calculator und Gehilfsſecretair der oſtfrieſiſchen Landſchaft bedeutend erweiterten. Bald nachher ward er Regierungsreferendar, und in den Jahren 1804—1811 bei dem Amtsgerichte zu Aurich angeſtellt. Die Anfertigung der ſämmtlichen Feuerſocietätskataſter in Oſtfriesland warf ihm, ſo läſtig dies mechaniſche Geſchäft für ihn ſein mochte, einen bedeutenden Nebenverdienſt ab. Er bedurfte um ſo mehr dieſes Zuſchuſſes, da die von ihm übernommene Verwaltung des väterlichen Fehns [1]) bedeutende Ausgaben nothwendig machte. Durch Umſicht und Ausdauer gelang es ihm, bei beſchränkten Mitteln, durch zweckmäßige Verbeſſerungen und neue Anlagen mehr Vortheile als bisher aus dem väterlichen Beſitzthum zu ziehen. Das Torfgraben erhielt einen größern Umfang als in den Jahren 1804—1819, als auf Ihering's Betrieb die ſchiffbaren Canäle des Fehns zuſammen bis zu 891 Ruthen verlängert wurden. Die Bevölkerung der Colonie, die im J. 1788 aus 133 Einwohnern beſtand, ſtieg ſeitdem bis gegen 400, und auch die Häuſerzahl hatte ſich bedeutend vermehrt, ſodaß die Art und Weiſe, wie Ihering ſeinen Fehn verwaltete, für ähnliche Colonien in ganz Oſtfriesland als Muſter gelten konnte.

Auch als Schriftſteller aufzutreten hatte er ſich veranlaßt gefunden, als zu Anfange des J. 1809 in Folge der politiſchen Ereigniſſe das holländiſche Steuerſyſtem in Oſtfriesland eingeführt worden war. Aus zahlloſen Verordnungen, in holländiſcher Sprache abgefaßt und daher dem größten Theile des Publicums unverſtändlich, veranſtaltete Ihering einen zweckmäßigen teutſchen Auszug [2]). Er erhielt bei dieſer Gelegenheit von der juriſtiſchen Facultät zu Erlangen die Doctorwürde, und ward von der dortigen cameraliſtiſch-ökonomiſchen Societät zu ihrem correſpondirenden Mitgliede ernannt. Damals (1809) hatte er auch unter der holländiſchen Regierung in Oſtfriesland die Stelle eines Directors der Succeſſionsabgaben oder Erbſchaftsſteuer [3]) zu Aurich erhalten. Nach Aufhebung der oſtfrieſiſchen Landſtände und des Adminiſtrationscollegiums derſelben, ſowie der Kriegs- und Domainenkammer, ward er (1810) Rendant der Feuerverſicherungsanſtalt für die Städte und das platte Land, mit einem Jahrgehalte von 400 Thlrn. und bald nachher, als das Königreich Holland, und ſomit auch Oſtfriesland dem franzöſiſchen Kaiſerreiche einverleibt ward, zum Gehilfsrichter bei dem Friedensgerichte des Cantons Aurich ernannt. Den ebengenannten Poſten lehnte er jedoch ab. Späterhin wählte ihn die franzöſiſche Regierung zum Präſidenten des Cantons Timmel, in deſſen Bezirk ſein Fehn gelegen war, und zugleich 1811 zum Sachwalter (Avoué) bei dem damaligen Tribunal erſter Inſtanz zu Aurich. Interimiſtiſch verwaltete er noch im Laufe des J. 1811, als auch unter der franzö-

1) Fehn oder Vehne (im Holländiſchen veen) ein niedriges, ſumpfiges, moorartiges Feld bedeutend, iſt in Oſtfriesland eine beſondere Colonie in einer Moorgegend, wo man mit dem Ansſtechen des Torfs in großen Maſſen und dem regelmäßigen Abgraben des Moors zugleich die Abſicht verbindet, den untern Grund urbar zu machen, und auf demſelben nach und nach Häuſer anzubauen. Zu einem Fehn gehört zugleich ein künſtlich angelegter ſchiffbarer Canal, der mit einem andern oder einem Fluſſe in Verbindung ſteht, um den Torf von dem Fehn zu Schiffe nach andern Orten ſchaffen zu können, wo er von den Fehnſchiffern verkauft wird. Den abgegrabenen und urbar gemachten Boden benutzt man zum Ackerbau und zur Viehzucht. Solcher Fehne gibt es in Oſtfriesland jetzt 14, ſämmtlich mehr oder minder mit Häuſern beſetzt, ſodaß einige ſehr anſehnliche Landſchaften ausmachen. Vgl. Freeſe: über die Vehne (Aurich 1789).

2) Kurze Überſicht der ſämmtlichen, im Königreiche Holland üblichen Abgaben (Aurich 1808). Vgl. Wiarda's Oſtfrieſiſche Geſchichte. 10. Th. S. 526.

3) Directeur op het rigt van successie.

Digitized by Google

ſiſchen Herrſchaft die holländiſche Steuerverfaſſung fortdauerte, den wichtigen Poſten eines Advocatfiscals der ſämmtlichen Abgaben (Middelen te water en te lande). Seine mehrfach erprobte Thätigkeit widmete er auch der oſtfrieſiſchen Mühlen-Brand-Societät, als er nach ſeines Vaters Tode an deſſen Stelle zum Director jener Anſtalt ernannt worden war. Sie erhielt ſich unter ſeiner Leitung in ſo blühendem Zuſtande, daß die Theilnehmer nichts weiter, als die Einlage von 5—15 Procent von dem Capitalwerth ihrer Mühlen zu bezahlen hatten, und ſogar im J. 1822 eine Dividende von 1¼ Procent erhielten.

Als im J. 1815 die franzöſiſchen Tribunale und Friedensgerichte aufhörten, erhielt Ihering unter der wiederhergeſtellten preußiſchen Regierung die Stelle eines Juſtizminiſters und Notars in Aurich, und als Preußen Oſtfriesland an Hanover abtrat, ward er Auditeur bei einem hanöveriſchen Leibcüraſſierregiment, 1819 Secretair der oſtfrieſiſchen Landſchaft, und 1820 ſtändiſcher Deputirter. Seitdem wohnte er den Sitzungen der allgemeinen Ständeverſammlung regelmäßig bei, bis zum Frühlinge 1825, wo ſeine bisher feſte Geſundheit zu wanken ſchien. Seit der Rückkehr von Hanover im Mai des genannten Jahres hatte ſich zu einer anhaltenden Schwäche des Unterleibes allmälig Erſchlaffung aller phyſiſchen Kräfte geſellt. Sein Zuſtand erregte gegründete Beſorgniß, ungeachtet er ſelbſt keine Gefahr zu ahnen ſchien und raſtlos fortfuhr in ſeiner gewohnten Thätigkeit. Ein Nervenſchlag endete jedoch den 14. Nov. 1825 ſein Leben.

Ihering war ein vielſeitig gebildeter Mann, reich an gelehrten und gemeinnützigen Kenntniſſen. Der Jurisprudenz hatte er ſich mit beſonderer Vorliebe gewidmet, und mit ihrem Umfange und ihrer Anwendbarkeit ſich innig vertraut gemacht. Aber auch andere wiſſenſchaftliche Fächer waren ſeinem regen, raſtlos fortſtrebenden Geiſte nicht fremd geblieben. Rühmlich war ſeine Thätigkeit in der Verwaltung der ihm zugewieſenen Poſten. Neben ſeinen mannichfachen Berufsgeſchäften widmete er, wie bereits früher erwähnt worden, der oſtfrieſiſchen Fehncultur eine beſondere Sorgfalt. Für das allgemeine Wohl raſtlos thätig, beſchäftigte ihn nicht nur die Beförderung und Ausbreitung ſeines eigenen Fehns, ſondern auch die Aufnahme und Verbeſſerung aller andern oſtfrieſiſchen Fehne, die er für eine ſehr wichtige Nahrungsquelle und für ein weſentliches Mittel zur Beförderung des allgemeinen Wohlſtandes hielt. Schon in der erſten Zeit ſeines öffentlichen Lebens, bald nach der Rückkehr von der Univerſität, war es ihm durch wiederholte Vorſtellungen an die oſtfrieſiſchen Landſtände und an das preußiſche Miniſterium gelungen, eine bedeutende Summe auszuwirken zur Verbeſſerung der ſämmtlichen Fehne in Oſtfriesland. Eine ganz vorzügliche und ſelbſt mit Gefahr verbundene Theilnahme an jenen Anſtalten hatte er im J. 1811 bewieſen, als bei einem Aufſtande in dem Canton Timmel alle Schiffsleute auf den dortigen Fehnen durch militairiſche Gewalt aufgegriffen und nach Frankreich geführt wurden, wo ſie theils nach Toulon zum Seedienſt, theils auf die Feſtung Lille gebracht wurden. Ihering nahm ſich der Sache jener Unglücklichen und ihrer zurückgelaſſenen Familien an, unbeſorgt, durch dieſen Schritt Napoleon's Zorn, der jenen Befehl gegeben, noch mehr zu reizen. Er wagte ſogar, begleitet von andern Obererbpächtern der Fehne, eine Reiſe nach Amſterdam, wo damals der franzöſiſche Kaiſer verweilte, um die Freilaſſung jener Unglücklichen zu erbitten. Seine Bemühungen blieben nicht ohne Erfolg. Die von ihrem Vaterlande fern lebenden Schiffer wurden milder und ſchonender als bisher behandelt, und nach Verlauf eines Jahres durften ſie wieder in ihre Heimath zurückkehren.

In den letzten Jahren ſeines Lebens beſchäftigte ſich Ihering viel mit einer Hauptangelegenheit Oſtfrieslands, der Verlängerung des ſogenannten Treckfahrtskanal von Aurich nach Wittmund und von da weiter nach Jever und Hookſiel. Ein Plan dazu war ſchon in den Jahren 1803—1804 öffentlich zur Sprache gekommen [4]), die ganze Sache jedoch wieder ins Stocken gerathen in der damals vielfach bewegten Zeit. Ihering, von dem großen Nutzen der Waſſerſtraßen überzeugt, hatte jene Idee wieder mit der ganzen Regſamkeit ſeines Geiſtes ergriffen, als ihn im Sommer 1817 eine Reiſe durch Holland führte. Nach den großen Reſultaten des holſteiniſchen Kanals konnte ſeinem Scharfblicke nicht der Vortheil verborgen bleiben, den ein ähnlicher Kanal durch Oſtfriesland dem Handel gewähren würde, indem dadurch Hamburg und Amſterdam und die ſonſtigen holländiſchen Städte zwiſchen beiden in Verbindung kämen, und bei der völligen Binnenſchiffahrt nicht nur die Gefahren der Küſtenfahrt den Herbſt und Frühling vermieden, ſondern auch die Aſſecuranzkoſten erſpart werden könnten. Deſſenungeachtet hatte das Unternehmen manche Schwierigkeiten, beſonders durch die zu dem neuen Kanale von Aurich nach Wittmund gewählte Richtung. Ihering machte ſich daher die Aufgabe, durch tägliche Anſchauungen und Unterſuchungen an Ort und Stelle eine zweckmäßige Kanallinie ausfindig zu machen, die nicht durch den Moor, ſondern am Rande und Abhange deſſelben fortliefe, den natürlichen Abzugskanälen ſo viel als möglich folgend. Nachdem er mehre Monate lang, wie es die Witterung irgend erlaubte, ſeine Unterſuchungen fortgeſetzt, glaubte er darin in den Jahren 1819 und 1820 zu einem feſten Punkte gekommen zu ſein. Seine Ideen über die Anlegung eines neuen Kanals theilte er um jene Zeit zuerſt der oſtfrieſiſchen Provinzialregierung und ſodann den Landſtänden mit. Auch dem größern Publicum wurden ſie bekannt durch eine von ihm über jenen Gegenſtand herausgegebene Schrift [5]). Als das königl. Cabinetsminiſterium zu Hanover im J. 1823 die von ihm vorgeſchlagene Kanallinie nivellitiſch unterſuchen ließ, fand man die neue Richtung bei weitem zweckmäßiger, als die in dem ältern Plane angegebene. Das Unternehmen blieb

4) ſ. das Oſtfrieſiſche Intelligenzblatt. 1803. Nr. 1 und den Weſtfäliſchen Anzeiger. 1803. Nr. 14. 1804. Nr. 21. 5) Sie führt den nicht ganz paſſenden Titel: Verhandlungen der oſtfrieſiſchen Stände, die in dem Fürſtenthume Oſtfriesland anzulegende Vereinigungstiefe betreffend (Emden 1821).

Digitized by Google

zwar unausgeführt; doch läßt ſich wohl annehmen, daß Ihering, hätte ihn nicht der Tod überraſcht, alles aufgeboten haben würde, zu dieſem Behufe eine anſehnliche Unterſtützung aus den Landesmitteln zu erwirken.

Einen erfreulichen Wirkungskreis für ſeine Thätigkeit, für die Entfaltung ſeiner mannichfachen Kenntniſſe und ſeines echten Vaterlandsſinnes fand Ihering als Mitglied der allgemeinen Ständeverſammlung des Königreichs Hanover. Es fehlte ihm weder an Einſicht, noch an Freimüthigkeit, um das Übel des Staats in ſeiner Wurzel anzugreifen. Auf mannichfache Weiſe erprobte ſich ſeine Wirkſamkeit, indem er auf die Beſchränkung des Militairetats drang, und das Mittel finden ließ, die ſchwebende Schuld zu fundiren, und dem hanöveriſchen Staate durch die Sicherung einer allmäligen regelmäßigen Abtragung der Landesſchulden, einen bedeutenden Credit zu verſchaffen, durch welchen im Laufe weniger Jahre die Vierprocent-Obligationen von 65 Procent bis über den Nominalwerth ſtiegen. Ein beſonderes Augenmerk richtete er auch als ſtändiſcher Deputirter auf die oſtfrieſiſchen Domanialgefälle, die unter der holländ. und franz. Regierung ſuspendirt geweſen, doch durch ein königl. Decret der hanöveriſchen Regierung vom 9. Apr. 1818 wieder eingeführt worden waren. Man fand dieſe Abgaben in Oſtfriesland ſehr drückend, und meinte, daß ſie nach der Einführung eines neuen Steuerſyſtems billigerweiſe wegfallen müßten, weil das Land alle Abgaben des Königreichs mit tragen müſſe, und auf dieſe Weiſe mit einer doppelten Steuer belaſtet werde. Es kam darauf an, aus der Geſchichte des Landes und der alten Steuerverfaſſung deſſelben nachzuweiſen, daß die fraglichen Kammerintraden, wenigſtens dem größern Theile nach, keine eigentlichen Domaineneinkünfte, ſondern wahre öffentliche, auf den Grund und Boden bezogene Landesſteuern wären, und daß beſonders das dem Landesherrn geleiſtete subsidium ad statum militiae et defensionis mit darunter begriffen ſei. Ihering unternahm die nicht leichte Arbeit, davon den Beweis zu führen, mit Benutzung zahlreicher Acten und Documente, die ihm das landſchaftliche Archiv darbot. In der ſechsten Ständeverſammlung in den Jahren 1824 und 1825 trug er jene Angelegenheit abermals vor, ermuntert durch die Hoffnung eines glücklichen Erfolgs ſeiner Bemühungen, da von den Ständen der Beſchluß gefaßt ward, daß die Kammercaſſe bei einem eintretenden Ausfalle aus den allgemeinen Landesſteuern entſchädigt werden ſolle. Seine Vorträge in der Ständeverſammlung wollte er drucken laſſen. Das Manuſcript mit der Überſchrift: Zur Vereinigung der Anſichten über die ſuspendirten Gefälle, fand ſich in ſeinem Nachlaſſe.

Aus der Richtung, die ſeine Thätigkeit ſchon früh genommen hatte, treten die Grundzüge ſeines Charakters faſt von ſelbſt hervor. Ihn beſeelte ein allgemeines, aufrichtiges Wohlwollen, eine ungetrübte Heiterkeit der Seele und ein echter Biederſinn. Jedem nach ſeinen beſten Kräften zu helfen zeigte er ſich ſtets bereit. Für Freundſchaft und geſelliges Leben hatte er viel Sinn. Es war ihm Bedürfniß, ſeine Ideen und Gefühle Andern mitzutheilen. Bei ſeinen Anſichten und Urtheilen folgte er feſten Principien, von denen er nicht leicht abwich. Bei dem, was er für wahr, gerecht und gemeinnützig erkannte, beharrte er, ohne ſich durch irgend einen Widerſpruch irre machen zu laſſen. Stolz und Anmaßung, vorzüglich aber alles moraliſch Schlechte war ihm in tiefſter Seele verhaßt, und konnte ihn ſelbſt zu heftigen und leidenſchaftlichen Äußerungen bewegen, in denen man ſeinen ſanften, gemüthlichen Charakter kaum wieder erkannte. Am liebenswürdigſten zeigte ſich derſelbe im Kreiſe ſeiner Familie, für deren Wohl er unermüdet ſorgte, und in dem Cirkel ausgewählter Freunde. Da ergoß ſich in vollen Strömen ſein unerſchöpflicher Humor, ſein treffender Witz, und das Feuer der Begeiſternng, mit welcher er faſt jeden Gegenſtand des Geſprächs ergriff, verbreitete Heiterkeit und Freude in ſeinen nächſten Umgebungen. Seine Bedürfniſſe und Anfoderungen an das Leben waren übrigens äußerſt mäßig, und vollkommen genügte ihm ein beſchränkter Genuß und Beſitz. Nur den reinen freien Sinn für höhere Ideen und Zwecke, die Empfänglichkeit für alles Schöne und Gute ſuchte er ſtets lebendig in ſich zu erhalten [6]. (*Heinrich Döring.*)

3) Joachim, geboren im ſchwediſchen Südermannland, wurde Prediger zu Nyköping. Im J. 1638 ernannte ihn die Königin Chriſtina zum Biſchof. Er ſoll als ſolcher vorzüglich in Livland manche gute Anſtalten getroffen haben. Er ſchrieb eine Disp. de Magistratu politico, welche 1625 ausgegeben wurde, und ſtarb 1657 zu Stockholm. (*Fischer.*)

4) Joachim Christian. Dieſer, geboren 1690, — ſein Vater war Amtmann von der Friedeburg in Oſtfriesland, — widmete ſich der Theologie und wurde bald nach Vollendung ſeiner akademiſchen Laufbahn 1718 als zweiter Prediger nach Repsholt, und 1721 als Prediger nach Bingum berufen, wo er jedoch ſchon am 12. Mai 1729 ſtarb. Man hat von ihm 1) Observationes de etymo Osiridis et Baal Beor ad Ezech. VIII, 14. 2) Observationes de locis quibusdam Pentateuchi et libri Estheri, in quibus Judaei nomen Tetragrammaton ex literis initialibus et finalibus eruerunt. 3) Diss. de Uxon Wallis vita, fatis, libris et erroribus. 4) Hiſtorie vom Anfange und Fortgange der Taufgeſinnten. Dieſes letztere Werk war eigentlich nur eine Überſetzung eines holländiſchen Werks, und Dr. Buddeus leitete ſie durch eine von ihm geſchriebene Vorrede ein. Eine Kirchengeſchichte Oſtfrieslands im 16. Jahrh. herauszugeben wurde Ihering durch den Tod verhindert, da er ſie bereits handſchriftlich ausgearbeitet hatte. (*G. M. S. Fischer.*)

5) Sebastian Bernhard (oder Eberhard, wie Andere ſchreiben), ein Bruder des Theologen Joachim Chriſtian Ihering. Er wurde im J. 1700 zu Friedeburg in Oſtfriesland geboren, wo ſein Vater Gerichtsamtmann

6) Vgl. Ihering's biographiſche Skizze von J. Ch. H. Gittermann in dem Neuen Nekrolog der Teutſchen. 3. Jahrg. 2. Hft. S. 1147—1177. Meuſel's gel. Teutſchl. 5. Ausg. 14. Bd. S. 234. 18. Bd. S. 265. 23. Bd. S. 38.

Digitized by Google

war. Nach Vollendung ſeiner Schul- und Univerſitätsſtudien wurde er im J. 1730 oſtfriesländiſcher Regierungsrath, 1735 Kammerrath, 1744 Kriegsrath und 1746 Regierungsdirector. Er ſtarb den 15. Jan. 1759 zu Aurich, und hat als Schriftſteller, außer einigen kleinen Abhandlungen, noch ein Werk unter dem Titel geliefert: Grundlehren der bürgerlichen Rechtsgelehrſamkeit der Reichsſtände (Aurich 1731), welches aber wenig bekannt geworden zu ſein ſcheint *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

J. hinterließ den Ruhm eines vielſeitig gebildeten Mannes, der mit gründlichen juriſtiſchen und cameraliſtiſchen Kenntniſſen eine unermüdete Amtsthätigkeit vereinigte. Unter ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten iſt am bedeutendſten ſein Processus civilis et criminalis, quoad substantialia in sacra scriptura adornatus (Brem. 1731); denn dieſes Werk erregte große Senſation und Zwieſpalt der Meinungen über das Benehmen des Apoſtels Paulus vor ſeinen Richtern. (Apoſtelgeſch. 23, 3 fg.) Gleichzeitig ließ er ſein Theocraticum tribuum Israëliticarum systema seu de forma reipublicae ante Regum tempora (Bremae 1731) drucken. Die ſchon genannten „Vorläufigen Grundlehren der bürgerlichen Rechtsgelahrtheit ꝛc." ſollten beſonders den Unterſchied zwiſchen Publik- und Privatgeſchäften, und die Materie von den Rechten, wonach die privata negotia zu beurtheilen ſind, nach der allgemeinen Regiments- und teutſchen, beſonders Reichsverfaſſung darlegen. Er iſt auch Verfaſſer eines in Hexametern geſchriebenen Gedichts vom J. 1733 [1]), welches mehre Ereigniſſe aus der Geſchichte Oſtfrieslands ſchildert. Ungedruckt blieb ſeine ſchon 1729 geſchriebene, ſehr gehaltvolle „Abhandlung vom Moorweſen." Doch enthielt das Oſtfrieſiſche Intelligenzblatt, beſonders in den Jahren 1748 und 1749, von ihm mehre hiſtoriſche und cameraliſtiſche Abhandlungen [2]), die noch immer brauchbar ſind [3]). (*Heinrich Döring.*)

Ihiba (Ihibo), ſ. Ibas.

IHINAYI, ein Fluß der vorderindiſchen Provinz Bengalen, im Diſtricte Mymunſingh, vereinigt ſich unweit des bedeutenden Handelsplatzes Serajegunge mit dem Fluſſe Konayi. Weitere Nachweiſungen über ſeinen Lauf können wir nicht angeben. (*J. C. Schmidt.*)

IHINGWARA, 1) ein kleiner Staat Vorderindiens in der großen Provinz Gujerat, im Diſtricte Chalawar, wird von einem wilden, räuberiſchen und blutdürſtigen Volke, den Coolies, bewohnt, welche urſprünglich Rajputen geweſen ſein ſollen, aber aus uns unbekannten Gründen ſo tief geſunken ſind. Das Grundeigenthum dieſes kleinen Staates iſt in viele kleine Theile unter eine Menge Äſte derſelben Familie vertheilt, von denen der Aſt Birajee der mächtigſte iſt. Die Häuptlinge dieſes Staates, ebenſo roh wie das gemeine Volk, ſind dem Opiumgenuſſe ungemein ergeben. Die Einkünfte, welche aus der Stadt Ihingwara und 12 umliegenden Dörfern, woraus das ganze Gebiet beſteht, herfließen, werden von M'Murdo zu ein Lack Rupien (eine Rupie = 16 Gr. preuß. Cour., ein Lack = 100,000 Rupien) angegeben. Ein Theil dieſes Einkommens beſteht mit aus den Erpreſſungen, welche dieſe Räuber aus den umliegenden Provinzen ziehen, und aus der Salzbereitung, welche an den Ufern des Fluſſes Run betrieben wird.

2) Ihingwara, Hauptſtadt des vorgenannten kleinen Staates, hieß ſonſt Soorejpoor und iſt von Siva Row Jeyſingh, Rajah von Puttur, erbaut worden. Die Stadt war ſonſt viel größer und wegen eines der Sonne geweihten Tempels berühmt. In ihr haben die vornehmſten Häuptlinge der Coolies ihren Sitz. (*J. C. Schmidt.*)

IHKÂM (أحكام), d. i. Beſtimmung, Feſtſtellung, iſt der Titel mehrer nicht blos Orientaliſten bekannt gewordener arabiſcher Werke, von denen jedoch d'Herbelot nach ſeiner Weiſe nicht geſprochen hat. Hauptſächlich beziehen ſie ſich auf kanoniſche Rechtslehren, wie das Ihkâm el-ahkâm fi osûl el-ahkâm, d. i. Feſtſtellung der Beſtimmungen, enthaltend die Grundſätze der richterlichen Ausſprüche. Das Buch iſt in vier Theile getheilt: 1) was unter den Rechtsgrundſätzen zu verſtehen ſei; 2) über die Autoritätsbeweiſe (Beweiſe vom Hörenſagen); 3) über die Beſtimmungen, welche die ausgezeichnetſten und gründlichſten Rechtslehrer beobachten; 4) über die Vergleichung des höhern oder geringern Anſehens der Lehrer unter einander. Der Verfaſſer des Werkes iſt der Scheich Abu'l-haſan Ali Ben Abi Ali aus Amida, gewöhnlich das „Glaubensſchwert" (Seif-ed-dîn) genannt, der 631 der Fl. (beg. 7. Oct. 1233) ſtarb, und der Schafiitiſchen Sekte angehörte. Ibn-elhâdſchib trug daraus ſein ſo berühmtes Rechtscompendium Montehi zuſammen. Ein ähnliches Werk nach den Rechtsanſichten der Malikiten führt den Titel: Ihkâm el-fosûl fi ahkâm (oder ihkâm?) el-osûl, d. i. Beſtimmung der abgeleiteten Rechtsſätze über die Beſtimmungen (Feſtſtellung) der Hauptgrundſätze des Rechts. Der Verfaſſer deſſelben, Abu'lwelid Soleiman Ben Chalaf Badſchi, d. h. aus Beja (Pax Augusta) in Spanien gebürtig, ſtarb 474 der Fl. (beg. 11. Jun. 1081). Ferner das Werk: El-Ihkâm li osûl el-ahkâm, die Begründung der Grundſätze der richterli-

---

*) Vgl. Adelung's Fortſetzung zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Zu verwundern iſt es, daß ſelbſt in dem von Tiaden anonym herausgegebenen gelehrten Oſtfriesland (Aurich 1785) der Familie Ihering, die doch mehre Schriftſteller geliefert hat, mit keinem Worte gedacht wird. Übrigens findet man den Namen Ihering hier und da auch Jeringh geſchrieben.

1) Carmen historicum de rebus Frisiae orientalis. 2) Von Verbeſſerung des Landes durch Mühlen (1748. Nr. 4 u. fg.). Betrachtung der wirkenden Natur und ihrer menſchlichen Beihilfe bei dem Anwachs neuer Polder-Haller oder Groden (1748. Nr. 9 u. fg.). Von der Torfgräberei (1748. Nr. 16. 1749. Nr. 27 u. fg.). Hiſtorie von dem Urſprunge der oſtfrieſiſchen Fehnen (1748. N. 20 u. fg.). Vom Nutzen des Seewaſſers zur Cultur magerer Lande (1748. N. 22 u. fg.). Geſchichterzählung von oſtfrieſiſchen Auſterbänken (1748. Nr. 23 u. fg.). Abbildung des Juſtinianiſchen Kammerweſens, nach Anleitung des Juſtianiniſchen Geſetzbuchs (1748. Nr. 49. 1749. Nr. 3. 8. 26). Von Conſervation der oſtfrieſiſchen Inſeln (1749 N. 42 u. fg.) u. a. m. 3) Vgl. außer Adelung a. a. O. einige biographiſche Notizen in Reershem's oſtfrieſiſcher Predigergeſchichte. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 6. Bd. S. 265 u. fg. und den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 3. Jahrg. 2. Hft. S. 1150 u. fg.

Digitized by Google

chen Ausſprüche, von Abu Muhammed Ali Ben Ahmed Tzahiri, der 456 (1064 n. Chr.) ſtarb, und ein Werk über den Unterſchied eines Fetwa, d. i. ein richterliches Gutdünken von einem Hokm oder richterlichen Ausſpruche und den willkürlichen Beſtimmungen des Kadhi und des Imam, unter dem Titel: Ihkâm. Vierzig Fragen, die der Malikite Schihâb-ed-dîn Abu'labbâs Ahmed Ben Idris Carafi aus Ägypten zur Begründung obigen Unterſchiedes gegen einen Gegner aufſetzte. Er ſtarb 684 (beg. 9. März 1285). Auch ein Commentar über Traditionen des Propheten unter der Aufſchrift: Ihkâm el-ahkâm, iſt bekannt, und mehre andere myſtiſche Schriften. Vgl. *Hadschi Chalfae* Lexic. bibliogr. et encyclop. Tom. I. n. 136. 137. 145. 146. 155. 165. 166. Noch ſteht daſelbſt unter Nr. 164 ein Werk: Ahkâm, wofür man richtiger Ihkâm zu leſen ſcheint, welches über die in dem Koran vorkommenden zweideutigen Ausdrücke handelt und den großen Vielſchreiber und Scheich Schihâb-ed-dîn Ahmed Ben Ali Ibn Hadſchr Askalâni (geſt. 1448) zum Verfaſſer hat. (*Gustav Flügel.*)

IHLEE (Johann Jacob), war im J. 1762 zu Breina, einem Gute im Kurheſſiſchen, geboren und der Sohn eines dortigen Amtmanns. Unter ſeinen Geiſtesanlagen, die ſich in frühem Alter entwickelten, trat beſonders ſeine lebhafte Phantaſie hervor. Sein Dichtertalent, wie es ſich in einer Sammlung von poetiſchen Verſuchen offenbarte [1]), erwarb ihm manche Freunde, zu denen beſonders Gleim gehörte. Dem Poſamentirergewerbe, das er eine Zeit lang zu Frankfurt am Main trieb, fühlte er ſich entzogen durch ſeine Neigung zur Bühne. Nach ſchwerem Kampfe mit manchen widrigen Schickſalen erhielt er an dem frankfurter Theater eine Anſtellung, zuerſt als Souffleur, dann als Caſſirer, Ökonom und Theaterdichter. Dieſe drei verbundenen Ämter verſah er mehre Jahre gewiſſenhaft und mit regem Eifer. Als ihm gemeinſchaftlich mit dem Muſikdirector Schmidt, unter der Regierung des Fürſten Primas, von der Actiengeſellſchaft die Leitung des Theaters auf eigene Hand zu gemeinſchaftlichem Gewinn und Verluſt gegen Caution übergeben worden war, gedieh die frankfurter Bühne zu einem Flor, den ſie ſeitdem kaum wieder erreichte. Der bedeutende Gewinn, den ſie abwarf, beſtimmte jedoch die Actionaire, das Ganze ſpäterhin ſelbſt wieder zu übernehmen. Ihlée büßte dadurch manches redlich Erworbene wieder ein, und ſtarb, bei ſehr genügſamem Lebenswandel, unbemittelt den 11. Jul. 1827. Geradheit und Redlichkeit waren die Grundzüge ſeines Charakters. Obgleich oft verkannt und angegriffen in ſeiner öffentlichen Stellung, verzieh er ſeinen Gegnern mit liebevollem Wohlwollen, und fühlte ſich durch ihre kränkenden Äußerungen nur zu größerem Dienſteifer geſpornt. So ward er von Allen, die ihn näher gekannt, innig betrauert, beſonders auch ſeines Dichtertalents wegen, welches er theils zu eigenen Productionen, theils zu Bearbeitungen mehrer Opern aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen benutzte. Zu ſeinen vorzüglichſten Schriften gehören: Kriegslieder für Joſeph's Heere [2]); Tagebuch von der Einnahme Frankfurts durch die Neufranken bis zur Wiedereroberung von der combinirten Armee [3]); Palmira, Prinzeſſin von Perſien; heroiſch-komiſche Oper in zwei Acten [4]); Liſt und Liebe, ein Singſpiel [5]); Sechs Maurerreden [6]), und die Schrift: Audiatur et altera pars. Zur gerechten Würdigung der von dem Schauſpieler Fr. Wardy vertheilten Schmähſchrift: Unſer Abſchied [7]). Nach Nachrichten in öffentlichen Blättern beſchäftigt ſich ein Freund des Verſtorbenen mit der Herausgabe einer Auswahl ſeiner hinterlaſſenen Werke, deren Inhalt Gedichte, dramaturgiſche Abhandlungen und Freimaurerreden bilden [8]). (*Heinrich Döring.*)

Ihlefeld (Geogr.), ſ. Ilfeld.

Ihlow (Biogr.), ſ. Ilow.

IHNA, iſt der Name dreier, aber nur zu einem Syſteme gehörigen Flüſſe, welches Syſtem dem rechten Ufer des Oderſtromes tributair iſt. Es ſind: 1) Die große Ihna. Dieſe entſpringt im ſaatziger Kreiſe des zur preußiſchen Provinz Pommern gehörigen Regierungsbezirks Stettin aus zwei in einem flachkeſſelförmigen Thale in der Gegend der Stadt Nörenberg belegenen Quellen, welche ſich bald vereinigen und in den kremminſchen See fallen. Der aus dieſem See heraustretende Fluß wird durch eine Schleuſe in zwei Arme getheilt, wovon der linke, die große Ihna genannt, bis Reetz in der Neumark ſüdlich, dann aber auf der pommeriſch-neumärkiſchen Grenze weſtlich, und endlich ganz in den ſaatziger Kreis Pommerns tretend, nordweſtlich fließt, und zwar durch den zachaner Forſt, die große ſogenannte Kuhwieſe und an den Dörfern Linde, Repplin, Hansfelde, Wittichow, der Stadt Stargard, durch das Torfbruch von Clempin, an den Dörfern Sarnow, Roggow, Bruchhauſen, Potzerlin vorüber, durch den ſtargarder Stadtwald, an der Stadt Gollnow vorüber, zwiſchen Hohenhorſt und Ihnaburg durch. Im Bruchhorſte beim Ihnakruge neben der Colonie Camelshorſt mündet ſie endlich nach einem Laufe von 19 geographiſchen Meilen und bei einer größten Breite von circa 100 Fuß in den dammſchen See, da wo ſich dieſer mit der Oder verbindet. Die große Ihna war früher von Stargard an ſchiffbar, jetzt iſt ſie es nur auf 3½ Meilen von der Mündung an aufwärts gerechnet. 2) Der zweite oder rechte durch jene Schleuſe abgetrennte Arm wird die halbe, oder geſtohlene, oder getheilte Ihna genannt; er fließt durch

1) Gedichte. Frankf. a. M. 1789—1791. (2 Bändchen).

2) Frankf. a. M. 1790. 3) In Briefen abgefaßt; nebſt allen Manifeſten und Edicten der franzöſiſchen Generale ſowol, als auch eines hochedlen Magiſtrats; als ein Denkmal des frankfurter Patriotismus allen biedern Teutſchen gewidmet (Ebend. 1793). Mit zwei illuminirten Kupfern. (Unter der Vorrede hat ſich der Verfaſſer genannt.) 4) Nach dem Italieniſchen bearbeitet. Die Muſik von Salieri (Hamb. 1801). 5) Nach Bouilly's: Une folie, für die frankfurter Bühne bearbeitet. Die Muſik von Mehül (Frankf. a. M. 1804). 6) Gehalten in der gerechten und vollkommenen □ zur Einigkeit im Orient zu Frankfurt a. M. (Frankf. 5809 [1809]). 7) Frankfurt a. M. (1817). 8) Vgl. Morgenblatt für gebildete Stände 1827. Nr. 247. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 5. Jahrg. 2. Th. S. 686 u. fg. Meuſel's gel. Teutſchl. 3. Bd. S. 537. 14. Bd. S. 234. 18. Bd. S. 265. 23. Bd. S. 38.

Digitized by Google

mehre Seen, namentlich durch den von Jacobshagen, nimmt mehre ſtarke Bäche, nämlich die Goldbecke, den krummen Bach, die Griepenitz und endlich den Krampehlfluß auf, und mündet bei Stargard zur großen Ihna. 3) Die kleine oder faule Ihna iſt ein linker Nebenfluß der großen Ihna, und entſteht im arenswalder Kreiſe der Neumark, ſüdlich von Cranzin, bei dem Vorwerke Marienhof aus dem See Mentin, fließt an Cranzin vorbei zur cranziner Buſch-, Hammer- und Neumühle, verſtärkt ſich hier durch zwei Bäche, tritt zwiſchen Sammenthin und Billerbeck in Pommern ein, berührt hier die Feldmarken der Dörfer Sandow, Dobberſchal, Dölitz, Collin, Strebelow, Streſen und Wittichow, wo ſie ſich hinter einer Schneidemühle in die große Ihna ergießt. (*Klaehn.*)

IHNN, auch **INN**, ein Dorf im Diſtrictscommiſſariate Würting im Hausruckviertel im Erzherzogthume Öſterreich ob der Ens, am Ihnnbache in einer Ebene gelegen, nach Mekenhofen (Dekanat Gaſpoltshofen, Diöceſe Linz) eingepfarrt, drei Stunden von Haag und eine halbe Stunde von Würting entfernt, mit acht Häuſern und einer Mühle. Einſt war es ein Schloß, welches dem ausgeſtorbenen Geſchlechte der Innernſeer gehörte. Von ihnen war Hans Innernſeer zu Innernſee ſchon im J. 1286 bekannt. Im J. 1473 ließ Hans Innernſeer zu Rottenbach eine eigene Kapelle erbauen, wo die Familie ihren Begräbnißplatz hat, und errichtete die ſogenannte Innernſeeiſche Stiftung; mit Max Hektor ſtarb im J. 1642 die Familie aus. (*G. F. Schreiner.*)

Ihoonjoona (Geogr.), ſ. Ibunjuna.

IHORST, Dorf und Edelhof im oldenburgiſchen Amte Damme, mit 62 Häuſern und 350 Einwohnern, einer der ſüdlichſten Orte des Großherzogthums Oldenburg, vor 1816 gemeinſchaftlich zwiſchen Osnabrück und dem Niederſtifte Münſter. (*Rüder.*)

Ihoudpur (Geogr.), ſ. Joudpur.

IHRÂM (احرام) heißt der fromme Zuſtand des Pilgers nach Mekka. Man ſagt bei den Muhammedanern: den Ihrâm nehmen, d. h. eine Hülle oder Überwurf, aus zwei Stück linnenen oder wollenen Zeuches beſtehend, die, wenn ſie nicht völlig neu ſind, doch immer weiß oder wenigſtens gut gewaſchen und ganz rein ſein müſſen, jedoch ohne Naht, das eine zur Einhüllung des Unter-, das andere zur Bedeckung des Oberkörpers. Daher gebraucht man gradezu das Wort Ihrâm für Bußmantel, und ihn anlegen, heißt fortdauernd darauf bedacht ſein, wie man am würdigſten ſich zum Eintritte in das dem Muhammedaner heilige Land und den nur der Anbetung Gottes geweihten Boden von Mekka vorbereitet. Die Männer ſind verpflichtet, dieſe Hülle auf dem bloßen Leibe zu tragen, die Frauen dagegen, die überhaupt keine Verpflichtung zu dieſer Buße haben, dürfen, ſobald ſie ſich derſelben unterziehen, Hemde und Beinkleider angezogen behalten, und müſſen ſich ſogar vermittels eines Schleiers über den Kopf, der aber das Geſicht nicht berühren darf, den Blicken der Männer entziehen. Auf dieſe Weiſe vollzog nämlich die Gemahlin des Propheten, Aiſcha, die Wallfahrt in Begleitung deſſelben. Vom Augenblicke an, wo der Pilger den Ihrâm anlegt, hat er ſich aller weltlichen und fleiſchlichen Werke zu enthalten, als unverträglich mit der Heiligkeit der Wallfahrt und dem bußfertigen Sinne, den die ganze Handlung verlangt. Nur Nothwehr iſt ihm erlaubt, nicht aber der Beiſchlaf, oder irgend ein anderes anſtößiges Vorhaben, keine Privatſtreitigkeit, keine feindliche Handlung; auch zu jagen iſt ihm unterſagt, ebenſo, wie Wohlgerüche zu gebrauchen, die Nägel, den Bart oder ſonſt Haare abzuſchneiden, den Kopf und das Geſicht zu bedecken, und irgend eine Kleidung, ſelbſt das Schuhwerk, mit Ausnahme der langen Pantoffeln, zu tragen. Nur zur Zeit der Reinigung darf er den Ihrâm ablegen, auch ſonſt Gold- und Silbergeld entweder in einem Beutel oder im Gürtel bei ſich haben, ſeinen Säbel führen, ſowie das Petſchaft am Finger und den Koran in einem an ſeiner Seite hängenden Sacke. Auch iſt ihm erlaubt, die Augen mit Alkohol zu färben, und, obwol nicht ohne Einrede einiger Lehrer, unter einem Zelte oder im Schatten eines Hauſes Zuflucht vor den brennenden Sonnenſtrahlen zu ſuchen. An keinem Stationsorte darf der Pilger vorübergehen, ohne den Ihrâm zu nehmen; doch kann er es auch ſchon vor der Station als vorzüglich verdienſtlich thun, aber nie darf es vor dem erſten Silcade geſchehen, weil er ihn dann bis zum Beiram, d. h. 40 Tage, beibehalten müßte, was für die Schwäche und Hinfälligkeit der menſchlichen Kraft zu viel ſein, und dann eine Verletzung der heiligen Bedingungen, unter denen der Ihrâm zu tragen iſt, zur Folge haben würde. Jeder Muhammedaner übrigens, der in den heiligen Monaten nach Mekka kommt, gleichviel, ob in religiöſer, mercantiliſcher oder ſonſt einer auf ein weltliches Geſchäft ſich beziehenden Abſicht, hat ihn anzulegen. Schafii dagegen läßt dieſes Gebot nur in religiöſer Beziehung zu; beibehalten werden muß er aber während der ganzen Pilgerzeit in Mekka, ſelbſt in einem Privathauſe, und auch die Bewohner Mekka's ſind an beſtimmten Tagen dem Anlegen des Ihrâm unterworfen, und erſt nach Vollziehung eines bedeutenden Theils der dem Pilger vorgeſchriebenen Gebräuche, wie in den hierüber herrſchenden Satzungen deutlich angegeben wird, darf er den Ihrâm und mit ihm alle Beſchränkungen bei Seite legen. Ihrâm nennt man auch ſonſt noch kleine in der Berberei verfertigte Teppiche, auf denen die kaiſerlichen Beamten im Serai an beſtimmten Feſttagen ſitzen. (*Gustav Flügel.*)

IHRE (Johann). Dieſer berühmte nordiſche Sprachforſcher ward geboren zu Lund in der ſchwediſchen Provinz Schonen (Skåne) im J. 1707. Dreizehn Jahre alt verlor er ſeinen Vater, worauf ein Anverwandter in Upſala für ſeine fernere Erziehung Sorge trug. Nachdem Ihre ſich zu Upſala den philoſophiſchen Magiſtergrad erworben, unternahm er, 22 Jahre alt, eine dreijährige wiſſenſchaftliche Reiſe durch Teutſchland, Holland, England, Frankreich, Brabant und Flandern, Kurland und Dänemark, auf welcher er am längſten in Paris, London und Oxford verweilte. Nach ſeiner Heimkehr trat er in die akademiſche Laufbahn zu Upſala. Er begann mit der Stelle eines Secretairs der königl. Akademie der Wiſſen-

Digitized by Google

ſchaften zu Upſala, wie eines Privatdocenten der philoſophiſchen Facultät der dortigen Univerſität, ward an der Univerſitätsbibliothek beſchäftigt, bekleidete ein Jahr lang die Profeſſur der Poeſie, und erhielt 1738 die Skytte'ſche Profeſſur. In dieſen Ämtern ſchuf er ſich durch gründliche Kenntniſſe, Fleiß und lichtvollen, anziehenden Vortrag einen umfaſſenden Wirkungskreis, ſchrieb auch akademiſche Abhandlungen, die, ſelbſt unter widrigen politiſchen Verhältniſſen, eine wohlbegründete Anerkennung fanden. Viele wißbegierige Jünglinge vereinigte er zu lehrreichen wiſſenſchaftlichen Übungen, nahm auch mehre in ſein Haus und an ſeinen Tiſch auf, um noch ſicherer auf ſie einzuwirken.

In literariſcher Hinſicht erwählte er ſich vorzugsweiſe tiefe Sprachforſchungen. Auf Befehl der Königin Ulrike Eleonore überſetzte er des Engländers Steele Frauenzimmer-Bibliothek. Unter dieſer Arbeit machte er häufige Erfahrungen über Unſicherheit der Schreibart, Flexion und Bedeutung der ſchwediſchen Wörter. In dieſen Beziehungen eröffnete er eine neue und feſte Bahn durch ſeinen Entwurf zu Vorleſungen über die ſchwediſche Sprache und genauere Kenntniß derſelben (**Utkast til föreläsningar öfver svenska språket och dess närmare kännande**). Zu ſolchem Zwecke ſtudirte er das Isländiſche, Alemanniſche und Angelſächſiſche und das nahverwandte alte Möſogothiſche, und erforſchte die Geſchichten, Sitten, Gebräuche und Denkweiſen des nordiſchen Alterthums. So entſtand ſein **Lexicon Suiogothicum**, nebſt vielen andern Abhandlungen über Geſchichte und Rechtsverhältniſſe des ſchwediſchen Mittelalters. Auch um Aufhellung von Ulphilas' Gothiſcher Überſetzung des N. T., wie um kritiſche Berichtigung einiger neuaufgefundener Bücher des Livius, machte er ſich verdient. Eine große Vorliebe beſaß er für die lateiniſche Sprache, weshalb ihm auch die Reviſion des lateiniſchen und ſchwediſchen Lexikons der Univerſität Upſala übertragen ward. Er war es, der zuerſt über die isländiſche Edda Licht verbreitete, worüber er ſich nämlich in Briefen an den Geſchichtsforſcher Lagerbring (Stockh. 1772) ausſprach. Die Zahl ſeiner Schriften iſt groß; ſchon die ſeiner Diſputationen iſt 453. Er erhielt den Titel eines Kanzleiraths und den Nordſternorden.

Nach mehr denn 50jähriger akademiſcher Thätigkeit ſtarb er, im Alter erblindet, im J. 1780. Auch ſein Äußeres war anziehend. Was ihm Widriges widerfuhr, hat er ſtets mit großer Ruhe und Ergebung getragen, die ihn auch im Glücke nicht verließen*). (*v. Schubert.*)

IHRINGEN, großes und ſchönes evangel. Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Breiſach, dreiviertel teutſche Meile nordöſtlich von der Amtsſtadt, am hintern Kaiſerſtuhle und an der Poſtſtraße, welche von der großen Hauptpoſtſtraße zu Köndringen ausgeht, und ſich über Breiſach nach Colmar zieht, mit 442 Familien, 2009 Einw., welche alle, etwa 120 Juden ausgenommen, evangel. Confeſſion ſind, und ſehr reichen und zum Theil vorzüglichen Wein- und Obſtbau haben. Ehedem ein Beſtandtheil der obern Herrſchaft Uſenberg, und ſpäter mit derſelben zur badiſchen Markgrafſchaft Hachberg gehörig. Die Güter, welche St. Blaſien hier beſaß, kamen ſchon im J. 1258, unter Abt Arnold II., von Konrad von Rotenberg, der zu Wisleth oder Rotenberg geſeſſen war, an jenes Stift. Die hieſigen Krongüter und Reichsleute aber verpfändete Kaiſer Ludwig der Baier im J. 1330 an Burkhard von Uſenberg; und den hieſigen Pfarrſatz vergabte Anna von Schwarzenberg, Äbtiſſin zu Waldkirch, im J. 1357 an des teutſchen Ordens Kommende zu Freiburg. (*Th. Alfr. Leger.*)

IHRINGK, 1) **Dietrich Christoph**, geboren den 29. März 1727 zu Spangenberg in Heſſen, ein Sohn des dortigen Predigers und nachherigen Superintendenten zu Allendorf, Nicolaus Wilhelm J., verdankte ſeine erſte wiſſenſchaftliche Bildung dem Pädagogium zu Caſſel. Im J. 1745 bezog er die Univerſität Göttingen. Dort und in Marburg widmete er ſich dem Studium der Jurisprudenz. Nach Vertheidigung ſeiner Inauguraldiſſertation: **De modo computandi fructus in separatione feudi ab allodio (Marb. 1746. 4.)**[1] ward er in dem genannten Jahre Licentiat der Rechte. Er hielt ſeitdem juriſtiſche Vorleſungen in Marburg, mit dem Plane, ſich zu einem akademiſchen Docenten zu bilden. Im J. 1749 ward J. außerordentlicher Profeſſor der Rechte, und erlangte noch in demſelben Jahre die juriſtiſche Doctorwürde. Im J. 1750 folgte er einem Rufe nach Herborn, wo er eine ordentliche Profeſſur der Rechte erhielt. Er kehrte jedoch wieder in ſein Vaterland zurück, als ihn der Landgraf Wilhelm VIII. (1752) zum Kanzleirath in Rinteln ernannte. Drei Jahre ſpäter verdankte er jenem Fürſten die Stelle eines Kammerraths in der Grafſchaft Schaumburg. Das Jahr 1760 führte ihn als Regierungsrath nach Caſſel. Er ward dort (1774) wirklicher Oberappellationsrath, nachdem er dieſe Stelle bereits ſeit 1772 für den durch Altersſchwäche untauglich gewordenen Oberappellationsrath Cornelius Knobel verwaltet hatte. Mehre Krankheitszufälle untergruben auch ſeine Geſundheit. Er hoffte ſie zu ſtärken auf einer Reiſe, die er zu ſeinem Schwiegerſohne, dem Amtmanne Braun, in Nentershauſen unternahm. Bald nach ſeiner dortigen Ankunft ereilte ihn der Tod den 22. Mai 1781.

Mit gründlichen Kenntniſſen in den einzelnen Zweigen des juridiſchen Wiſſens, vorzüglich im Lehenrechte, vereinigte J. eine raſtloſe Thätigkeit und Gewandtheit, die ihn zu einem brauchbaren Geſchäftsmanne machte. Zu literariſchen Arbeiten fehlte es ihm an Muße. Außer der bereits erwähnten Inauguraldiſſertation und einer andern zu Herborn 1750 gedruckten Abhandlung: **Num Expectiva in feuda imperii jus titulorum atque insignium tribuat**[2], verdient noch beſonders die nachfolgende

*) Nach *J. J. Thomaeus*, Senskev. Plutarch (Stockh. 1830).

1) Vgl. Allerneueſte Nachrichten von juriſtiſchen Büchern. 6. Bd. S. 352 fg. 2) Vgl. über dieſe Abhandlung, die auch in Zepernick's Sammlung auserleſener Abhandlungen aus dem Lehenrechte. 1. Bd. S. 303 fg. gedruckt worden iſt, die Göttinger gelehrte Zeitung. 1751. S. 440 fg.

Digitized by Google

Schrift erwähnt zu werden: Opusculum de indole remedii restitutionis, quo privatus ex transactione principis, pace Westphalica confirmata, experitur in privatum, et de foro instituendae actionis ex Art. XV. §. 13. Tabularum Pacis Osnabrugensis. (Marb. 1748. 4.) [3]. Einige Aufſätze, juridiſchen Inhalts, theilte er in den Hanöveriſchen Anzeigen mit [4].

2) Nicolaus Wilhelm, Vater des Vorigen, geboren den 18. Sept. 1699 zu Caſſel, der Sohn eines dortigen Bürgermeiſters, empfing den erſten Unterricht in dem Pädagogium und Carolinum ſeiner Vaterſtadt. Glückliche Naturanlagen und raſtloſer Fleiß ſetzten ihn bald in Beſitz der nöthigen Vorkenntniſſe, um 1717 ſeine akademiſche Laufbahn zu Marburg eröffnen zu können. Er widmete ſich dort der Theologie. Kirchmeier, Duyſing, Schröder und Schmincke gewannen den entſchiedenſten Einfluß auf ſeine Bildung. Das Studium der orientaliſchen Sprachen, bisher unter Schröder's Leitung betrieben, ſetzte er zu Utrecht fort, wo er in den Jahren 1719—1720 beſonders die Vorleſungen von v. Alphen, Lampe und Mill beſuchte. Nach der Rückkehr in ſeine Heimath erhielt er (1722) die Stelle eines zweiten Predigers zu Spangenberg. Sechs Jahre ſpäter ward er Garniſonsprediger zu Caſſel, 1729 dritter Prediger an der dortigen St. Martinskirche und 1743 Archidiakonus. In die erſte Predigerſtelle an jener Kirche rückte er 1748 ein, nachdem er 1744 Metropolitan bei der Brüdergemeinde geworden war. Das Jahr 1755 brachte ihm das Amt und die Würde eines Superintendenten und Metropolitans in Allendorf. Dort ſtarb er den 24. Jul. 1757 mit dem Ruhme eines für ſeine Zeit vielſeitig gebildeten Gelehrten und beſonders eines beliebten Kanzelredners. Seine Schriften beſtehen ohne Ausnahme in einzeln gedruckten Predigten, in denen er beſonders zu moraliſcher Veredlung des Herzens zu wirken ſuchte, indem er bald den Weg der Gerechten mit dem Wege der Gottloſen verglich, bald die Glückſeligkeit und die Vorrechte der Gläubigen des neuen Bundes ſchilderte, bald die Kraft der göttlichen Gnade in der Bekehrung Saul's oder des heidniſchen Hauptmannes Cornelius nachwies. Ein vollſtändiges Verzeichniß dieſer Predigten hat Strieder geliefert [1]. Was J. ſeinen Zeitgenoſſen geweſen, ſagen einige Verſe unter ſeinem von J. M. Bernigeroth geſtochenen Bildniſſe, welches ſich vor ſeiner Predigt: Das Gebet Gottes und deſſen Erhörung (Caſſel 1749) befindet [2]. Wie Stoſch behauptet [3], ſollen mehre ſeiner homiletiſchen Arbeiten wiederholte Auflagen erlebt haben [4]. (*Heinrich Döring.*)

3) Vgl. Allerneueſte Nachrichten von juriſtiſchen Büchern. 7. Bd. S. 259 fg. Göttinger gelehrte Zeitung. 1748. S. 735 fg. 4) Vgl. Strieder's Grundlage zu einer heſſiſchen Gelehrtengeſchichte. 6. Bd. S. 354 fg. Adelung's Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom Jahre 1750—1800 verſtorbenen teutſchen Schriftſteller. 6. Bd. S. 266 fg.

1) ſ. deſſen Heſſiſche Gelehrten- und Schriftſtellergeſchichte. 6. Bd. S. 352—354. 2) Dieſe Verſe lauten, wie folgt:

Ihringi, cujus pandunt felicia scripta
Ingenii dotes, expressa fideliter ora
Hic cernis! Verbis tribuit suadela loquentis
Pondera, sed laetus sentit quoque pondera lector.

IHRSTA, eine Pfarrei in Weſtmanland, an Uplands Grenze, mit einer ſchönen ſteinernen Kirche, deren Inneres einfach und würdig iſt. Hier wirkte ein edler Bruder des berühmten ſchwediſchen Poſtillenſchreibers Norborg in Segen († 1819, 25. Nov., 80 Jahre alt). Die Pfarrei hat viele Edelhöfe und Güter, eine Menge uralter Gräber und 1067 Einwohner (wahrſcheinlich im J. 1825). Die Kirche iſt eine Meile von der Stadt Weſterås entfernt *). (*v. Schubert.*)

IHUNJUNA (Ihoonjoona), eine Stadt der vorderindiſchen Provinz Ajmeer unter 28° 2′ nördl. Breite und 75° 22′ öſtl. Länge, gehört dem unabhängigen Rajah der Schekawutty-Rajputen, und iſt eine hübſche Stadt, die aber rundum von einer Wüſte umgeben iſt. Einen deſto angenehmern Eindruck machen daher die die Stadt umgebenden Bäume und Gärten. (*J. C. Schmidt.*)

IHUREE, eine kleine Stadt Vorderindiens in der Provinz Agra, liegt 12 teutſche Meilen ſüdweſtlich von Jhanſi unter 25° 8′ nördl. Breite und 77° 21′ öſtl. Länge. (*J. C. Schmidt.*)

IHURJHOORY (Iharrajhari, Bambuswald), ein ſchlechtes und ärmliches Dorf in dem Muckwanpurdiſtricte des vorderindiſchen Staates Nepaul, liegt unter 27° 13′ nördl. Breite und 85° 4′ öſtl. Länge, und beſteht eigentlich nur aus wenigen an den Ufern des Bukkiafluſſes zerſtreut liegenden Schäferwohnungen. Südlich von dieſem Dorfe liegt der große gleichnamige Wald, der ſehr viel vortreffliches Bauholz liefert, und ſehr viele Elefanten, aber von einer ſchlechten Race, beherbergt. (*J. C. Schmidt.*)

IHUSDUN, ein kleiner befeſtigter Ort des Diſtrictes Cattywar, in der vorderindiſchen Provinz Gujerate. (*J. C. Schmidt.*)

Ihylum (Jelum, Dschilum), ſ. unt. Himalaya.

JI, der größere und der kleinere Ji, zwei Landſeen in dem finniſchen Paſtorate Jinſalmi (ſ. Idensalmi), welches daher ſeinen Namen hat; beide ſtehen in Verbindung durch einen Sund, Jinſalmi. Sie nehmen die Gewäſſer der Seen des Nordertheils des Kirchſpiels an der Grenze des Paſtorats Paldamo auf, die aus dem See Luäjärwi, Rotimo, Lalami, Wierimä und andere Seen herabkommen, und weiter in den Poroweſi fließen †). (*v. Schubert.*)

Jianpoor (Geogr.), ſ. Juanpoor.

Ijar (Chronol.), ſ. unt. Jahr.

IJÂS (Ibn, ابن ايّاس), ein arabiſcher Name, den auch mehre Schriftſteller führen. Erwähnenswerth ſind:

1) Abu Abdallah Muhammed Ben Ahmed Ben Ijâs, der Philolog aus Ägypten, der eine der bedeutendſten Geſchichten Ägyptens hinterlaſſen hat unter dem Titel: „Die Wunder des Glanzes in den Begebenheiten der

3) Im Neuen gelehrten Europa. 17. Th. S. 778. 4) Vgl. Stoſch und Strieder a. a. O. Göttinger gelehrte Zeitung. 1758. 2. St. S. 207 fg. Adelung's Nachträge und Ergänzungen zu Jöcher's Gelehrtenlexikon. Meuſel's Lexikon der vom J. 1750—1800 verſtorb. teutſchen Schriftſteller. 6. Bd. S. 267 fg.

*) Zum Theil nach Tuneld. 8. Aufl. 2. Bd.

†) Nach Tuneld.

Zeit" (vgl. *Hadschi Chalf.* Lex. Tom. II. n. 1707). Es beſteht aus zwei oder vier Bänden, je nach verſchiedener Abtheilung, und verfolgt die Geſchichte ſeines Vaterlandes bis zur Herrſchaft der Circaſſier, d. h. bis zum J. 1522 n. Chr. (oder 928 der Flucht). Wie gewöhnlich ſteht, was der Koran und die Tradition zum Lobe des Landes ſagen, voran. Von demſelben Verfaſſer, der aus Circaſſien abſtammt, iſt die von Pococke, Petis-de-la-Croix, Silv. de Sacy, Langlès und Andern oft gebrauchte Kosmographie, von welcher der letztere Gelehrte in den Notices et Extraits Tom. VIII. p. 1—131 eine vollſtändige Beſchreibung gegeben hat. Sie führt den Titel: „Der Geruch der Blumen in den Wundern des Weltalls," und iſt ein Auszug aus mehren andern Völkergeſchichten. Zum großen Theile handelt auch ſie über Ägypten, und ſchickt eine Abhandlung über die Aſtronomie voraus. Ein drittes Geſchichtswerk von ihm iſt das „Buch zur Ergötzung der Völker" (نزهة الامم) über die Wunder und Weisheitsproben. Näheres iſt über den Verfaſſer nicht bekannt, als daß er in der erſten Hälfte des 15. Jahrh. (um 1522) geblüht haben muß.

2) Der Molla Ijâs, von deſſen nähern Lebensumſtänden ebenfalls nichts weiter bekannt iſt, hat eine mediciniſche Schrift hinterlaſſen unter dem Titel: Tilsem el-ojun, der Talisman der Augen, über Heilung und Verwahrung vor der Peſt und epidemiſchen Krankheiten.

3) Der Grammatiker aus Bagdad, Dschelâl-ed-dîn Hosein Ben Ijâs, gab einen Commentar über die 50 abgeleiteten grammatiſchen Sätze von Jahja Ben Abdelmoti, die ſo großen Beifall gefunden haben, heraus. Ein anderes Werk von demſelben Verfaſſer führt den Titel: „Die erreichte Quelle (الماخذ المتبع)." Er ſtarb 651 (beg. 11. April 1282).

4) Der Scheich Muhammed Ben Mustafa Ijâsi (wenn die Lesart richtig iſt) ſchrieb das Werk: „Die göttlichen Beſtimmungen über die menſchlichen Vollkommenheiten" (religiöſen Inhalts). (*Gustav Flügel.*)

JIBBEL-ESKER (Dschebbel-Esker), ein Berg auf einer Inſel in dem See Esker, welcher in dem Barbareskenſtaate Tunis, einige Meilen von der Stadt Biſerta entfernt, ſich befindet, und einer der Seen iſt, von denen in dem Art. Jibbel-Nadur geſprochen wird. Von dieſem Berge, welcher von den Ufern des Sees, oder von den nahen Bergen aus geſehen, dem Auge ganz ſchwarz erſcheint, hat der ganze See, welcher gegen ſieben teutſche Meilen im Umfange haben mag, ſeinen Namen erhalten. (*J. C. Schmidt.*)

JIBBEL-GUNGLA (Dschebbel-Gungla), ein Berg in dem Barbareskenſtaate Tunis, einige teutſche Meilen von Biſerta entfernt, von wo aus man einen der beiden großen Seen, die ſich einige Meilen von Biſerta ausbreiten, genau überſehen kann. Dieſer See, der ſich unter dieſem Berge ausbreitet, führt den Namen Esker, und iſt wenig oder gar nicht den meiſten Geographen bekannt. Der Berg iſt von einer wildgeformten und größtentheils kahlen Gebirgsgegend umgeben, und gehört zu einem der vielen nördlichen Arme des Atlas. (*J. C. Schmidt.*)

JIBBEL-HAMARA, ein Gebirge Nordafrika's im ſüdlichen Theile von Tunis, iſt ein Aſt des großen Atlasgebirges und liegt in der Nähe der Hafenſtadt Cabes. Die Bewohner dieſes Gebirgszuges ſollen ſehr wild und kriegeriſch ſein, und wegen ihrer guten Pferdezucht eine bedeutende Cavalerie aufbringen können. (*J. C. Schmidt.*)

JIBBEL-NADUR (Gibbel, Dschebbel-Nadur), d. h. der Berg der ſchönen Ausſicht (Belvedere), ein Berg in dem Barbareskenſtaate Tunis, nahe bei der Stadt Biſerta und in nordweſtlicher Richtung von derſelben gelegen. Er beherrſcht die ganze Gegend, und von ſeinem Gipfel hat man eine äußerſt reiche und erfreuende Ausſicht; denn rund umher zeigt ſich ein lachendes, ſorgfältig bebautes Land, welches zwei faſt zuſammenhängende großartige Seen, die wol zehn teutſche Meilen im Umfange haben mögen, umſchließt. Namentlich die Umriſſe des einen Sees, in dem ſich eine Menge ſeltſam geformter Inſeln zeigen, ſind von hier aus genau zu erkennen. Rechts von dem Berge befindet ſich ein weiter und tiefer Bergkeſſel, der gegen zwei teutſche Meilen im Umfange hat und ganz mit gut angebauten Fluren bedeckt iſt; und auch nach Biſerta hin erſtreckt ſich eine ununterbrochene reiche Cultur. Nach der Seeſeite zu erblickt man die Inſel Galita und eine andere kleine Felſeninſel im nahen Golfe, gewöhnlich die Hundsinſel genannt, die wie ein ſchwarzer Block auf der Meeresfläche zu liegen ſcheint. Nur der oberſte Theil des Berges iſt ſteinig und mit Geſtrüpp bedeckt, ein Lieblingsaufenthalt der Schakals. Er gehört zu einem nördlichen Arme des Atlas. (*J. C. Schmidt.*)

Jibleam (bibl. Geogr.), ſ. Jeblaam.

Jidala (bibl. Geogr.), ſ. Jedala.

IJIM, Stadt im Stamme Juda (Joſ. 15, 29). (*Crome.*)

IJIM ABARIM, 4 Moſ. 21, 11. 33, 44. Lagerſtätte der Israeliten am Gebirge Abarim, im ſogenannten petráiſchen Arabien, in der Nähe der Moabiter. (*Crome.*)

IJON, befeſtigte Stadt im Stamme Naphtali (1 Kön. 15, 20). (*Crome.*)

Jil heißt im Holländiſchen der Blutegel, ſ. Hirudo.

Jildistagh (Ildistagh), ſ. unt. Hassantagh.

JILLIFREE, auch Gillifrie, Gillyfree, und von dem bekannten Reiſenden Golberry in ſeinen Fragmens d'un voyage en Afrique etc. Tom. II. chap. XVI. Gylfrey geſchrieben, iſt ein bedeutendes Dorf Senegambiens im Mandingo-Königreiche Barra, ungefähr unter 13° 25′ nördl. Br. am nördlichen Ufer des Gambia, unfern ſeiner Mündung und nur einige Stunden von dem großen Dorfe Albreda entfernt, wird von Mandingos und Nachkommen der Portugieſen bewohnt, die zu verſchiedenen Zeiten und namentlich unter der Regierung des Königs Johann II. hier Niederlaſſungen zu gründen ſuchten. Die Umgegend hat einen fetten und ſehr fruchtbaren Boden, der mit einer äußerſt ſchönen und reichen Vegetation bedeckt iſt. (*J. C. Schmidt.*)

JILPY-AUMNAIR, eine Feſtung in der vorderindiſchen Provinz Gundwana, liegt unter 21° 28′ nördl. Br. und 76° 56′ öſtl. Länge an dem ſüdlichen Ufer des

Digitized by Google

Fluſſes Tuptee (i) und an der Landſtraße zwiſchen den Deopaharhügeln und Aſirghur. (*J. C. Schmidt.*)

Jina (Dschina), Name des Wiſchnu (ſ. d. Art. und Dschainas).

JINGERGUTCHA, eine kleine Stadt des vorderindiſchen Diſtricts Jeſſore, in der Provinz Bengalen, liegt an dem Fluſſe Mudamutty. (*J. C. Schmidt.*)

JINHUT-DOABEH, eine Provinz des vorderindiſchen Königreichs Lahore, von der man ſehr wenig weiß, und von ihren Grenzen nur ſo viel, daß ſie öſtlich von dem Fluſſe Chinaub oder Aceſines, und weſtlich von dem Fluſſe Jhylum — dem in Alexander's des Großen Zuge nach Indien ſo berühmt gewordenen Hydaspes — begrenzt wird. Die Provinz iſt dünn bevölkert, hat aber einen guten und leichten Boden, deſſen größerer Theil als Weideland benutzt wird. Städte von Bedeutung enthält ſie durchaus nicht. (*J. C. Schmidt.*)

Jinnie (Geogr.), ſ. Jenne.

Jinsalmi (Geogr.), ſ. Idensalmi.

IJO, 1) ein großer fiſchreicher Fluß des nördlichen Finnlands, Provinz Öſterbotten. Er entſpringt aus den Seen Naamanga und Ijärwi am Landrücken im Paſtorate Huſamo, wird durch eine Menge von Seen und kleinern Flüſſen verſtärkt, und fällt unweit der Kirche Ijo ins bothniſche Meer. Im Ijo wird Lachs und Schnäpel (sik) gefangen.

2) Ijo (finniſch Ji), ein altes Paſtorat im öſterbottniſchen Län Uleåborg, mit einem Flächenraume von etwa 30 □Meilen, durch mehre Flüſſe, Bäche, Seen durchſchnitten, und mit einem Landmarkt, der an der Mündung des Ijo gehalten wird. Im Paſtorate liegt die Glashütte Nyby am Meeresufer. Zum Paſtorate Ijo gehören die Kapellgemeinden Hankipudas, Niederkimingi, Oberkimingi und die Kirchſpielsadjunctur Kuiwaniomi. Einwohnerzahl im J. 1815 5609, im J. 1820 6061. (*v. Schubert.*)

3) Ijo, auch Ivo oder Josgu, Fürſtenthum oder Provinz in der Landſchaft Nankaydo (d. i. ſüdlicher Seeweg) *) auf der japaniſchen Inſel Sikokf. Es grenzt im N.W. und N. an den Kanal von Sikokf, im O. an das Fürſtenthum Toſa, im S. und S.W. an den Kanal, welcher Sikokf von Kiuſiu trennt, und in welchen hier das Vorgebirge Miſaki vorſpringt. Es hat nach Kämpfer einen Umfang von zwei Tagereiſen, und umſchließt in ſeinen weiten baumloſen Ebenen auch ein hohes Schneegebirge, mittelmäßigen Boden und viele Sandfelder, iſt aber reich an Hülſenfrüchten, Fiſchen, eßbaren Meerkräutern, Papier, Falken, Matten, Tuchen und Salz, und zerfällt in die 14 Diſtricte: Ny, Oſuki, Kuwamira, Ooz, Kaſafaga, Nooma, Aſike, Otſume, Kume, Fuke, Ijo, Kita, Uwa und Uma. Die in ſeinem Umfange belegenen Städte ſind nach Klaproth: Matſu-yama, Uwa-yama, Imabari, Sayzio, Komatz, Daïſu und Dago. Der Stadt Ijo, welche nach andern Autoren die Capitale des Landes ſein ſoll, gedenkt er aber nicht. (*Klaehn.*)

*) Nach Robert's Karte in der Landſchaft Sikoko, welche nach ihm mit der Inſel zuſammenfällt.

Ijon, ſ. Ijjon.

Jiphleti (bibl. Geogr.), ſ. Jephlet.

Jiphtach (bibl. Geogr.), ſ. Jephtach.

Jiphtach-el, ſ. Jephtach-el.

JIRASEKIA nannte Fr. Wilib. Schmidt (Diss. inaug. cum ic., nach Uſteri, Annal. 2. St. S. 124) wahrſcheinlich nach einem böhmiſchen Botaniker Jiraſek eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe, und aus der natürlichen Familie der Primuleen. Sie unterſcheidet ſich von Anagallis (ſ. d. Art.) nur durch den ganz grünen Kelch (bei Anag. iſt er am Rande entfärbt, durchſcheinend), durch die trichterförmige Corolle (bei An. iſt ſie radförmig), und durch den ſtehenbleibenden Griffel, welcher die Kapſel krönt. Die einzige Art, welche Schmidt als Typus dieſer nicht allgemein anerkannten Gattung betrachtete, Jir. alpina *Schmidt* (l. c., Jir. tenella *Reichenbach*, Flor. excurs. I. p. 408, Anagallis tenella *Linn.*, *Curtis* Flor. londin. t. 187, Flor. dan. t. 1085, Engl. bot. t. 530, *K. Chr. Gmelin*, Flor. bad. I. t. 3), ein kleines, perennirendes, aromatiſches Gewächs mit kriechendem Stengel, gegenüberſtehenden, geſtielten, rundlich-eiförmigen, zugeſpitzten Blättern, achſelſtändigen, langen Blüthenſtielen und roſenrother Corolle, kommt zwar faſt in allen Ländern Europa's, jedoch ſtets ſelten, vor. Nach Reichenbach (a. a. O.) gehören als zwei andere Arten noch zu dieſer Gattung: 2) Jir. crassifolia * (Anagallis crassifolia *Thore*, Chlor. p. 62), mit abwechſelnden, dicken Blättern, Blüthenſtielen, welche kürzer als die Blätter ſind, und weißen Corollen; im Departement des Landes. 3) Jir. alternifolia * (Anagallis alternifolia *Cavanilles*, Icon. VI. p. 3. t. 505. f. 2), mit aufrechtem, äſtigem Stengel, abwechſelnden, faſt ungeſtielten, ablang-eiförmigen Blättern und langen Blüthenſtielen; in Chile, wo man ſie gegen Gonorrhöe anwendet. (*A. Sprengel.*)

Jireon (bibl. Geogr.), ſ. Jereon.

JIRON, Stadt im Stamme Naphtali (Joſ. 19, 38). (*Crome.*)

Jirpel (bibl. Geogr.), ſ. Jerpel.

JISAFIORD, Meerbuſen an der Nordküſte der Inſel Seeland (Dänemark), zwiſchen dem Lammefiord und Roeskildefiord. Mitten in ihm liegt die Inſel Ourde mit dem Kirchdorfe Byeburg. (*Benicken.*)

Jisgalta heißt in Norwegen die Seeratze, ſ. Chimaera monstrosa.

Jisreel (bibl. Geogr.), ſ. Jesreel.

Jissaschar, ſ. Isaschar.

Jithla (bibl. Geogr.), ſ. Jethla.

JITHNAN, Stadt im ſüdlichen Juda (Joſ. 15, 23). Nach Euſebius ſechs röm. Ml. von Eleutheropolis ab auf Hebron. (*Crome.*)

JITO, nach Markgraf und Piſo der braſiliſche Name eines Baumes, iſt nach Linné Guarea trichilioides. (*A. Sprengel.*)

Jitta, ſ. Jutta.

Jize (Dschize), ſ. Gize.

IK, ein Fluß im ufaſchen Kreiſe der Statthalterſchaft

Digitized by Google

Orenburg im aſiatiſchen Rußland, der aus dem Gebirge Obſchtſchû-Sârt kommt, und nach einem Laufe von 70 Meilen links in die Kama fällt. Die Umgegenden beſtehen in fruchtbaren, zum Theil in getreidereichen Ebenen, welche hin und wieder auch Kupfererz enthalten. An ſeinen Ufern iſt auch eine merkwürdige Kalkhöhle. (*J. C. Petri.*)

Ikakopflaume, Kakaopflaume, ſ. Chrysobalanus Icaco.

IKALIS, ein weitläufiges Paſtorat im finniſchen Län Björneborg, Landſchaft Oberſatakunda, Propſtei Tyrvis, bis auf die neueſte Zeit dünn bewohnt, doch jetzt mehr angebaut. Sein Alter reicht ſchwerlich lange über die Zeit der Reformation hinaus; im J. 1641 ſoll es von einem andern Paſtorate geſchieden ſein, deſſen Name aber unbekannt iſt. Die Seelenzahl des ganzen Paſtorats betrug im J. 1820 10,161, wovon 5099 zur Mutterkirche gehörten; die übrigen wohnten in den Filialgemeinden, nämlich in der Kapellgemeinde Kanganpää 2205, in der Kapellgemeinde Karvia 848, in der Gemeinde des Predigthauſes Hongojoki 878, und in der des Predigthauſes Parkano 1131. Die Kapellen liegen ſieben bis acht Meilen von der Mutterkirche entfernt. An letzterer ſind ein Paſtor, ein Paſtoradjunct und ein Kapellan, an jeder Kapelle ein Kapellan, und für beide Predigthäuſer ein Kirchſpielsadjunct angeſtellt. Der Pfarrhof liegt auf einem Vorgebirge an dem großen Landſee Kyrönſelkä. (*v. Schubert.*)

IKÂMETH oder richtiger **ICÂMET** (أقامة, d. h. wörtlich das Aufſtehenmachen zum Gebet, und dann das Bereitſein zur Verrichtung deſſelben), iſt bei den Muhammedanern der Ausdruck für die zweite Auffoderung zum Gebete, wenn ſchon Alles dazu in der Moſchee vorbereitet. Die erſte heißt bekanntlich Edhân, Edsân oder Ezân (أذان) bei Andern, und geſchieht von einem Mueſſin oder Gebetausrufer ſtehend, von der Höhe des Minâret herab, während die Icâmet als eine Wiederholung derſelben Ankündigung, in der Moſchee von allen auf ihrer Bühne befindlichen Mueſſin unmittelbar nach der erſten Ankündigung ſitzend verrichtet wird. Sie beſteht in den Worten: Gott iſt groß, Gott iſt groß. Ich bekenne, daß es keinen Gott gibt außer Allah. Ich bekenne, daß Muhammed der Geſandte Allah's iſt. Auf! zur Verrichtung des Gebets! Auf! zum Heil! Schon iſt der Augenblick des Gebets da (قد قامت الصلاة). Gewiß, Alles iſt zum Gebet bereit. Gott iſt groß! Es gibt keinen Gott außer Allah! — Der Urſprung der Benennung liegt deutlich in den arabiſch beigefügten Worten. Sobald alſo die Mueſſin zu den Worten قد قامت الصلاة kommen, beginnen alle in der Moſchee Verſammelte die Verrichtung des Gebets ſelbſt, nachdem der Ausruf: Auf! zur Verrichtung des Gebets! ſie, den Imâm an der Spitze, auf die Füße gebracht hat. Auch findet die Icâmet nur vor gemeinſchaftlich zu vollziehenden, mithin öffentlichen Gebeten ſtatt, und in dem Augenblicke, wo der Imâm ſchon an der Spitze der Verſammlung ſteht, und bereit iſt, das Namaz anzufangen. Es wird ſtets mit lauter Stimme, ohne zu ſingen und Pauſen zu machen, hergeſagt. (*Gustav Flügel.*)

IKAN, ſo viel als Fiſch, wird beſonders von Seefiſchen gebraucht, die an den Küſten der indiſch-japaneſiſchen Meere ſich finden, und dürfte daher malaiiſchen Urſprungs ſein; folgende Benennungen ſind davon hergeleitet: Ikan batoe boano, oſtindiſch, bezeichnet den Acanthurus nigricans *Lacép.*, Chaetodon nigricans *Bl.* Ikan batoe jang, oſtindiſch, = Holacanthus annularis *Cuv.* Ikan cacatoea, japaniſch, = Sparus niger *Lacép.* Ikan catoea ija, japaniſch, = Sparus cyanodon *Lacép.* Ikan cambing, oſtindiſch, = Platax teïra *Cuv.* Ikan dioelon, oſtindiſch, = Fistularia chinensis *Linn.*, Aulostoma chin. *Cuv.* Ikan doerian, oſtindiſch, = Diston hystrix *Linn.* Ikan jordain, Benennung des Lutjanus jourdin *Lacép.*, Anthias jourdin *Block.* (= Amphiprion bifasciatus *Bl.*), auf Amboina. Ikan kakatoea itam, oſtindiſch, = Cheilodactylus fasciatus *Lacép.* Ikan kapelle, oſtindiſch, = Gallus virescens *Lacép.*, Zeus Gallus *Linn.* Ikan koelar, oſtindiſch, = Holacanthus bicolor *Cuv.* Ikan lutjanc, oſtindiſch, = Lutjanus. Ikan makekae, oſtindiſch, = Holocentrus tigrinus *Bl.*, Serranus tigr. *Cuv.* Ikan moeloet betang, oſtindiſch, = Hemirhamphus kuddera *Russ.* Ikan ongo, japaniſch, = Holocentrus ongus *Bl.*, Serranus ongus *Cuv.* Ikan pampus cambodia, oſtindiſch, = Holacanthus annularis *Cuv.* Ikan parooly, oſtindiſch, = Heniochus cornutus *Cuv.*, Chaetodon cornutus *Linn.* Ikan radjaban, oſtindiſch, = Holocentrus radjaban *Lacép.* Ikan sengadgi molukko, oſtindiſch, = Holacanthus dux *Lacép.*, Chaetodon dux *Linn.*, Chaet. fasciatus *Cuv.* Ikan setang, oſtindiſch, = Ostracion cornutus *Linn.* Ikan siam, oſtindiſch, = Glyphisodon mocharra *Lacép.*, Chaetodon saxatilis *Linn.* Ikan soe salat, oſtindiſch, = Sparus punctulatus *Lacép.* Ikan sumbilang, oſtindiſch, = Plotosis anguillaris *Lacép.* Ikan tembrae cuning, oſtindiſch, = Sparus cuning *Lacép.* Ikan terbang berampat sajar, oſtindiſch, = Exocoetus volitans *Bl.* Ikan tsjabelang jang terbang, oſtindiſch, = Istiophorus (beſſer Histiophorus) gladius *Lacép.*, Xiphias velifer *Bl.* Ikan tsjakalang hidjoe, oſtindiſch, eine Art Hornhecht, Mitglied der Gatt. Belone *Cuv.* Ikan warna, oſtindiſch, = Diagramma lineatum *Cuv.*, Anthias diagramma *Bl.*

Das Nähere über dieſe verſchiedenen Fiſcharten ſuche man unter den Artikeln ihrer Gattungsnamen, wo, wenn auch nicht immer dieſelbe Art, doch die Charakteriſtik der Gattung gegeben ſein wird. (*Burmeister.*)

IKANWURZEL (Ican radix), eine kleine länglichrunde, gelbgraue, inwendig ſchmuziggelbe, mit einem dünnen, runzeligen Häutchen überzogene, geruchloſe, aber ſcharf ſchmeckende Wurzel, von hornartiger, durchſichtiger Subſtanz, und von der Größe eines Olivenſteines, die in der Mitte eine kleinere Wurzel einſchließt, welche mit einem ähnlichen Häutchen bekleidet iſt. Sie kommt in Anſehung der Farbe und anderer Eigenſchaften ziemlich

Digitized by Google

mit der Curcuma überein, und wurde ſonſt in manchen Fällen verordnet; jetzt iſt ſie aber ganz außer Gebrauch gekommen. Die Pflanze, welche dieſe Wurzel liefert, iſt noch unbekannt. Wir erhalten ſie meiſtens durch den holländiſch-oſtindiſchen Handel aus China, aber nur ſelten, und ebenſo ſelten iſt ſie in den Apotheken anzutreffen. (*Fr. Thon.*)

Ikaria (alte Geogr.), ſ. **Icarus.**

IKARIOS (**Icarius** oder auch **Icarus**), 1) der Vater der Erigone, ſoll vom Bakchos ſeiner Gerechtigkeit und Frömmigkeit wegen Wein, einen Weinſtock und eine Weintraube erhalten haben, um den Menſchen zu zeigen, wie er gepflanzt und bereitet würde. Nachdem er den Weinſtock gepflanzt, ſoll ſich ein Bock in den Weinberg begeben und die zarteſten Blätter abgefreſſen haben, worüber Ikarios erzürnt, denſelben tödtete, und aus ſeinem Felle einen Schlauch machte. Dieſen ſoll er alsdann mit Luft angefüllt hingeworfen und ſeine Gefährten genöthigt haben, um denſelben zu tanzen. Andere erzählen, daß J. den von Bakchos erhaltenen Wein auf einen Wagen gelegt habe und daher auch Bootes genannt ſei. In Attika gab er davon den Hirten zu trinken, von denen einige berauſcht wurden, ſodaß die Andern glaubten, Ikarios habe ihnen Gift gegeben, um ihre Heerden wegzuführen. Deshalb tödteten ſie den Ikarios, ſahen aber bald ihr Unrecht ein, und flohen auf die Inſel der Ätoler. Seine Tochter Erigone, die mit Hilfe des väterlichen Hundes Mära den Erſchlagenen aufgefunden hatte, erhing ſich aus Schmerz über deſſen Verluſt. Bakchos aber machte dafür die Athenienſerinnen wahnſinnig, daß ſie ſich ebenfalls aufhingen. Jupiter wurde ſo ſehr von dem traurigen Schickſale des Ikarios und ſeiner Tochter ergriffen, daß er ſie unter die Sterne verſetzte, und zwar ſo, daß Ikarios Bootes oder ein Stern darin, Arcturus, Erigone die Jungfrau, Mära das Hundsgeſtirn (canis major) wurde [1]).

2) **Ikarios** oder auch **Ikarion** (Ἰκαρίων), ein Sohn des Öbalos und der Nymphe Bateia [2]), Bruder des Tyndareus und des Hippokoon, ein Lakedämonier, wurde nebſt dem Tyndareus von Hippokoon aus der Heimath vertrieben, kam zu Theſtios, dem Beherrſcher der Pleuronier, und eroberte mit dieſem unter bedungenem Antheile vieles Land jenſeit des Acheloos. Tyndareus kehrte alsdann, nachdem er des Theſtios Tochter geheirathet hatte, nach Hauſe zurück; Ikarios aber blieb als Beſitzer eines Theils in Akarnanien, und zeugte mit Polykaſte, des Lygaios Tochter, die Penelope und ihre Brüder [3]). Nach Apollodor [4]) heirathet Ikarios die Nymphe Periböa, und erzeugt mit dieſer den Thoas, Damaſippos, Imeuſimos, Aletes (Aletis), Perileos und die Penelope. Der Verfaſſer der Alkmaionis führt noch zwei andere Söhne des Ikarios, nämlich den Alyzeus und Leukadios an, die mit ihrem Vater zugleich Akarnanien beherrſchten [5]). (*R.*)

Ikaris (alte Geogr.), ſ. **Icaris.**

1) *Hygini* Poeticon Astronomicon lib. II, 4 et Fabula 130. *Apollodori* Biblioth. III. c. 14. 2) Nach Andern ein Sohn des Perieres und der Gorgophone. 3) *Strab.* X, 452 et 461, ed. *Casaubon.* 4) *Apollodori* Bibliotheca lib. III. c. 10. §. 6. 5) *Strab.* X, 452.

IKARMA oder **JEGARMA**, die achte kuriliſche Inſel, etwa acht Werſte lang, unbewohnt und hat in ihrer Mitte einen Vulkan, der zuweilen brennt, und an ſeinem Fuße heiße Quellen ſprudelt. Die Ufer ſind felſig, hier und da ſandig, und enthalten einzelne Schwefelquellen. Von Thieren finden ſich Seehunde und Biber, doch nicht ſehr häufig, und von Vögeln wilde Gänſe, Seemöven, Seepapageien u. a. m. (*J. C. Petri.*)

Ikaros, I. Geographie. 1) Inſel im perſiſchen Meerbuſen, ſ. **Icaros.** 2) Inſel im ikariſchen Meere, ſ. **Icarus.**

II. Mythologie. 1) Sohn des Dädalus, ſ. unt. **Daedala** u. **Icarium mare.** 2) Kariſcher König, ſ. unt. **Leukippe, Theonoë** u. **Thestor.**

Ikarusa (alte Geogr.), ſ. **Icarusa.**

IKELOS (**Icelus**), einer der vornehmſten Söhne des Schlafes (**Hypnos** oder **Somnus**), und Bruder des Morpheus und des Phantaſus, beſaß die Eigenſchaft, die Geſtalten der Thiere, Vögel und Schlangen annehmen zu können, und wurde deshalb von den Göttern Ἴκελος (Ähnlicher) genannt, von den Menſchen aber **Phobetor** (Erſchrecker, von φόβος, Schrecken), inſofern er dieſe durch die angenommenen Geſtalten im Traume ſchreckt*). (*R.*)

IKEN. Eine ſeit beinahe drei Jahrhunderten ausgezeichnete Gelehrtenfamilie im nördlichen Teutſchland, theils in Bremen, theils in Steinfurt, Holland und Mecklenburg, deren Urſprung aus der Schweiz hergeleitet wird, und die mehr als zwanzig Gelehrte und Schriftſteller hervorgebracht hat, welche ſich theils als Orientaliſten, Theologen und Alterthumsforſcher, theils als Ärzte, als Staatsmänner und praktiſche Juriſten, einige auch als Äſthetiker, Dichter und Künſtler vortheilhaft bekannt gemacht haben. Schon der Umſtand, daß dieſes noch in mehren Zweigen blühende Geſchlecht eine der älteſten Patrizierfamilien in Bremen und Steinfurt war, rechtfertigt eine genauere Darlegung ihrer Geſchichte. Doch wird ſich dieſe beſonders auf diejenigen Glieder derſelben beſchränken, welche entweder das allgemeine Intereſſe in Anſpruch nehmen, oder bei welchen vollſtändigere und richtigere Notizen zu Gebote ſtehen, als anderwärts bisher mitgetheilt wurden. Der bedeutendſte Mann aus der Familie iſt unſtreitig der Orientaliſt und ausgezeichnete bibliſche Exeget Konrad Iken, der zweite Sohn eines bremiſchen Rathsherrn, der rühmlich bekannte Doctor und Profeſſor der Theologie und Paſtor Primarius daſelbſt, auch Mitglied der königl. preuß. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin. In einem Handbuche der Literatur wird er einer der gelehrteſten reformirten Theologen genannt, welcher eine vorzügliche Stärke in den morgenländiſchen Sprachen, beſonders im Arabiſchen und Rabbiniſchen, beſeſſen, und ſeine **Antiquitates hebraicae** werden als eines der beſten Bücher in dieſem Fache bezeichnet [1]). In der hebräiſchen und rabbiniſchen Literatur wetteiferte er glücklich mit den berühmten J. Burtorfs in Baſel, von denen der jüngere noch ſein Zeitgenoſſe war. Er iſt geboren in Bremen

*) *Ovid.* Metam. XI, 640.

1) Vgl. Samuel Baur's kleines hiſtor.-liter. Wörterbuch (Ulm 1813) unt. d. W. Iken.

Digitized by Google

am 25. Dec. 1689, und geſtorben ebendaſelbſt nach gewöhnlicher Annahme am 25., richtiger nach andern Angaben am 30. Jun. 1753 [2]). In der reformirten lateiniſchen Schule (dem Pädagogium) zu Bremen erzogen, kam er am 29. Oct. 1705 in ſeinem 17. Jahre in die dortige höhere Lehranſtalt (das damalige Gymnaſium illuſtre), und ging im Herbſte 1711 auf die Univerſität Utrecht, wo er zwei Jahre Theologie ſtudirte. Als er ſich in der holländiſchen Sprache ſtark genug fühlte, ging er nach Amſterdam, und ließ ſich unter die dortigen Candidaten aufnehmen, reiſte von da wieder nach Utrecht und bekam ſchon nach einem halben Jahre einen Ruf als Prediger nach Lopik bei Utrecht, zu gleicher Zeit aber auch noch zwei andere Vocationen, nämlich als Landprediger nach dem holländiſchen Dorfe Kabauen und nach Rysoort bei Dordrecht. Nachdem er den erſten der drei Anträge angenommen, wurde er am 9. Sept. 1714 als Landprediger in Lopik eingeführt. Hier lebte er anderthalb Jahre ſeinen Amtsgeſchäften, bis er einen Ruf als holländiſcher Prediger nach Hanau im Februar 1716 erhielt, zugleich auch bereits im folgenden März den Antrag als Stadtprediger nach Zütphen, welchen letztern er vorzog. Auch hier blieb er nur 3½ Jahre. Die Stephansgemeinde in Bremen wählte ihn nämlich am 17. Oct. 1719 zum zweiten Prediger an ihrer Kirche, und man kann leicht denken, daß er es nicht ausſchlug, in ſeine ihm theure Vaterſtadt zurückzukehren. Noch vor ſeiner Abreiſe hatte er das Glück, das Doctordiplom von der theologiſchen Facultät der Univerſität Utrecht am 26. Febr. 1720 zu erhalten. Dann zog er wieder ins teutſche Vaterland, wo er zwar bei Freunden und Verwandten, aber doch auch in ſchwierigeren Fächern und in höhern Kreiſen wirken ſollte. Den Antritt ſeines neuen Amtes hielt er in Bremen am 17. März 1720, und ſehr bald ſtieg er bis zum Primariat. In dieſe Epoche fallen auch beinahe ſeine ſämmtlichen Schriften. Etwas ſpäter (8. Jan. 1723) wurde er zum ordentlichen öffentlichen Profeſſor der Theologie am bremiſchen Gymnaſium vom Senat ernannt; mit ihm zugleich auch der berühmte Gelehrte und Prediger Theodor de Haſe (oder Haſäus). Einen Ruf nach dem Haag und ſpäterhin noch einige andere Vocationen lehnte Iken ab. Mehre Jahre lang und auf wiederholtes Verlangen las er über Kirchengeſchichte und hebräiſche Alterthümer am Gymnaſium; letztere nach Reland's Compendium. Da ihm dieſes Handbuch aber nicht genügte, ſo ſchrieb er neun Jahre nach dem Antritte ſeiner Profeſſur ein eigenes nach einem beſſern Plane, mehr geregelt, gedrängter und gleichmäßiger geordnet, in latein. Sprache, doch nicht blos als trockenen Leitfaden für die Collegia, ſondern zugleich als Leſebuch zur Selbſtbelehrung. Der gelehrte Bremer, Heinrich Segelken, ſein ſechsjähriger Zuhörer, und in der orientaliſchen Literatur ſehr bewandert, ging ihm dabei zur Hand. Der bremiſche Profeſſor der Theologie, Albert Schumacher, zeichnete das Titelkupfer dazu, welches von Uhlich in Leipzig geſtochen iſt. Dieſes lateiniſch geſchriebene, jetzt freilich veraltete „Handbuch der hebräiſchen Alterthümer" hatte das Glück, fünf Auflagen zu erleben, die innerhalb 32 Jahren erfolgten; die drei erſten Auflagen erſchienen aber ſchon innerhalb neun Jahren, nämlich von 1732 bis 1741, was wol der beſte Beweis für den Werth und die Brauchbarkeit deſſelben in jener Zeit ſein möchte. Nächſtdem iſt wol ſein vorzüglichſtes Werk der Novus Thesaurus oder die Neue Sammlung von Schriften theologiſch-philologiſchen Inhalts, worin beſonders exegetiſche Abhandlungen über die bedeutendſten Stellen des A. und N. T., von proteſtantiſchen Theologen geſchrieben, enthalten ſind. Er gab dieſe Sylloge gemeinſchaftlich mit dem Profeſſor Theodor Haſe heraus. Später erſchienen daraus auch teutſche Auszüge. An den Symbolae literariae (Beiträge zu einem gelehrten Sympoſium oder Feſtmahl) hatte er nur einigen Antheil, indem zu ſeinen eilf Abhandlungen Arbeiten von verſchiedenen Freunden hinzukamen. Außerdem verfaßte er 31 Diſſertationen über theologiſche Gegenſtände, machte zwei Schulreden, einige Predigten, ein Programm, eine Epiſtel bekannt, und überſetzte etwas aus dem Talmud ins Lateiniſche. Die meiſten zeigen den mühſamſten Fleiß und ſorgfältige Forſchung; faſt alle ſind lateiniſch geſchrieben. Die Abhandlung über die harmonirende Erzählung der vier Evangeliſten von den Leiden des Erlöſers wurde in einer zweiten vermehrten Ausgabe von dem bremiſchen Profeſſor Schacht, vermuthlich einem ſeiner Schüler, herausgegeben, demſelben, welcher auch von Iken's gehaltvollen Diſſertationen nach deſſen Tode eine zweite Sammlung 1762 beſorgte. Zwei andere Diſſertationen ſind wieder abgedruckt in des theologiſchen Profeſſors Johann Ölrichs Opuscula (Bremae 1768).

Mehre literäriſche Federkriege hat Konrad I. rühmlich durchgekämpft. Die erſte Fehde ſcheint die gegen Gottlieb Friedrich Gudius geweſen zu ſein; man ſtritt über den wahren Zeitpunkt des Oſtermahls Chriſti, und Konrad I. ſuchte zu beweiſen, daß der Heiland daſſelbe nur um Einen Tag früher, als das gewöhnliche Paſſah der Juden gefeiert habe. Eine zweite Fehde war die gegen David Millius über die Grenzen des Landes Kanaan. Ein Lieblingsgegenſtand Iken's ſcheinen die Idole der Heiden geweſen zu ſein; er ſchrieb darüber zwei Aufſätze, nämlich über den Nisroch, ein Götzenbild der Aſſyrer, und über den Nibchas, ein Idol der Aväer. Dann auch über die Barbaren und Skythen überhaupt, über die Gemarim, über Marah u. dergl. mehr. Überhaupt ſcheint er ein Freund des Wunderbaren und Auffallenden geweſen zu ſein; oft zeigt er ſich als Liebhaber ausländiſcher Merkwürdigkeiten. Die meiſten Objecte ſeiner Abhandlungen ſind antiquariſche Seltenheiten; nach dem Geſchmacke der damaligen Zeiten ſtritt man ſich auch mehrentheils um ſolche ſeltſame, in Räthſel gehüllte Dinge, und die gelehrten Händel und Zänkereien drehten ſich häufig nur um Gegenſtände dieſer Art. Zu dergleichen Curioſitäten gehört unter andern auch die ſaronitiſche Lilie, der brennende Weihrauch, die Pfingſtbrödte, und der Aufſatz über die Moſaik der Juden in Jeruſalem, oder über die Gab-

2) Ein Bildniß von Konrad Iken, gemalt von N. Wilthut, und geſtochen von J. G. Schmidt in groß Folio, ohne Jahreszahl, könnte auch einen andern gleichnamigen Gelehrten vorſtellen.

Digitized by Google

batha im Evangelium Johannis im 19. Cap. Vers 13 (im bremiſchen Gelehrtenlexikon ſteht durch einen Druckfehler im 18. Capitel). Die beiden Abhandlungen von den ſilbernen Poſaunen der Juden und ihrer myſtiſchen Bedeutung (gedruckt 1745) werden zwar unter ſeinem Namen erwähnt [3]), ſie ſollen indeſſen nicht von ihm verfaßt ſein, ſondern von Johann Chriſtoph Büſing, der wahrſcheinlich ſein Schüler war, und im J. 1745 daſſelbe bremiſche Gymnaſium beſuchte, an welchem Konrad Iken als Profeſſor ſtand. Daß ſie auch Letzterem beigelegt werden, kommt entweder daher, daß er Präſes bei der Disputirübung war, oder ſie unter ſeinem Einfluſſe geſchrieben und vertheidigt wurden; vielleicht gab er auch die Gedanken dazu an.

Zwei andere Schriften jedoch, nämlich zwei gedruckte Gelegenheitspredigten, werden ihm fälſchlich beigelegt; dieſer Irrthum iſt auch im bremiſchen Gelehrtenlexikon enthalten, jedoch in dem Nachtrage zum 2. Bde. berichtigt. Blos eine Namensverwechſelung hat zu dieſem Verſehen Anlaß gegeben. Der Verfaſſer dieſer zwei Predigten heißt zwar allerdings auch Konrad Iken, es iſt aber der Neffe des Orientaliſten. Die eine am Dankfeſte des Friedens nach dem ſiebenjährigen Kriege über Jeſ. 12, 5 erſchien Bremen 1763, während der Orientaliſt ſchon 1753 geſtorben iſt [4]); ihr Verf. Konrad J. war Prediger an der Stephanskirche in Bremen, und ein Sohn des Profeſſors der Rechte, Johannes Iken. Die zweite Rede iſt über Lucä 3, 16 am Chriſtfeſte gehalten, als die Stephanigemeinde nach der Feuersbrunſt vom 6. auf den 7. Dec. (1754) ihr Gotteshaus zum Theil eingeäſchert ſah, und in der Johanniskirche ſich zum erſten Male verſammelte (Bremen 1754. 4.). Dieſer Thurmbrand ereignete ſich ein Jahr nach Konrad Iken's Tode [5]). Sie muß von demſelben Prediger Konrad J. ſein, da dieſer ſchon 1746 dritter Prediger an der Stephanskirche in Bremen geworden war, dann 1754 zweiter Prediger und 1760 Primarius an ebenderſelben Kirche. Dieſer nämliche hat auch im J. 1766 als Mitherausgeber nebſt drei andern Theologen und Mitarbeitern eine neue Ausgabe des reformirten Geſangbuchs für die bremiſchen Gemeinden ausgearbeitet, nachdem ſie über zwei Jahre damit beſchäftigt geweſen, worauf es 1767 im Druck erſchien und mit einer andern Druckſchrift begleitet wurde, die als Rechtfertigung des dabei beobachteten freien Verfahrens dienen ſollte [6]). Die lateiniſche Rede des berühmtern Konrad J., **De illustri Bremensium schola**, wird häufig günſtig erwähnt. Eine kurze Lebensbeſchreibung deſſelben findet man in dem bremiſchen Gelehrtenlexikon von Rotermund (Brem. 1818), und früher ſchon in Adelung's Fortſ. von Jöcher's bekanntem Gelehrtenlexikon. Nach Adelung war er auch Obervorſteher der damaligen Teutſchen Geſellſchaft in Bremen, eine Würde, die ihm in dem brem. Gelehrtenlexikon nicht beigelegt wird, ſondern erſt bei ſeinem Neffen, Konrad J., vorkommt, welcher ſie auch höchſt wahrſcheinlich bekleidet hat. Da indeſſen die ſogenannte „Teutſche Geſellſchaft" ſchon im Januar 1752 in Bremen geſtiftet wurde [7]), und der Orientaliſt K. Iken erſt am 30. Jun. 1753 in Bremen geſtorben iſt, ſo wäre es wol möglich, daß er noch etwa anderthalb Jahre an der teutſchen Geſellſchaft Theil genommen hätte, und da er in ſeinen letzten Lebensjahren ohne Zweifel für einen der angeſehenſten Gelehrten und Literaten in Bremen galt, ſo iſt es auch an und für ſich wahrſcheinlich, daß man grade ihm die Würde eines Obervorſtehers bei der erſten Gründung dieſes Vereins übertragen haben werde. Die Anzahl der gedruckten Werke von Konrad Iken gibt Adelung nur auf 34 an, wogegen im bremiſchen Gelehrtenlexikon deren 41 namhaft gemacht werden, wovon indeſſen zwei abzurechnen ſind, dagegen noch eine lateiniſche Elegie hinzuzufügen iſt. Beiträge zu ſeiner Biographie lieferten ferner Meuſel, Moſer, Götte, Strodtmann, Schöpperlin und der Arzt Heinrich Iken in der **Brema literata**. Die darauf bezüglichen Stellen ihrer Schriften findet man im bremiſchen Gelehrtenlexikon und auch in Adelung's Werk näher angegeben. Nämlich Schöpperlin in Walch's **Acta soc. latin. Jenens. III. p. 326.** Götte's gel. Europa III. S. 143. Strodtmann's Neues gel. Europa. V. S. 265—274. Heinrich Iken's **Brema literata. p. 66.** Moſer's Beiträge zu einem Lexikon der luther. u. reform. Theol. S. 299. Meuſel's Lexikon der um 1750 Verſtorbenen. 6. Th. S. 269. Er muß übrigens von ſehr großer Statur geweſen ſein, denn als man vor einigen Jahren ſein Grab öffnete, um einen andern Sarg darein zu verſenken, fand man ein Skelett von beträchtlicher Größe.

Konrad Iken's Schriften nach der Zeitfolge ſind folgende: **1722: Epistola de Barbaris et Scythis, ad Coloss. III, 11,** abgedruckt in der **Biblioth. histor. brem. philol. class. V. p. 767. 1723: Orat. inaug. hab. d. 13. Maji 1723, de veritate religionis christianae, demonstrata ex Judaeorum post Christ. natum fatis. 1724: Diss. de excubiis patrum expectantium mane N. T. ad Psalm. 130, 6 in 4. 1725: Diss. de propitiatorio. Diss. de lithostroto, ad Evangel. Johannis 19, 13 in 4. Diss. de aspersionibus Hebraeorum, in 4. Diss. de vitula decollata ob inventum occisum in agro, ad Deuteron. 21, 1—9 in 4.** Wieder abgedruckt in Joh. Ölrichs **Collectio opusculorum histor. philolog. theol. Tom. I. p. 61. 1726: Diss. de Nibchas, idolo Avaeorum, ad 2 Regum 17, 31 in 4. 1728: Diss. de lilio Saronitico, emblemate Sponsae, ad Cantic. II, in 4. Diss. de 12 fontibus et 70 patenis, ab Israelitis in Elim repertis, ad Exodum 15, 27 et Numer. 33, 9 in 4. 1729: Diss. de Cemarim, ad 2 Reg. 23, 5 et Zephan. 1, 4 in 4. 1730: Diss. 1 et 2, de duobus panibus pen-**

3) z. B. in Gerber's Lexikon der Tonkünſtler (1. u. 2. Ausgabe) im Art. **Konrad Iken**, und in Mizler's Bibliothek im 4. Th. S. 120. 4) Vgl. auch Koller in ſeiner bremiſchen Geſchichte im 4. Th. S. 141. Anm. 5) Vgl. Koller, Brem. Geſchichte. 4. Th. S. 69. 70. 6) Koller's brem. Geſchichte. 4. Th. S. 157.

7) Die erſte Gründung, der Idee nach, fällt eigentlich ſchon in das Jahr 1748.

tecostalibus, in 4. 1731: Diss. de homicida involuntario, exsulante in urbe refugii, usque ad mortem Pontificis M., in 4. 1732: Antiquitates hebraicae, secundum triplicem Judaeorum statum, ecclesiast., politicum et oeconom., breviter delineatae. Die andern Ausgaben von ihm ſelbſt erſchienen 1736, 1741 und 1752, wozu die 5. 1764 nach ſeinem Tode noch kam. Der Thesaurus novus theologico-philologicus, sive Sylloge diss. exegeticarum ad selectiora et insigniora V. et N. T. loca, a Theologis protestantibus in Germania diversis temporibus separatim editarum. Ex Museo *Theod. Hasaei* et *Conr. Ikenii.* 2 Vol. erſchien auch 1732 Lugdun. Batav. in Folio. Vgl. darüber die Acta eruditor. Lips. von Otto Menken. Tom. I. Supplem. Sect. 9. No. 1. Leipz. gel. Zeit. 1732. S. 933. — Joh. Mart. Chr. Mehlhorn, Pfarrer zu Gelenau, lieferte ſeit 1738 teutſche Auszüge aus dieſem Theſaurus unter dem Titel: Gründliche Erklärung der heil. Schrift A. T., welche durch vollſtändige Auszüge aus denen in Menthenii und Ikenii Thesauris befindlichen, auch übrigen beſten Disputationen und andern Anmerkungen gelehrter Männer verfertigt und mit eigenen Anmerkungen vermehrt worden. (Leipzig 1738—1748. 4.) 6 Bde. 1732: Diss. de Marah, aquis amaris per miraculum sanatis, legumque praeliminari compendio, celebri loco, ad Exod. 15, 22—25 in 4. 1735: Diss. 1 et 2, de tempore celebratae a servatore ultimae coenae paschalis. 1736: Tractat. Talmudicus de cultu quotidiano templi, versione latina donatus et notis illustratus. 1739: Elegia in luctuosissimum casum, quo anno 1739 inter diem 21. et 22. Sept. circa horam unam nocturnam turris elegantissima pulvere pyrio aliaque materia bellica repleta, cum subito fulmine tangeretur, horrendo fragore dissiluit, totamque urbem patriam in gravissimum discrimen adduxit (4 Seiten). 1741: Diss. de contemplatione gloriae Dei in retecta facie Jesu Christi et fidelium in eandem imaginem μεταμορφώσει, ad 2 Corinth. 3, 18 in 4. Diss. de ficu ad imprecationem Servatoris exarescente, in 4. Oratio de illustri Bremensium Schola magnorum ingeniorum summorumque in omni scientia virorum alma atque foecunda matre: dicta pro felicibus Rectoratus auspiciis, in 4. 1742: Diss. qua contra G. Fr. Gudium demonstratur, coenam Christi σταυρώσιμον vera paschalem fuisse, et simul sententia, quod Servator illam cum Judaeis Scripturariis integro die citius celebraverit, quam Judaei traditionarii Pascha suum comederunt, vindicatur, in 4. Diss. de rivis fluvii urbem Dei et habitacula altissimi laetificantibus, ad Psalm. 46, 5 in 4. 1743: Diss. philol. antiq. de oblatione Thuris, festis jungi solita, in 4. Wieder abgedruckt in Joh. Olrichs Opuscula. T. II. p. 641. Diss. de ablegminibus (Netz und Fetthaut der Eingeweide) sacrificiorum, Deo in altari offerri solitis, in 4. Diss. de harmonia perpessionum Jesu Christi, in 4. Zweite vermehrte Ausgabe von Joh. Hermann Schacht. (Utrecht 1759. 4.) Steht auch in Schacht's Harmonia historiae resurrectionis Jesu Christi. Die Symbolae literariae ad incrementum scientiarum omne genus, a variis amicis collatae, editae a *C. I.* 3 Vol. seu 12 Partes cum indice (Bremae 1744—1747. 4.) [8]). 1745: Gottes Liebe gegen ſein Volk in Anſtellung eines klugen und gerechten Oberhaupts. Predigt am Dankfeſte der Wahl und Krönung Kaiſer Franz I. über 1 Kön. 10, 9 in 4. Die beiden Diss. theol. philol. de tubis Hebr. argenteis, in 4.; von denen Joh. Chr. Büſing als der Verfaſſer gilt, welcher aber 1745 noch Student war und erſt 1748 Candidat wurde. Diss. de finibus terrae promissae, hujusque successiva occupatione, in 4. De lite propter fines terrae Canaan inter *Ikenium* et *Dav. Millium*, ſ. die berliner Bibliothek. 3. Bd. 4. St. Nr. 4. (Berlin 1749). 1747: Diss. theol. de Nisroch, idolo Assyriorum, ad 2 Regum 19, 37 in 4. Diss. de pravitatum Israelis subactione et peccatorum in profundissimum mare projectione, ad Proph. Micha 7, 19 in 4. 1749: Diss. theol. philol. de unctione aegrotorum, precibus juncta, et mutua offensionum confessione, frustraque inde exsculptis extremae unctionis et confessionis auricularis sacramentis, ad Jac. 5, 14—16 in 4. Dissertationes phil. theol. in diversa sacri codicis utriusque instrumenti loca, max. partem nunc primum in lucem editae. (Lugd. Batav.) Enthält 28 Diſſertationen. Diss. theol. de anathemate, quo Deus, ob Messiae in carne majestatis rejectionem, Judaeorum terram percussit, ad Maleach. 4, 6 in 4. 1751: Diss. de institutis et caeremoniis legis Mosaicae ante Mosen, in 4. 1752: Lateiniſches Programm über die Geſchichte der Galater, in 4. Diss. de Baptismo ὑπὲρ τῶν νεκρῶν, ad 1 Cor. 15, 29 in den Symbol. liter. parte 2. Theod. de Haſe ſchrieb auch eine ſolche unter demſelben Titel 1725.

Die Familie Iken zählt ſeit ungefähr 300 Jahren 22 Gelehrte, worunter 16 Doctoren in den vier Facultäten, ferner 4 Senatoren, 6 Obergerichtsſecretaire und Rechtsanwälte, 4 Profeſſoren der Rechte und der orientaliſchen Sprachen, 3 Paſtores Primarii, welche 90 Jahre hindurch faſt in ununterbrochener Folge an einer und derſelben Kirche die erſte Predigerſtelle bekleideten, nämlich an der Stephanskirche (von 1720 bis 1810), ferner 8 Theologen und Prediger, aber nur 2 Ärzte. Seit ungefähr 1625 oder 1630 bekleideten einige Glieder derſelben auch öffentliche Staatsämter in einer Reihenfolge, die ebenfalls nur ſelten unterbrochen wurde. Zwei dieſes Namens waren Präſidenten in Bremen und Steinfurt; einer derſelben wurde zur Bürgermeiſterwürde in Bremen

8) Außer Iken's eilf Abhandlungen ſind darin: *Chr. L. Schlichteri* Catalogus plagiariorum. *J. Ph. Cassel*, Observatt. de variis Elephanti denominatt. *P. E. Jablonski*, Cogitatt. de Lacedaem. cum Judaeis cognat. *J. N. Funccii* Diss. de hom. publ. in foro roman. nequam ex Plauti curcul. *C. H. Zeibich*, Diss. de Tarso. *J. C. G. Dunckel*, Specimen lexici graeco-celtici harm. etc.

Digitized by Google

erhoben. Seit dem J. 1687 bekleideten fünf Mitglieder die Profeſſur der Rechte, der alten Sprachen und der Philoſophie an dem Gymnaſium illuſtre in Bremen [9]), welches damals eine Art von Univerſität oder Akademie war, indem alle vier Facultäten an demſelben vorhanden waren. Mit dem Verfalle der hohen Schule hörte das Studium der morgenländiſchen Sprachen in Bremen faſt ganz auf; der letzte in der Profeſſur dieſes Faches war der älteſte Sohn von dem bekannten Konrad Iken, ebenfalls Konrad genannt, und geſtorben am 4. Oct. 1761, ohne verheirathet geweſen zu ſein.

Als älteſten Stammvater dieſer Gelehrtenfamilie kennt man nur Oltman Iken, der ungefähr von 1550 bis zum J. 1600 gelebt haben muß, und vielleicht aus der Schweiz ſtammte, denn noch jetzt ſoll wenigſtens in Bern eine Familie dieſes Namens leben, ſowie auch zu Parchim im Großherzogthume Mecklenburg-Schwerin, und zu Steinfurt in der Grafſchaft Bentheim in Weſtfalen. Höher als 1550 ſind die Vorfahren nicht bekannt; mütterlicher Seite gehen ſie nur bis zum Rathsherrn Johann Sparenberg zurück, welcher 1487 in den Rath kam und 1531 ſtarb. Als mit dieſem Letztern die Sparenbergiſche Familie erloſch, da er keine Söhne hatte, erhielt die Iken'ſche Familie von ihm durch Übertragung ſein Familienwappen, beſtehend in fünf weißen eichenen Balken oder Dachſparren in rothem Felde, indem die Sparren auf den Namen Sparenberg deuten. Durch einen ſonderbaren Zufall ſoll aber auch der Name Iken zugleich von dem plattteutſchen Worte Eken oder Eichen abgeleitet ſein, ſodaß jenes Wappen alſo ſehr gut paßte [10]). Andere meinen dagegen, er ſtamme von dem oſtfrieſiſchen Namen Uken, der in alten Chroniken auch wol Üken geſchrieben wird; bekannt iſt der mächtige oſtfrieſiſche Häuptling, Focke Uken, ein tapferer Feind der alten Bremer [11]). Im benachbarten oldenburger Lande, oder vielleicht in Oſtfriesland, lebte noch in den letzten Jahren der Seecapitain Albert Gerrits Iken, der das oldenburgiſche Schiff Neptun im J. 1827 und 1828 führte, und mit demſelben nach England ſegelte [12]). Einige dieſes Namens ſtanden auch ſchon ſeit 1690 im Militair. Auch gibt es auf der Weſer eine Art langer, platter Schiffe, die man ehemals Eken nannte (Eka in lateiniſchen Urkunden), weil ſie einen Boden von Eichenholz hatten; die Schiffer dieſer Fahrzeuge machen noch eine eigene Zunft oder Brüderſchaft in Bremen aus, unter dem Namen der Eichenfahrer- oder Moorfahrerſocietät. Vielleicht könnte auch davon jener Familienname herſtammen. Unter den Ahnen mütterlicher Seite iſt der Bürgermeiſter Daniel von Büren merkwürdig, weil unter ſeinem Conſulat Heinrich von Zütphen 1522 die erſte evangeliſch-lutheriſche Predigt in Bremen hielt. Noch bemerkenswerther iſt deſſen Sohn, Daniel von Büren, ebenfalls Bürgermeiſter († 1593), weil durch ſein Bemühen der bremiſche Senat, das Gymnaſium und die Stadtkirchen (mit Ausnahme des Doms) reformirt wurden, da er ſich als Anhänger des exilirten Dr. Hardenberg zu Melanchthon's und Calvin's Lehren bekannte. Gegen dieſen letztern D. von Büren ſchrieb der Bürgermeiſter Ditmar Kenkel, ein Schwager des Kaufmanns Arend Iken, als Anhänger der echtlutheriſchen Confeſſion, heftige Parteiſchriften. Er ſtarb 1584. Oltman Iken's Sohn, der genannte Kaufmann Arend Iken (Arend ſoll eine Abkürzung von Arnold in der ehemals zu Bremen allgemein gebräuchlichen plattteutſchen Mundart ſein), ſtarb 1632 und hinterließ einen Sohn, welcher der erſte Konrad Iken und zwar Obergerichtsanwalt oder Procurator war und vermuthlich mit ſeiner zweiten Gemahlin Stifter der zweiten Linie wurde. (Jetzt exiſtiren noch vier bis fünf Linien der Familie, theils in Bremen und deſſen Umgegend, theils in Steinfurt.) Dieſer letztere, Konrad I., ſtarb 1656, und ſein Sohn zweiter Ehe, Konrad II. († 1709), war der erſte Rathsherr dieſes Namens, führte als ſolcher ſchon regelmäßig das oben erwähnte Wappen, und wurde oft als bremiſcher Geſandter an auswärtige Höfe geſchickt; er war zugleich Stadtrichter und Profeſſor der Jurisprudenz am bremiſchen Gymnaſium. Seine älteſte Tochter, Sophie, eine Schweſter des Orientaliſten Konrad Iken III., verheirathete ſich mit dem Arzte Emanuel Göſchen, Dr. med., ihrem zweiten Gemahl, welcher 1683 geboren wurde, 1717 am 10. Mai ſtarb und der Stammvater der Familie des bekannten Buchhändlers Göſchen war. Des Orientaliſten Konrad J. III. Nachkommen erſter Ehe ſind in männlicher Linie ausgeſtorben, jedoch nicht in weiblicher Linie. Seine zwei Söhne erſter Ehe waren Konrad IV., Profeſſor der Logik und Metaphyſik, wie auch der orientaliſchen Sprachen, und Dieterich, Obergerichtsſecretair, geſtorben 1784. Der Letztere fehlt im brem. Gelehrtenlexikon [13]); auch fehlen darin noch zwei Andere: der vorhin genannte Obergerichtsprocurator Konrad Iken, geboren am 21. April 1604, geſtorben am 27. Dec. 1656, der Großvater des Orienta-

9) Es wurde auch zuweilen Lyceum genannt, ſelbſt in lateiniſchen Druckſchriften; es hatte auch ein anatomiſches Theater, und das Local war zwiſchen der Sögeſtraße und Katharinenſtraße, iſt indeſſen nicht zu verwechſeln mit dem Lutheriſchen Lyceum oder Athenäum, der damaligen Domſchule. 10) Auf ähnliche Weiſe könnten auch die bekannten teutſchen Namen Oken und Aken vielleicht von dem engliſchen Worte oak, die Eiche, abſtammen, obwol der erſtere ein oberteutſcher Name iſt, und der letztere eher von Aachen herkommen möchte. Aichen, oder plattteutſch: iken, heißt: das rechte Maß und Gewicht vorſchriftmäßig abmeſſen, oder geſetzlich probiren, ob Gefäße und Pfunde das rechte Maß und Gewicht halten. Dieſes Normalmaß, Aichmaß oder Eichmaß heißt Ike, gewöhnlich ein Stab. Daher auch ein ſolches Zeichen, Stempel oder Gepräge. Iker heißt ein beeidigter Mann, der Maß und Gewicht nachſieht und berichtigt, und ſolche Stempel aufdrückt oder einbrennt. Welche von dieſen Ableitungen nun die richtige ſei, läßt ſich jetzt nicht mehr entſcheiden; ſ. das brem. niederſächſ. Wörterbuch. Ike (nicht Iken) kommt auch als männlicher Vorname noch um 1622 vor. Ike hieß auch ein Prediger in Berlin, der 1792 einen Band Paſſionspredigten herausgab; ſ. Meuſel's gelehrtes Teutſchland. 11) Koller's bremiſche Geſchichte. 2. Th. S. 333.

12) Bremer Zeitung vom 14. März 1827. S. 6, und vom 13. Nov. 1828 in der Schiffsliſte. 13) Doch ſteht er nebſt Konrad I. im Anhange erſt ganz am Schluſſe des Werkes, wo man ihn nicht ſucht.

Digitized by Google

liſten; und ſodann Arnold Iken, fürſtlich bentheimiſcher Juſtizrath zu Steinfurt und nachher in der franzöſiſchen Periode Friedensrichter daſelbſt, geſtorben 1810, vermählt 1788 mit Louiſe Iken, zweiter Tochter des Bürgermeiſters Juſtin Friedrich Wilhelm Iken, einer fleißigen und geſchickten Malerin, von deren Hand noch 1816 einige Hundert Paſtellgemälde, ſowol hiſtoriſche als andere Bilder aus jedem Fache der Malerei, in der anſehnlichen Gemäldeſammlung ihres Vaters vereinigt waren. Auch portraitirte ſie ſelbſt verſchiedene Perſonen mit treffender Ähnlichkeit, meiſtens copirte ſie jedoch in Paſtell nach den trefflichen Ölgemälden in ihres Vaters Sammlung. Sie war 1754 geboren und ſtarb 1796 in Steinfurt [14]). Der Großvater dieſes genannten Arnold Iken, ebenfalls Arnold genannt, war der erſte in dieſer Familie, der ſich von Bremen nach Steinfurt begab, wo er im 26. Jahre Advocat des Fiscus, dann Doctor der Rechte, Conſiſtorialrath, Kanzleidirector, Hofrichter, Regierungsrath und endlich fürſtlich bentheimiſcher Präſident und zugleich Profeſſor des Staatsrechts wurde; er vereinigte alſo unter allen übrigen in ſeiner Perſon die meiſten Würden. Sein Vater, der Arzt Heinrich Iken, Dr. med. in Bremen, war der erſte, der eine Gelehrtengeſchichte der Stadt Bremen ſchrieb, unter dem Titel: Brema literata (Bremen 1708, mit einem Kupfer, 2. Aufl. 1714, 3. Aufl. 1726, in 4., vom Archivar Hermann von Poſt neu bearbeitet). Der Verfaſſer war Phyſicus und Senior der Ärzte in Bremen, und ſtarb 1721 [15]). Geſchmack für Künſte, für Muſik und Malerei, Anlage zur Dichtkunſt und den ſchönen Wiſſenſchaften, zeigte ſich zuerſt in ſeinen beiden Enkeln, Heinrich Georg Germanus, Prediger und Profeſſor der Theologie in Steinfurt († nach 1747), und in dem bereits genannten Juſtin Friedrich Wilhelm, Bürgermeiſter in Bremen [16]), geſtorben 1805. Von Beiden hat man noch einzeln gedruckte, nicht mislungene Gelegenheitsgedichte, wie auch von des Letztern Sohn, Dr. Jacob Ludwig Iken, Senator in Bremen, geſtorben 1811, der auch eine größere Sammlung ſeiner Gedichte handſchriftlich hinterließ, worin ſich Geiſt und Gemüth und eine lebendige Darſtellung ausſprechen, die indeſſen noch ungedruckt ſind. Sinn und Talent für die ſchönen Künſte, beſonders für Poeſie, Malerei und Muſik, fehlt auch nicht bei mehren noch lebenden Gliedern dieſer Familie, deren einige noch in öffentlichen Ämtern ſtehen. Noch lebt ein Enkel und Urenkel des berühmten Orientaliſten Konrad Iken, in gerader Linie von ihm abſtammend; der erſtere ein ſehr beliebter Prediger, vormals in Hamburg, jetzt in Bremen, mit gleichem Vornamen wie ſein Großvater, welcher der Stifter der dritten und vierten Linie war; ſ. Meuſel im gelehrten Teutſchland. (*Karl Iken.*)

IKERVÁR, ein ungariſcher Marktflecken im eiſenburger Comitate, an der Raab, drei Viertelmeile ſüdlich von Schárwár, der gräflichen Familie Batthyáni gehörig, mit 790 Bewohnern, einer katholiſchen Pfarrkirche, die ſchon im J. 1579 vorhanden war, und zu welcher das Dorffilial Péterſa gehört, und einem herrſchaftlichen Caſtelle. In der Nähe des Marktes befindet ſich der bekannte Wald Farkas-Erdö. Die Herrſchaft Ikervár iſt eine Draſkowitziſche Familienherrſchaft, und wurde in der zweiten Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts in die gräflich Viczaiſchen Erben vertheilt, die auch einen Antheil an dem genannten Forſte erhielten.

(*Gamauf* und *G. F. Schreiner.*)

IKERY, die Ruinen einer Stadt in der vorderindiſchen Provinz Myſore, unter 14° 7′ nördl. Br. und 75° 7′ öſtl. L. Der Verfall dieſer Stadt iſt nicht etwa durch irgend einen politiſchen Unglücksfall, ſondern dadurch herbeigeführt worden, daß der Rajah ſeine Reſidenz nach Bednore verlegte, wohin das Volk ihm bald folgte. Der Name Ikery iſt noch immer bei allen Benennungen vorherrſchend; die Rajahs nennen ſich darnach, und die Münzen, obgleich nicht mehr dort geprägt, führen auch den Namen dieſer verfallenen Stadt, die, als ſie noch der Sitz des Hofes war, ſehr bedeutend geweſen ſein ſoll. Die Eingeborenen erzählen, freilich mit echt orientaliſcher Übertreibung, daß ſie zu jenen Zeiten 100,000 Häuſer gehabt haben ſoll. Die noch vorhandenen Ruinen der Wälle haben eine ſehr große Ausdehnung. Die Gegend von hier bis nach Ghenaſer Gulli iſt ſo unfruchtbar und dürr, daß ſie nicht einmal zu Weideland benutzt werden kann. (*J. C. Schmidt.*)

Ikhorn, ſchwediſcher Name des Eichhörnchens, ſ. Sciurus vulgaris.

IKHSCHID, IKHSCHIDIDEN, richtiger im Teutſchen Ichſchid und Ichſchididen (أخشيد), von Andern, z. B. von d'Herbelot, auch Akhſchid geſchrieben, iſt Bezeichnung des Stammherrns einer Herrſcherdynaſtie

14) In dem benachbarten Bentheim hatte einſt der berühmte Nicolaus Berghem ſeine Landſchaften und Thierſtücke gemalt. 15) Dieſe Nachrichten ſind zum Theil aus einem ſeltenen, über hundert Jahre alten Manuſcripte gezogen, welches ſich noch auf der bremiſchen Stadtbibliothek befindet und betitelt iſt: Tabulae genealogicae familiarum Iken et Hüpeden et ad eas pertinentium, quas ex Manuscriptis collegit et in hanc formam redegit *Wilhelmus Hüpeden* (Bremae 1722). 41 Seiten in Folio, mit vielen Nachträgen. Der Arzt Heinrich Iken hat auch eine Dissertat. de furore uterino (Leyden 1685) drucken laſſen. 16) Er war in Steinfurt 1726 geboren, und wurde von dem damals regierenden Fürſten von Bentheim-Steinfurt, welcher auch Juſtin Friedr. Wilhelm hieß, ſelbſt in Perſon über der Taufe gehalten, indem der junge Taufpathe nach ſeinem fürſtlichen Gönner benannt wurde. Nachher beſuchte er mit ſeinem Bruder Germanus das Gymnaſium in Bremen. Jene hohe Protection verdankte er ſeinem Vater, welcher Hofrichter in Burgſteinfurt und Günſtling des Fürſten war. Juſtin Friedrich's älteſter Sohn, Arnold, ſchrieb in Marburg zwei Diſſertationen: Animadversionum juris civilis specimen (Marburgi 1778) und De pupillorum ac minorum in bonis tutorum pignore etc. (Marburgi 1779. 4.) Der zweite Sohn ſchrieb De relegato debito. (Marburgi 1779. 4.) Er ſchrieb auch einen Epilog für das bremiſche Theater (1799) und eine Hymne (1801). Des Bürgermeiſters Juſtin Friedr. Wilhelm's Enkel iſt der Verfaſſer dieſes Artikels, welcher theils mehre Schriften über die Neugriechen herausgab, wie z. B. das Hellenion (1822), die griechiſche Conſtitutionsurkunde ins Teutſche überſetzt (1822), vom alten und neuen Hellas (1823), Leukothea (1825) und Eunomia (1827 mit Dr. Kind), theils auch andere Schriften, z. B. Bertram (1817) und das Teuti Nameh, oder perſiſche Mährchen (1821) und vier Tabellen der Kunſtgeſchichte (1820 und 1824), und noch mehre andere.

Digitized by Google

in Ägypten und Syrien und ſeiner Nachfolger. Motaſim Billah, der Sohn Harun Reſchid's nämlich, hatte eine bedeutende Anzahl Türken aus Fergâna an ſich gezogen, unter denen ihm ein gewiſſer Dſchoff oder Dſchaff (جف, beides iſt richtig) neben Andern als vorzüglich tapfer und muthig bezeichnet worden war. Nachdem er ſie vor ſich beſchieden, wies er ihnen Apanagengüter in Sermenraï an, wo Dſchoff blieb, bis er in derſelben Nacht, wo Motewakkil ermordet wurde (Dec. 861), in Bagdad ſtarb. Sein Sohn Togdſch (nicht Tagadſch, طغج, vgl. *Ibn Chall.* n. 700) wurde auf ſeinen Streifereien mit einem Sklaven des Ibn Tulun in Ägypten, Lulu, bekannt, der ihn mit dahin in Dienſte nahm, wo er ſich unter die Anhänger des Ibn Kendâdſch geſellte. Nach Beilegung der Händel zwiſchen dieſem und dem Abu'ldſcheiſch Chamerujeh Ben Ahmed Ben Tulun, nahm ihn letzterer, dem er gefiel, in ſeine Dienſte, ſetzte ihn über ſeine andern Diener und gab ihm die Statthalterſchaft Damaskus und Tiberias. Togdſch wurde aber nach dem gewaltſamen Tode des Chameruhjeh (in Damaskus 896), unter dem Khalifate des Muktefi, in Folge einer Unabhängigkeitserklärung (896), nachdem er die Griechen von Tarſus aus (894) geſchlagen hatte und den Unruhen gegen den ſchwachen Tuluniden Chamerujeh nicht fremd geblieben war, mit ſeinem Sohne Muhammed ins Gefängniß geworfen, wo er ſtarb. Muhammed wurde bald darauf befreit und mit Ehrenkleidern beſchenkt; allein die Unruhen und Parteienkämpfe zwangen ihn abermals zur Flucht nach Syrien, wo er ſich ein Jahr lang mit ſeinem Bruder Obeidallah (Andere: Abdallah) unſtät herumtrieb, bis er ſich an Abu Manſur Tekin anſchloß, deſſen Hauptſtütze er wurde, und in deſſen Dienſten er bis zum J. 316 (928) blieb, wo ihm der Khalif Moctedir (928) die Gouverneurſtelle von Ramla anvertraute, die er zwei Jahre bekleidete, nach welcher Zeit er auf Befehl deſſelben Khalifen den gleichen Poſten in Damaskus antrat. Mit der Veränderung, die der Regierungsantritt des Khalifen Radhi Billah herbeiführte, erfolgte ein neuer Wechſel in der Stellung Ichſchid's, indem dieſer Khalif ihm die Verwaltung Syriens, Meſopotamiens, der heiligen Städte in Hedſchâs und Ägyptens übertrug, welche er im Sommer des J. 935 übernahm, nachdem er einer frühern Ernennung hierher durch den Khalifen Cahir (Aug. 933), den Ibn Mocla 934 ſtürzte, keine Folge gegeben hatte. Radhi Billah gab ihm hierauf (939) den Ehrennamen Ichſchid (eigentlich Icſchid, الاخشيد, welches der Ehrenname der Herrſcher von Fergâna iſt, wo er her war, und von deſſen Fürſten er abzuſtammen vorgab. Ichſchid ſoll nach Ibn Challekan, Abu'lfeda und Andern König der Könige oder Fürſt der Fürſten bedeuten, während der Neubetitelte eigentlich Abu Bekr Muhammed Ben Abi Muhammed Togdſch Ben Dſchoff Ben Bektekin (Andere: Beltekin) Ben Furan Ben Furi (Andere: Turan Ben Furac Ben Curi) Ben Chacan Fergani (d. h. der aus Fergâna Herſtammende) hieß. Das immer mehr ſinkende Khalifat und die kraftloſe Haltung ſeiner Träger führte zu allerlei Willkürlichkeiten der mächtigern Großen. Dieſe kämpften unter einander um den Beſitz von Ländereien, die vom Hauſe aus keinem gehörten. Der obengenannte Khalif Radhi Billah hatte zu dem letzten Mittel, das Khalifat zu halten, ſeine Zuflucht genommen; er hatte in der Perſon des Ibn Räïc einen erſten Emir el-omarâ, einen Emir der Emire, d. i. oberſten Emir, gewählt und ihm die höchſte Civilwürde, wie das oberſte militairiſche Commando freiwillig zugeſtanden. Dieſer Ibn Räïc nun war es, der zuerſt dem Ichſchid ſeine ſyriſchen Beſitzungen ſtreitig machte (940), die Beſatzungen deſſelben aus Emeſa, Damaskus, wo Bedr ſein Statthalter war, und aus Ramla vertrieb, und ſogar nach vorher ſcheinbar geſchloſſenem Frieden bis nach Lariſſa an der Grenze von Syrien, Paläſtina und Ägypten vordrang. Dort trat ihm Ichſchid abermals entgegen, und ein harter Kampf endigte mit der Flucht des Ibn Räïc nach Damaskus. Die dem Fliehenden nachgeſchickte Armee erlag aber und mit ihr fand ſogar der Bruder des Ichſchid ſeinen Untergang. Letzterer Umſtand bewog den Sieger, entweder aus wahrer Empfindung des Mitleids oder aus Furcht, dem Ägypter eine Geſandtſchaft zuzuſchicken, um ihn zu tröſten mit der Verſicherung, daß ſein Bruder wider ſein Wiſſen und Wollen getödtet worden ſei, und er ſende ihm ſtatt jedes andern Beweiſes ſeiner Aufrichtigkeit ſeinen Sohn, um, wenn er wolle, mit deſſen Blute das Blut ſeines Bruders zu ſühnen. Statt deſſen ſchickte Ichſchid den Unſchuldigen mit Ehrenkleidern angethan, ſeinem Vater zurück, dem Damaskus einſtweilen blieb, während ſich Ichſchid mit dem übrigen Syrien von Ramla bis an die ägyptiſche Grenze und mit Ägypten begnügte, und jährlich 140,000 Goldſtücke zu zahlen verſprach. Nur erſt die Ermordung des Emir el-omarâ (Mai 942) änderte dieſen Zuſtand; ſobald nämlich dieſelbe in Ägypten bekannt ward, beeilte ſich auch Ichſchid Damaskus wieder in ſeine Gewalt zu bringen, was ihm gelang. Allein ſchon hatte dieſelbe Zeit ihm in Syrien neue und gewaltigere Nebenbuhler, die Hamdaniden, die Herrſcher von Moſul, ins Leben gerufen, und daß dieſe ihm feindlich begegnen würden, war vorauszuſehen, ohne daß beſondere Umſtände eintreten durften, die ſie in nähere Berührung bringen mußten. Auch dieſe blieben jedoch nicht aus. Der von allen Seiten geängſtigte Khalif Motteki hatte einen Oberſten der Leibwache, den Türken Tuſun, zum Emir el-omarâ erheben müſſen, verließ aber Bagdad unwillig wegen entſtandener Uneinigkeiten, und wol wiſſend, daß er auf die Länge auch dem Hamdaniden Naſir-ed-dewlet läſtig fallen würde, wandte er ſich endlich an Ichſchid um Troſtgründe. Dieſer eilte von Misr aus über Haleb nach Racca, wo ſich der Khalif aufhielt, mit koſtbaren Geſchenken, und rieth dem Khalifen, von nun an ſeinen Aufenthalt in ſeinen Gebieten, in Syrien oder Ägypten zu nehmen. Auf die abſchlagende Antwort ging er ihn an, wenigſtens in Racca zu bleiben, indem dem Uſurpator Tuſun durchaus nicht zu trauen ſei. Allein auch dieſer Rath ward nicht angenommen, und Ichſchid kehrte (Sept. 944) nach Ägypten zurück, während der Khalif nach Bagdad ſeiner Blendung und Thronentſetzung entgegeneilte. Unmittelbar

Digitized by Google

nach dieſer Unterredung begab ſich ſogleich der berühmte und vielfach beſungene Seif-ed-dewlet, der Held des Tages aus der Dynaſtie der Hamdaniden, nach Haleb, entriß dem dortigen Statthalter des Ichſchid die Stadt, ſowie bald darauf Emeſa und ging ſelbſt mit der Einnahme von Damaskus um. Ichſchid, der nach einer Niederlage ſeines Feldherrn Kafur, wie wir ſogleich ſehen werden, perſönlich herbeieilte, ſah jetzt Ägypten zum letzten Male, und ſein Aufbruch aus demſelben war nicht von den günſtigſten Vorbedeutungen begleitet geweſen. Die Armee hatte ſich bereits in Marſch geſetzt und auch er ſtand bereits in Begriff ſich aufzumachen, als ihm in dem Augenblicke, wo er aus ſeinem Gartenthore heraustrat, ein unbekannter Mann unter dem Namen Meſud Sabuni entgegentrat, um ſich über irgend ein erfahrenes Unglück zu beklagen. Ichſchid glaubte in der häßlichen ihm misfallenden Geſtalt ein übles Vorzeichen wahrzunehmen, und befahl, ihn auf die Erde zu werfen. Dieſe Handlung ward mit 15 Peitſchenhieben begleitet, ohne daß der Gezüchtigte ein Wort ſagte. Er war todt, während der Statthalter glaubte, daß er ihm trotzen wollte. Ichſchid, über den Vorfall beunruhigt, konnte ſich nicht entſchließen ſeine Reiſe fortzuſetzen, kehrte um, ließ die Verwandten des Getödteten vor ſich kommen, bat ſie um Verzeihung und gab ihnen 300 Goldſtücke. Dann erſt machte er ſich auf den Weg, nachdem man noch die Leiche mit großem Gepränge zur Erde beſtattet hatte. Etwas anderes berichtet Abulfeda (II. 440 sq.). Nach ihm fand er in ſeinem Palaſte eine Denkſchrift mit bittern Vorwürfen über den Misbrauch ſeiner Gewalt, über ſeine Habſucht und ſeinen Geiz, der ihn ſein Vermögen nicht anwenden laſſe, über die Bedrückungen Anderer, während er der Befriedigung ſeiner Genußſucht nachgehe, und über andere Übelſtände mehr. Gute Lehren folgten, und das Ganze ſchien darauf berechnet, dem Ichſchid wehe zu thun. Er ward aufgefodert, einem Tyrannen gleich fortzuwüthen, während ſeine Unterthanen ruhig dulden und auf Gott vertrauen würden. Das Ganze verfehlte ſeine Wirkung nicht, Ichſchid wurde nachdenklich.

Ehe Ichſchid, wie ſo eben erzählt ward, ſelbſt abreiſte, ſchickte er ſeinen Sklaven Kafur mit Truppen voraus. Schon dieſer traf mit dem ihm von Seif-ed-dewlet entgegengeſandten Heere zuſammen und zwar an einem Freitage, wo die Truppen des Hamdaniden unter dem Vorwande, daß es zu kämpfen nicht erlaubt ſei, ſich außerhalb des Lagers überall hin zerſtreut hatten, während der weniger gewiſſenhafte Sklave ſie überfiel, zum Weichen brachte und ihnen alles Gepäck abnahm. Seif-ed-dewlet wandte ſich nach Emeſa, und als er auch hier ſich nicht ſicher glaubte, über Hamat nach Roſtan. Kafur blieb nicht aus; allein auch Erſterer trat ihm jetzt feſten Schrittes entgegen, nöthigte ihn zum Übergang über die dortige Brücke mit ſolcher Unordnung, daß eine große Anzahl Soldaten der ägyptiſchen Armee in dem Orontes (Aſi) ihr Grab fand, 4000 gefangen wurden und das Gepäck geplündert wurde. Kafur nahm ſeine Flucht über Emeſa nach Damaskus, und jetzt erſt verließ Ichſchid Ägypten und wandte ſich mit einer neuen Armee nach Maarra. Seif-ed-dewlet, der einen Kampf auf Leben und Tod voraus ſah, ſchickte ſeine Sklaven, Schätze und Gepäck nach Meſopotamien, und traf in Kinnesrin auf ſeinen Gegner. Ichſchid ordnete unter die Avantgarde alle Lanzenträger, er ſelbſt führte den Kern der Truppen, 10,000 Mann, an. Jene wurden geworfen, dieſe hielten den Sieger auf, konnten aber doch das Gepäck nicht retten. Unentſchieden trennten ſich beide Armeen, Seif-ed-dewlet zog nach Menbedſch, brach die Brücke ab, trat in Meſopotamien ein, und ſtand von Neuem in der Nähe von Racca dem Ichſchid gegenüber, ſodaß der Euphrat allein beide Armeen trennte. Eingeleitete Unterhandlungen führten (334 d. Fl., beg. 13. Aug. 945) zu einem Frieden unter folgenden Bedingungen, daß Haleb, Emeſa und Meſopotamien dem Seif-ed-dewlet, das übrige Syrien aber von Emeſa an bis an die arabiſche Grenze dem Ichſchid gehorchen ſollte. Ein gezogener Graben ſchied zum Theil das Gebiet; Seif-ed-dewlet heirathete die Tochter des Ichſchid, und dennoch hatten ſich beide Fürſten kaum getrennt, als das Friedensbündniß gebrochen ward, wofür der Ägypter ſeinen Schwiegerſohn züchtigte und ihm die Stadt Haleb wiederum abnahm.

Kurze Zeit darauf ſtarb Ichſchid in Damaskus (zu Ende des J. 334 = im Sommer 945; er war im Februar 882 in Bagdad geboren = Mitte Redſcheb 268), und hinterließ ſeine Staaten ſeinem unmündigen Sohne Abu'lcaſim Anudſchur, was im Türkiſchen dieſes Stammes die Bedeutung von Mahmud, der Geprieſene oder Gelobte, haben ſoll, unter der Regentſchaft des ſchon genannten ſchwarzen Sklaven Kafur. Ichſchid, dem große Eigenſchaften nicht abzuſprechen ſind, war dennoch, trotz ſeines perſönlichen Muthes im Kampfe, in ſeinem Palaſte furchtſam und mistrauiſch, ſodaß von ſeinen 8000 Mann Garden täglich 2000 Mann auf die Wache ziehen mußten. Dabei ſchlief er keine Nacht ganz an einem und deinſelben Orte, und auch unterwegs hatte er fortwährend in der Nähe ſeines Zeltes Sklaven. Wie ausgedehnt ſeine Ländereien waren, beweiſt der Umſtand, daß er eine Armee von 400,000 Mann aufſtellen konnte, wie Ibn Challikan ausdrücklich erzählt. Die Chriſten litten viel durch ſeine Anſprüche und Verfolgungen, und konnten ſeine Habſucht zum Theil nur durch den Verkauf ihrer Kirchengüter befriedigen. Auch hatte er in dem alten Misr Vieles zur Verſchönerung gethan, ſcheint aber doch mehr gefürchtet als geliebt geweſen zu ſein.

Kafur, der von nun an die Hauptperſon in der Verwaltung Ägyptens ſpielt, war ein ſchwarzer Eunuche mit durchbohrter Unterlippe, dickem Bauche, ſchlecht gebauten Füßen und ſchwerem Körper. Als er nach Ägypten zum Verkauf gebracht wurde, war er erſt über zehn Jahre alt (310 der Fl., beg. 1. Mai 922). Von dem Augenblicke ſeiner Ankunft an ſtieg aber in ihm der Gedanke auf, einſt Herr dieſes Landes zu werden. Sein erſter Beſitzer Muhammed, Hiſcham's Sohn, einer der Pächter der Ländereien des Fiscus, verkaufte ihn bald wieder an den Secretair Ibn Abbâs. Da ſtellte ihm ein Aſtrolog das Horoſkop, er werde in die Dienſte eines mächtigen Mannes treten, und dort zu Anſehen und Ehre ge-

Digitized by Google

langen; ja er werde, fügte er hinzu, als er in dem ganzen Vermögen des Kafur (zwei Drachmen) eine ſchlechte Belohnung für ſeine Prophezeihung fand, Herr dieſes Landes und noch mehr werden, und möge ſich dann ſeiner erinnern. Zufällig ſchickte ihn ſein Herr mit einem Geſchenke zu dem Emir Muhammed Ichſchid, der damals einer der vorzüglichſten Officiere (oder Beamten) des Statthalters Tekin war. Ichſchid ſandte das Geſchenk zurück und behielt ſtatt deſſen den Kafur, der mit ſeinem Herrn in ſeinen Graden immer höher ſtieg, und deſſen Lieblingsſklave wurde. Dieſer wußte hinwiederum nach dem Tode ſeines Herrn ſich ſo in die Gunſt der Menſchen durch ſein freundliches Betragen und ſeine Verſprechungen einzuſchmeicheln, daß es ihm gelang, die durch jenen Todesfall entſtandenen Unruhen zu unterdrücken. Sobald er deſſen Leiche in Jeruſalem beigeſetzt, eilte er nach Miſr, wo Abu'lcaſim Anudſchur bereits als Nachfolger anerkannt war. Die Nachricht, daß Seif-ed-dewlet, die Umſtände benutzend, Damaskus genommen und auf ſeinen weitern Eroberungszügen in Syrien bereits bis nach Ramla gekommen ſei, nöthigte Kafur zur ſchleunigen Rückkehr. Er ließ die großen Pauken ſchlagen an dem Eingange ſeines Zeltes zu jeder Stunde des Gebets, ſchlug ſeinen Gegner bei Ramla, nahm Damaskus von Neuem in Beſitz, und kehrte, nachdem Seif-ed-dewlet bis Racca gewichen, mit reicher Beute beladen nach Kahira zurück, wo ſein Anſehen nach ſolcher That nur gewinnen konnte. Er ward Regent oder Reichsverweſer im Namen des Anudſchur, und die Generale legten ihm den Titel Oſtâd, d. i. Meiſter oder Herr, bei. Sein Palaſt ward ihr Verſammlungsort; er machte ihnen wiederum Geſchenke von Pelzen, Pferden und andern Dingen. Eines Tages wies er einem einzigen Generale, Dſchanek, **14,000** Goldſtücke an, und dieſer blieb ihm dafür treu bis zu ſeinem Tode. So wuchs denn auf Koſten des Fürſten, ſeines Herrn, die Macht des Sklaven, der ſelbſt durch ſeinen Namen Kafur, d. i. Kämpfer, und ſeinen Beinamen Abu'lmisk (Vater des Moſchus, ſein Vater hieß Abdallah, alſo wäre ſein vollſtändiger Name: Abu'lmisk Kafur Ben Abdallah Ichſchidi) ſeinen Urſprung und ſeinen Stand verrieth, immer mehr, er ſetzte die Beamten ab und ein, ertheilte Gnade und verweigerte ſie, und ſein Name ward auf allen Kanzeln der Emirſchaft, mit Ausnahme derer von Miſr, Ramla und Tiberias in die Chotba aufgenommen, bis dies vom J. 340 (beg. 9. Jun. 951) an auch in dieſen drei Städten geſchah. Alle Sonnabende hielt er eine öffentliche Audienz, in der er Geſuche und Klagen annahm, in Gegenwart der Kadis, Veziere, Notare und der angeſehenſten Perſonen der Stadt. Daß dieſer Zuſtand zu einer Spannung mit Anudſchur führen mußte, war vorauszuſehen, zumal da Abu Schodſchâ Fatik, der von ſeinem unerſchrockenen Muthe den Beinamen Medſchnûn, d. i. der Wahnſinnige, erhielt, aus Rum war und zu gleicher Zeit mit Kafur im Dienſte Ichſchid's ſtand und auch gleiches Verdienſt mit jenem um dieſen zu haben glaubte, ſeinem Nebenbuhler ſeine angemaßte höhere Stellung nicht vergeben konnte, und ſich deshalb ſchon aus Miſr auf ſeine Apanagenbeſitzungen nach Faijum zurückgezogen hatte, bis ihn eine Krankheit wegen beſſerer Heilung wiederum nach Miſr zu gehen nöthigte, wo er 350 (961 n. Chr.) in anſcheinender Ausſöhnung mit Kafur ſtarb. Alle dieſe Verhältniſſe beweiſen, wie Kafur ſein Übergewicht geltend zu machen wußte, daher der Bruch mit ſeinem Gebieter endlich ſo weit kam, daß die Armee ſich in zwei Parteien theilte. Da ſtarb Anudſchur (im Dhulcadet 349, d. i. zu Anfange des J. 961), während Kafur dem Verdachte nicht entgehen konnte, ihn vergiftet zu haben.

Merkwürdiges bietet die faſt ſechsjährige Regierung Anudſchur's für die auswärtigen Angelegenheiten nichts dar, außer, daß ein Einfall der Nubier in Ägypten, der ſich bis Aswan (Syene) erſtreckte, das verwüſtet und geplündert wurde (956), von den ägyptiſchen Truppen, die zu Waſſer und zu Lande herbeieilten, tapfer zurückgewieſen und mit Eroberung des Schloſſes von Rim bezahlt gemacht wurde.

Kafur gab dem Verſtorbenen, der in Jeruſalem neben ſeinem Vater beigeſetzt ward, ſeinen Bruder Abu'lhaſan Ali zum Nachfolger, indem er ſich das Regieren vorbehielt und jenen mit einem jährlichen Abfindungsquantum von **400,000** Goldſtücken (Dinare) zufrieden ſtellte. So wurde die Gewalt des Kafur immer abſoluter und wie zur Zeit Anudſchur's erfolgte auch jetzt ein Zwieſpalt mit ihm, der ſo weit ging, daß dieſer Ali eng einſperren und Niemanden in ſeine Nähe kommen ließ. Dazu wurde der Unglückliche von derſelben Krankheit, wie ſein Bruder, befallen und ſtarb nach langen Leiden im Monat Moharrem 355 (Jan. 966), ohne daß die Geſchichte etwas mehr von ihm weiß, als ſeinen Namen und die Zahl der Jahre, während welcher es hieß, daß er regiere. Dieſe Zeit über (965) war auch ein Einfall der Griechen unter Nikephorus erfolgt, der den Fall Halebs nach ſich zog, das Seif-ed-dewlet nicht hatte ſchützen können. Dagegen eilte ihm der Gouverneur von Damaskus, Dhalim Ocaili im Namen des Herrſchers von Ägypten, ſeines Herrn, mit einer Armee von **10,000** Mann zur Hilfe, worauf die Griechen den Rückzug antraten. Außerdem ſuchte Ägypten in dieſer Zeit (963) eine bedeutende Hungersnoth heim, und die Streitigkeiten zwiſchen dem Herrn und dem Sklaven gingen nicht unbenutzt für die Partei der Fatemiden vorüber.

Ägypten blieb nach dem Tode des Abu'lhaſan einige Zeit ohne Statthalter, und in der Chotba, dem einen der ausſchließlichen Majeſtätsrechte, wurde nur der Name des gegenwärtigen Khalifen Moti genannt; in der That jedoch führte Kafur auch jetzt die ganze Verwaltung Ägyptens und des zu Ägypten gehörenden Theiles von Syrien. Noch vor Ablauf eines Monats jedoch zeigte er ſeine Einſetzung zum Gouverneur vermittels eines Diploms vom Khalifen an, legte ſich aber als ſolchem keinen andern Titel als den ſchon geführten Oſtâd bei, dagegen wurde ſein Name von nun an im Freitagsgebet unmittelbar nach dem des Khalifen von der Kanzel herabgenannt. Seine Regierung hat mehre bedeutende Ereigniſſe aufzuweiſen, vorzüglich Angriffe vom Weſten her. Die Armee des Fatemiden Moizz-li-din-allah Abu Te-

Digitized by Google

mim Moidd, deſſen Emiſſaire oder Daïs längſt ſich einen Anhang in Ägypten verſchafft hatten, war bereits bis zu den Oaſen vorgedrungen, als Kafur Truppen gegen ſie ſchickte, die jene drängten und ihr großen Verluſt an Mannſchaft beibrachten. Hundert große kupferne Pauken ſchlug man fünf Mal während 24 Stunden an der Thür von Kafur's Palaſte. Deſſenungeachtet hörten die Emiſſaire nicht auf, ihrem Herrn immer mehr Anerkennung in Ägypten zu verſchaffen, und gingen ſo weit, den Kafur ſelbſt zur Anerkennung ſeiner Würde einzuladen. Während dieſer jenen alle Ehre erwies, hatten bereits ein großer Theil der einflußreichſten Perſonen, wie die Diener Ichſchid's und Kafur's ſelbſt, alle, die fromm zu ſein glauben machen wollten, und die Secretaire ihre Huldigung in die Hände der Emiſſaire niedergelegt, woraus ſich ergibt, daß, hätte Kafur länger gelebt, er ſicherlich den Khalifen aufgegeben und ſich dem Fatemiden zugewandt hätte. Dazu kam, daß der Nil nicht hoch genug ſtieg, und in dieſem Jahre nur die Höhe von etwas über zwölf Ellen erreichte. Hungersnoth, der eine große Sterblichkeit folgte, ſodaß man die Todten zu begraben keine Zeit mehr fand, konnte nicht ausbleiben, und als ſich das Gerücht verbreitete, die wilden Carmatier ſeien in Syrien eingebrochen oder wären wenigſtens dahin unterwegs, und die Sklaven des Kafur, von denen außer den griechiſchen und den Mulatten, 1070 der türkiſchen Nation angehörten, ihre Geſinnung gegen ihn zu ändern anfingen, ſtarb er, zur glücklichen Stunde vielleicht, in einem Alter von 60 Jahren im April 968 (10 Tage vor dem Ende des fünften Monats 357 der Hedſch.). In ſeinem Schatze fanden ſich 700,000 Goldſtücke und ein Werth von 600 Millionen (wol richtiger, 600,000) Goldſtücken an gemünztem Silber, Schmuck, koſtbaren Edelſteinen, Parfümerien, Stoffen, Meublen, Tapeten, Zelten, Sklaven beiderlei Geſchlechts und zum Dienſt gehörigen Thieren. Er hatte über Ägypten, Syrien und Hedſchâs oder die beiden heiligen Städte 21 Jahre, 2 Monate und 20 Tage die Verwaltung ausgeübt, und zwei Jahre, vier Monate und neun Tage ſelbſtändig regiert. Er ſtarb ohne irgend eine teſtamentliche Beſtimmung, ſelbſt nicht für ein gutes Werk, wie ſonſt gewöhnlich, ſodaß für die Erhaltung ſeines Namens weder etwas durch Errichtung einer Moſchee oder eines Krankenhauſes geſchehen war, noch geſchehen konnte. Den Namen Abu'lmiſk, den ihm der Khalif gegeben, wurde nur 14 auf einander folgende Freitage in der Fürbitte von der Kanzel herab verkündigt. Begraben wurde er auf dem bei Misr befindlichen Kirchhofe, die kleine Carâfa genannt, und Motenebbi, der große Dichter, läßt auch ihn nicht unerwähnt. Seine Grabſchrift iſt uns zum Theil erhalten worden und findet ſich in der arabiſchen Chreſtomathie von Silveſter de Sacy (II, 146—47).

Seinem Tode folgten bedeutende Unruhen, inſofern die Großen ſich über einen Nachfolger nicht vereinigen konnten. Endlich wählte das Heer den unmündigen eilfjährigen Sohn des Ali, Abu'lfewâris Ahmed, der aber durchaus keine allgemeine Anerkennung fand. Außerdem, daß ſein Oheim Haſan (Andere falſch: Hoſein), den die Truppen zu ſeinem Stellvertreter in Verwaltung der Regierungsangelegenheiten ernannt hatten, ſich zum Herrn von Syrien machte, aber ebenſo raſch auch von den Carmatiern wiederum verdrängt ward, und deshalb nach Ägypten kam und dort auf Koſten ſeines Neffen die Oberherrſchaft völlig an ſich reißen wollte, benutzten vor allen die Fatemiden dieſe glücklichen Umſtände zu einer Occupation. Während Haſan wiederum nach Syrien zurückkehrte und dort Damaskus in ſeinen Beſitz nahm, ſandte Moizz-lidîn-allah unter Anführung eines ſeiner väterlichen Sklaven, des Dalmatiners Dſchewher, eine Armee nach Misr ab, die ohne Schwertſtreich Ägypten in Beſitz nahm, da die Ichſchiditiſchen Truppen, noch ehe ſie jene zu Geſicht bekamen, flohen. Dſchewher verſchaffte nach und nach ſeinem Herrn von allen Kanzeln herab die Anerkennung. Alsbald ſandte er auch den Anführer Dſchafar nach Syrien; nachdem dieſer Haſan (den Sohn des Abdallah und Enkel des Togdſch) bei Ramla geſchlagen und gefangen, mit andern Anführern dem Caïd Dſchafar zugeſchickt hatte, zog er über Tiberias nach Damaskus, das nach einigem Widerſtande ſich ergeben mußte und etwas geplündert wurde. Ein zweiter Verſuch, noch in demſelben Jahre, ſich gegen Dſchafar zu empören und das fatemidiſche Joch abzuſchütteln, während deſſen auch der Name des Moizz nicht in der Chotba genannt wurde, endigte nach beſtandenem Kampfe mit gänzlicher Unterwerfung der Aufwiegler, und ſo trat auch hier, obwol etwas ſpäter als in Ägypten, mit Verdrängung der abbaſidiſchen Khalifen und ihrer Dynaſten, die Regierung der Fatemiden an ihre Stelle ein. Abu'lfewâris Ahmed wird nicht weiter genannt, außer, daß er am 13. Rebî I, 337 (Jul. 987) geſtorben ſei, und es dauerte alſo die Herrſchaft der Ichſchididen 34 (Monden-) Jahre, 10 Monate und 14 Tage *).

(*Gustav Flügel.*)

IKI. Japaniſche Geſtadeinſel in der Straße von Korea und im NW. der Inſel Kiuſiu gelegen und mit der nördlichern Inſel Tſuſima ein beſonderes Fürſtenthum bildend, das den Namen Ikithuſima führt und im letzten koreiſchen Kriege erobert ward †). Die aſtronomiſche Lage von Iki iſt noch nicht genau ermittelt, ihr Areal aber beträgt nach v. Siebold's Berechnung einer genauen japaniſchen Karte 2,41 geographiſche □M. Kämpfer ſagt, es gebe auf Iki wie auf Tſuſima, von deren Gründen man wenig Rühmens mache, viele ausländiſche Sachen zu ſehen und viele Götzenbilder anzubeten, und Klaproth führt Fiſche, Tuch und Gaſe als Hauptproducte von Iki auf (Asiatic Journal, New Series, Vol. VI.). Wodurch aber die Inſel Iki beſonders zu beachten iſt, das iſt ihre merkwürdige Lage in der Straße von Korea, da, wo die japaniſchen Inſeln dem Continente

---

*) Vgl. Silv. de Sacy a. a. O. *Deguignes*, Hist. des Huns. Tom. II. Liv. IX. p. 147—154. d'Herbelot unter Akhshid. *Ibn Challikân* n. 700. 535 und 556. Abu'lfeda unter den betreffenden Jahren. Rasmuſſen in den Annales Islamismi. Sojuti in der Khalifengeſchichte.

†) Kämpfer's Japan. I, 95.

Digitized by Google

Aſiens am meiſten genähert ſind, und wodurch Iki, wie Tſuſima, zu einer Station auf der antiken und einſt ſehr frequenten Waſſerſtraße werden konnte, auf welcher die in der Nautik nicht ſehr erfahrenen Japaner ihre Verbindungen mit Korea (dem Hafen Fuſchan) und längs der Weſtküſte dieſer Halbinſel und durch das gelbe Meer mit China unterhielten, und auf welcher Straße umgekehrt chineſiſche Colonien, koreiſche und chineſiſche Embaſſaden, ſo wie koreiſche und chineſiſche Cultur ihren Weg nach Japan fanden (vgl. Ritter's Erdkunde, IV, 614. 893; v. Siebold, Nippon-Archiv. 1. Hſt. S. 14). Um von Kiuſiu aus nach Korea zu gelangen, ſagt der Japaner Rinſiſee, ſchifft man ſich in dem Hafen Karatſu in der Provinz Fiſen ein, und durchläuft 13 Ri (= 9 geogr. Meilen) bis zur Inſel Iki; von hier gelange man nach einer Fahrt von 40 Ri (= 27$\frac{3}{4}$ geogr. Meilen) nach Tſuſima, und von dem Hafen Wana-no oura auf dieſer Inſel, rechne man gewöhnlich 48 Ri (33$\frac{1}{4}$ geogr. M.) bis zu dem Hafen Fouſan (Fouſchan) an der Weſtküſte von Tſiö ſen (d. i. Korea), obgleich dieſe Diſtanz eigentlich nur 40 Ri betrage. Übrigens zerfällt die Inſel Iki in die zwei Diſtricte Iki und Iöjida, und ihre Hauptſtadt heißt Katumoto. (San Kokf Tsou Ran To Sets, ou Aperçu général des trois Royaumes traduit par *Klaproth* (Par. 1832) p. 11. (*Klaehn.*)

IKIGRUSCH, IKILIK, 1) türkiſche Silbermünze von der Größe eines Speciesthalers, welche früher aus ſieben Loth zwölf Gran feinem Silber ſo ausgeprägt wurde, daß 19$\frac{1}{5}$ Stück auf die cölniſche Mark feinen Silbers gingen, und ſie gleich waren zwei Piaſtern oder 60 Paras oder 120 Aspern, und ihr Werth 21 Sgr. 10$\frac{1}{7}$ Pf. Preuß. oder 16 Gr. 7$\frac{1}{5}$ Pf. Conv.-M. betrug. Auf dieſes Verhältniß zum Gruſch oder Piaſter bezieht ſich auch der Name, da Ikigruſch ſo viel wie. Doppelgruſch, Doppelpiaſter bedeutet [1]). Das Gepräge des Ikigruſch iſt gewöhnlich das des Hallenischlik. Der Avers eines Ikigruſch Muhammed's III. enthält die Inſchriſt der Reversſeite des angeführten Ighimirſchlik (ſ. den Art.), der Revers aber in türkiſcher Sprache und Schriſt die Worte: Essultan Mustapha Ben Ahmed, dama milkhu [2]); im Abſchnitte: Zerb fi Islambul ııvı, d. i. Sultan Muſtapha, Sohn des Khans Ahmed, deſſen Reich dauere. Geprägt zu Conſtantinopel 1171, d. i. 1757 n. Chr. Geb. Den Namen Ikilik [3]) führt auch der Doppelaſper, von welchem 60 Stück auf einen Piaſter gehen, und welcher jetzt, wo der Werth des Piaſters ſehr geſunken iſt, nur 1$\frac{1}{5}$ Pf. Conv.-M. gilt.

(*G. M. S. Fischer.*)

I KING. Wenn man irgend ein Erzeugniß der chineſiſchen Literatur den heiligen Schriſten anderer Völker gleichſtellen könnte, ſo wäre dies das Fundament des I king oder des Buches der Wandelungen. Dieſes Fundament, die geraden und gebrochenen Linien ſammt ihren mannichfachen Compoſitionen des erſten der claſſiſchen Bücher der Chineſen, enthält nach den Anſichten der Bewohner des Mittelreiches, ſowol alle Geheimniſſe der innerlichen, geiſtigen, als auch alle Wahrnehmungen der äußerlichen, materiellen Welt, und ihre wechſelſeitigen Beziehungen zu einander, ihre Beziehungen zu dem Menſchen und zu dem Himmel, der ſie alle umfaßt. Deshalb heißt es, ſei dieſes Werk auch mit einem Charakter bezeichnet worden, der aus Sonne und Mond zuſammengeſetzt iſt, gleichſam aus den beiden Hauptagenten jeder Veränderung auf Erden [1]). Dieſe geraden und gebrochenen Linien, nach der unwandelbaren Tradition des chineſiſchen Alterthums, dem Gründer einer geregelten Menſchengeſellſchaft in dem ſpäter ſogenannten chineſiſchen Reiche zugeſchrieben, ſind zwar nach der chineſiſchen Anſicht kein Ergebniß einer beſonderen göttlichen Eingebung; daß Fohi aber doch auf eine wundervolle Weiſe die ſinnbildliche Darſtellung dieſer Myſterien des Himmels und der Erde erlangt habe, wird allgemein behauptet. Das Verſtändniß der Lineamente oder Kua konnte nur durch Tradition fortgepflanzt werden, denn zu den Zeiten Fohi's war noch keine Schriſt vorhanden, oder beſſer, dieſe Linien waren ſelbſt erſt die erſten Grundlagen zu einer Schriſt. Die Tradition, wie Fohi ſeine Linien verſtanden, was er vermittels ihrer habe andeuten wollen, verlor ſich aber entweder gar bald, oder man wich von freien Stücken von ihr ab, und ſchuf ſich nach Gutdünken eine neue Auslegung der ſymboliſchen Linien, wie man ſie eben zu dieſem oder jenem Zwecke brauchte. Es entſtanden daher in der Folge nach der Erfindung und Ausbreitung der Charakterſchriſt über das ganze Land mehre Bücher der Wandelungen oder Auslegungen der Linien, und jede der drei erſten oder älteſten Dynaſtien hatte ihren eigenen I. Die Dynaſtie der Hia, der Schang oder In und der Tſcheou, hatte beſondere Commentare der alten Linien.

Der I der Tſcheou hat ſich allein erhalten, und obgleich er eines außerordentlichen Anſehens in China genießt, ſo haben ſich doch dadurch die Philoſophen und Forſcher der folgenden Jahrh. von neuen Auslegungen der Linien, von neuen Hypotheſen über den eigentlichen Sinn der Symbola des Fohi nicht abhalten laſſen. Die philoſophiſchen Anſichten der Chineſen ſind, was in unſern abendländiſchen Geſchichten des Entwickelungsganges der philoſophiſchen Forſchungen der Menſchheit freilich nicht erwähnt wird, nicht weniger mannichfach und wechſelnd, wie die der Inder und Griechen. Eine Geſchichte der chineſiſchen Philoſophie nach den Quellen bearbeitet, würde die mannichfachſten Anſichten zu Tage fördern und mehre Bände umfaſſen. Die Syſteme derſelben zerfallen, wie die der indiſchen Philoſophie, in rechtgläubige und

1) *Olaus Gerh. Tychsen*, Introductio in rem numariam Muhammedanorum. p. 222. 2) Dieſer Zuſatz findet ſich häuſig auf orientaliſchen Münzen, obgleich mit einigen Abänderungen. Vgl. *Tychsen* l. c. p. 177. Not. 3) *Tychsen* p. 222.

1) I ſoll aus Sonne und Mond — der obere Theil von I wäre die Sonne, der untere der Mond — entſtanden ſein; er gehörte demnach zu dieſer Claſſe von Charakteren, in welchen die einzelnen Theile zuſammengenommen den Sinn des Wortes bezeichnen. I jen, welches das 10. Buch der Ausgabe des I bildet, Bl. 1. r. Sonne und Mond neben einander ſtehend bildet Ming, und bedeutet Helle, Licht.

Digitized by Google

heterodoxe. Wie die Verfaſſer der beiden Mimanſâs und des Nyâya ihre Anſichten, als den Inhalt oder den Endzweck des Vêda's darlegen; ſo haben Tſcheou lien ki, Tſching tſe und Andere ihre neuen philoſophiſchen Syſteme für die wahre Auslegung der Kua ausgegeben. Und ſo wird jeder treue Anhänger der Schukiao oder Gelehrtenſchule ſeine eigenthümlichen Hypotheſen über die phyſiſche und geiſtige Welt nicht als ein ſelbſtändiges, von der Tradition unabhängiges Syſtem der gelehrten Welt China's mittheilen, ſondern ſie vermittels der Linie Fohi's an die älteſte Überlieferung anknüpfen, und ſie als die einzige richtige Erklärung der Kua bekannt machen. Deshalb auch die Geſchichte der chineſiſchen Philoſophie ſich um die Auslegung des I herumdreht. Dieſe Philoſophen des Mittelreiches gleichen in manchen Beziehungen den Scholaſtikern des Mittelalters und der neueſten Zeit; nur daß es ſich mit räthſelhaften Linien noch leichter ſchalten und walten läßt, als mit manchen dem gemeinen Verſtande dunkeln Stellen der heiligen Schrift.

In dem Abſchnitte der Sammlung, die jetzt den Namen des Buches der Wandelungen der Tſcheou (Tscheou I) führt, welche die Erklärung der Eigenſchaften, die eigentliche Beſtimmung und den Endzweck der Kua enthält, heißt es: daß die großen Männer (Sching ſchin) alter Zeiten den I verfertigt hätten, um die verborgenen Geheimniſſe des Himmels, die Geſetze des Entſtehens und Wandelns der Dinge hienieden, das äußerliche ſinnliche und innerliche geiſtige Leben zu lehren; ſie ſahen den Himmel und die Erde und den mannichfachen Wechſel auf Erden, begriffen, daß Allem die beiden Principe In und Jang zu Grunde liegen, und indem ſie dieſes durch eine gerade Linie (—), jenes durch eine gebrochene (— —) darſtellten [2]), bildeten ſie aus der Zuſammenſetzung dieſer Linien (⚌) Sinnbilder alles geiſtigen und irdiſchen Lebens, Sinnbilder, die ebendeshalb Kua, ein Wort, das mit Siang oder Bild von den Auslegern des I für gleichbedeutend gehalten wird [3]), genannt wurden. Man gab dem Worte Kua wahrſcheinlich aus dem Grunde den Vorzug vor Siang, weil Kua neben der Bedeutung **Bild** auch noch **aufhängen** bedeutet, und dieſe Bilder, wie Kong je ta und andere Erklärer berichten, zum Unterrichte des Volkes auf öffentlichen Plätzen aufgehängt wurden. Später hat man, um dieſe verſchiedenen Bedeutungen eines und deſſelben Wortes leichter unterſcheiden zu können, zu dem Charakter Kua, wenn er aufhängen bedeutete, eine Hand hinzugefügt [4]). Regis hat deshalb in ſeiner Überſetzung des I ganz paſſend Kua mit **Emblema** wiedergegeben.

Dieſe Bilder oder Kua ſind, wie oben ſchon angedeutet worden, zugleich auch nicht allein der erſte Verſuch der chineſiſchen Schrift, ſondern auch überhaupt der erſte Verſuch der Welt, Gedanken durch Bilder einem andern mitzutheilen. Jede Schrift hat mit Bildern begonnen, und die chineſiſche beſtand lange Zeit einzig und allein aus ſolchen Bildern, aus denen noch heutigen Tags die erſte der ſechs Claſſen der Charaktere beſteht, von den Grammatikern des Mittelreiches Siang hing genannt. Höchſt wahrſcheinlich wird auch deshalb ſpäter dem Fohi, dem Erfinder oder Entdecker der Kua, zugleich die Erfindung der Schrift, oder beſſer, die Umänderung der geflochtenen Fäden oder Stricke des Sui ſchin ſchi in beſtimmte Zeichen zugeſchrieben [5]). „Als der alte Paohi oder Fohi," heißt es in dem Nachtrage (Hi tſe) zur Erklärung der Kua von Kong tſe [6]), „das Reich regierte, richtete er alsbald das Haupt empor, um die Bilder im Himmel zu erforſchen; er richtete die Blicke abwärts, um die Formen auf der Erde zu erforſchen; um zu erforſchen die Zeichen der Vögel und des andern Gethiers, und was ſonſt die Erde darbietet. Aus dem, was er ſowol an dem eigenen Körper, als an den Dingen außerhalb wahrnahm, bildete er zuerſt die acht Bilder oder Trigramme, um das Weſen des Geiſtes zu erklären, und aller Dinge Eigenſchaften zu zeigen."

Fohi ſah ein, daß die acht Trigramma nicht hinreichen, das Weſen des Geiſtes und die Eigenſchaften der Dinge darzuſtellen; er kam deshalb auf den Gedanken, die drei Linien, aus welchen anfänglich blos ein jedes Symbolum oder Bild beſtanden hatte, zu verdoppeln, und ſo mannichfach zu componiren, daß 64 Bilder und 384 Linien entſtanden. Jedes Bild hatte überdies nicht blos für ſich eine Bedeutung, ſondern es ſtand auch in inniger Beziehung zu dem vorhergehenden und nachfolgenden Kua, und aus der Art und Weiſe, wie die Bilder an einander gereiht waren, erkannte man die religiöſen, philoſophiſchen, moraliſchen und phyſiſchen Anſichten des erſten Begründers der Civiliſation des Mittelreiches.

Daß ſolch ein Begründer der chineſiſchen Civiliſation, Fohi genannt, exiſtirt habe, behaupten alle Gelehrten China's, — auch im Schu wird das Ho tu erwähnt [7]) — an deren Spitze Confucius ſteht, einſtimmig. Zu welcher Zeit er aber gelebt, welche Erfindungen er gemacht und welche Anordnungen er getroffen habe, darüber herrſchen verſchiedene Anſichten. Die gelehrten Miſſionaire, welche nach chineſiſchen Quellen gearbeitet haben, huldigten bald dieſem, bald jenem chineſiſchen Forſcher, woher auch die Verſchiedenheit ihrer Angaben zu erklären iſt.

2) I IX. initio. 3) ſ. z. B. I IX. 2 verso. 4) Kang hi Bd. III, 87 verso. Regis I, 8.

5) Kong ngan Kue in der Vorrede zum Schu king. Kong ing ta in der Vorrede zum I. Bl. 8, r. 6) Buch 8. Bl. 4, v. Paohi und Fohi ſind gleich; der erſte Name bedeutet **das Opfer umfangend**, der zweite **es niederſtürzend**. Der Verfaſſer der Kua hat überdies mehre Ehrenbenennungen. 7) Toti antiquitati Sinensi fidem facit canonicus liber Chou-King, ita ut, nisi iste negetur, antiqua historia rejici non possit. Antiquam historiam hic voco, non solum trium priorum familiarum acta instituta, sed etiam fundatoris Fo-hi, Chin-nong, Hoang-ti, aliqua ab annalibus antiquis omnibus admissa. Nam v. g. in Chou-king fit expressa mentio mappae (Ho-tou) fluvialis, a Fo-hi (ut dicunt omnes illi) ad ripam Hoang-ho repertae, capite 24 Kou-ming: In capite 29 (Lou-hing part. IV.) primus capitali imperatorum sententia dicitur damnatus Tchi-you, quem historiae antiquae narrant bellum habuisse cum Chin-nong, et denique a Hoang-ti debellatum, captumque, debitas rebellioni poenas, erecto primum tribunali, capite luisse. Y-king ex latina interpretatione *P. Regis*. I. p. 120.

Digitized by Google

Während Regis die Regierung Fohi's auf das J. 2952 anſetzt[8]), fällt nach Gaubil das erſte Regierungsjahr dieſes Herrſchers auf das J. 3468 vor Chr. Geburt[9]). Das Tſu ſchu, welches wir für eine authentiſche Quelle der chineſiſchen Geſchichte halten, beginnt erſt mit Hoang ti, dem erſten oder zweiten Nachfolger Fohi's. Alle in den neuern und neueſten chineſiſchen Compilationen, aus welchen ein großer Theil der unermeßlichen Literatur China's beſteht, angeführten Zeugniſſe über Fohi und über das, was zu ſeiner Zeit geſchehen iſt, ſtammen aus bei weitem ſpäterer Zeit, als Kong tſe[10]), und ſind daher vom Standpunkte der hiſtoriſchen Kritik aus, von geringem Werthe. Wo ſollten die nach Kong tſe oder Confucius lebenden Gelehrten ihre nicht ſelten ins Specielle gehenden Angaben her haben? Denn das Werk, welches heutzutage den Namen San fen, oder die drei Großen trägt, worin berichtet wird, daß Fohi's Vater Sui geheißen habe, daß er durch den Athem oder Wind erzeugt worden, und daher ſein Familienname Fong oder Wind heiße[11]), iſt ſicherlich untergeſchoben; denn wir erſehen aus der berühmten Vorrede des Kong ngan kue, der zu den Zeiten der Han-Dynaſtie geſchrieben hat, daß er ein Werk, welches die Thaten und Anſichten des Fohi, Schin nong und Hoang ti enthalten habe, und deshalb San fen oder das Werk der drei großen Lehrer genannt worden ſei, dem Namen nach kannte[12]), daß es aber zu ſeiner Zeit nicht mehr vorhanden war. Dieſes, ſowie einige andere alte, ſehr bereicherte Werke aus den erſten Zeiten der Gründung des chineſiſchen Staates und ſeiner Civiliſation, war aber noch in dem J. 530 nach unſerer Zeitrechnung ſicherlich vorhanden. Die drei Feu, die fünf Tien oder Satzungen und die älteſte Beſchreibung der neun Provinzen ſind erſt in der Bücherverbrennung des Tſin ſchi hoang ti zu Grunde gegangen. Tſo kieou ming, der Zeitgenoſſe des Kong tſe, der berühmte Ausleger und Ergänzer der Chronik von Lu, ein Werk, das unter dem Namen Tſo tſchuen oder Denkwürdigkeiten des Tſo bekannt iſt, berichtet, daß im 13. Jahre der Regierung des Tſchao kong, d. h. im J. 530 nach unſerer Zeitrechnung, die Geſchichtſchreiber des Reiches Tſü alle dieſe Werke geleſen haben[13]).

Die Anhänger des Lao tſe, die nicht allein andern religiöſen, moraliſchen und phyſiſchen Anſichten huldigen, ſondern auch bis zur Dynaſtie der Hia eine ganz eigene Geſchichte der Entſtehung der chineſiſchen Monarchie und ihrer Civiliſation haben, wiſſen freilich gar viele wundervolle und übernatürliche Begebenheiten aus der Zeit des Fohi und aus noch frühern Zeiten zu berichten. Am ausführlichſten iſt Lo pi, der Verfaſſer des Lu ſſe oder des Geſchichtweges, der unter Kuang tſong, der Dynaſtie Song, gegen das Ende des 12. Jahrh. blühte. In dem erſten Theile ſeines Werkes, das den Titel Tſien ki oder frühere Annalen führt, und neun Bücher umfaßt, wird das Chaos, das Werden der Dinge aus dem Kampfe der beiden Principe und die mythiſche Geſchichte bis auf Fohi herabgeführt; mit Fohi beginnen die Heou ki oder ſpätere Annalen bis zur Dynaſtie der Hia, wo Lo pi ſtehen bleibt; es folgen dann noch 24 Bücher unter dreierlei Namen, die allerlei Miscellaneen enthalten[14]). Das erſte Buch der ſpäteren Annalen beſchäftigt ſich allein mit Fohi; die Angaben, die es enthält, ſind aber nur inſofern intereſſant, daß wir daraus erſehen können, wie leichtfertig die Tao ſſe die Geſchichte behandeln, und wie ſie — dies iſt das Reſultat unſerer Forſchungen über die Geſchichtwerke der Anhänger Lao's — auf indiſche Weiſe Menſchen und Götter, Religion, Mythologie und Geſchichte vermengen. Fohi, dies können wir mit Sicherheit behaupten, gehört zu den großen Geiſtern der Vorzeit, die, wie Sanchuniathon, Theſeus und Romulus auf der Grenze ſtehen zwiſchen Geſchichte und Mythologie, und von beiden in Anſpruch genommen werden.

Jede der drei älteſten Dynaſtien ſoll, wie oben ſchon angeführt wurde, ihre eigenen Anſichten über die Bedeutung der Kua gehabt haben. Von einigen chineſiſchen Schriftſtellern werden ſelbſt einzelnen Regenten, wie Schin nong und Hoang ti, eigene Erklärungen der Kua zugeſchrieben. Die Erklärung der Symbole im Beſitze der Hia ſoll Lien ſchan geheißen haben, weil, wie unter andern verſchiedenen Gründen berichtet wird, das Weſen der Dinge immerdar daraus erhelle — Lien ſchan heißt der ausdünſtende Berg — die Erklärung der Dynaſtie In oder Schang hieß Kuei tſang oder der Schatz, weil aller Dinge Weſen darin verſchloſſen ſei[15]). Mag dem ſein, wie da wolle, die chineſiſche Literatur weiß jetzt nichts mehr von dem I king der Dynaſtie Hia und Schang, ſie kennt blos die Erklärungen der Kua von den Begründern der Dynaſtie Tſcheou herrührend, weshalb auch dieſer I king, um ihn von den verloren gegangenen der früheren Dynaſtie zu unterſcheiden, Tſcheou I king, das Buch der Wandelungen der Tſcheou genannt wurde und wird. Es muß hier bemerkt werden, daß die Revolutionen, wodurch in frühern Zeiten in China eine Dynaſtie geſtürzt und eine andere auf den Thron erhoben wurde, in Betreff der Civiliſation des Landes nicht ſo ſpurlos vorübergingen, wie der Wechſel der Dynaſtien folgender Zeiten. Mit jeder der ältern Dynaſtien erſcheint ein neues Syſtem der Religion und Staatsverfaſſung, erſcheinen neue Opfer und neue Geſetze; ſelbſt die Geſänge und Geſangweiſen wurden gänzlich umgeſtaltet. Dies war ja auch der Grund der Wuth des Gründers

8) I King 60; dazu 1. Anm. S. 49. 1. 9) Traité de la Chronologie chinoise 6. 10) I sse, d. h. geordnete Geſchichten oder die Geſchichte in Ordnung, ein Werk, worin alle Zeugniſſe und Anſichten über die alte chineſiſche Geſchichte bis zum Untergange der dritten Dynaſtie, der der Tſcheou, geſammelt ſind. 8. Buch. Bl. 1 fg. Vgl. über dieſes ſehr nützliche Werk die chineſiſche Bibliographie Sſe ku V. Bl. 20. 11) I sse a. a. O. 12) Vorrede zum Schu I. Bl. 4, r. Kong ing ta Vorrede zum J. Bl. 8, v. 13) Tſo tſchuen unter dieſem Jahre. Kang hi unter Fan V, 38, b.

14) Das Exemplar in meiner Sammlung umfaßt 20 ziemlich ſtarke Bände. 15) Kong ing ta in der Vorrede zum J. Bl. 8 fg. Ma tuan lin Buch 175 initio. Regis gibt einige Erklärungen dieſer auf einer einzigen Stelle des Tſcheou li beruhenden dreifachen Benennung des J. S. 44 fg.

der Tſin-Dynaſtie, nach welcher das Land bis auf den heutigen Tag im ganzen Weſten der Erde China, d. i. Tſchina, genannt wird, gegen die Gelehrten und die Monumente der alten Literatur. Beide, die einen durch Wort und That, die andern durch ihren Inhalt, widerſtrebten dem neuen, centraliſirenden oder despotiſchen Syſteme des Selbſtherrſchers Hoang ti; es entſpann ſich zwiſchen den Anhängern des alten und denen des neuen Syſtems ein Kampf auf Leben und Tod, worin, aller Grauſamkeiten ungeachtet, die Tſin-Dynaſtie doch endlich erlegen iſt, und der nach dem alten Feudalſyſteme das Land regierenden Dynaſtie der Han Platz machen mußte.

Gegen die Mitte des 12. Jahrh. vor Chr. Geb. ward die Bevölkerung des Mittelreiches durch die ſchlechten Regenten der Dynaſtie In hart bedrückt. Die Feudalherrſchaft Tſcheou, deren Hauptſtadt Pin hieß, nicht weit von Si ngan fu, der Hauptſtadt der jetzigen Provinz Schen ſi, entfernt, erhob ſich durch Wen wang zu einem großen Anſehen im ganzen Reiche, ſodaß ſie der kaiſerlichen Macht gefährlich zu werden ſchien. Wen wang ward vom letzten Herrſcher der In, Scheou oder Tſcheou genannt — der Charakter, mit dem dieſer Name geſchrieben wird, iſt durchaus verſchieden von der Dynaſtie Tſcheou, hat dieſe doppelte Ausſprache — ins Gefängniß geworfen und auch ſonſt hart behandelt. Deſſenungeachtet hielt er die ſeinem Herrn geſchworene Treue, und rächte ſich blos dadurch, daß er — und dies auf eine ziemlich dunkle Weiſe — mit Worten gegen das ſchlechte Regiment proteſtirte. Eine neue Erklärung der Kua ſchien ihm hierzu vorzüglich geeignet. Dieſe Erklärung mußte demnach die Pflichten der Herrſcher und Unterthanen enthalten; ſie mußte von der religiöſen und phyſiſchen Bedeutung, welche die Bilder urſprünglich gehabt haben, ſich abwenden, und ihnen einen politiſchen und moraliſchen unterſchieben. Wen wang ordnete nun die Bilder nach ſeinem ethiſchen Zwecke, ohne die Aufeinanderfolge, wie ſie Fohi für ſein religiöſes, phyſiſches Syſtem vonnöthen hatte, zu beachten. Um beide Anordnungen zu unterſcheiden, haben die Ausleger ſpäterer Zeiten, die Fohis die Abbildung des *frühern*, und die des Wen wang die Abbildung des *ſpätern Himmels* genannt [16]). Wen wang gab auch den früher durchaus namenloſen Kua Namen und Bedeutung durch *Worte*, chineſiſch *Tſe* genannt, und fügte noch zu einem jeden Symbolum einige inhaltreiche, vieldeutige Worte hinzu, die ſeinen politiſch-moraliſchen Abſichten entſprachen. Der Sohn des Wen wang, Wu wang, ging einen Schritt weiter; er ließ es nicht bei den dunkeln Lehren, die ſein Vater dem nichtswürdigen Scheou oder Tſcheou gab, bewenden, ſondern er empörte ſich gegen ſeinen legitimen Herrn, ſchlug ihn in dem berühmten Treffen in der Ebene Mu ye und ſetzte ſich ſelbſt im J. 1122 auf den Thron des Mittelreiches. Dieſe Empörung und die grauſame Behandlung Scheou's — Wu wang ſoll ihn mit eigener Hand getödtet und das Haupt deſſelben auf eine Fahne geſteckt haben — erregten die Unzufriedenheit vieler Edeln. Der Gründer der Dynaſtie Tſcheou ward vielfach getadelt. Viele Stellen des ganzen vierten Theiles des Annalenbuches (Schu king) weiſen auf dieſen Tadel hin, und ſuchen ihn zu beſchwichtigen. Die Tyrannei des Scheou, heißt es, ſei zu arg geweſen, der Himmel habe ſeine Vollmacht, das Mittelreich zu regieren, ihm entzogen und ſichtbar die Feudalherren von Tſcheou damit bekleidet. Dieſes zu beweiſen war auch der Zweck des Tſcheou kong, des Bruders des neuen Regenten, bei der Ausarbeitung ſeines Commentars über die einzelnen Linien der Kua, der *Hiao* genannt wird, ein Wort, welches nach Kong tſe ſelbſt Umänderung oder Wandel bedeutet, weil nämlich, wie angegeben wird, in ihm alle Veränderungen im Weltgebäude, von denen die Kua das Abbild ſind, erläutert werden [17]). Die Kua und die in 448 Sätzen beſtehenden Erklärungen des Tſcheou kong und Wen wang zuſammengenommen bilden dasjenige, was man Tſcheou J king, das Buch der Wandelungen der Dynaſtie Tſcheou nennt. Obgleich jetzt die Bilder nicht mehr allein da ſtanden, obgleich ſie durch die Erklärungen der beiden berühmten Fürſten ihre moraliſch-politiſche Bedeutung erhalten hatten, wurden ſie doch von dem gemeinen Volke zu allerlei abergläubiſchen Verrichtungen, zu Weiſſagungen, zum Looswerfen, um Glück und Unglück im Voraus zu beſtimmen, gebraucht [18]). Um dieſem Aberglauben zu ſteuern, verſieht Kong tſe die etwas dunkeln Worte und Sätze der beiden Fürſten aus dem Hauſe Tſcheou mit neuen Commentaren, von denen er ſo ſicher hoffte, daß ſie allen Zweifel über den wahren Sinn der Kua heben ſollten, daß er den einen Theil, worin Wen wang's Sätze erläutert werden, *Tuan* nennt, weil er die Kua gleichſam *zerſchneide* oder *zerſetze* — dies heißt Tuan — und das ganze Weſen, die Seele ihres Inhalts darlege. Der andere Theil, worin vorzüglich Tſcheou kong's ausführlichere Erläuterungen nachträgliche Erklärungen erhalten, ward *Siang* betitelt, weil die Kua das Urbild ſind aller Dinge — Siang heißt Bild — und in dieſem Commentare die äußerliche Zuſammenſetzung der Kua erläutert wird, ſo z. B. daß die dreizehnte Kua, *Tong ſchin*, aus dem Trigramm *Himmel* und *Feuer* zuſammengeſetzt iſt; wie das Feuer immer gen Himmel brennt, ſo ſoll das Herz des Unterthanen immer gegen den Fürſten gerichtet ſein [19]). Neben dieſem zwiefachen Commentar des Kong tſe werden ihm noch allgemein mehre Werke zugeſchrieben, die den Commentaren Tuan und Siang angehängt und zuſammen die von den chineſiſchen Scholiaſten ſogenannten *zehn Ye* oder *Flügel* bilden. Dieſe beſtehen in den zwei Theilen des Commentars Tuan und in den zwei Theilen des Commentars Siang; in den zwei Theilen des Hi tſe oder Anhanges; in dem Wen

16) *Regis* 24. Wir werden weiter unten beide Anordnungen anführen.

17) Hi tse J. VIII. 8, v. Kang hi Bd. XIII. Bl. 59, r.

18) Die Behauptung Visdelou's (Gaubil Chouking 410), daß Kong tſe lehre, wie man ſich des J zum Looswerfen bedienen ſolle, iſt durchaus ungegründet. Visdelou's muß einige Stellen des Hi tſe misverſtanden haben. Kong tſe ſagt zwar häufig, die Kua lehren das Gute und Böſe; aber in dem Sinne der gangbaren ethiſch-politiſchen Auslegung.

19) Tſcheou J Kiuen II. 26, v.

yen oder der Erklärung der vorzüglichſten Wörter; in Schue kua oder der Erklärung der Kua im Allgemeinen; in Sou Kua oder in der Erklärung der Kua nach der Ordnung genommen, und endlich in Tſa Kua, ein Werkchen, das allerlei Bemerkungen über die Kua im Allgemeinen enthält. Aus allem dieſem geht demnach hervor, daß der heutzutage vorhandene I king das Werk der vier ausgezeichnetſten oder heiligen Männer des Mittelreiches iſt, nämlich des Fohi, Wen wang, Tſcheou kong und Kong tſe[20]).

Weil nun jeder ſeine philoſophiſchen Anſichten oder ſein philoſophiſches Syſtem als den wahren Sinn, als den einzigen Inhalt des eigentlichen Evangeliums des Mittelreiches, des I, ausgeben möchte, ſo lieſt man wol nicht ſelten die Behauptung, nach Kong tſe habe ſich bis auf dieſe oder jene Zeit die wahre Bedeutung des Buches der Wandelungen verloren. Es gibt chineſiſche Philoſophen, die, nicht weniger von Eigendünkel aufgeblaſen als die des Weſtens, behaupten, ſie allein hätten nach 2000 Jahren endlich wieder den Geiſt der Kua ergründet, welchen ſie zum Heile der Menſchheit mittheilen wollen, ſo z. B. Lai ſchi te, ein Gelehrter des 16. Jahrh.[21]). Aber dem iſt durchaus nicht ſo. Der eigentliche Sinn der Commentare des Kong tſe iſt nicht ſchwer zu faſſen; ſie ſind niemals verloren gegangen und haben auch durch die Bücherverbrennung keinen Schaden erlitten. Man weiß namentlich, durch welche Hände ſie gingen bis zu den Zeiten des Wiederauflebens der chineſiſchen Geſchichte und Literatur unter der Han-Dynaſtie. Kong tſe übergab den I ſammt ſeinen Commentaren ſeinem Schüler Tſchang ku tſe mu aus dem Feudalreiche Lu. Dieſer überlieferte ihn dem Kiao pi tſe yong[22]), ebenfalls aus dem Feudalreiche Lu; Yong dem Han pi tſe kong aus der Provinz Kiang tong; Kong dem Tſcheou tſcheou[23]) tſe kia aus dem Diſtricte Yen; dieſer dem Tu tſe tſching aus Tong wu; dieſer dem Tien ho tſe tſchoang aus Tſi. Tſchoang lebte zur Zeit der Bücherverbrennung (213 v. Chr. Geb.), von der aber der I, weil er dem Volke blos zu magiſchen Künſten, zum Looswerfen u. dergl. diente, und den politiſchen Planen des Tſin ſchi hoang ti nicht ſtörend entgegentrat, verſchont wurde. Der I hat deshalb den Vorzug, das einzige Buch der chineſiſchen Literatur zu ſein, deſſen Tradition ununterbrochen von Kong tſe bis auf die neueſte Zeit fortläuft. Bei dem Beginne der Han-Dynaſtie überlieferte Tſchoang das Buch der Wandelungen dem Wang tong tſe tſchong aus Tong wu und mehren andern Gelehrten, deren Namen in der Vorrede des Kong ing ta zum I und bei Matuanlin[24]) zu leſen ſind. Tien ho tſe tſchoang war zugleich der Erſte, der die Reihe der Commentatoren zur Zeit der Han-Dynaſtie beginnt; er iſt der Vater der chineſiſchen Grammatiker und Scholiaſten, ſchrieb einige Diſſertationen — chineſiſch Pien genannt — über die Kua, und bildete zugleich mehre Schüler. Einige derſelben huldigten den ſpäter um ſich greifenden aſtrologiſchen Spielereien und entfernten ſich von der orthodoxen, politiſch-moraliſchen und phyſiſchen Erklärung der Kua; ſie wurden deshalb von den nachfolgenden Auslegern, während die Diſſertationen des Meiſters immerdar in hohem Anſehen blieben, verworfen. Die Schule des Tien ho tſe tſchoang trennte ſich in der Folge in vier Unterabtheilungen, von welcher die eine mehr, die andere minder der orthodoxen Auslegung des I huldigten.

Neben dem gleichſam officiellen Exemplar oder der authentiſchen Recenſion des I, welches von dem Schüler des Kong tſe in ununterbrochener Reihenfolge auf die Nachwelt überliefert wurde, hatte, man weiß nicht woher, zu Anfang der Han-Dynaſtie Fei tſchi ein anderes Exemplar oder Recenſion des I in alten Charakteren, der deshalb, zur Unterſcheidung von dem officiellen Exemplar, Ku wen I, d. h. I mit alten Charakteren, genannt wurde. Fei tſchi erklärte dieſes Werk, ſchrieb Commentare dazu, und bildete eine Commentatorenſchule, die lange Zeit in großem Anſehen geſtanden hat, wovon Wang pi, Wang ſu[25]) und Tſching huen die vorzüglichſten ſind. Neben dieſen zweien hatte noch ein gewiſſer Tſchiao tſchin ein beſonderes Exemplar des I, und bildete eine dritte Commentatorenſchule, die aber, weil ſie die orthodoxe moraliſch-politiſche Erklärungsweiſe gänzlich verließ, und phyſiologiſchen Träumereien über das gegenſeitige Verhältniß der beiden Kräfte In und Jang nachhing, von den nachfolgenden Gelehrten unbeachtet blieb, und ſo in Vergeſſenheit gerathen iſt. Dieſe dreifachen Recenſionen des I, welche, wie geſagt, zu den dreifachen Commentatorenſchulen Veranlaſſung gegeben haben, die wieder in zehn Unterabtheilungen zerfielen, hatten zur Zeit der weſtlichen Han ſchon 294 Diſſertationen über einzelne dunkle Stellen des Buches der Wandelungen hervorgebracht[26]). Zu den Zeiten der Dynaſtie Sui waren die Scholien zum I ſchon auf 94 Bände, die zuſammen 839 Bücher umfaßten, angewachſen. Aus dieſem mannichfachen Stoffe nahm die wiſſenſchaftliche Commiſſion unter dem Tai tſong der Tang-Dynaſtie, der ein Nachkomme des Kong tſe, Kong ing ta vorſtand, das, was ihrem Zweck entſprach, prüfte die verſchiedenen Meinungen der frühern Ausleger, und vermehrte ſie mit ihren eigenen Anſichten. Das Reſultat ihrer Forſchungen hat Kong ing ta unter dem Namen Tſching i, d. h. wahre Bedeutung oder wahre Erklärung, in ſeiner großen Sammlung der 13 King, wovon der I der erſte iſt, zuſammengeſtellt. Der ausführliche Commentar, Tſching i genannt, bildet nun auch das Fundament einer jeden richtigen Erklärung der King nach den Anſichten der Anhänger des Kong tſe oder der im engern Sinne des Wortes ſogenannten Gelehrten; und dieſe Commen-

20) Kong ing ta I. 6, r. 21) Kong ing ta Vorrede Bl. 11, v. 22) Regis 37 fälſchlich yang. Der Familienname iſt Kiao, der eigene Pi, der Ehrenname tſe yong. Matuanlin 175. 1. v. 23) Das zweite Wort iſt mit einem von dem erſten verſchiedenen Charakter geſchrieben. 24) I ſu Bl. 11, v. Matuanlin a. a. O.

25) Bei Regis 96 ſteht Wang fu, wahrſcheinlich ein Druckfehler, die leider in den eigenen Namen hier und da vorkommen. 26) Matuanlin a. a. O. 2. 3.

Digitized by Google

tatoren der Tang-Dynaſtie behaupten in der chineſiſchen Gelehrtengeſchichte denſelben Rang, welchen die alexandriniſchen Grammatiker in der Gelehrtengeſchichte des Weſtens einnehmen. So wenig aber die Gelehrten des Weſtens bei den Erklärungen des Ariſtarchos oder des Ariſtophanes von Byzanz ſtehen geblieben ſind, ebenſo wenig die Chineſen bei den Erläuterungen und Anſichten des Kong ing ta und ſeiner Genoſſen. Die Zahl der Schriften, welche Gloſſen, Erklärungen der Archaismen in Betreff der Charaktere, ausführliche Abhandlungen über einzelne Stellen, fortlaufende Commentare und ſelbſtändige Syſteme über die Lehre und den eigentlichen Sinn der King enthalten, grenzt ans Unglaubliche. In der kaiſerlichen Bibliothek zu Peking befinden ſich nach dem officiellen chineſiſchen Staatshandbuche vom J. 1818 über den I 159 Bände, die zuſammen 1748 Bücher umfaſſen, wozu noch acht Werke in zwölf Büchern gehören, welche Karten, Abbildungen von Inſtrumenten und andere auf die Erklärung des Buches der Wandelungen ſich beziehende Gegenſtände enthalten [27]). In der chineſiſchen Bücherſammlung zu München befindet ſich ein Werk, das alle verſchiedenartigen Commentare und Abhandlungen über die ſogenannten 13 King enthält und gegen das Ende des J. 1829 unter der Aufſicht des gelehrten Gouverneurs zu Kanton, Juen mit Namen, erſchienen iſt in 1400 Kiuen oder Büchern. Es führt den Titel Hoang tſing King kiai, d. h. Commentare der King der erhabenen Dynaſtie Tſing.

Von China aus verbreitete ſich die Cultur im Weſten nach Japan, im Norden und Nordweſten zu den tatariſchen Völkerſchaften und nach Tibet, im Süden nach Tong king und Cochinchina und theilweiſe auch zu den andern Nationen jenſeit des Ganges. Mehre dieſer Völker haben in ihren Ländern beſondere Ausgaben der King veranſtaltet, und ſie theils vollſtändig, theils blos im Auszuge in ihre Sprache überſetzt. Der I King, wahrſcheinlich ſchon früher in die Sprache der Kitan und Kin übertragen, ward, nebſt mehren andern Werken der chineſiſchen Literatur, gegen das J. 1312 in die Sprache der damals China beherrſchenden Mongolen überſetzt [28]). Kaum ſahen die Mandſchu ihre Herrſchaft in China befeſtigt, ſo ſchickten ſie ſich ebenfalls an, die vorzüglichſten Werke der Literatur des Landes, das ſie beherrſchten, ihrem Idiome anzueignen. Von der Überſetzung des I in Mandſchu gibt es mehre Ausgaben, die dem europäiſchen Überſetzer des Buches der Wandelungen von großer Hilfe war, ſodaß er manchmal einzig und allein nach ihr arbeitete und z. B. Tſcheou kong's Erklärung der dritten Linie der neunten Kua ganz nach der Mandſchu-Verſion überſetzt hat [29]). Die europäiſchen Miſſionaire in China wagten ſich erſt ſpät an die Überſetzung dieſes ſo ſchwierigen Werkes der chineſiſchen Literatur. Man begnügte ſich lange mit bloßen Notizen über dieſes, ſowie über andere Bücher, die natürlich im Anfange viel Falſches enthielten. So z. B. der Bericht über den I, welcher in Magaillans' neuer Beſchreibung China's [30]) enthalten iſt. Magaillans glaubt noch, daß die ſchönen Sentenzen und moraliſchen Sprüche des I von Fohi ſelbſt herrühren. Couplet's Beſchreibung des I in der Vorrede zu ſeinem Confucius Sinarum Philosophus iſt bei weitem genügender; der Leſer findet hier eine im Ganzen richtige Anſicht von dem Inhalte, der Geſchichte und der Bedeutung des I in Beziehung auf die chineſiſche Literatur und Civiliſation [31]). Noch ausführlicher und erſchöpfender iſt die Notiz über den I king, welche Visdelou, Miſſionair in China und ſpäter Biſchof zu Claudiopolis im J. 1728 an die Propaganda eingeſendet hat. De Guignes hat ſie hinter ſeiner Ausgabe des Annalenbuches abdrucken laſſen. Eine vollſtändige Überſetzung des Buches der Wandelungen in lateiniſcher Sprache ward aber erſt im Laufe des erſten Viertels des 18. Jahrh. von drei gelehrten franzöſiſchen Jeſuiten zu Peking unternommen und vollendet. Joſeph de Mailla hat den chineſiſchen Text wörtlich ins Lateiniſche übertragen und ſorgfältig mit der Mandſchu-Verſion verglichen; Peter du Tartre ſuchte die Dunkelheiten des Textes und der wörtlichen Überſetzung durch Anführung der hiſtoriſchen Begebenheiten, worauf er ſich bezieht, aufzuhellen, brachte es aber, wie es im Proſpectus des Werkes heißt, nicht weiter, als bis zu einem Verſuche eines Commentars über die erſte Kua. Johannes Baptiſta Regis prüfte die Arbeiten ſeiner Vorgänger und ſetzte ſie fort. Die wörtliche Übertragung der 448 Sätze, mit welchen Wen wang und Tſcheou kong die 64 Symbole des Fohi erläuterten, ward vollendet, und zur Erklärung derſelben ein ausführlicher Commentar mit Noten verſehen, hinzugefügt, der nebſt dem Auszuge aus den Erläuterungen des Kong tſe, Tſching tſe und Tſchu tſe, auch die eigenen Anſichten des gelehrten Regis über das Verſtändniß der einzelnen Ausſprüche der Fürſten der Tſcheou enthält. Regis trefflicher Commentar fußt auf einem durchaus hiſtoriſchen Grunde; er erklärt ſich ſelbſt in bittern Ausdrücken gegen diejenigen Miſſionaire, welche den I king ſymboliſch deuten, und darin die Myſterien des Chriſtenthums finden wollten. Dieſen Abenteuerlichkeiten, welche auch jetzt wiederum von einer Seite her in Aufnahme kommen [32]), huldigten damals viele Miſſionaire, die da wähnten, der Religion einen großen Vorſchub zu thun, wenn ſie durch allerlei Spitzfindigkeiten und Verdrehungen behaupteten, beweiſen zu können, daß die Hauptlehren des Chriſtenthums ſchon in den älteſten Werken der chineſiſchen Literatur

27) Tai tſing hoei tien Buch 80. Bl. 10, v. Dieſe kaiſerliche Bibliothek führt den Namen Sſe ku tſuen ſchu tſchi t'ang, d. h. Schatz aller Bücher der vier Magazine, und ward auch unter dieſem Namen in einer großen Collection zuſammengedruckt. 28) *Mailla*, Histoire générale de la Chine. IX, 507. In dem Auszuge der Geſchichte der Mongolen bei Mailla wird der I nicht namentlich aufgeführt, wol aber in der ausführlichen Geſchichte der Mongolen ſelbſt. 29) I king, Regis I, 380.

30) Nouvelle relation de la Chine (Paris 1688). p. 120. 31) Confucius Sinarum Philosophus. Prooemialis Dissertatio XXXVIII. 32) Man vergl. dagegen: Die chineſiſche Reichsreligion und die Syſteme der indiſchen Philoſophie, in ihrem Verhältniſſe zu Offenbarungslehren, mit Rückſicht auf die Anſichten von Windiſchmann, Schmitt und Ritter, betrachtet von P. F. Stuhr (Berlin 1835).

Digitized by Google

enthalten wären. „Ich hätte mich," ſchreibt Regis an Freret, „in meinem Commentare viel kürzer faſſen können, wenn ich nicht darauf ausgegangen wäre, diejenigen zu widerlegen, welche in den King die Myſterien unſerer heiligen Religion und dergleichen Dinge finden wollen, welche blos von den durch Gott erleuchteten Patriarchen herſtammen können [33])." Die myſtiſche oder allegoriſche Auslegung der Kua nennt er an einer andern Stelle gradezu abgeſchmackt und erdichtet, indem alle chineſiſche Gelehrten durchaus von einer ſolchen Erklärung nichts wiſſen wollten. Das Werk des Pater Regis und ſeiner Genoſſen beſteht in drei Theilen. Der erſte Theil enthält eine Geſchichte des I, ſowie aller andern King — ein vortreffliches Fragment einer chineſiſchen Literaturgeſchichte, der Freret den größten Theil ſeiner Notizen über die chineſiſche Literatur in ſeinen Werken und Abhandlungen zu verdanken hat [34]). Der zweite Theil enthält die Überſetzung der Erklärungen der Kua von Wen wang und Tſcheou kong, und der dritte eine Überſetzung und kritiſche Erläuterung der kleinen hinter dem I befindlichen, oben aufgezählten Werkchen. Das ganze Werk ward gleich nach ſeiner Vollendung in mehren Exemplaren nach Europa geſchickt. Mailla verweiſt darauf in der Vorrede zu ſeiner Bearbeitung der chineſiſchen Chronik, Kang mu genannt [35]). Gaubil rühmt die Arbeit des Regis ſehr, und ſagt, daß Exemplare derſelben nach Rom und Paris geſendet wurden [36]). De Guignes glaubte, daß es ſehr ſchwer halten werde, die ganze Überſetzung dieſes weitläufigen Werkes, die ſich auf der königlichen Bibliothek befände [37]), zu drucken; aber durch die vereinte Thätigkeit des verſtorbenen Remuſat und unſeres gelehrten Landsmanns Mohl ward der Anfang des Druckes dieſes ſo wichtigen Werkes der chineſiſchen Literatur möglich gemacht, und wir hoffen, daß er auch bald vollendet ſein wird.

Das Buch der Wandelungen iſt, wie geſagt, das Fundament der chineſiſchen Metaphyſik und Phyſik, der Staatsweisheit und des Aberglaubens des Reiches der Mitte. Der bekannte Streit der katholiſchen Miſſionaire, ob die chineſiſchen Ceremonien religiöſer oder politiſcher Natur ſind, ob die Chineſen eine bewußtloſe oder eine ſich ſelbſtbewußte, mit Weisheit Alles beherrſchende Kraft als die Urheberin jedes Daſeins anerkennen, kann blos durch eine genaue Unterſuchung des I king entſchieden werden. Die gelehrteſten Miſſionaire ſind in dieſer Beziehung ganz verſchiedener Meinung. Während Couplet behauptet, die älteſten Weiſen des Mittelreiches hätten einen Herrn des Himmels, der im I Schang ti genannt würde, erkannt, und ihn als Schöpfer aller Dinge geprieſen, verſichert Visdelou, daß im I keine Spur von einer Gottheit im theologiſchen Sinne des Wortes vorkäme, und daß die Worte Schang ti nach den beſten Commentatoren entweder mit dem todten letzten Principe, Tag ki genannt, gleichbedeutend wären, oder doch höchſtens blos den Genius des Himmels bezeichneten, — weil nach der Grundanſicht der Philoſophen des Mittelreiches jedes Weſen, jeder Gegenſtand ſeinen beſondern Genius habe. Obwol Regis, ſowol in ſeinen einleitenden Diſſertationen, als in ſeinem Commentare durchaus bei der Sache bleibt, ohne auch nur im Entfernteſten auf dieſen berühmten Streit der Miſſionaire anzuſpielen, ſo finden ſich doch in dem Commentare und in den einleitenden Notizen mehre Stellen, wodurch der große Sinologe zu verſtehen gibt, was er im Ganzen von der Religion oder Metaphyſik des I king halte [38]).

Die Kua haben von dem Weſen der Gegenſtände, die ſie nach der Meinung des Wen wang repräſentiren, ihre Benennung erhalten. Die erſte Kua iſt z. B. das Symbol des Himmels; ſie heißt aber nicht Tien, Himmel, ſondern Kien, d. i. die immer blühende, unaufhörlich thätige feine Kraft des Himmels. Die zweite Kua iſt das Symbol der Erde; ſie heißt aber nicht Ti, Erde, ſondern Kuen, d. h. die Kraft, die minder vollkommene, träge Qualität der Erde. Kien iſt in dieſer Beziehung gleichbedeutend mit dem vollkommenen geiſtigen Principe, Jang genannt, und Kuen mit dem unvollkommenen, materialiſtiſchen Principe In; Tien und Ti ſind gleichſam blos, wie Kong tſe am Anfange des Hi tſe ſagt, die Verkörperungen der himmliſchen und irdiſchen Kraft des Kien und Kuen [39]).

Folgendes iſt eine Überſicht der Entſtehung und Zuſammenſetzung der vier Bilder der acht Trigramme, nebſt ihren verſchiedenen Anordnungen und der 64 Kua:

33) Y-king, Praefatio XI. 34) *Freret*, Oeuvres complets (Paris 1796). Vol. 11. 12. 35) Histoire générale de la Chine. I, Préface 69. 36) Traité de la Chronologie chinoise. 81. No. 7. 37) Chou king 401.

38) Nec mirum Sinas philosophos docere, omnia ex mutuo utriusque virtutis seu principii, seu materiae In et Jang concursu generari, et ad debitum cuilibet generi rerum decus roburque promoveri. Y-king I. p. 298. 39) I. Buch VII. am Anfange. 40) Von einem die beiden in ſich vereinigenden Grundprincipe, ſpäter Tai ki oder das Abſolute genannt, weiß der I king noch nichts. Die bildliche Darſtellung des Tai ki iſt ◯. Die beiden Principe werden gewöhnlich Leang i, die beiden Formen oder Geſtalten genannt.

Die acht Trigramme, nach der Ordnung des Wen wang, Abbildung des ſpätern Himmels genannt.

Kien, Vater. — Kuen, Mutter. — Tſchin, älterer Sohn. — Suen, ältere Tochter.

Kan, mittlerer Sohn. — Li, mittlere Tochter. — Ken, jüngerer Sohn. — Tui, jüngere Tochter.

Die vier und ſechszig Kua.

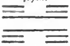
1. Himmel.
2. Erde.
3. Werden.
4. Kindheit.
5. Wolken überzogener Himmel.
6. Zwietracht, Streit.
7. Kriegesherr.
8. Friede.
9. Glanz oder Trefflichkeit.
10. Gehen, Handeln.
11. Allgemeine Verbreitung der Ruhe und Eintracht.
12. Verſchließen, Zwiſt.
13. Eintracht.
14. Überfluß.
15. Demuth.
16. Freude.
17. Leben.
18. Beſchäftigung.
19. Größe.
20. Scharfſichtig.
21. Eſſen und den Mund verſchließen.
22. Geſchmückt.
23. Zerſtreuen.
24. Wiederholung.
25. Keine Unordnung.
26. Großer Glanz.
27. Nähren.
28. Großes Vergehen.
29. Ruhen in einer Grube.
30. Helle.
31. Reiz.
32. Dauer.
33. Entziehen.
34. Großer Überfluß.
35. Nachfolgen.
36. Einſichtsvoll zu züchtigen.
37. Familie.
38. Zerſtreut umherblicken.
39. Mühſeligkeit.
40. Ordnen.
41. Vermindern.
42. Hinzufügen.
43. Feſtſetzen.
44. Eiferſüchtiges Weib.
45. Aufhäufen.
46. In die Höhe ſteigen.
47. Erſchöpfung.
48. Brunnen.
49. Verändrung [41]).
50. Feſtigkeit.
51. Bewegung.
52. Unverwandten Blickes betrachten.
53. Eile.
54. Ein Mädchen verheirathen.
55. Überfluß.
56. Gaſt.
57. Allenthalben.
58. Erklären.
59. Auseinander treiben.
60. Grenze.

41) Dieſe Kua bezieht ſich auf die Ordnung des Jahres, auf den Kalender ꝛc. *Gaubil*, Traité de l'Astronomie chinoise in *Souciet*, Observations mathématiques, astronomiques etc. III, 2.

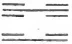
Digitized by Google

61. Herzliche Treue.

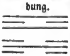
62. Geringes Verſehen.



63. Vollendung.



64. Keine Vollendung.



Die phyſiſch-politiſche Erklärungsweiſe der Kua — Phyſik und Politik ſind innig verbunden nach chineſiſcher Anſicht — wird am beſten durch einen Auszug des dem Kong tſe zugeſchriebenen Werkchens erhellen, welches die Anordnung der Kua überſchrieben iſt, und nach der jetzigen Eintheilung einen integrirenden Theil des Buches der Wandelungen bildet.

„Nachdem Himmel (1) und Erde (2), d. h. die beiden erſten Kua, waren," ſagt Kong tſe, „wurden alle Dinge hervorgebracht. Da der Himmel und die Erde von ihnen angefüllt waren, ſo mußten nothwendig alle Dinge daraus hervorgehen oder werden (3); Werden iſt gleichſam ſelbſt blos Daſein — das Werden iſt das erſte Hervorkommen der Dinge. Nachdem die Dinge geworden, ſind ſie in einem Zuſtande der Kindheit (4), welchen eine aus dem Berge hervorſtrömende Quelle trefflich repräſentiren ſoll — aus dieſen beiden Trigrammen beſteht nämlich die vierte Kua. Dieſe ſehr kleinen Gegenſtände ſind nicht geeignet verzehrt zu werden, ſie müſſen erſt groß gezogen oder ernährt werden, was der mit den Wolken überzogene Himmel (5) andeutet; eine Erziehung und Nahrung, die nicht ohne Zwietracht und Streit (6) der verſchiedenen Elemente vor ſich gehen kann. Zum Streit gehört aber eine Menge, ein Kriegsheer (7), und dies wird durch die ſiebente Kua bezeichnet. Dieſe Menge muß nothwendig etwas in ſich haben, was ſie wiederum zum Frieden (8) umſtimmt, was etwas Gutes oder Treffliches (9) ſein muß; dieſes Treffliche beſteht aber vorzüglich in den Geſetzen und Sitten, welche Princip des Handelns (10) ſind, das allenthalben (11) verbreitet werden muß, was aber ohne Zwiſt oder Widerſtand der Dinge (12) nicht abgeht, dem nur durch Eintracht der Menſchen (13) geſteuert werden kann. Durch Eintracht der Menſchen werden die Dinge nothwendig beſiegt, woraus Überfluß (14) entſteht; aber der Überfluß kann nicht ſo groß ſein, daß nicht Mäßigkeit oder Demuth (15) vonnöthen wäre; iſt Mäßigkeit und Demuth vereinigt, dann entſteht allgemeine Freude (16), und wo dieſe ſtattfindet, werden die Menſchen gern hingehen, gern daſelbſt leben (17)." [42])

(*Karl Friedr. Neumann.*)

IKIRIOU nennen die Eingeborenen Surinams eine große Schlange, welche dieſelbe zu ſein ſcheint mit der von den Braſiliern Boïguacu genannten; wahrſcheinlich werden mehre große Arten der Gattungen Boa und Python darunter zuſammengeworfen. (*Burmeister.*)

IKOGAWA, einer der beträchtlichſten Flüſſe auf der japaniſchen Inſel Niphon. Er entſpringt auf dem Berge Sanótooki, an der Grenze der Provinzen Sinano und Muts, und durchſchneidet einen Theil der zuletztgenannten, wo er den Datami zur Linken und die Waſſer des Salzſees Inaba zur Rechten empfängt. Dann tritt er in die Provinz Jetſingo ein, erhält daſelbſt den Namen Tſugawa und fällt mit einem ſeiner Zweige in die Bucht von Niegata und mit dem öſtlichſten in die von Fukuſimagata. (*Klaehn.*)

Ikon-Amlak (Geſch.), ſ. unt. Äthiopien (Geſch.) und Äthiopische Sprache.

Ikonantidyptisches Fernrohr, ſ. Fernrohr.

Ikonium (*Ἰκόνιον*), ſ. Iconium.

Ikonographie, ſ. Ikonologie.

IKONOKLASTEN (Bilderſtürmer, Bilderſtreit) [1]). In den Jahrhunderten der Verfolgung wollten die Chriſten die Dienſte der bildenden Kunſt nicht bei Darſtellung der Gegenſtände ihrer Verehrung. Zurückgeſtoßen von der Welt, nur auf die Zukunft rechnend, wollten ſie überhaupt an nichts Gegenwärtigem und Irdiſchem ſich mehr erfreuen, alſo auch nicht an der Kunſt, wollten vor allem jedes ſinnlich Angenehme als heidniſch fliehen, alſo auch die ſinnliche Schönheit, welche die bildende Kunſt ſich nicht nehmen ließ, und welche ſie ſo oft im Dienſte des Heidenthumes verwandt hatte; ſie wollten darum auch das Höchſte lieber in Knechtsgeſtalt ſchmucklos oder ſelbſt in häßlicher Erſcheinung denken und anſchauen, als in der Hülle jener oft entweihten Reize der bildenden Kunſt. Die Disharmonie zwiſchen reichem geiſtigem Gehalt und unſcheinbarer Form drückte befriedigend und beſtärkend auch das ganze Misverhältniß ihres gegenwärtigen leidenvollen Zuſtandes aus, welcher ihnen auch für innern Werth und Gehorſam gegen Gott nicht Lohn, ſondern immer nur irdiſches Unglück gewährte; ſie ſollten und wollten hierauf gefaßt bleiben, ſich nicht befreunden mit der Welt, ſondern ſich fortwährend unheimlich in ihr fühlen, und ſo die alleinige Schätzung ewiger Güter und die überirdiſche Sehnſucht ſich ungetrübt erhalten.

Anders aber wurde es, denn das Glück iſt ſchwerer zu tragen als das Unglück, ſeit mit dem 4. Jahrh. eine

42) I king. Buch IX. Bl. 11 fg. Man erſieht aus dieſer ausführlichen Beſchreibung und Zergliederung des Buches der Wandelungen, daß keiner der verſchiedenen Theile, aus dem der I beſteht, als Grundlage der chineſiſchen Geſchichte und Chronologie gebraucht werden kann. Kong tſe erwähnt in dem Appendix (Hi tſe) des Fohi, Schin nong, Hoang ti, Jao und Schun, und der Erfindungen, die unter ihnen gemacht worden ſein ſollen, ohne ſich aber über die Anzahl der Jahre, die ſie regiert haben, zu erklären. Deſſenungeachtet hat es doch mehre Chineſen gegeben, die auf die Worte des I und ſelbſt auf die bloßen Kua ein chronologiſches Syſtem aufgebaut haben; aber dieſe Leute haben ſich, wie Gaubil richtig bemerkt, den I ebenſo gemacht, wie ſie ihn haben wollten und brauchen konnten. Traité de la Chronologie chinoise, 81.

1) Über die Quellen ſ. Walch's Ketzerhiſtorie. 10. Th. S. 82—87, und, wo man dies nicht ſucht, 11. Th. S. 267—296. In der erſtern Stelle ſind auch die bedeutendſten neuern Bearbeitungen des Gegenſtandes bis auf Walch's Zeit charakteriſirt. Außer den dort genannten iſt vornehmlich noch Schloſſer's Geſchichte der bilderſtürmenden Kaiſer (Frankf. 1812) anzuführen, und von allgemeinern Schriften, welche den Bilderſtreit gelegentlich mit berühren, beſonders Neander's Kirchengeſch. 3. u. 4. Th.

Digitized by Google

Verſöhnung eintrat zwiſchen der Kirche und dem bis dahin heidniſchen Weltreiche. Nun war auch die irdiſche Gegenwart nicht mehr unerfreulich, nun verſchwanden die Überreſte chiliaſtiſcher Hoffnungen, welche irdiſche Befriedigung und Belohnung nur in der Zukunft ſuchten, nun brachte die nicht mehr feindliche Welt freiwillig der Kirche die Schätze dar, welche ſie bis dahin der Verherrlichung des Heidenthums gewidmet hatte, und ſollte die Kirche das Opfer zurückweiſen, welches ein ſo willkommenes Zeichen der geſchehenen Umſtimmung war? Wie man die ſchönſten heidniſchen Tempel nicht niederriß, ſondern zu chriſtlichen Kirchen weihte, wie nun auch der chriſtliche Cultus heidniſch glänzend wurde, ſo lernte man nun auch Gefallen finden an bildlicher Darſtellung bibliſcher oder kirchlicher Gegenſtände; ja, bald verfielen hier manche in das dem Kunſthaſſe entgegengeſetzte Extrem, und dieſelbe zerſtreuende, vom Innern auf das Äußere ablenkende Wirkung, welche die Pracht und die Umſtändlichkeit des künſtlich geregelten Cultus auf ſie ausübte, führte auch bei den Bildern, wie früher ſchon bei den Reliquien, zu einer Art von Fetiſchismus, ließ viele die Sache und den Zweck über den Bildern vergeſſen, und ließ dieſe ſelbſt als heilige Gegenſtände und wirkſame Mächte betrachten und behandeln.

In der lateiniſchen Kirche hatte daher ſchon zur Zeit Gregor's des Großen ein Biſchof zu Marſeille, Serenus, die Bilder in den Kirchen ſeiner Diöceſe zerſtören oder daraus wegnehmen laſſen, weil die Franken, unfähig den Gegenſtand des Bildes vom Bilde ſelbſt zu unterſcheiden, dieſe ſelbſt angebetet hatten. Noch mehr aber hatte dieſer Bilderdienſt neben der Heiligenverehrung Beifall gefunden in der griechiſchen Kirche, als hätte hier der alte Nationalcharakter auch innerhalb der Kirche wieder einen äſthetiſchen Polytheismus erzeugen, und traveſtirten Göttern Griechenlands unwillkürlich anhängen müſſen. Wenigſtens die große Mehrzahl des Volkes, vornehmlich Weiber, Mönche und alle, welche von ihnen geleitet wurden, gaben ſich mit einem immer zunehmenden Eifer dieſen neuen Heiligthümern hin; einige waren von Chriſtus oder doch nicht von Menſchenhänden gemacht. Man zündete ihnen Weihrauch und Lichter an, man lud ſie als Taufzeugen ein, bat ſie um Hilfe und wußte von ihren Wundern; heilende Salben waren aus den Händen der Bilder gefloſſen, und belagerte Städte waren, wie man rühmte, durch ihre Bilder geſchützt, grade zu einer Zeit, wo die Araber in Aſien eine Stadt nach der andern wegnahmen, und durch die miterbeuteten Bilder, wenn dieſe eingelöſt wurden, ihren Gewinn noch vermehrten. Darum gab es aber auch noch eine andere Partei, die Partei der kraftvollern, aber roheren Naturen, welchen, was Weiber und Mönche beſchäftigte, ſchon deshalb zuwider war, die Partei des Heeres, welches die Städte anders, als durch Bilder, gegen die Araber zu vertheidigen hatte, und welchem dabei leicht die tapfern Ungläubigen achtungswerther erſchienen, als unkriegeriſche Bilderfreunde, durch welche es ſich bei jener Vertheidigung gar nicht unterſtützt, ſondern nur gehemmt und beläſtigt ſah. Immer aber war doch der Einfluß und die Macht jener erſtern Partei geiſtiger Art, und ſie war ebendeshalb der andern, welche mehr nur auf ihre materielle Kraft rechnen durfte, verhaßt, aber auch theilweiſe überlegen, und ſo erhielt dieſer Gegenſatz der Parteien und dadurch auch der Bilderſtreit öfter eine allgemeinere Bedeutung, auf der einen Seite zwar auch Aberglaube und Verbildung, aber doch auch die Überreſte der Bildung, religiöſes Leben, wenn auch in phantaſtiſchen Formen, geiſtige und kirchliche Oppoſition gegen weltlichen Sinn und militairiſchen Despotismus, auf der andern Seite proſaiſche Verſtändigkeit, Unglaube, Frivolität oder Rohheit bis zum Vandalismus gegen alle Bildung, oder Zurückgehen auf ein Minimum des Glaubens, echtes oder vorgebliches Proteſtiren gegen ſpätere Überladung des einfachen Evangeliums, zugleich Cäſareopapie, und in ihrem Intereſſe monarchiſch centraliſirender Monotheismus gegen demokratiſch bewegliche Vielgötterei.

Nun regierten aber im 8. und 9. Jahrh. mehre kraftvolle und kriegeriſche Kaiſer, welche entſchieden der zweiten Richtung ſelbſt anhingen und in dieſem Sinne zu wirken ſich gedrungen fühlten; doch war ihr gewaltthätiges, antinationales und antihierarchiſches Eingreifen [2], ihre octroyirte Reformation nicht von bleibender Wirkung, wie viel Wahres ſich auch zur Rechtfertigung derſelben ſagen ließ, und zwei Kaiſerinnen, welche der erſtern Richtung angehörten und Vorſchub leiſteten, konnten dem griechiſchen Volke ſeine alten Götter, ſeine ihm entriſſenen Bilder leicht und für immer wiedergeben.

Seit 717 regierte der Kaiſer Leo III., der Iſaurier, kein Abkömmling alter Kaiſergeſchlechter, ſondern kraftvoller Emporkömmling von der niedrigſten Abkunft, wegen ſeiner kriegeriſchen Eigenſchaften vom Heere zum Kaiſer ausgerufen. Das Ungewöhnliche ſeiner Thronbeſteigung, ſowie ſeines nachherigen Verfahrens gegen die Bilder, trieb ſpäter Anhänger derſelben beides in Verbindung zu bringen; Juden, ſo beſchreibt es ſchon eine Erzählung des 9. Jahrh., welcher mehre ſpätere folgen, von welcher aber Theophanes und Nicephorus nichts wiſſen, Juden, vertrieben wegen verunglückter Verſuche auf arabiſchem Gebiete Bilder zu zerſtören, ſollen ihm ſchon in ſeiner Jugend einen Eid abgenommen haben, daß er ihnen eine Bitte erfüllen wolle, wenn er Kaiſer würde, und als er dies gegen ſeine Erwartung geworden war, die Vertilgung der chriſtlichen Bilder von ihm gefodert haben. Wahrſcheinlicher iſt, daß er wenigſtens nicht ohne Rückſicht auf Juden und Araber ſich zuerſt zur Beſtreitung der Bilder entſchloß; es konnte ihm bei ſo vielen Berührungen mit Beiden nicht verborgen bleiben, daß ſie in ihrem Widerwillen gegen alle bildliche Darſtellung heiliger Dinge den chriſtlichen Bilderdienſt als Abgötterei

2) So ſieht es auch ein Hiſtoriker an, der ſonſt Alles aufſucht, um die bilderſtürmenden Kaiſer im günſtigſten, und Alles, was von der Kirche ausgeht, im ungünſtigſten Lichte erſcheinen zu laſſen. „The enthusiasm of the times was strongly against them, and the emperors, who stemmed the torrent, were exasperated and punished by the public hatred.“ *Gibbon* chap. 49. p. 45.

Digitized by Google

verſpotteten, und beſonders im J. 722 bei ſeinen Bemühungen, Juden und chriſtliche Rigoriſten mit der Kirche zu vereinigen, welche auch ſonſt für ſeine Denk- und Regierungsweiſe in religiöſen Dingen bezeichnend ſind, mußte dieſer Anſtoß zur Sprache kommen, und die Einwürfe, welche dieſelben davon hernahmen, waren ſchwer zu widerlegen; auch hatte nach einer Nachricht, welche ſchon auf der Synode zu Nicäa 787 vorgeleſen wurde, grade um dieſe Zeit der Khalif Jezid II. angefangen, die Bilder in chriſtlichen Kirchen auf Antrieb der Juden zerſtören zu laſſen. Doch ließ Leo faſt zehn Jahre ſeiner Regierung vergehen, ehe er etwas gegen die Bilder unternahm. Im J. 726 aber auf Antrieb eines Renegaten, Beſer, eines ſeiner Günſtlinge, welchen er auch wegen ſeiner großen Körperſtärke werth hielt, und unter Zuſtimmung des Biſchofs Conſtantin von Nakolia und einiger andern Kleriker, welche ihm vielleicht (vgl. den Brief Gregor's) durch altteſtamentliche Beiſpiele erläuterten, wie auch ſonſt wol die Reform der Religionsverfaſſung von den Fürſten habe ausgehen müſſen, wenn die Prieſter zögerten oder ſelbſt der Leitung bedurften, gab er einen Befehl gegen die Bilder, vielleicht jetzt nur gegen die Adoration derſelben, welche ihm Abgötterei ſchien, weil Menſchenwerk verehrt werde. Es fehlen nähere Nachrichten, in welcher Ausdehnung dies erſte Edict angewandt ſei, und welche Bewegungen es in Conſtantinopel ſelbſt hervorgebracht habe. Vielmehr nur in ſolchen entfernteren Gegenden des Reiches, wo auch ſchon ohnedies Anlaß und Neigung zur Inſurrection war, ſcheint man dafür gern einen religiöſen Vorwand ergriffen, gern in einer Ketzerei des Kaiſers eine Rechtfertigung zum Aufſtande gegen ihn gefunden zu haben, wenn nicht etwa die ſpätere Geſchichte alle Gegner des Kaiſers für Bilderfreunde und die unglücklichen unter dieſen für Märtyrer der Bilder gehalten hat. So erhob ſich auf den Cykladen ein Gegenkaiſer, Kosmas, der an der Spitze einer Flotte Conſtantinopel bedrohte; aber Leo ſchlug und verbrannte die Flotte, Kosmas und ſeine Anhänger wurden gefangen und enthauptet, und dieſer glückliche Erfolg, ebenſo ein verheerender Vulkan, der im Meere entſtand und eine Inſel bei Hiera aufwarf, und den der Kaiſer als ein Zeichen göttlichen Unwillens über den noch fortdauernden Götzendienſt anſah, beſtärkten ihn, dies meint wenigſtens Theophanes, in der Fortſetzung ſeiner Unternehmungen. So gab es wol noch mehr in Italien auch ohne Bilderverbote Veranlaſſungen zur Oppoſition gegen den Kaiſer; jetzt kam es von Neuem zum Streit zwiſchen Gregor II. und den Exarchen; auch Gregor widerſetzte ſich dem Bilderverbote, und ſo waren alle Gegner des Kaiſers und alle Freunde der Bilder deſto lebhafter für ihn. Der Kaiſer aber mußte nun Maßregeln gegen ihn verſuchen laſſen, wie im Jahrhunderte vorher Conſtans gegen Martin ergriffen hatte, wenn er auch nicht grade Befehle gegeben hatte, ihn zu tödten; allein dies war jetzt ſchwieriger auszuführen; ſelbſt die Longobarden wollten ſich nicht gegen den Papſt gebrauchen laſſen, vielmehr ſelbſt als Beſchützer deſſelben ſich einmiſchen, und dieſe nahen Beſchützer oder einen italieniſchen Gegenkaiſer der Rebellen noch mehr als den erbitterten Kaiſer in der Ferne fürchtend, ſcheint zuletzt Gregor noch für die Herſtellung der kaiſerlichen Macht (die Franken, wenn er ſie anders ſchon aufgefodert hatte, halfen ihm ja auch nicht)[5]) in Italien gewirkt zu haben. Indeſſen ging der Kaiſer weiter; ſchon nicht mehr blos die Bilder verwarf er, ſondern auch die Fürbitte der Maria und die Verehrung der Reliquien, er tadelte die Kaiſer und Erzbiſchöfe und andere Chriſten der Vorzeit, daß ſie durch den Bilderdienſt Abgötterei getrieben hätten, alles freilich, ſagt Theophanes zugleich zur Rechtfertigung jener frühern, weil er die Lehre von der relativen oder verhältnißmäßigen Bilderverehrung (σχετικὴ προσκύνησις) nicht verſtand. Darum ſchritt er denn auch zu einem zweiten ſchärferen Verbote, durch welches nun die Wegſchaffung der Bilder ſelbſt angeordnet werden ſollte. Zuvor ſoll er ein Collegium von zwölf der ausgezeichnetſten Gelehrten gefragt haben, welche unter einem dreizehnten, der οἰκουμενικὸς διδάσκαλος hieß, als eine Art von Akademie in der Bibliothek neben der Sophienkirche gewohnt hätten; als dieſe ihm aber widerſprachen, habe er die Männer und die Bücher, 33,000 oder 36,500 Bände, mit einander verbrennen laſſen. Allein von einem ſolchen Collegium weiß man ſonſt nichts; die Bibliothek Conſtantin's war ſchon unter Zeno wieder verbrannt, Theophanes, Nicephorus, Johannes Damascenus, die Acten der Synode zu Nicäa ſagen nichts davon, und Cedrenus im 11. Jahrh., welchem dann Zonaras, Glykas und Conſtantin Manaſſes folgen, iſt der erſte, welcher auch dieſen Act des Vandalismus dem bilderſtürmenden Kaiſer beilegt. Gewiſſer iſt, daß er das zweite Edict weniger als Cabinetsbefehl, ſondern nach Befragung und mit Zuſtimmung des Patriarchen erlaſſen wollte. Patriarch aber war ſeit dem J. 715 der jetzt 95jährige Germanus, ein Mann, welcher in dieſem Streite nicht blos als Vertheidiger der Bilder, ſondern mehr noch als ein feſter Verfechter der Kirchenfreiheit gegen die willkürlichen Eingriffe des weltlichen Despotismus erſcheint. Schon nach dem erſten Edicte hatte er ſich bemüht, die einzelnen Biſchöfe, welche dadurch zur Beſchränkung der Bilderverehrung in ihren Städten veranlaßt waren, durch Briefe umzuſtimmen. „Neuerungen," ſchreibt er dem Biſchofe Thomas von Claudiopolis (*Mansi* XIII. 105—127), „müßten überhaupt in der Kirche möglichſt vermieden werden, weil ſie dem Volke Anſtoß gäben; die kirchliche Lehre von der Trinität halte allen Götzendienſt von der Kirche fern, und nur auf dieſen bezögen ſich die Moſaiſchen Verbote; nicht Holz und Malerei würden angebetet, ſondern immer nur Gott, doch ſeien die Bilder eine wirkſame Form des Unterrichts, eindringlich, wie der mündliche Unterricht, erwecklich zum Lobe Gottes durch die dargeſtellten guten Thaten; überdies dienten die Abbilder der menſchlichen Geſtalt Chriſti zur Widerlegung der Doceten, und leugnen könne man doch auch die durch einige Bilder geſchehenen Wunder ſo wenig, als die Wunder des N. T." Dem Biſchofe Conſtantin von Nakolien hatte er einen Brief an den Biſchof Johann von Synaden geſchickt,

5) Walch 10. Th. S. 255. Anm. 2.

Digitized by Google

worin dieſer aufgefodert wurde, Conſtantin, wenn er den Brief überbringen würde, mit ähnlichen Gründen, wie die obigen, von ſeinem Irrthume abzubringen, und ihn verſprechen zu laſſen, daß er der rechten Meinung beitrete; aber Conſtantin hatte den Brief, ſeinen Inhalt ahnend oder bemerkend, nicht abgegeben und war nun dafür von dem Patriarchen, aber wahrſcheinlich ſchon ohne Erfolg, ſuspendirt. Jetzt, nach dem zweiten Edicte, erwiederte Germanus dem Kaiſer, der ihn, wie es ſcheint, bei dem erſten Edicte wenig gefragt hatte, aber nun vielleicht grade deshalb nur wenig davon ausgeführt ſah; auf Befragen nur Erinnerungen an ſeinen Eid, die beſtehende Religionsverfaſſung unverletzt zu erhalten, und andere Warnungen. Aber in ſeiner nächſten Umgebung mußte er ſchon, wenn er ſich ſelbſt nicht fügen wollte, einen unterwürfigern Verfechter der kaiſerlichen Aufklärung bemerken. „Laufe nur nicht ſo ſehr," rief er ſeinem Syncell Anaſtaſius zu, als ſie zum Kaiſer gingen, und Anaſtaſius vordrängend ihm hinten auf das Kleid trat, „du kommſt noch früh genug auf den Kampfplatz." Das neue Edict, ungewiß inwiefern verſchärft (man kennt ja auch das erſte nicht), wurde entworfen; keine Synode, ſondern nur ein „Silentium," ein Cabinetsrath mit ſummariſchem Verfahren wie ein Kriegsgericht, wurde in einem kaiſerlichen Palaſte gehalten, und Germanus hier nicht zur Mitberathung der kirchlichen Angelegenheit, ſondern ſchon faſt wie ein Beklagter vorgeladen und zur Unterſchrift des Edictes aufgefodert. Er aber beſtand darauf, daß dergleichen nicht ſo tumultuariſch, daß eine ſo wichtige religiöſe Neuerung nicht ohne eine allgemeine Synode rechtmäßig entſchieden werden könne; er könne nicht anders, aber ſie möchten mit ihm verfahren, wie ſie wollten: „werft mich ins Meer, wenn ich Jonas bin." Er legte ſein Omophorium und mit ihm ſein Amt nieder, und nach Theophanes und Nicephorus wagte man dann auch nicht weiter ihn zu verletzen, er ging aufs Land in ſein väterliches Haus zurück, wo er den Reſt ſeiner Tage verlebte, nach andern ziemlich frühen Berichterſtattern ſoll er auch noch durch Soldaten gemishandelt, aus dem Palaſte geworfen und ins Exil abgeführt, nach dem synodicon bei Fabricius (Bibl. Gr. ed. *Harl.* 12. p. 412) ſogar im Kloſter Chora mit ſeinem Archidiakonus Anthimus erdroſſelt ſein. Und dann geſchah, was Germanus ſchon erwartet hatte, Anaſtaſius wurde zum Patriarchen gemacht, und er billigte nun die Maßregeln des Kaiſers, ſodaß man nun, wenn nicht ſeine Ernennung ſelbſt zu ſehr eine kaiſerliche Maßregel geweſen wäre, auch eine kirchliche Sanction für das Bilderverbot gehabt hätte. Wenigſtens wurde es nun rückſichtsloſer ausgeführt, fand aber auch deſto gereiztern Widerſtand. So jetzt auch in Conſtantinopel ſelbſt. Über einem Thore des kaiſerlichen Palaſtes ſtand ein ehernes Chriſtusbild, welches ἡ ἁγία χαλκῆ, nach andern auch der Bürge, ὁ ἀντιφωνήτης, genannt wurde; durch Sagen von wunderbarer Bürgſchaft und Hilfe, welche das Bild einem gläubigen Verehrer geleiſtet, und wodurch es ſelbſt einen Juden bekehrt haben ſollte, war es den Bilderfreunden vorzüglich theuer. Eine Leiter wurde angeſetzt, ein kaiſerlicher Beamter (σπαθαροκανδιδάτος, *Mansi* XII, 970), Jovinus, machte Anſtalt, es mit einem Beile herunterzuhauen; die unten ſtehenden Weiber jammerten, baten, es nicht zu thun, dann, als dies nichts half und als ſchon drei Schläge in den Kopf des Bildes gefallen waren, zogen ſie die Leiter weg, der Spatharokandidat ſtürzte herunter und wurde nun unten von dem wüthenden Haufen mit Knitteln todtgeſchlagen; dann zogen ſie vor das Haus des neuen Patriarchen Anaſtaſius, höhnten und drohten, und nur durch die Flucht konnte ſich Anaſtaſius vor einem ähnlichen Schickſale ſchützen. Nun mußte alſo gegen den Haufen mit Soldaten eingeſchritten werden, und dabei kamen wieder einige um, welche nun, wie ſie auch im Leben geweſen ſein mochten, jetzt Märtyrer für die Bilder waren und deren nachgeholte Lebensgeſchichten nun die Bilderfreunde noch mehr fanatiſirten; auch mußten nun ſolcher Auftritte bald mehre auf einander folgen. Noch unruhiger wurde es in den entfernteren Provinzen. Vielleicht jetzt erſt erließ Gregor II. ſeine abmahnenden Schreiben an den Kaiſer, während die ſchon beſchriebenen Verwickelungen noch fortdauerten. Niemand, ſchrieb er ihm, habe jemals gelehrt, daß anzubeten ſei, was von Menſchenhänden gemacht ſei. Die Moſaiſchen Verbote ſeien gegen kananitiſche Götzen gerichtet; Bilder zur Ehre Gottes, wie Cherubim und Seraphim, habe Moſes nicht verworfen. Der Kaiſer habe ſich nur erſt bei den Wohlunterrichteten recht erkundigen ſollen. So aber habe er Alles gegen ſich aufgebracht; die Kinder in den Schulen, wenn er ſich ihnen als Zerſtörer der Bilder ankündige, würden ihm ihre Tafeln an den Kopf werfen, und ſo werde er hier erfahren, was er von Weiſeren nicht habe lernen wollen. Germanus, dem er wie einem Vater habe folgen ſollen, habe er von ſich gelaſſen, ihn, der 95 Jahre alt, in Kirche und Staat ſo große Erfahrung habe; und den Narren von Epheſus [4]) und ſeines Gleichen habe er gehört. Eine allgemeine Synode habe er nun freilich verheißen; wenn aber der Kaiſer gegen die Bilder ſei, ſo könne man auch von einer Synode nichts Gutes hoffen, wenn aber nicht, ſo ſei ſie unnöthig. Durch Barbaren, welche ſie mit angeſehen, ſeien die Auftritte in Conſtantinopel auch im Abendlande bekannt geworden, hätten auch hier alles gegen den Kaiſer aufgebracht, und ſchon hätten deshalb (?) die Longobarden Ravenna eingenommen und bedrohten die Umgegend von Rom. Es ſei ein Leiden, daß grade jetzt, wo ſo viele wilde und barbariſche Völker ſanft und milde würden, wo das ganze Abendland ſich im Glauben dem heiligen Petrus hingebe (hier iſt die Wirkſamkeit des Bonifacius gemeint), der Kaiſer dagegen aus der Geſittung in Rohheit zurückſinke. Wolle er es verſuchen und Jemand nach Rom ſchicken, das Bild des Petrus wegzunehmen, nun dann werde Blut fließen, aber dann werde es über ihn kommen. Und als der Kaiſer hierauf in einem Antwortſchreiben ſich auf das Stillſchweigen der Synoden über die Bilder und dergleichen berief, vornehmlich aber eine

4) Theodoſius, Metropolit von Epheſus, Sohn des frühern Kaiſers Tiberius III. Walch 10. Th. S. 168.

Digitized by Google

Vereinigung von weltlicher und geiſtlicher Macht in Anſpruch nahm, erwiederte der Papſt ein zweites noch ſtärkeres Schreiben, beſonders zur Widerlegung der letztern Foderung, welche der Kaiſer auch in den Worten zuſammengefaßt hatte: „Ich bin König und Prieſter." Noch weniger Rückſichten hatten Gegner der kaiſerlichen Anſicht zu nehmen, welche außerhalb des römiſchen Reiches die Bilder zu vertheidigen unternahmen. Zu dieſen gehörte auch der berühmteſte und einflußreichſte Theolog des Jahrhunderts, Johannes Damaſcenus, zuerſt, wie ſein Vater, in Dienſten des Khalifen zu Damaskus, ſpäter Presbyter und Mönch in einem Kloſter bei Jeruſalem. Drei Apologien „gegen die Läſterer der Bilder" haben wir von ihm, und jeder ſind Anhänge von erläuternden Stellen aus frühern Kirchenſchriftſtellern beigefügt[5]); die leichte Begreiflichkeit des Unterſchiedes der Bilderverehrung von Götzendienſt, das Bedürfniß, daß, wie auch bei allem Cultus geſchehe, Geiſtiges in ſinnlicher Form eindringlich gemacht werde, auch deshalb, weil Gott ſelbſt ſo erſchienen und dadurch die irdiſche Form geheiligt habe, und die Unzuläſſigkeit fürſtlicher Eingriffe in die kirchliche Geſetzgebung ſind die Hauptgründe, worauf er ſich beruft. So hoben nun auch wirklich die Kirchen außerhalb des Reiches, oder vielmehr überall, wo die Macht des Kaiſers nicht durchdringen konnte, die Gemeinſchaft mit den Bilderſtürmern (εἰκονοκλάσται, εἰκονομάχοι) auf. Gregor III., welcher dem Zweiten 731 gefolgt war, ließ auf zwei Synoden zu Rom die Bilderverehrung beſtätigen, und ihre Gegner, wenn auch ohne Jemanden zu nennen, verdammen, während der Kaiſer noch bis zu ſeinem Tode mehre Verſuche machte, beſonders die italieniſchen Inſurgenten zu demüthigen, ohne, daß er hier jedoch viel mehr durchzuſetzen vermocht hätte, als daß er manche Einkünfte der römiſchen Kirche zurückhielt, und für die Beſteuerung Unteritaliens ſtrengere Maßregeln ergriff, welche ihm dann von den Bilderfreunden (εἰκονολάτραι, εἰδωλολάτραι) als Gottloſigkeit und als Ähnlichkeit mit Pharao angerechnet wurden.

Die Neigung Leo's vererbte ſich auf ſeinen Sohn Conſtantin V. Kopronymos, welcher ihm im J. 741 folgte, und während ſeiner langen Regierung (bis 775) die Beſtreitung der Bilder und ihrer Verehrer fortſetzte. Während aber bei Leo Zeichen ſind, daß er an ſeiner Bilderbeſtreitung ein religiöſes Intereſſe nahm, wie er denn z. B. in zerſtörenden Naturereigniſſen Zeichen göttlichen Unwillens über den Götzendienſt fand, und ſich darum für berufen und verpflichtet, ſowie nach altteſtamentlichen Beiſpielen für berechtigt hielt, einzuſchreiten, ſo ſcheint Conſtantin mehr in eigentlichem Unglauben und in der Abneigung des Unglaubens und der Frivolität gegen den Aberglauben, die Bilderfreunde bekämpft zu haben[6]); und weil er gleich zu Anfange ſeiner Regierung durch ſie in Gefahr kam, für immer des Thrones beraubt zu werden, ſich aber mit Gewalt und durch das Heer, bei welchem er beliebt war, hinlänglich wieder feſtſetzte, ſo erhielt dadurch auch ſein Haß gegen politiſche und kirchliche Gegner (die Bilderfreunde waren jetzt beides zugleich) eine viel größere Schärfe, welche ſich denn auch neben noch mehr militairiſcher Entſchloſſenheit zu einer bisweilen ſelbſt ſchadenfrohen Grauſamkeit viel wirkſamer zeigte, als bei ſeinem Vater.

Nämlich ſogleich nach ſeiner Thronbeſteigung brach eine Inſurrection gegen ihn aus, durch welche ſein Schwager Artabasdus, „weil er rechtgläubig war," wie Theophanes ſagt, auf den Thron gebracht werden ſollte. So wenig alſo hatte Leo in zwölf Jahren erreicht, daß vielmehr beim Volke der Widerwille gegen einen neuen bilderſtürmenden Kaiſer Grund und Antrieb genug zur Rebellion war. Aber auch das hatte ſich noch nicht geändert, daß die Armee einem kriegeriſchen Kaiſer, welcher die Mönche haßte, deſto lebhafter anhing. Zwar hielt ſich Artabasdus eine Zeit lang; Conſtantin mußte in den Orient fliehen. Beſer wurde von Artabasdus getödtet; die Bilder wurden in Conſtantinopel wieder aufgeſtellt; man fluchte dem Atheiſten Conſtantin, warf ſeine Anhänger ins Gefängniß; Anaſtaſius, der Patriarch Leo's, eilte, wieder die Farbe zu wechſeln: mit dem Holze des heiligen Kreuzes in den Händen ſchwur er vor dem Volke: „So wahr Chriſtus gekreuzigt iſt, der Kaiſer hat mir geſagt: „glaube nicht, daß der, welchen Maria geboren hat, und welchen ſie Chriſtus nennen, Gottes Sohn ſei; halte ihn für einen bloßen Menſchen; Maria hat ihn nicht anders geboren, als mich meine Mutter Maria;" und das Volk erklärte nun den Kaiſer für abgeſetzt. Aber im dritten Jahre kam Conſtantin verſtärkt aus dem Oriente zurück, ſchlug den Artabasdus zu Lande und zur See, zerſtörte zugleich die Proviantſchiffe und ſchloß nun Conſtantinopel ein, deſſen Eroberung jetzt durch die entſtandene Hungersnoth leicht wurde; Artabasdus und ſeine Söhne wurden geblendet, viele hingerichtet, und ſeinen Soldaten erlaubte der Kaiſer, ſeine Hauptſtadt, nachdem er ſie wieder eingenommen, zu plündern. Und Anaſtaſius, der Patriarch, wurde zwar auch geblendet oder ausgepeitſcht, und dann verkehrt auf einen Eſel geſetzt, in der Rennbahn umhergeführt. („Du kommſt noch früh genug auf den Kampfplatz," hatte Germanus geſagt, das ſchien jetzt Weiſſagung.) Aber das war erſt die bitterſte Verhöhnung nicht blos des Anaſtaſius, ſondern der Patriarchenwürde überhaupt, und das zeigte am Beſten, worauf es dem Kaiſer vorzüglich ankam, daß er ihn nach dieſen Mishandlungen nun dennoch wieder in die Patriarchenwürde einſetzen ließ. Auch kommt in den nächſten Jahren nicht viel vor von Unruhen wegen der Bilder. Die Edicte Leo's wurden ohne Zweifel ſtillſchweigend wieder

5) Gegen die Zweifler an ihrer Echtheit, welche er aufzählt, Walch, Ketzerhiſtorie. 11. Th. S. 277 fg. Auszüge bei Neander 3. Th. S. 289—293.

6) Man weiß zwar (Walch 10. Th. S. 361), daß er 13 kleine geiſtliche Reden ohne Anrufung der Heiligen zum öffentlichen Vorleſen ausgearbeitet hatte, aber für einen theologiſchen und gelehrten Kaiſer darf man ihn darum nicht halten; man weiß auch, daß König Friedrich Wilhelm I. malte, aber war er darum ein Maler? Theophanes, deſſen Nachrichten immer die ſicherſten ſind, verſichert in ſtarken Ausdrücken, wie ſein Leben in Pferdeſtällen hingegangen und roh geworden ſei (p. 346. ed. Paris.: *Καβαλλίαις τε κόπροις καὶ οὔροις ἀπατώμενος*).

anerkannt und in verſchiedener Ausdehnung, und jetzt noch ohne beſondere Strenge wieder angewandt. Der neue Papſt Zacharias hatte eine begrüßende Geſandtſchaft an den Kaiſer geſchickt, und Gegengeſchenke erhalten, der Bilder erwähnte man nicht; dann war der Kaiſer in den Jahren 746 und 752 durch ſeine glücklichen Feldzüge in Syrien und Armenien abgezogen, und die Peſt, welche Conſtantinopel und Thrazien verwüſtete, und dem Kaiſer Gelegenheit gab, ſeine Feldzüge zur Wiederbevölkerung der verödeten Gegenden zu benutzen, ließ für den Augenblick vor wirklichem und unvermeidlichem Elend das ſelbſtgewählte der Parteienwuth zurücktreten. Nach dem zweiten Feldzuge aber wollte der Kaiſer die ſo lange ſchon unentſchiedene Frage wieder aufnehmen und zur endlichen Entſcheidung bringen. Zu feſt begründet war noch das Anſehen der Hierarchie, wie ſehr er ſie auch in ihren hochgeſtellten Gliedern verhöhnte, als daß er für ſeine kirchliche Neuerung Beſtand hätte erwarten können, wenn er nicht ihre Zuſtimmung in alter Feierlichkeit, d. h. durch eine allgemeine Synode, dafür erhielt. Schon ſein Vater hatte daran gedacht; Conſtantin ließ darüber von Neuem in mehren Silentien Berathungen anſtellen, auf den Patriarchen konnte man rechnen, und ſo wurde auf das J. 754 die Synode angeordnet. Kurz ehe ſie zuſammentrat, ſtarb Anaſtaſius, und man zögerte, ihm einen Nachfolger zu geben; vielleicht hoffte der Kaiſer in der Verſammlung ſelbſt erſt einen dazu geeigneten kennen zu lernen, oder auch viele durch ihre Hoffnungen während der Zögerung zu deſto größerer Fügſamkeit zu leiten. Auch der römiſche Biſchof, und ebenſo, ſchon auf arabiſchem Gebiet, die Patriarchen von Antiochien, Alexandrien und Jeruſalem fehlten, ſpäter ein Grund gegen die Autorität der kopfloſen Synode. Deſto mehr Biſchöfe waren verſammelt, man zählte 338, eine Verſammlung, anſehnlich genug für eine ökumeniſche, wenn man ſie mit den frühern verglich, wie ſie denn auch ausdrücklich als die ſiebente ökumeniſche Synode angeſehen ſein wollte [7]); Vorſitzer war ein entſchiedener Ikonoklaſt, der Biſchof Theodoſius von Epheſus, und Paſtillas. Wol mochte nun hier unter den Augen des kriegeriſchen Kaiſers, deſſen Wille ebenſo bekannt war, als ſeine Empfindlichkeit gegen Widerſtand, die Berathung nicht ganz frei ſein; auch die guten Gründe, welche auf der Synode gegen die Bilderverehrung vorgebracht wurden, hätte ſie wol ſonſt nicht ſo einſtimmig für genügend angenommen. Die Synode ſtellt in ihrem Schluſſe den Grundſatz der Gottesverehrung im Geiſt und in der Wahrheit als der eigenthümlich chriſtlichen beinahe als Princip an die Spitze; dieſe habe Chriſtus gelehrt, von der Lehre der Dämonen aber und von der Verehrung der Götzen uns befreit. Aber auch in die Kirche habe der Böſe immer wieder Irrthum, und in chriſtlicher Geſtalt auch den Götzendienſt und die Anbetung des Geſchöpfes wieder eingeführt (eine Anſicht, welche noch mehr Wahres enthielt und eine ausgedehntere Anwendung foderte, als die Synode ſelbſt hätte zugeben mögen). So zeige ſichs jetzt in der Bilderverehrung, gegen welche ſie verſammelt ſei. Sie ſchließe ſich den Lehrſätzen der ſechs erſten ökumeniſchen Synoden an, und verdamme die dort verworfenen Ketzer. Aber grade hiernach erkenne ſie das Ketzeriſche der heidniſchen Kunſt, der Malerei in dieſer Anwendung; die menſchliche Natur werde allein dargeſtellt, alſo losgeriſſen, das ſei Neſtorianismus; oder man nenne ſolche Darſtellung blos der menſchlichen Natur auch ſchon Chriſtus, behaupte alſo, daß in der menſchlichen Natur auch die göttliche liege, das ſei Eutychianismus; die rechte Lehre von der Naturenvereinigung, unbegreiflich, wie ſie ſei, und nur für den Glauben des Herzens gegeben, werde verunſtaltet durch die thörichte Darſtellung des gewinnſüchtigen Malers. Und in dieſelben Irrlehren würden durch ihn dann auch alle die hineingezogen, welche ſein Werk anbeteten. Vielmehr habe uns Chriſtus ſelbſt das einzige würdige Bild angewieſen, in welchem er dargeſtellt und verehrt ſein wolle, das Abendmahl. In dieſem Bilde werde auch ſeine geiſtige Natur erkennbar und fühlbar gemacht, und durch die Conſecration werden die Zeichen des Sacraments zu dieſer Wirkung befähigt und aus ihrem niedern Stande emporgehoben, was bei den fälſchlich ſogenannten Bildern Chriſti beides fehle. Doch auch Bilder der Maria und der Heiligen dürfe man deshalb nicht beibehalten wollen, weil man für ſie ein ſolches höheres nicht habe; auch gegen ſie ſprechen die Verbote gegen alles Götzenmachen, auch gegen ſie, daß die ganze Kunſt der Malerei heidniſch und Erfindung dämoniſcher Menſchen ſei, den Dämonen aber hat Chriſtus geboten zu ſchweigen, auch gegen ſie, daß ſie immer tief unter ihren hohen Gegenſtänden bleiben, alſo ihn immer unwürdig darſtellen werden. Das alles wird dann durch Stellen, wie Joh. 1, 18. 4, 24. 5, 37. 20, 29. Röm. 1, 17. 26. 2 Cor. 4, 7. 5, 16, ſowie durch Ausſprüche der Kirchenväter noch weiter erläutert. Hiernach beſchließt die Synode denn, daß Heiligenbilder jeder Art aus den Kirchen, wie aus den Häuſern entfernt, und daß aus keinerlei Stoff neue gemacht werden ſollen, bei Strafe der Abſetzung für die Kleriker und des Bannes für Mönche und Laien. Indeſſen ſollen doch heilige Gefäße nicht, weil Bilder darauf angebracht ſind, profanirt oder ohne beſondere Erlaubniß verändert werden. Anathematiſirt werden in allgemeinen Antitheſen alle, welche die Synode und die von ihr angenommenen ältern und neuern Sätze nicht anerkennen, zugleich aber auch ſolche, welche die Fürbitte der Maria und der Heiligen entbehrlich finden, oder ein Leben der Vergeltung leugnen, insbeſondere aber noch die drei, Germanus, Georg von Cypern und Johannes Damaſcenus, vielleicht [8]) die einzigen, welche bis dahin für die Bilder geſchrieben hatten. Auch war noch vor dem Schluſſe der Synode ein neuer

7) Ihre Acten nur fragmentariſch bei den Acten der Synode, welche ſpäter den Namen der ſiebenten ökumeniſchen behauptete, der Synode zu Nicäa vom J. 787, bei Manſi XIII, 203—364.

8) Walch 10. Th. S. 399. Er vermuthet zugleich, daß die Synode wol noch nichts von den Erklärungen der römiſchen Synoden Gregor's III. für die Bilder und von den Anathematismen gegen ihre Gegner gewußt habe, ſonſt werde es an Erwiederungen

Digitized by Google

Patriarch vom Kaiſer ernannt, der Biſchof Conſtantin von Sylåum, ein Gegner der Bilder.

Nun konnte der Kaiſer hoffen, den langen Streit in den alten Rechtsformen zu einer geſetzlichen Entſcheidung gebracht zu haben; die Misbilligung der Bilderverehrung erſchien nicht mehr blos als kaiſerliche Willkůr; die ganze Kirche, ſo ſchien es, hatte geſprochen, und jener Verwerfung einmůthig beigeſtimmt. Auch blieb es in den nåchſten zehn bis zwölf Jahren ruhig. Freilich hatte ſchon die Execution der Beſchlůſſe manches Gehåſſige; Gemålde in den Kirchen wurden ůberſtrichen oder wieder mit weltlichen Gegenſtånden, Båumen oder Thierſtůcken, ůbermalt; auch aus den Håuſern ſollten alle Bilder ausgeliefert werden, und daher wurden auch koſtbare Bůcher, wenn Gemålde darin waren, zu Hunderten verbrannt. Die Biſchöfe fůgten ſich wol, und unterſchrieben, aber die Mönche wichen aus, ſo viel ſie konnten; viele zogen ſich aus Conſtantinopel zurůck, und im Innern der Klöſter erhielt ſich insgeheim die Bilderverehrung und zugleich die Aufregung gegen den Kaiſer. Sind es doch in allen dieſen Jahrhunderten, durch welche dies knechtiſche byzantiniſche Leben ſich fortſchleppt, faſt immer nur Mönche, welche durch Bedůrfnißloſigkeit Unabhångigkeit und Kraft genug haben, in prophetiſch-freimůthigem Auftreten gegen beſtehenden Unfug ihr Leben zu wagen! Darum verwandelte ſich jetzt allmålig Conſtantin's Widerwille gegen die Bilder, welcher auch ſchon mit dem Verlangen nach Emancipation ſeiner fůrſtlichen Macht von jeder hierarchiſchen Beſchrånkung zuſammenhing, in einen zůgelloſen Haß gegen die Mönche, und zugleich gegen die ſtrenge Sitte, welche allerdings die Quelle ihres Muthes und ihrer Unfůgſamkeit, wie ihres Anſehens beim Volke war; und zugleich ſteigerte ſich ſein Unglaube oder die offene Äußerung deſſelben, und fůhrte ihn weit ůber das hinaus, was ſeine Synode in ihren Anathematismen noch als Rechtglåubigkeit anerkannt hatte. Im J. 762 ließ der Kaiſer den Mönch Andreas den Kalybiten auf der Rennbahn zu Tode geißeln, weil er ihn einen zweiten Julian und Valens genannt hatte. Im J. 764 kam es außerhalb des Reiches zu einer neuen Anregung des Streites; die drei Patriarchen zu Antiochien, Jeruſalem und Alexandrien excommunicirten mit ihren Biſchöfen einen Biſchof Kosmas zu Epiphania in Syrien, welcher, wie Theophanes ſagt, „vom rechten Glauben abgefallen und der Ketzerei des Conſtantin von den heiligen Bildern beigetreten war.“ Vielleicht brachte dies auch die Mönche des Reiches in neue Bewegung, und dieſe den Kaiſer zu Verfolgungen und Grauſamkeiten, wie niemals vorher. Von Neuem wurde von allen Unterthanen, auch in den Provinzen, ein Eid geſodert, daß ſie keine Bilder verehren wollten, der Patriarch Conſtantin mußte ihn als der erſte ſelbſt öffentlich ablegen. Die Mönche weigerten ſich, wehrten ſich zugleich durch Aufwiegelung gegen den Kaiſer; es wurde bekannt, er habe den Patriarchen gefragt, ob man nicht die Maria *χριστοτόκος* nennen könne, dazu noch frivolere Äußerungen ůber die Maria: was ſein Geldbeutel werth ſei, hatte er gefragt, nachdem er ihn ausgeleert; Maria ſei auch nicht mehr als andere, nachdem ſie Chriſtus geboren. Man glaubt ſich bei den Beſchreibungen in die Zeiten der erſten Chriſtenverfolgungen verſetzt, nur waren die heidniſchen Kaiſer gewöhnlich weniger grauſam. Vor allem wurde verſucht, die Mönche zum Abfall vom Mönchsleben, und am liebſten auch zugleich zum Heirathen zu bewegen, und dieſer Abfall, nach der ganzen kirchlichen Denkart ein fluchwůrdiger Meineid, ſollte nun fůr einen Übergang von der Kopfhångerei zur Aufklårung gelten, und war obenein der Weg zu kaiſerlichen Gunſtbezeigungen: *σήμερον τὸ φῶς ἐνδέδυμαι*, ſagte ein ſolcher dem Kaiſer, als er austrat, und dafůr eine Anſtellung erhielt; *σκοτενδύτους, σκοτίας ἐνδύματα* nannte der Kaiſer die Mönche. Wer aber unter den Finſterlingen bleiben und nicht zu den Lichtfreunden ůbergehen wollte, mußte nun die Duldſamkeit dieſer erfahren. Mönche mit Weibern zuſammengekuppelt wurden in der Rennbahn umhergefůhrt, und der Pöbel durfte oder mußte ſie anſpeien; in einem Gefångniſſe fanden ſich 342, geblendet und geſchoren, mit abgeſengtem Barte, oder ohne Hånde, Ohren oder Naſen. Auf Tellern ließ ſich der Kaiſer nach einer Nachricht des Nicephorus die abgeſchnittenen Naſen bringen; mehre wurden hingerichtet; der Patriarch Conſtantin, ſelbſt ein Mönch, bekrånzte ſich, aß Fleiſch, hörte die kaiſerlichen Tafelmuſiken, vergebens, er wurde auch enthauptet, nachdem der Kaiſer einen Verdacht auf ihn geworfen hatte; bald ging Conſtantin auch in ſeinen Religionsedicten weiter. Auch die Reliquien ſollten nicht mehr verehrt werden, und man fing an, ſie aufſuchen und zerſtören zu laſſen; Maria und die Heiligen ſollten nicht mehr angerufen werden; wem auch noch ſo unwillkůrlich der gewöhnliche Ausruf: „*θεοτόκε, βοήθει!*“ entfiel, oder håufig in die Kirchen ging, wurde ſogleich als Feind des Kaiſers peinlich verhört; die verödeten Klöſter wurden zu Caſernen eingerichtet. Durch dieſe Vorgånge wurde auch die Annåherung an den Papſt wieder geſtört; Stephan III. hielt 769 eine Lateranſynode, welche ſich fůr die Bilderverehrung erklårte, und die Synode, welche neulich in Griechenland gegen die Heiligenbilder gehalten ſei (nåher wurde ſie nicht bezeichnet, auch ſonſt Niemand genannt), verfluchte. Dies ånderte aber in Griechenland nichts. Vielmehr, wie bei den Chriſtenverfolgungen, je nachdem die Beamten in den Provinzen ſich gefållig bezeigen wollten, wurde auch von ihnen die Strenge des Kaiſers mehr und weniger nachgeahmt; in Thrazien ließ ein Anfůhrer Michael die ſåmmtlichen Klöſter mit allen beweglichen Gůtern verkaufen, und ſchickte die Summen an den Kaiſer, die Bibliotheken wurden verbrannt; bei wem ſich Reliquien fanden, der wurde als Rebell torquirt, die meiſten Mönche geblendet, zu Tode gepeitſcht oder enthauptet, bis in ſeinem ganzen Thema kein Mönch mehr zu finden war, und er wurde dafůr in einem kaiſerlichen Schreiben belobt. So wåre es wol allmålig

der letztern nicht fehlen. Allein der Kaiſer wollte wol die unter Zacharias hergeſtellte Freundſchaft mit dem römiſchen Stuhle wo möglich auch jetzt unter deſſen Nachfolger Stephan II. nicht wieder geſtört ſehen.

Digitized by Google

noch zu einer allgemeinen Inſurrection gekommen, wenn nicht Kopronymus im J. 775 geſtorben wäre.

Etwas milder als Conſtantin regierte ſein Sohn Leo IV. Er verwandte die von ſeinem Vater vererbten Schätze, die Liebe des Volks wieder zu gewinnen; die Mönche durften wieder hervorkommen, es wurden ſelbſt wieder Biſchofsſtellen mit Mönchen beſetzt, der Kaiſer galt „für einen Freund der Gottesgebärerin und der Mönche," wenigſtens zu der Zeit (und dies, wenn es nicht blos Pragmatismus des Theophanes iſt, zeigt die Stimmung des Volkes trotz der Verbote ſeit einem halben Jahrhunderte), wo er ſich vom Volke um die Ernennung ſeines Sohnes zum Mitregenten bitten laſſen wollte. Später aber ſchien es doch beim Alten bleiben zu ſollen: im J. 779 wurden wieder mehre vornehme Beamte wegen Bilderverehrung gegeißelt, geſchoren, umhergeführt und ins Gefängniß geworfen; nach Cedrenus kam auch ſchon die Kaiſerin in Unterſuchung. Vielleicht aber auch deshalb dauerte das Leben des Kaiſers nicht lange; er ſtarb nach fünf Regierungsjahren 780.

Und nun folgte Irene, ſeine Witwe, zuerſt als Vormünderin ihres Sohnes Conſtantin VI., dann mit ihm, zuletzt wieder nach kurzer Unterbrechung ohne ihn, bis 802. Irene aber, die Athenienſerin, die Verehrerin der Mönche, mag nun die Erzählung des Cedrenus wahr ſein oder nicht, war gewiß ſchon, ehe ſie zur Herrſchaft gelangte, aus innerſter Neigung entſchloſſen, die Bilderverehrung herzuſtellen, und ſchon, weil ſie auch herrſchen wollte, aber auf die Neigung der Armee nicht rechnen konnte, welcher, wie früher, die Mönchs- und Weiberherrſchaft verhaßt war, mußte ſie den Theil des Volks begünſtigen und gewinnen, welcher unter der Leitung der Mönche die entriſſenen Heiligthümer ſchmerzlich beklagte, und in dieſem Schmerze auch eine Quelle von Kraft und von Anhänglichkeit gegen ein anderes Regiment hatte. Es bedurfte aber um ſo größerer Vorſicht, weil die Gegenpartei mächtig und kriegeriſch war, weil ſie durch die in den letzten 50 Jahren ohne Bilder aufgewachſene Generation verſtärkt war, und weil ſie nach ſo langer Zeit ſchon die beſtehende Ordnung und überdies die Sanction der letzten ökumeniſchen Synode, die Eidſchwüre aller derer, welche auf ihre Beſchlüſſe verpflichtet waren, für ſich hatte. Anfangs ſcheint ſie nur mehr noch, als in den erſten Jahren Leo's V. geſchehen war, die Mönche geduldet und begünſtigt zu haben; dadurch war dann von ſelbſt geſorgt, daß von vielen Seiten her das Verlangen nach den Bildern laut wurde, und wenn nur erſt wieder zwei mit geiſtigen Waffen gegen einander ſtreitende Parteien ſo offen exiſtirten, daß ſie nicht mehr ignorirt werden konnten, ſo war ſchon das ein Zuſtand des Schisma's, welcher um der Einigkeit willen zu einem Heilungsverſuche, alſo zu neuen Verhandlungen über das freilich in aller Form Entſchiedene auffoderte. Im J. 784 erklärte der Patriarch Paul, welcher erſt ein Jahr vor Leo's V. Tode auf Nicetas gefolgt war, in einer Krankheit der Kaiſerin, als dieſe ihn beſuchte, er müſſe ſein Amt niederlegen, er wünſche, er möge es niemals angenommen haben, da die Kirche Gewalt leide und deswegen von den andern Kirchen getrennt und gebannt ſei. Irene ſchickte Patricier und Senatoren zu ihm, damit ſie es ſelbſt hörten. „Wenn nicht wieder eine allgemeine Synode gehalten wird," ſagte er dieſen, „und den Fehler, der euch anklebt, verbeſſert, ſo iſt kein Heil für euch," und als ſie ihn an ſeine Unterſchrift erinnerten: „die Reue darüber ſei grade der Grund ſeiner Thränen;" er ſtarb bald darauf. War auch hierin noch keine Veranſtaltung der Kaiſerin, ſo galt es doch nun, den Todesfall zu benutzen. Zur Wahl eines neuen Patriarchen, ſo beſchreibt es Theophanes, wurde in einem kaiſerlichen Palaſte eine Art von Volksverſammlung gehalten, welche auf die Frage der Kaiſerin einſtimmig acclamiren mußte, zur Patriarchenwürde eigne ſich Niemand ſo gut, als ein Laie, Taraſius, der Geheimſchreiber (ἀσηκρῆτις) der Kaiſerin. Irene ſagte hierauf, das ſei auch ihre Meinung geweſen, er aber weigere ſich, ſie möchten ſelbſt hören, weshalb. Taraſius, welcher ſchon dort war, führte nun nicht nur in den üblichen Wendungen aus, wie er ſich zu ſchwach und zu unwürdig fühle für ein ſolches Amt, ſondern er erklärte auch, er müſſe beſonders wegen der beklagenswerthen Kirchentrennung und wegen des Bannes der andern Kirchen gegen die griechiſche Bedenken tragen; ſolle hier etwas zur Abhilfe geſchehen, namentlich eine allgemeine Synode gehalten werden, ſo ſei er bereit, ſonſt aber nicht. Die Verſammlung rief nun, die Synode müſſe gehalten werden, und Taraſius wurde nun gewählt, nachdem er noch hinzugeſetzt hatte, Leo habe die Bilder entfernt, und das letzte Concil habe ſie daher ſchon nicht mehr vorgefunden, weil ſie aber blos durch kaiſerliche Autorität entfernt ſeien, ſo werde die Hauptfrage ſein, ob dies rechtmäßig mit einer alten Überlieferung der Kirche ſo willkürlich habe geſchehen dürfen, „die Wahrheit Gottes laſſe ſich nicht binden" (2 Tim. 2, 9). Taraſius begrüßte nun ſogleich die auswärtigen Patriarchen in einer Synodika, welche ſeine Wahl entſchuldigen und ſeine Geſinnung über die Bilder ausſprechen ſollte, und zugleich wurden ſie von der Kaiſerin zu der zu haltenden ökumeniſchen Synode eingeladen. Aber ſo vorſichtig bis hierher dieſer ganze Plan angelegt und ausgeführt war, ſo war doch der entſcheidende Schlag noch nicht vorbereitet genug. Schon kamen Biſchöfe zur Synode nach Conſtantinopel. Auch Hadrian I. antwortete der Kaiſerin und dem Taraſius beifällig, beſtärkte ſie wenigſtens in ihrem Vorſatze wegen der Bilder, fand freilich des Taraſius Wahl bedenklich und den auch von ihm angenommenen Titel eines ökumeniſchen Biſchofs anſtößig, „wenn er nicht das Verdienſt habe, daß er die Herſtellung der Bilder befördern wolle, ſo würde er ihn nicht anerkennen können," aber er ſchickte doch Geſandte zur Synode, und rieth nur, wenn es dazu nicht komme, die frühere in Gegenwart ſeiner Geſandten für aufgehoben zu erklären. Auch hatte man für Repräſentanten der orientaliſchen Patriarchen geſorgt; zwei Mönche, Johann und Thomas, wenn nicht von jenen, doch von orientaliſchen Mönchen abgeſandt, vertraten ihre Stelle[9]); ver-

9) Walch 10. Th. S. 551 fg. Neander 3. Th. S. 319.

Digitized by Google

gebens baten die andersdenkenden Biſchöfe um Aufſchub, man litt nicht einmal, daß ſie in Privatzuſammenkünften ſich beſprachen, doch konnten dieſe nicht ganz verhindert werden; am 17. Aug. 786 ſollte in der Apoſtelkirche zu Conſtantinopel die erſte Sitzung gehalten werden. Schon war der prachtvolle Einzug gehalten, ſchon ſaßen Biſchöfe und Abgeordnete zuſammen, die Kaiſerin mit ihrem Sohne auf den Plätzen der Katechumenen, ſchon redete der Abt Plato für die Bilder, als der Tumult draußen immer heftiger wurde, die alten Soldaten Conſtantin's V. waren in Aufſtand für die beſtehende Religionsverfaſſung, ſie drangen endlich in die Kirche ein, und die Verſammlung löſte ſich auf; „wir haben geſiegt," riefen die Gegner der Bilder, die ganze Synode war zu Ende, die Fremden reiſten wieder ab. Was ſollte nun geſchehen? Soldatenherrſchaft in der Kirche war freilich unerträglich, aber die beſten Truppen konnte man auch jetzt nicht entbehren gegen Sarazenen und Bulgaren. Irene hatte einige Jahre vorher ſchon dem Harun al Raſchid Tribut verſprechen müſſen; dennoch aber wollte ſie lieber die Armee verderben, als die Bilder aufgeben. Unter dem Vorwande eines Feldzuges ließ ſie die in Conſtantinopel gegenwärtigen Heeresabtheilungen ausrücken; dann wurden andere unter Anführern, deren man ſich verſichert hatte, in die Stadt gezogen, und endlich dann in den Provinzen hier und da die alten Regimenter zertheilt und aufgelöſt. So konnte nun im folgenden Jahre (787) ein neuer Verſuch gemacht werden, und dieſer gelang beſſer. Nicht wieder in Conſtantinopel, ſondern zu Nicäa in der Sophienkirche verſammelten ſich 330—350 Biſchöfe, mit den wirklichen und ſubſtituirten Abgeordneten der Patriarchen und mit zahlreichen Mönchen, und in ſieben kurz nach einander gehaltenen [10]) Sitzungen wurde hier Alles entſchieden. Vertheidigung der Bilderfeinde wurde gar nicht gehört; einige Biſchöfe, welche früher und noch im Jahre vorher zu Conſtantinopel gegen die Bilder geweſen waren, legten reuige Glaubensbekenntniſſe ab, mit andern wurde länger unterhandelt. Auch war das ein wirklicher Gewinn, daß die Kirchentrennung gehoben wurde; ſchon aus den Briefen der andern Patriarchen ging ihre Billigung der Bilderverehrung hervor. Sonſt beſchäftigte man ſich beſonders, durch vorgeleſene Stellen älterer Kirchenſchriftſteller den Beweis zu führen, auf welchen ſchon Taraſius bei ſeiner Wahl hingewieſen hatte, und welcher der Hauptgrund für die Bilder ſein ſollte, daß nämlich die kirchliche Überlieferung von Alters her dafür ſei. So beſchloß nun die Synode, nach erneuerter Anſchließung an die Decrete der ältern ökumeniſchen Synoden, daß ſie, wie alle übrigen ſchriftlichen oder durch bloßes Herkommen vorgeſchriebenen kirchlichen Ordnungen, ſo auch die Heiligenbilder beibehalten wolle in Kirchen und Privathäuſern, aus jedem Stoffe, auf Gefäßen, Wänden, Kleidern, wie an den Straßen, und zwar ſowol die in Geſtalt des heil. Kreuzes, als auch die Bilder Chriſti, der Maria, der Engel und aller Heiligen überhaupt. Und wenn auch nicht eigentliche Anbetung (*λατρεία*), ſo ſei man doch auch den Bildern Verehrung (*τιμητικὴ προςκύνησις*, salutatio et honoraria adoratio) ſchuldig, wie man ja auch nach frommer Sitte der Alten dem Bilde des Kreuzes, den Reliquien und den Evangelien mit Rauchwerk und angezündeten Lichtern ſich nahe, denn die dem Bilde erzeigte Ehre falle auf ſeinen Gegenſtand zurück. Anathematiſirt werden daher alle, welche anders denken und lehren, vornehmlich alle Neuerer, welche ſolche heilige Gegenſtände entfernen, entweihen oder zerſtören; die Kleriker, wenn ſie nicht folgen, ſollen abgeſetzt, Mönche und Laien excommunicirt ſein; insbeſondere werden noch zwar nicht die Kaiſer (ſie werden nicht genannt), aber doch Conſtantin von Nakolien, Theodoſius von Epheſus und Paſtillas, die beiden Vorſitzer auf der letzten Synode, ferner die Patriarchen Anaſtaſius, Conſtantin und Nicetas und einige andere verflucht, dagegen das Andenken des Germanus, des Johannes Damaſcenus und des Georg von Cypern für ewig erklärt. Auf einer achten Zuſammenkunft in Conſtantinopel ſelbſt, in Gegenwart der Kaiſerin und des jungen Kaiſers wurden dieſe Beſchlüſſe beſtätigt und von Beiden ſelbſt mit unterſchrieben, und dann die Biſchöfe mit Geſchenken entlaſſen.

Damit war eigentlich der Streit über die Bilder entſchieden, denn dieſe Beſchlüſſe hatten Beſtand. Darum dürfen wir das Folgende kürzer zuſammenfaſſen. Irene ging ſehr ſchonend zu Werke in der Execution der Synodalbeſchlüſſe, man hört nichts von Verfolgungen der Bilderfeinde; es war genug, daß die Bilder wieder öffentlich aufgeſtellt und verehrt werden durften, es ließ ſich darauf rechnen, daß ſie bei der Menge immer mehr Beifall finden würden; die Bilderverehrer waren die eifrige, die Bilderſtürmer im Ganzen die gleichgültigere und mehr von äußeren Nebenrückſichten geleitete Partei. Und vollends ſetzte ſich Irene feſt, nachdem ſie ſich ihres Sohnes entledigt hatte. Wäre es dieſem gelungen, ſich zu emancipiren, Verſuche, bei welchen das Heer ihm, immer ungeduldig über die Weiberherrſchaft, beiſtand, ſo wäre es vielleicht zu Auftritten, wie die frühern, gekommen, aber nach mancherlei Wechſel von Spannung und Verſöhnung zwiſchen Mutter und Sohn war das Ende, daß ſie ihn im J. 797 im Gebet ergreifen, und in dem Purpurzimmer, wo ſie ihn geboren hatte, blenden, und dann für immer entfernen ließ [11]). Nur hielt auch ſie ſich nicht mehr lange. Machtlos und unglücklich in der letzten Zeit durch die Streitigkeiten ihrer Günſtlinge unter einander, mußte ſie zuletzt einem derſelben weichen, dem Nicephorus, welcher ſich 802 zum Kaiſer ausrufen ließ, auch ſogleich von Taraſius, dem Schützlinge der Irene, gekrönt wurde. Nicephorus, den ſie emporgezogen hatte, ſchwur ihr, er wolle ihr ihren Palaſt laſſen, er ließ ſie aber bald darauf auf die Inſel Principus, dann in rau-

10) Walch 10. Th. S. 560.

11) Die Ausdrücke des Theophanes (*πρὸς τὸ ἀποθάνειν* p. 898 Paris.) laſſen es zweifelhaft, ob er zugleich auch getödtet ſei, wie man gewöhnlich angenommen hat. Gibbon (Chap. 48. T. 8. p. 342) und Schloſſer (S. 327 fg.) vertheidigen die Meinung, daß er noch längere Zeit fortgelebt habe.

Digitized by Google

der Jahreszeit nach Lesbos ſchleppen, wo ſie bald nachher in Noth ſtarb. Sonſt war Nicephorus kein Gegner der Bilderverehrer; als Taraſius 806 ſtarb, gab er ihm wieder einen bisherigen weltlichen Hofbeamten, aber einen eifrigen Bilderverehrer, den Hiſtoriker Nicephorus, zum Nachfolger; aber er war auch nicht unduldſam gegen die Bilderfeinde beim Heere, und ſeine Synodika, worin er ſeinen Beitritt zur ſiebenten Synode und ſeine Verfluchung der Bilderfeinde ausſpricht, durfte der neue Patriarch namentlich nach Rom erſt nach dem Tode des Kaiſers abſchicken. Noch nachſichtiger verfuhr während ſeiner kurzen Regierung der Kaiſer Michael I. (811—813), welchen der Patriarch Nicephorus bei ſeiner Thronbeſteigung in einem eigenen Revers die Erhaltung der beſtehenden Religionsverfaſſung verſprechen ließ. Die Bilderverehrung blühte; aber am Grabe Conſtantin's V. tumultuirten die Truppen, „ſteh auf, hilf dem untergehenden Staate," rief man hinein, es war erbrochen, durch ein Wunder, ſagte man, und zu Pferde ſei der Kaiſer daraus hervorgegangen, um die Bulgaren zu ſchlagen. Endlich entſetzte das Heer den ſanften und unkriegeriſchen Kaiſer, welcher willig Mönch wurde, und ſeinen Fall noch mehr als 30 Jahre überlebte, und die drei kriegeriſchen Kaiſer, welche nun durch das Heer auf den Thron kamen, waren, wie es zu erwarten war, wieder Gegner der von den Mönchen geleiteten Volkspartei. Leo V., der Armenier (813—820), verweigerte ſogleich bei ſeiner Krönung den Religionsrevers, welchen Nicephorus auch ihm abfoderte; er ließ dann durch Gelehrte, beſonders den nachherigen Patriarchen Johann den Grammatiker und einen Biſchof, Anton von Syläum, auf allen größern Bibliotheken Ausſprüche der Väter gegen die Bilder zuſammenſuchen. Der Patriarch erfuhr es; nun neue Parteienwuth; geheime Zuſammenkünfte und Verbindungen der Bilderfreunde; andererſeit Inſultirung der Bilder durch Soldaten, namentlich des hergeſtellten ehernen Chriſtusbildes über dem Palaſtthore. Leo ließ es lieber wegnehmen; vergebliche Verhandlungen mit dem Patriarchen; endlich ein Edict des Kaiſers gegen die Bilder, Nicephorus' Abſetzung und Verweiſung, als er nicht beitreten will, Ernennung eines neuen Patriarchen, Theodot, und eine Synode unter ihm, welche die zu Nicäa vernichten ſoll[12]); Entfernung der Bilder, Verfolgungen gegen unfügſame Biſchöfe und Mönche. Michael II. der Stammler (820—829), obgleich ebenfalls Feind der Bilder, und mehr noch als Leo roher Krieger, fing doch mit Nachgiebigkeit an, die Gefangenen wurden frei gelaſſen, die Verbannten durften zurückkehren. Schon bat Nicephorus um Herſtellung des Bilderdienſtes, der Kaiſer aber erklärte, er werde alles ſo laſſen, wie er es vorgefunden, machte aber doch den Bilderfeind Anton von Syläum nach Theodot's Tode zum Patriarchen, und nun entſtanden neue Bewegungen durch die zurückgekehrten Eiferer; Befehle zum Stillſchweigen, Beſchränkungen des Jugendunterrichtes, wenn ſie wirklich eintraten, ſtellten die Ruhe nicht her; ebenſo wenig Verhandlungen mit Rom und mit Ludwig dem Frommen, welchen der Kaiſer gegen den durch die Bilderfreunde aufgereizten Papſt anzurufen nöthig fand. Theophil endlich, Michael's Sohn und Nachfolger (829—842), tapfer und kriegeriſch, aber mehr als ein roher Soldat, gebildeter Schüler Johannes des Grammatikers, und durch ihn überzeugt von der Unchriſtlichkeit des neuen Götzendienſtes, von der Unwürdigkeit ſolcher Abhängigkeit des Glaubens von ſinnlicher Erregung, zeigte ſich wieder unduldſamer; 832 machte er nach Anton's Tode ſeinen Lehrer Johann zum Patriarchen; Mönche und Maler, oft beides in einer Perſon, wurden gemishandelt und verbannt; aber in ſeiner eigenen Familie konnte er der Bilderverehrung nicht mehr wehren. Noch ſterbend empfahl er ſeinem Kanzler Theoktiſtus, den Bilderdienſt nicht wieder aufkommen zu laſſen, und Johannes in ſeiner Würde zu ſchützen, aber vergebens. Kaum war er todt (842), ſo vereinigten ſich die übrigen Mitglieder ſeiner Familie zur Herſtellung der Bilder: ſeine Witwe Theodora, jetzt Vormünderin ihres Sohnes Michael III., hatte ſchon bei Lebzeiten Theophil's heimlich Bilder verehrt. Manuel, ihr Oheim, der ſich als Feldherr unter Theophil ausgezeichnet hatte, und als Freund des Kaiſers im höchſten Anſehen am Hofe lebte, jetzt ebenfalls Vormund, ließ ſich in einer Krankheit durch Mönche von Studium zu einem Gelübde bereden, er wolle Vertheidiger der Bilder werden, wenn er wieder geſund würde; auch der Eunuch Theoktiſtus war für die Bilder. So wurden nun die Mönche zurückgerufen, und die Kaiſerin gebeten, den Wünſchen aller Beſſern nachzugeben; Johannes, der Patriarch, wurde aufgefodert, eine neue Unterſuchung anzuordnen, oder die Stadt zu verlaſſen, und als er zögerte, wurde er gewaltſam fortgeſchafft, und ein Mönch, Methodius, an ſeine Stelle geſetzt, ebenſo in andern Ämtern Veränderungen vorgenommen, und nun am erſten Sonntage in der Faſten ein Feſt zur feierlichen Wiederaufnahme der Bilder in den Kirchen gefeiert, welches auch unter dem Namen des Feſtes der Orthodoxie der griechiſchen Kirche, als ein Denkmal des nun nicht wieder ungewiſſen Sieges der Bilderverehrung blieb. Nur insgeheim hielten ſich noch eine Zeit lang kleine Conventikel von Gegnern der Bilder; zu einer größern öffentlichen Bewegung kam es ſeitdem nicht wieder.

Ruhiger war der Gang der Verhandlungen über die Bilder im Abendlande zu Ende des 8. und im 9. Jahrh. Doch zu einem Bilderſturme kam es hier niemals, und inſofern gehört ihre Geſchichte nicht in dieſen Artikel. Wie man durch die tiefe Vorliebe der Griechen für die Bilder an die Einwirkung der Nationalität auf die religiöſe Denkart erinnert wird, ſo auch durch die gemäßigte Anſicht der fränkiſchen, von Alcuin geleiteten Kirche. Und wenn die Bilderſtürmer immer Recht hatten einer Bilderverehrung gegenüber, welche die Bilder ſelbſt zum Zwecke und zum Gegenſtande der Verehrung machte, und immer Unrecht, wenn ſie dieſelbe auch nicht einmal als Mittel und als Vehikel höherer Erregung und lebhafterer Verehrung der dargeſtellten Gegenſtände dulden wollten, ſo fand die ruhige Einſicht der fränkiſchen Kirche vielleicht am glücklichſten die rechte Mitte, indem ſie die Beibehal-

12) Walch 10. Th. S. 687 fg.

Digitized by Google

tung der Bilder zur Erinnerung und Anregung billigte, ihre Adoration aber verwarf. Wurde aber auch dieſe Anſicht nicht allgemein, und blieb auch die lateiniſche Kirche nicht frei von jener misdeutenden abgöttiſchen Verehrung derſelben, ſo wird man es doch nicht beklagen mögen, daß ſie die Bilder behielt, wenn man ſich der beſſern Zeiten chriſtlicher Kunſt erinnert, und daran, wie dieſe auch immer wieder durch ihre Denkmäler, ſo lange ſie bleiben, dorthin zurückweiſen und zurückführen, und den Geiſt mittheilen kann, woher ſie ſelbſt entſprungen iſt.

(*E. Henke.*)

IKONOLOGIE, IKONOGRAPHIE. Unter dieſen Wörtern begriff man nach deren etymologiſcher Bedeutung in früherer Zeit die Geſchichte und Verzeichnung der alten Bildwerke überhaupt, namentlich der alten Plaſtik. Oft verſtand man auch in einer ſpeciellen Beziehung die allegoriſche Darſtellung allgemeiner Begriffe in anſchaulichen Bildern. In neuerer Zeit ſchränkte man die Bedeutung des Worts darauf ein, daß man εἰκόνας für Portraitbilder nahm, welche in Statuen ausgeführt, eigentlich ἀνδριάντες genannt wurden. So ergab ſich in der Ikonologie die Kenntniß und Geſchichte der aus dem Leben übergetragenen Abbildungen von namhaften Menſchen oder der individuellen Charakterbilder (Portraitbilder).

Neben dem Charakterbilde, welches eine Handlung darſtellt, und dem mit ſymboliſcher Bedeutung verbundenen, nimmt das einfache Portrait eine gültige Stelle in der Reihe der Kunſtgegenſtände ein, indem von einer unmittelbaren Übertragung des Natürlichen das Kunſtreiche und Schöne nicht ausgeſchloſſen wird, mag der individuelle Charakter der Perſon an ſich aufgefaßt, oder einer allgemeinen Idee untergeordnet werden. Dafür ſtellt die Kunſttheorie beſondere Geſetze auf, welche auch ſchon zum Theil das Alterthum gekannt und angewendet hat. Hiſtoriſch auf den erſten Anfang dieſer Kunſt, oder auf den Urſprung des Portraitbildes einzugehen, wie Viele verſucht haben, bleibt eine vergebliche Mühe, weil die Verſuche nach Schattenriſſen zu zeichnen und zu formen bei jedem Volke zu finden waren, aber über die Zeit hiſtoriſcher Beſtimmung hinausliegen; viel weniger kann Plinius (H. N. XXXV, 5, 43) behauptet haben, vor Lyſiſtratus, alſo vor Alexander's Zeit, habe kein Portrait exiſtirt, und jener ſei der Erfinder dieſer Kunſt (welche nie einen einzelnen Erfinder hatte) geweſen. Was derſelbe Plinius dagegen von der Erfindung unter den Griechen wirklich erzählt, iſt ein Mährchen, welches ſich unter jedem Volke wiederholt hat. Bei ſo allgemeinem Antheil kommen jedoch nur diejenigen Völker in geſchichtliche und in artiſtiſche Rückſicht, bei welchen das öffentliche Leben die hierbei erfoderte Kunſt heranbildete und bethätigte, und welche in ihrer Darſtellung bis zur Auffaſſung der charakteriſtiſchen Schönheit gelangt waren. Dies ſind zuerſt die Griechen. Was bei den Hebräern die Bilder der Verſtorbenen, welche im Buche der Weisheit 14, 15 erwähnt werden, geweſen ſind, wiſſen wir nicht. Die Ägypter, in alter Zeit für das Andenken ihrer Könige eifrig bemüht, haben gewiß das Entſprechende der Phyſiognomie nicht unbeachtet gelaſſen. Erwähnt werden von Diodor (I, 47) das Bild des Oſymandyas, von Herodot (II, 110) die Bilder des Seſoſtris und deſſen Familie, (II, 143) die hölzernen Koloſſalbilder der 345 Hohenprieſter. Auch läßt ſich aus der Neigung der Ägypter, die Geſichtszüge der Verſtorbenen durch Masken in Abdrücken zu bewahren, auf einen Betrieb der Portraitbildnerei ſchließen; allein theils müſſen hiervon die koloſſalen Formen der Statuen, welche bei den Ägyptern als normale gelten, ausgenommen werden, theils ſtanden die Ägypter in der lebendigen und ſichern Auffaſſung des Charakteriſtiſchen ſtets zurück, beruhigt in einer nur oberflächlich gehaltenen ſymboliſchen Bedeutſamkeit. So glückte ihnen nicht die Vereinigung der Wahrheit der Natur mit der Schönheit zu — befriedigenden Kunſtwerken dieſer Art. Unter den Griechen dagegen entwickelte das Leben ſelbſt auch hier die kräftigſten Keime ſchöner Geiſtesblüthen. Was von Bildern aus der heroiſchen Zeit, von einer durch Dädalus gefertigten Portraitſtatue des Herkules (*Apollod.* II, 6, 3), von dem Palladium als einem von der Athene ſelbſt geſchaffenen Bilde ihrer Geſpielin Pallas und Anderes dieſer Art erzählt wird, hat in der Dichter Munde keine hiſtoriſche Bedeutung. Mit dem geordneten Staatsleben trat auch die Anerkennung des Verdienſtes hervor, und die Kunſt diente der Ehre. Da wurden die Tempel zur Aufſtellung von Denkmälern und der Statuen berühmter Männer, ausgezeichneter Bürger und überhaupt verehrter Menſchen beſtimmt, und jeder öffentliche vom Volke beſuchte Ort nahm Kunſtwerke dieſer Art auf. Das Verdienſt ſollte auf dieſe Weiſe allgemein anerkannt, der Ausgezeichnete ſeiner Mitwelt zur Bewunderung und Nacheiferung, der Nachwelt zur Erinnerung vor Augen geſtellt werden; der Kunſt aber wurde dabei ein weiter Spielraum für Darſtellung der charakteriſtiſchen Schönheit eröffnet.

Die Formen, in denen portraitartige Geſtaltung kunſtgemäß behandelt wurde, waren a) Statuen, namentlich in Erz, ſeltener aus Marmor, ſei es, daß das Erzbild in der Meinung an ſich einen höhern Werth hatte, oder daß nur der Zeitgeſchmack entſchied, indem erzählt wird, daß zur Zeit des Theodoſius (nach einer Inſchrift bei *Chandler*, Inscr. Ant. T. II. t. 48) Themiſtokles eine dem Theodorus beſtimmte Erzſtatue in eine marmorne umtauſchte, und dagegen den Lucullus nur Marmorbilder darſtellten. b) Die früheſten Bilder, wie die der Athleten, waren von Holz und wahrſcheinlich mit Farben angeſtrichen; eine genauere Angabe mangelt. Hermen, als nicht ausgeführte Statuen, in welchen auch Bilder ausgezeichneter Männer aufgeſtellt wurden. c) Büſten, welche wahrſcheinlich aus der Hermengeſtalt entſtanden, entweder den Kopf mit den Schultern oder mit der ganzen Bruſt und den Oberleib umfaßten. Die Bezeichnung προτομαί fällt erſt in den ſpätern Sprachgebrauch (ſ. Suidas und Heſychius u. d. W.), und Pauſanias gibt in Ermangelung eines techniſchen Ausdrucks, Beſchreibung der Sache (IX, 16. VI, 23). Im Mittelalter nannte man ſie στηθάρια. So können wir auch den allgemeinern Gebrauch der Büſten nicht höher

Digitized by Google

hinauf, als in Alexander's Zeit, bei den Römern in die Zeit der Kaiſer ſetzen. d) Schilde, auf denen die Portraits in Relief ausgedrückt oder gemalt wurden, imagines clypeatae, oder clypei. Die Maſſe war Thon, Marmor, Metall, wie des Sophokles und des Mänander marmorne Bilder (*Ballori* n. 55—64), des Demoſthenes bronzenes Bild (*Fulv. Ursini* Illustr. imag. n. 55). Vgl. *Pausan.* I, 17. VIII, 39. *Sueton.* Calig. X. *Vitell.* II. *Tacit.* Ann. II, 83. Sie wurden als Weihgeſchenke in den Tempeln aufgeſtellt; clypei votivi. Der Gebrauch aber war älter als die Büſten. So wird ein ſolches Bild des Thebaners Timomachus von Ariſtoteles beim Scholion zu Pindar's Iſthm. VII, 21 erwähnt. Unter den Römern ſoll Appius Claudius das erſte Bild dieſer Art aufgehangen haben. *Plin.* H. N. XXXV, 3. Doch hat Plinius hierbei den Conſul Appius Claudius aus dem J. 259 mit den ſpätern gleichen Namens verwechſelt, welcher 457 die Etrusker beſiegte und den Tempel der Bellona weihte. e) Bilder auf geſchnittenen Steinen, namentlich Kameen, wie der unter dem Namen Alexander und Olympia bekannte Kamee, und die Bilder des Ptolemäus und der Arſinoe auf dem Kamee in Petersburg. Doch laſſen ſich die Portraits auf geſchnittenen Steinen ſelten mit Sicherheit nachweiſen, meiſt nur mit Hilfe von Münzen. f) Enkauſtiſche Malereien und Gemälde auf Wänden und Holz, wie das Bild von Maſſiniſſa und von Sophonisbe. g) Münzen, von der Zeit Alexander's an; denn Visconti hat (T. II. p. 79) nachgewieſen, daß die Bilder der macedoniſchen Könige vor Alexander nicht, wofür ſie angenommen wurden, ſondern Heroenköpfe ſind. Seit jener Zeit aber prägte man faſt in allen Königreichen Münzen mit dem Bildniſſe der Herrſcher. Unter den Römern erſcheint Cäſar's Bild zuerſt auf Münzen, namentlich auf Münzen der Provinzen.

Der Ort, wo die Standbilder der Ehre aufgeſtellt wurden, waren Tempel, deren Umgebungen, freie und beſuchte Plätze, Theater, öffentliche Gebäude, bei den Römern auch Wohnhäuſer (*Plin.* H. N. XXXIV, 9), Gärten und Landhäuſer; auch auf den Gräbern errichtete man ſolche Denkmäler, wie dem Tragöden Theodektes und dem Iſokrates (*Plutarch.* Vit. Rhetor. IV.). Visconti will deshalb auch das neuere Wort Büſte von bustum ableiten (Mus. Pio-Clem. Vol. VI. p. 11). Bisweilen wählte man den Ort, wo der Gefeierte ſich ausgezeichnet hatte, wie das Bild des tragiſchen Dichters Aſtydamos im Theater zu Athen ſtand (Suidas unter Σαυτὴν ἐπαινεῖς), das Bild des Plato von Silanion's Hand durch Mithridates in der Akademie (*Diog. Laert.* III, 25). Auf dem Karamikus ſtanden mehre Bilder berühmter Männer und Frauen (*Pausan.* II, 4), auf der Akropolis die Statuen des Konon, Timotheus u. A. Namentlich war Delphi reich an ſolchen Denkmälern, wo auch des Miltiades Bild aus der Kriegesbeute errichtet war. Die Koſten der Errichtung dieſer Kunſtwerke wurden entweder aus der Staatscaſſe beſtritten, was bei der allzugroßen Häufung nach dem peloponneſiſchen Kriege oft ſchwer fiel; daher beſchränkte man ſich auch auf die bloße Erlaubniß der Aufſtellung und überließ Verwandten und Verehrern die Beſtreitung der Koſten. (*Athenaeus* XIII, 67. p. 152.) Zur Errichtung dieſer Bildſäulen traten bisweilen mehre Staaten in Verein, wie für das Standbild des Gorgias zu Delphi. (Cf. *Olear.* ad *Philostrat.* Vit. Soph. IX, 2. p. 493.)

In dem Kreiſe der Familien und in den Privatwohnungen fanden Portraitbilder als Denkmale der Verehrung, als Schmuck der Zimmer und Geräthe, und als Kunſtſammlungen ihre Stellen. Man hat vor Allen die Ahnenbilder der Römer hierher gezogen; allein Visconti hat dargethan, daß unter den imaginibus eine Art Masken aus Wachs zu verſtehen ſind. Hirt dagegen hält an der von Eſchenburg aufgeſtellten Meinung, es ſeien völlige Wachsbüſten geweſen, welche man durch einen Guß in die über das Geſicht gelegte Gypsform genommen habe, und meint, dieſe Kunſt rühre von Lyſiſtratus, dem Bruder des Lyſippus, her, wodurch der Gebrauch unter den Römern zu einem ſpätern wurde. Cf. *Eichstädt* de imaginibus Romanorum Diss. duae (Petrop. 1806.) In Gemmen der Siegelringe trug man Portraits (*Kirchmann* de annulis c. XII.); ſelbſt in die gewebten Zeuche (*Propert.* IV, 5, 24 [VII, 47]), wie in Medaillons nahm man ſie auf. Der Scholiaſt zu Juvenal (XI, 18) ſpricht von Miniaturgemälden auf Gold oder Silber. Zur Zeit des erhöhten Luxus entſtanden Pinakotheken (*Plin.* H. N. XXXV, 11. XL, 43), und in den Bibliotheken ſtellte man Bilder der Philoſophen und berühmter Schriftſteller auf. So zu Pergamum und Alexandrien (*Plin.* H. N. XXXV, 2, 2), zu Rom in der von Auguſtus gegründeten Apollobibliothek, und in der des A. Pollio. Cf. *Sueton.* Tib. LXX. Schmid zu Horat. Epiſteln II, 1, 266. Weber zu Perſius S. 185. Auch bei den Buchhändlern fand man die Bilder der Schriftſteller neben deren Schriften. *Horat.* Sat. I, 4, 22. Um auf die leichteſte Weiſe die Kenntniß berühmter Männer zu gewähren, veranſtaltete Varro eine Sammlung von 700 Portraits in 100 Heften (wie Visconti vermuthet, auf Pergament), mit Beigabe einer hiſtoriſchen Notiz. Sie ſcheint oft copirt worden zu ſein (*Plin.* H. N. XXXV, 2. *Gellius* III, 10 und 11). So ſetzten dann die Abſchreiber der Schriften auch das Bild des Verfaſſers vor, was Pomponius Atticus bei den Römern eingeführt zu haben ſcheint.

In ſpäterer Zeit des 4. und 5. chriſtlichen Jahrh. trug man Bilder auf die ſogenannten nummi contorniati über. Wenn dieſe auch in die Zeit des Verfalls der Kunſt gehören, ſo ſcheinen ſie, wie Visconti zeigt, doch aus alten Originalen übergetragen und mit einer ſolchen Genauigkeit copirt, daß man ſie für ikonographiſche Sammlungen benutzen kann, wie bei dem Portrait des Solon und des Mäcenas. Ebenſo, meint derſelbe Gelehrte, ſeien manche von den Miniaturgemälden, welche vor alten Handſchriften ſich fänden, als Copien alter Gemälde zu betrachten, und man könne leicht bemerken, ob das Bild nur mit Zuſätzen der ſpätern Zeit ausgeſchmückt, oder ob es von dem Abſchreiber erdichtet worden ſei.

Die älteſten unter den Griechen aufgeſtellten Por-

Digitized by Google

traitſtatuen waren die des Hermodius und Ariſtogeiton. So erzählt *Plin.* XXXIV, 4, 9. Von vielen Künſtlern waren dieſe Helden auch ſpäter verherrlicht worden, wie von Antenor (*Pausan.* VIII, 5), von Kritias (*Lucian.* Philopseud. XVIII.), von Praxiteles (*Plin.* XXXIV, 4, 9). Welche Bilder aus dieſer frühern Zeit von den Perſerkriegen erwähnt werden, das Bild des Piſiſtratus in der Geſtalt des Bacchus (*Athenaeus* XII, 8), des Dichters Hipponax (*Plin.* XXXVI, 4), welches Bupalus und Anthermus um der Häßlichkeit willen gefertigt haben ſollen, beruhen auf unſichern Angaben. Seit der 58. Olympiade (*Pausan.* VI, 18, 5) wurden den Wettkämpfern nach einem dreimaligen Siege Statuen errichtet, und zwar in natürlicher Lebensgröße, im Gegenſatze der Helden in coloſſaler Geſtalt. Ob ſie immer Portraitähnlichkeit enthielten, bleibt zweifelhaft, die Meiſten mögen ſich auf die Darſtellung des Kampfes beſchränkt haben. Daher erzählt Plinius a. a. O. ausdrücklich, allen Siegern ſeien Statuen gewidmet worden, denen aber, welche dreimal den Sieg davongetragen hätten, portraitirte Statuen, welche iconicae hießen. Pauſanias erwähnt freilich auch der Statuen der Athleten Eutelidas und Arrhachion aus der 38. und aus der 54. Olympiade (VI, 15 und VIII, 40), allein er hatte zu Olympia auch Statuen älterer Kämpfer, wie die von Oibotas aus der 6. Olympiade geſehen, ſodaß deren Errichtung ohne Zweifel in einer ſpätern Zeit angenommen werden muß. Was man mit dem Namen ikoniſch habe bezeichnen wollen, führt Hirt mit Recht auf die Naturgröße der Statuen, nicht die Ähnlichkeit zurück, und vergleicht die Stelle des Lucian (Pro imag. XI.) von der Aufſicht der Hellanodiken. Unter den Künſtlern, welche Portraitſtatuen gefertigt haben, nennt die Kunſtgeſchichte Kteſilaus (Olympiade 87) und Polykletus (Olympiade 92), erſtern für eine Statue des Artemon (*Plin.* XXXIV, 8, 19, 2) und des Perikles. Demetrius von Athen (Olympiade 90) ſoll (*Quintilian.* XII, 10, 9) in ſeinen Bildern ſtreng nach individueller Treue geſtrebt, und dabei auch das Zufällige und Unſchöne um der Ähnlichkeit willen beibehalten haben. Der erſte Künſtler dieſer Art, zu dem man ihn machen wollte, war er wol nicht. Schon Kolotes, der Schüler des Phidias (Olympiade 86), zeichnete ſich in Statuen der Philoſophen aus (*Plin.* XXXIV, 8, 19. 27). Aus Polyklet's Schule hervorgegangen wendeten Euphranor und Lyſippus ſich vorzüglich dem individuellen Ausdruck zu. Athletenbilder beſchäftigten ſie weniger (von Lyſippus werden ſechs erwähnt) als Portraitſtatuen der Fürſten und Großen. In Statuen des Alexander, die Lyſippus oft bildete, waren die fehlerhafte Haltung des Kopfes, und die nicht gefälligen Züge für den charakteriſtiſchen Ausdruck benutzt (*Plutarch.* de Alex. virtut. II, 2. Alex. IV. de Iside XXIV.). Lyſippus, Bruder des Lyſiſtratus, ging blos auf Ähnlichkeit aus, und formte Geſichter in Gyps und dann auch in Wachs (*Plin.* XXXV, 12, 44). In unzähliger Menge wurden von jener Zeit an Portraitſtatuen gefertigt und öffentlich oder in Sammlungen aufgeſtellt. Staatsmänner, Redner, Dichter, Philoſophen waren in früherer Zeit in Statuen und Büſten copirt worden, ſpäter, ſeit Alexander's Zeit, wurden Könige und Fürſten nach Visconti's Verzeichnung, in Sicilien, Macedonien, Epirus, Thracien, Illyrien, Pontus, Bithynien, Pergamum, in Kleinaſien, in Kappadocien, Armenien, Syrien, im Orient aus dem Stamme der Seleuciden, Cilicien, Con....agene, Judäa, Osroene, in Parthien die Arſaciden, in Perſien die Saſſaniden, in Bactriane, Characene, Babylonien, Ägypten, in Numidien und Mauritanien Gegenſtand der ikoniſchen Kunſt. Köhler gab in ſeiner Abhandlung: Geſchichte der Ehre der Bildſäule bei den Griechen in den Denkſchriften der Akademie zu München (6. Bd. S. 67), eine weniger geordnete als vollſtändige Aufzeichnung der von Schriftſtellern erwähnten und der vorhandenen Kunſtwerke. Auch eine nicht geringe Zahl von berühmten Frauen und Hetären konnten benannt werden. Vgl. S. 103. 108. 164. Unter den Römern beginnen die Reihe ſicherer Portraits die Staatsmänner der frühern Zeit; ob dieſe von den Ahnenbildern in Wachs abgenommen waren, läßt ſich weder bejahen, noch verneinen. Was Plinius von Statuen des Attius Nävius (V, 11), des Horatius Cocles u. A. berichtet, kann nur auf Werke ſpäterer Zeit bezogen werden. Die Büſte des ältern Scipio Africanus ſcheint einen entſchiedenen Portraitcharakter an ſich zu tragen. Die Reihe der Kaiſer vermag die Ikonographie vollſtändig aufzuzählen, ſodaß auch von Domitianus, deſſen Bilder nach Procopius' Angabe zerſtört ſein ſollten, noch mehre vorhanden ſind. Von ausgezeichneten Dichtern, Rednern, Philoſophen fertigte man Büſten in Menge, von denen die des Terentius, des Hortenſius, des Cicero noch vorhanden. Unter den erhaltenen Statuen beſitzen wir ſonder Zweifel eine Menge von Portraits, wie dies die Ausgrabungen zu Herkulanum beſtätigt haben. Von dort ſtammen die zwei weiblichen Statuen in Dresden, die Reiterſtatue des M. Nonius Balbus. Nicht ſelten trat das ſonderbare Verfahren ein, daß man aus Ehrgeiz oder Haß oder bloßer Willkür die Köpfe der Statuen vertauſchte.

Bei der Beurtheilung des Portraitbildes haben wir die charakteriſtiſche Behandlung von der idealiſirenden zu unterſcheiden. Abgeſehen von den älteſten Werken, deren Beſchaffenheit nicht durch bloße Vorausſetzungen ermeſſen werden kann, ergibt ſich aus der Entwickelungsgeſchichte der Kunſt, daß die Künſtler auch in der Behandlung der Portraitſtatue früher mehr auf Darſtellung ſchöner Formen, als auf Ähnlichkeit und charakteriſtiſchen Ausdruck hinarbeiteten (*Plin.* H. N. XXXV, 12, 44). Dies iſt überhaupt der Gang der ſich entwickelnden Kunſt und Hirt erklärt die Angabe des Plinius ſicher nicht richtig von bloßer Verſchönerung neben der Ähnlichkeit. Daß man Athleten in ihren Stellungen bildete und Chabrias nach Cornelius Nepos (Chabr. I.) zuerſt ſich eine charakteriſtiſche Stellung wählte, kann für eine treue Auffaſſung der Ähnlichkeit noch nicht beweiſen. Die Tragiker ſprechen freilich auch von der Wirkſamkeit der Ähnlichkeit in Werken der heroiſchen Zeit, wie Menelaus beim Äſchylus (Ag. 408) an Bildern der geliebten Gattin ſich

Digitized by Google

erfreute, Admet nach Euripides (Alc. 349) ein Bild der verſtorbenen Gattin aufſtellte; doch kann, wenn auch eine Übertragung des ſpätern Gebrauchs auf ältere Zeit angenommen wird, kein Beweis der künſtleriſchen Behandlung daraus entnommen werden. Nach Entwürfen der Phantaſie ſtellten ſich für berühmte Männer nach deren gekanntem Charakter gewiſſe Grundtypen feſt, welche in den Wiederholungen der ſpätern Zeit beibehalten wurden. Plinius ſagt XXXV, 2: si quidem non solum — dicantur illi, quorum immortales animae in locis iisdem loquuntur, quin immo etiam quae non sunt, finguntur pariuntque desideria non traditi vultus sicut in Homero evenit. So entſtanden die Bilder von Homer, von den ſieben Weiſen, von Sokrates u. A. Der farneſiſche Kopf des Homer weicht von den Bildern auf Münzen von Jos, Amaſtris u. A. ab. Seit Lyſippus und durch dieſen Meiſter ſcheint die Aufgabe idealer Darſtellung vorzüglich gültig geworden zu ſein, ſodaß eine geiſtvolle Auffaſſung des Charakters ſich mit dem Streben nach reiner idealer Schönheit vereinigte. Daraus gingen die Bilder Alexander's und deſſen Feldherrn hervor; wenn dagegen Andere auf einem andern Wege nur an einer getreuen Übertragung des Eigenthümlichen, ſelbſt der Schönheit zuwider, hingen, wie das Bild des Aratus, mit übergebogenem Rücken, als ſchaue der Dichter nach den Sternen, geformt war. Vgl. Visconti pl. 57, 1. Man barg wol auch ſchon früh die natürlichen Mängel, wie den zu langen Oberkopf des Perikles durch den Helm (*Plutarch.* Perikl. III.), die Einäugigkeit des Antigonus durch Darſtellung in Profil (*Plin.* XXXV, 36). Beiſpiele ſchöner Darſtellung geben das Bild des Demetrius Polyorketes zu Paris, das von Hiero im Mus. Capitol. T. I, 33. Plutarch (Alex. I.) bemerkt, meiſt hätten die Künſtler nur die Ähnlichkeit des Geſichts beachtet, und die des übrigen Körpers vernachläſſigt; was aber von der ſpäteren Zeit geſagt iſt, in welcher man oft die Köpfe der Statuen vertauſchte oder den Körper nach einem allgemeinen Typus arbeitete. In Bildern römiſcher Fürſtinnen, wie der Livia und Agrippina, erkennt man, wie die Künſtler die Züge griechiſcher Profile mit Vernachläſſigung der Ähnlichkeit übertrugen. Nur eine viel ſpätere Zeit kehrte auf die Strenge zurück, mit welcher man das Zufällige und unweſentliche Fehlerhafte in der Nachbildung beibehielt. Selbſt in der Wahl der Maſſe nahm man dann darauf Rückſicht, wie in einer Statue des Pescennius Niger aus ſchwarzem Marmor zur Andeutung der Geſichtsfarbe. Cf. *Spartian.* Pescenn. sub fin. Die Bekleidung ward eigenthümlich gewählt; doch ſtellten die Griechen auch Portraitſtatuen nackt auf, welche den Namen der Achilleiſchen führten. Die Römer hielten dagegen ſtreng an der Bekleidung, und einzelne Beiſpiele nackter Darſtellung bilden eine Ausnahme.

Nach Visconti's und Anderer ſorgſamer Forſchung und Vergleichung vorhandener Werke ergeben ſich uns noch ſichere Bilder von Miltiades, Themiſtokles namentlich, wie Müller angibt, nach Münzen von Lampſacus, Perikles, Alcibiades, aus der Zahl der Dichter von Alcäus, Sappho, Anakreon, Steſichorus nach Münzen; nach Marmorwerken von Sophokles, Euripides, Menander, Poſidippus, Moſchion; von den Rednern Büſten des Iſokrates, Lyſias, Demoſthenes, Äſchines, Leodamas; von den Philoſophen Pythagoras, Heraklit, Anaxagoras durch Münzen, in Büſten Sokrates, Platon, Karneades, Theon von Smyrna, Theophraſtus, Antiſthenes, Zeno, Chryſippus, Poſidonius, Epikurus, Metrodorus, Hermarchus; nach Statuen Ariſtoteles, Diogenes; von Hiſtorikern Herodot, Thucydides; von Ärzten Hippokrates, Asklepiades, Xenophon von Kos, Modius, Claudius Agathemerus, Sextus Empirikus; von Frauen die Bilder der Aſpaſia, Lais, Eucharis. Aus der Menge der Bilder von Alexander, welche Schriftſteller erwähnen, kann die Büſte in Paris (Visconti pl. 30) als ein nicht idealiſirtes betrachtet werden. Die Büſten, welche von den Nachfolgern Alexander's und den Ptolemäern gefunden werden, ermangeln der Sicherheit. Die Portraits der Römer von der Kaiſerzeit kommen nur auf Münzen vor, auf denen auch imaginirte des Romulus, Tatius, Numa, Ancus ſich befinden. Nach Numa wird auch eine Büſte benannt. Eine Statue des Pompejus ward Gegenſtand archäologiſchen Streites. Die Bilder von Terentius Attius, Salluſtius, Horatius, ſind in Contorniaten, die des Terentius, Hortenſius, Cicero, in Büſten erhalten, Seneca in einer Herme. Vielfach war ſeit Alexander's Zeit die Verſchmelzung des Portraits mit ſymboliſcher und allegoriſcher Bedeutung. So ward Alexander als Zeus (in Apelles' Gemälde. *Plin.* XXXV, 36, 15), als Herkules und mit Ammonshörnern dargeſtellt, in einer Bronze von Herculanum in der Stellung des Poſeidon mit der Chlamys und mit Stierhörnern, welche auch auf Bildern des Seleukus Nikator und der Fürſten des macedoniſchen Stammes erſcheinen. Cf. *Visconti* T. II, 58, 61, 69. 341. Typiſche Götterbilder wurden auf menſchliche Individuen übergetragen, und dieſe liehen dagegen ihre Geſichtszüge den Bildern der Götter. Dies vorzüglich unter den Römern nach Untergang der Republik.

Die Gründe, nach denen die Echtheit ſicherer Portraits des Alterthums herausgefunden wird, ſind die Inſchriften, die Beſchreibungen bei Schriftſtellern, die Vergleichung mit Münzen. Die Inſchriften aber enthalten ein oft trügliches Mittel, weil die größte Zahl derſelben ſelbſt unecht iſt und von ſpätern Händen, oft unwiſſender und des Schreibens ſogar unkundiger Betrüger herrührt. Die Beſchreibung in Schriftwerken reicht nicht weit und hat nur ſelten genügliche Ausführlichkeit, wie die Beſchreibung bei *Cic.* in Verr. II, 35, 5 wol genau den Bildern des Steſichorus entſpricht. So aber bleibt nur die Auskunft, welche benannte Münzen geben, eine mehr zuverläſſige; allein theils beachteten die Stempelſchneider die Ähnlichkeit minder genau und ſtützten ſich auf die beigegebene Inſchrift, theils begegnet uns überall die Verfälſchung der Münzen, theils enthalten Münzen auch Verſchiedenheiten nach dem verſchiedenen Alter der Perſonen und nach dem Unterſchied, welcher bei der Copirung des Geſichts im Profil und en face gewöhnlich ſtattfindet. Bei den Statuen, namentlich der römiſchen

Digitized by Google

Kaiſer, irrt nicht ſelten jener Misbrauch fremde Köpfe aufzuſetzen.

Seit Anfang des 16. Jahrh. hat man die Bilder berühmter Männer des Alterthums geſammelt, in Kupferſtichen wiederholt und erläutert. Die erſte Sammlung iſt von Jacob Mazocchi (Illustrium imagines. [1517. 4.]) nach Münzen, aber in ſchlecht gezeichneten Kupfern. Vollſtändiger und genauer iſt die Sammlung von Fulvius Urſinus (Orſini) (Illustrium imagines. [Rom. 1569. 4., vermehrt 1570]). Mit einem neuen Commentar von Kasp. Scioppius und Johannes Faber (Antw. 1598 und 1606), wozu Theod. Galläus in Rom die Zeichnungen gemacht hatte. Dieſe ſind von Büſten, Münzen und geſchnittenen Steinen genommen und nicht immer ſorgſam ausgeführt; auch befinden ſich unleugbar unechte Bilder darunter. Illustrium virorum ut extant in urbe expressi vultus caelo *Augustini Veneti.* (Rom. 1569). *Augustini Veneti* Icones graecorum sapientum (Patav. 1648). Iconografia da *Giov. Angel. Canini*, ed. *Marc. Anton. Canini* (Rom. 1669. fol., franzöſiſch Amſterd. 1731), ein mit geringerer Sorgſamkeit gearbeitetes Werk. Veterum illustrium philosophorum, poetarum, rhetorum et oratorum imagines, a *Jo. Petro Bellorio* expositionibus illustratae (Rom. 1685. fol.), enthält Büſten, Münzen, Gemmen; angehängt ſind auf zwei Tafeln mit Bildniſſen von Ärzten aus einem alten Manuſcript des Dioscorides Capita deorum et illustrium hominum pacis bellique artibus clarissimorum, collegit *de Ebermayer* (Francof. 1721). *Pataroli* Series Augustorum et Augustarum Caes. et Tyrann. Rom. (Venet. 1722). *J. Gronovii* Thesaur. antiq. Graec. T. I. II. III. nach Büſten in zum Theil ungeſchickten Zeichnungen. Die Sammlungen von Münzen in Abbildungen, namentlich von Vaillant, die Kupferwerke der Muſeen, welche hier nicht aufgeführt werden können, geben in großer Zahl Beiträge für eine Ikonographie, deren ſelbſtändige Behandlung zuerſt Mongez in ſ. Dictionnaire d'Antiquités à Paris 1804 auf feſtere Grundſätze, und für Belehrung der Künſtler zurückführte. Das Hauptwerk iſt bis jetzt *E. Q. Visconti* Iconographie Grecque. T. III. (Paris 1811. 4.). Iconographie Rom. (1817), fortgeſetzt von Mongez (3 Bde. 1826). Visconti ſchickte dem Werke einen Discours voraus, in welchem er die Grundſätze ſeiner Sorgſamkeit und beſonnener Forſchung mittheilt. Eine Überſicht gab Gurlitt im Verſuch über die Büſtenkunde (Magdeburg 1800). Auch nimmt Köhler's obenangeführte Schrift über die Ehre auf die vorhandenen Kunſtwerke Rückſicht. Hirt über das Bildniß der Alten, in den Schriften der berliner Akademie 1814 war zum Theil gegen Visconti gerichtet. (*Hand.*)

Ikonomachi, ſ. Ikonoklasten.

IKONOSTROPH nennt man eine Vorrichtung, welche den Kupferſtechern dazu dienen ſoll, die Originale, welche ſie zu ſtechen haben, verkehrt zu ſehen. Das Ikoſtroph beſteht im Weſentlichen aus einem Glasprisma; zwei Flächen deſſelben, von denen die eine dem Gegenſtande, die andere dem Auge zugekehrt iſt, machen einen Winkel von 72 bis 90° mit einander. Die durch die erſtere der beiden genannten Flächen eintretenden Strahlen werden von der dritten, dem Winkel von 72 bis 90° gegenüberſtehenden, Fläche ſo reflectirt, daß ſie durch die dem Auge zugekehrte Fläche wieder austreten. Die dritte Fläche wirkt hier wie ein Spiegel, und bewirkt alſo das Verkehrtſehen der Gegenſtände. Dieſes Prisma iſt in einer brillenartigen Faſſung ſo befeſtigt, daß man die ganze Vorrichtung wie eine gewöhnliche Brille auf die Naſe ſetzen kann. Das Ikonoſtroph muß ſich aber wol in der Anwendung nicht ſonderlich praktiſch erwieſen haben, indem ſich die Kupferſtecher, wenigſtens in Teutſchland, allgemein eines gewöhnlichen Spiegels bedienen, um die zu ſtechenden Gegenſtände verkehrt zu ſehen. (Société philomatique, an II. p. 74.) (*J. Müller.*)

Ikos (Geogr.), ſ. Icus.

IKOSAËDER, 1) Mathem., ſ. Reguläre Körper. 2) Mineral., diejenigen Kryſtalle, welche man mit dem Namen Ikoſaëder belegt, werden zwar von 20 dreiſeitigen Flächen begrenzt, aber von dieſen Flächen ſind nur acht gleichſeitige, die übrigen gleichſchenkelige Dreiecke. Es entſteht aus der Verbindung des Pentagon-Dodekaëders mit dem Octaëder, und findet ſich bei Schwefelkies und Glanzkobalt. (*E. F. Germar.*)

Ikosion (alte Geogr.), ſ. Icosium.

Ikositessaraëder, ſ. Ikositetraëder.

IKOSITETRAËDER. Unter der Benennung Ikoſitetraëder (Vierundzwanzigflächner) begreifen Mohs und mehre Kryſtallographen alle diejenigen Kryſtalle, welche von 24 gleichwerthigen Flächen begrenzt werden, und deren drei Hauptdimenſionen unter ſich gleich ſind. Sie gehören daher zu dem teſſularen (gleicharigen oder ſphäroëdriſchen) Kryſtallſyſteme, und man unterſcheidet ſechs Arten derſelben.

1) Das tetraëdriſche Trigonal-Ikoſitetraëder (Hexakistetraëder Naumann, gebrochenes Pyramiden-Tetraëder Weiß, ſkaleniſches Ikoſiteſſaraëder Breithaupt). Es wird von 24 ungleichſeitigen Dreiecken begrenzt, beſitzt 14 Ecken und 36 Kanten. Kanten und Ecken haben dreifachen Werth. Es erſcheint als ein Tetraëder, bei welchem jede Fläche durch eine ſechsflächige Pyramide erſetzt iſt, und von den Ecken entſprechen in ihrer Lage vier den Ecken eines regelmäßigen Tetraëders. Es läßt ſich dieſer Körper auch aus dem Achtundvierzigflächner durch Verſchwinden der abwechſelnden ſechszähligen Flächenſyſteme ableiten, und nach dem Werthe der Kantenwinkel finden ſich mehre Abänderungen, von denen die gewöhnlichſten Kantenwinkel von 128° 12′ 48″; 158° 12′ 48″; 110° 55′ 29″; oder von 152° 20′ 22″; 152° 20′ 22″; 122° 52′ 42″; oder von 162° 14′ 50″; 144° 2′ 58″; 124° 51′ 0″ beſitzen. Die Flächen dieſes Ikoſitetraëders ſind bei Demant, Boracit und Fahlerz beobachtet worden.

2) Das hexaëdriſche Trigonal-Ikoſitetraëder (Tetrakishexaëder Naumann, Pyramidenwürfel Weiß, hexaëdriſch-pyramidales Ikoſiteſſaraëder Breithaupt). Die Flächen bilden hier alle gleichſchenkelige

Digitized by Google

Dreiecke, von den Ecken entſprechen in ihrer Lage acht den Ecken eines eingeſchloſſenen Würfels, ſechs den Ecken eines eingeſchloſſenen Octaëders, und von den 36 Kanten bilden 12 die Kanten des eingeſchloſſenen Würfels, von den übrigen laufen immer vier in jeder Octaëderecke zuſammen. Der Kryſtall läßt ſich auch als ein Würfel betrachten, bei welchem jede Fläche durch eine vierflächige Pyramide erſetzt iſt, und wird aus dem Würfel durch Zuſchärfung der Kanten, aus dem Octaëder durch vierflächige Zuſpitzung der Ecken, die auf den Kanten ruht, abgeleitet. Die bekannteſten Abänderungen haben folgende Werthe der Kantenwinkel: Abänderung a) Würfelkanten 157° 22′ 48″; die übrigen 133° 48′ 47″; Abänderung b) Würfelkanten 143° 7′ 48″; die übrigen von denſelben Winkeln; Abänderung c) Würfelkanten 126° 52′ 12″; die übrigen 154° 9′ 29″. Am ausgezeichnetſten findet ſich dieſer Kryſtall bei dem Flußſpath.

3) Das octaëdriſche Trigonal-Ikoſitetraëder (Triakisoctaëder Naumann, Pyramidenoctaëder Weiß, octaëdriſch-pyramidales Ikoſiteſſaraëder Breithaupt). Auch hier bilden alle 24 Flächen gleichſchenkelige Dreiecke, und es ſind acht Würfelecken und ſechs Octaëderecken, ſowie 36 Kanten vorhanden, aber die Würfelecken ſind nur dreikantig, die Octaëderecken achtkantig und von den zweierleiwerthigen Kanten entſprechen 12 den Kanten eines eingeſchloſſenen Octaëders, die übrigen laufen je drei in einer Würfelecke zuſammen. Werner beſchrieb den Kryſtall als ein Octaëder mit dreifach getheilten Flächen, die Theilungskanten in die Octaëderecken auslaufend. Nach dem Werthe der Kantenwinkel unterſcheidet man zwei Abänderungen: a) Winkel der Octaëderkanten 129° 31′ 19″; der übrigen Kanten 162° 39′ 30″; b) Winkel der Octaëderkanten 141° 3′ 27″; der übrigen 152° 44′ 2″. Findet ſich bei Demant, Bleiglanz, Magneteiſenſtein, ſelten jedoch vollſtändig, gewöhnlich nur als Zuſchärfung an den Kanten des Octaëders.

4) Das zweikantige Tetragonal-Ikoſitetraëder (Trapez-Ikoſitetraëder Naumann, Leucitoëder Weiß, Trapezoëder Hausmann, trapezoidales Ikoſiteſſaraëder Breithaupt). Die 24 Begrenzungsflächen ſind ſymmetriſche Trapeze, welche ſich durch eine Diagonale in zwei unter ſich ungleiche, aber gleichſchenkelige, nach der andern Diagonale in zwei unter ſich gleiche, aber ungleichſeitige Dreiecke theilen laſſen. Die 26 Ecken haben dreifachen Werth, ſechs vierkantige entſprechen den Ecken eines eingeſchloſſenen Octaëders, acht dreikantige den Ecken eines eingeſchloſſenen Würfels, ſechs vierkantige den Flächenmittelpunkten eines umſchreibenden Rhomboidal-Dodekaëders. Die zweierleiwerthigen Kanten laufen theils je vier in den Octaëderecken, theils je drei in den Würfelecken zuſammen. Werner beſchrieb den Kryſtall als eine doppelt achtſeitige Pyramide, an den Enden mit vier Flächen, welche auf den abwechſelnden Polkanten ruhen, zugeſpitzt. Nach dem Werthe der Kanten unterſcheidet man zwei Abänderungen: a) Winkel der Kanten, welche in den Octaëderecken zuſammenſtoßen 131° 48′ 37″; der übrigen 146° 26′ 34″; b) 144° 54′ 12″ und 129° 31′ 16″. Aus dem Würfel wird dieſer Körper durch dreiflächige Zuſpitzung der Ecken, die auf den Flächen ruht, aus dem Octaëder durch vierflächige Zuſpitzung der Ecken, die auf den Flächen ruht, abgeleitet. Sehr ausgezeichnet findet er ſich bei Leuzit, Granat und Analcim.

5) Das dreikantige Tetragonal-Ikoſitetraëder (Dyakisdodekaëder Naumann, gebrochenes Pentagon-Dodekaëder Weiß, heterogonales Ikoſiteſſaraëder Breithaupt, Tetragoneder Germar). Es ähnelt in der Geſtalt der Flächen, in der Zahl und Lage der Kanten und Ecken dem vorigen, aber die 24 Flächen ſind unſymmetriſche Trapeze, mit vierfachem Werthe der ebenen Winkel, und die Kanten beſitzen dreierlei Werth. Es entſteht aus dem Achtundvierzigflächner, wenn von den um die Octaëderecken herumgelagerten acht Flächen die abwechſelnden Flächenpaare verſchwinden; und kann auch als ein Pentagon-Dodekaëder betrachtet werden, deſſen Flächen durch eine Kante, welche aus dem Gipfel nach dem Mittelpunkte der Baſen geht, getheilt ſind. Bezeichnet man die Kanten, welche in den Würfelecken zuſammenſtoßen, durch α, diejenigen, die als Theilungskanten der Flächen des Pentagon-Dodekaëders zu betrachten ſind, durch β, die übrigen durch γ, ſo gibt es folgende Abänderungen: Abänderung a) Winkel α) 141° 47′ 12″; β) 148° 59′ 50″; γ) 115° 22′ 37″; Abänderung b) Winkel α) 131° 4′ 56″; β) 160° 32′ 13″; γ) 119° 3′ 33″; Abänderung c) Winkel α) 131° 48′ 37″; β) 154° 47′ 28″; γ) 128° 14′ 28″. Vollſtändig werden dieſe Kryſtalle ſelten in der Natur gefunden, bei dem Schwefelkieſe bilden aber ihre Flächen häufig dreiflächige Zuſpitzungen an den Würfelecken des Pentagon-Dodekaëders.

6) Das Pentagon-Ikoſitetraëder (Granat-Dyoëder Naumann, gedrehtes Leucitoid Weiß). Die 24 Flächen bilden Pentagone, deren Seiten dreierlei Werth haben, die 60 Kanten und 38 Ecken beſitzen ebenfalls dreifachen Werth. Es läßt ſich dieſer Kryſtall aus dem Achtundvierzigflächner durch Verſchwinden der abwechſelnden einzelnen um eine Octaëderecke gelagerten Flächen ableiten, er iſt aber bis jetzt noch nicht in der Natur beobachtet worden. (*Germar.*)

Ikschiditen, ſ. **Ikhschid.**

Iktinos, ſ. **Ictinus.**

Ila (Ilae Goldschah), ſ. unt. **Ili.** 2) **I.** oder **Ilay**, ſ. **Islay.**

Ilaeira (Ilaira, Hilaira), ſ. **Dioskuri** und **Leukippiden.**

ILAHI, oſtindiſche Silbermünze von runder oder quadratiſcher Geſtalt, welche Sultan Akbar im 16. Jahrh. prägen ließ. Ihr Werth war gleich 12 Silberrupien oder 9 Thlrn. Conv.-M. Avers und Revers enthielten die Titel des Sultans, die Jahrzahl und den Münzort *). (*Fischer.*)

ILAHI (الهي, oder richtiger Alehi) Abdallah, der Göttliche, ein großer und frommer Scheich aus Simaw in der anatoliſchen Landſchaft Kermian, daher auch Si-

*) Man ſehe *T. C. Tychsen*, De numis indicis. Vol. XIV. p. 183 der Comm. acad. Gotting.

Digitized by Google

mawi (سيماوي) geheißen, führte den Beinamen Arif billah, der Gott erkennende, und hatte ſich in Conſtantinopel an der Medreſe Sirek angeſiedelt. Sein ſchon in der Jugend gehegtes Verlangen, nach Perſien zu reiſen, machte ihn dort mit dem großen Scheich und Geſetzgelehrten Tuſi oder Ali von Tus bekannt; hierauf pflegte er in Kermian eine Zeit lang die ſogenannten äußern Wiſſenſchaften, bis ihn ein inneres Feuer ergriff, ſeine Bücher zu verbrennen oder ins Waſſer zu werfen, um alsdann ganz der innern Betrachtung zu leben. Von Kermian ging er nach Samarkand, ward Schüler des Scheich Arif billah Obeidallah, und wandte ſich auf deſſen Anrathen nach Bochâra, wo er zu Folge der Lehren des großen Scheich Behaeddin in den Orden der Naſchbendi (eines beſchauenden Mönchsordens) trat. Hierauf wechſelte er nochmals ſeinen Aufenthalt zwiſchen Bochâra und Samarkand, ging nach Herât, wo er mit dem großen Dichter Dſchami bekannt wurde, und von da nach Conſtantinopel zurück. Zu Folge der Unruhen nach dem Tode Muhammed's II. ließ er ſich auf Bitten des Beg Ahmed Ewrenas zu Jenidſche Wardar nieder, wo er 896 (beg. 14. Nov. 1490) ſtarb und begraben ward, ein großer Heiliger, deſſen Grabmal eine Wallfahrtsſtätte wurde Außer den beiden myſtiſchen von Hammer in der Geſchichte der Osmaniſchen Dichtkunſt (I, 208) angegebenen Werken nennt Hadſchi Chalfa in ſeinem bibliographiſchen Wörterbuche noch vier andere (z. B. Tom. II. n. 2723 die Begrüßung der Geiſter) gleichen Inhalts. Vgl. noch Latifi bei Chabert S. 46. 47, wo wie bei Hammer eine Probe ſeiner Verſe gegeben iſt. (*Gustav Flügel.*)

ILAHIJUN (الهيون), d. i. die Göttlichen, eine Sekte der Philoſophen im Muhammedaniſchen Sinne, die unſtreitig ihren Namen von der Ilm el-ilahi, oder der Lehre von den göttlichen Dingen haben. Sie werden gewöhnlich neben den Dahrijûn (دهريون) oder den Weltlichen, welche glauben, daß die Seele mit dem Körper untergehe, alſo durch die Zeit (دهر) bedingt ſei, und Tabiijûn (طبيعيون) oder den Naturaliſten genannt, allen drei Sekten aber wird das gemeinſchaftliche Streben, die Uranfänge der vorhandenen Dinge zu erforſchen, als höchſtes Ziel zugeſchrieben. Zu den göttlichen Philoſophen rechnen ſie unter den griechiſchen Weiſen die ſpätern, wie Sokrates, den Lehrer des Platon, und Platon, den Lehrer des Ariſtoteles, welcher Letztere die Syſteme dieſer einzelnen Sekten in Ordnung gebracht oder redigirt habe. (Porta Mosis. p. 251 sq.) Die Ilahijûn nehmen einen erſten Urheber aller Dinge, ein geiſtiges Weſen (Subſtanz) an, das von jeder Art Materie frei, ihr gänzlich fremd ſei. Auf dieſe Weiſe zeigten ſie in ihren Anſichten mehr Aufklärung, als die beiden andern genannten Sekten, die außer der materiellen Welt und der Natur keine Principien (Uranfänge) zuließen. Gazâli in ſeinem Buche: Der Befreier von Irrthum (منقذ الضلال), meint, daß zwar Ariſtoteles, der Begründer der Logik, den Sokrates, Platon und alle frühern Philoſophen derſelben Sekte zu widerlegen vorgebe, derſelbe habe jedoch auch mehre ihrer verdammenswerthen Meinungen unterſtützt, mithin dieſelben nicht, wie es ſcheine, abgeſchworen. So habe er z. B. die Ewigkeit der Welt behauptet, was nach Muhammedaniſcher Anſicht gradezu Gottloſigkeit verrathe. Da nun dieſen und andern Ilahijûn auch Farjâbi und Ibn Sina (Avicenna) gefolgt ſeien, ſo müſſe auch ſie derſelbe Vorwurf treffen. (*Gustav Flügel.*)

ILAI (auch Ilay, Islai), offene ſehr unſichere Rhede an der Küſte von Peru, Provinz Arequipa, aber verhältnißmäßig ſtark beſucht, da der bolivianiſche Handel dieſen Weg nimmt. Die Umgegend iſt arm und ſandig, ſelbſt ohne gutes Trinkwaſſer, der Hafenort klein und aus Erd- und Strohhütten zuſammengeſetzt. Islai wird zu den Puertos intermedios gerechnet. (*Pöppig.*)

ILAK, eine und dieſelbe Perſon mit Imlak und Amlak, gilt für den vierten Sohn des Stammvaters der Türken, Turk, eines Sohnes Japhet's, und zwar des älteſten unter achten, der in der Nähe des Sees Iſſikol, alſo öſtlicher als ſein Vater, nicht weit vom Fluſſe Ili, im heutigen Turkeſtan ſeine Reſidenz aufgeſchlagen haben ſoll. Aus Iſſikol iſt durch Verſetzung der Buchſtaben bei d'Herbelot das Land Silouk geworden, was bei Andern auch Silencai ſich geſchrieben findet. D'Herbelot macht übrigens dieſen Namen zum Namen der erſten von Turk bewohnten Stadt, und läßt nach ſeinen Quellen die mit den Perſern grenzenden Türken, von denen ſie durch den Dſchihun (Oxus) getrennt würden, von dieſem Ilak abſtammen. Einige orientaliſche Schriftſteller ſchreiben die Entdeckung des Salzes entweder ſeinem älteſten Bruder, Taunac (And. Tontoc, Tontec ꝛc., ja Andere verwechſeln ihn gradezu mit Ilak und Imlak), oder dem Ilak zu, was ſich aus der Vertauſchung der Namen leicht erklären läßt. Es ſoll ihm nämlich ein Stück Fleiſch heruntergefallen, und dieſes, nachdem er es aufgehoben, geſchmackvoller vorgekommen ſein. Zugleich bemerkte er, daß das Waſſer, welches nicht weit von dieſem Orte vorüberfloß, warm war. Er berichtete beides ſeinem Vater, und ſo ſoll denn der Gebrauch des Salzes in jenen Gegenden, wo es bisher unbekannt war, eingeführt worden ſein. Auf gleiche Weiſe laſſen die Chineſen den Hoamti, einen ihrer alten Kaiſer, das Salz auffinden.

Ilak iſt ferner der Name eines Landes und einer Stadt. Das Land (ايلاق, eigentlich richtiger Ilâc) iſt jenſeit des Orus zu ſuchen, und macht einen Theil von Turkeſtan aus, der an Schâſch (شاش) grenzt. Zu gleicher Zeit iſt es der Name eines Fluſſes in jenem Lande, das ſich von Toncat, der ehemaligen Hauptſtadt deſſelben, bis nach Schâſch erſtreckt, alſo von Süden nach Norden, d. h. nach Abu'lfeda unter 89° 10′ Länge und 43° 20′ nördl. Breite; wogegen Naſir-ed-din Tuſi und Olug-Beg die Stadt Toncat unter 101° Länge ſetzen, die Breite aber faſt dieſelbe ſein laſſen. Nach orientaliſcher Geographie würde es mithin im ſechsten Klima zu ſuchen ſein. Andere ebenfalls einheimiſche Geographen

Digitized by Google

verweiſen es ins fünfte Klima, und machen es entweder von Bochâra oder von Schâſch abhängig. Letztere Gegend und Stadt liegt wenigſtens im fünften (vgl. *Bakui* in Not. et Extr. II, 516). Ilak, die Stadt, gehört zum Diſtricte von Niſabur in Khoraſan, und kommt auch unter dem Namen Ilaki vor. D'Herbelot möchte die Benennung derſelben daraus entſtanden ſein laſſen, daß eine Colonie Türken ſich daſelbſt niedergelaſſen hätte, eine Meinung, die bis jetzt nichts für ſich und nichts gegen ſich hat. (*Gustav Flügel.*)

ILAMBA, eine Provinz des Reiches Angola im ſüdlichen Theile Afrika's, zerfällt in zwei Theile, Ober- und Niederilamba, wovon letzterer Theil an der Seeküſte liegt. In Oberilamba ſoll man vieles Eiſen finden, und in Niederilamba haben die Portugieſen mehre Niederlaſſungen, von denen aus fortwährend das ſchändliche Gewerbe des Sklavenhandels betrieben wird, trotz der hier fortwährend kreuzenden engliſchen Schiffe. (*J. C. Schmidt.*)

ILAN (يلان, Jilân, türkiſch die Schlange) iſt in dem bekannten zwölfjährigen Cyklus der Tataren, in welchem jedes Jahr den Namen eines Thieres hat, das ſechste. Die Türken und Mongolen halten ſich an dieſelbe Zeitrechnung, wobei zu bemerken, daß Mondenjahre zu verſtehen ſind. Auch die Chineſen beſtimmen bisweilen ihre Zeit nach demſelben Kreislaufe, der alle zwölf Jahre von Neuem anfängt. (*Gustav Flügel.*)

Ilän (Geogr.), ſ. Huijuantſchin.

ILANMORE, 1) ein kleines Eiland an der Weſtküſte von Irland, in der Bai Clew gelegen.

2) Ein kleines Eiland an der Weſtküſte von Schottland, gehört zur Gruppe der Hebriden, hat nur $\frac{1}{4}$ teutſche M. im Umfange, und liegt eine engl. M. nördlich von der Inſel Coll. (*J. C. Schmidt.*)

ILANROAN, ein kleines Eiland an der Weſtküſte von Schottland, gehört zu den Hebriden und liegt ſüdlich von der Inſel Oronſay. (*J. C. Schmidt.*)

ILANTERACH, eine zu den Hebriden gehörige kleine Inſel an der Oſtküſte Schottlands, liegt öſtlich von der Inſel Oronſay. (*J. C. Schmidt.*)

ILANZ, kleines, reformirtes Städtchen im Hochgerichte Gruob, im obern oder grauen Bund des ſchweizeriſchen Cantons Graubündten. Es liegt am Zuſammenfluſſe des Vorderrheins und des aus dem Lugnez- und dem St. Peterthale hervorſtrömenden Glenner, welcher oft große Verheerungen anrichtet. Die Höhe über der Oberfläche des Meeres iſt 2170 Fuß, und die Gegend iſt noch fruchtbar. Doch ſieht man nur noch an Geländern einzelne Weinreben, während früher Wein hier gebaut wurde. Auch Mais wird noch gezogen. Das Städtchen iſt ſehr alt; es geſchieht deſſelben ſchon um die Mitte des 8. Jahrh. urkundliche Erwähnung. Es iſt der Hauptort des obern Bundes, in welchem auch alle drei Jahre der allgemeine Bundestag der drei Bünde gehalten wird. Allein das ganze Ausſehen iſt ärmlich; das Städtchen enthält nur wenige wohlgebaute Häuſer; von einer Feuersbrunſt, durch welche es im J. 1484 verzehrt wurde, erholte es ſich nur äußerſt langſam; ja die Ringmauer und die Thore wurden erſt 1714 und 1715 hergeſtellt, ſind aber auch wieder ſehr im Verfalle. Die Zahl der Einwohner iſt 446; ihre Sprache iſt die romaniſche. Kröpfe und Kretinismus ſind in dieſer Gegend nicht ſelten. Ilanz iſt beſonders bekannt durch das im J. 1526 dort gehaltene Religionsgeſpräch. Vgl. die Artikel Comander und Hofmeister (Sebastian). (*Escher.*)

ILARCHES (Ἰλάρχης, von ἴλη, Haufen, Rotte, und ἄρχω, anführen) hieß bei den alten Griechen der Anführer von einer Rotte oder Schwadron Reiter, die aus 64 Mann beſtand, und das Amt oder die Würde eines ſolchen Ilarchia (Ἰλαρχία). (*R.*)

ILARCURIS. Nach Ptolemäus eine Stadt der Carpentani in der Hispania Tarraconensis, zwiſchen Siſapo und Laminium, jetzt angeblich Caros de los Infantes in Neucaſtilien. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILARGUS, ein Fluß des alten Vindeliciens zwiſchen dem Lacus Brigantinus und Licus, jetzt der bairiſche Fluß Iller. Er ſoll wol auch noch die Namen Ilarus und Ilera geführt haben, wie man in ältern geographiſchen Büchern findet, gewiß aber nicht Itargus, wie bei Pedo Albinovanus in der Eleg. ad Liv. v. 385 ſonſt geleſen wurde. Die Iller entſpringt im bregenzer Walde und fließt bei Ulm in die Donau. Zu bemerken iſt, daß Mannert in ſeiner Germania S. 534 den Ilargus nicht, wol aber die Hilara als den Fluß nennt, welcher die jetzige Iller ſei. Die Hilara, die erſt ſeit dem 7. Jahrh., wie Mannert ſelbſt bemerkt, durch eine heilige Legende in der Vita S. Magni bekannt iſt, iſt vielmehr der jetzige bairiſche Fluß Iler, der auf den bregenzer Alpen entſpringt und oberhalb Ulm in die Donau fällt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILARUS, eine von Boisduval aufgeſtellte Schmetterlingsgattung aus der Familie der Noctuacea, wohin unter andern Noctua picta *Fabr.* (N. porphyrea *W. V.*) und N. spreta *Fabr.* (N. piniperda *Esp.*) gehören. Vgl. die Artikel Noctua und Noctuacea. (*Burmeister.*)

ILATHERA heißt auf den Bahamainſeln eine dort vorkommende Entenart, Anas bahamensis *Linn.* (*Burmeister.*)

ILATRUM nennt Ceſalpini die Phillyrea media, einen Baum, welcher noch jetzt in der Gegend von Lucca iletro heißt, wahrſcheinlich aus dem lateiniſchen Worte Alaternus corrumpirt. (*A. Sprengel.*)

Ilaub, Iloof, ſ. Hedera *Helix.*

ILAWLA, ein mäßiger Fluß in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Saratow, der nach einem Laufe von 23 Meilen und nach der Aufnahme mehrer kleiner Flüſſe in den Don fällt. Die Umgegenden ſind meiſtens unfruchtbar, ſandig und zum Theil von zerſtreuten Hütten wolgaiſcher Koſaken unterbrochen. (*J. C. Petri.*)

Ilay, 1) ein Hafen, ſ. Ilai. 2) Inſel, ſ. Islay.

Ilbe, (Geogr.), ſ. unt. Odenwald.

ILBENSTADT, katholiſches Pfarrdorf im großherzogl. heſſ. Landr.-Bez. Vilbel, liegt an dem Flüßchen Nidda, und hat 115 Häuſer und 638 Einwohner, die

Digitized by Google

bis auf 25 Evangeliſche, alle katholiſch ſind, ferner ſtarke Branntweinfabrication und guten Getreide- und Obſtbau. Auch befindet ſich in der Gemarkung ein Baſaltſteinbruch. Schon unter Ludwig dem Frommen kommt es unter dem Namen Eluiſtat vor. In dieſem Orte ſtifteten 1123 die beiden Brüder Gottfried und Otto, Grafen von Cappenberg (Caphenberch), ein Prämonſtratenſerkloſter. Dieſe Grafen hatten auch ihre Stammburg Cappenberg in Weſtfalen in ein Kloſter umgewandelt. Merkwürdig durch Alter und Kunſt iſt die an die ehemaligen Kloſtergebäude ſtoßende, mit zwei ſchönen Thürmen verſehene Kirche, welche etwa 130 Fuß lang und 64 Fuß breit iſt. Das Ganze trägt den Geſchmack des 12. Jahrh. In ihrem Innern ſieht man außer mehren alten Gemälden auch noch das Grabmal des einen Stifters in Stein gehauen. Ilbenſtadt kam zur Burggrafſchaft Friedberg und mit dieſer 1806 unter heſſiſche Hoheit. Nachdem 1819 der letzte Burggraf geſtorben war, wurde der Ort ein unmittelbarer Landesantheil. (Wegen des Nonnenkloſters Ilbenſtadt ſ. den Art. Niederilbenstadt.)
(*G. Landau* und *Wagner*.)

ILBESHAUSEN, evangeliſches Pfarrdorf, welches im Großherzogthume Heſſen und Bezirk Lauterbach liegt, und 148 Häuſer und 845 evangeliſche Einwohner zählt. Man findet dort acht Mühlen, die, ſowie der ſtarke Betrieb der Leinweberei, der Handel mit Garn und Leinwand, das Mäſten von Rindvieh und der Verkauf deſſelben, den Einwohnern viel Nahrung geben. Unweit des Dorfes lag der Ort Arnsburg. Ilbeshauſen kommt 1013 unter dem Namen Iliuvineshuſen vor, und 1441 hat Hermann Riedeſel dieſen Ort zur Beſſerung ſeiner Lehen von der Abtei Fuld erhalten. (*Wagner*.)

ILBESHEIM, Pfarrdorf im Canton Landau des bairiſchen Rheinkreiſes, mit 176 Häuſern, 572 Einwohnern, unter welchen 24 Juden ſind, dem Sitze eines Burgmeiſteramtes und einer Mühle, eine halbe Stunde von Mörzheim entfernt. (*Eisenmann*.)

ILBESSAN oder ELBESSAN, 1) ein Sandſchak im Ejalet Rumeli (Rum-Ili) der europäiſchen Türkei, zwiſchen 37° 1′ bis 39° 1′ öſtl. Länge und 40° 50′ bis 41° 49′ nördl. Br. gelegen, und nordweſtlich von Dukagin, nordöſtlich von Perſerin, öſtlich von Uskub, ſüdöſtlich von Ochri, ſüdlich von Janina und Avlona und weſtlich vom adriatiſchen Meere begrenzt. Das Gebiet iſt gebirgig und wird von einem Zweige des helleniſchen Gebirges, das ſich im Oſten hin erſtreckt, durchzogen. Der Drin, der Uſchkomobin und der Mat, die ſämmtlich in das adriatiſche Meer fließen, ſowie auch einige kleine Binnenſeen bewäſſern das Land. Der größtentheils ſteinige und deshalb nicht eben ſehr fruchtbare Boden erzeugt jedoch viel Waldung, womit ein lebhafter Handel getrieben wird; außerdem aber nähren ſich die Bewohner, die größtentheils aus Arnauten (Albaniern) beſtehen, aber auch Griechen, Osmanen, Juden, Bulgaren und Walachen unter ſich zählen, von Viehzucht und an den Küſten von Fiſcherei.

2) Eine Gerichtsbarkeit und Hauptſtadt des Sandſchaks gleiches Namens, in einer Ebene am Uſchkomobin, zwei Tagereiſen vom Meere und 18 Tagereiſen von Conſtantinopel entfernt und von den Gerichtsbarkeiten Duradſch, Iſchbath und Iſchim umgeben. Sie iſt der Sitz eines griechiſchen Biſchofs und hat ein feſtes Schloß, welches der Sultan Muhammed der Eroberer im J. 870 d. H., als die Arnauten Einfälle in Ungarn machten, erbaute, um die Einwohner im Zaume zu halten. Alexander, einer der albaneſiſchen Hauptanführer, belagerte ſogleich das Schloß, wurde aber im folgenden Jahre vertrieben und ſeine Beſitzungen den Osmaniſchen einverleibt *). (*R.*)

ILBISHEIM, Dorf im Canton Kirchheimbolanden des bairiſchen Rheinkreiſes, mit 570 Einwohnern und dem Sitze eines Bürgermeiſteramts, eine halbe Stunde von Stetten entfernt, wohin es gepfarrt iſt. (*Eisenmann*.)

Ilburg (Geogr.), ſ. unt. Ilfeld.

ILCHÂN (ایلخان, Anführer im Kriege, Landesfürſt) iſt ein bei den Mongolen zum Namen gewordener Titel ihrer Herrſcher im Allgemeinen, ſowie einiger unter ihnen im Beſondern. Unter den letztern ſtellt ſich der Khan heraus, der die Reihe der mongoliſchen Herrſcher beſchloß. Er war der Enkel (nicht Sohn, wie bei d'Herbelot ſteht) des Menglikhan, und gehört zu der Regentenreihe, die von Oguskhân abſtammen, der ſich ſo vortheilhaft durch ſeine großen Eroberungen und ſeine ſo lange Regierung ausgezeichnet hat. Des Ilchan Vater war Tinghiskhan, der bei d'Herbelot Tonghurkhan (was durch Weglaſſung eines diakritiſchen Punktes ſogleich möglich iſt) heißt, und zu Gunſten ſeines Sohnes Ilchan der Regierung entſagte. Dieſer war Zeitgenoſſe des Tatarenkaiſers Siunz-khan, mit dem er in fortdauerndem Kampfe lebte. Da er Sieger blieb, verband ſich der Beſiegte mit dem Kirgiſenkhan, Ilchan ward durch die vereinigten Heere geſchlagen, und ſein Reich vernichtet. Nach Andern ging der Angriff von dem Perſerkönige Tur, einem Sohne des Feridun, aus, der als Herrſcher der transoxaniſchen Ländereien Turkeſtan ſeinen Beſitzungen einverleiben wollte. Geſchlagen, habe er ſich mit dem Tatarenkhan Sunedſch (Siunzkhan, dem Letzten ſeiner Dynaſtie) vereinigt, und in dieſem, der ſchon immer Reibungen unterhalten, einen tapfern und willigen Bundesgenoſſen gefunden. Der erneuerte Kampf endigte mit einer völligen Niederlage des Ilchan und ſeiner von den Tataren gehaßten Mongolen, ſodaß nach der gewöhnlichen Erzählung nur ſein Sohn Kaïan (Kian) und ein Couſin Nagos (Tegouz) entkamen, und ſich mit ihren Frauen in das Gebirge Erkenekom retteten. Hier vermehrten ſich ihre Nachkommen und wurden ſo mächtig, daß ſie von Neuem als Gründer eines mongoliſchen Kaiſerreiches aus den Gebirgen (unter dem Khan Bertezena) hervorbrachen, und einer mächtigen Dynaſtie auf den Thron halfen.
(*Gustav Flügel*.)

ILCHÂNI. Wie ſehr gewöhnlich der Titel Ilchan unter den mongoliſchen Herrſcherhäuſern war, zeigen die auf Befehl des Hulagu perſiſch von Muhammed

*) Vgl. Rumeli und Bosna, geographiſch beſchrieben von Muſtafa Ben Abdalla Hadſchi Chalfa, aus dem Türk. überſetzt von Joſ. v. Hammer. S. 134. (Wien 1812.)

Ben-elhaſan Naſir-ed-din Tuſi verfaßten aſtronomiſchen Tafeln, gewöhnlich die Ilchaniſchen (الزيج الايلخاني) genannt, weil ſchon Hulagu, von deſſen Geſchlecht die Ilchanier ihren Urſprung ableiten, dieſen Titel führte. Naſir-ed-din, der 672 (beg. 18. Febr. 1273) ſtarb, ſchrieb jene berühmten Tafeln (ſ. d. Art. Nasir-ed-din) auf der von Hulagu höchſt freigebig ausgeſtatteten, im Oriente bekannteſten Sternwarte von Meràga, in einem Vereine mit andern ausgezeichneten Aſtronomen, wie Mowaijid Ardhi aus Damaskus, Fachr-ed-din Merâgi, der in Moſul lebte, Fachr-ed-din aus Tiflis und Nedſchm-ed-din Caswini. Der Bau der Sternwarte ſelbſt hatte im J. 657 im Monate Dſchomâdi I. (im Mai 1249) begonnen (vgl. noch d. Art. Meràga). (*Gustav Flügel.*)

ILCHANIER (ايلخانية) iſt eine der kleinern mongoliſchen Dynaſtien, die ſich in das zerfallende große Reich theilten, und für ſich, obwol nur in einer Reihe von drei Regenten (von 737, d. i. 1336, bis 813, d. i. 1410), Bagdad oder das arabiſche Irak, und das dieſer Provinz nördlich gelegene Adherbeidſchan (Atropatene) in Anſpruch nahmen und wacker vertheidigten. Dieſe Dynaſtie hieß die der Ilchanier von Ardſchun Ilchan, einem Sohne des Abu Saïdchan Behadur, von deſſen Geſchlecht der Gründer obiger Dynaſtie, der Scheich Haſan Buzurk (بزرك) Dſchelâiri (جلايري), ſeine Abſtammung herleitete. Haſan errichtete ſeinen Staat auf den Trümmern der Dynaſtie Dſchoban (جوبان), welche ſich nach Hadſchi Chalfa's chronologiſchen Tafeln im J. 728 (1327) in Adherbeidſchan auf Koſten des letzten Herrſchers des Stammes Dſchengiſchan feſtgeſetzt hatte, ſich aber nur 30 Jahre behauptete, indem Dſchanibekchan von der Krim aus ihren Sturz herbeiführte. Ehe dies aber geſchah, hatte Haſan ſchon manchen Kampf mit ihnen beſtanden, jedoch ohne Erfolg, bis ihm der Einfall jenes fernen Eroberers Gelegenheit gab, ſich Bagdads zu bemächtigen. Deſſenungeachtet war ſeine Herrſchaft noch keinesweges unbeſtritten und unumſchränkt, indem andere Emire ihm dieſelbe ſtreitig machten, trotz dem, daß er die Tochter des Emir Dſchoban, Bagdad Chatun, zur Frau gehabt hatte. Dieſe raubte ihm der oben erwähnte Abu Saïd; acht Jahre ſpäter ward ſie hingerichtet. Haſan heirathete darauf deren Nichte, Dilſchad Chatun, die Witwe des wahrſcheinlich vergifteten Abu Saïd, des Räubers ſeiner erſten Frau. Dieſe war die Baſe des Emir Scheich Haſan, eines Enkels des Emir Dſchoban, mit welchem Haſan Buzurk Ilchan im Kampfe lag. Letzterer ſtarb als Sultan der frühern Khalifenſtadt 757 (1356 n. Chr.), und hinterließ ſeinen weit thatkräftigern, unternehmenden und glücklichen Sohn Oweis (اويس) zum Nachfolger, der ſich durch frommen Sinn und Gerechtigkeit bereits die Liebe des Volkes errungen hatte. Die 20jährige ſogenannte Herrſchaft ſeines Vaters hatte ihn auf das, was Noth that, aufmerkſam gemacht und vorzüglich in der Abſicht beſtärkt, das väterliche Erbe nach Möglichkeit zu erweitern. Adherbeidſchan ward das Ziel ſeiner Wünſche, und Achi Dſchoki, der Statthalter des Dſchanibek, 1358 daraus vertrieben und endlich getödtet. Das zu ſtrenge Regiment endlich, das Oweis führte, erweckte ihm bald neue Feinde; die Anhänger der verfolgten Partei, unter denen er vierzigen das Leben hatte nehmen laſſen, riefen den nach Nachdſchiwan entwichenen Achi Dſchoki nach Adherbeidſchan zurück, und Oweis wurde gezwungen, ſich in Unordnung nach Bagdad zurückzuziehen. Allein ſein Muth war keinesweges gebrochen; mit einem neuen Heere griff er Achi Dſchoki nicht weit von Tebris an, nahm ihn gefangen und ließ ihm den Kopf abſchneiden. Während er jedoch mit der Beſitznahme jener Provinz beſchäftigt war, erregte Chuadſche Merdſchan in Bagdad einen Aufſtand gegen ihn (765, d. i. 1363 und 1364), raſch aber führte er den ungehorſamen Statthalter zu ſeiner Pflicht zurück. Nach einem Jahre Ruhe in dieſer ſeiner Hauptſtadt zog Oweis zur Eroberung von Maredin und Moſul aus, eröffnete 772 (1370—71) den Feldzug gegen den Emir Weli, der ſich Maſenderans bemächtigt und deſſen Herrſcher getödtet hatte. Weli wurde in der Nähe von Rei beſiegt, und bis an die Grenzen Khoraſans verfolgt; Oweis kehrte triumphirend nach Bagdad zurück. Eine Krankheit, deren Heftigkeit ſich immer mehr ſteigerte, nöthigte ihn 776 (beg. 12. Jun. 1374), der Bitte ſeiner Miniſter Gehör zu geben, unter ſeinen vier Söhnen Haſan, Hoſein, Ahmed und Bajezid ſich ſeinen Nachfolger zu beſtimmen. Er wählte den zweiten, Hoſein, und ließ dem Älteſten nichts als die Statthalterſtelle in Bagdad. Auf die Bemerkung der Miniſter, daß dieſe Beſtimmung Haſan nicht zufriedenſtellen werde, erwiederte er, daß ſie ſelbſt wiſſen müßten, was zu thun ſei. Sogleich ließen die Miniſter Haſan feſtnehmen, und da wegen Mangels an Sprache Oweis, nachdem dies geſchehen, keine weitere Weiſung zu geben vermochte, kam Hoſein auf den Thron, Haſan aber ward getödtet und mit ſeinem Vater in ein Grab gelegt (776).

Oweis hatte ſich nicht ohne Grund für ſeinen zweiten Sohn, der Dſchelâl-ed-din beigenannt wurde, und ein tapferer, mit allen Regierungsfähigkeiten ausgerüſteter Prinz war, ausgeſprochen. Milder als ſein Vater, dabei voll Edelmuth und ſtets bemüht, in ſeinen Handlungen nur etwas Gutes zu erreichen, hatte er ſich die Liebe ſeiner Unterthanen im Voraus erworben, obwol ſeine großen und ſchönen Abſichten in der Folge oft in ihrer Ausführung geſtört wurden, ja er verlor ſogar Thron und Leben auf gewaltſame Weiſe, nachdem er ein ganzes Jahr in Feſſeln gelegen hatte. Hoſein war ungefähr 20 Jahre alt, als er ſeinen General Adilaga nach Rei entſandte, um ſich auf dem Gebiete dieſer Stadt einiger feſter Schlöſſer zu bemächtigen. Die Abweſenheit der Truppen benutzte ſein Bruder Ahmed, ſich unter dem Vorwande irgend eines Misvergnügens vom Hofe zu Tebris weg nach Ardebil zu begeben, von wo aus er mit einer geſammelten Truppenmaſſe die Hauptſtadt überfallen wollte. Hoſein, ohne Schutz, ſuchte ſeine Rettung in einem Verſteck, gerieth aber bald in die Gewalt ſeines Bruders, der ihn umbringen ließ. Während der Mörder ſich zum

Digitized by Google

Sultan ausrufen ließ, entwich der noch übrige vierte Bruder Bajezid aus Furcht vor deſſen Verfolgung zum Heere unter Adilaga, der ihn als Sultan anerkannte. Ahmed rettete ſich jetzt vor dem herandrängenden Heerführer nach Merwend, allein eine Meuterei unter mehren Officieren zu Gunſten des faſt ſchon eingefangenen Ahmed nöthigte deſſen Gegner zur Flucht nach Sultanije, während Ahmed ſich der preisgegebenen Hauptſtadt bemächtigte. Zwei Emire, Scheich Ali und Pir Ali, eilten zur Belagerung derſelben herbei. Ahmed rückte ihnen entgegen, und machte bei Heſt Rudh (die ſieben Flüſſe) dieſelbe Erfahrung, wie ein treuloſer Officier (Omar, der Emir von Captſchac) der Verräther am Gelingen des Sieges werden kann. Ahmed floh nach Nachdſchiwan zu dem Turkmanen Cara Muhammed, der mit 5000 Reitern die beiden feindlichen Emire ſchlug, und ſeinen Schützling ſiegreich nach Tebris zurückführte. Adilaga dagegen blieb mit Bajezid ſo lange in Sultanije, bis jenen der Schah Schodſcha von der Dynaſtie der Mothaffer aufhob und nach Schiras führte.

Sogleich zeigte Ahmed ſeine ganze Grauſamkeit und Ungerechtigkeit, die den Unterthanen weder Gut noch Blut ließ, und die Bewohner von Bagdad zwang, Timur, deſſen Armeen über ganz Perſien zerſtreut waren, gegen den ausſchweifenden Wütherich zu Hilfe zu rufen. Der Gerufene zog ſogleich (1384) nach Rei, während Ahmed das befeſtigte Sultanije ſeinem Sohne Acbuga zur Vertheidigung anvertraute und ſich ſelbſt nach Tebris zurückzog. Außerdem ſandte er den General Sebtani mit einer großen Armee zum Schutze dieſer Stadt herbei. Trotz aller kräftigen Gegenwehr mußte auch er vor Tamerlan's Truppen weichen, Sultanije wurde genommen, und Ahmed lohnte ſeinen tapfern General mit der Baſtonnade und einem ſchimpflichen Aufzuge in Bagdad. Nachdem auch Tebris durch einen Einfall der Mongolen aus Captſchac auf einige Zeit für Ahmed verloren gegangen und geplündert worden war, konnte Ahmed zwar wieder davon Beſitz nehmen, ſchon aber ging auch Timur mit Heeresmaſſen über den Oxus (Dſchihun 1386), um Perſien damit zu überziehen. Er erſchien vor Tebris, nachdem ſich Ahmed von da bereits nach Bagdad gerettet hatte. Aber auch da vom Emir Seif-ed-din, einem Feldherrn Tamerlan's, eingeholt, floh er weiter, und entkam nur durch die Verwundung eines andern feindlichen Heerführers, mit dem er ſich bei den Salzwerken von Nemekzar (نمكزار, was ſelbſt eine Salzmine bedeutet) in ein Treffen hatte einlaſſen müſſen, jedoch mit dem Verluſte von Adherbeidſchan, in deſſen Hauptſtadt Tebris Tamerlan den ganzen Sommer verbrachte. Deſſenungeachtet hielt ſich Ahmed in ſeinen andern Beſitzungen, bis zehn Jahre ſpäter (1396) Timur mit der Abſicht, ſeine Eroberungen weiter auszudehnen, zurückkehrte. Die Vorſorge Ahmed's, den mächtigen Eroberer durch Entgegenſendung ſeines Großmufti Nur-ed-din Abdelrahman Esferâini und Darbringung von Geſchenken zur Annahme ſeiner Unterwerfung, ohne jedoch perſönlich ſeine Huldigung darbringen zu wollen, zu beſchwichtigen, führte nur zu dem Verlangen Tamerlan's, daß das Gebet in ſeinem Namen gehalten und die Münze mit ſeinem Namen geſchlagen würde. Zugleich trat er ſeinen Zug (1393) über Janbulac, ein bei Irbil gelegenes Dorf, an, ſchlug bei Schehrzur den Turkmanenfürſten Muhammed und plünderte die Stadt. Nach einem mühſamen Wege zwiſchen ſteilen Felſen und engen Schluchten, wo er ſich des Nachts auf einer Senfte bei angezündeten Fackeln tragen ließ, kam er bei dem heiligen Orte Ibrahim-lic, 27 franzöſiſche Meilen von Bagdad, an. Von hier aus ſuchte er durch eine Brieftaube den Ahmed über ſeine Annäherung zu täuſchen, Ahmed jedoch ließ alle ſeine Koſtbarkeiten dieſſeit des Tigris ſchaffen, und wirklich ſtand Anfang Septembers Tamerlan vor den Thoren Bagdads. Ahmed, nachdem er durch Zerſtörung der Brücken und Kähne dem Feinde den Übergang erſchwert zu haben glaubte, floh nach Hilla, während die Sieger ohne Schwertſtreich ſich der Hauptſtadt bemächtigten, und Tamerlan in den von Ahmed verlaſſenen Palaſt einzog. Größere Hinderniſſe legte ihm die Feſte Radſcha (nach Andern Alendſchic) entgegen, wohin ſich der Sohn Ahmed's, Tahir, mit den größten Koſtbarkeiten zurückgezogen hatte. Vergebens belagerte Timur ſelbſt und ſeine Feldherren die durch den tapfern Befehlshaber Altun vertheidigte Burg, bis auch ſie ſich (1400 oder 1401) in Folge einer Liebesintrigue, und daß Altun durch Tahir von der fernern Vertheidigung ausgeſchloſſen worden war, ergab. Altun verlor ſeinen Kopf zu Merwend, während Tahir ſich nach Georgien flüchtete.

Unterdeſſen hatte ſich Ahmed bei Nacht über den Euphrat gerettet. Schon am folgenden Morgen gewannen auch ſeine Verfolger das dieſſeitige Ufer, und wenn ſie auch den über Kerbela nach Damaskus enteilenden Sultan nicht ſogleich einholten, ſo fiel doch ſein ganzes Gepäck in ihre Hände. Endlich in der Nähe von Kerbela von einer bedeutenden Heeresabtheilung zum Stehen gebracht, führten die wiederholten, ſelbſt glücklichen Angriffe auf den Feind durch die Reiterei Ahmed's doch nur dahin, daß er, nachdem außer ſeinem Sohne Ala-ed-dewlet auch noch andere ſeiner Kinder und mehre ſeiner Frauen in Gefangenſchaft gerathen waren, den Beſitz ſeiner Staaten völlig aufgeben mußte. Jene Gefangenen, zu denen Tamerlan auch alle Gelehrte und Künſtler Bagdads hinzufügte, wurden nach Samarkand verſetzt, und alle die Staaten, die früher das Reich des Hulagu bildeten, dem Sohne des Siegers, Mirza Miranſchah, zugeſprochen. Da dieſer Fürſt ſeine Reſidenz zu Tebris aufſchlug, fand Ahmed Gelegenheit, Bagdad wiederum in ſeine Gewalt zu erhalten, und Trockenheit und übergroße Hitze verhinderten die tatariſchen Horden, ebenſo wie ein Aufſtand in Tebris, ihn daraus zu vertreiben. Erſt im J. 802 (beg. 3. Sept. 1399) verſuchte der Enkel Timur's mit mehren Emiren die Wiedereinnahme, nachdem ſie unterwegs (1400) den Feldherrn Ahmed's, Ali Calender, in Mendeli geſchlagen und zur Flucht genöthigt hatten. Ahmed, der ſogleich Bagdad ſchließen und die Brücke abbrechen ließ, ward überdies durch den Verdacht eines Verraths, den der zu ihm übergegangene Statthalter von Chuzeſtan durch Austheilung großer Summen an Officiere in Bagdad er-

Digitized by Google

regte, zu vielen Hinrichtungen, denen auch die Frauen nicht entgingen, veranlaßt, und zog ſich ohne Wiſſen der Seinigen auf das Gebiet des Turkmanenfürſten Cara Juſuf (d. i. der ſchwarze Joſeph), des Gründers der Dynaſtie vom ſchwarzen Hammel, zurück, der ihn in Bagdad wiederum einführte, wo Ahmed, um die Turkmanen von der verſprochenen Plünderung abzuhalten, ihnen die koſtbarſten Geſchenke überbringen ließ, und darauf ſich, gefolgt von ſeinen Frauen, Kindern und Schätzen, mit Cara Juſuf in der Richtung von Haleb nach Syrien begab. Nach Beſiegung des ägyptiſchen Statthalters und Plünderung des ganzen Landes von Tellbaſcher bis Aintab eilten beide Fürſten nach Kleinaſien zu dem in Bruſa herrſchenden Sultan der Osmanen, Bajezid.

Die Gründe, die Ahmed beſtimmen konnten, ſeine Unterthanen unter den zu erwartenden Umſtänden zu verlaſſen, laſſen die Schriftſteller mehr errathen als näher nachweiſen. Zwar hatte er einen Mongolen von ſeinem Stamme Dſchelaïr, Ferudſch, als Gouverneur zurückgelaſſen, und ſich, wie die Folge bewies, in dieſem tapfern Manne nicht getäuſcht; deſſenungeachtet läßt ſich ſeine Abweſenheit dadurch nicht entſchuldigen. Ferudſch, der ſich mit mehren Heerführern verbunden, wagte ſogar eine offene Feldſchlacht. Obwol völlig geſchlagen, bereitete er dennoch die tapferſte Gegenwehr von der Stadt ſelbſt aus vor. Timur wurde genöthigt, ſeine ganze Armee herbeizurufen, er ſchloß die Stadt von allen Seiten ein, und auch jetzt noch, trotz der Breſchen, der großen hineingeworfenen Steine und der unerträglichen Hitze, gedachten die Einwohner an nichts weniger als an eine Übergabe. Erſt nach 40tägiger Belagerung gelang es, als die Belagerten ſich zur Mittagszeit in ihre Häuſer zurückgezogen hatten, die Stadt zu erſtürmen. Der Emir Nur-ed-din pflanzte als der Erſte den Roßſchweif mit dem Halbmonde auf die Mauern, die Stadt ward erobert (Sept. 1401). Furchtbar war die Rache, die die Sieger an den unglücklichen Bewohnern nahmen. Der Gouverneur mit ſeiner Tochter entging durch ein freiwilliges Grab in den Wellen einem ſchaudervollen Tode. Weder die älteſten Greiſe noch die zarteſten Säuglinge wurden geſchont, 120 Schädelpyramiden wurden als Siegeszeichen aufgethürmt, die Häuſer der Erde gleich gemacht, mit Ausnahme der Schulen, Moſcheen und Hoſpitäler, und nur wenige Gelehrte, die ſich dem grauſamen Timur zu Füßen warfen, retteten ſich von einem gewiſſen Tode. Das ganze Land bis nach Hilla und Waſit hin wurde ſchrecklich verwüſtet.

Nach gewöhnlicher Weiſe ſchlich Ahmed nach dem Weggange des Tamerlan, ſobald er ſich von Bajezid bei Cäſarea in Kappadocien getrennt hatte, ſich wieder nach dem arabiſchen Irak über Hita und ſo nach Bagdad, das er wieder aufbauen ließ, und dadurch die überall zerſtreuten Einwohner herbeilockte. Sogleich erſchien der Enkel Tamerlan's, Mirza Abu Bekr, mit einer Armee ſo plötzlich, daß ſich Ahmed nur im Hemde mit ſeinem Sohne Tahir auf einem Kahne retten konnte. Dſchihanſchah verfolgte ihn bis nach Hilla, worauf Ahmed abermals über den Euphrat zurückging und ſeine Hauptſtadt verlaſſen mußte. Eine durch den eigenen Sohn Tahir und andere Große gegen ihn angeregte Verſchwörung nöthigte ihn abermals, bei Cara Juſuf Schutz zu ſuchen, die Rebellen wurden geſchlagen, und Tahir verlor ſein Leben in den Wellen. Veruneinigung mit ſeinem Beſchützer machte dieſen zu ſeinem Feinde, nur durch Liſt und unter großer Gefahr rettete ſich Ahmed nach Tecrit und von da nach Damaskus, wohin auch der von Mirza Abu Bekr verjagte Cara Juſuf flüchtete. Nur der Tod Tamerlan's (1404) machte es dem Sultan von Ägypten möglich, die beiden Fürſten nach dem Rechte der Gaſtfreundſchaft dem mächtigen Eroberer gegenüber zu ſchützen. Beide gelobten daher ihrem Retter unveränderliche Zuneigung, und ebenſo ſich gegenſeitigen Schutz. Allein Cara Juſuf ſetzte ſich ſogleich nach ſeiner Befreiung in den Beſitz eines Theiles des arabiſchen Iraks und Meſopotamiens, und da der Sultan von Ägypten vorausſetzte, daß dieſes zum Vortheile Ahmed's geſchehen ſei, machte letzterer dieſem deshalb vergebliche Vorſtellungen. Gänzlich verlaſſen, nahm Ahmed auch jetzt wieder ſeine Zuflucht zur Liſt. Verkleidet ſchlich er ſich in Bagdad ein, ſchürte einen Aufſtand gegen den dortigen, im Namen des Omar Mirza befehlenden Statthalters an, ward zum Sultan ausgerufen und bemächtigte ſich ſogar (1405) der Stadt Tebris von Neuem. Allein ſeine unbeſiegbare Vergnügungsluſt und des Abu Bekr Mirza Feldherr Ibrahim nöthigten ihn zu einem abermaligen Rückzuge nach Bagdad, während Cara Juſuf, die Uneinigkeiten unter den Söhnen Tamerlan's benutzend, ſich in Adherbeidſchan feſtſetzte. Ahmed eilte ſogleich, da er Cara Juſuf in Armenien beſchäftigt wußte, herbei, und zog in Tebris ohne Widerſtand ein. Allein ſein Gegner beſiegte ihn in einer Schlacht, zwei tüchtige Stunden von jener Stadt entfernt, und ließ ihn mit ſeinen Kindern, aber nur erſt auf ausdrückliches Anrathen mehrer arabiſchen Großen, die des unruhigen Ilchanier's müde waren, umbringen. So erloſch 813 dieſe mongoliſche Dynaſtie und machte der turkmaniſchen unter Cara Juſuf Platz. (So nach v. Hammer, d'Herbelot, Scheref-ed-din [Histoire de Timourbec] und vorzüglich Deguignes [Tom. III. p. 288—300]). (*Gustav Flügel.*)

ILCHESTER, auch IVELCHESTER geſchrieben, ein Marktflecken Großbritanniens in der Grafſchaft Somerſet an dem kleinen Fluſſe Ivel, unter 2° 41′ weſtl. Länge und 51° nördl. Br., iſt ein uralter Ort und war eine der erſten Stationen der Römer, die, nachdem ſie in Britannien feſten Fuß gefaßt hatten, den Ort mit einem Walle und Graben ſtark befeſtigten. Jetzt iſt er ein Platz ohne Bedeutung, ohne Fabriken und ohne Handel, da der kleine Fluß Ivel keine Gelegenheit zur Schiffahrt darbietet, beſteht nur aus vier nicht beſonders gut gebauten Straßen, und hat außer dem Grafſchaftsgebäude, wo die Gerichtsſitzungen gehalten werden, kein anſehnliches Gebäude. Zu bemerken ſind die Ruinen eines im J. 1226 gegründeten Hoſpitiums, Namens Whitehall, das von William Dennis zur Aufnahme armer Reiſenden und Pilgrime erbaut wurde. Früher ſendete der Ort als ein Borough zwei Deputirte zum Parlament, was aber wol nach der Reformbill nicht mehr der Fall iſt. Ein be-

Digitized by Google

deutendes Intereſſe gewinnt der Ort dadurch, daß er der Geburtsort des berühmten Roger Bacon iſt. Die Bewohnerzahl beträgt gegen 800. (*J. C. Schmidt.*)

Il Coppetta (Biogr.), ſ. Beccuti.

ILDBRIM, norwegiſcher Name des Colymbus glacialis (ſ. d. Art. und Imber). (*Burmeister.*)

Ildebald (Ildibald), ſ. Hildebald.

Ildefons (Biogr.), ſ. Ildephons und Alfons.

ILDEFONSO (San), Villa im ſpaniſchen Sermo de ſan Millan, Provinz Segovia, liegt 14 Meilen vom Escurial und eine kleine Meile von Segovia entfernt, an der Eresma und an dem nördlichen Abhange des Guadaramagebirges, und hat eine Pfarrkirche und 5000 Einw. Die hier von Philipp V. gegründete Glasfabrik liefert außer Flaſchen und feingeſchnittenen Gläſern vielleicht die größten Spiegel in der Welt [1]), welche jedoch nur — denn nur die kleinern werden verkauft — für die königl. Schlöſſer und zu Geſchenken beſtimmt ſind. Zwiſchen den Jahren 1781—1783 wurde hier eine königl. Leinwandmanufactur gegründet, welche in dem letztgenannten Jahre bereits 20 Weberſtühle enthielt, und zwei große Walk- und Waſchmaſchinen beſchäftigte [2]). Beſonders merkwürdig iſt S. Ildefonſo durch das königl. la Granja (ſpr. Grancha) genannte Luſtſchloß, welches dem Hofe während einiger Sommermonate zum Aufenthalte dient, und auch wol nach dem Orte ſelbſt S. Ildefonſo genannt wird [3]). (*Fischer.*)

ILDEPHONS, auch **ILDEFONS**, **HILDEFONS** und **ALFONS**, gewöhnlich der Heilige genannt, geboren zu Toledo 607, ein Neffe des Erzbiſchofs Eugen III., war zuerſt Abt in dem Kloſter Agli in der Vorſtadt von Toledo, und gelangte zu Ende des Jahres 657, nach dem Abſterben ſeines Oheims, auf den biſchöflichen Stuhl von Toledo, und ſtarb 667, nach Andern 669. Als ein großer Verehrer der Jungfrau Maria dichtete und componirte er verſchiedene Meſſen zu deren Ehre, ſchrieb auch verſchiedene Werke von ihrer unbefleckten Jungfrauſchaft und ihren Feſttagen, nächſtdem noch das Leben von 14 berühmten Männern und einige andere Bücher, deren Titel in Hamberger's Nachrichten von den vornehmſten Schriftſtellern vor dem 16. Jahrh. 3. Bd. S. 507 fg. zu finden ſind. (*Fr. Thon.*)

ILDIGISAL, **ILDIGIS**, ein Sohn Riſiulf's, hatte zwar zu Folge des Geſetzes nach dem Tode des Bruders von ſeinem Vater, des Longobardenkönigs Wacho, auf die Nachfolge in der Regierung den gerechteſten Anſpruch; da aber Wacho ſeinem eigenen Sohne Walthari die Regierung zuwenden wollte, war er ungerechter Weiſe verbannt worden und zu den Warnen geflohen. Von ihnen, welche Wacho's Geld gewonnen hatte, entkam er zu den Slawen, und ſuchte nach Wacho's Tode das Longobardenreich, deſſen rechtmäßiger Erbe er war, an ſich zu bringen. Aber Audoin, Anfangs Walthari's Vormund, dann nach deſſen baldigem Tode ſelbſt König, behauptete die Oberhand. Von den Gepiden, zu denen Ildigiſal ſeine Zuflucht genommen, und von deren König Turiſend er gütig aufgenommen worden, wandte er ſich weiter nach Conſtantinopel. Hier wurde er vom Kaiſer Juſtinian zwar friedlich empfangen, und zum Anführer einer Palaſtwächterſchar gemacht, nämlich über 300 tapfere Longobarden geſetzt, welche früher zuſammen in Thracien geweſen. War indeſſen ſeine Abſicht eigentlich dahin gegangen, den Kaiſer gegen die Longobarden zu gewinnen, ſo ſah er ſich darin getäuſcht. Audoin verlangte ſogar von ſeinem Bundesgenoſſen, dem Kaiſer, die Auslieferung Ildigiſal's, aber Juſtinian verweigerte ſie. In der Folgezeit beſchwerte ſich Riſiulf's Sohn, er werde nicht nach Verdienſt befördert, und an Sold und Würde den Römern nachgeſetzt. In ſeiner großen Verſtimmung verband er ſich mit dem kühnen Gothen Goar, und begab ſich in ſeiner Begleitung heimlich aus Byzanz hinweg. Zu Apri in Thracien gewann er die daſelbſt in des Kaiſers Dienſte ſtehenden Longobarden, bemächtigte ſich der dortigen kaiſerlichen Pferde, und durchzog ganz Thracien. Vergebens hatte Juſtinian ſogleich nach Ildigiſal's Entweichung nach allen Orten Befehle zu ſeiner Feſtnehmung geſandt; Ildigiſal wußte glücklich durch des Kaiſers Truppen wieder zu den

1) Die größten Spiegel, welche jedoch in Hinſicht der Politur denen von St. Gobin und Venedig nachſtehen ſollen, werden nach J. Townſend (ſ. deſſen Reiſe durch Spanien, überſ. von Volkmann. 1. Th. S. 418. 419) in einer kupfernen Form gegoſſen, welche 162 Zoll lang und 93 Zoll breit iſt. In dem geräumigen Gebäude befinden ſich nach Bourgoing's Reiſen (1. Th. S. 90) zwei Glas- und 20 Kühlöfen. 2) Bourgoing 1. Th. S. 80. 3) Die Hauptſeite dieſes drei Seiten eines Quadrats einnehmenden Schloſſes, an deſſen Flügel eine lange Reihe von Gebäuden für das königl. Gefolge angehängt iſt, ſieht nach Süden auf den Garten, und hat eine Länge von 550 Fuß. Die Zimmer hängen in der ganzen Länge ſo zuſammen, daß alle Thüren auf einander ſtoßen. In den untern Zimmern befindet ſich eine Antikenſammlung, welche einſt der Königin Chriſtina von Schweden gehörte. Die hier von Philipp V. und ſeinen Nachfolgern zuſammengebrachten Gemälde ſind von den berühmteſten Meiſtern. Man findet Stücke von Leonhard da Vinci, Michel Angelo, Rafael, Hannibal Caracci, Guercino, Guido, Karl Maratti, Correggio, Rubens, Pouſſin, Paul Veroneſe, Wouvermann, Teniers, Martin de Vos, Andreas del Sarto, Vandyk, Dominichino, Tintoretto, Albert Dürer, Giordano, Velasquez, Spagnolet, Valdez, Murillo und Mengs. Die finſtere, aber niedliche, mit Frescomalereien von Bayen, Mariano und Maella geſchmückte Kirche iſt reich an Gold, Silber und Edelſteinen. Ein Tabernakel allein wird auf 70,000 Ducados oder 7690 Pf. Sterling geſchätzt. Der fontainenreiche Garten — die Fontaine der Fama auf dem Pegaſus wirft einen zwei Zoll ſtarken Waſſerſtrahl 132 Fuß hoch — iſt in der Nähe des Schloſſes nach altem Geſchmacke mit verſchnittenen Hecken und geraden Gängen angelegt, und endigt ſich in einem Felſenwalde. Die ſchönſte Partie deſſelben iſt die Plazuela de las Ocho Calles, indem hier acht Alleen, jede mit einer Fontaine im Mittelpunkte, zuſammenſtoßen, und acht andere Fontainen unter hohen, auf ioniſchen Säulen von weißem, italieniſchem Marmor ruhenden Bogen ein Achteck bilden, um welches herum die bleiernen mit Firniß bronzirten Statuen des Saturn, der Minerva und Veſta, des Neptun, der Ceres, des Mars, des Herkules und des Friedens, mit dem Herkules und der Pandora in der Mitte ſtehen. Fremin und Tierri ſchufen dieſe Götterbilder. Die ganze Anlage des Gartens, der außerdem noch viele von der Eresma genährte Waſſerfälle und Baſſins enthält, ſoll 45 Millionen Piaſter gekoſtet haben. Vgl. Townſend 1. Th. S. 415—418. Bekannt iſt das Bündniß, welches am 19. Auguſt 1796 in S. Ildefonſo zwiſchen Frankreich und Spanien geſchloſſen wurde.

Digitized by Google

Gepiden zu kommen. Nachdem aber dieſe mit Juſtinian und den Longobarden Freundſchaft geſchloſſen, foderten der Kaiſer und Audoin von dem gepidiſchen Könige Thuriſend die Auslieferung deſſelben, aber der Rath der Gepiden betrachtete dies ihrer Ehre zuwider. Nicht lange darauf jedoch ſchlug König Thuriſend dem Könige Audoin vor, ihm Ildigiſal'n zu überantworten, wenn Audoin ihm dagegen Uſtrigoth herausgeben wolle. Die Longobarden verwarfen dieſen Antrag; doch ſollen beide Könige jeder den Feind des andern heimlich haben ermorden laſſen. Die Berichte *) über dieſe Unthat ſind ſehr verſchieden; vielleicht iſt Ildigiſal ebenſo wie Uſtrigoth eines natürlichen Todes geſtorben. (*Ferdinand Wachter.*)

ILDIKO, vermuthlich eine teutſche Jungfrau, ungemein ſchön, wurde von Attila, der ſchon eine Menge Frauen hatte, zuletzt geheirathet. Er ſtarb aber im Brautbette an einem Blutſturze, und die königlichen Diener fanden am andern Tage Ildiko'n unter der Decke weinend [1]). Nach dem Chron. Alexand. p. 49 ſoll Ildiko eine Hunnin und des an Attila begangenen Mordes verdächtig geweſen ſein. Dieſer Verdacht wurde von andern zur Gewißheit erhoben; denn Marcellinus Comes erzählt zum J. 454, daß Attila auf des Aetius Antrieb des Nachts durch Hand und Dolch einer Frau des Landes durchbohrt worden. Johannes von Müller hat in der Chriemhild des Nibelungenliedes die Ildiko zu erkennen geglaubt. Wahrſcheinlicher iſt von Gagern's Anſicht, daß die burgundiſche Königstochter Hildegund im Heldengedichte Walther von Aquitanien Ildiko ſei [2]). Daß die wirkliche Ildiko kein Walther von den Schrecken und dem Tragiſchen jenes Beilagers rettete, kann nicht als Einwand gelten, da die Heldenſage nur Namen und Verhältniſſe im Allgemeinen aus der Geſchichte ſchöpft, im Weſentlichen und Einzelnen aber dichteriſch und Eigenes ſchaffend zu Werke geht. (*Ferdinand Wachter.*)

Ildovald (Ildibald), ſ. **Hildebald.**

ILDUM. In dem Itiner. Anton. kommt dieſer Name als eine Stadt der Ilercaones in der **Hispania Tarraconensis** vor, 16,000 römiſche Millien ſüdweſtlich von Dertoſa. Ukert vergleicht ſie mit der gegenwärtigen Villa de Cabanes, Andere mit San Mattheo oder mit Salſadella. (*S. M. Schirlitz.*)

ILE, ein kleiner Fluß Englands in Somerſet, fließt in der Nähe von Langport in den Fluß Parrett. (*J. C. Schmidt.*)

ILEA. Ptolemäus nennt dieſen Namen unter den Flüſſen in der Britannia Barbara; man vergleicht ihn mit dem Wiek in der ſchottländiſchen Grafſchaft Caithneß. (*S. M. Schirlitz.*)

ILE-ADAM (L'), hübſcher Marktflecken und Cantonshauptort im Arrondiſſement Pontoiſe des franzöſiſchen Departements der Seine und Oiſe. Er liegt ſehr ſchön am Fuße einer Anhöhe an dem linken Ufer und theilweiſe auf zwei Inſeln der Oiſe, zwiſchen Schlöſſern und angenehmen Landhäuſern, 1½ Stunde nordweſtlich von Pontoiſe, und zählt 1300 Einwohner, welche eine Porzellanmanufactur und Handel mit Korn und Mehl unterhalten. (*Klaehn.*)

Neben dem ſtattlichen und weitläufigen Schloſſe befand ſich hierſelbſt ein Benediktinerpriorat und ein Convent von Miſſionairen des heil. Joſeph's, die von dem Prinzen Armand von Conty († 1666) geſtiftet, das Pfarramt bekleideten. Früher Baronie und Caſtellanei, iſt l'Ile-Adam jetzt der Sitz eines Friedensgerichtes. Die Geſchichte des Ortes beginnt mit einem Adam, der in der Beſtätigungsurkunde König Philipp's I. für die Kirche von St. German zu Pontoiſe, vom J. 1069, unter den Zeugen vorkommt. Adam, der Eigenthümer einer Inſel (Ile) in der Oiſe, erbaute an und auf derſelben eine Feſte, die nach ihm l'Ile-Adam heißt. Sein Urenkel Ancel I. von l'Ile ſtiftete im J. 1137, eine Stunde ſüdlich von ſeiner Feſte, am Rande des Waldes von l'Ile-Adam, die Abtei Nôtre-dame-du-val, Ciſtercienſerordens, die ſpäter mit dem Feuillantinerkloſter der Straße St. Honoré zu Paris vereinigt wurde. Ancel's II. jüngſter Sohn, Peter de l'Ile, Herr von Puiſeux, bei Pontoiſe, wurde der Stammvater einer jüngern Linie, die den urſprünglichen Namen de l'Ile unverändert beibehielt, ſich in die Zweige von Marivaux und Andreſy theilte, und noch um die Mitte des 18. Jahrh. in dem Zweige der Marquis von Marivaux blühte. Aus dieſem Zweige entſproſſen war Johann de l'Isle, Capitain der Gardes-du-corps König Heinrich's III., der am 2. Aug. 1589, auf dem gewöhnlichen Kampfplatze hinter der pariſer Karthauſe, den berühmten Zweikampf beſtand mit Claudius von Marolles, dem Kämpen der Ligue. Die beiden Heere, das königliche und das der Ligiſten, waren des blutigen Spieles Zeugen, und der beſiegte Marivaux ſtarb in ihrer Mitte. Ancel's II. älteſter Sohn, Ancel III., der zuerſt ſich des Namens von l'Ile-Adam bediente, nahm, gleichwie ſein Vetter, der Connétable Amalrich von Montfort, Antheil an dem Kreuzzuge von 1240, und hinterließ aus zwei Ehen eine zahlreiche Nachkommenſchaft, insbeſondere die Söhne Johann und Ancel. Der jüngſte, Ancel, gründete die zu Anfang des 15. Jahrh. erloſchene Linie in Bourris. Der älteſte, Johann von l'Ile-Adam, hatte in ſeiner Ehe mit Heloiſe, Frau von Noerat und Crapaumesnil, bei Montdidier (ſie ſtarb 1274), einen Sohn, Ancel IV., und eine Tochter, Iſabella, die an Johann von Luzarches verheirathet war. Ancel IV. hinterließ nur Töchter, Johanna Iſabella und Wilhelmina Johanna, die an Matthäus III. von Montmorency-Marly verheirathet, erhielt in der Theilung Valmondois, unterhalb l'Ile-Adam, auf dem jenſeitigen Oiſeufer; Iſabelle, die Gemahlin des Wilhelm Mallet, nahm Nogent, ganz nahe bei l'Ile-Adam. Wilhelmine, die mit Robert von Ivry in kinderloſer Ehe gelebt, vermachte l'Ile-Adam, nach 1360, ihrer Muhme, Wilhelmine von Luzarches. Dieſe ver-

*) *Procopius*, De Bell. Goth. Lib. III. c. 35. *Paulus Diaconus*, De Gestis Langob. Lib. I. c. 21.

1) *Priscus* ap. *Jordanem*, De reb. Get. 49. 2) v. Gagern's Nationalgeſchichte der Teutſchen. 2. Th. S. 351. Darüber, wo Hildegund außerdem noch vorkommt, ſ. W. Grimm, teutſche Heldenſage. S. 60. 86—94. 157. 158. Namentlich iſt es auch im Nibelungenliede der Fall.

Digitized by Google

kaufte 1364 die Herrſchaft l'Ile-Adam, von der aber längſt ſchon, durch verſchiedene Theilungen, Frouville, Balincourt, Nesle, Launay, abgekommen waren, an Peter von Villiers, mit dem ein neues, berühmteres Haus von l'Ile-Adam anhebt.

Raoul, Herr von Villiers-le-bel, unweit St. Denys und Ecouen, beſchenkte 1146 die Abtei St. Victor zu Paris. Adam von Villiers, der Stammler (le Begue) zugenannt, Herr von Aumont, Vitry, in Brie ꝛc., war einer der Tapfern, die ſich Duguesclin's erſtem Zuge nach Caſtilien anſchloſſen, und fiel in der Schlacht bei Najera am 3. April 1367. Seine Töchter, Petronella und Eleonore, theilten am 7. April 1372, und Petronella, in erſter Ehe an den Marſchall Karl von Montmorency, in anderer Ehe an Wilhelm von Harcourt verheirathet, erhielt Vitry, la Tour de Chaumont, oder la Tour-au-Begue, in Verin, Belléglise, bei Beaumont-ſur-Oiſe, und Bercy-les-Charenton. Adam's älterer Bruder, Peter von Villiers, bekleidete unter den Regierungen von Johann, von Karl V. und Karl VI. die höchſten Ämter, wurde im J. 1351 nach Schottland verſchickt, diente im folgenden Jahre mit 4 Rittern, 25 Edelknechten und 30 reitenden Schützen in der Normandie, und hatte nach einander die Städte Pontorſon und Melun zu bewahren. Im Juni 1360 kommt er bereits als des Dauphins oberſter Haushofmeiſter vor, und dieſes Amt blieb ihm, nachdem der Prinz den 8. April 1364 den Thron beſtiegen hatte. Er verrichtete eine Geſandſchaft an den Kaiſer Karl VI., der die Provence bereiſte, wurde 1368, zugleich mit Aubeneham, zum Hüter der Thore von Paris beſtellt, und empfing aus den Händen des Königs zu St. Denys den 15. Oct. 1372 die Oriflamme: nach beendigtem Feldzuge trug er ſie ſelbſt nach St. Denys zurück, um ſie auf dem Altare, zugleich mit der Rüſtung, die er auf dem Leibe hatte, niederzulegen. In der Schlacht bei Rooſebeeck, den 27. Nov. 1382, trug Peter ebenfalls die Oriflamme. Er ſtarb, nachdem er noch in vielen Verrichtungen geglänzt, und am 6. Oct. 1383 ſein Teſtament errichtet hatte, im J. 1386. Die Herrſchaft l'Ile-Adam und Valmondois hat er am 6. Nov. 1364 erkauft, und Maci mit ſeiner erſten Frau, mit Johanna von Beauvais, erheirathet. Der Sohn der zweiten Frau, Peter II., erbte l'Ile-Adam und Valmondois und hatte in ſeiner Ehe mit Johanna von Châtillon, die Söhne Johann und Robert. Johann, der älteſte, geboren um 1384, iſt der in den Kriegen des 15. Jahrh. ſo berühmte Marſchall von l'Ile-Adam. Als einer der Vertheidiger von Harfleur (1415) gerieth Johann in der Engländer Gefangenſchaft, aber noch im nächſten Jahre, den 30. October, verlieh ihm der König das Amt eines Oberforſtmeiſters der Normandie. Karl von Moy gewann ihn für den Dienſt des Herzogs von Burgund; er öffnete dieſem Fürſten die Burg l'Ile-Adam, und übernahm es auch, die Stadt Pontoiſe in deſſen Unterthänigkeit zu erhalten. Von dieſem Poſten aus erhielt er Kunde von dem Haſſe, den Perrinet le Clerc, der Sohn eines Eiſenhändlers in Paris, den Stadtbehörden geſchworen hatte. Dieſen Malcontenten wußte er zu verführen; ſodaß derſelbe am 25. Mai 1418 ſeinem Vater, der ein Viertelsmeiſter, die Schlüſſel des Thores von St. Germain entwendete, und hierauf Nachts um zwei Uhr, den von l'Ile ſammt 800 burgundiſchen Reitern, einließ. Ohne Zeitverluſt, und in möglicher Stille, führte l'Ile-Adam ſeine Truppen dem Mittelpunkte der Stadt zu; nachdem er aber bei dem kleinen Châtelet 400 bewaffnete Bürger, die ſeiner, unter dem Rufe, „la paix, vive Bourgogne," warteten, an ſich gezogen, verbreitete ſich durch die ganze Stadt eine aufrühriſche Bewegung. Aus allen Fenſtern wiederhallte der Burgunder Feldgeſchrei, und auf allen Gewändern erſchien, wie durch einen Zauberſchlag, das burgundiſche Kreuz. Ohne Schwertſchlag beinahe wurde l'Ile-Adam der großen Stadt Meiſter; der König in dem Palaſte von St. Paul überfallen, mußte, ſo krank er war, zu Pferde ſteigen, und in allen Straßen ſich zeigen, um den Sieg der Burgunder zu verkündigen; und während deſſen überließ der Pöbel ſich der wildeſten Ausſchweifung. Die Häuſer der Armagnaken (und dergleichen ſchienen alle Reiche geworden zu ſein) wurden geplündert, viele der Geächteten ermordet, andere, wie die Erzbiſchöfe von Rheims und Tours, der Connetable, Graf von Armagnac, der Kanzler, in die Gefängniſſe geworfen. So gräuelvolle Unordnung glaubte Tannegui du Châtel nicht unbenutzt laſſen zu dürfen. Ihm war es gelungen, den Dauphin in Sicherheit zu bringen; der Sorge um den Prinzen entledigt, und durch des Marſchalls von Rieux und Barbaſan's Reiſige verſtärkt, zog er zurück nach der Hauptſtadt. Die Baſtille war noch nicht in der Feinde Gewalt, ſie gewährte ihm den Eingang zu der Porte St.-Antoine, von dort richtete er ſich gegen den Palaſt von St. Paul. Er wurde unter dem Rufe: „Es lebe der König, der Dauphin, der Graf von Armagnac," erſtiegen, aber der König hatte ihn verlaſſen und den Louvre beziehen müſſen. In ſeiner Hoffnung getäuſcht, drang Tannegui dennoch bis zu der Porte Baudais vor, denn der Pöbel begehrte nur Wehrloſe zu morden, nicht zu fechten. Aber auch Tannegui's Reiſige ergaben ſich dem Plündern, und l'Ile-Adam benutzte die hierdurch veranlaßte Langſamkeit ihrer Bewegungen, um theilweiſe ſeine Burgunder zu ſammeln und zum Kampfe zu führen. Er wurde blutig, blieb aber nicht lange zweifelhaft, denn der Pöbel, die Standhaftigkeit der Burgunder gewahrend, ſchloß ſich ihnen rottenweiſe an. Tannegui mußte fliehen, nachdem er 400 der Seinen verloren, und die Beſatzung, die er in der Baſtille zurückgelaſſen hatte, capitulirte nach einigen Tagen. Hiermit aller Beſorgniß enthoben, konnte der Pöbel ſich der ganzen Wildheit ſeiner Leidenſchaften überlaſſen. Am 12. Juni wurden die Gefängniſſe erſtürmt, und alle Gefangenen ohne Unterſchied, die beiden Erzbiſchöfe, der Connetable, der Kanzler, die Biſchöfe von Evreux, Senlis, Saintes, Laon, Liſieux, Coutances, der Abt von St. Denys, der Graf von Grandpré, viele Räthe, Parlamentspräſidenten, Beamte, Edelleute, Bürger, ermordet: einige wurden von den Thürmen, die ſie erſtiegen hatten, um ſich zu verbergen, herabgeſtürzt, und im Sturze auf den Spießen der Mörder aufgefangen. Acht Tage lang dauerte das

Digitized by Google

Morden und Plündern, das l'Ile-Adam nicht hindern konnte, nicht einmal laut misbilligen durfte. Zum Marſchall von Frankreich an des von den Engländern gefangen gehaltenen Boucicault Stelle ernannt, wurde er in dieſer Eigenſchaft am 18. Jun. 1418 von dem Parlament vereidet; die neue Würde beſtritt ihm aber der Herr von Montberon, bis er ſich am 12. September nächſten Jahres ein neues Patent unter dem großen Siegel verſchaffte. Im J. 1419 mit der Bewahrung von Pontoiſe beauftragt, ließ er ſich durch die Engländer überfallen, die Stadt ging verloren, er ſelbſt entrann kümmerlich der Gefangenſchaft, und erreichte Beauvais, woſelbſt er ſich jedoch gegen der Feinde Angriffe behauptete. Durch dieſen Widerſtand ſcheint er zuerſt den König von England beleidigt zu haben. Als dieſer Monarch, nach dem Vertrage von Troyes, Paris beſuchte, machte auch l'Ile-Adam ihm ſeine Aufwartung. Stolz und freimüthig fiel es dem Marſchall ſchwer, ſich in den Ton tiefer Unterwürfigkeit zu finden, den Heinrich V. von ſeiner Umgebung zu fodern pflegte. Ein Kleid, in dem er bei Hofe erſchien, zog ihm von Seiten des Siegers von Azincourt einen derben Verweis zu, und als er ſich damit zu entſchuldigen ſuchte, daß er nur dieſes Reiſekleid bei ſich führe, beleidigte er nochmals den Monarchen. „Wie mögt Ihr es wagen, mir in das Angeſicht zu ſchauen?" L'Ile-Adam berief ſich auf Landesbrauch, der es mit ſich bringe, daß man denjenigen, den man anrede, auch anſehe, beſchwichtigte aber damit keineswegs. Denn einige Tage ſpäter wurde er auf offener Straße durch des Königs Oheim, den Herzog von Exeter, verhaftet, und alsbald nach der Baſtille gebracht, nachdem ein ſchwacher Verſuch des Volkes, ſeinen Liebling zu befreien, mit leichter Mühe vereitelt worden. Unter dem Vorwande, daß er beabſichtigt habe, Paris dem Dauphin zu überliefern, wurde l'Ile-Adam des Marſchallamtes entſetzt, d. d. St. Faron bei Meaux, 22. Jan. 1422, und er mußte in der Baſtille aushalten, bis Heinrich V. am 31. Aug. 1422 die Augen ſchloß. Der Herzog von Bedford, ſeines Bruders Vorurtheile keineswegs theilend, gab ihm die Freiheit, und zugleich den Auftrag, in der Picardie Truppen zuſammenzuziehen, und entſchädigte ihn für die in der Gefangenſchaft erlittenen Verluſte, und beſchenkte ihn im Laufe der Belagerung von Meulan (Febr. 1423) mit Jacob's von Harcourt Gütern in der Picardie, mit der Feſte Noyelles, die zwar Johann erſt erſteigen mußte, mit Hiermont, Conteville, Viviers, Montenay, den Holzungen von Cancaſtre, und gewiſſen Gefällen in der Stadt Montreuil, alles zuſammen zu 4000 Livres jährlichen Einkommens berechnet. In ſeiner Ergebenheit gegen den Herzog von Burgund fortfahrend, wurde l'Ile-Adam am 2. Oct. 1424 zum Hauptmanne des königlichen Schloſſes zu Pont-de-Choiſi, bei Compiègne, am 12. April 1427 zum Schloßhauptmann in Compiègne ſelbſt, 1428 zum Gouverneur von Paris, am 10. Jan. 1430 zum Ritter des goldenen Vließes, und 1431 zum Seneſchall der Landſchaft Bourbonnais ernannt. Am 25. April 1432 wurde er mit 57 Lanzen und 134 Schützen von dem Herzoge von Bedford angenommen, um bei der Belagerung von Lagni zu dienen, während er ſich zugleich verpflichtete, ſeine eigenen Feſten, l'Ile-Adam und Chambly (Städtchen der Baronie l'Ile-Adam), mit 10 Lanzen und 30 Schützen zu vertheidigen. Am 2. Mai 1432 wurde ihm ſein Marſchallamt von dem Herzoge von Bedford wiedergegeben. Am 12. Sept. 1432 verpflichtete er ſich, mit 20 Lanzen und 60 Schützen das Schloß zu Corbeil zu vertheidigen, und am 4. Febr. 1433 verſprach er, gegen einen perſönlichen Sold von 300 Livres monatlich, bis zum letzten December 1433, in jeder der drei Feſten, Paris, St. Denys und Vincennes, mit 20 Lanzen und 40 Schützen zu dienen. Am 21. April 1434 verpflichtete er ſich, mit 50 Lanzen und 100 Gewaffneten in des Herrn von Talbot Compagnie, zwiſchen Seine, Somme und Oiſe, bis an die Seeküſte, dann bei den Belagerungen von Beaumont-ſur-Oiſe und Creil, während der Monate Mai und Juni zu dienen. Zum letzten Male focht er für die Engländer bei der Belagerung von St. Denys (1435), gleich darauf empörten ſich die Einwohner von Pontoiſe gegen des Lord Willoughby minder vorſichtigen Nachfolger. Meiſter der Stadt, aber die Wiederkehr der Engländer beſorgend, ſchickten ſie an l'Ile-Adam, und baten, er möge in des Königs von Frankreich Namen Pontoiſe in Obhut nehmen. Der Friede von Arras war noch nicht unterzeichnet, doch fand er nicht für gut, die Bittenden abzuweiſen. Er nahm Beſitz von ihrer Stadt, und Karl VII., jetzt mit dem Herzoge von Burgund ausgeſöhnt, konnte nicht umhin, den von l'Ile-Adam in dem auf ſo ungewöhnliche Art erworbenen Gouvernement, und zugleich in dem Amte eines Marſchalls von Frankreich zu beſtätigen. Nachdem er auch das eigene Haus, l'Ile-Adam, den Engländern entriſſen, und mit 40 Geharniſchten beſetzt, ſchloß der Marſchall ſich dem Heere an, mit welchem der Connetable einen Verſuch auf die Hauptſtadt ſelbſt machen ſollte. Einverſtändniſſe wurden angeknüpft, wie im J. 1418, und die Wache an dem Thore St. Jacques ließ von der Mauer eine Leiter herunter, auf welcher l'Ile-Adam, von wenigen begleitet, ſich alsbald in die Höhe ſchwang. Er wollte nämlich der erſte auf der Mauer ſein, um auf dieſe Weiſe das Andenken des 29. Mai 1418 zu tilgen. Er ließ ſodann das Gatter der Ausfallsthüre neben dem Hauptthore wegnehmen, damit die Reiterei Bahn finde, und wie dieſe anfing, ſich in den Straßen auszubreiten, pflanzte l'Ile-Adam mit eigener Hand des Königs Banner auf die Mauer, und ſeine Donnerſtimme verkündigte „ville prise." Nach kurzem Widerſtande flüchteten Willoughby und ſeine Engländer nach der Baſtille, Paris war wirklich genommen (13. April 1436). Dagegen ließ ſich l'Ile-Adam in dem nächſten Winter (1437) zu Pontoiſe von Talbot überrumpeln; er entfloh mit genauer Noth, und die Getreidevorräthe, die er aufgehäuft, in der Abſicht, auf Theuerung und Mangel in Paris zu ſpeculiren, wurden der Feinde Beute. Als des Herzogs von Burgund Kammerherr folgte l'Ile-Adam demſelben nach Brügge, und hier wurde er in einem Aufruhr am 22. Mai 1437 erſchlagen, und auch in der St. Donatiansſtiftskirche, dem nachmaligen Dom, begra-

Digitized by Google

ben. Seine Hausfrau Johanne, die Erbin von Vallengoujart, hatte ihm die Söhne Jacob, Philipp und Armenonville, und Karl auf Chetenville bei Montheryv, dann zwei Töchter geboren. Jacob, Herr auf l'Isle-Adam, Seneſchall von Boulogne, Garde de la prévôté de Paris, Hauptmann zu Giſors, ſtarb den 25. April 1472, aus ſeiner Ehe mit Johanne von Nesle acht Söhne und drei Töchter hinterlaſſend. Der vierte Sohn, Philipp, der Großmeiſter des Johanniterordens, wird unten ſeine Stelle finden. Der zweite Sohn, Ludwig von Villiers-l'Isle-Adam, Dombechant zu Orleans ſeit dem 31. Mai 1480, wurde, nachdem Johann von Bare am 15. März 1486 das Zeitliche geſegnet, zum Biſchof von Beauvais gewählt, mußte aber mit verſchiedenen Concurrenten neun hartnäckige Proceſſe führen, bis er endlich im Juli 1497 die Weihe empfangen, und im September 1498 ſeinen feierlichen Einzug zu Beauvais halten konnte. Von dem Könige genöthigt, ſich nach Lyon zu dem Concilium zu verfügen, welches als eine Fortſetzung der Verſammlung von Piſa zu betrachten, proteſtirte er am 8. Febr. 1512 vor Notar und Zeugen, daß er hierin nur wirklichem Zwange gehorche. Er ſtellte den Biſchofshof zu Beauvais und das Schloß zu Bresle wieder her, und ſtarb den 24. Aug. 1521. Seiner Domkirche und ſeinem Nachfolger hat er bedeutende Vermächtniſſe hinterlaſſen. Die älteſte Tochter, Maria, heirathete als des Ludwig von Soyecourt Witwe, den Amtmann von Vermandois, Guido Pot von la Rochepot. Der älteſte Sohn endlich, Anton, Herr von l'Isle-Adam, von Avesnes, in Vimeu und von Moliens, in Beauvais, der in erſter Ehe mit Margarethe von Montmorency-Gouſſainville, in anderer Ehe mit Agnes du Moulin verheirathet, ſtarb den 25. Aug. 1504, mit Hinterlaſſung von vier Kindern. Der jüngere Sohn, Claudius, Herr von Avesnes, hinterließ nur Töchter aus ſeiner Ehe mit Johanne von Chables; der ältere, Karl, erhielt von ſeinem Oheim, dem Biſchof Ludwig, ein Domkanonikat zu Beauvais, und am 9. April 1501 das Archidiakonat, nahm am 6. April 1522 Beſitz von dem von dem Könige ihm verliehenen Biſthume Limoges, und wurde ſpäter nach Beauvais verſetzt, woſelbſt er am 24. März 1529 durch Procura, und am 29. Mai perſönlich Beſitz ergriff. Als der älteſte Sohn beſaß er l'Isle-Adam, Nogent, Valmondois, Fontenelles, Fleulen, Güter, die er jedoch mit ſeines Bruders Bewilligung, durch Urkunde vom 10. Sept. 1527 an Anna von Montmorency, den Sohn der Anna Pot, den Enkel der an Guido Pot verheirathet geweſenen Maria von Villiers-l'Isle-Adam, verſchenkte. Der Biſchof hoffte durch ſeines mächtigen Vetters Vermittelung zu der Cardinalswürde zu gelangen, und hatte ſogar in dieſer Hoffnung nach St. Martins-Stiftskirche in Montmorency ein Fenſter geſtiftet, worauf er in dem vollen Schmucke eines Cardinals abgebildet, allein ein früher Tod durchſchnitt den Faden ſeiner Entwürfe. Er ſtarb den 26. Jun. 1535, und wurde in der Kirche der Abtei Nôtre-Dame-du-val, die er als Commende beſeſſen, beerdigt. Im Februar 1672 wurde ſein Leichnam daſelbſt, gleich entfernt von Verweſung und Vertrocknung, aufgefunden.

Wir haben noch von des Biſchofs Oheim, von Philipp de Villiers-l'Isle-Adam, dem berühmten Großmeiſter von Rhodus, zu ſprechen. Geboren im J. 1464, gelangte er in ungewöhnlicher Geſchwindigkeit zu der Stelle eines Großhoſpitaliers, welche von der franzöſiſchen Zunge vergeben wurde. An dem Siege, den d'Amaral mit den Ordensgaleeren über die in dem Meerbuſen von Aias vortheilhaft aufgeſtellte Flotte der Ägypter erfocht, nahm Philipp entſcheidenden Antheil, obgleich er den Angriff ſelbſt widerrathen hatte; er wollte vielmehr die Ägypter beim Auslaufen überfallen. Im J. 1513 wurde Philipp, jetzt auch Großprior von Frankreich, von dem Großmeiſter Fabricio Caretto nach Frankreich geſendet, um daſelbſt als Viſitator und Statthalter des Magiſterii zu wirken. Obgleich abweſend zu der Zeit von des Großmeiſters Ableben, war er, nächſt dem Großprior von England, der einzige Ritter, der bei der Wahl in Betracht kam, und die allgemeine Achtung, die er ſich erworben, entſchied zu ſeinen Gunſten. Er wurde den 22. Jan. 1521 als Großmeiſter ausgerufen, und ſofort eingeladen, von ſeiner Würde Beſitz zu nehmen. Die unermeßlichen, von dem Sultan Soliman angeordneten Rüſtungen bedrohten den Orden mit einem Vernichtungskriege; des Großmeiſters erſte Handlung war demnach ein Erlaß, wodurch alle Ritter aufgefodert wurden, ſich wohlgerüſtet in Rhodus einzufinden. Die fälligen Reſponsgelder wurden mit Strenge eingetrieben und zum Ankaufe von Kriegsvorräthen verwendet, und nachdem er vornehmlich mit dieſen Nothwendigkeiten eine Carake und vier Feluken befrachtet, ging Philipp von Marſeille aus unter Segel. Auf der Höhe von Nizza brach auf der Carake, auf dem Schiffe, das er ſelbſt beſtiegen, Feuer aus, mit ſolcher Heftigkeit, daß die Mannſchaft nur mehr an Flucht dachte, die bei der Nähe der Küſte nicht ganz unmöglich; allein der Großmeiſter unterſagte bei Todesſtrafe, das Schiff zu verlaſſen, und die Verzagten fanden ſich hierdurch genöthigt, die letzte Kraft aufzubieten, um das Schiff und ſich ſelbſt zu retten. Dieſe Gefahr war kaum beſeitigt, als während eines heftigen Sturmes und Ungewitters der Blitz des Großmeiſters Kajüte traf, ſeinen Degen brach, ohne Verletzung der Scheide, und neun Menſchen tödtete. Bei dem Vorgebirge Malea wollte der Seeräuber Curtogli mit überlegenen Streitkräften die Flotille auffangen, und nur unter Begünſtigung der Nacht konnte ſie der drohenden Gefahr entgehen. Um ſo größer war der Jubel, als Philipp endlich den Hafen von Rhodus erreichte (Sept. 1521). Ohne ſich durch eine von dem Sultan ausgehende diplomatiſche Verhandlung bethören zu laſſen, war der Großmeiſter allein bedacht, die Inſel in den vollkommenſten Vertheidigungszuſtand zu ſetzen, die Feſtungswerke und Vorräthe zu ergänzen; zu den Bauten fand er eine treffliche Hilfe an einem edeln Brescianer, an dem Ingenieur Martinengo, der ſich ſo begeiſtert fühlte durch die Tugenden, die in Rhodus gelehrt und geübt wurden, daß er das Ordenskleid begehrte. Am 26. Jun. 1522 erſchien die türkiſche Flotte, 500 Segel ſtark, im Angeſichte der Inſel; die Landung wurde ohne Widerſtand bewerkſtelligt,

Digitized by Google

es vergingen aber volle 14 Tage, bevor das Heer ausgeſchifft werden konnte. Es wird daſſelbe zu 140,000 Streitern berechnet, ohne die 60,000 Bauern, die man aus den Erzgebirgen von Servien und Bosnien zuſammengetrieben, um ſie zu dem Minenkriege zu verwenden. Einer ſo ungeheuern Macht hatte l'Ile-Adam 600 Ritter und 4500 Söldner entgegenzuſtellen, dann einige aus den Bürgern der Stadt Rhodus gebildete Compagnien, die ſich aber als ganz unbrauchbar bewieſen. Von gleich geringem Nutzen waren die auf verſchiedenen Punkten der Inſel errichteten Feſtungswerke, auch die Schlöſſer von Lindo und Feracle. Ohne ſich um Nebendinge zu bekümmern, richtete Soliman's General alle ſeine Anſtrengungen gegen die Hauptſtadt. Sie waren ſchrecklich und beharrlich zugleich, trafen aber auf eine ſo ſtandhafte und einſichtsvoll geleitete Vertheidigung, daß nach einer Reihe unglücklicher Gefechte vollkommene Muthloſigkeit die jüngſt noch ſo ſiegestrunkenen Janitſcharen ergriff. So zweifelhaft der Ausgang der Belagerung noch zu ſein ſchien, ſo ſah ſich Soliman gleichwol genöthigt, herbeizueilen, um den Muth und den Gehorſam ſeiner Scharen zu ſpornen. Die Gegenwart des Monarchen, die zahlreichen Verſtärkungen, von denen er begleitet, wirkten Wunder, und l'Ile-Adam, die Veränderung ſogleich gewahrend, unterſagte die Ausfälle, die bisher ſtets glücklich, weil der Verluſt eines einzigen Mannes für die Vertheidiger empfindlicher, als der Verluſt von Hunderten für die Türken. Dieſe, nur mehr durch der Chriſten Geſchütz gehemmt, trieben ihre Grundarbeiten mit großer Thätigkeit vorwärts bis an die Contreſcarpe, und errichteten ſodann auf mehren Punkten Batterien, doch blieb ihr Feuer ſtets im Nachtheile, auch als in der Stadt ſich einiger Mangel an Pulver zeigen wollte. Ernſtlichere Gefahr drohete ihr vom Schoße der Erde aus. Die zahlloſen, durch den Bergbau geübten Pionnire der Türken hatten den ganzen Boden durchwühlt und ihn zu einem Abgrunde des Verderbens gemacht. Wol entdeckte der wachſame Martinengo der Minen viele; denn er hat die Erfindung gemacht, wie man durch ausgeſpannte Felle und Trommeln die feindlichen Arbeiter belauſchen kann. Nicht ſelten wurden die Türken mitten in ihrer Arbeit durch einen Regen von Granaten bedeckt, oder durch Rauch erſtickt; es blieben ihnen aber der unterirdiſchen Wege immer noch viele, und zwei Minen, die hinter einander unter dem Bollwerke der Engländer losbrachen, warfen die Mauer in einer Breite von ſechs Klaftern in die Tiefe. Im Augenblicke eilten die Türken zum Sturme, und es gelang ihnen, die Höhe des Bollwerkes zu erreichen und ſieben Fahnen zu pflanzen. Aber der Großmeiſter war nicht fern. Eben befand er ſich in der Kirche, um von Gott die Hilfe zu erbitten, welche die Mächte der Erde verſagten. Das Getöſe der Exploſion verkündete ihm den bevorſtehenden Sturm; als die Prieſter die Tagszeiten eröffneten mit dem gewöhnlichen vorbereitenden Gebete: **Deus in adjutorium meum intende**, erhob der Großmeiſter ſich von ſeinem Betſtuhle. „Das ſind prophetiſche Worte für mich," ſagte er zu den alten Rittern ſeines Gefolges, „laſſet uns eilen, lieben Brüder, um ſtatt des Opfers der Lippen das Opfer unſerer Leben darzubringen. Wir wollen für die Vertheidigung unſeres heiligen Geſetzes ſterben." Und eine Pike ergreifend, ſtellte er ſich an die Spitze einer auserwählten Schar, mit der es ihm gelingt, nicht nur das Bollwerk den Türken zu entreißen, ihre Fahnen in den Staub zu treten, ſondern auch einen zweiten Sturm, in dem 3000 Feinde, darunter drei Sangiaks, fallen, abzuſchlagen. Es folgte aber von nun an Sturm auf Sturm; in dem vom 17. Sept. fiel, nach mancher tapfern That und nicht ungerächt, Chriſtoph Waldner, ein Komthur der teutſchen Zunge, und immer ungleicher wurde das numeriſche Verhältniß der Vertheidiger zu den Angreifern. Auch dunkle Sagen und Ahnungen von Verrath begannen ſich zu verbreiten. Ein jüdiſcher Arzt, der von Sultan Selim's Zeiten an den Feinden als Kundſchafter diente, wurde jetzt endlich in ſeinem ehrloſen Geſchäfte entdeckt und beſtraft, und auch der Portugieſe Andreas D'Amaral, Ordenskanzler und Großprior von Caſtilien, längſt ſchon verdächtig als ein perſönlicher Feind des Großmeiſters, erlitt den Tod der Verräther, den er durch geheimen Verkehr mit dem türkiſchen Lager gar wohl verdient zu haben ſcheint. Martinengo, ſchwer verwundet, mußte über einen Monat lang das Bett hüten, und wenn auch der Großmeiſter dieſe ganze Zeit über ſeinen Poſten auf dem Bollwerke der Spanier übernahm, nicht ein einziges Mal dieſen Poſten verließ, abwechſelnd als Krieger, als Schanzgräber, als Commandant wirkte, ſo mußte die gezwungene Unthätigkeit des Kunſtverſtändigen, von dem das bisherige Vertheidigungsſyſtem mehrentheils ausgegangen war, nothwendig deſſen fernere Anwendung lähmen. Während der Ritter überlegene Tapferkeit Tag für Tag im Gefechte obſiegte, trieben die Türken, langſam zwar und häufig geſtört, ihre unterirdiſchen Arbeiten vorwärts; in unaufhörlichen Angriffen hatten ſie das Bollwerk der Spanier beinahe zu einem Schutthaufen gemacht, und die Poſten der Engländer, Provençalen und Italiener konnten nur durch beiſpielloſe Anſtrengungen gegen ſie behauptet werden; denn an vielen Stellen waren die Mauern völlig verſchwunden, und in die Breſche an dem Bollwerke der Engländer konnte ſich eines Tages ein ganzes feindliches Bataillon entwickeln. Mehre Stürme, auch der vom 17. Dec., wurden noch mit wunderbarer Standhaftigkeit abgeſchlagen, endlich, da alle Mittel der Vertheidigung erſchöpft waren, blieb nun nichts mehr übrig, als auf die ſchon längſt von den Türken angebotene Capitulation einzugehen (20. Dec.). Sie war ehrenvoll, bedingte dem Volke von Rhodus ungeſtörte Religionsübung, eine fünfjährige Befreiung von Abgaben, oder, nach eigner Wahl, das Recht der Auswanderung; den Rittern hingegen wurde bewilligt, die Reliquien der Heiligen, die dem Gottesdienſte in der Hauptkirche von St. Johann geweihten Gefäße, ihre Habſeligkeiten und Archive, dann eine Anzahl Geſchütze, ſo viel der gewöhnliche Bedarf der Flotte erfoderte, mitnehmen zu dürfen. Der Großmeiſter, der genöthigt geweſen, dem Sultan ſeine Aufwartung zu machen, empfing dafür einen Gegenbeſuch; auf dem Rückwege ſoll Soliman geäußert haben, „es macht mir einigen Kum-

Digitized by Google

mer, dieſen Chriſten in ſeinem Alter aus ſeinem Hauſe zu werfen.“ Am 1. Jan. 1523 ging l'Isle-Adam mit der Flotte, welche die noch übrigen Vertheidiger, dann über 4000 friedliche Bewohner von Rhodus nach einem fremden Geſtade tragen ſollte, unter Segel. Er berührte Candia, wo ein großer Theil der Schiffe die nöthige Ausbeſſerung erhielt, und landete Anfangs Mai in dem Hafen von Meſſina. Während er hier den Verwundeten und Kranken ſeines Gefolges die zärtlichſte Sorgfalt angedeihen ließ, eigenhändig, gleich einem dienenden Bruder, ihre Bequemlichkeit zu fördern ſuchte, entwickelte ſich eine ohne Zweifel von Rhodus her eingeſchwärzte Peſt mit ſeltener Heftigkeit; ſeine Colonie vor gänzlichem Untergange zu retten, übertrug Philipp ſie nach dem feſten Lande. An den Ufern des Meerbuſens von Pozzuolo, unweit der Ruinen von Cumä, errichtete er ein verſchanztes Lager, in deſſen Umfange die Ritter und die Bürger von Rhodus Hütten erbauten, und allgemach zu Geſundheit und Kräften wieder gelangten. Seines Bleibens war aber auch hier nicht, ſein Sinnen und Trachten ſtand nach Rom, wo er allein Rath und Beiſtand, wie ihn die Lage des Ordens erheiſchte, zu finden hoffen konnte. Sobald es der Geſundheitszuſtand der kleinen Schar erlaubte, wurde ſie nach Civitavecchia übergeſetzt, und von hier aus bat der Meiſter um die Erlaubniß, dem Papſte Adrian VI. in Rom aufwarten zu dürfen. Nach mancherlei Zögerungen wurde dieſe Erlaubniß in den letzten Tagen des Auguſts 1523 ertheilt. Alsbald begab ſich Philipp von allen ſeinen Rittern begleitet, auf den Weg, und es erwartete ihn in der Hauptſtadt der chriſtlichen Welt ein Empfang, der ſeines Ruhmes und ſeines Unglückes gleich würdig. Aber die Verheißungen, die ihm von Adrian in einer erſten und einzigen Zuſammenkunft gegeben wurden, blieben unerfüllt; denn der Papſt, ſeit längerer Zeit unpäßlich, ſtarb den 14. September. Das Conclave, das ſich verſammelte, um den Nachfolger zu wählen, beſtellte zu ſeiner Hut den Großmeiſter, als wolle es damit im voraus ankündigen, daß ſeine Wahl auf einen Rhodiſerritter fallen werde. Ein ſolcher war der neue Papſt Clemens VII. geweſen, er hatte eine lebhafte Zuneigung zu dem Orden beibehalten, und war ſogleich bemühet, ſeinen fernern Beſtand zu ſichern. Zu dem Ende wurde den Rittern Viterbo, ihren Galeeren der Hafen von Civitavecchia zum Aufenthalte angewieſen, bis ein zweckmäßigeres Unterkommen ermittelt werden könnte. Zu dem Ende kamen der Hafen von Suda auf Candia, die Inſeln Cerigo und Elba in Vorſchlag, doch ſchien des Kaiſers Anerbieten, dem Orden die Inſeln Malta und Gozo einzuräumen, den Vorzug zu verdienen. Nur ſollte der Orden zugleich die Vertheidigung von Tripoli, von der nutzloſen und kaum einer Vertheidigung empfänglichen Eroberung Ferdinand's des Katholiſchen übernehmen, und das ſchien dem Großmeiſter allzuläſtig, zumal da ſich eben neue Ausſicht darbot, nach Rhodus zurückzukehren. Achmet, der Paſcha von Ägypten, wollte die Inſel ihren alten Beſitzern zurückgeben, um ſich damit ihren Beiſtand gegen den Sultan zu erkaufen. Aber Achmet wurde im Beginnen der Empörung getödtet, und wider ſeine Überzeugung mußte l'Isle-Adam Unterhandlungen mit dem Kaiſer wieder aufnehmen. Sie waren mittlerweile ſchwieriger geworden durch des Großmeiſters eigne Schuld. Franzoſe von Geburt konnte er ſich in dem großen Kampfe zwiſchen Karl V. und Franz I. einer Parteilichkeit für Frankreich nicht enthalten; er, der bisher ſelbſt von Civitavecchia aus die Galeeren des Ordens nur zu Kreuzfahrten gegen die Ungläubigen verwendet hatte, erlaubte ſich, dieſes gemeinſame Gut der Chriſtenheit ſeiner Beſtimmung zu entziehen; und die Schiffe der Religion nach Marſeille zu führen, um daſelbſt die Herzogin von Alençon aufzunehmen und nach Spanien zu geleiten. Dieſe Aufmerkſamkeit, und noch mehr die Conferenzen, die der Großmeiſter während ſeines Aufenthaltes zu Marſeille mit der Regentin von Frankreich hatte, mißfielen ſo ſehr dem kaiſerlichen Hofe, daß der Befehl erging, allerwärts in Italien die Einkünfte des Ordens in Beſchlag zu nehmen, und daß Verſuche gemacht wurden, die verſchiedenen Nationen, mit Umgehung des Großmeiſters und ſeiner Franzoſen, zur Annahme von Malta, und folglich zu einem Schisma zu bewegen. Durch des Großmeiſters perſönliche Anweſenheit in Spanien wurden dieſe Verſuche vereitelt, es gelang ihm, das Mistrauen des Kaiſers zu beruhigen, wie es ihm glückte, durch eine Reiſe nach England die Raubbegierde Heinrich's VIII., dem ſchon damals nach dem reichen Beſitzthume der Johanniter gelüſtete, zu entwaffnen. Aber die Unterhandlungen um Malta gingen darum nicht raſcher vorwärts, von beiden Seiten wurden unzuläſſige Anſprüche aufgeſtellt, und mehr denn einmal ſchien der Augenblick der gänzlichen Auflöſung der erlauchten Geſellſchaft bevorzuſtehen, beſonders, nachdem die Peſt auch in Viterbo ausbrach, und ein großer Theil der Ritter ſich in allen Ländern der Chriſtenheit zerſtreute, während der eigentliche Convent, mit des Herzogs von Savoyen Erlaubniß, ſich in Nizza niederließ. Mit dem Aufhören der Peſt kehrte l'Isle-Adam mit den Seinen nach Viterbo zurück, und beinahe an der Möglichkeit, jemals mit dem Kaiſer abzuſchließen, verzweifelnd, erneuerte er den Verſuch, durch Einverſtändniſſe mit den Eingeborenen zu der Wiedereinnahme von Rhodus, oder auch zu dem Beſitze der Feſtung Modon auf Morea zu gelangen, wohin ſodann der Orden übertragen werden ſollte. Der letzte Entwurf war im vollen Betriebe, als unerwartet der Kaiſer am 24. März 1530 zu Caſtel Franco, im Bologneſiſchen, mit den Abgeordneten des Ordens abſchloß. Er überließ ihnen Malta, Gozo, Comino und Tripoli zu unabhängigem Beſitze, nur daß ſie denſelben durch alljährliche Überreichung eines Falken als ein Lehen von Sicilien anerkennen ſollten. Philipp ſchickte alsbald Bevollmächtigte nach Malta, um Beſitz zu ergreifen, die Feſtungswerke und das zum Ordenshauſe auserſehene, aber gänzlich verfallene Caſtell St. Angelo ausbeſſern zu laſſen, hatte aber ſogleich neue Schwierigkeiten mit dem Vicekönige von Sicilien, in Betreff des Münzrechtes und der freien Ausfuhr des für den Unterhalt der Bevölkerung von Malta unentbehrlichen Getreides. Er appellirte an den Kaiſer, erhielt, was er wünſchte, und nun endlich brach der Großmeiſter mit dem ganzen

Digitized by Google

Convent auf, ſich in der neuen Herrſchaft einzurichten. Am 26. Oct. 1530 landete er in dem großen Hafen, und einige Tage ſpäter empfing er in der alten Hauptſtadt Malta die Huldigung. Die nächſten Jahre vergingen unter mancherlei durch die erſte Einrichtung veranlaßten Sorgen, mit denen kriegeriſche Streifzüge, z. B. ein von dem Glücke nicht begünſtigter Verſuch auf Modon, abwechſelten, dann aber im J. 1533 verſammelte der Großmeiſter ein Generalcapitel, welches verſchiedene Disciplinarverfügungen erließ, den Vertrag von Caſtel-Franco genehmigte, die Appellationen von dem ordentlichen an den großen Rath für zuläſſig erklärte, endlich die Reſponsgelder erhöhte. Das genannte Capitel wollte ſeine Sitzungen ſchließen, als ein Duell zwiſchen einem Italiener und einem Franzoſen die drei franzöſiſchen Zungen zu den größten Ausſchweifungen gegen die Italiener hinriß. Dieſe fanden aber Beiſtand bei den Zungen von Caſtilien und Aragonien, und es wurde eine förmliche und blutige Schlacht geliefert, in welcher man ſich ſogar des ſchweren Geſchützes bediente. Endlich trennte die Nacht die Streitenden, und die Vorſtellungen einiger Gebietiger konnten ſich Gehör verſchaffen. So wurden denn die Wüthenden entwaffnet und zur gebührenden Strafe gezogen, zwölf der Rädelsführer aus dem Orden geſtoßen, einige andere, die unbußfertigſten, erſäuft. Aber das Skandal, dergleichen der Orden noch keins geſehen, erſchütterte den bejahrten Großmeiſter in ſeinem Innerſten; er fiel in tiefe Schwermuth, welche durch Heinrich's VIII. Verfolgung gegen die engliſche Zunge, durch die Ankunft ſo vieler von den Ihrigen vertriebenen engliſchen Ritter, gar ſehr erhöht wurde; ein hitziges Fieber geſellte ſich hinzu, und Philipp ſtarb den 21. Aug. 1534. Ein Fürſt von hoher Weisheit und Tugend, gleich erfahren in den Künſten des Krieges und Friedens, hat er zweimal den Orden gerettet, einmal in ſeiner Ehre, durch die ruhmvolle Vertheidigung von Rhodus, das andere Mal in ſeiner Exiſtenz, wie er, nach dem großen Schiffbruche, durch Milde und Feſtigkeit zugleich, eine Geſellſchaft zuſammenhielt, die ſich als aufgelöſt betrachten konnte, und ihr ſpäter durch geſchickte Unterhandlungen eine neue Grundlage anwies. Zwei Dichter, der P. Jacob Mayze und Privat-Fontanilles haben ihn beſungen. Mit des Großmeiſters Neffen iſt, wie ſchon berichtet, das Geſchlecht von Villiers-l'Ile-Adam erloſchen, wenigſtens iſt ſein Zuſammenhang mit denen von Villiers zu Livry und Chailly nicht zu erweiſen. Mit Heinrich's II. von Montmorency Schweſter kam l'Ile-Adam in das Haus Condé, und in der Theilung an den jüngern ihrer Söhne, an den Prinzen Armand von Conty. Den Werth der Herrſchaft erhöht gar ſehr ein bedeutender Wald, der, behufs der Parforcejagd, von unzähligen Alleen durchſchnitten iſt.

(*v. Stramberg.*)

ILE-BOUCHARD, kleine Stadt der vormaligen Provinz Touraine, jetzt dem Bezirke von Chinon, des Departements Indre-et-Loire, zugetheilt, liegt an der Vienne und an der Straße von Richelieu nach Tours, von Chinon drei, von Richelieu 2¼ Stunden entfernt. Sie zählt etwa 350 Feuerſtellen, treibt bedeutenden Handel mit getrocknetem Obſte, beſonders mit Pflaumen, und enthielt vormals ein Franziskanerreformaten- und ein Urſulinernonnenkloſter, eine Malteſerkomthurei von 12,000 Livres jährlichen Ertrags, und drei Priorate. Andreas Ducheſne, der verdiente Geſchichtsforſcher, wurde hierſelbſt im J. 1584 geboren. Das Schloß war das Stammhaus berühmter Freiherren, deren Stammreihe mit einem Burkard (Bouchard) beginnt, und die über vier Jahrhunderte lang das Städtchen beſaßen. Einer Johanna von l'Ile-Bouchard mit Johann von St. Maure, der aber damals nicht mehr am Leben, erzeugter natürlicher Sohn, Johann von St. Maure, erhielt am 16. Oct. 1395 Legitimationsbriefe. Johann's von l'Ile-Bouchard, des Herrn von Montrevau, in Anjou, Tochter Johanna, Frau auf Gonor und Thouarcée, beide ebenfalls in Anjou gelegen, heirathete vor dem J. 1434 den Percival Chabot. Katharina, Johann's und der Johanna von Bueil einzige Tochter, vermählte ſich durch Ehevertrag vom 2. Jul. 1425 mit Georg von la Tremouille, dem bekannten Liebling und Oberſtkämmerer König Karl's VII., ſtarb zu l'Ile-Bouchard den 1. Jul. 1474, und wurde auch daſelbſt beerdigt. Als die Erbin der Hauptlinie hat ſie die Baronie l'Ile-Bouchard, Rochefort-ſur-Loire, in Anjou, Doué, ebenfalls in Anjou, unweit Saumur gelegen (es iſt das Theodwadum palatium, woſelbſt Ludwig der Fromme als König von Aquitanien reſidirte, auch die Nachricht von ſeines Vaters Ableben empfing) und Gençay, in Poitou, in das Haus la Tremouille getragen. Von den la Tremouille erkaufte der Cardinal von Richelieu die Baronie l'Ile-Bouchard, und ſie bildete ſeitdem einen Beſtandtheil des Herzogthums Richelieu.

(*v. Stramberg.*)

ILE-DE-BOUIN, Inſel zum Canton Beauvoir und Arrondiſſement les Sables d'Olonne des franzöſiſchen Departements der Vendée gehörig. Sie liegt im Hintergrunde der Bai von Bourgneuf, und iſt vom Feſtlande durch einen ſchmalen Meeresarm getrennt, weshalb es möglich ward, ſie mit demſelben durch einen Damm zu verbinden. Sie hat 3¼ geographiſche Meilen im Umkreiſe, und ein Areal von 60 □Kilometer (= 1,82 geograph. □Meilen). Überall hat das Meer Land angeſpült, und den Meeresarm, der ſie vom feſten Lande trennt, und durch welchen in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts noch Schiffe von 2—300 Tonnen ſegelten, in einen Graben von nur einigen Metern Breite umgewandelt, und es ſteht zu erwarten, daß ſie bald ganz mit dem Feſtlande vereinigt ſein wird. Sie beſteht ganz aus Alluvionen und wird von Oſten nach Weſten von vier Kanälen durchſchnitten, deren Zweck iſt, die Regenwaſſer abzuleiten und vom Meere diejenigen einzunehmen, welche zur Speiſung der Seeſalzſümpfe erfoderlich ſind. Nur einer dieſer Kanäle, der von Grand-Champ, iſt ſchiffbar, und kann Schiffe von 30—40 Tonnen aufnehmen. Die Zahl der Einwohner beträgt 2445; ſie treiben Ackerbau und Viehzucht, und führen Getreide, Salz, Pferde und Rindvieh aus.

(*Klaehn.*)

ILE-DE-FRANCE, eine der alten Provinzen Frankreichs, welche von den früheſten Zeiten an in den Hän-

Digitized by Google

den der Krone war und den Kern bildete, um welchen herum die andern Provinzen des Reichs ſich nach und nach ſammelten. (*Klaehn.*)

Dieſe Provinz des alten Frankreichs war im Norden mit der Picardie, im Süden mit der Beauce und mit Orléanais, im Oſten mit der Champagne und der Brie-Champenoiſe, im Weſten mit der Normandie und der Landſchaft Perche begrenzt, und enthielt auf einem Flächenraume von 1548 □Lieues, eine Bevölkerung von 2,322,000 Seelen. Die heutigen Departements der Seine, von Seine-et-Oiſe, von Seine-et-Marne (mit Ausſchluß der Bezirke von Coulommiers und Provins), und von der Oiſe, werden, mit Hinzufügung der Bezirke Soiſons und Laon, aus dem Aisnedepartement, und des Bezirkes von Dreux, aus dem Departement Eure-et-Loire, ziemlich den vormaligen Umfang der Provinz darſtellen. Der Hauptfluß, die Seine, tritt zwiſchen Montereau und Bray-en-Brie in die Ile-de-France ein, durchſtrömt ſie in ihrer ganzen Ausdehnung von O. S. O. nach W. N. W., und verläßt ſie bei der Mündung der Epte, nachdem ſie vorher die Marne und Oiſe aufgenommen. Die Marne berührt von Annet an die Provinz. Die Oiſe kommt aus der Picardie, und nimmt gleich oberhalb Compiegne die Aisne, und unterhalb Creil den Terrain, das Hauptgewäſſer des Ländleins Beauvoiſis, auf. Die Orge entſpringt auf dem linken Seineufer, oberhalb Dourdan, und geht oberhalb Villeneuve-Saint-Georges in die Seine. Eine ſo reiche Bewäſſerung, verbunden mit der Nähe des Meeres, erzeugt ein Klima, das im Vergleich zu den Nachbarländern Champagne und Orléanais, feucht und kühl genannt werden kann, wenn es gleich im Allgemeinen bedeutend milder als das des Rheinthales. Daher liefert der Weinbau, obgleich an verſchiedenen Stellen nicht unwichtig, nirgends einen namhaften Wein, wol aber eine Maſſe von Trauben für den Bedarf der großen Hauptſtadt. Den Getreidebau begünſtigen die ausgedehnten, nur hin und wieder durch niedrige Hügel unterbrochenen Ebenen; einigermaßen hügelreich ſind die Ufer der Seine, die daher auch vielfältig die ſchönſten Scenerien darbieten. Nicht minder iſt das ſogenannte Thal von Montmorency eine wunderliebliche Landſchaft. Verhältnißmäßig zu der dichten Bevölkerung und dem ſorgfältigen Anbau beſitzt die Provinz viele und ausgedehnte Waldungen; es iſt der Könige und der Großen Jagdluſt, welche ihr dieſe Schätze bewahrte. Der Obſtbau wurde hier frühzeitig bedeutend, und von dem 17. Jahrh. an, beſonders durch die berühmte Baumſchule der pariſer Karthauſe, dann durch die Pfirſichengärtner von Montreuil, zu dem Gegenſtande rationeller Betriebſamkeit erhoben. Die Gyps- und Steinbrüche der Umgebung von Paris ſind von uralter und hoher Wichtigkeit; ähnliche Brüche und reiche Torflager finden ſich an vielen Stellen. Abbecourt, Verberie, Bruyeres ꝛc., beſitzen Mineralquellen. Der franzöſiſche Nationalcharakter, wie er ſich für das eigentliche oder nördliche Frankenreich ausgebildet hat (die ſüdlichen Provinzen tragen das Gepräge einer bedeutend und vielartig modificirten Nationalität), ſpricht ſich hier in ſeiner höchſten Potenz aus. Geiſtreich, muthig, arbeitſam, mäßig, zutraulich, heiter und liebenswürdig vom Hauſe aus, hat der Bewohner der Ile-de-France den Einflüſſen der Hauptſtadt nicht widerſtehen können; es gibt hier keine ländlichen Sitten, keine provinziellen Eigenthümlichkeiten, kein Patois, nur Pariſer in mancherlei Abſtufungen, wie ſie dem Mittelpunkte näher oder entfernter leben. Vor dem J. 1789 bildete die Provinz zwei Generalgouvernements, jenes von Paris, zu welchem, außer der Stadt, noch die Prevoté und Vicomté von Paris gehörte, und jenes von Ile-de-France. Zu letzterem, deſſen Sitz in Soiſſons, gehörten auch die Städte Cosne, in Nivernais, und Vervins in der Picardie; eine Zeit lang war ihm auch die Stadt und Landſchaft von Sens, le Senonois, zugetheilt. Bereits im J. 1247 kommt ein **Lieutenant pour le roi en l'Ile-de-France Soissonnais et partie devers Paris** vor. Im J. 1514 erhielt Paris zum erſten Male einen eigenen Gouverneur in der Perſon des Herzogs von Vendôme. So viel von der Provinz im Allgemeinen; es liegt uns noch ob, von ihren Unterabtheilungen zu ſprechen. Deren waren 12: 1) die eigentliche Ile-de-France, 2) Laonais, 3) Noyonnais, 4) Soiſſonnais, 5) Valois, 6) Beauvoiſis (Nr. 2—6 waren von der Picardie abgeriſſen), 7) Verin-français, 8) das Ländchen Thimerais, früher zu Perche gehörig, 9) Mantois, 10) Hurepoir, gleichwie Mantois, ein abgeriſſenes Stück der Beauce, 11) le Gatinois-français, 12) la Brie-françaiſe. Die eigentliche Ile-de-France, von der Seine, Marne, Oiſe und Nonette eingeſchloſſen, erſcheint als eine Inſel, oder vielmehr Halbinſel, von 10 Lieues Länge und 6½ Lieues Breite, und Expilly glaubt ihren Flächeninhalt zu 50 □Lieues berechnen zu können. Wir müſſen indeſſen geſtehen, daß uns die Berechnungen des berühmten Statiſtikers wenig Zutrauen einflößen, und erinnern zugleich, daß er der Ile-de-France, in der ausgedehnteren Bedeutung, nur 530 □Lieues Flächenraum, alſo nur ein Drittel des wahren Beſtandes, beilegt. Dieſe Ile-de-France, im engern Sinne, wird nördlich von Beauvoiſis und Valois, ſüdlich von Mantois, Hurepoir und der Brie-françaiſe, öſtlich von der Brie-champenoiſe, weſtlich von dem Verin-français begrenzt, und zerfällt abermals in drei Abtheilungen, France, Goëlle oder Gouhelle und Pariſis. Der Hauptort der Goëlle, die nicht zu verwechſeln mit dem Ländchen gleiches Namens in Artois, iſt Dammartin. Pariſis hebt an bei dem Flecken Claye in der Brie-françaiſe, und zieht ſich längs dem nördlichen Marneufer über die Höhen von Montmartre hinaus, bis in die Ebene von St. Denys. Hier liegen Vincennes, Charenton, Neuilly, Livry, Villepariſis, Chelles, Paris ſelbſt. Die vormals unter dem Namen Sol und Denier Pariſis bekannte Scheidemünze war vornehmlich für das Ländchen Pariſis ausgeprägt. Die France, ſechs Stunden lang und gleich breit, begreift unter andern St. Denys, Montmorency, Ecouen, Conflans-Sainte-Honorine, Goneſſe, Luſarches; der große, von der Nonette bei ihrer Mündung in die Oiſe gebildete Teich, der die Grenze zwiſchen der France und Beauvoiſis, in ältern Zeiten auch zwiſchen Ile-de-France und Picardie feſt-

Digitized by Google

ſtellte, iſt aber vor langer Zeit trocken gelegt. Die Ile-de-France, im engern Sinne, mag ungefähr das Gebiet der Pariſis ausmachen, und gehörte unter Honorius zu der Lugdunensis quarta. Unter den Karolingern bildete ſie die Grafſchaft Paris, deren Vereinigung mit dem Ducatus Franciae die Größe der Capetinger begründete. Hieraus, und aus ihrer Lage zwiſchen den vier Flüſſen, erklärt ſich zugleich der Name der Landſchaft. (*v. Stramberg.*)

ILE DES ANGLAIS, noch häufiger Inſel Philipp genannt, liegt an der Südküſte des Feſtlandes Auſtralien, am Eingange der 1798 von Baß entdeckten Bai Weſtern (western port), iſt drei teutſche Meilen lang und ½ Meile breit, hat einen ſandigen, nur an manchen Stellen fruchtbaren Boden, der größtentheils mit Gebüſch und kleinen Bäumen beſetzt iſt. Trinkwaſſer hat man am weſtlichen Ende der Inſel aufgefunden. Im N. und O. iſt ſie leicht zugänglich, hingegen im W. und S. mit Felſenriffen umgeben. Durch ihre Lage bildet dieſe Inſel zwei in den Weſternhafen führende Canäle, von denen der öſtliche zwiſchen dem Oſtcap der Inſel, Cap Wollamay, was nach Flinders unter 38° 33′ ſüdl. Br. und 145° 25′ öſtl. Länge von Greenwich liegt, und dem feſten Lande ſich befindet, ¼ teutſche Meile breit, voller Sandbänke und nur für kleine Schiffe fahrbar iſt; der weſtliche liegt zwiſchen Cap Shank auf dem feſten Lande und dem Weſtcap der Inſel, Cap Grant, iſt drei teutſche Meilen breit, und, mit Ausnahme der in der Mitte des Canals liegenden Felſenriffe der Sealinſeln, welche aber zu ſehen ſind, ohne Gefahr zu beſchiffen. (*J. C. Schmidt.*)

ILE DES FRANÇAIS, auch Inſel Darling genannt, liegt an der Südküſte des Feſtlandes Auſtralien, in der 1798 von Baß entdeckten Bai Weſtern, hat zwei teutſche Meilen im Durchmeſſer, und iſt hügelig und mit Wald bedeckt. Die eine Seite der Inſel iſt mit Schlammbänken umgeben und das Fahrwaſſer nur für Boote tief genug. (*J. C. Schmidt.*)

ILE DU GOLF, eine Inſel im ſüdlichen Theile des ſtillen Meeres, gehört zu der bedeutenden, „die Salomonsinſeln" genannte Inſelgruppe, die ſich zwiſchen 5° und 12° ſüdl. Br., und 155° bis 160° öſtl. L. von Greenwich ausdehnt. Die neuern Seefahrer haben uns ſo wenig, wie die ältern, eine genauere Nachricht über dieſe Inſel mitgetheilt, und nur erwähnt, daß ſie nördlich von St. Chriſtoval liege, ziemlich groß, und von einigen kleinern Inſeln umgeben ſei. (*J. C. Schmidt.*)

ILE DES LEPREUX, die Inſel der Ausſätzigen, wurde 1768 von Bougainville entdeckt, und empfing von ihm dieſen Namen wegen eines ekelhaften Ausſatzes, mit dem er viele der Eingeborenen behaftet fand. Sie gehört zu der auſtraliſchen Inſelgruppe, die von den ſpaniſchen Entdeckern den Namen tierra del Espiritu santo — Archipel des heiligen Geiſtes — empfing, liegt zwiſchen den Inſeln Aurora und der Inſel des heiligen Geiſtes, und unter 15° 15′ ſüdl. Br. und 180° 32′ öſtl. L. von Ferro. Wir wiſſen von dieſem Eilande nur ſo viel, daß es einen Umfang von ſechs Meilen, gut angebaute Ebenen, in der Mitte eine hohe Bergſpitze, und eine ziemlich zahlreiche Bevölkerung hat. (*J. C. Schmidt.*)

Ilefeld (Ihlefeld), ſ. Ilfeld.

ILEI. Bei Pauſanias in den Corinthiacis oder im zweiten Buche ſeiner Beſchreibung von Hellas XXXIV, §. 6 kommt der Name *Εἰλεοί* als ein Ort mit Heiligthümern der Demeter und Kore vor, der auf dem Wege von Troizen nach Hermione im Süden der Halbinſel Argolis auf dem Peloponnes in Griechenland liege. Nach Kruſe ſoll es das jetzige Eleo ſein. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ilei os (os ileum), ſ. unt. Hüftbein.

Ileithyia (Myth.), ſ. Eileithyia.

ILEK, ein kleiner Fluß im ufaſcher Kreiſe der Statthalterſchaft Orenburg im aſiatiſchen Rußland auf der kirgiſiſchen Grenze, der in den Ural fällt. (*J. C. Petri.*)

ILEK-CHAN (ايلك خان) oder ILUK-CHAN (ايلوك خان, wie wenigſtens Hadſchi Chalfa in ſeinen hiſtoriſchen Tafeln beim J. 397 ſchreibt), auch Alitekin (عليتكين) von mehren Schriftſtellern genannt, wahrſcheinlich einer der Herrſcher der Türken, die die Chineſen unter dem Namen der Hoei-ke aufführen. Nach dieſen reſidirte Ilek-chân in Aeſu, und hatte den Titel Se-tse-vam. Ilek-chân heißt vollſtändig Schems-ed-dewlet Abu Naſr Ahmed, war ein Sohn des Cara-chan Ali und folgte in der Herrſchaft über jene Türken, die in Turkeſtan und den Ländern zwiſchen dem Jaxartes und Oxus zu Hauſe waren, dem berühmten (Schihâb-ed-dewlet Harun) Bogra-chan, der, wie ſein Vater Soleiman, ebenfalls den Beinamen Ilek hatte, und ſeinem Nachfolger Kaſchgar, Balaſagun, Choten und Taraz hinterlaſſen haben ſoll. Dieſer kam nach Abulfeda 383 der Fl. (d. i. 993), nach Andern 384 (d. i. 994) zur Regierung, doch läßt ſich von ihm und ſeinen Thaten wenig im Zuſammenhange ſagen, da die Nachrichten über die Khane jener Gegend, ſo mächtig ſie auch wurden, doch bis jetzt nur dürftig fließen. Ilek-chân begnügte ſich nicht blos damit, die Samaniden Nuh und Manſur, zu Bochara unaufhörlich durch Krieg zu beunruhigen und ſie wiederholt zu ſchlagen, ſondern gebrauchte zuletzt auch ein eben nicht ruhmwürdiges Mittel, dieſe Dynaſtie völlig zu ſtürzen. Abdolmelik, der letzte derſelben, und Bruder des geblendeten Manſur, hatte das Unglück, der Zeitgenoſſe des mächtigen Gasnewiden Mahmud zu ſein. Mit dieſem durch ſeine übermächtigen Feldherren in Kampf verwickelt, ſah er ſich geſchlagen und der Hoheitsvorrechte in ſeinen Staaten beraubt. Damit beſchäftigt, in Bochara neue Truppen auszuheben, verlor er den thätigſten und anmaßendſten ſeiner Rathgeber, Faïc, welchen Umſtand entweder aufgefodert oder freiwillig Ilek-chân benutzte, ſich nach Bochara zu begeben, und dem bedrängten Fürſten ſich als Beſchützer zu nahen. Nach einigen Schriftſtellern brachte er eine große Armee von Kaſchgar mit, anſtatt dieſe aber gegen den Feind zu führen, benutzte er ſie, den Abdolmelik zu ſtürzen und in ſeine Gewalt zu bekommen. Nach Andern hatte er ſich unter dem Scheine eines Bundesgenoſſen vor Bochara gelagert; als aber

Digitized by Google

die ſamanidiſchen Heerführer in dem Lager erſchienen, ließ er ſie feſtnehmen, drang in die Stadt ein, und machte den Abdolmelik ſelbſt, nebſt ſeinem Bruder Manſur und alle zu ihrer Familie gehörigen Glieder zu Gefangenen (Oct. 999). Der letzte der Samaniden ward tief nach Turkeſtan in die Feſte Dizgend (Uzkend?) abgeführt, um nie wieder ſeine Freiheit zu erhalten.

Die Züchtigung für dieſe Unthat blieb nicht aus. Nicht damit zufrieden, die übrigen Khane von Turkeſtan durch ſeine Eroberungsluſt, die ihn die Grenzen ſeiner Macht überſchreiten ließ, fortdauernd zu reizen und ihre Eiferſucht zu wecken, ſodaß dieſe ein Bündniß mit dem Gasnewiden Mahmud ſchloſſen, was die Folge hatte, daß der Fürſt von Samarkand, wie Ilek hieß, dieſe ſeine Reſidenz von Cadir-chan erobert ſah, benutzte er 396 (beg. 8. Oct. 1005) den Zug Mahmud's nach Indien, um in ſeiner Abweſenheit einen Einfall in Choraſan zu machen. Sobald zwei ſeiner Generale, Sipaſchitekin und Dſchafer-tekin, ſich genähert hatten, ſchickte der Statthalter von Herat Eilboten nach Indien mit dieſer Nachricht zu Mahmud, der ſogleich herbeieilte, die beiden Feldherren vor ſich hertrieb und ſo die Abſichten Ilek-chân's vereitelte. Dieſer, über die erlittene Schmach unruhig, verband ſich mit dem obengenannten Cadir-chan von Chatai, der ebenfalls den Gasnewiden fürchten mußte, und ſah ſich von dieſem Fürſten mit 50,000 Reitern unterſtützt. Beide zogen vereint über den Orus vor die Stadt Balch hin. Dort ſchloß Mahmud ſeine Gegner ein; ein furchtbares Blutbad begann, und der weiße Elefant des Mahmud ſoll den Ilek-chân ſelbſt vom Pferde herabgeriſſen und in die Luft geſchleudert haben. Nur wenige der Türken entkamen aus dieſer Schlacht (1006 oder 1007). Deſſenungeachtet hielt ſich Ilek-chân in ſeinen Beſitzungen, und obwol ſein eigner Bruder (1010 oder 1011) Togan-chan gegen ihn aufſtand, regierte er doch ruhig neben der entſtandenen, mächtigen Seldſchuken-Dynaſtie bis zum J. 403 der Fl. (beg. 23. Jul. 1012) in Samarkand, wo ihm Togan-chan folgte. (*Gustav Flügel.*)

ILE-MADAME (l'), kleine befeſtigte Inſel in der Mündung der Charente, zum Canton St. Agnaut und Arrondiſſement Marennes des franzöſiſchen Departements der Nieder-Charente gehörig. (*Klaehn.*)

Ileon (Ileum), ſ. unt. Darm.

ILEOSCA. Nach Ukert in ſeiner Geographie (2. Th. S. 451) iſt der Name bei Strabon (III. p. 161 ed. *Casaub.*) Ἰλεόσκη verſchrieben, und muß Oska heißen, da mehre mit Ἰλ anfangende Wörter, wie Ilerda, Ilergetes, in der Nähe ſtehen; Oska aber, oder auch Hueska nach Plinius, lag im Gebiete der Ilergeten, einer Völkerſchaft Hispaniens in der Hispania Tarraconensis. Iſt aber Ileosca denn doch ein beſonderer Name, wie andere von Ukert angeführte Geographen annehmen, ſo verſteht man darunter einen Ort weſtlich von Lerida am nordweſtlichen Ufer des Sicoris, nämlich Aytone. Zu bemerken iſt, daß bei *Vellei. Paterc.* II, 30 Aetosca oder Etosca ſteht, wofür, nach Ukert's Meinung, ebenfalls Osca zu leſen ſei. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILER oder Oeler, ein wie ein Bogen gekrümmtes, oder noch beſtimmter, wie ein lateiniſches S geſtaltetes, ſcharfes, mit einem Stiele und Handgriffe verſehenes Meſſer, womit die Kammmacher oder Hornrichter ilen oder ölern, d. h. das Horn auf der innern Seite der Hornſchrote beſchaben oder beſchälen, und die hin und wieder befindlichen Ungleichheiten abſchneiden, indem ſie das Horn bei dieſer Arbeit gegen den hölzernen Ilerſtock lehnen. (*Fr. Thon.*)

Ilera (a. Geogr.), ſ. Ilargus.

ILERAY, eine kleine Inſel an der Weſtküſte von Schottland, gehört zur Gruppe der Hebriden und wird zur Grafſchaft Inverneß gerechnet. Sie iſt nur $\frac{1}{2}$ teutſche Meile lang und $\frac{1}{3}$ Meile breit, erzeugt ziemlich gute Gerſte und hat außerdem eine gute Viehweide. Ihre Lage iſt unter 57° 30′ nördl. Br. und 7° 25′ weſtl. L., weſtwärts von der Inſel Nord-Uiſt. (*J. C. Schmidt.*)

ILERCAONENSES. So nennt Livius (XXII, 21) eine Völkerſchaft in dem Oſten der Hispania Tarraconensis; dieſelbe nennt Plinius (III, 3) Ilergaones und Cäſar (B. G. I, 60) Illurgavonenses. Bei Ptolemäus wird ſie Ilercaones genannt. Dieſelbe erſtreckte ſich von dem Fluſſe Ububa längs des Iberos bis an die Südküſte des Meeres. Dertoſa am Iberos ſcheint ihre Hauptſtadt geweſen zu ſein, denn auf den Münzen dieſer Stadt findet ſich der Name Ilercavonia. (Vergl. Ukert in der Iberia S. 418.) (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ilerda (a. Geogr.), ſ. unt. Hispania.

ILERGETAE, auch ILERGETES. Eine ſpaniſche Völkerſchaft im Nordoſten von Hispania Tarraconensis, nordöſtlich vom Iberusfluſſe und von der Stadt Cäſar Auguſta bis an die Pyrenäen und ſüdöſtlich bis Lerida. Zu ihnen gehörten einige kleinere Völkerſchaften, wie die Barguſier, Bergiſtaner u. a., die man aus Livius kennt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILERGOW (ſchwäbiſcher Gau), Ylergowe, pagus Hilargaugensis von der Ileraha, Hilara (jetzt Iller) genannt, weil er an derſelben lag. Nach einer Urkunde Karl's des Großen vom J. 773 [1]) befand ſich das Kloſter Kempten in demſelben. Theodorus Eremita [2]) erzählt, wie er bei Gelegenheit ſeines Aufenthaltes in dem Schloſſe Kempten unzählig viel von den hilargauer Heiden (a paganis Hilargaugensibus) zu ertragen gehabt, jedoch trotz dieſer Unbilden an dem Ufer der Hilara (Iller) eine kleine Kirche gebaut habe, und bittet den heiligen Magnus, daß er den Biſchof Wichpert veranlaſſen möge, die Kirche dem Herrn zur Ehre der Maria, ſeiner Mutter, zu weihen. Magnus berichtet dem Biſchofe, mit welcher Anſtrengung Theodor zu Kempten den Bau vollendet; der Biſchof reiſte ſelbſt nach dem Schloſſe, weihte die Kirche, und ließ Theodor zur Bewachung derſelben zurück. Nach einer Urkunde im Chron. Frisingens. Tom. I. p. 125 übergibt Milo gewiſſe Beſitzungen in der Heimmortingomarka [3]) der kemptener Kirche;

1) Bei *Paullini*, Histor. Visbec. §. 14. p. 10. 2) In der vita S. Magni Lib. II. cap. 11 ap. *Goldast*, Rerum Alamannicarum Script. T. I. p. 198. 199. 3) Die Mark von

Digitized by Google

ſ. auch die Tauſchurkunde ebendaſelbſt Tom. II. p. 349. No. 700. Aufgeführt werden dort die Villae (Höfe oder Dörfer) Scammara, Altheim, Gresingon und Summimuotingon [4]). Zum Illergaue gehörten ferner auch Königseck, Wolfeck, Wurzach ꝛc. Nach Beſſel [5]) wäre der Ilergowe blos ein Theil oder Untergau des größern Gaues Albegew oder Albigau geweſen. Aber man hat viel darüber geſtritten, ob es einen ſo großen Albigau gegeben habe. Während einige der Streitenden dies behaupten, glauben andere, der Albigau habe ſich auf die Gegend oberhalb des Illergaues beſchränkt [6]).

(*Ferdinand Wachter.*)

ILE-ROUSSE (Isola Rossa), kleine befeſtigte Stadt und Hauptort des Cantons St. Angelo und Bezirk Calvi des franzöſiſchen Departements (Inſel) Corſica. Sie hat einen Seehafen und 1000 Einwohner, welche mit Olivenöl handeln. (*Klaehn.*)

ILES BASSES, 1) eine Gruppe von mehren kleinen Eilanden, die in dem zu Auſtralien gehörigen Archipel von Neubritannien, in der ſogenannten Dampierſtraße, liegen, unter 6° 47′ 45″ ſüdl. Breite und 165° 29′ 40″ öſtl. Länge von Ferro. Sie werden uns als ziemlich hoch und mit Wald bedeckt geſchildert, und haben ihren Namen von Rouſſel, dem Herausgeber der Reiſe von d'Entrecaſteaur, erhalten. 2) Iles basses, drei ſehr kleine Eilande in dem auſtraliſchen Archipel, die Louiſiade, die ganz nahe an dem langen Riffe der Inſel Joannet zwiſchen 10 und 11° ſüdlicher Breite liegen und unbewohnt ſind. (*J. C. Schmidt.*)

ILES FRANÇAISES, eine Inſelgruppe Auſtraliens, in dem Archipel von Neubritannien, beſteht aus vier größern und einer Menge ſehr kleiner Inſeln, wurde im Sommer 1793 von dem berühmten franzöſiſchen Seefahrer d'Entrecaſteaur entdeckt und mit ihrem jetzigen Namen belegt. Dieſe Inſeln liegen nördlich von der Inſel Neubritannien, und werden von dieſer Inſel und den Inſeln Neuirland, Neuhanover, den Dampier- und Admiralitätsinſeln umgeben. Sie ſcheinen nicht bewohnt zu ſein, wenigſtens wird von d'Entrecaſteaur nichts erwähnt, und nur geſagt, daß ſie hoch lägen und ihre Küſten geſund zu ſein ſchienen. Die größern ſind: 1) Merite, der höchſte Punkt dieſes Eilandes, wird von d'Entrecaſteaur angegeben unter 4° 54′ ſüdl. Br. und 166° 44′ 40″ öſtl. Länge. 2) Foreſtier, unter 4° 37′ 45″ ſüdl. Br. und 167° öſtl. Länge. 3) Deslais, unter 4° 41′ 45″ ſüdl. Br. und 167° 4′ 30″ bis 167° 13′ 50″ öſtl. Länge. 4) Nord, unter 4° 31′ 30″ ſüdl. Br. und 166° 44′ 40″ öſtl. Länge. Die kleinen ſind gar zu unbedeutend, und führen keine beſondern Namen. (*J. C. Schmidt.*)

ILETIA, iſt eine wenig bekannte Stadt Theſſaliens in der Landſchaft Pelasgiotis, welche Plinius (H. N. IV, 15) neben Cranon ſetzt. Ptolemäus (III, 13) nennt Ἰλέγιον, das offenbar unrichtig für Ἰλέτιον geſchrieben iſt. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Ileum, ſ. unter Darm, und **Ileum os**, ſ. unter Hüftbein.

ILEUS (Chordapsus [quod non aliter quam chordae intestina tendantur. *Cael. Aurel.*], Volvulus, Convolvulus, Passio iliaca, Miserere; Darmgicht, Darmeinſchnürung, Kothbrechen ꝛc. [ſpec. Pathol.]), ein Krankheitszuſtand des Darmkanals, ſymptomatiſch charakteriſirt durch eine Behinderung der periſtaltiſchen Bewegung, mit welcher äußerſt heftige Schmerzen, hartnäckige Verſtopfung und Erbrechen, durch welches zuletzt Koth entleert wird, verbunden ſind.

So ſicher es iſt, daß die Symptome des Ileus häufig in Folge anderer Krankheitszuſtände des Darmkanals und der ihm nahegelegenen Theile entſtehen, durch welche in irgend einer Weiſe entweder die periſtaltiſche Bewegung deſſelben geſtört, oder ſein Lumen an einer oder mehren Stellen verengt wird; ebenſo ſicher iſt es, daß ſich der Ileus ſehr häufig als eine ſelbſtändige und idiopathiſche Krankheit verhält, und daß ſich in der Regel ein beſtimmter pathologiſcher Vorgang, welcher zunächſt die Erſcheinungen des Ileus veranlaßt, als die Folge jener anderweitigen Cauſalmomente entwickelt. Dieſer Zuſtand, der eigentliche Ileus, iſt eine mit der wahren Enteritis ſehr nahe verwandte, nur durch ſeine meiſt örtliche Beſchränkung, die bedeutende primäre oder ſecundäre Mitleidenheit des Nervenſyſtems, ausgezeichnete Affection, eine ſehr intenſive krampfig-entzündliche Krankheit des Darmkanals. Die große Convulſibilität des letztern, neben ſeiner außerordentlichen Geneigtheit zu Entzündungen mit plaſtiſchen Ausgängen, namentlich zur Erſudation, Verwachſung, Verhärtung und Verdickung, erklärt es, daß ſehr viele, an ſich verſchiedene urſächliche Momente, ſobald ſie in irgend einer Weiſe auf den Darmkanal ſchädlich einwirken, die Erſcheinungen des Ileus hervorrufen können.

In den ausgebildeteren Fällen des Ileus, ſeine Urſache ſei, welche ſie wolle, finden ſich in der Regel folgende Erſcheinungen. Nach einer vorausgegangenen Überladung des Magens, namentlich mit unpaſſenden, derben und rohen Speiſen, nach einer Erkältung, nach einer mechaniſchen Verletzung, nach länger dauernder, mehr oder weniger hartnäckiger Verſtopfung (welche oft Jahre lang unbeachtet bleibt, und endlich in vollkommenen Ileus übergeht), oft aber auch bei früher ganz geſunder Körperbeſchaffenheit, befällt den Kranken plötzlich ein ſehr heftiger, meiſt örtlich beſchränkter, brennender, kneipender Schmerz des Unterleibes, in der Regel in der Nabelgegend oder regio iliaca, welcher meiſt paroxismenweiſe wiederkehrt,

---

Heimertingen, welches nachmals ein kemptenisches, den Grafen von Fugger gehöriges, Lehen war.

4) Sumathingen, nachmals auch ein kemptenisches, den Grafen Fugger gehöriges, Lehen. 5) Chron. Goltwicense Lib. IV. p. 643. 6) Vergl. Allg. Enc. 1. Sect. 2. Th. S. 331, wo dem Albigau eine geringere Ausdehnung beigelegt wird. Doch iſt Pallhauſen's Meinung, wenn er große Gaue annimmt, in welchen kleinere inbegriffen geweſen, nicht ganz falſch. Die Entſcheidung iſt im Einzelnen darum ſchwierig, weil ein Theil des großen Gaues vorzugsweiſe den eigenen Namen in Beziehung auf die Gaugrafſchaft-Eintheilung führte, und die Benennung der Gaue oder ihrer Theile nicht beſtändig war, ſondern bisweilen ein und derſelbe Gau im Laufe der Zeit verſchiedene Namen erhielt. Dieſe Bemerkung gilt auch für die Geſchichte des Streites über die Ausdehnung des Albigowe und des Ilergowe.

Digitized by Google

und bei ſtärkerem Drucke zunimmt. Zuweilen fühlt man an der beſonders ſchmerzhaften Stelle die Auftreibung einer einzelnen ſtrangartig geſpannten Darmſchlinge. Dabei ſinken die Kräfte ausnehmend ſchnell, die Geſichtszüge des Kranken erleiden eine auffallende Veränderung, eine unnennbare Angſt verläßt ihn keinen Augenblick, die Haut iſt heiß und trocken, mit kaltem Schweiß bedeckt, der Puls klein und ſehr beſchleunigt (ſeltener fieberhaft aufgeregt), der Durſt in der Regel ſehr heftig. Dabei iſt entweder gleich Anfangs, oder, nachdem die etwa unterhalb der krankhaften Stelle angeſammelten Fäces entleert worden ſind, hartnäckige Verſtopfung zugegen, der ſich früher oder ſpäter Erbrechen zugeſellt, welches mit der Zunahme der Krankheit häufig Fäces entleert. Zuweilen ſind die antiperiſtaltiſchen Bewegungen ſo energiſch, daß ſelbſt Stuhlzäpfchen und Klyſtiere durch Erbrechen wieder abgehen. Zuweilen laſſen dieſe Zufälle auf kürzere oder längere Zeit nach, kehren aber bald mit um ſo größerer Heftigkeit wieder zurück; es geſellen ſich Krämpfe anderer Organe, namentlich hartnäckige Schluchzen, leichte Zuckungen der Extremitäten, Bewußtloſigkeit, Delirien, äußerſte Schwäche, allgemeiner Collapſus hinzu, und der Kranke ſtirbt unter den Zeichen der vollendetſten Entkräftung.

Es gibt eine gewiſſe Anlage zum Ileus, welche durch Alles erzeugt wird, was die kräftige und gleichmäßige Thätigkeit der einzelnen Theile des Darmkanals ſtört; anhaltender, reichlicher Genuß grober, unverdaulicher Nahrungsmittel, aber auch übermäßig reizende Koſt bei geringer Leibesbewegung, Neigung zu hartnäckiger Verſtopfung, häufige Koliken mit dem Verdachte recidivirender, entzündlicher Affectionen. Auch ſcheint das vorgerücktere Lebensalter eine größere Anlage zu beſitzen. Unendlich zahlreich ſind die Gelegenheitsurſachen des Ileus, und es gehört zu ihnen Alles, was mechaniſch an irgend einer Stelle und in irgend einer Weiſe die Functionen des Darmkanals ſtört, namentlich die freie Durchgängigkeit deſſelben aufhebt.

Schon die Alten, welche überhaupt den unſrigen nicht viel nachſtehende Kenntniſſe über das Weſen der Krankheit beſaßen, ſtellten drei Arten des Ileus auf.

1) Der entzündliche Ileus; gewiſſermaßen die idiopathiſche und um ſo wichtigere Form, als ein entzündliches Leiden ſich in der überwiegenden Mehrzahl der Fälle, auch bei den übrigen Gelegenheitsurſachen des Ileus, ausbildet. Dieſe Form entſteht nach Erkältung, Indigeſtionen, und es finden bei derſelben alle Zufälle der Enteritis Statt (ſ. Enteritis), große Schmerzhaftigkeit des Unterleibes, heftiges Fieber u. ſ. w. Die große Senſibilität des Darmkanals, namentlich des Dünndarmes, wo der Ileus häufiger vorkommt und weit ſtürmiſchere Erſcheinungen hervorruft, geſellt zu den entzündlichen Affectionen deſſelben außerordentlich leicht krampfige Zufälle, Intusſusceptionen, übermäßige periſtaltiſche Bewegung einer einzelnen Darmſchlinge, Drehungen derſelben um ihre Achſe, ſodaß an den beiden Endpunkten derſelben nothwendig Verengerungen entſtehen, welche durch die ſich bildenden plaſtiſchen Exſudate unheilbar werden. (Vgl. Schmidt's Jahrb. für d. geſ. Med. Suppl. 1. Bd. S. 142.) In andern Fällen entſteht in Folge einer Peritonitis des Darmkanals partielle Zerſtörung des Bauchfells und der Muskelſchicht an dieſer Stelle, und die folgende Vernarbung hat eine Verkürzung der genannten Häute, ſowie eine Verlängerung der entſprechenden Stelle der Schleimhaut zur Folge, die nun als Klappe hervorragt und zum mechaniſchen Hinderniß der periſtaltiſchen Bewegung wird.

2) Ileus von mechaniſchen Urſachen. Dieſe ſind unendlich verſchieden, z. B. angeborner Mangel der Afteröffnung (Atresia ani), bedeutende Anhäufung von Fäces, namentlich im Dickdarme bei einem lähmungsartigen Zuſtande deſſelben (Ileus stercoraceus), Anſammlung großer Wurmballen, Gallen- und Darmſteine, Geſchwülſte des Gekröſes, entartete meſenteriſche Drüſen, Skirrhus des Pankreas, des Netzes, Medullarſarkome der Leber, der Milz, der Nieren ꝛc., Carcinome des Maſtdarms, bedeutende Verwachſung der Gedärme unter ſich, Verdickung und Verhärtung einzelner Darmpartien, Verwachſung der Darmwände in Folge vernarbender und ſich berührender Geſchwürsflächen, in Folge chroniſcher Peritonitis, welche häufig verkannt und als Kolik behandelt wird. Ferner vorzüglich Intusſusceptionen und Darmſchlingen (ſ. Intussusceptio und Convolvulus). Über erſtere ſei hier nur bemerkt, daß ſie ſich, wie aus Beobachtungen bei Viviſectionen hervorgeht, außerordentlich leicht bilden mögen, und wenn ihre Fortdauer durch eine gewiſſe Schlaffheit der Darmhäute begünſtigt wird, zu den ſchlimmſten Formen des Ileus Veranlaſſung geben. Sie kommt am häufigſten bei Kindern vor, theils wegen der größern relativen Länge des Darmkanals, theils wegen der größern Geneigtheit deſſelben zu Krämpfen in dieſem Alter. Dagegen ſcheinen wahre Darmſchlingen ebenſo ſelten, als die bündelartige Verklebung einzelner Darmpartien zu unauflöslichen Knäueln häufig zu ſein. Außerdem entſteht der Ileus ſehr häufig durch äußere ſowol, als innere incarcerirte Brüche.

3) Krampfiger Ileus. Wenn ſich irgendwo die Grenzen ſchwer beſtimmen laſſen, durch welche krampfige in entzündliche Reizungen übergehen und umgekehrt, ſo iſt dies bei dem Heere der Unterleibsaffectionen und bei dem Ileus insbeſondere in vorzüglichem Grade der Fall, da dieſer letztere gewiß in jedem Falle, primär oder ſecundär, ſeine vorzüglichſte Gefahr durch krampfige Zuſammenſchnürung eines Darmſtückes erhält. Es ſcheint ſehr zweifelhaft, ob jemals im ganzen Verlauf der Krankheit der Ileus rein krampfig bleiben könne, und ob er nicht vielmehr ſtets gar bald auch einen entzündlichen Charakter erhalte. Der anhaltende Reiz, welchen die unter 2) verzeichneten Momente ausüben, gibt ebenfalls früher oder ſpäter zur Entſtehung krampfig-entzündlicher Zufälle Veranlaſſung. Es entſtehen Verwachſungen der betroffenen Stelle, Stricturen derſelben, und alle Erſcheinungen des primären entzündlichen Ileus.

Die Ausgänge der Krankheit ſind weit weniger verſchieden, als ihre Veranlaſſungen. In ziemlich ſeltenen Fällen tritt Geneſung ein, wenn es der Natur oder der

Digitized by Google

Kunſt gelingt, der zu Grunde liegenden krampfig-entzündlichen Zuſtände unter dem Eintritt allgemein-kritiſcher Erſcheinungen Herr zu werden. Als das günſtigſte Zeichen iſt, außer dem Nachlaſſen der oben geſchilderten Symptome, eine mehr oder weniger reichliche Stuhlentleerung zu betrachten, obſchon auch dieſe häufig genug trügeriſch iſt, und namentlich auch beim Übergange in Brand oder Paralyſe eintreten kann. In einzelnen Fällen traten günſtige kritiſche Blutungen ein. Häufig gehen, namentlich bei Invaginationen, die brandig abgeſtorbenen Darmſtücke durch den After ab; in einzelnen Fällen zum Heile des Kranken, wenn an der kranken Stelle ſich früh genug eine ſchützende Vernarbung bildete. Dieſe röhrenförmigen Abgänge hatten zuweilen die Länge mehrer Füße. Zuweilen bilden ſich Darmabſceſſe, ebenfalls mit zweifelhafter Prognoſe. Häufig tritt der Tod in Folge von Erſchöpfung, Lähmung, Brand oder Zerreißung und Erguß in die Unterleibshöhle ein. Bei incarcerirten Brüchen wird der Kranke zuweilen durch einen ſich bildenden künſtlichen After gerettet. Nach dieſen Ausgängen geſtaltet ſich auch eine ſehr große Verſchiedenartigkeit der Sectionsbefunde; ſelten werden ausgeſprochene Zeichen vorhergegangener oder noch vorhandener Entzündung, ſelten brandige Erſcheinungen oder Degenerationen ähnlicher Art fehlen.

Aus dem Beſprochenen geht die Mislichkeit der Prognoſe beim Ileus hinreichend hervor. Am günſtigſten dürfte ſie noch bei eingeklemmten äußern Brüchen ſein.

Die Behandlung des Ileus wird um ſo ſeltener von einem glücklichen Erfolge gekrönt, je weniger in den meiſten Fällen die Diagnoſe nur einigermaßen ſichere Anhaltepunkte hat. Auch das geübteſte Talent wird ſelten andere, als krampfig-entzündliche Zuſtände im Allgemeinen entdecken können. Ihre Beſeitigung durch Narcotica, namentlich Opium, Aderläſſe, die nicht allein durch ihre antiphlogiſtiſchen Kräfte, ſondern auch durch den herbeigeführten allgemeinen Collapſus der krankhaft angeſpannten Thätigkeit des animalen Lebens wirken, Calomel in Verbindung mit Opium erfodern die erſte Rückſicht (Hufeland). Außerdem ſind allgemeine warme Bäder und Veſicatore auf die ſchmerzhafte Stelle ſelten zu entbehren. Im krampfigen Ileus möchte die beſondere erſchlaffende Wirkung der Belladonna auf die Sphinkteren (innerlich und in Einreibungen) vielleicht von Nutzen ſein. Nächſtdem eröffnende Mittel, von den indifferenten Ölen bis zu den Salzen und den eigentlichen Draſticis. Es erhellt aber leicht, daß es ſicherer iſt, bei den gelindern ſaliniſchen Abführungsmitteln, deren Verbindung mit dem Opium ſich häufig genug erprobt hat, ſtehen zu bleiben. („Die Narcotica ſtellen in der Form des krampfhaften Ileus die wahren Purgantia dar.“ Naumann.) Der Unterzeichnete heilte einen höchſt hartnäckigen **Ileus stercoraceus** neben andern Mitteln vorzüglich durch die Anwendung des Krotonöls, innerlich in Klyſtieren und Einreibungen. Außerdem eröffnende, reizende, narkotiſche Klyſtiere (Tabak, Schierling), Klyſtiere mit **Tartarus stibiatus**, Tabakrauchklyſtiere (bekanntlich mit großer Vorſicht wegen der äußerſt leicht eintretenden Narkoſe), die ausgedehnteſte Anwendung der Kälte, innerlich kaltes Waſſer in möglichſter Menge, kalte Umſchläge und Begießungen des Unterleibes, Klyſtiere von kaltem Waſſer, Auftröpfeln von Äther auf den Unterleib. Ferner die aufſteigende Douche (douche ascendante, Einſpritzung möglichſt großer Mengen von kaltem Waſſer, oder warmen, ſchleimigen Decocten durch den After), Einblaſen von Luft in den After, aber auch Ausziehen der Luft durch eine geſchloſſen in den Maſtdarm gebrachte und dann ausgezogene Klyſtierſpritze, oder einen Pumpenſtiefel, Frottiren des Unterleibes, Galvanismus. Sehr zweideutig, trotz einzelner günſtiger Erfahrungen, denen es indeſſen nicht an entgegenſtehenden Beobachtungen fehlt, iſt die Anwendung des reguliniſchen Queckſilbers in großen Mengen (bis zu mehren Pfunden), zuweilen mit erſchütternden Bewegungen des Kranken, raſchem Fahren auf holprigen Wegen ꝛc., verbunden, indem es, wo es nicht hilft, faſt jeder Zeit entweder die Entzündung vermehrt, oder wol ſelbſt Darmzerreißung hervorruft. Nur in ſehr ſeltenen Fällen wird die Diagnoſe einer beſtehenden Intusſusception oder Darmverſchlingung ſicher genug ſein, um die Vornahme des allerdings mehre Male mit Erfolg ausgeführten Bauchſchnitts Behufs der Löſung des oft auch dann noch unüberwindlichen Hinderniſſes zu verſuchen.

Vgl. außerdem die Artikel: **Enteritis**, **Peritonitis**, **Intussusceptio**, **Convolvulus** und **eingeklemmter Bruch (Hernia incarcerata)** im Artikel Bruch am Ende des Buchſtabens B. Die beſte Abhandlung über den Ileus, welcher zugleich eine ſehr reichhaltige Literatur beigegeben iſt, hat Naumann in ſeinem Handb. der med. Klinik 4. Bd. 1. Abth. S. 755—820 geliefert. (*H. Haeser.*)

Ilevold, ſ. Iluwellir.

ILEX. Mit dieſem Namen bezeichneten die Römer ſowol die ſüdeuropäiſche Steineiche (Quercus Ilex *L.*), für welche daher Tournefort den Gattungsnamen Ilex annahm (ſ. Quercus), als unſere Pflanzengattung (ſ. *Plin.* H. N. XVI, 8), für welche letztere zuerſt Lonicer in ſeinem Kräuterbuche (1573) den Namen gebrauchte. Die Gattung Ilex *Lonic. Linn.* (Gen. n. 172, Aquifolium *Tournef.* Instit. p. 600. t. 371, *Gärtner.* De fruct. II. p. 72. t. 92. Paltoria *Ruiz* et *Pavon.* Flor. per. I. p. 44. t. 84. f. 6, Macoucoua *Aublet*, Guj. I. p. 88. t. 34) gehört zu der vierten Ordnung der vierten Linné'ſchen Claſſe, und bildet nebſt mehren andern Gattungen eine eigene natürliche Familie Ilicineae (ſ. d. Art.). Char. Der Kelch vier- oder fünfzähnig, ſtehenbleibend; vier oder fünf unter dem Fruchtknoten eingefügte, mit den Kelchblättchen abwechſelnde Corollenblättchen, welche oft zu einer radförmigen Corolle an der Baſis zuſammengewachſen ſind; vier oder fünf unterhalb des Fruchtknotens eingefügte, mit den Corollenblättchen abwechſelnde Staubfäden; der Fruchtknoten ungeſtielt, vierfächerig, mit vier oder fünf ungeſtielten, oft zuſammengewachſenen Narben gekrönt; die Beere vier- oder fünfkernig, mit einſamigen, ablangen, an der Spitze mit einem Nabel verſehenen Steinkernen. Gegen 40 Arten dieſer Gattung ſind als immergrüne Sträuche und Bäume mit meiſt le-

Digitized by Google

derartigen Blättern, vielblumigen Blüthenſtielen und weißen, grünlichen, ſelten röthlichen Blumen, über die gemäßigte und heiße Zone (hier vorzugsweiſe auf Gebirge beſchränkt) der ganzen Erde verbreitet. In Europa kommen nur zwei Arten vor, Il. Aquifolium *L.* und Il. balearica *Desfontaines* (Arbr. 2. p. 262, Il. Aquifolium δ. *Lamarck*, Enc. III. p. 145, Il. maderensis *Willdenow*, Enum. suppl. p. 8), die letztere jedoch blos auf den baleariſchen Inſeln (und auf Madeira).

1) Il. Aquifolium *L.* (Engl. bot. t. 496. Flor. dan. t. 508. Schkuhr, Handb. Taf. 28, κήλαστρον *Theophrast.* Hist. pl. I, 3. 6, Il. aquifolia *Plin.* l. c., Aquifolium spinosum *Gärtn.* l. c.. Aquifolium Ilex *Scopoli;* teutſch Hülſen, Hülſt, Stechpalme, Stecheiche, Chriſt-, Zwieſel- oder Myrtendorn; engl. holly; holl. hulst; franz. houx; ital. agrifoglio; ſpan. acebo; poln. ostrokrzow krzewina), ein Strauch, welcher indeſſen unter günſtigen Verhältniſſen zu einem Baume von mehr als 20 Fuß Höhe ſich ausbildet, mit eiförmigen, zugeſpitzten, lederartigen, glänzenden, wellenförmig-gebogenen, ſtachelig-gezähnten Blättern, in den Blattachſeln ſtehenden, kurzen, vielblumigen Dolden, oft polygamiſchen Blüthen, röthlich-weißen Blumen und ſcharlachrothen oder pomeranzengelben Beeren. Kommt in allen Ländern des ſüdlichen Europa in Bergwäldern vor, im mittlern und nördlichen nur in geſchützter Lage, vorzüglich gedeiht er z. B. noch in Weſtfalen und Schottland; auch in Nordamerika; nach Kämpfer's Angabe (Amoen. exot. s. v. Koo-kots. p. 781) in Japan; und wie Loureiro anführt (Fl. cochinch. ed. *Willd.* p. 114 s. v. O-ro-cay), in den Wäldern von Cochinchina, wo ſeine Beeren aber ſchwarz ſind. Er verlangt zu ſeinem Gedeihen einen ſchattigen, gegen ſtrengen Froſt geſchützten Standort, und einen mit Lehm gemiſchten, lockern Sandboden. Auf den Schweizeralpen ſteigt er nach Wahlenberg bis 4600 Fuß, in der Waldregion des Ätna, wo er in anſehnlichen bis 12 Fuß hohen Stämmchen vorkommt, nach Philippi (Linnaea VII. p. 761) von 4700 bis 5500 Fuß über dem Mittelmeere. Man findet in den europäiſchen Gärten mehre Spielarten des Hülſenſtrauchs: Mit gelb- oder weißgeſtreiften oder gefleckten Blättern, mit ganzrandigen, ſtachelloſen Blättern, mit Blättern, deren Stacheln zurückgekrümmt ſind (Il. recurva *Link*) und mit Blättern, welche nicht nur am Rande, ſondern auch auf der obern und untern Fläche mit Stacheln beſetzt ſind (Il. Aquifolium echinatum *Miller*, Il. Aqu. ferox *Auctt.* Igelhülſen). Der Hülſenſtrauch verträgt das Beſchneiden ſehr wohl, und gibt ſchöne, faſt undurchdringliche Hecken. Das weiße oder grünlich-braune, ſehr feſte und ſchwere Holz wird zu feinern Tiſchler- und Drechslerarbeiten angewendet; die jungen Stämmchen mit der Rinde benutzt man im ſüdlichen Teutſchland zu Spazierſtöcken (Palmenſtöcke). Die jungen Zweige und Blattknospen werden vom Rothwilde und Schafviehe, die Beeren, welche im September reifen, von den Waldtauben gern gefreſſen. Der Baſt der Stämmchen und Zweige liefert, nachdem er zerſtampft, macerirt und ausgewaſchen worden, Vogelleim. Die Blätter (Folia Ilicis s. Aquifolii) ſind herbe, bitter, ſchleimig und von unangenehmem Geruche; ſie enthalten nach Laſſaigne: bittern Extractivſtoff, gelben Farbeſtoff, Wachs, Chlorophyll und Gummi. Man empfiehlt ſie innerlich, als diuretiſches, toniſches, adſtringirendes Mittel, gegen Waſſerſucht, Durchfall, Verdauungsſchwäche, Rheumatismus und Gicht; äußerlich angewendet, ſollen ſie erweichend und auflöſend wirken. Die ſchleimigen, fade ſchmeckenden Beeren wurden ehedem als Brech- und Purgirmittel benutzt. Die geröſteten Steinkerne dienen auf Corſica als Kaffeeſurrogat.

2) Il. vomitoria *Aiton* (Hort. Kew. I. p. 278, Cassine vera *Catesby*, Carol. II. t. 57, Cass. Peragua *Miller*, Ic. t. 83. f. 2. Il. ligustrina *Jacquin*, Ic. rar. t. 310, Il. Cassena *Michaux*, Fl. bor. am. I. p. 229, Il. religiosa *Barton*, Fl. virg. p. 66, Il. floridana *Lamarck*, Ill. n. 1731), ein Strauch mit ablangen, oder elliptiſchen, ſtumpfen, gekerbt-geſägten, lederartigen, glatten Blättern, und ſeitlichen, faſt ungeſtielten Blüthendolden; wächſt am Meeresſtrande in Florida und Virginien. Die Blätter gelten in Nordamerika für ein ſehr kräftiges diuretiſches Mittel; zugleich ſollen ſie Brechen ohne Anſtrengung und Würgen hervorbringen, aber auch in einem theeartigen Aufguſſe als Getränk genoſſen werden.

Endlich iſt 3) Il. paraguariensis *Aug. de St. Hilaire* (Mém. du Mus. VIII. p. 351) zu erwähnen, ein Strauch, welcher in Paraguay und Braſilien einheimiſch iſt, und von mehren Botanikern für identiſch mit Il. Gongonha *Martius* (Iſis 1824. S. 589, Myginda Gongonha *Candolle*, Prodr. II. p. 13) gehalten wird. Er iſt völlig glatt, und hat keil- oder lanzett-ablange, ſtumpfe, entfernt-geſägte Blätter, in den Blattachſeln ſtehende, vieltheilige Blüthenſtiele und geaderte Steinkerne. Die Blätter dieſes Strauches liefern den in ganz Südamerika berühmten Thee von Paraguay oder Mate (Herbe du Paraguai der Franzoſen). Sie ſollen einen ſehr bittern, aromatiſchen Geſchmack haben und in größern Gaben als diuretiſches und Laxirmittel wirken.

(*A. Sprengel.*)

ILEZKAJA SASCHTSCHITA, eine kleine Feſtung im uſaſcher Kreiſe der Statthalterſchaft Orenburg im aſiatiſchen Rußland, in einer Steppe am Ilek. Sie hat die Form eines länglichen Vierecks, eine ſteinerne und eine hölzerne Kirche, nebſt einigen Wohnhäuſern. Außer einer ſchwachen Beſatzung von Infanterie und Koſaken wohnen noch gegen hundert Verwieſene daſelbſt, welche bei dem Brechen des Steinſalzes in den nahen Salzgruben für Rechnung der Krone gebraucht werden. Die meiſten hölzernen Hütten, welche die Gefangenen bewohnen, ſtehen zwiſchen der Feſtung und einem 150 Klafter langen See, welcher ihre Südſeite deckt. (*J. C. Petri.*)

ILEZKISCHE SALZGRUBEN. Sie liegen in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Orenburg, öſtlich vom Uralfluſſe, beinahe neun Meilen von Orenburg, am Fluſſe Ilek, unweit einiger in der Gegend der ilezkiſchen Feſtung befindlichen warmen Seen, und eines ſüdlich von der Feſtung gelegenen Gypsberges, von dem ſie ſich nach dem

Digitized by Google

Ilekfluſſe hinziehen. Das eigentliche Salzwerk liegt etwa 4½ Werſt (⅔ Meile) vom Ufer und beträgt 800 Klafter im Längendurchmeſſer und gegen 600 Klafter im Breitendurchmeſſer. Der ganze Umfang des bereits bekannten und bearbeiteten Salzlagers ſoll über eine teutſche Meile ausmachen. Die große Unebenheit des mit vielen Salzpflanzen bewachſenen Bodens iſt Schuld, daß man bis auf das Steinſalz bald nur zwei bis vier Arſchinen, bald drei bis vier Klafter tief, hat graben müſſen. Die Hauptgrube, wo das Salz ſchon ſeit undenklichen Jahren gebrochen wird, iſt nicht weit von dem vorhin genannten Gypsberge, an einem ausgetrockneten, zwiſchen der Feſtung und dem Berge ſich hinziehenden Bachbette, hart am rechten Ufer deſſelben, wo die Arbeit von dem Quellwaſſer wenig oder gar nicht gehindert wird. Dieſe Grube iſt jetzt gegen 90 Klafter lang, an einigen Orten 12—15 Klafter breit und über fünf Klafter tief. Wie tief aber das Steinſalzlager unter die Erde gehe, iſt noch nicht ausfindig gemacht worden. Indeſſen iſt man doch ſchon mit einem Erdbohrer zehn Klafter, und an einigen Stellen ſogar 15—16 Klafter durch lauter Salz hinunter gekommen; allein die eigentliche und wahre Tiefe des Salzwerkes iſt noch nicht ergründet worden.

Das Salz ſelbſt iſt ſehr ſchön, rein und feſt, von der vollkommenſten Weiße und ausgezeichneter Güte, geſtoßen ſieht es wie der feinſte Zucker aus. Im Waſſer löſt es ſich etwas langſamer, als das Seeſalz auf, und durch ökonomiſche Verſuche hat man gefunden, daß es im Salzen etwas ſchwächer iſt, als andere in Seen von ſelbſt angeſchoſſene Salze, z. B. das inderßkiſche. Man findet in dieſem Steinſalze, beſonders nahe an der Oberfläche, hin und wieder ziemlich große Stücken von 30—40 Pfund, die bisweilen ſo rein und hell wie Kryſtall ſind, und ſich zu Salzfäſſern und andern Kleinigkeiten verarbeiten laſſen. Die alten verlaſſenen Salzgruben ſind mit einer hoch ſaturirten Salzſole angefüllt, welche theils vom Regen und Schnee, theils von einſeigerndem Schwitzwaſſer entſteht; meiſtens iſt dieſer Sole auch ein guter Theil Bitterſalz beigemiſcht. Der Grund dieſer Salzpfuhle überzieht ſich mit einer ſtarken Rinde, wie mit Eis. Die Sole ſelbſt iſt ſo ſehr geſättigt, daß ein nicht zu ſchwerer Menſch auf der Oberfläche faſt wie auf einem Brete liegen kann. Es iſt eine allgemeine Sage, daß dieſe Sole in den Gruben zu manchen Zeiten, ſelbſt bei kaltem Herbſtwetter, an der Oberfläche zwar kalt, aber in der Tiefe warm, und oftmals ſo heiß ſein ſoll, daß man die Hand nicht darin erleiden könne. Das jährliche Product dieſer Steinſalzgruben kann man jetzt füglich auf 560,000 Pud (à 40 leipz. Pfund) anſetzen, wovon das Gouvernement allein an 360,000 Pud erhält, den Überſchuß aber in den beiden Hauptmagazinen zu Ilezk und Orenburg aufbewahrt. In den Jahren 1787—1794 war der ſämmtliche Ertrag über fünf Millionen Pud. Von den genannten beiden Hauptkellereien kommt das meiſte Salz nach dem Belajafluſſe, von wo es in die Kama und ſodann in die Wolga zu andern Salzmagazinen verführt wird. Das Brechen des Salzes geſchieht in der Regel im Sommer, die Weiterſendung aber im Herbſte und Winter. Die Arbeiter in dieſer Saline, deren Zahl an 200 ſteigt, erhalten täglich zwei Kopeken (ſechs Pfennige) für jedes Pud Salz, das ſie in transportabeln Stand bringen. Zu dem Ende dürfen ſie nur die Maſſe anſtechen, die dem Karſte Anfangs wie ein Fels widerſteht, nachher aber in einer gewiſſen Richtung ſich ſo leicht wie eine Fichte ſpalten läßt. Für das Weiterſchaffen eines Puds von dem Salzwerke an den kleinen Fluß Aſchkader, Ik und an die Samara, von wo es nach dem neun Meilen entlegenen Orenburg und den nächſten Abſatzörtern eingeſchifft wird, erhalten jene Arbeiter, Baſchkiren und Teptären, täglich 8—10 Kopeken (2—2½ Groſchen). Dieſes Salz wird im Lande für 40—45 Kopeken (10—12 Groſchen) das Pud verkauft, ſodaß ein Pfund etwa 3—4 Pfennige koſtet. Man hat berechnet, daß dieſe Salzgruben noch in drei Jahrhunderten nicht erſchöpft ſein werden, wenn ſie auch nicht beträchtlich tiefer ſein ſollten, als ſie es jetzt ſind. Um ſie beſſer und weniger koſtbar zu benutzen, hat die Regierung ſeit mehren Jahren mit den Koſaken einen Contract geſchloſſen, nach welchem ſie jährlich 50,000 Pud brechen und es in die orenburgiſchen Magazine hinſchaffen ſollen.

Beſonders merkwürdig ſind auch die warmen Seen in der Nähe dieſer Salzgruben. Ihr Waſſer iſt ſehr hell, wohlſchmeckend und gar nicht ſalzig, ſodaß ſich auch Fiſche, Krebſe ꝛc. darin aufhalten. Ihre Temperatur iſt auf der Oberfläche kalt, weiter nach Unten zu jedoch wärmer. In einer Tiefe von etwa fünf Fuß iſt das Waſſer ſo heiß, daß man den Fuß zurückziehen muß, wenn man zum Baden hineintritt, und gleichwol iſt das nördliche Ufer bis faſt an das Waſſer ein ſcharfgeſalzener und mit Salzpflanzen bewachſener kalter Boden. Die Erklärung, welche auch Pallas gibt, daß dieſe ſonderbare Erſcheinung von den Sonnenſtrahlen herrühre, kann wol nicht befriedigend ſein. Die Erwärmung mag wol eher von Unten heraufkommen, wo die Wärme in der Vermiſchung von mancherlei wärmeerzeugenden Stoffen ihren Urſprung hat.

Eine andere Merkwürdigkeit in der Nähe des angeführten Steinſalzwerkes in der kirgiſiſchen Steppe iſt ein runder Hügel, der wie ein hoher Thurm in der übrigens ganz ebenen Steppe ſteht, und durch einen Erdwall mit einem andern etwas niedrigern Hügel verbunden iſt. Durch Menſchenhände kann er wol nicht entſtanden ſein, ſondern weit wahrſcheinlicher durch einen vulkaniſchen Ausbruch.

Man vgl. hierbei: Chantreau, Rußland ꝛc. 1. Th. Heym, Encyklop. des ruſſ. Reichs, s. h. v. Pallas, Reiſe. 1. Bd. Herrmann, Erzgebirge ꝛc. 1. Th. Deſſen ſtatiſt. Schilderung ꝛc. S. 332. Rytſchkow, Orenburg. Topographie, in Büſching's Magazin. 7. Bd. Falk's Reiſe. 2. Bd. Friebe, Rußlands Handel ꝛc. 3. Th. u. a. m. *(J. C. Petri.)*

ILEZKOI-KREPOST, eine kleine hölzerne Feſtung an der linken Seite des Urals, in der ruſſiſchen Statthalterſchaft Orenburg, in der kirgiſiſchen Steppe, mit 350 dienenden Koſaken, welche Vieh- und Bienenzucht nebſt Fiſcherei treiben. Etwa ein Werſt unterhalb des Ortes fällt der Ilek, welcher dem Städtchen den Namen gibt,

Digitized by Google

in den Ural. Ganz nahe dabei liegt Ilezkoi-Gorodok, ein Flecken von 310 Wohnhäuſern und 1600 Einwohnern, welche ſich blos von der Bearbeitung der in der Nähe befindlichen ilezkiſchen Steinſalzwerke nähren. Das Salz wird von den angrenzenden Völkerſchaften abgeholt und weiter verfahren; zu dem Ende iſt in der Feſtung ein großes, beſtändig angefülltes Salzmagazin. (*J. C. Petri.*)

ILFELD. An der Südſeite des Harzes, wo das ſchöne von der Behre durchſtrömte Behrthal in das flache Land ausmündet, liegt der hanöverſche Flecken Ilfeld, 3½ Stunden von Stolberg entfernt, mit 163 Häuſern und 600 Einw. Es verdankt ſeine Entſtehung dem Grafen Ilger I. zu Hohnſtein, welcher nur eine Stunde von Ilfeld ſeinen Sitz auf der Burg Hohnſtein hatte, deren ſchöne Ruinen noch heute ein Schmuck der Landſchaft ſind [1]. Graf Ilger II. und ſeine Ehefrau, Lutrudis, ſtifteten im J. 1190 ein Prämonſtratenſer-Mönchskloſter daſelbſt, deren Vorſteher zuerſt Pröpſte, dann Äbte, zuletzt Adminiſtratoren hießen. Der letzte Abt, Thomas Stange, reformirte es und bildete auf Befehl des Landesherrn (damals die Grafen zu Stolberg) im J. 1550 das Kloſter in eine Schulanſtalt, zum völlig freien Unterhalte und Unterrichte einer Anzahl Schüler, um. Zum erſten Rector berief er Michael Neander, welcher hernach erſter Stifts- und Kloſteradminiſtrator wurde und veranlaßte, daß die Schule in ein Pädagogium umgewandelt wurde. Als ſolches hat es bis auf den heutigen Tag fortgedauert und ſtets im Rufe der vorzüglichſten Einrichtung geſtanden. Seine Beſitzungen ſind bedeutend und werden von der Kloſterkammer in Hanover verwaltet. In der vormaligen Kloſter-, jetzt Ortskirche finden ſich noch die Bilder des Stifters und ſeiner Gattin. Öſtlich über Ilfeld liegt der Herzberg und der Bielſtein, auf welchem letztern eine Burg des Namens ſtand, und welchen die Sage für den Standort des Götzen Biel, des Schutzgottes der Wälder, ausgibt, den Bonifaz zerſtört habe. Südlich über Ilfeld lag auf dem Burgberge die Ilburg oder Eilgerburg, der frühere Wohnſitz der Grafen zu Hohnſtein, den Graf Ilger I. im 12. Jahrh. erbaute, bald aber wieder verließ. Eine dritte Burg bei Ilfeld lag nordweſtlich, hieß die Harzburg [2], iſt aber gänzlich verſchwunden. Nahe dabei ſind wichtige Brauneiſenſteinbergwerke. Nahe vor Ilfeld nach Süden liegt das Eiſenhüttenwerk Johanneshütte, und dicht daran das Stolberg'ſche Dorf Wiegersdorf [3]. (*F. Gottschalck.*)

ILFIS, Waldſtrom, der im ſüdweſtlichſten Theile des luzerner Entlibuchs entſpringt, zuerſt nördlich dem Hauptthale des Entlibuchs zuſtrömt, daſſelbe aber nur in ſeinem weſtlichſten Theile, wo es ſich gegen den Canton Bern ſenkt, erreicht, und deswegen nicht der kleinen oder luzerner, ſondern der großen oder berner Emme zufließt, in welche er ſich im Emmenthale unterhalb Langnau ergießt. Die Ilfis ſchwillt oft ſtark an, und verurſacht bedeutenden Schaden. Von ihr hat ein Bergdörfchen, das nahe bei ihrem Einfluſſe in die Emme liegt, den Namen Ilfis, ſowie einige, eine halbe Stunde von Langnau in einem Seitenthale liegende Häuſer, denjenigen von Ilfis in der Ey. (*Escher.*)

ILFORD (Great-). Groß-Ilford, ein Dorf Großbritanniens in der Grafſchaft Eſſex, liegt nur anderthalb teutſche Meilen nordöſtlich von London entfernt, an dem Fluſſe Roding und an der Landſtraße nach Chelmsford. Das hier befindliche Hoſpital iſt ſehr alt, und wurde unter der Regierung des Königs Stephan von der Äbtiſſin Adeliza von Barking gegründet. Bemerkenswerth iſt ein in der Nachbarſchaft dieſes Dorfes in einem Treibhauſe befindlicher Weinſtock, der im J. 1758 gepflanzt worden iſt, ſich jetzt über 200 Fuß ausbreitet und gewöhnlich in einem Jahre über vier Centner Trauben trägt. Das Dorf hat über 2200 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

ILFOW oder **ILFOWUL**, ein zwiſchen dem Ardſchiſch und der Jalomitza in der öſtlichen oder großen Walachei gelegener Bezirk, der ſeinen Namen von einem kleinen, faſt ganz ausgetrockneten Flüßchen erhalten hat, einen Theil des Unterlandes und des Oberlandes einnimmt, und ſehr fruchtbaren Boden darbietet. Es gehören zu demſelben zwei Städte, Bukureſcht (Bukareſcht) und Giergitza, 244 Ortſchaften und 70 Landhäuſer. (*R.*)

ILFRACOMBE, ein Marktflecken Englands im nördlichen Theile der Grafſchaft Devon, hat einen Seehafen und liegt an der Mündung des briſtoler Kanals. Der Hafen iſt einer der bequemſten und ſicherſten an dieſer Küſte, und Schiffe landen hier mit Leichtigkeit, wenn die Landung im nahen Barnſtaple gefährlich, oder gar nicht zu bewerkſtelligen iſt. Man treibt von hier aus einen anſehnlichen Handel nach Briſtol mit rohen Metallen und Getreide aus Cornwall und Devonſhire, und beſchäftigt eine Menge Fahrzeuge mit der Heringsfiſcherei im Kanale von Briſtol. In der neueſten Zeit wird der

---

1) ſ. 9. Th. der 2. Sect. dieſer Encyklop. S. 433. 2) Iſt nicht mit der Burg Harzburg am nördlichen Abhange des Harzes zu verwechſeln; ſ. 3. Th. der 2. Sect. dieſer Encyklop. S. 54. 3) Die faſt einzige Quelle, aus welcher Nachrichten über das Kloſter Ilfeld geſchöpft werden können, iſt die Leuckfeld'ſche unter dem Titel: Antiquitates Ilfeldenses, oder hiſtoriſche Beſchreibung des Kloſters Ilfeld, Praemonstratenser-Ordens, worinnen von dieſes Stifts Alter, Landesgegend, Orte, Namen, Aufbauung, Orden, Kirchen, kaiſerl. Privilegien, wie auch deſſen vorigen Landesherren, Stiftern, Äbten, Adminiſtratoren, evangeliſchen Predigern, Schulrectoren rc. ausführlich gehandelt wird, aus raren Manuscriptis und bewährten Historicis zuſammengetragen, auch mit dienlichen Anmerkungen, Diplomatibus, Briefen, Regiſtern und Kupfern erläutert, welchem noch beigefügt iſt — *Laur. Rhodomanni* Ilfelda Hercynica (Quedlinburg 1709. 4. 258 Seiten ohne Dedication, Vorrede und Regiſter) erſchienene Schrift, welche aber ſo unverkennbare Spuren der Übereilung, des Mangels an gründlicher Forſchung und der Entſtellung der mitgetheilten Urkunden durch Schreib- oder Druckfehler an ſich trägt, daß eine neue Bearbeitung der Geſchichte dieſes Kloſters um ſo mehr zu wünſchen iſt, als dieſelbe über die Schickſale der ganzen umliegenden Gegend und der darin begüterten Grafenfamilien, vornehmlich der Hohnſteiniſchen, neues Licht verbreiten würde. Freilich müſſen dem Gelehrten, der ſich dieſer gewiß nicht undankbaren Arbeit unterzieht, die in dem kgl. Archive zu Hanover und anderwärts aufbewahrten Originaldocumente und Copialbücher dieſer geiſtlichen Stiftung, nebſt dem Heydenreich'ſchen Manuſcripte über die Geſchichte der Grafen von Hohnſtein, zu Gebote ſtehen. (*L. F. Hesse.*)

Digitized by Google

Ort wegen ſeiner paſſenden Lage zu einem Seebade, und wegen ſeiner ſchönen Umgebungen häufig als Badeort benutzt, und hat dadurch einen neuen Erwerbszweig gewonnen. Der Hafen hat ganz das Anſehen eines natürlichen Baſſins, das in die das Ufer umgebenden Felſen ausgehöhlt zu ſein ſcheint, und namentlich ſchützt eine mächtige natürliche Felſenmauer den Hafen gegen die Gewalt der Nordwinde, und von da, wo dieſe Felſenmaſſen endigen, läuft ein vortrefflich gebauter Damm bis zur Mündung des Hafens in die See aus, und ſchützt nicht nur gegen Verſandung, ſondern vervollſtändigt auch die natürlichen Bollwerke des Hafens, ſodaß Schiffe von 230 Tonnen bei jeder Witterung ſicher einlaufen können. Auf dem höchſten Punkte des Felſens, der an der Hafenmündung liegt, iſt ein Leuchtthurm errichtet, welcher ein kirchenähnliches Anſehen hat. An dem Hafen hin ſind eine Anzahl guter Häuſer zur Bequemlichkeit für die Badegäſte erbaut worden, und die eigentliche Stadt beſteht nur aus einer einzigen Häuſerreihe, welche von dieſen Gebäuden an ſich weſtlich ausdehnt. Im obern Theile der Stadt ſteht die Parochialkirche, ein einfaches, großes Gebäude, mit einem Monumente, das dem Capitain Bowen, welcher unter Nelſon's Commando bei einem Angriffe auf die Inſel Teneriffa getödtet wurde, auf Nationalkoſten errichtet worden iſt. An der Außenſeite des Hafendammes ſind kleine Badehäuſer angebracht, und nach Weſten zu, wo die Küſte mit kleinen Kieſelſteinen bedeckt iſt, ſind viele bequeme Bademaſchinen aufgeſtellt. Von hier aus geht täglich ein Paquetboot nach Swanſea, an der gegenüberliegenden Küſte von Wales, und von Swanſea aus unterhält man fortwährend Verbindung mit Milford und Briſtol. Auf einem erhabenen Punkte in der Nähe der Bai ſteht ein von Sir Bourchier Wrey, dem Wiederaufbauer und Verbeſſerer des oben erwähnten Hafendammes, errichtetes Sommerhaus, von dem aus man einer herrlichen Ausſicht genießt. Die geographiſche Lage von Ilfracombe iſt unter 51° 13′ nördl. Br. und 4° 6′ weſtl. Länge von Greenwich. (*J. C. Schmidt.*)

ILG (Johann Georg), wurde im J. 1771 zu Hütteldorf in Niederöſterreich geboren. Von 1788 bis 1804 diente er in der öſterreichiſchen Armee als Unterfeldarzt und Oberfeldarzt. Von 1804 an fungirte er an der kaiſerl. königl. Joſephsakademie in Wien als Proſector und als Lehrer der chirurgiſchen Zöglinge. Im J. 1807 wurde er zum Doctor der Chirurgie promovirt, und 1809 wurde er Proſector, im folgenden Jahre aber Profeſſor der Anatomie in Prag. Hier ſtarb er auch, nach einem langjährigen Unterleibsleiden, am 22. Febr. 1836. Ilg zeichnete ſich in der praktiſchen Ausübung der Anatomie beſonders aus. Schon als Proſector in Wien lieferte er die Präparate zu vielen Wachsabbildungen der berühmten Wachspräparatenſammlung der Joſephsakademie. Dieſe Anſtalt beſitzt eine Sammlung von Ilg gefertigter höchſt gelungener Präparate des menſchlichen Gehörorgans. Das Naturaliencabinet der wiener Univerſität verdankt ihm eine Sammlung von 138 Skeletten von Säugethieren, Vögeln und Reptilien, und von 207 Nummern verſchiedener zootomiſcher Gegenſtände. Er machte ferner zierliche Sammlungen von Säugethierzähnen, wovon die wiener und prager Univerſität, die Joſephsakademie, das böhmiſche vaterländiſche Muſeum und das prager anatomiſche Cabinet Exemplare beſitzen. Seinem Eifer verdankt die prager Univerſität zum Theil die Errichtung eines neuen anatomiſchen Hörſaales, nebſt dem dazu gehörigen anatomiſchen Cabinet. Dieſem letztern wurden von ihm 1114 Nummern, darunter 200 Skelette von Säugethieren, einverleibt. Aber auch als Schriftſteller war er thätig. Wir haben von ihm: Grundlinien der Zergliederungskunde des Menſchenkörpers. 2 Bde. (Prag 1812). Einige anatomiſche Beobachtungen, enthaltend eine Berichtigung der zeitherigen Lehre vom Baue der Schnecke des menſchlichen Gehörorgans, nebſt einer anatomiſchen Beſchreibung und Abbildung eines durch außerordentliche Knochenwucherung ſehr merkwürdigen menſchlichen Schädels. Mit drei lithogr. Tafeln. Programm zur Eröffnung der anatom. Collegien. (Prag 1821. 4.) Anatomiſche Monographie der Sehnenrollen, zur Berichtigung der zeitherigen Lehre vom Baue der Gelenke der Finger- und Zehenglieder bei dem Menſchen, den übrigen Säugethieren und den Vögeln. Programm. Erſter Abſchnitt, mit vier lithogr. Tafeln. (Prag 1823. 4.) Zweiter Abſchnitt, mit einer lithogr. Tafel. (Prag 1824. 4.)

(*Friedr. Wilh. Theile.*)

ILGEN (Karl David). Dieſer unter den Schulmännern Teutſchlands durch bedeutende Geiſtesanlagen, unermüdliche Arbeitſamkeit und eine in angeſtammter Körperſtärke urkräftige Natur ausgezeichnete Mann war am 26. Febr. 1763 im Dorfe Sehna unweit Eckartsberge zwiſchen der Saale und Unſtrut geboren. Seine Jugend verfloß ſtill unter der ſtrengen Zucht eines ernſten Vaters, der in höchſt beſchränkten Umſtänden einer Elementarſchule vorſtand, und dem Sohne ſelbſt den erſten Unterricht im Latein und in der Muſik ertheilte, dann ihn aber dem Pfarrer Meißner zu Tromsdorf im J. 1775 überließ, um durch dieſen des Sohnes Bildung zum tüchtigen Landſchullehrer vollendet zu ſehen. Indeſſen zeigte er hier bald ſo ausgezeichnete Anlagen und machte im Lateiniſchen, Griechiſchen, Hebräiſchen, in der Geſchichte, Geographie und Muſik ſolche Fortſchritte, daß der Vater ſich bewegen ließ, den 14jährigen Knaben zu Oſtern 1777 zur weitern Ausbildung dem Stadtgymnaſium in Naumburg zu übergeben. „Nun, Er ſoll ſtudiren," ſagte der Vater, „doch geben kann ich nichts dazu; Er muß ſehen, wie Er durchkommt; aber dawider will ich nichts haben [1]." In Naumburg fand ſein bisheriger Lehrer, daß der ihm angewieſene Platz in Tertia zu niedrig ſei, und ſo beſtimmte ſich Ilgen, die Prüfung zur Aufnahme bei dem andern Gymnaſium, dem Domgymnaſium, nachzuſuchen, wo er auch ſeinen Platz in Secunda erhielt. Hier brachte

1) Kraft's vita Ilgenii (Altenburg. 1837) p. 16. Dies Buch wird von Vielen als eine Hauptquelle für Ilgen's Biographen betrachtet, iſt eine ſolche aber nur in der erſten Hälfte; denn es iſt überhaupt mehr ein Panegyricus, als eine Biographie, und ſchildert nicht den leibhaftigen Ilgen. Denn dieſer bleibt doch immer groß, wenn man auch ſeine Fehler nicht beſchönigt, ſondern angibt.

Digitized by Google

nun Ilgen fünf Jahre unter der vortrefflichen Leitung des Rectors Lobeck zu, ſein Leben war höchſt zurückgezogen, die Beſchränktheit ſeiner Lage zwang ihn zu den größten Entbehrungen, und was er ſich ſpäterhin als Currendeſchüler und als Präfect des Chors verdiente, wurde ſorgfältig geſpart und auf den Ankauf von Büchern verwendet. Im Griechiſchen und Lateiniſchen überragte er bald alle ſeine Mitſchüler, und im Hebräiſchen erlangte er ſolche Kenntniſſe, daß ihm beim Abgange ſein Lehrer bezeugte, Ilgen wiſſe darin mehr, als er ſelbſt.

Im J. 1783 bezog Ilgen mit ſieben Thalern aus der Hand des Vaters und mit einigen eignen Sparpfennigen, aber voll der beſten Hoffnungen, die Univerſität Leipzig, um hier Theologie und Philologie zu ſtudiren. Morus, Reiz, Dathe waren ſeine vorzüglichſten Lehrer, der Letztere erwählte ihn zu ſeinem Famulus, ſpäter auch Beck, in deſſen philologiſche Geſellſchaft Ilgen im J. 1785 eintrat und bald eine Zierde derſelben wurde. In dieſer Eigenſchaft ſchrieb er auch ſeine erſte Abhandlung: **Poeseos Leontini Tarentini Specimen** (Leipzig 1785) als Glückwünſchungsſchrift an ein Mitglied der Geſellſchaft, und bald darauf eine ähnliche Abhandlung: **De choro Graecorum tragico** (1788)[2]. Im J. 1787 ward er Magiſter, ohne daß ſich dadurch ſeine Umſtände verbeſſert hätten; denn den Unterhalt mußte er ſich zum Theil mühſam genug durch Privatunterricht erwerben. Unter ſeinen Schülern war aber auch der nachmals ſo berühmte Gottfried Hermann, der während ſeines ganzen Lebens nie aufgehört hat, ſeines Lehrers mit der größten Ehrerbietung und Verehrung zu gedenken[3]. Seinen Ruf als Orientaliſt begründete Ilgen durch ein gelehrtes Werk über das Buch Hiob[4], das er unter langwierigen, ſchmerzhaften Leiden an einem Fußübel geſchrieben hatte.

Im J. 1789 wurde Ilgen als Rector des Stadtgymnaſiums nach Naumburg berufen, wo er ſich am 22. Jan. 1793 mit ſeiner noch lebenden Gattin verheirathete. Der Schule ſtand er mit Eifer und Gelehrſamkeit vor, die Zucht war ſtreng, aber die Fortſchritte der Schüler erfreulich. Dabei ſicherte er ſich durch gründliche Schulſchriften (zu andern fand er keine Zeit) einen angeſehenen Namen unter den Gelehrten[5]. Dem Vereine dieſer Vorzüge verdankte er im J. 1794 die Berufung nach Jena als Profeſſor der orientaliſchen Literatur an Eichhorn's Stelle, wo er ſpäterhin (zu Ende des Jahres 1799) zum ordentlichen Profeſſor der Theologie ernannt wurde. An Gelehrſamkeit und vielſeitiger Bildung war Ilgen allerdings ein ſehr würdiges Mitglied der damals durch ganz Teutſchland und das Ausland glänzenden Univerſität Jena, weniger als Docent; denn hier war er nicht an ſeinem Platze; eine gewiſſe Schroffheit, welche er von ſeinem Rectorate in Naumburg mitbrachte, entfremdete ihm die Gemüther der akademiſchen Jünglinge; ſeine große Gelehrſamkeit glänzte mehr in Büchern, als auf dem Katheder; ſein Lehrton war trocken, und wirkte am wohlthätigſten in Disputatorien und in ſolchen Converſationen, wo Frage und Antwort wechſelten[6]. Seine literariſche Thätigkeit aber und ſein eiſerner Fleiß erhielten durch die außerordentliche Umgebung einen lebhaften Impuls, indem er außer ſeiner Beſchäftigung mit orientaliſcher und altclaſſiſcher Literatur auch die Philoſophie der Zeit und die Geſchichte der Philoſophie eifrigſt ſtudirte, über die letztere ſogar Vorleſungen hielt, für eine neue Ausgabe des Bayle Notizen ſammelte und mehre Schriften verfaßte, die mit verdientem Beifalle aufgenommen wurden[7]. Hier, in Jena, ſchloß er auch die vertraute Verbindung mit Wilhelm von Humboldt, die beide Männer bis an das Ende ihres Lebens beglückt hat; überhaupt gedachte Ilgen immer gern ſeines Lebens in Jena, und die langdauernde Freundſchaft, die er mit mehren der damaligen Koryphäen unterhielt, zeigt zugleich hinlänglich, in welcher Achtung Ilgen in Jena geſtanden habe.

Wie ehrenvoll auch immer die Stellung in Jena war, ſo war ſie doch nicht ſehr einträglich, und ſo mußte auch in dieſer Hinſicht eine Veränderung und Verbeſſerung ſeiner Lage ihm willkommen ſein. So ganz nach ſeinem Wunſche bot ſich ihm dieſelbe dar, als am 10. Oct. 1801 der Rector Heimbach in Schulpforta verſtorben war, und auf Hermann's in Leipzig Rath der Oberhofprediger Reinhard in Dresden Ilgen als den Würdigſten zu dieſer Stelle in Vorſchlag brachte. Obgleich nun ſeine theologiſchen Anſichten und Schriften den Miniſtern von Burgsdorf und von Wurmb, die beide einer frömmelnd-herrnhutiſchen Partei anhingen, anſtößig waren, ſo konnten ſie doch nicht umhin, ihre Einwilligung zu geben, freilich nicht ohne die Verfügung an den Kirchenrath zu erlaſſen, daß ſie es dem Gewiſſen deſſelben anheim gäben, weil grade dieſer Mann gewählt ſei. Aber Ilgen's

2) Beide Abhandlungen ſtehen in den Opuscul. Philol. T. I. p. 3—44 und p. 47—86. 3) M. ſ. die hierüber ſprechende Stelle bei Kraft S. 33 fg., und Hermann's Epistola ad Ilgenium vor ſeiner Ausgabe der hymni Homerici am Anfange und p. CXXI. Als er in der Leipziger politiſchen Zeitung Ilgen's Tod bekannt machte, nannte er ihn „einen Mann von großer Gelehrſamkeit, durchdringendem Scharfſinne, ſtrenger Gerechtigkeit, von kräftigem, gewaltigem Charakter.“ 4) *Jobi*, antiquissimi carminis Hebraici, natura et virtutes (Lips. 1788). 5) Es waren folgende: Epistola, qua probatur, Nestore, felicissimo senis exemplo Homerum non magis delectare quam prodesse. (Lips. 1789. 4.) Animadvers. critt. in Fragmenta Hermesianactis. (Lips. 1789. 4.) Disquisitionis actionis principis in *Homer.* Iliade P. I—III. (Lips. 1791—1792. 4.) De *Εἰρεσιώνη* Homeri. (Numburg. 1793. 4.) Animadvers. histor. et crit. in Cic. Orat. p. Archia. P. I. (Lips. 1793. 4.) De imbre lapideo. (Lips. 1793. 4.) Alle wurden vermehrt in die Opuscula Philologica aufgenommen.

6) Nach dem glaubwürdigen Urtheile in der Jen. Allg. Lit.-Zeitung 1838. Nr. 50. Eichſtädt ſagt (Memor. Voigtii p. 14) in der Aufzählung der berühmten jenaiſchen Profeſſoren aus jener Zeit: humanitatis artes ornabat *Schützius*, literas Orientis *Ilgenius*. 7) Als: de notione tituli filii Dei Messiae (Jen. 1794. 4.), die Ausgabe der Homeriſchen Hymnen (Halle 1796), die Bearbeitung der *Σκόλια* mit einer Abhandlung über die Scolienpoeſie (Jen. 1798). Ferner die Sammlung ſeiner Programme und kleinen Schriften in zwei Bänden, als Opuscula philologica (Erford. 1797), dann: die Urkunden des Jeruſalem'ſchen Tempelarchivs in ihrer Urgeſtalt, aus dem Hebräiſchen, mit kritiſchen und erklärenden Anmerkungen und Abhandlungen. 1. Th. (Halle 1798), und das Buch Tobias nach drei verſchiedenen Originalen überſetzt, mit einer Einleitung, und exegetiſchen und kritiſchen Anmerkungen (Jen. 1800).

Digitized by Google

perſönliche Erſcheinung in Dresden zerſtreute alle Vorurtheile, ſeine Ernennung wurde beſchloſſen und er trat am 31. Mai 1802 ſein neues Amt als Rector in Pforta an [8]. Vorher hatte ihm noch die theologiſche Facultät in Jena das Diplom eines Doctors der Theologie verliehen.

Ilgen iſt 29 Jahre Rector in Pforta geweſen. Er war in vielfacher Hinſicht ein bedeutender Mann und ein großer Gelehrter, aber durch das Gewicht ſeiner Perſönlichkeit iſt er ein ausgezeichneter Rector grade jener berühmten Anſtalt geworden, deſſen Andenken eine große Anzahl der dankbarſten Schüler in Liebe und Segen bewahrt hat.

Die Geſchichte des Ilgen'ſchen Rectorats hat zwei Perioden, die eine von 1802—1820, die andere von 1820—1831. In der erſten trat er als Reſtaurator der Anſtalt auf, deren Disciplin ſehr verfallen war. „Seine Art und Weiſe," berichtet einer ſeiner würdigſten Schüler aus jener Zeit [9], „war unnachahmlich; ſie ſtand nur ihm an, und Niemand, als Ilgen, hätte, wie Ilgen, das Schulſcepter führen dürfen. Er durfte es beſonders auch deshalb, weil unter ſeinem aufbrauſenden Zorne, unter ſeiner, zarten Ohren allerdings nicht ſelten anſtößigen, Derbheit doch eine große Ruhe und Mäßigung, eine langmüthige Geduld und eine leicht erregte, innige Zartheit tiefen Gefühls verborgen war. Er war der Poſeidon, der mit ſeinem Quos ego, mit ſeiner Donnerſtimme und ſeiner nachhaltigen Kraft die Stille, die Ordnung und die Zucht herſtellte. Zugleich erſchien er den Schülern als der Repräſentant einer tiefen, unergründlichen Gelehrſamkeit und flößte dadurch Ehrerbietung ein, wenn er in anderer Beziehung Furcht erweckte. Und derſelbe Mann konnte mit den einzelnen Schülern ſo väterlich ſprechen, daß er ihr ganzes Herz um ſo mehr gewann, je mehr ſie in Ehrfurcht den Abſtand fühlten, in dem ſie von ihm ſtanden. Sie hegten überhaupt das Vertrauen zu ihm, daß er ſie lieb hatte, beſonders, weil ſie ſahen, daß nach den ſchärfſten Verweiſen er ſchnell wieder verſöhnt war und Alles vergeſſen zu haben ſchien." Als Lehrer des Lateiniſchen und Hebräiſchen war Ilgen höchſt gründlich, ja zu gründlich und langſam im Erklären der alten Schriftſteller für die Schüler, aber ein trefflicher Beurtheiler derſelben, ſtreng gegen Unwiſſende und Träge, gerecht, ſelbſt gütig gegen hoffnungsvolle und thätige Schüler, ein warmer Beförderer des Privatfleißes und der dadurch veranlaßten, ſelbſtändigen Entwickelung ſeiner Schüler. Dieſes eigentliche Palladium der pfortaiſchen Erziehung, welches für manche andere Mängel ſchadlos halten ſoll, hat Ilgen ſtets in ſeinem ganzen Werthe erkannt, und nur in der letzten Zeit ſeines Rectorats weniger geſchirmt, ohne darum daſſelbe etwa gering zu ſchätzen. Nicht ſo erfreulich ſtellte ſich das Verhältniß zu den Lehrern, ja man kann behaupten, daß ein recht inniges, collegialiſches Verhältniß zwiſchen Ilgen und einem ſeiner Collegen vielleicht niemals ſtattgefunden hat. Er war höflich gegen ſie, beſchränkte ſie nie durch läſtige Controle oder directen Tadel in ihren amtlichen Verrichtungen, gab nie einem Schüler Recht gegen einen Lehrer, aber ein offener Umgang mit ihnen oder eine ernſtliche Verwendung für ſie lag nicht in Ilgen's Art und Weiſe. Schon im Jahre 1808 begann mit der neuen Einrichtung der Schule eine unſelige Zeit des innern Kampfes zwiſchen den Lehrern und dem Rector, weil dieſer mit der Behörde allein alle Veränderungen in der Einrichtung der Anſtalt beſprach, ohne nur die übrigen Lehrer zu hören, und durch die neue Einrichtung ein Übergewicht erhielt, welches die andern Lehrer, die ſich ihrer Würde und ihres Strebens bewußt waren, verletzte. Der äußere Friede wurde zwar nach einiger Zeit leidlich hergeſtellt, aber die gegenſeitige Verſtimmung (denn die Lehrer hatten ſich förmlich über Ilgen's Anmaßung beſchwert) ließ ſich nicht ſo leicht wieder ausgleichen. Hierzu kam das geſpannte Verhältniß, in welchem Ilgen mit ſeinem nicht minder berühmten Collegen A. G. Lange lebte, gegen den Ilgen Eiferſucht hegte, weil ſich die Liebe und das Vertrauen der Schüler gegen ihn öffentlich bei mehren Gelegenheiten ausſprach. Lange hatte dies nicht auf verborgenen Wegen zu erwerben gewußt, oder ſeine Verbindungen mit den Schülern und ihren Angehörigen mit geſchickter Gewandtheit benutzt, um ſich ein größeres Relief zu geben [10]. Seine Kunſt lag blos in der ganz einzigen Gabe, den Geiſt der Jugend zu leiten und zu wecken, häufig mit ihr zu verkehren, durch Disputatorien und andere wiſſenſchaftliche Beſchäftigungen auf ſie zu wirken, während Ilgen (aus Grundſatz) in einer gewiſſen Abgeſchloſſenheit von den Schülern lebte. Endlich trugen zu dieſen unangenehmen collegialiſchen Zuſtänden auch die in ſächſiſcher Zeit nicht gehörig geſchiedenen Reſſortverhältniſſe mit den Juſtiz- und Adminiſtrationsbehörden in Pforta, Zänkereien und Klatſchereien, hier und da ſelbſt Einfluß von Frauen, ſehr viel bei, wo es denn immer als ein Zeichen von Ilgen's Kraft und Selbſtbeherrſchung anzuſehen iſt, daß grade in dieſer Zeit vielfältiger Zerwürfniſſe in dem kleinen pfortaiſchen Staate der Segen der Erziehung nicht hat zerſtört werden können, und daß grade in den Jahren von 1802—1808 viele nachher bedeutende Gelehrte und Beamte aus Pforta hervorgegangen ſind.

Im J. 1815 ging die Landesſchule Pforta mit dem übrigen Theile des Herzogthums Sachſen an die Krone Preußen über. Ilgen, durch Geburt, Erziehung und vielfache Verbindlichkeiten dem ſächſiſchen Fürſtenhauſe ergeben, daneben im Beſitze eines großen Einfluſſes bei den ſächſiſchen Behörden, konnte die Regierungsveränderung

---

8) Über dieſe Verhandlungen ſ. m. Kraft a. a. O. 59—61. 191 und Reinhard's Briefe an Krug in Urceus (Krug's) Lebensreiſe S. 301 und 304.

9) H. E. Schmieder, in der Recenſion des Kraft'ſchen Panegyricus in den Jahrb. f. wiſſenſchaftl. Kritik (1838. Jul. Nr. 5—7).

10) Eine faſt ganz falſche Anſicht von der Sache enthält das Brieffragment eines Ungenannten bei Kraft a. a. O. S. 265—268. Man vgl. dagegen Jacob's „biographiſche Erinnerungen an Lange," vor deſſen Vermiſchten Schriften. S. XXII. und XLIX., ſowie den gut unterrichteten Beurtheiler des Kraft'ſchen Buches in der Allgem. Lit.-Zeitung. 1838. Nr. 226. 227.

Digitized by Google

nicht gern ſehen. Er mußte von ihr Reformen erwarten, die er fürchtete; denn ſeine Vorſicht und Erfahrung machte ihn gegen alles Neue bedenklich, und fremde Anregung nahm er, ſelbſt wenn ſie von geachteten Männern kam, nur erſt zuletzt nicht ungern in ſich auf. Aber die preußiſchen Behörden gingen vorſichtig zu Werke, ſie achteten den Ruhm Ilgen's, und wußten, was die Pforte ihm verdankte; er wurde durch den Titel eines Conſiſtorialrathes (1816) geehrt, und hätte ſich unſchwer einen ebenſo großen Einfluß verſchaffen können, wie er ihn früher beſaß, wenn er ſich den neuen Verwaltungsformen fügſamer erwieſen, und manche wohlgemeinte, nothwendige Neuerung nicht mit Schroffheit bekämpft hätte. Daher erzeugte gegenſeitiges Misbehagen den Wunſch nach Aufhebung des Verhältniſſes und eine theologiſche Profeſſur wurde im J. 1820 für Ilgen in Berlin oder Halle in Ausſicht genommen [11]). Jedoch gewann Alles bald wieder ein beſſeres Anſehen, die Behörden erkannten den Werth des Mannes in ſeiner bisherigen Stellung und Ilgen verſöhnte ſich auch mit den Neuerungen, da er ſich ſelbſt eingeſtehen mußte, daß das preußiſche Miniſterium nur das Wohl der Anſtalt vor Augen hatte, ihn ſelbſt aber nicht kränken wollte. Im Gegentheil hat daſſelbe es nie an den ehrenvollſten Beweiſen der Achtung fehlen laſſen.

Das J. 1820 — welches als die zweite Periode von Ilgen's amtlicher Wirkſamkeit bezeichnet wurde — iſt durch viele neue und organiſche Einrichtungen für die Geſchichte der Pforta, und alſo auch ihres Rectors, von beſonderer Wichtigkeit geweſen. Das Rectorat ward als die höchſte Macht in dem kleinen Schulſtaate beſtellt, alle innere und äußere Polizei ihm untergeben, die ökonomiſchen Verhältniſſe wurden durchaus geändert, ſtatt der ſechs Collaboratoren vier Adjuncten mit gutem Gehalte und beſſern Stellungen dem Lehrercollegium zugegeben, die Abfaſſung von Programmen und Schulnachrichten ward verordnet, die Disciplin ward zweckmäßiger eingerichtet, die Zucht der Schüler freier, aber feſter und kräftiger, die Aufſicht der Lehrer über die Alumnen inniger und einflußreicher. Der Lehrplan ward durchaus umgeſtaltet: Latein und Griechiſch ſollten die Hauptſache bleiben, aber auch Mathematik, Geſchichte, teutſche und franzöſiſche Sprache in ihre lang verkannten Rechte eintreten [12]). Alle dieſe Veränderungen gingen zwar nicht von Ilgen unmittelbar aus, wie im J. 1808 es der Fall geweſen war, ſie waren aber doch von der Art, daß ſie ſeine Billigung verdienten, oder wenigſtens in kurzer Zeit gewinnen mußten, um ſo mehr, da zugleich durch weiſes Einwirken von der höchſten Stelle aus allen kleinlichen Leidenſchaften und den nichtamtlichen Einflüſterungen Stillſchweigen geboten wurde. Jedoch griff Ilgen von jetzt an weniger perſönlich ein. Seine Lehrweiſe blieb ſich gleich; er wollte die Liebe zur alten Literatur auf das Kräftigſte aufrecht erhalten wiſſen, aber der ſonſt ſo verdiente Schulmann mußte — ſei es nun aus Verſtimmung oder aus andern Urſachen — doch die übrigen Lehrobjecte nicht auf die rechte Weiſe jenen Studien unterzuordnen oder neben ſie zu ſtellen. Er erkannte und belobte den friſchen Eifer, mit dem jene Gegenſtände im Unterrichte betrieben wurden, aber es ſchmerzte ihn doch, daß die claſſiſchen Studien — wenn auch nicht allein — doch nicht vorzugsweiſe in Pforta ihre Wohnſtätte haben ſollten, und die Schüler mit vielen ſchriftlichen Arbeiten überladen wurden. Es wäre aber bei dem Anſehen, deſſen er ſich höhern Ortes erfreute, und bei der großen Achtung, welche ſeinem Verdienſte von den neu angeſtellten Lehrern durchaus gezollt wurde, ihm gewiß nicht ſchwer geweſen, da belehrend und vermittelnd einzugreifen, wo er die Hauptintereſſen der pfortaiſchen Bildung gefährdet ſah, und auf dieſe Weiſe einem dauernden Misverhältniſſe vorzubeugen. Dagegen geſtaltete ſich die Stimmung unter den Collegen in dieſer zweiten Periode entſchieden beſſer, beſonders nahm allmälig die Misſtimmung zwiſchen Ilgen und Lange ab, indem ſich der letztere mit großer Vorſicht und einer ſtillduldenden Pietät [13]) benahm, und ſeinen, allerdings großen Einfluß bei den Behörden [14]) nur zum Wohle der Anſtalt gebrauchte, deren Intereſſen er auf indirectem Wege mehr als einmal geſchützt hat, wenn Ilgen in übler Stimmung nicht Luſt hatte, mit handelnd einzuſchreiten. Gegen das Ende von Ilgen's Rectorate lebten die beiden ſo achtungswerthen Männer in einem guten, wenn auch nicht innigen, Verhältniſſe, und Lange konnte in vollſter Überzeugung die ſchönen Abſchiedsworte an Ilgen richten, mit denen er die im Namen der Lehrer ihm überreichte Feſtſchrift beſchloß [15]).

Seit dem Jahre 1825 wurde die Abnahme der Kräfte Ilgen's nach den großen Anſtrengungen ſeines Lebens fühlbar. Zwar genas ſeine kräftige Natur von einem langwierigen Schleimfieber, aber ſein Augenlicht fing an ſich bedenklich zu verdunkeln, und es konnte bisweilen ſcheinen, als wohne in ihm nicht mehr der alte Muth und die alte Kraft. So ließ er es geſchehen, daß manches Geſchäft in andere Hände überging, theils aus eigner Neigung, theils durch Krankheit und Schwäche gebeugt. Dennoch arbeitete er auch in dieſer Zeit ſehr viel und erzog ſich die würdigſten und dankbarſten Schüler. Als aber endlich die mühſam zuſammengehaltene Kraft nicht mehr ausreichte und ihm namentlich die Augen nur zu oft den Dienſt verſagten, da ſuchte er um ſeine Entlaſſung nach. In den ehrenvollſten Ausdrücken ward ſie ihm bewilligt [16]), worauf er denn am 9. April 1831 Pforta

11) Kraft a. a. S. 117. 12) Der Bericht über dieſe organiſchen Einrichtungen iſt bei Kraft (von S. 117 an) ſehr lückenhaft und aphoriſtiſch. Es iſt zu bedauern, daß Ilgen die Abfaſſung der Schulnachrichten in den Programmen ſo ungern übernahm, und alſo auch eine ausführliche Beſchreibung jener durchgreifenden Veränderungen zu geben, unterlaſſen hat. Die vom Profeſſor Schmidt im Programm für 1821 auf S. 25 fg. gegebenen Schulnachrichten ſind nur ſehr fragmentariſch.

13) Worte des angeführten halle'ſchen Recenſenten. 14) Man ſ. Jacob a. a. O. S. LIII. 15) Kraft hat S. 228 u. fg. aus der nicht in den Buchhandel gekommenen Schrift (eine archäologiſche Unterſuchung über eine Vaſe aus dem Cabinet des Fürſten von Canino mit ſehr ſchmeichelhaften Beziehungen auf Ilgen) den Schluß mitgetheilt. 16) Kraft S. 226 fg.

Digitized by Google

verließ. Die Lehrer und Schüler ſahen ihn mit der tiefſten Rührung ſcheiden.

Er hatte Berlin zum Aufenthalt ſeiner letzten Jahre gewählt, auf den Wunſch der Seinigen, und um dort in der Nähe alter, vertrauter Freunde zu leben. Aber die gewünſchte, verdiente Ruhe ſollte ihm nicht lange zu Theil werden. Die Augenoperation überſtand er zwar anſcheinend glücklich am 19. Sept. 1833, aber gleich nachher eintretende Zufälle machten die Wiederherſtellung unmöglich. Das Übel der Blindheit ertrug der Greis mit außerordentlicher Faſſung und mit einer — man möchte ſagen — tragiſchen Würde, bis er in Folge eines Schlagfluſſes am 17. Sept. 1834 in den Armen ſeiner Gattin und ſeines Sohnes ſein Leben endigte [17]).

Ilgen war groß und hager von Geſtalt, ſeine Geſichtszüge waren würdig und ernſt, konnten aber auch große Heiterkeit ausdrücken, wie er denn auch bei vorkommender Gelegenheit recht herzlich, laut und innig lachte [18]). Seine Stimme war wirklich gewaltig und der Donnerton ſeines Amtseifers konnte das ganze Schulhaus erſchrecken und erſchüttern. War das geſchehen (und es geſchah nicht ſelten), ſo ging er, des Erfolges gewiß, mit erleichtertem Herzen von dannen, genoß heiter ſeine Mahlzeit und überließ ſich harmlos den Studien oder dem freundſchaftlichen Geſpräche. Gegen Gattin und Kinder zeigte er äußerlich keine beſondere Zärtlichkeit, ſchmeichelte und lobte auch nicht viel, aber er war dafür von der innigſten Liebe zu ihnen erfüllt, die ſich auch bei Familienunglück, das er ſo oft erfuhr, auf das Deutlichſte zeigte. Überhaupt beſaß Ilgen, trotz der rauhen Außenſeite, ein ſehr tiefes Gefühl und eine Weichheit, die an dem feſten Manne um ſo mehr befremdete. Er iſt wol unfreundlich, rauh, barſch genannt worden, aber man muß die ſo oft in Anſpruch genommene Zeit des vielbeſchäftigten Mannes bedenken, und die Emſigkeit, mit welcher er die gewonnenen Stunden der Muße ſeinen Studien zuwendete, um ihn hier zu entſchuldigen. Dieſe Studien waren ſeit ſeiner Übernahme des Rectorats in Pforta vorzugsweiſe der alten Literatur, und hier beſonders der Lexikographie, genealogiſchen Forſchungen, heraldiſchen Sammlungen und numismatiſchen Unterſuchungen (in beiden Stücken beſaß Ilgen ausgezeichnete Kenntniſſe) zugewendet, außerdem hatte er ſich viele Jahre lang auf das Gründlichſte mit der Topographie und Geſchichte der Landesſchule Pforta beſchäftigt. Aber von allen dieſen Studien hat die Nachwelt keine Früchte erhalten, denn zur Schriftſtellerei fand Ilgen, mit Ausnahme der amtlich gebotenen Abfaſſung eines Programmes im J. 1820 [19]), keine Zeit — was ihm auch gar nicht übel auszulegen iſt. Gegen alte, bewährte Freunde zeigte er eine gleiche Geſinnung, für erwieſene Dienſte hegte er große Dankbarkeit, ja ſelbſt über kleine Gefälligkeiten, z. B. über eine gute Recenſion eines ſeiner Werke, oder über ein von ihm grade lange geſuchtes Buch, konnte er eine faſt kindliche Freude empfinden. Seine Bücherſammlung hegte und pflegte er mit beſonderer Sorgfalt, ſie enthielt koſtbare Werke, war aber ebenſo wenig ſichtbar für einen andern, als zugänglich, weil die meiſten ſich ſcheuten, Ilgen um ein Buch anzuſprechen. Es iſt wahr, daß er hierin nicht ſehr zuvorkommend war, auch die Schulbibliothek bis zum J. 1819 unter faſt eiferſüchtigem Verſchluß hielt, aber ebenſo wahr iſt auch, daß er ſolchen, von denen er wußte, daß ſie wirklich Bücher brauchten, dieſelben keineswegs vorenthielt und nicht ängſtlich auf ihre Zurückgabe drang. In Geſellſchaft war er heiter und mittheilend, erzählte gern Anekdoten, die er freilich nur zu oft zu einer ungebührlichen Länge ausdehnte, und erſchien hier in ſeiner Kraft und Originalität von einer ſo liebenswürdigen Seite, daß man ganz den ſtrengen Rector verkannte.

Von ſieben Kindern überlebte den Vater nur ein Sohn, Ernſt Conſtantin, Profeſſor am Joachimsthal'ſchen Gymnaſium in Berlin, der aber ſchon nach drei Jahren, am 2. Decbr. 1837, dem Vater im Tode nachfolgte. (*H.*)

ILGEN (St.), 1) St. Ägidi, St. Gilgen, Kirchdorf im großherzogl. badiſchen Oberamte Heidelberg, eine ſtarke teutſche Meile ſüdlich, etwas gegen Weſten abweichend, von der Oberamtsſtadt, an der Leimbach, der alten Suarzaha des Lobdengaues, mit dem Faſaneriehofe, einer eingegangenen alten kurpfälziſchen Faſanerie und in ältern Zeiten der St. Ägidiwald, von etwa 700 Morgen, hat 430 Einwohner in 80 Familien, deren größere Hälfte evangeliſch, die andere katholiſch iſt, und eine merkwürdige, uralte, jetzt aber ſehr verfallene, dem heil. Ägidius geweihte Kirche, von welcher der Ort in verdorbener Ausſprache ſeinen Namen hat. Der Umfang ſeiner Gemarkung, ſowie die Voigtei, gehörte einſt zu den Stiftungsgütern der Domkirche zu Speier, von welcher es zu zwei Drittel an das am Ende des 11. Jahrh. von Biſchof Johann von Speier, einem gebornen Grafen vom Kraichgaue, geſtiftete Benedictinerkloſter Sinsheim, und zu einem Drittel an das Schloß Rothenberg im Kraichgaue kam, welches Graf Poppo von Lauffen von Herzog Berthold von Zähringen zu Lehen trug, und von welchem wieder ein Theil an das Kloſter Schönau im Odenwalde gekommen iſt. Das Kloſter Schönau errichtete hier eine Propſtei, um ſeine Güter und Gefälle deſto bequemer zu verwalten. Das Hochſtift Speier aber brachte inzwiſchen das Schloß Rothenberg mit Zugehör, und alſo auch ein Drittel der Voigtei St. Ilgen, an ſich. Allein Johann II., Biſchof von Speier, mußte in einem mit dem Pfalzgrafen Kurfürſten Friedrich I., dem Siegreichen, am 9. Aug. 1462 geſchloſſenen Frieden neben andern Gütern, auch dieſes Drittel von St. Ilgen an Kurpfalz abtreten, und derſelbe Kurfürſt brachte auch die zwei andern Drittel St. Ilgens, welche bisher das Kloſter Sinsheim beſaß, im J. 1474 durch Kauf an das Kurfürſtenthum der Pfalz.

2) St. Ilgen, St. Odilien, Kirchdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Müllheim, ¼ teutſche Meile nordöſtlich von der Amtsſtadt, in einem ſchönen Thale

17) Man ſ. die ergreifende Schilderung bei Kraft S. 132—142. 18) Ilgen's ſehr ähnliches Bild iſt eine ſchöne Zugabe des Kraft'ſchen Buches. 19) Animadversiones philologicae et criticae in carmen Virgilianum, quod Copa inscribitur.

Digitized by Google

gegen Laufen hin, mit 124 Einwohnern evangeliſcher Confeſſion, einer großen alten Kirche, die ehemals eine Pfarr- und Wallfahrtskirche war, küchenſalzhaltigem Waſſer und ſtarken Lagern von Gypsſchiefer, gehört zur Herrſchaft Badenweiler. (*Thoms. Alfr. Leger.*)

Ilghasi (Biogr.), ſ. unt. **Ortokiden.**

Ilghiu oder **Ilghun** (Geogr.), ſ. **Alikin.**

Ilha, Ilhas, ſ. **Inseln.**

Ilha Conçeiçao, frühere Benennung der Inſel **Ascension** (ſ. d. Art.).

Ilha de Capo Verde, ſ. **Inseln des grünen Vorgebirges.**

Ilha di Principe, ſ. **Prinzeninsel.**

Ilha Formosa, ſ. **Fernando Poo.**

ILHA GRANDE, Diſtrict der Provinz Rio Janeiro in Braſilien, im Allgemeinen W.b.S. von der Hauptſtadt gelegen. Er umfaßt nur einen Streifen des Küſtenlandes, 12 Legoas lang, 6 Legoas breit, aber, außer zwei großen Inſeln, einen Archipel von mehr als vierzig, meiſtentheils ſehr kleinen Eilanden. Die an herrlichen Ausſichten ungemein reiche Serra do Mar nähert ſich überall der Küſte, und macht das Land ſehr bergig, dabei aber ſo anmuthig, daß die Bewohner von Rio es den Umgebungen ihrer Stadt noch vorziehen. Die Grenzen ſind im O. das Gebiet der Hauptſtadt, welches durch den Fluß Taguahy (eigentlich Taua-hy, gelbes Waſſer) getrennt wird, im W. die Provinz San Paullo, im N. Parahyba. Der Boden iſt an niedrigen Abhängen und in den Thälern fruchtbar, der Kamm der Gebirge (Granit) aber ziemlich pflanzenlos und in dieſelben maleriſchen Zacken zerriſſen, wie das Orgelgebirge u. a. um Rio. Der Flächeninhalt wird zu 72 □Legoas angegeben. Die Bevölkerung zählte 1810 16,000 Seelen, beſteht aus Weißen, Farbigen, vielen Negerſklaven und einigen domicilirten Indiern, den Nachkommen der von den ältern Geſchichtſchreibern erwähnten Tamojos, einem ſehr ſtreitbaren Volke, den Verbündeten der Franzoſen bei ihrem Angriffe unter Villegagnon auf die Hauptſtadt. Ebenſo ſind die Carijos und Guarus verſchwunden, die einſt die Serra do Mar bewohnten. Die ganze Bevölkerung iſt in drei Kirchſpiele (Freguezias) vertheilt, Angra (10,000 S.), Mangaratiba (3000 S.), Ilha grande. Außer Colonialwaaren für den europäiſchen Handel erzielt man beſonders Lebensmittel für die Hauptſtadt, welche einen vortrefflichen Markt abgibt, und mit dem Diſtricte eine ſehr lebhafte Verbindung unterhält. Auch wird Kalk bereitet, Bauholz gefällt und Fiſcherei betrieben. Im J. 1809 belief ſich der geſammte Werth der Producte von Ilha grande auf 129,218 Milres, der Exporten auf 57,367 Milres (Eſchwege). Die zwei größten Inſeln ſind: Ilha grande, ſehr bergig, fruchtbar, gut bewäſſert, mit einigen Ankerplätzen, 3000 Einwohnern (im J. 1811): Marambaya, gleichfalls ein hoher Bergrücken, mit dichten Urwaldungen, aber theilweiſe angebauet. Hauptort iſt Angra dos Reyes an der bekannten Bai von Angra, der Nordweſtſpitze von Ilha grande gegenüber, mit 450 Feuerſtellen, ein Paar kleinen Forts, einer Elementarſchule, einem vortrefflichen Hafen, der oft von den fremden Kriegsſchiffen beſucht wird, die ſich hier wohlfeiler verproviantiren als in Rio, und beträchtlichem Handel. Die Gründung des Ortes fällt in die früheſten Zeiten. Er iſt ſehr gut gebauet, dient den Reichen von Rio zum gelegentlichen Sommeraufenthalte, und rühmte ſich, wenigſtens ehedem, eines großen Wohlſtandes, den er, wie in minder begünſtigten Orten der Umgegend behauptet wird, der Seeräuberei ſeiner Bewohner im 16. Jahrh. urſprünglich verdanken ſoll. Übrigens war die ganze Küſte bis San Paullo damals wirklich der Sitz einer ſehr ſchlechten und zuſammengelaufenen Menſchenmenge, die namentlich auch zu Lande den ſpaniſchen Anſiedlern im Innern verderblich wurden, ſowie denn auch der Name Buccanier bisweilen vom Serro Bucaina abgeleitet wird, der unfern von Paraty, einer großen Villa an der Weſtſeite der Bai von Angra, ſich erhebt. (*E. Pöppig.*)

ILHÂMI (الهامی), ein türkiſcher Dichter, wahrſcheinlich um das J. 1600 blühend, war zu Conſtantinopel geboren, und zeichnete ſich, nachdem er in den Orden der Mönche Nacſchbendi getreten war, als Schüler des Hakim Efendi aus, der ſelbſt wieder ein Schüler des großen Scheichs Emir Ahmed Buchara war. (*Gustav Flügel.*)

Ilhas verdas, ſ. **Inseln des grünen Vorgebirges.**

Ilheo, ſ. **Inseln.**

ILHEO (Cap d'), d. i. Inſelſpitze, Name eines Vorgebirges und einer Bucht an der Weſtküſte der ſüdlichen Hälfte Afrika's, und zwar in dem Theile, welcher ſich vom Cap Negro bis zum großen Fiſchfluſſe erſtreckt. Das Ufer iſt hier ſteil, und an demſelben befinden ſich ſandige Hügel. Dieſe Bucht iſt wahrſcheinlich dieſelbe, welche bei Andern Walfiſchbai heißt. (*R.*)

ILHEOS, Comarca der Provinz Bahia im öſtlichen Braſilien. Die Coloniſation von Ilheos fällt in die früheſten Zeiten Braſiliens, denn die Hauptſtadt S. Jorge dos Ilheos wurde bald nach der erſten Landung Cabral's in Porto ſeguro begründet. Anfangs war ſie ein Kronlehen, welches dem damaligen portugieſiſchen Finanzminiſter Jorge de Figueyredo Correira übertragen worden war. Im Auftrage deſſelben nahm der Spanier Francisco Romeiro von ihr Beſitz, landete mit einer wohlausgerüſteten Expedition, verſuchte eine Anſiedlung am Morro San Paullo, gab aber dieſe wieder auf, und ließ ſich im J. 1540 am Fluſſe Ilheos nieder, wo ihn die Ureinwohner, die Tupiniquins, freundlich aufgenommen hatten. (*Southey*, Hist. of Brazil. I, 41.) Unter dem Sohne Correa's, Jeronimo Alarçon, wurde die Colonie an Giraldes verkauft, der durch gute Verwaltung ihr zu beträchtlichem Wohlſtande verhalf. Die Botocudos, damals Aymores genannt, überfielen die Pflanzorte und zwangen die Beſitzer nach misglückten Verſuchen des Widerſtandes im benachbarten Bahia Schutz zu ſuchen. Die Wilden wurden durch den Generalcapitain von Bahia, den berühmten Mendo de Sá, zwar 1570 geſchlagen, jedoch kam der Friede für Ilheos erſt 1603 zu Stande, zu Folge deſſen man jenen zwei Dörfer erbaute und ſie domicilirte. Dem Verfalle der Colonie war jedoch nicht abzuhelfen; ſeit 1685

Digitized by Google

iſt ſie immer mehr geſunken. Die Jeſuiten belebten ſie zwar eine Zeit lang von Neuem, erwarben ſich manches Verdienſt um die Hauptſtadt und hatten ziemlichen Erfolg in ihren Civiliſationsverſuchen der Indier; allein mit ihrer Vertreibung verſchwanden auch dieſe Reſte ehemaliger günſtiger Verhältniſſe, und die an die Krone zurückgefallene Comarca iſt ſeitdem immer mehr in Unbedeutenheit zurückgetreten. Die Comarca Ilheos erſtreckt ſich vom Rio Belmonte im Süden bis zum Rio Jiquiriça im Norden, grenzt alſo in erſterer Richtung mit Porto ſeguro, in der zweiten mit Bahia, im Weſten mit Jacobina, und ſtellt eine mit vielen Ausläufern des weſtlichen Gebirges durchzogene, geneigte Fläche dar. Unter den letzteren ſind die Serra da Itaraca und Serra dos Aymorens die bedeutendſten und erreichen ziemlich den Meeresſtrand. Die Flüſſe ſind außerordentlich zahlreich, allein für größere Fahrzeuge nicht ſchiffbar. Die anſehnlichſten ſind Rio de Contas, dos Ilheos, Rio Pardo. Baien ſind an der Küſte ſehr zahlreich, allein für Schiffe, welche viel Waſſer ziehen, weder ſicher, noch tief genug. Von beträchtlichem Umfange iſt die Bahia de Serinhchem, beſuchter und beſſer Bahia dos Ilheos, wo ſich ein kleiner, aber ſehr geſchützter Hafen befindet. Daher iſt auch der Verkehr mit Europa kaum zu nennen, während die Verbindung mit den übrigen Provinzen nur durch kleine Küſtenfahrer unterhalten wird. Landſeen ſind mehre bekannt, z. B. Lagoa de Antimucuy und der See von zwei teutſchen Meilen Länge, welcher mit dem Fluſſe Itahype (Taipé) in Verbindung, nordweſtlich von Ilheos, zwiſchen maleriſchen Waldgebirgen ſich ausdehnt, und den Eingebornen als eine Merkwürdigkeit des Landes gilt, ſogar mit manchen wunderbaren Sagen von Dorados geſchmückt wird. Die Fluth des Meeres, obwol an ſich nicht bedeutend an dieſer Küſte, iſt dennoch ſechs bis acht Stunden weit aufwärts in den kleinern Flüſſen bemerkbar. Der Boden des ganzen Diſtricts iſt ungemein fruchtbar und in den meiſten Richtungen mit jungfräulichen Urwäldern bedeckt. Straßenverbindungen ſind daher noch immer ſehr gering, und eine von Felisberto Gomez da Silva mit vielen Koſten in ſüdweſtlicher Richtung angelegte Landſtraße, welche die Waldregion des Gebirges (z. B. Queimado) und die Provinz Minas mit Ilheos vereinigen ſollte, iſt theils wegen der Unterhaltungskoſten, theils wegen ihrer geringen Nützlichkeit in einem dünn bevölkerten Lande wieder vernachläſſigt worden. Der gebrauchteſte Landweg läuft der Küſte entlang von Rio Janeiro über Ilheos bis Bahia. Der Landbau iſt nirgends von vielem Umfange, und beſchränkt ſich auf den gewöhnlichen Betrieb braſiliſcher Fazendas in abgelegenen Gegenden, d. h. auf Anbau von etwas Zuckerrohr, zur Bereitung eines ordinären und im Lande ſelbſt verbrauchten Muscorabezuckers und Branntweins, von Mandiocca, Reis und etwas Kaffee und Baumwolle. Daß übrigens dieſe Agricultur mit der gewöhnlichen braſiliſchen Indolenz betrieben werde, geht ſchon daraus hervor, daß man oft ſelbſt in den Villas ohne Vorräthe ſich befindet, und die Bewohner ſich periodiſch mit ſparſamer und ſchlechter Nahrung begnügen müſſen. Viehzucht iſt gering, und die Verſuche der Eingeborenen von Minas, ihre Heerden durch die Comarca nach Bahia zu führen, haben Widerſtand erfahren, weil die armſeligen Pflanzungen offen ſind, und daher durch den Einbruch der Kühe Schaden erlitten. Der Kunſtfleiß iſt ebenſo unbedeutend; man denkt weder an Exportation mancher ſchönen Materialien, welche die Wälder liefern, noch an Verarbeitung derſelben. Die Zahl der Bevölkerung iſt unbekannt, jedenfalls aber ſehr klein, im Verhältniſſe zur großen Ausdehnung des Landes, und beſteht aus dem gewöhnlichen Gemiſch der verſchiedenartigſten Menſchenſtämme. Von unciviliſirten Völkern ſind nur noch einige Botocudenhorden übrig, welche gelegentlich im Süden ſich zeigen, während Familien von Patachos im Weſten geſehen worden ſind. Vorzugsweiſe der Comarca angehörend zeichnen ſich die Camacans durch manche Eigenthümlichkeiten aus. Sie bewohnen die Waldgebirge zwiſchen den Flüſſen Ilheos und de Contas, tragen den Charakter der amerikaniſchen Race in voller Entwickelung an ſich, und ſcheinen etwas höher zu ſtehen, als ihre Nachbarn, die Botocuden, mit welchen ſie in Feindſchaft leben. Sie ſind tapfer und muthig und betreiben etwas Ackerbau, haben in einigen Gegenden ſogar einen gewiſſen Grad von Civiliſation angenommen, und ſind mit den braſiliſchen Pflanzern in Verkehr getreten. Manche ihrer Stämme haben ſich unterworfen und ſind in Aldeas, d. h. kleinen Dörfern, angeſiedelt worden, wo ſie unter einem ſogenannten Director ſtehen, deſſen Sitz ehedem in Aldea de Beruga war. Wahrſcheinlich hat aber dieſes Syſtem in neuern Zeiten hier ebenſo ein Ende genommen, wie in den andern Provinzen des Reichs. Hauptort der Comarca iſt San Jorge de Ilheos, gelegen an einem ruhigen und geſchützten Buſen des gleichnamigen Fluſſes, und in kurzer Entfernung von ſchönen Waldbergen, auf deren einem die Kirche N.S. da Victoria ſich befindet. Die Umgebungen haben einen anziehenden und friedlichen Charakter. (Anſicht derſelben findet ſich im Atlas der Reiſe des Prinzen Max. von Neuwied, Taf. 18.) Die Straßen ſind zwar regelmäßig angelegt, aber die Häuſer ſind halb verfallen, und den Mangel an Bewohnern verräth das überall wachſende Gras. Öffentliche Gebäude gibt es keine, als das gleichfalls zerfallende im J. 1723 aus Back- und Sandſteinen errichtete Jeſuitercollegium. Ein anderes Andenken an dieſen Orden gibt ein Brunnen, der maſſiv gebaut und mit Dach verſehen, neben dem Flecken im Schatten alter Bäume liegt. Nur an Sonn- und Feſttagen herrſcht einiges Leben, weil dann die Landbewohner um Meſſe zu hören kommen, und den Nachmittag in Beluſtigungen verbringen. Ilheos iſt übrigens eine der älteſten Niederlaſſungen dieſer Küſte, und hat auch Spuren der holländiſchen Beſitznahme aufzuweiſen. Der Verkehr iſt ſehr gering, könnte aber leicht ſehr bedeutend werden, da der Fluß eine ziemlich gute Landverbindung herſtellt, das Innere ſehr fruchtbar iſt und nur fleißiger Hände bedarf. Andere Orte ſind: Olivença, zwiſchen den Mündungen der Flüſſe Cururupe und Daqui gelegene Villa, meiſt nur von Indiern bewohnt, **180** Feuerſtellen (Fogos), **1000** Einwohner, welche einige Drechslerar-

Digitized by Google

beiten liefern. Villa de Contas an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes, mit einem Hafen für kleine Küſtenfahrer. Camamú im ſüdweſtlichen Winkel der großen Bai gleiches Namens, die mit außerordentlich vielen kleinen Inſeln erfüllt iſt (daher auch der Name der ganzen Comarca) und von größern Schiffen nicht beſucht wird. Der Flecken hat eine Schule und treibt etwas Handel, wozu ihm eine Straße, die über Villa de Contas nach Jacobina geht, behilflich iſt. Alle übrigen Orte ſind nur große Dörfer, mehre derſelben, die auf den Karten verzeichnet ſind, beſtehen ſogar nur aus wenigen Häuſern. (*E. Pöppig.*)

ILHEOS PRIMEROS nennen die Portugieſen eine ziemlich unbekannte Inſelgruppe an der oſtafrikaniſchen Küſte von Mozambique. Die ſüdlichſte davon iſt Ilheo Fogo oder I. Fuego, die Feuerinſel. Sie iſt vier Leagues von der Küſte entfernt, und liegt vor dem Fluſſe Quezungo. Die Portugieſen haben daſelbſt eine Niederlaſſung. (*R.*)

ILI, 1) **Ili** (**Ilae, Kongkis** beim Pater Gaubil), großer, ſchiffbarer Steppenfluß in der chineſiſchen Songarei (Dſchungorei). Er entſpringt nach Rehmann [1]) aus dem kaſchpirzinskiſchen Berge, geht dann nordweſtlich 350 Werſt weit durch die iliskiſche Provinz, vereinigt ſich endlich mit dem Schalfafluſſe und ergießt ſich hierauf in den Bhalkhaſch- oder Palkati-Nor-See. Nach Andern [2]) entſpringt der Ili unter dem Namen Konak am Allak-(Alakkul-)gebirge, wendet ſich dann nordöſtlich, erhält bei dem Zufluſſe des Khaganus (Chaſch) den Namen Tekes, ſtrömt darauf nach dem Zufluſſe des Kongos mit einem geringen Bogen nach Weſten, und eilt endlich Anfangs in völlig weſtlicher, dann in nordweſtlicher Richtung dem Bhalkhaſch zu. Nach Falk bei Ritter dagegen [3]) iſt der Stammfluß des Ili der Tekes (Teghes, Te-ki-su bei den Chineſen, oder Partsin nach deren Reichsgeographie). Dieſer, aus den Tekes- und Talkibergen am Nordabhange des Muztaghgebirges entſpringend, fließt Anfangs von Weſten gegen Oſten, wird dann von dem im Nordoſten des Peſchanvulkans liegenden Thian-ſchan oder Himmelsgebirge gegen Norden und hierauf, durch den Bogdo-Dola in ſeinem öſtlichen Laufe gehindert, nach Nordweſten gedrängt. Der Tekes empfängt aus dem Eleng-Chabirga (Iren-Chabirghan, d. i. hoher Eisrücken, oder Era-Kaberga-Tau, wie ihn Falk nennt), dem nordweſtlichſten Vorgebirge des Bogdo-Dola, ſeine beiden Hauptzuflüſſe, den Schungis und Chaſch (Khagi), und erhält nun unterhalb deren Einmündung den Namen Ili. Dieſer, welcher an ſeinem Überfahrtsorte eine Breite von 300 Fuß hat, nimmt im Oſten der Stadt Ili die Bayanda mit dem Sary-bulak, im Weſten derſelben und zwar von Norden her die Flüſſe Khorgos und Tſitſikhân, ſowie mehre andere auf, unter denen die Barluta noch genannt zu werden verdient, und ergießt ſich nach einem Lauf von 700 Li oder 50 geographiſchen Meilen, $28\frac{1}{2}$ geographiſche Meilen unterhalb der genannten Stadt, etwa im 43. Breitenparallel von Oſten gegen Weſten, und nachdem er ſich faſt im Steppenſande verloren hat, in den Palkati-Nor. Der Ili iſt reich an Bibern, Fiſchottern und Weißfiſchen, welche in großer Menge gefangen werden.

Das Gebiet des Iliſtromes, welches ſich, wie bereits angegeben wurde, von Oſten nach Weſten erſtreckt, und im Süden durch den Thian-Schan von den ſandigen Flächen der Bucharei, im Weſten durch den zwiſchen dem Tſchui- und Narimfluſſe hinſtrömenden Talas von den dürren Steppen der Kirgiſen getrennt, ſich eines milden Klima's erfreut, mußte wegen ſeines Reichthums an Waſſer und herrlichen Weiden einen beſondern Reiz für nomadiſirende Völker haben, und ſo finden wir das Ilibaſſin von den früheſten Zeiten an nach und nach durch die verſchiedenſten Völkerſtämme beſetzt, indem der minder mächtige Stamm immer dem mächtigern weichen mußte. In der Mitte des 2. Jahrh. vor Chr. Geb. treffen wir am Ili, am Bhalkhaſch- und Iſſe-Kul-See die Uſun oder U-ſiun, ein wahrſcheinlich indogermaniſches Volk, welches Ritter für die Vorfahren der Suiones des Tacitus zu halten geneigt ſcheint [4]). Von den Hiong-nu gedrängt, hatten dieſe ſich nach chineſiſchen Berichten im J. 177 vor Chr. Geb. 120,000 Familien oder 630,000 Köpfe ſtark, während ihr unter zwei Feldherren, die den Namen Talu und Daru führen, ſtehendes Heer 188,000 Mann betrug, hier niedergelaſſen, und unter ihrem Fürſten, welcher Kuen-mi oder Kuen-mo hieß, und ſein Hoflager im Oſten des Iſſe-Kulſees hatte, ein mächtiges Reich gegründet. Dieſes unterlag jedoch bald von Neuem der Macht der Hiong-nu, deren Tſcheniu (König, Fürſt) jedoch dem nach der Sage wunderbar erhaltenen Sohne des erſchlagenen Uſunfürſten das Reich und den Titel ſeines Vaters zurückgab, doch ſo, daß er die Oberherrſchaft der Hiong-nu anerkennen mußte. Unter ihm erhoben ſich die Uſun zu neuer Macht, deren Wichtigkeit die Politik der Chineſen bald erkannte und benutzte, um den ihnen läſtigen Hiong-nu einen Feind im Rücken zu erwecken. Eine Vermählung, zwiſchen dem Kuen-mi und einer kaiſerlichen Prinzeſſin im J. 107 vor Chr. Geb. geſchloſſen, ſollte das Bündniß bekräftigen, und wirklich trug dieſes weſentlich dazu bei, die Macht der Hiong-nu im Weſten zu brechen. Eine unglückliche Trennung des Uſunvolkes unter dem Enkel der gedachten Prinzeſſin, Namens U-dziu-thu, führte endlich im Anfange des 4. Jahrh. unſerer Zeitrechnung deſſen Vertreibung durch die benachbarten Sian-pi herbei, und das von ihm verlaſſene Land nahm nun ein Theil der gleichfalls zerſprengten Hiong-nu ein. Ihre wachſende Menge bewog ſie jedoch, das Land zu verlaſſen, und ihnen folgten im Be-

1) Vgl. Auszug aus einem chineſiſchen Werke: Daan-Vün-si-ju-Lu, aus dem Chineſiſchen in die Sprache der Mandſchu, aus dem Mandſchuſchen ins Ruſſiſche und aus dem Ruſſiſchen ins Teutſche überſetzt vom Dr. Rehmann, ruſſ. kaiſerl. Leibarzte, in des dritten Bandes viertem Stücke der neuen allgemeinen Ephemeriden S. 369 fg. 2) Haſſel, Vollſtändiges Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung. 15. Bd. S. 266. 3) Falk, Beiträge zur Topographie. 1. Th. S. 379. Ritter's Erdkunde. 2. Th. 2. Bd. S. 398.

4) Ritter a. a. O. S. 432.

Digitized by Google

ſitze deſſelben die Turk-Uiguren, namentlich die Kaot'ſche-Uiguren, welche im Anfange des 7. Jahrh. unſerer Zeitrechnung den Namen Goei-he von einer ihrer Haupthorden annahmen. Das Iligebiet erhielt unter ihnen Städte, Tempel, Handel und Gewerbe, und ſelbſt das Chriſtenthum fand Eingang. Die Uiguren unterlagen den Mongolen, und das Ilibaſſin tritt erſt mit dem 17. und 18. Jahrh., wo es einen Theil des mächtigen Dſungarenreiches bildet, wieder in die Geſchichte ein. Nachdem nämlich 1696 der Fürſt der Ölöth (Galdan-Zeren) durch den chineſiſchen Kaiſer Kang-hi geſchlagen und ſeine Herrſchaft vernichtet worden war, erhoben ſich die Dſungaren, Stammverwandte der Ölöth, und da ſich Kang-hi's Nachfolger, Khien-long, Anfangs nur auf die Vertheidigung ſeines weitläufigen Reiches beſchränkte, ſo wurden ihre Fürſten bald ſo übermüthig, daß ſie ſich neue Einfälle und Raubzüge in das chineſiſche Gebiet erlaubten. Doch bald ſchwächten ſie ſich ſelbſt durch innere Kämpfe; der Streit um den Beſitz der Oberherrſchaft endete gewöhnlich mit der Ermordung der dazu Berechtigten, und ſo kam es, daß endlich nur noch der Lama Dordji übrig war, welchem dem Rechte nach die Oberherrſchaft gebührte. Gegen dieſen lehnte ſich der Häuptling Davatſi, in Verbindung mit einem andern Häuptling, Namens Amurſana, auf, welcher ſein Vetter war. Dordji zog ihnen mit einem Heere von 60,000 [5]) Mann — Ritter gibt wol richtiger nur 6000 Mann an — entgegen, wurde jedoch von dem liſtigen Amurſana mit 1500 Mann, dem Kern ſeiner Truppen, am Ili überfallen und getödtet, und nun ließ dieſer den Davatſi, welcher, was bei ihm nicht der Fall war, aus königlichem Geblüte ſtammte, zum Khan der Dſungaren ausrufen, obgleich er ſich im Beſitze der Macht zu erhalten wußte. Davatſi, ſchwach, aber eiferſüchtig, wollte ſeinen Nebenbuhler verdrängen, und rüſtete ſich zum Kampfe. Dies bewog drei Ölöth- oder Dſungarenfürſten, den Tſéreng Ubaſche, den Tſérengh Mukdo und den Taidſche der Türbet, ſich mit ihren Horden in den Schutz des Kaiſers Khien-long zu begeben, ein Beiſpiel, welchem der hierdurch geſchwächte Amurſana ſich 1754 zu folgen gezwungen ſah. Je vorzüglicher die Aufnahme war, welche dieſe Flüchtlinge am Hofe zu Peking fanden, deſto trotziger verlangte Davatſi ihre Auslieferung. Khien-long verweigerte dieſe nicht nur, ſondern ſandte ſogar unter ſeinem Feldherrn Panti ein 150,000 Mann ſtarkes Heer ab, um die in ſeinen Schutz Genommenen in ihre Heimath zurückzuführen. Ein fünfmonatlicher Feldzug reichte hin, dies zu bewerkſtelligen. Davatſi wurde mit einigen tauſend Familien gefangen genommen und nach Peking geführt, wo er nach Einigen ehrenvoll behandelt, nach Andern in ein Gefängniß geworfen wurde, in welchem er 1755 aus Gram ſtarb. Amurſana erhielt an ſeiner Stelle das Khanat, doch mit großen Beſchränkungen. Dieſer in kurzem überdrüſſig, lehnte er ſich gegen ſeinen kaiſerlichen Wohlthäter auf, überfiel die ſorgloſen Chineſen, hieb ſie nieder und bemächtigte ſich ihrer Vorräthe. Doch Khien-long war nicht der Mann, der mit ſich ſpielen ließ. Er ſandte 1757 drei Heere nach einander ab, und dem tapfern Tſchao-hoei gelang es, den Amurſana nach manchen blutigen Kämpfen zur Flucht zu den Kirgiſen zu zwingen. Zwar gelangte dieſer noch ein Mal auf kurze Zeit an die Spitze der unruhigen Ölöthſtämme, allein wiederum vom chineſiſchen General Futé geſchlagen, blieb ihm nichts übrig, als ſich mit ſeiner Familie auf das ruſſiſche Gebiet zu flüchten, wo er 1757 zu Tobolsk ſtarb. Khien-long verlangte, wiewol vergeblich, die Auslieferung ſeiner Gebeine, und ließ mit größter Strenge gegen die Theilnehmer des Aufſtandes verfahren, bei welchen ſelbſt das Decimiren angewendet wurde. Fünfundzwanzig bisher freigebliebene Horden wurden unterjocht, und ihrer Häupter, die man in Peking hinrichtete, beraubt. Nur die treugebliebenen Horden fanden Gnade, ihre Häupter erhielten chineſiſche, zum Theil ſchon früher gewöhnliche Titel [6]); die bei den Grenzmongolen geltenden Geſetze wurden auch bei ihnen eingeführt, und Khien-long ließ Geld, Brod und Ackergeräthe, ſowie andere nöthige Gegenſtände an die Unterworfenen vertheilen. Allein die Dſungaren konnten ſich nicht an die neue Ordnung der Dinge gewöhnen; waren ihrer gleich mehr als eine Million beiderlei Geſchlechts bereits aufgerieben worden, ſo folgte doch Aufſtand auf Aufſtand, und jeder endete mit Mord, Flucht oder Vertreibung. Nur der Han (Khan) der Türbet behauptete ſich durch Feſthalten an China.

So endete das Reich der Soongaren. Ihr Land wurde unter dem Namen „Land der neuen Grenze oder Provinz des Himmelsgebirges im Norden (Thian-Schan-Pelu)“ dem chineſiſchen Reiche einverleibt, und es entſtand 2) die Provinz oder das Gouvernement Ili. Dieſes grenzt öſtlich an den zur Provinz Kanſu gehörigen Canton U-rum-tſi — ihr öſtlichſter Punkt iſt der Canton Boro-burgaſſu am Boro-talſee —, nördlich an die Provinz Tarabachatai (Tarbakhatai), die jedoch Andere als einen zum Iligouvernement gehörigen Canton nennen, ſodaß dann das ruſſiſche Gebiet als die nördliche Grenze anzunehmen ſein würde, und an den Bhalkhaſch, welcher es von der mittlern Kirgiſenhorde ſcheidet, nordweſtlich an den Tſchuifluß, durch welchen die Provinz, ſowie weſtlich durch das Zimbulgebirge und den Steppenfluß Talas von der großen Kirgiſenhorde getrennt wird, ſüdweſtlich an Inggar an der Grenze der öſtlichen Burut, ſüdlich an die Thian-Schankette, über welche die Kunſtſtraße nach Peking führt, und die es von den zum Lande Turfan gehörigen Khanaten Kutſché und Akſu ſcheidet. Vom Ili durchſtrömt und von den bereits unter Nr. 1 genannten

5) Rehmann a. a. O. S. 409.

6) Unter dem Galdan-Tſéreng beſtanden vier Ölöthſtämme, welche eigne Fürſten hatten, die den Titel Laté führten. Dieſe Stämme zerfielen wiederum in 21 Horden, deren Häuptlinge Ngan-ki genannt wurden. Khien-long ſtellte dieſe Verfaſſung wieder her, doch nannte er die Laté Han, die Häuptlinge Pulo. Jene Würde war erblich, die Einſetzung dieſer hing von der Regierung ab. Der Han der Tſcholos erhob zuerſt die Fahne des Aufruhrs, ihm folgte der Han der Huentéhe, und dieſem der Han der Chonoté. Ihr Schickſal iſt im Texte angegeben.

Digitized by Google

Flüſſen bewäſſert, iſt die Provinz reich an Seen, zu welchen außer dem Bhalkhaſch [7]) im Norden und Sarimbor [8]) im Süden noch der Alaktughal= [9]), Kiurgha= und Tuskulſee [10]) gehören, und viele Sümpfe, welche mit Schilf und Rohr beſtanden, wilden Schweinen und anderem Wilde zum Aufenthalte dienen, finden ſich im Weſten der Provinz. Die Gebirge, ſowie der nordöſtliche Theil des Landes, ſind theils mit Hochwald bewachſen, theils wie die zwei Stunden öſtlich von der Stadt Ili liegenden Khongor= (Kungur=)gebirge reich an Eiſen und Kohlen, oder wie die Ha=ſchiberge reich an Silber [11]) und wilden Thieren. Der Habda=haiberg im Norden des Ili ſoll ſchädliche warme Quellen, wahrſcheinlich Schwefelquellen, denn dieſe wie andere Mineralquellen ſind auch in einigen benachbarten Provinzen häufig, entſpringen laſſen, die Zirpahan= und Kaſemukſchiberge tragen Pflaumen= und Birnbäume — die urſprüngliche Heimath dieſer dürfte alſo vielleicht hier zu ſuchen ſein — und heilſame Kräuter, was auch von den Tarzibergen gilt. Auf dem Berge Aramuna entſpringt der Uharlik, welcher ſich mit dem Ili vereinigt; die Mohavaitu= und Kutſchetomuberge dienen dem Viehe, ſchädlichen Schlangen und Ottern, woraus Haſſel unbegreiflicherweiſe Fiſchottern gemacht hat, zum Aufenthalte. Außer den bereits genannten Thieren finden ſich noch gelbe und ſchwärzliche Bären, Wölfe, die Saigaantelope, Rehe, wilde Schafe (Musimous, Argali) [12]) und wilde Ziegen, die erſtern auf der öſtlichen, die letztern auf der weſtlichen Seite des Ili, Baumhennen und eine grüne Krähenart. Der Ackerbau, welchen die Chineſen eingeführt haben, wird vorzüglich in der großen, weiten, im Süden des Ili liegenden Ebene, doch auch um Ili und andere Städte betrieben. Man gewinnt Reis, Gerſte und Hirſe, die Getreideernten reichen jedoch kaum für die Erhaltung der Truppen hin. Überhaupt iſt der Ackerbau noch im Beginnen, und jetzt vielleicht wieder vernichtet. Dagegen finden ſich herrliche Weiden und Triften, welche die Regierung zum Theil für ihre unter militairiſchen Wächtern ſtehenden Stutereien benutzt. Die Rindvieh= und Schafzucht iſt wider Erwarten unbedeutend. Der innere Handel beſchränkt ſich auf Pferde und Rindvieh, und die Kirgiſen, welche von der Regierung Bäſi [13]) genannte Zeuche als Zahlung erhalten, treiben den Handel mit dieſen Thieren, ſowie mit Schafen, im Großen. Von Außen bringen die Kaufleute aus Indien und Kaſchemir, wenigſtens war dies ſonſt der Fall, mittelmäßige Muſſeline, halbſeidene und halbbaumwollene Stoffe, indiſche Kattune und andere gewebte Zeuche [14]). Die Ruſſen, deren früher ganz beſchränkter Handel ſeit 1811 nach Putimstev's Berichte etwas freier geworden iſt [15]), liefern hauptſächlich Tuch und Leder, wofür ſie die erwähnten Stoffe, ſowie gemeinen Ziegelthee (Kirpitschnoi Tschei) [16]) und grünen Büchſenthee (Baichua und Tschuelan), die einzigen Sorten, welche in Ili zu bekommen waren, eintauſchten. Die Zahl der Bewohner dieſes Gouvernements iſt verhältnißmäßig noch ſehr gering. Sie beſtehen außer den Reſten der bei der Eroberung des Landes faſt ganz vertilgten Dſungaren, theils aus hierher verpflanzten Coloniſten, theils aus freiwillig Eingewanderten und ihren

7) Dieſer ungefähr 30 geogr. M. ausgedehnte See führt nach A. v. Humboldt in der Irtiſchgegend allgemein den Namen Tengis, d. i. das Meer. Andere nennen ihn Ak-Tengis, d. i. das weiße Meer, oder Ala-Denghis, d. i. das bunte Meer. Die Benennung Palcati-Nor bei d'Anville iſt von den Kalmücken entlehnt, welche ihn Bhalkhaschi-Nor, d. i. das große Waſſer, nennen. 8) Nach Andern heißt dieſer drei geographiſche Meilen lange und zwei geographiſche Meilen breite See Sairamkul, Sayrumkul, und nach einer Sage ſoll in ihm ein einhörniger Geiſt hauſen, welcher ſich vor Regen und Ungewittern zeigt. 9) In dieſem See, welcher von Norden nach Süden ſieben geographiſche Meilen breit und von Oſten nach Weſten 14 geographiſche Meilen lang ſein ſoll, findet ſich ein hoher, ausgebrannter Vulkan, Namens Aral=tübe. Nach Klaproth hat dieſer See bei den Mongolen früherhin Gourghé-Nor, d. h. See der Brücke, geheißen, und nach demſelben nennen ihn die Kirgiſen Ala-kul oder Alak-kul, d. i. bunter See, ſeinen größern öſtlichern Theil aber Alak-tugul-Noor, d. i. See des bunten Stiers. Nach Andern beſteht derſelbe aus zwei Seen, dem weſtlichen Alak=tugul und dem öſtlichen Ala=kul. Vgl. Ritter a. a. O. S. 415. 10) Die Kirgiſen nennen ihn Tuz-kol, d. i. Salzſee, dem das chineſiſche Han=Hai entſpricht. Die Kalmücken geben ihm den Namen Temurtu-Nor, d. i. der eiſenhaltige See, wegen der Eiſenminen an ſeinen Ufern. Bei den Türken heißt er Isse-kul, d. i. warmer See, was auch das chineſiſche Je-Hai (ſprich Dſche=Hai) bedeutet. Nach Caravanenberichten hat er eine Länge von 180 und eine Breite von 50 Werſt. Nach der japaniſchen Encyklopädie beträgt ſein Umfang 500 Li oder 37½ geographiſche Meilen. Vgl. Ritter a. a. O. S. 383. Mémoires relatifs à l'Asie. Tom. II. p. 358. 416. 11) So muß Ili das zur Löhnung der in der Provinz Tarbagatai liegenden Truppen nöthige Silber liefern. Dagegen fehlte es 1774 in Ili ſo ſehr an kleinen Kupfermünzen, daß die Städte Akſu, Yarkend und Bugur ſtatt des Getreides 8000 Kin Kupfer liefern mußten, um dieſem Mangel durch die Münze in Ili abzuhelfen. 12) Die Chineſen nennen ſie Lyng=yang. Sie haben lange Köpfe, welche bei den Widdern mit großen gewundenen Hörnern verſehen ſind, und äußerſt warme Pelze.

13) Bäs (Bèz), Bias, bei den Kalmücken Bös, iſt ein ungeglättetes weißes Baumwollenzeuch, welches durch Waſchen und Bläuen oder Klopfen ſehr zart wird. Die beſte Sorte davon heißt Schanskiya oder Sary=bäſi und wird vorzüglich in Akſu verfertigt. 14) Dieſe Waaren gelangen nach Ili durch die große über den Thian=Schan führende Handelsſtraße nach Yarkend, Khotan, Khaſchgar, Akſu und die ſüdliche Bucharei. Die Zollhäuſer dieſer Städte erhalten von 30 Zeuchſtücken eins. Pferde und Kameele ſind abgabenfrei. 15) Da die Einführung ruſſiſcher Waaren in das chineſiſche Reich officiell nur über Kiachta erlaubt iſt, ſo iſt der Handel mit Ili von dieſer Seite nur ein Schmuggelhandel, der unter dem Namen der Kirgiſen khana geführt und von dem Dſiangghiün in Ili zwar im Stillen gebilligt wird, aber ebendeshalb mit bedeutenden Opfern erkauft werden muß. Der Gouverneur erhielt von Putimstev, dem man geradezu erklärte, daß man für Nichts Nichts thue, Waaren zu einem Werthe von 700 Rubel, die übrigen Beamten ein jeder vier Stück Sary=bäſi, 140 Rubel, an Werth. 16) Dieſer Ziegelthee, bei den Chineſen Tſchu=andthee, vertritt faſt in der ganzen Mongolei das baare Geld. Er beſteht aus ſchlechtem, ſchwarzem und grünem Thee, zu welchem noch die Reſte anderer Sorten und ſelbſt fremdartige Pflanzentheile gemiſcht werden. Durch Schaf= und Ochſenblut gibt man ihm diejenige Feſtigkeit, welche erfoderlich iſt, um ihm ziegelförmig gleich Bouillontafeln zuſammenzupreſſen. Als ſich Rehmann in Urga aufhielt, erhielten die Soldaten alle zehn Tage ihren Sold in Ziegeltheetafeln ausgezahlt, und dieſer Umſtand hat den Gebrauch des Thee's unter den Mongolen allgemein gemacht.

Digitized by Google

Nachkommen. Gleich nach der Beſitznahme legte China zwiſchen den Städten Ili und Kaſchemir Verbrechercolonien an, indem es jährlich 2000 Mann aus ſeinen Gefängniſſen ſendete, von denen die minder Betheiligten Ackerbau treiben, die ſchwer Betheiligten Zwangsarbeiten verrichten mußten. Zum Anbau der Kronländereien auf der großen, weiten Ebene im Süden des Ili wurden ferner 6000 turkeſtaniſche Familien beſtimmt, ſowie auch jede der damals gleichfalls eroberten Städte Khasgar, Khotan, Kutſché, Üſchi und Turfan 1000 Mann zu dieſem Zwecke ſenden mußten [17]). Im J. 1771 erhielten hier 50,000 Turgutenfamilien, welche ſich ſelbſt auf 300,000 Mäuler angaben, nach ihrer Flucht aus dem ruſſiſchen Gebiete, ihre Wohnſitze, was 1772 gleichfalls mit einigen Horden der Buriät, der zerſprengten Ölöth und den Reſten der Turgut der Fall war, welche 30,000 Familien, oder 180,000 Köpfe ſtark, freiwillig die chineſiſche Grenze überſchritten. Außerdem ließen ſich 1000 Familien der kriegeriſchen Tſchihari- (Tſchahar-) Mongolen aus den Stämmen der Ölöth, Tſakhar, Schibé und Solon-Mandſchu an der Barluta, 1000 Familien, theils chineſiſcher, theils tatariſcher Abkunft an der Schalſa, 600 Solonen- und 400 Dauren- (Dakhar-) Familien am Khorgòs nieder, ſowie ſich Inder, Kirgiſen, Mongolen ꝛc. des Handels wegen in großer Zahl in der Provinz Ili aufhalten. Über die Abgaben, welche die Bewohner zu entrichten haben, herrſcht noch große Ungewißheit. Die mongoliſchen Kronbauern haben ein jeder für ſich ſtatt anderer Abgaben jährlich acht Säcke oder 260 Pfund Reis, Grütze, Gerſte, Hirſe oder Mehl in die kaiſerlichen Magazine zu liefern, aus welchen die Truppen der Provinz ernährt werden. Außerdem muß die Provinz nach Rehmann jährlich 8000 Pud oder 320,000 Pfund Silber liefern, auch ſchickt die Regierung jährlich einen General mit 500 Mann zur Bereiſung der Weſtgrenzen ab, um von den Kirgiſen und Buruten den Tribut einzuziehen, welcher in einer Kuh von 100, und einem Schafe von 1000 Stücken beſteht. Die Fürſten und Begs der Ölöth und Muhammedaniſchen Bewohner jener Gegenden müſſen jedes Neujahr wechſelsweiſe mit Geſchenken am Hofe zu Peking erſcheinen, die kirgiſiſchen Fürſten brauchen dies nur alle drei Jahre zu thun, und für die der Burut iſt gar nichts beſtimmt. Sie erhalten dafür Gegengeſchenke [18]), indem dem Hofe nur an ihrem Erſcheinen liegt, durch welches ſie ihre Abhängigkeit zu erkennen geben. Nach Putimsteo entrichten die Bewohner der Stadt Ili nach ihren verſchiedenen Profeſſionen gewiſſe Quantitäten Silber an den Schatz. Der Regierung des Landes ſtehen zwei Dſiangghiün (Dſchanngun) oder Gouverneure vor, deren einer ſeinen Sitz in Ili, der andere nach Putimsteo in Altguldſcha hat. Unter dem erſtern ſtehen ſämmtliche Nomadenvölker, welche in Tarabachatai und Urumtſi umherziehen, weshalb auch dieſe Provinzen wol zum Gouvernement, nicht aber zur Provinz Ili zu rechnen ſein dürften. Ihnen liegt die Rechts- und beſonders die Militairverwaltung ob, und es ſtehen ihnen fünf Galai-da oder Verwaltungsmitglieder, nebſt drei Ambans und 20 Beamten von hohem Range zur Seite. Die Ambans, welches Mandſchuwort ſo viel wie Großer des Reichs bedeutet, oder Ta-jins im Chineſiſchen, haben die Würde eines Generallieutenants, ſind aber Civilbeamte und ſtehen den Angelegenheiten der Chineſen, Muhammedaner und der Tupgan vor, doch iſt ihre Macht ganz von der des Dſiangghiün abhängig, welcher eine Leibwache von 120 Mann hat, von welcher 12 Mann mit Bogen und Pfeile zu beiden Seiten ſeiner Wohnung Wache halten.

Den Adel dieſer Statthalterſchaft bilden, wie überall im chineſiſchen Reiche, die Mandſchu. Alle hohen Ämter, die Aufſicht über den Handel, die Abgaben und den Schatz ſind in ihrem Beſitze, auch bilden ſie den Kern der Truppen, die außerdem noch aus einer den Koſaken ähnlichen Reiterei beſtehen, welche die Nomadenvölker der Provinz liefern, die ſich nie als Infanteriſten gebrauchen laſſen, da ſie ihre frühe Gewöhnung an das Reiten unfähig macht, auch nur einige Werſt zu Fuße zurückzulegen. Die geſammte Militairmacht, welcher die Vertheidigung der 12 Feſtungen und 30 Poſtirungen — acht dieſer letztern befinden ſich im Süden des Ili und ſie werden von 1000 in acht Banner vertheilte Sibéſoldaten, welche unter einem General und mehren Oberofficieren ſtehen, vertheidigt, 12 Militairpoſten und 30 Redouten findet man im Norden an der ſibiriſchen Grenze von den Tekes- und Talkibergen an bis Borotala und nördlich bis Tſchugutſchak, ſowie den Ili entlang — der Provinz obliegt, beſtanden 1811 aus 28,000 Mann, worunter ſich 4000 Mandſchu unter vier Generalen (Choſcho), deren jeder 10 Compagnien von 100 Mann befehligte, 6000 Ölöth, 6000 Mongolen vom Ili, 6000 Solonen und eine gleiche Anzahl Sibéſoldaten beſtanden. Ihr monatlicher Sold, welcher mit den bereits erwähnten 8000 Pud, zu welchen noch 500,000 Liang (etwa eine Million Thaler) Silbers, ſowie mehre Millionen Stücke gewebten Zeuches, als Satin, Taffet [19]) ꝛc. aus Peking mit dem Einkommen der Zölle auf Baumwolle und gewebte Stoffe der turkeſtaniſchen Städte kommen, beſtritten und in ungeprägtem Silber ausgezahlt wird, beſteht für die Mandſchu in 15—20, für die Übrigen in 10 Solotnik, wozu noch 30 Kin oder ruſſiſche Pfund Lebensmittel gereicht werden. Schwert, Bogen und Pfeile, auch wol Lanzen, deren ſich jedoch die Nomaden höchſt ungern bedienen, ſind die Hauptwaffen, welche dieſe Truppen führen, und die ihnen, ſowie die Pferde nur in Kriegszeiten von der Regierung geliefert werden. Der ſchlechten, lavettenloſen, eiſernen Kanonen bedient man ſich nur bei feſtlichen Gelegenhei-

17) Der Sohn tritt mit dem 20. Jahre in die Rechte und Verpflichtungen des Vaters ein, welcher im 50. Jahre keine Abgaben mehr zu entrichten hat.

18) Alle Mongolenfürſten haben ziemlich dieſelbe Verpflichtung. Die der ſüdlichen Mongolei erhalten für ein als Geſchenk übergebenes Pferd, ſowie für einen Falken oder abgerichteten Jagdhund zehn Unzen Silber und zwei Stücke Atlas, für ein Schaf ebenſo viele Unzen Silber und vier Stücke Nankin.

19) Die Regierung tauſcht für dieſe Zeuche Vieh von den Kirgiſen ein, verkauft dieſes dann meiſtbietend und verwendet das ſo gelöſte Geld auf die Truppen.

Digitized by Google

ten, ſowie zur Bezeichnung des Auf- und Untergangs der Sonne, des Thorſchluſſes und der Mitternacht, welcher zu Ehren man jedes Mal drei Schüſſe thut [20]).

Hauptorte der Provinz ſind: Altguldſcha oder Altili mit 150 Häuſern und 1000 Einwohnern; Kaſchmir oder Kaſchimir-kuré mit 3000 Häuſern und größtentheils chineſiſchen Einwohnern, in deſſen Nähe ſich die Bergflüſſe Sary-Bulak (gelbes Waſſer) und Bayanda vereinigen, zwei Meilen von Ili. Der Boden um dieſe Stadt iſt feſt und man findet hier Ulmen und Weiden. Über die Bayanda führt zwei Werſt von Ili eine ſteinerne, mit gutgearbeiteten Statuen geſchmückte Brücke, welche zu einem prächtigen Tempel auf der linken Seite des Fluſſes führt. Huinin im Oſten vom Ili, welches zugleich Feſtung iſt und 1900 Mann Beſatzung hat. Haſchi am gleichnamigen Gebirge, von Tataren bewohnt. Tardſi und Uharlik am Fluſſe dieſes letztern Namens; Hami und Akſu. Die Hauptſtadt iſt jedoch 3) Ili oder Ila [21]). Dieſe liegt unter 42° 46′ nördl. Breite und 80° 28′ öſtl. Länge nach dem pariſer Meridian auf dem rechten, hier ſehr hohen Ufer des Ilifluſſes, und iſt 1930 Li oder 145 geographiſche Meilen von Urum-tſi und 10,820 Li oder 810 geographiſche Meilen von Peking entfernt. Sie iſt mit einer 18 Fuß hohen aus Quaderſteinen erbauten Mauer umgeben, doch hat ſie weder Gräben noch andere Feſtungswerke, eine zweite zwei Fuß dicke und 600 Fuß lange Mauer ausgenommen, welche ſich dem Ili entlang zieht, aber mehr und mehr verfällt. Die Zahl ihrer größtentheils kleinen und unanſehnlichen Häuſer wird von Einigen auf 5000, von Putimſtev aber auf 10,000 angegeben, daher man auch wol die Zahl der Einwohner höher annehmen muß, als die gewöhnliche Annahme gibt, welche deren 20,000 rechnet [22]). Obgleich ſich hier einige prächtige Tempel, in denen täglich Schauſpiele und andere Volksbeluſtigungen angeſtellt werden, ſowie mehre Muhammedaniſche Moſcheen finden, ſteht die Stadt mit ihren engen und unreinen Straßen doch an Schönheit weit hinter Jerkim, Kutſché und andern Städten zurück. Ili iſt der Sitz der bereits erwähnten Verwaltungsbehörden, ſowie der Generale der obengenannten Truppenabtheilungen, und dient der chineſiſchen Regierung als Verbannungsort für ihre verdächtigen oder in Ungnade gefallenen Großen. Die Beſatzung, welche jährlich wechſelt, beſteht aus 3800 Mandſchutruppen mit 128 Officieren, welche die Regierung aus der Provinz Schenſi von Si-nganfu hierher ſendet; doch cantonnirt der größte Theil derſelben außerhalb der Stadt. Die größte Zahl der ge- und erwerbsfleißigen Einwohner beſteht aus Chineſen [23]), welche Handwerke betreiben, und Gold-, Schmiede-, Klempner-, Schloſſer- und Zimmermannsarbeiten verrichten. Die mongoliſchen Einwohner beſchäftigen ſich dagegen blos mit Ackerbau und Viehzucht. Zu dieſen letztern gehören auch die Tugean, welche in Sprache, Charakter und Laſtern den Chineſen gleichen, und dabei ſtolz auf ihre Abkunft von Tamerlan [24]) ſind. Ili iſt als Handelsort ſehr wichtig und bedeutend, weshalb es auch von Kaufleuten der verſchiedenſten Nationen ſtark beſucht wird [25]). Es gibt daher in der Stadt viele Gaſt- und Wirthshäuſer [26]), welche die Tupgan, die zugleich Kleinhändler und Gärtner ſind, unterhalten; Spielhäuſer und Theeſchenken finden ſich in allen Straßen, und ſie werden von Einheimiſchen und Fremden gleich ſtark beſucht. Es befindet ſich hier eine Münze, auch verfertigt man Pulver, zu welchem Kutſché den Salpeter liefert.

(*G. M. S. Fischer.*)

Ilia (Myth.), ſ. **Rhea Sylvia.**

ILIA, die Seitentheile des Unterleibes oder die Ge-

20) Ritter a. a. O. S. 413 fg. 21) Ili heißt bei den dortigen Kirgiſen und den Ruſſen gewöhnlich Gúldſcha, Guldſcha-kurá, Guldſcha-khainek, Kuldſcha, Kuldſa, Goldſa und Guldja, d. h. Bergziege, welches Thier ſich in dieſer Provinz häufig finden ſoll. Andere Benennungen ſind: Ilain-Chotò, Ilain-Balgassum, Ili-Balik, d. i. Stadt Ili (Y-ly). Die Muhammedaner nennen ſie Almalig. Unter dem Namen A-li-mali erwähnt ſie 1523 der Mongolenfürſt Hulagu Khan, als einen von Uiguren und Chineſen bewohnten Ort, und Ili iſt wahrſcheinlich auch das von den katholiſchen Miſſionairen erwähnte Cailac oder Cealac im Lande Organum, in welchem ſich Uiguren, Sarazenen und Neſtorianer fanden. Im J. 1335 machte der Florentiner Balduci Pegoletti Ili oder Armelecco (Armalicco) zu einer ſeiner Hauptſtationen. Im J. 1342 erlitten die Chriſten nach dem Berichte des Ungarn Elias unter dem Uſurpator Ali Soldan eine heftige Verfolgung. Im J. 1400 zerſtörte Timur-Khan Armalegh (Armalech). Späterhin hatten die Dſungarenfürſten hier ihre Reſidenz. Nach deren Sturze gab Khien-long der wieder aufgebauten Stadt den Namen Hoei-juan-tſchhing (Hui-juan-tſchin). Bei den Ruſſen heißt auch die Provinz oft Guldſcha. 22) Volger führt in ſeinem neueſten geographiſchen Handbuche wol irrthümlich eine Stadt Ili und eine Stadt Guldſcha an, und gibt der erſtern 75,000 Einwohner, der letztern aber 10,000 Häuſer.

23) Dieſe heißen gewöhnlich Kara-Kitat-Rogonluk nach der mongoliſchen Benennung der in Nordchina einſt herrſchenden Kara-Kitan oder Liaodynaſtie, welche 1125 geſtürzt wurde. 24) Ähnlicherweiſe ſagt Rehmann (Neue allgem. geograph. Ephemeriden 3. Bd. 3. St. S. 280): „Zwar machen alle Mongolen auf den Ruhm Tſchingis-Khan's Anſpruch und ſind ſtolz auf die Abkunft von dieſem Helden, oder ſeinen vorzüglichſten Waffengefährten, jedoch halten ſich die Chalkas-Mongolen vorzugsweiſe für ſeine Nachkommenſchaft," und S. 290 ſetzt er hinzu: „Es findet unter den Häuptern der mongoliſchen Völkerſchaften eine Art von Eiferſucht über die Ehre ſtatt, jenen Helden, der Aſien unterjochte und Europa zittern machte, zum Stammvater zu haben. Unter ihren Zelten und ſeit Jahrhunderten ruhig bei ihren Heerden lebend, wohnt doch noch in ihren Adern ein Nationalſtolz, der ſich mit den Erinnerungen an die Großthaten jenes Weltſtürmers nährt; an ihn ſchließt ſich die Kette ihrer Exiſtenz und ihrer Geſchichte an. 25) In den Jahren 1826 und 1827 brach, durch die Bedrückungen der chineſiſchen Großen hervorgerufen, ein furchtbarer Aufſtand im Süden des Thian-Schan aus, welcher ſich auch über Ili verbreitete, und äußerſt nachtheilig auf deſſen Handel und Ackerbau einwirkte. Ein Nachkomme der ehemaligen Herrſcher, Khodja-Djihangir (Chang-kih-wih in der Zeitung von Peking), ſtellte ſich an die Spitze eines Heeres von Taſchkentern, Khokanern und Kirgiſen, und überfiel die Chineſen, welche keine Zeit hatten, ſich nach Kaſchghar zu retten. Geſchlagen, zog ſich Khodja-Djihangir nach Badakſchan, kehrte jedoch bald mit einem Heere von 14,000 Mann zurück und eroberte und plünderte die Städte Kaſchghar, Yarkend und Akſu. China ſelbſt ſchien in Gefahr zu kommen, und nur den äußerſten Anſtrengungen der Regierung gelang es, Herr über die Rebellen zu werden, deren Anführer in einer Schlacht gefallen war. 26) Ein Zimmer koſtete monatlich nach Putimſtev ein Liang Silber oder 8½ Solotnik.

Digitized by Google

genden zwiſchen den untern Rippen und dem obern Rande des Darmſtückes des Hüftbeins (Iliacae regiones, die Hüft-, Lenden-, Weichen- oder Wampengegenden, die Dünnungen, die Flanken); auch wol (wie bei Celſus) der Raum zwiſchen den Rippen und der Schamgegend, oder ſelbſt in unbeſtimmter Bedeutung, und als Plural von Ileon, die Därme. (*Wiegand.*)

ILIA, eine von Leach aufgeſtellte Gattung der Krebſe (Crustacea, ſ. d. Art.), welche früher von Fabricius mit Leucosia verbunden ward. Sie gehört in die Gruppe der Decapoda (ſ. d. Art.), und zwar zur Abtheilung der Brachyura (ſ. d. Art.). Nach Latreille's Eintheilung war ſie ein Glied der Familie Orbiculata, und ebendahin zieht ſie auch Milne-Edwards, deſſen abweichende Gruppirung weiter unten im Artikel Inachus angegeben iſt.

Die Kreiskrabben, von Milne-Edwards nicht Orbiculata, ſondern Oxystoma genannt, zerfallen nach ihm wieder in vier Familien, welche ſind:

1) Leucosidae. Äußere Fühler verkümmert, keine Öffnungen zu den Kiemenhöhlen vor dem erſten Fußpaare.

2) Calappidae. Äußere Fühler klein, Kiemenöffnungen vor dem Grunde des erſten, ſtark zuſammengedrückten Fußpaares.

3) Corystidae. Äußere Fühler ſehr lang, Kiemenöffnungen ebenda, Hinterbeine mit den übrigen in gleicher Ebene und von gleicher Bildung.

4) Dorippidae. Äußere Fühler und Kiemenöffnungen der vorigen, aber die hinterſten Beine abweichend, nicht zum Gehen brauchbar und höher geſtellt, ſogar auf dem Rücken.

Die Gattung Ilia gehört zur erſten Familie, welche überhaupt die zahlreichſte iſt, und unterſcheidet ſich von den verwandten in folgenden Punkten: Bruſtpanzer kugelig, in der Kiemengegend aufgetrieben, mit deutlich abgeſetztem, aber kurzem Stirnfortſatze. Die Stirn in der Mitte tief ausgeſchnitten, daneben mit zwei kurzen, ſtumpfen, kegelförmigen Höckern, an deren Grunde nach Außen die durch eine tiefe Furche davon getrennten Augenhöhlen. Fühlergruben klein, ſchief geſtellt, ſodaß der äußere Winkel weit vor die Augenhöhlen vorſpringt. Mundrand dreieckig, durch einen ſcharfen vorſpringenden Rand von den Seitentheilen geſondert. Äußerer Lappen des letzten Paares der acceſſoriſchen Mundtheile gerade, ſtumpf am Ende, ohne Erweiterung nach Außen, vorn mit faſt geradem Rande. Vorderbeine ſchlank und ſehr lang, ungefähr zweimal ſo lang wie der Leib, die Schere in der Gegend der Flügel verdreht, ſodaß das Handgelenk eine ganz andere Richtung hat, als das der eigentlichen Schere; letzte ſehr ſchlank, mit ungleichen Zähnen in beſtimmten Abſätzen an den Innenrändern. Die folgenden Fußpaare ſucceſſiv kürzer, das zweite etwa halb ſo lang, als die Schere, ihr Endglied griffelförmig, etwas zuſammengedrückt. Am Hinterleibe des Männchens die drei mittlern Glieder verwachſen.

Die drei bekannten Arten dieſer Gattung bewohnen die Meere wärmerer Gegenden, und haben kaum die Länge eines Zolles. Die bekannteſte, Il. nucleus, hat an dem mit vielen kleinen ſpitzen Höckerchen beſetzten Bruſtpanzer zwei zuſammengedrückte Zähne über dem Hinterrande auf der Darmgegend, und zwei andere kegelförmige auf dem hintern Theile der Kiemengegend. Sie bewohnt die Küſten des Mittelmeeres, und iſt abgebildet von Herbſt, Krabben und Krebſe. I. Taf. 2. Fig. 14; von *Desmarest*, Consid. gén. pl. 27. fig. 3 und von Sulzer, Abgek. Geſch. der Inſekten. Taf. 31. Fig. 3. Bei der zweiten Art, Il. rugulosa, ſind die Höcker breiter und flach; *Risso*, Crust. de la Mediterr. pl. 8. fig. 9—12. Die dritte Art, Il. punctata, hat hinten am Panzer drei kegelförmige Zähne; ſie ſcheint an den Küſten der Antillen ſich zu finden. Herbſt a. a. O. I. Taf. 2. Fig. 15 und 16. (*Burmeister.*)

Iliade, ſ. Homeros und Lesches.

ILIAN (St.), eine Filialgemeinde des Stadtpaſtorats Weſterås in der ſchwediſchen Provinz Weſtmannland, benannt nach dem Biſchofe von Weſterås um 1160, Ilianus, der durch Ankauf mehrer Ländereien dieſes Kirchſpiel gründete. Hier liegt der Geſundbrunnen Emaus, aufgenommen 1746. Einwohnerzahl des Kirchſpiels 592 (wahrſcheinlich im J. 1825) *). (*v. Schubert.*)

Ilias (Iliade), 1) ſ. Homeros und Lesches. 2) Phrygiſche I., ſ. unt. Dares.

Iliberis (alte Geogr.), ſ. Illiberis.

ILICA. Nach Ptolemäus eine Stadt im Innern von Zeugitana in Afrika, ſüdlich von Hippo Diarhytus. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ilice, Ilici, Ilicias (alte Geogr.), ſ. Illice.

ILICINEAE. Dieſe von Ad. Brongniart (Annal. des scienc. nat. X. p. 329) gegründete und zu den Monopetalen neben die Sapoteae und Ebenaceae geſtellte Pflanzenfamilie, war von Juſſieu unter den Rhamneae begriffen, von Candolle zwar zuerſt (Théor. élém. p. 217) als beſondere Familie, Aquifoliaceae, betrachtet, aber noch neben die Rhamneen zu den Polypetalen geſetzt, neuerdings dann (Prodr. II. p. 11) als Gruppe der Celastrinae aufgeführt worden. Die hierher gehörigen Gewächſe ſind als Sträucher oder Bäume faſt über alle heiße und warme Länder verbreitet; am zahlreichſten finden ſie ſich im ſüdlichen Afrika und Aſien und im tropiſchen Amerika. Sie haben drehrunde oder viereckige Zweige, gegenüber- oder ohne beſtimmte Ordnung ſtehende, oft lederartige, einfache, ungetheilte, geſtielte, unbehaarte Blätter und keine Afterblättchen. Die Blüthen ſind zwitterig, oder durch Fehlſchlagen eingeſchlechtig, regelmäßig, einzeln oder büſchelweiſe in den Blattachſeln ſtehend; die Blumen klein, weiß, grünlich, ſelten roth. Der Kelch iſt frei, klein, vier- oder fünfſpaltig, ſtehenbleibend; die vier oder fünf unter dem Fruchtknoten eingefügten, mit den Kelchabſchnitten abwechſelnden Corollenblättchen ſind oft zu einer radförmigen Corolle mit einander verwachſen; die Knospenlage iſt bei Kelch und Corolle dachziegelförmig. Die Staubfäden, ebenſo viel

*) Nach Tuneld 2. Bd. 8. Aufl. 1828.

Digitized by Google

als Corollenblättchen, ſind abwechſelnd mit dieſen eingefügt, und oft an der Baſis mit denſelben verwachſen; die Antheren aufrecht, zweifächerig; die parallelen Fächer in einer Längsritze aufſpringend. Der Fruchtknoten, aus zwei bis ſechs (meiſt drei bis fünf) zuſammengewachſenen Eierſtöcken beſtehend, iſt zwei- bis ſechsfächerig; in jedem Fache hängt ein Eichen von der Spitze herab. Zwei bis ſechs einfache, oft mit einander verwachſene Narben ſtehen entweder vermittels kurzer Griffel, oder unmittelbar auf dem Fruchtknoten. Die Steinfrucht enthält in einer fleiſchigen Hülle zwei bis fünf holzige oder faſerige, nicht aufſpringende, einſamige Steinkerne. Die Samen hängen von der Spitze herab, indem ſie an einem ſehr kurzen, becherförmigen Keimgange ſitzen; ſie beſtehen aus fleiſchigem Eiweißkörper, in deſſen Längsaxe der kleine, gerade Embryo umgekehrt liegt.

Mit Gewißheit ſind hierher zu zählen die Gattungen: Ilex *Lonicer.*, Cassine *Linn.*, Hartogia *Thunberg.*, Curtisia *Aiton.*, Myginda *Jacquin.*, Prinos *Linn.* und Nemopanthes *Rafinesqu.*; als zweifelhaft: Sphaerocarya *Wallich.*, Botryceras *Willdenow.*, Skimmia *Thunb.* und Lepta *Loureir.* — Brexia *Noronh.*, welche Bartling (Ord. natur. p. 377) hierher zieht, bildet nach Lindley eine eigenthümliche Familie, Brexiaceae (ſ. Rhamneae).

Die Heilkräfte der Ilicineen ſind bis jetzt wenig erforſcht. Die Blätter von Ilex Aquifolium ſind bitter, ſchleimig und diuretiſch; die Beeren derſelben Art und die Blätter von Ilex vomitoria gelten für brechenerregend; die Blätter von Myginda Gongonha ſind diuretiſch, die von Ilex paraguariensis aromatiſch und bitter; Blätter und Rinde von Prinos verticillatus werden als in hohem Grade adſtringirend, toniſch und antiſeptiſch gerühmt. (*A. Sprengel.*)

Ilicioides *Dum. Cours.*, ſ. Nemopanthes.

ILIENSES. Unter den Völkerſchaften, welche in alter Zeit die Inſel Sardo (Sardinien) bevölkert haben ſollen, führt Pauſanias in Phocicis oder B. X. Cap. 17 auch nach der Einnahme von Troja oder Ilium entflohene Troer oder Ilier (lat. Ilienses) an. Noch zu ſeiner Zeit hätten ſie den Namen gehabt. Mannert bezweifelt dieſe Angabe. Deſſenungeachtet findet ſich der Name Ilienses als Name einer ſardiniſchen Völkerſchaft bei Plinius, Mela und Livius; ſ. auch den Art. Ilium ſo viel als Troja. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILIENWORTH, Königr. Hanover, Land Hadeln, Kirchſpiel an der Medem, beſtehend aus den Ortſchaften Oſter- und Weſterilienworth, zuſammen 280 Wohnhäuſer, 1360 Einwohner. (*Crome.*)

Iligali, Name einer Art Ente in Korea, ſ. Ente.

Ilii os (Ileum os), ſ. unt. Hüftbein.

ILJINSKISCHE (d. i. Elias-) FESTUNG, eine wegen der Kirgiſen und anderer roher Nachbarvölkerſchaften in dem Gouvernement Orenburg in Rußland, am Fluſſe Urgl im J. 1742 angelegte Citadelle. Den Namen Elias-Feſtung bekam ſie daher, weil ihr Bau auf den Eliastag beſtimmt und angefangen wurde. Es liegen zur Beſatzung zwei Compagnien Dragoner und eine Compagnie Infanterie in derſelben. (*J. C. Petri.*)

ILIMSK, eine kleine Stadt am Ilim im irkutzkiſchen Kreiſe der gleichnamigen ruſſiſchen Statthalterſchaft, in einer Ebene, mit 120 Häuſern, drei Kirchen von Holz und 620 Einwohnern, die Ackerbau und etwas Kramhandel treiben. In den Umgegenden gibt es Wölfe, Bären, Elenne, Zobel, Füchſe, Haſen, Hermeline ꝛc. (*J. C. Petri.*)

ILINIZA (Eleniza, richtiger Illinhi), Berg von 2717 Toiſen Höhe über dem Meere, in der Provinz Quito. Seine Spitze erſcheint zweigipfelig. Er liegt am weſtlichen Rande der Hochebene, zwiſchen dem Corazon und Tagualo. (Vergl. Quito.) (*E. Pöppig.*)

ILION. Unter dieſem Namen und in dieſer Schreibweiſe ſtatt Ilium führt Livius (XXXI, 27) eine Stadt Macedoniens an, die wegen ihrer Namensähnlichkeit mit der bekannten aſiatiſchen, wie Livius ſelbſt bemerkt, bekannter war, als wegen ihrer ſonſtigen Eigenſchaften als Stadt: nomen propter alteram in Asia urbem, quam oppidum, notius. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILIONA, Tochter des trojaniſchen Königs Priamus und der Hekuba, war vermählt an den thrakiſchen König Polymneſtor, und gebar dieſem einen Sohn, Deiphilus, gab aber letztern für ihren jüngern Bruder Polydorus aus, welchen ihre Ältern derſelben zur Erziehung anvertrauten. Sie wußte ihr Vorgeben ſo glaublich zu machen, daß ſich ihr eigener Gemahl täuſchen ließ, und den wirklichen Polydorus für ſein Kind, den Deiphilus aber für ſeinen Schwager hielt. Ihr Zweck, das etwa dem Einen oder dem Andern drohende Unheil dadurch abzuwenden, wurde nur bei dem Bruder erreicht, aber zum Nachtheile ihres Sohnes. Nach Troja's Eroberung wurde nämlich dem Könige Polymneſtor von Seiten der Achiver eine Summe Goldes und Agamemnon's Tochter Elektra zur Gemahlin verſprochen, wenn er Polydorus, Priamus' Sohn, wolle umbringen laſſen. Er ging auf den Vorſchlag ein, und tödtete im vermeintlichen Polydorus den eigenen Sohn. Polydor ſelbſt aber, durch ein Orakel belehrt, daß ſeine Vaterſtadt verbrannt, ſein Vater getödtet, und ſeine Mutter Sklavin ſei, wurde durch dieſe Angabe unruhig, weil ſie ſich unter der Vorausſetzung, daß er Polymneſtor's Sohn ſei, offenbar als falſch erwies, und erfuhr auf Befragen der Iliona die wahre Lage der Dinge. Nach dem Rathe ſeiner Schweſter blendete er hierauf ſeinen Schwager Polymneſtor und tödtete ihn [1]. Auch wird von ihr erzählt, ſie habe ſich aus Kummer über das Schickſal ihrer Ältern ums Leben gebracht [2], oder nachdem ihr Gemahl ſie verſtoßen gehabt [3]. Aus *Cic.* Acad. II. c. 27 und *Horat.* Serm. II, 3, 60 hat man geſchloſſen, daß Iliona nicht blos der Name von Hekuba's Tochter, ſondern auch von Hekuba ſelbſt geweſen ſei. Zur Zeit des Auguſtus ſchrieb M. Pacuvius eine Tragödie Iliona. (*R.*)

ILIONENSES. Unter den Städte- und Völkerna-

---

1) *Hygin.* fab. 109. 2) *Hygin.* fab. 243. 3) *Servius* ad *Virg.* Aen. Lib. I, 654.

Digitized by Google

men (d. h. Einwohnernamen) Latiums führt Plinius (III, 5) auch die Ilionenses auf; in ihrer Nähe ſtehen die Lavinii, Einwohner von Lavinium. Da nun eine Stadt, wovon die Ilionenſes benannt ſein könnten, in Latium ſonſt weiter nicht bekannt iſt, im Übrigen aber aus Livius (I, 23) erhellt, daß Lavinium von Trojanern bevölkert worden ſein ſoll, ſo könnte man mit Hardouin (zu der Stelle des Plinius) verſucht werden, Ilionenses als Prädicat zu Lavinii zu faſſen; man dürfte nur das Komma zwiſchen beiden Wörtern ſtreichen: Ilionenses Lavinii. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILIONEUS nennt Ovid *) den jüngſten Sohn der Niobe, welcher um Schonung gefleht habe, als er geſehen, wie von Apollo's Pfeilen getroffen, ſeine Brüder todt hinſanken. Die Bitte geſchah aber zu ſpät; denn der ihm beſtimmte Pfeil war ſchon abgeſchoſſen. Doch erwies ihm Apollo noch die Gunſt, ihn durch die leichteſte, am wenigſten ſchmerzhafte Verwundung zu tödten. (*R.*)

ILIPA, 1) eine Stadt der Turduli in Hispania Baetica am Fluſſe Bätis, jetzt Guadalquivir, der bis dahin mit kleinern Schiffen befahren werden kann. Die Stadt lag ſüdlich von Corduba und nördlich von Hispalis, nach Plinius (III, 1) am rechten Ufer des genannten Fluſſes, und zum Gerichtsbezirk der zuletzt genannten Stadt gehörig. Nach Mannert iſt ſie die heutige Villa nuova del Rio, oder Alcoléa, welche ganz in der Nähe liegt; Ukert aber nach dem Vorgange Weſſeling's denkt an das heutige Pennaflor in der Nähe von Cordova. Zu bemerken iſt, daß Ptolemäus dieſes Ilipa das Große nennt, wegen eines andern Ilipa (ſ. d. folg. Art.); Plinius aber (III, 1), wenn die Lesart in dieſer Stelle richtig iſt, gibt ihm den Zunamen Italica, wofür jedoch in manchen Ausgaben Illa oder Ilia geleſen wird. Vgl. Ukert's Iberien. S. 54. 374. Nach Strabon waren in der Nähe reiche Silberminen, wie zu Siſapon. Vgl. Lib. III. p. 142. edit. *Casaub.*

2) Nach Ukert richtiger Ilipla, und das Ilipula des Ptolemäus; eine kleine unbedeutende Stadt im Südweſten der Hispania Baetica, jetzt Niebla am Tintofluſſe. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILIPULA. Unter dieſem Namen, mit dem Zunamen Laus bei Plinius (III, 1), oder Magna bei Ptolemäus (II, 4), iſt eine Stadt in der Hispania Baetica zu verſtehen, wobei es aber unbeſtimmt bleibt, ob das heutige Granada, oder Villa nuova del Rio, oder Niebla am Tintofluſſe, oder, wie Reichard vermuthet, das jetzige Lora für das alte Ilipula Magna zu halten iſt. Neben dieſem Ilipula nennt Plinius in der angeführten Stelle noch eine Ilipula Minor, was Ukert für das jetzige Olvera, oder Lepa di Ronda bei Carmona hält. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILISCHE TAFEL (Tabula Iliaca). Gegen das Ende des 17. Jahrh. wurde bei einer Jagd in der Gegend, welche jetzt alle Frattocchie genannt wird, unweit von Albano, wo an der Appiſchen Straße die Ruinen eines alten Tempels ſichtbar ſind, von einem Kanonikus Spagna eine Platte aus Gyps gefunden, welche ein Basrelief in Stucco enthält. Sie kam an das Haus Spagna und von da als Geſchenk in das capitoliniſche Muſeum. Der Inhalt ließ ihr den Namen Tabula Iliaca ertheilen. Die erſte Abbildung und Erklärung lieferte Fabretti als Anhang zu Columna Trajana. p. 315 (Romae 1683). Dann gab Beger im Bellum et excidium trojanum (Berol. 1669) einzelne Gruppen in vergrößertem Maßſtabe. In natürlicher Größe finden ſich Abbildungen und Erläuterungen bei *Montfaucon*, Antiq. expliq. T. IV. P. 2, im Museum Capitolinum. T. IV. tab. 68 von Foggini, in *Millin*, Galer. mythol. CL. n. 558. Eine neue von Feodor gefertigte genaue Zeichnung erſchien in Tiſchbein's Homer. 7. Heft. S. 13, erläutert von Schorn. Das Basrelief iſt Fragment. Ein zu Verona befindliches ähnliches Bruchſtück, welches Montfaucon im 4. Supplementbande Pl. 38 bekannt machte, und Foggini im Mus. Capitol. als Vignette S. 356 wiederholt, durfte nicht als der mangelnde Theil betrachtet werden. Den Inhalt macht eine bildliche Darſtellung der Begebenheiten des trojaniſchen Krieges aus, nach Homer und andern epiſchen Dichtern und in über einander geordneten Linien. Die einzelnen Gruppen ſind mit Namen bezeichnet, und auf den leeren Räumen die Dichter genannt, deren Erzählung der Bildner folgte: Die Ilias nach Homer, die Äthiopis nach Arktinos, die ſogenannte kleine Ilias nach Lesches dem Pyrrhäer, die Zerſtörung von Ilion nach Steſichoros. Eine unvollſtändige Zeile enthält die Worte: lerne die Ordnung des Homer, damit du einſichtsvoll das Maß aller Weisheit beſitzeſt. Zwiſchen den beiden Abtheilungen der Tafel enthält der Pfeiler eine Inſchrift, welche den Inhalt des 7. bis 12. und des 16. bis 24. Geſanges der Ilias angibt. Daraus mit Schorn, Heeren, Böttiger und Andern zu ſchließen, dieſe Tafel habe in den Schulen der Grammatiker zum Unterrichte gedient, bleibt eine unſichere Vermuthung. Jeder Cyklus hiſtoriſcher Gemälde dient der Erinnerung und Belehrung; ſo auch dieſe Steingemälde, welche Barthelemy (Mémoires de l'Académie des inscript. T. XXVIII. p. 596) mit der Apotheoſe des Homer in eine Claſſe ſtellte. Am unrechten Orte wäre es, hier den Inhalt der einzelnen Streifen vollſtändig zu verzeichnen. Der oberſte Streif zur Linken befaßt die Begebenheiten, welche das erſte Buch der Ilias erzählt; auf der rechten Seite ſehen wir in eilf von Unten aufſteigenden Streifen den Inhalt der Geſänge *N* bis *Ω*. Auf der linken Seite unten beginnt in zwei Streifen die Darſtellung der Begebenheiten, die über Homer hinausliegen, mit der von Achilles getödteten Pentheſilea anhebend, dann der Tod des Achilles, und der raſende Aias, Gruppen des Eurypylos und Neoptolemos, des Odyſſeus und Diomedes, das hölzerne Pferd, des Priamos, der Kaſſandra. Höher geſtellt im mittlern Raume ſind Scenen aus der Eroberung und Zerſtörung der Stadt Troja vereinigt. Das Ganze endigt mit der Flucht des Äneas nach dem Abendlande: Die Abfahrt des Äneas. Aus dem Ganzen ſowol als auch aus einigen Abweichungen von der Homeriſchen Erzählung geht hervor, der Künſtler

*) Metamorphos. L. VI, 261 sq.

Digitized by Google

habe bei ſeiner Darſtellung die nach Troja's Zerſtörung erfolgte Flucht des Äneas und die Begründung Roms durch eine troiſche Überſiedelung als Endpunkt aufgefaßt, wobei ihm neben Homer die Dichtung des Steſichoros, oder auch des Virgilius vor Augen geſchwebt. Die Frage nach dem Urſprunge des Werkes wird mit Sicherheit kaum entſchieden werden können. Die Auffaſſung der griechiſchen Nationalſage, die Benutzung der griechiſchen namhaft gemachten Dichter und die künſtleriſche Behandlung läßt auf der einen Seite einen griechiſchen Urheber vorausſetzen; darin aber, daß Äneas endlich als Hauptheld hervortritt und deſſen Abfahrt nach dem Abendlande (Heſperien) namentlich bezeichnet iſt, erkennt man römiſche Motiven. Dieſer nicht ſchwer zu erfaſſende Zuſammenhang des Ganzen blieb Niebuhr nicht unbekannt, und Welcker verfolgte in Annali dell' instituto de correspondenza 1829. p. 227 dieſe Anſicht bis ins Einzelne, wobei wir jedoch vorſichtig nicht von Vorausſetzungen ausgehen dürfen, wie in den Beweiſen, daß der Künſtler nur Steſichoros' Gedicht vor Augen gehabt habe. Auch dürfen die Reihen der aus Homer's Iliade entlehnten Scenen nicht als bloße Zugabe für das Mittelfeld, welches die Eroberung Troja's in ſich faßt, betrachtet werden. Das Ganze iſt epiſche Darſtellung; in ihr nimmt die Zerſtörung der Stadt einen größern Raum der einen Seite ein. Das Ganze macht eine reiche, doch nicht einheitsvolle Compoſition aus. Von der bald mehr, bald weniger gelungenen Gruppirung läßt ſich ebenſo wenig eine Schlußfolge auf Vorbilder vorzüglicher Meiſter entnehmen, als die ſpecielle Vergleichung, welche Böttiger zwiſchen den Gemälden des Polygnotos, welche Pauſanias beſchreibt, in der iliſchen Tafel aufſtellte, zu keinem Reſultate führt; denn die troiſchen Begebenheiten blieben Stoff für alle Maler und Künſtler, und die ganze Anordnung beurkundet weder eine unmittelbare Nachahmung großer Meiſterwerke, noch einen freieren Kunſtbetrieb der ältern Zeit. Wenn der von Wuth erfüllte Aias in derſelben ſitzenden Stellung hier wiederkehrt, wie derſelbe auf mehren geſchnittenen Steinen erſcheint, ſo war dies eine allgemein angenommene typiſche Form. Manches Sinnvolle läßt ſich im Einzelnen auffinden, und nicht geleugnet kann werden, daß dichteriſche Erfindung in dieſe plaſtiſche Darſtellung aus den Epikern übergegangen. Der Künſtler muß mit den alten griechiſchen Dichterwerken vertraut geweſen ſein. Schorn ſetzt die Entſtehung dieſes Kunſtwerkes, das auch in literariſcher Hinſicht ſeinen Werth behauptet, in die gute römiſche Kunſtzeit der erſten Kaiſer, wenn es nicht älterer griechiſcher Kunſt angehöre. Eine gleiche Behauptung zog Montfaucon aus den Schriftzügen der Buchſtaben *E. Σ. Ω.*, welche nach jener Zeit verändert worden ſeien. Welcker erkennt die Copie eines Gemäldes aus der Zeit des Julius Cäſar, in welcher der Maler Timomachus lebte. Schorn wollte überdies aus dem Orte, wo die Tafel gefunden worden iſt, entnehmen, daß ſie in den von Tiberius aufgebauten Grabmälern des Juliſchen Geſchlechts zum Schmuck aufgeſtellt geweſen ſei. Außer dieſer capitoliniſchen Tafel theilte Montfaucon (Supplem. T. IV. pl. 38) die oben erwähnten Fragmente einer ähnlichen Darſtellung mit, und wollte ſie als einen Theil der capitoliniſchen gelten laſſen. Sie befinden ſich in der Bibliothek zu Verona. Der Inhalt iſt ein gleicher, doch der künſtleriſche Styl ſehr verſchieden; auch hier iſt Erklärung in Schrift und Namen der Dichter beigegeben, in welcher Weiſe das Steingemälde von Herkules' Schickſalen in dem Muſeum Albani gefertigt. In Mitten der iliſchen Tafel lieſt man das Wort *ΤΡΟΙΚΟΣ*. Fabretti hielt es für die Benennung eines Gedichts, doch Tychſen und Böttiger verſtanden *κύκλος τροϊκὸς*, und Welcker ſah darin die Benennung des ganzen Gemäldes, nämlich *τροϊκὸς πίναξ*. Ob dieſe Bezeichnung aus einer Unterſcheidung von andern ähnlichen Bildern hervorgegangen, oder ſpeciell ſich auf die Gedichtswerke bezog, wer mag mit Gewißheit entſcheiden? Ein drittes ähnliches Fragment hat Choiſeul Gouffier in ſ. Voyage pittoresque. T. II. p. 346 mitgetheilt. Bei Montfaucon (Supplem. T. IV. pl. 36) ſehen wir in ſechs Steingemälden Scenen aus dem trojaniſchen Kriege ſinnvoll ausgeführt, wie die archäologiſchen Verzeichniſſe in einer großen Zahl von Kunſtwerken die Behandlung dieſes maleriſchen Stoffes nachweiſen. (***Hand.***)

ILISSIADES (*Ἐιλισσιάδες*), **ILISSIDES**, Beiname der Muſen, entlehnt von dem ihnen heiligen Fluſſe Iliſſus in Attika, an deſſen Ufer ihr Altar ſtand *). (*R.*)

ILISSUS (*Ἰλισσὸς* und *Ἑιλισσὸς*), 1) ein ſchlängelndes Flüßchen in Attika, entſprang oberhalb des Lykeion und des Gaues Agra, am Berge Hymettus, umfloß die öſtliche Seite der Stadt Athen und mündete in den Hafen von Phalerus. Nach Pauſanias (I, 19) nahm er den Eridanos auf, deſſen auch Platon im Kritias erwähnt. Unterhalb der Stadt vereinigt ſich der Iliſſos mit dem Kephiſſos, welcher an der weſtlichen Seite der Stadt herabfließt. Es iſt daher möglich, daß mit dem Eridanos der Kephiſſos gemeint iſt. Der Iliſſos hatte gewöhnlich nur wenig Waſſer, Sokrates im Phädrus des Platon watet mit ſeinem Schüler ohne Beſchwerlichkeit hindurch. An ſeinem Ufer ſtand ein Altar des Boreas, der hier die Orithyia geraubt haben ſollte. Auch die Muſen hatten an demſelben einen Altar, und erhielten daher den Beinamen Iliſſiades (*Ἰλισσιάδες*). Wahrſcheinlich war dies der Ort, den Plinius (H. N. IV, 11) locus Ilissos nennt. Vgl. *Suidas* V. *Ἰλισσός*. Am Iliſſos lag auch der Flecken Agra oder Agrä, wo die Demeter einen Altar hatte und die kleinen Myſterien gefeiert wurden. Das von Herodes Atticus wieder hergeſtellte stadium Panathenaicum ſchmückte ebenfalls ſein linkes Ufer. An demſelben wurde auch der Ort gezeigt, wo Kodrus getödtet wurde. Noch jetzt hat ſich ſein Name erhalten. Vergl. *Strab.* IX, 400. *Meursii* Athenae Atticae. p. 89 sq. *Dodwell*, Class. tour I. p. 469. 486.

2) Wird auch eine Stadt in Attika von Stephan von Byzanz I. genannt. Allein ſchon Meurſius hat gezeigt, daß an dieſer Stelle ſtatt *πόλις* geleſen werden müßte *ποταμὸς*, eine Correctur, welche auch Pinedo annimmt.

*) *Pausan.* Att. c. 19.

Digitized by Google

3) Ein Fluß, der die Inſel Imbros bewäſſerte (*Plin.* H. N. IV, 23). (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

ILISTRA (Ἴληστρα), wird als eine Stadt, die der Sitz eines Biſchofs war, in Lykaonia von Hierokles S. 676 angeführt. Da ſie nach Barattha oder Barate geſetzt wird, ſo muß ſie an der ſüdöſtlichen Grenze, öſtlich von Ikonium, gelegen haben. Sie iſt nicht weiter bekannt. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

Ilithyia (Mythol.), ſ. Eileithyia.

ILITHYIA *Latreille*, Schmetterlingsgattung aus der großen Familie der Motten (Tineodea *Nob.*, Tineites *Latr.*), mit denen Latreille auch die meiſten ſogenannten Zünsler und Lichtmotten (Pyralidae) verbunden hat. Die auf dieſe Weiſe ſehr umfangreiche Gruppe, über deren allgemeinen Charakter wir auf den Artikel Tinea verweiſen, zerfällt zunächſt in zwei Abtheilungen.

I. Stets vier deutliche Taſter; Flügel, dachartig in der Ruhe auf den Leib gelegt, bilden zuſammen ein Dreieck (Pyralis *Linné*).

II. Meiſt nur zwei deutliche Taſter, indem die innern oder Rüſſeltaſter ſehr klein und verſteckt ſind; Flügel um den Leib gerollt (Tinea *Linné*) oder doch an ihn angedrückt.

Die letztere Gruppe enthält die Gattung Ilithyia, und theilt ſich wieder in mehre kleinere Gruppen, nämlich:

A. Unterlippentaſter gerade ausgeſtreckt, die Rüſſeltaſter daher noch bemerkbar; und

B. Unterlippentaſter aufwärts nach der Kopfform gekrümmt, verſtecken die Rüſſeltaſter.

In der zweiten dieſer Abtheilungen gibt es wieder mehre Sectionen, unter denen ſich die erſte dadurch abgrenzt, daß bei ihren Gliedern die Unterlippentaſter zwar recht deutlich und groß ſind, aber doch über die äußerſte Grenze des Vorderkopfes nicht hinausreichen. Zu dieſer Gruppe, wohin außerdem noch die Gattungen Tinea und Yponomeuta (ſ. dieſe Art.) gezogen werden, gehört auch die Gattung Ilithyia. Sie unterſcheidet ſich von den beiden andern durch den ſehr deutlichen, mäßig langen Rüſſel und durch das letzte Lippentaſterglied, welches kürzer iſt als das vorletzte. Dazu kommt die Geſchlechtsdifferenz der Rüſſeltaſter, welche bei den Weibchen zwar nichts Beſonderes beſitzen, beim Männchen aber länger ſind als die Lippentaſter, am Grunde nackt, aber am Ende mit einem dicken Haarbüſchel bewachſen, der bei allen Arten eine goldgelbe Farbe hat. (Latreille hielt dieſen Büſchel irrig für einen Theil des Fühlers und ſagt, die Männchen hätten am Grunde des Fühlers einen Knoten.)

Die Typusart dieſer kleinen Gattung iſt: Crambus carneus *Fabr.* Entom. syst. Suppl. 470. 35. Tinea carnella *Linn.* S. N. II. 887. 353. *Schaeff*, Icon. Ins. Ratisb. tab. 147. fig. 2. 3. Hübner, Samml. Tin. tab. 10. fig. 66. p. 36. no. 21 und ebenda fig. 65. (no. 22). Tin. sanguinella. Zinken in Germar's Magaz. III. 128. 9. Phycis carnella. Dieſer in Teutſchland auf Waldwieſen nicht ſeltene kleine Schmetterling iſt am Kopfe, Rücken und der Flügelnaht citronengelb, ſonſt oberhalb blutroth, desgleichen die Taſter. Unterflügel, Leib und Beine ſind hellgrau, die letztern inwendig faſt weiß. Raupe und Puppe kennt man noch nicht, denn Fabricius' Angabe, daß ſie auf dem Wieſenklee (Trifol. pratense) lebe, lang behaart und ſchwarz ſei, iſt gewiß falſch. Übrigens ſcheinen außer dieſer Art nur noch vier dieſer Gattung angehörige bekannt zu ſein, nämlich Tin. palumbella *Fabr.*, Tin. ornatella *W. V.*, Tin. obtusella *Hübn.* und Tin. spadicella *Hübn.*, über welche man die oben angeführte Abhandlung von Zinken in Germar's Magazin III. S. 151. 154. 164 und 168 vergleiche. (*Burmeister.*)

ILITSCHEWSKIJ (Alexei Demjanowitsch), ruſſiſcher Dichter, geboren im J. 1802, geſtorben den 18. Oct. 1837 zu Petersburg im 35. Jahre. Mit allen Vorzügen des Lebens ausgeſtattet, hatte er ſich ſchon als Knabe das Bild eines vollendet ſchönen und geiſtig vollkommenen Weibes geſchaffen. Die Liebe machte ihn zum Dichter, während ſie ſeinen Körper aufrieb. Am Morgen des 18. Oct. ward er von ſeinen Freunden todt im Bette gefunden. Kein Symptom ließ ſchließen, daß er durch Selbſtmord geendet. Das Antlitz war ruhig; auf den Lippen ſchwebte ein Lächeln. Ein natürlicher und ſanfter Tod ſchien ihn der Erde entnommen zu haben. Auf dem Tiſche lag ein Papierblättchen, auf welchem geſchrieben ſtand: „Endlich habe ich den Gegenſtand meiner Liebe gefunden" *). (*Heinrich Döring.*)

ILITURGIS, auch ILLITURGIS, und nach Livius (XXIII, 49) ein Indeclinabile Illiturgi. Unter dieſem Namen iſt eine ziemlich große Stadt in der Hispania Baetica, nordöſtlich von Cordova, zu verſtehen, nicht weit von Caſtulo und Menteſa, fünf Tagemärſche von Neukarthago, an einem ſteilen Felſen in der Nähe des Bätis gelegen. Im zweiten puniſchen Kriege wird ihrer nicht ſelten von Livius gedacht, denn wegen einer an den Römern begangenen Treuloſigkeit ließ ſie Publius Scipio zerſtören und die Einwohner tödten. Vgl. *Liv.* XXIV, 41. XXVIII, 19. Später wurde ſie wieder aufgebaut und unter dem Namen Forum Julium eine römiſche Colonie. Nach Ukert lag ſie bei dem jetzigen Andujar, wo jetzt die Kirche St. Potenciana ſteht. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILIUM, 1) die berühmte kleinaſiatiſche Stadt. Aus dem Homer, Iliade und Odyſſee in mehren Stellen, iſt Ilium (gr. τὸ Ἴλιον) nicht nur im Allgemeinen als die Stadt Kleinaſiens bekannt, welche die Trojaner in zehnjährigem Kampfe mit den europäiſchen Griechen vertheidigten, zuletzt aber in Schutt und Staub verſinken ſahen, ſondern auch viele einzelne Details derſelben werden näher angegeben, ſodaß man von der äußerlichen Lage derſelben, von ihren nächſten Umgebungen und ſonſtigen Zuſtänden Mehreres erfährt. Durch den trojaniſchen Krieg, oder eigentlicher durch Homer, der dieſen beſungen hat, iſt dieſe Stadt ſo berühmt geworden, daß nicht blos einzelne Perſonen, ſondern ganze Völker, ſchon, wie man hört, im hohen Alterthume, ihre Verehrung des uralten Homeriſchen Iliums an den Tag gelegt haben. Und auch in den neueſten Zeiten hat ſich jene ausgeſpro-

*) ſ. Mitternachtszeitung. 1837. Nr. 192.

Digitized by Google

chen, namentlich in dem Enthuſiaſmus und dem Eifer, womit Einzelne, wie ganze Geſellſchaften, die Geſchichte und Topographie der trojaniſchen Ebene unterſucht und ſtudirt haben. Freilich, wenn auch längſt die ſichtbaren Zeichen dieſer Stadt, ſelbſt die Ruinen Iliums, vergangen ſind — etiam periere ruinae [1]) — ſo erinnert doch immer noch der Ruhm einer Ilias an die Bedeutſamkeit des Ortes, der ihr den Namen gegeben, und „ſo lange Tenedos, ſo lange Ida ſteht," wird des Mäoniden und Iliums Name fortbeſtehen [2]). Die ganze Umgegend der ehemaligen Stadt iſt gefeiert in Liedern und Sagen:

> Hic Dolopum manus, hic saevus tendebat Achilles,
> Classibus hic locus, hic acies certare solebant.
>
> *Virg.* Aen. II, 29. 30.

Um unſern Mittheilungen über dieſe Stadt eine paſſende Anordung zu geben, wollen wir Alles, was man hier erörtert zu ſehen wünſchen kann, in die drei Rubriken vertheilen: a) das Homeriſche Ilium; b) das hiſtoriſche Ilium; c) Literariſch-Hiſtoriſches über Ilium.

Es iſt keinem Zweifel unterworfen, daß nicht Alles, was im Alterthume von Ilium erzählt wird, von demjenigen Orte zu verſtehen iſt, welchen der mäoniſche Sänger beſchreibt. Dieſes Ilium iſt längſt untergegangen, ſeine Stätte kaum noch zu erkennen, lange ſchon lebt es nur im Liede [3]). Das wußten die Alten ſelbſt; denn Strabon, der ſich viel mit Unterſuchungen über das Homeriſche Ilium im 13. Buche ſeiner Geographie unter der Rubrik Troas beſchäftigt hat, berichtet, daß der Rhetor Lykurgos, den er zu den Neuern unter den Antiquaren ſeiner Zeit rechnet, geäußert habe: „Wer hätte nicht gehört, daß Ilium einmal von den Griechen zerſtört, ſeitdem nie wieder aufgebaut wurde?" Man ſah alſo die Wiederaufbauung der Stadt in nachhomeriſcher Zeit, wovon wir weiter unten reden werden, nicht für eine Reſtauration des uralten Iliums an. Ja man war ſogar mit einem Grunde bei der Hand, aus welchem ſich ergebe, warum man abſichtlich bei ſpäterem Wiederaufbaue der Stadt, die eigentliche, urſprüngliche Lage derſelben immer vermieden habe; denn Strabon bemerkt ausdrücklich, die, welche an den Wiederaufbau gedacht, hätten, nach der Vermuthung der Neuern, den alten Platz, aus Furcht, es möchte die Verwünſchung des Agamemnon gegen die Wiederaufbauer Troja's in Erfüllung gehen, aufgegeben und einen andern geſucht. Dieſe Verwünſchung, ſetzt er hinzu, ſei nach einer alten Sitte geſchehen, die auch Kröſos, indem er die Wiederherſteller der von ihm zerſtörten Stadt Sidena ebenfalls verfluchte, befolgt habe. Zudem, bemerkt Strabon weiter, habe ja der Dichter ſelbſt, was Troja anbetreffe, auf die gänzliche Vernichtung (ἀφανισμός) der heiligen Stadt hingewieſen, Il. VI, 448:

> „Einſt wird kommen der Tag, da die heilige Ilios hinſinkt!"

Was wir alſo leſen von einem Ilium zu den Zeiten des Xerxes, Alexander's des Großen und der Römer (wir erinnern an Fimbria und Sulla), das iſt nicht auf das Homeriſche zu beziehen. Ja es entſteht ſogar die Frage, ob es jemals ein Ilium, wie es Homer beſungen hat, gegeben habe; wir wollen damit nicht ſagen, als ob Homer ſein Ilium lediglich erdichtet, und ohne allen hiſtoriſchen Vorgang ſeine Relationen davon mitgetheilt habe; obgleich auch ſchon zu Strabon's Zeit dieſe Anſicht, wie über die ganze Ilias, ſo über die Stadt Ilium geherrſcht hat; wir wollen nur das behaupten, was ebenfalls Strabon und ſchon vor ihm Thucydides [4]) angedeutet haben: Das Ilium des Sängers braucht nicht grade eine Copie eines vorhandenen Iliums geweſen zu ſein. Wir dürfen auch hier an dieſelbe Freiheit des Dichters erinnern, welche Wiedaſch in ſeinen Vorerinnerungen zu den Anmerkungen bei ſeiner Überſetzung der Odyſſee (Stuttg. 1830. Bd. 3. S. 282 u. fg.) für denſelben überhaupt in Anſpruch nimmt, wenn er die oft nicht paſſende Wirklichkeit mit dem Homeriſchen Geſange ausgleichen will. „Der Dichter," ſagt er mit Recht, „darf nur als Dichter aufgefaßt werden. Die Sage, wie ſie vorliegt, würde als eine größtentheils ſchon bekannte wenig Intereſſe erwecken. Der Dichter muß ſie zur Anmuth geſtalten, muß erweitern und zuſammenziehen, muß verknüpfen und trennen, erfinden und umbilden, um den Reiz der Neuheit und Mannichfaltigkeit über ſeine Schöpfung auszugießen. Dieſelbe Freiheit des Bildens und Dichtens erſtreckt ſich auf alle Theile des Ganzen, und ſomit auch auf die Örtlichkeiten, in welche die Sage getragen wird; ſie ſchafft, wie anderwärts eine eigene geiſtige, ſo hier eine eigenthümliche, ſinnliche Welt, einen andern Himmel, eine unbekannte Erde mit neuen Ländern, Höhen, Tiefen, Meeren, Flüſſen ꝛc." So mag alſo das Homeriſche Ilium ſo wenig eines Originals, von dem die Hauptumriſſe der Dichter in ſein Gemälde trug, ermangeln, wie der ganze trojaniſche Krieg, welchen läugnen wollen, die Geſchichte verdrehen heißen würde; aber annehmen zu wollen, daß dieſer, wie jenes, eine treue Copie einer hiſtoriſchen Thatſache ſei, heißt das Weſen eines Dichters in das eines Schreibers verſetzen. Wir werden daher das Homeriſche Ilium am richtigſten das dichteriſche (poetiſche), oder wegen ſeines aus Wahrheit und Dichtung entſprungenen Grundes das mythiſche nennen.

Das mythiſche Ilium, bei Homer τὸ Ἴλιον, auch ἡ Ἴλιος, und bisweilen ἡ Τροίη, lag in der kleinaſiatiſchen Landſchaft Troas, die bald zu Phrygien, bald zu

1) Cf. *Demetrius* aus Skepſis bei *Strab.* XIII. edit. *Casaub.* p. 592: οὐδὲν ἴχνος σώζεται τῆς ἀρχαίας πόλεως. 2) *Ovid.* Am. I, 15, 9. 3) *Horat.* Od. III, 3 beſonders v. 18 sq.: Ilion, Ilion Fatalis incestusque judex Et mulier peregrina vertit In pulverem cet. *Virg.* Aen. I, 1. Ein Zeitgenoſſe des Horaz, Dionyſios Periegetes, ſingt in ſ. geogr. Gedichte V. 815 fg., nach Bredow's teutſcher Übertragung: „Ilios — die von Winden umtobte, Ilios, tapferer Heroen der Vorzeit glänzende Feſte, Ilios, welche erbaut Apollon und Poſeidaon, Ilios, welche zerſtört Athenäa's Zorn und der Here, am breitfließenden Xanthus und Simois, ſtrömend vom Ida."

4) Cf. *Strab.* VI. p. 345. edit. *Casaub.*: πάρεστι τῷ ποιητῇ καὶ πλάττειν τὰ μὴ ὄντα. *Thucyd.* I, 10: τῇ Ὁμήρου ποιήσει εἴ τι χρὴ κἀνταῦθα πιστεύειν, ἣν εἰκὸς ἐστὶ τὸ μεῖζον μὲν ποιητὴν ὄντα κοσμῆσαι κ. τ. λ.

Digitized by Google

dem bekannten Landſtriche Myſien gerechnet wurde. Die Grenzen oſtwärts nämlich waren nach Strabon's Angabe ſchwer zu beſtimmen, daher auch Troas bald eine phrygiſche, bald eine myſiſche Landſchaft genannt wird. Die Gegend, worin Ilium lag, wird Il. XXI, 558 Ἰλήϊον πεδίον (Ebene von Troja) genannt; gleichwol kann die Stadt auch hochgelegen αἰπεινή (Il. IX, 419. 686) und an vielen andern Stellen heißen, weil die ganze Fläche am Abhange des quellenreichen Ida, der im Nordoſten ſeinen höchſten Punkt (Gargara oder Cotylus, jetzt Kasdagh) hatte, gelegen war. Vgl. Il. XX, 216. Die ganze Gegend war eingeſchloſſen von zwei, im Homer ſehr geprieſenen Strömen, vom „tiefſtrudeligen, mächtigen Stromherrn, Xanthus im Kreiſe der Götter, bei Menſchen Skamandros" (Il. XX, 74), „und vom fluthenden Simoeis" (Il. VI, 4), die deshalb auch ſkamandriſche Wieſe: λείμων Σκαμάνδριος Il. II, 467), oder ſkamandriſche Ebene: πεδίον Σκαμάνδριον (Il. II, 463) heißt. Beide Flüſſe umfaßten die Ebene beinahe in ihrer ganzen Ausdehnung und vereinigten ſich unweit des Meeres (des Hellespontos, Il. V, 774). Wer von da auf zur Stadt, die nicht ſehr entfernt war, ſteigen wollte, mußte den Skamandros mehre Male paſſiren. Die Stadt beſaß eine Art von Burg, d. h. eine bebaute Anhöhe innerhalb der Ringmauern, welche Pergamon hieß, die die ganze, mit Mauern wohlverſehene Stadt (Ἴλιον εὐτείχεον), ſowie die Ebene beherrſchte (Il. IV, 508 u. a.). In der Nähe der Stadt kommen mehre, durch die homeriſchen Geſänge berühmt gewordene, Gegenſtände, Denkmäler, Plätze und dergl. vor. Hierher gehören die Grabhügel des Hector (Il. XXIV, 797), vielleicht innerhalb der Ringmauern; der Myrina, ganz nahe bei den Mauern (Il. II, 811 u. fg.); des Aſyetes, in einiger Entfernung von der Stadt und in der Nähe des Lagers der Griechen (Il. II, 792); des Ilus, am Wege von der Stadt nach dem Lager (Il. XI, 166. 371); ferner der gemeinſchaftliche Ehrenhügel der gefallenen Griechen; die Grabhügel des Achilles, Patroklos, Antilochos, beſonders des Ajar in der Ebene (Od. III, 109); der ſogenannte Throsmos, auch irgend ein Grabhügel; das Thal Thymbra, nicht weit vom Hügel des Ilos; der ſchöne Hügel Kallikolone, der ſich an den Ufern des Simoeis ausdehnte (Il. XX, 53. 151). An der weſtlichen Seite der Stadt war ein Thor, das ſkäiſche genannt; der Weg von da bis ans Ufer des Meeres war 30 Stadien lang, und ging vor einer Buche (oder beſſer Eiche), φηγός (Il. XXI, 549 coll. V, 693), einem „wehenden Feigenhügel," ἐρινεὸς ἠνεμόεις, einer Warte, σκοπιή, zwei ſchön ſprudelnden Quellen des Skamandros vorbei, wovon die eine beſtändig mit „warmer Fluth," die andere aber auch im Sommer „kalt wie der Hagel" fließt, denen nahe ſind „die geräumigen Gruben der Wäſche" (Il. XX, 145—154). Die Einwohner der Stadt, die Trojaner oder Τρωοί, oft auch Darbaner genannt (Ilieer oder Ilienſer iſt ein nachhomeriſcher Ausdruck) hatten ein Heiligthum der Pallas Athene, das bekannte Palladium, das vom Himmel auf die Erde gefallen ſein ſollte, und in einer Statue des Pallas beſtand. Man hatte aber nicht blos ein ſtehendes oder einherſchreitendes Bild der Athene, ſondern auch ein ſitzendes, denn auf dem Schoße der letztern legte Hekuba den Peplus nieder. Il. VI, 92 u. fg. 273. 303. Darum heißt Ilium ſo oft die heilige Ilios, Ἴλιος ἱρή. Der Urſprung, die Geſchichte der Einwohner, und das Ende dieſer Stadt iſt in das Gewand eines Mythos gehüllt, den Griechen und Römer, beide aus beſonderem Intereſſe, vielfach modificirten. Dahin gehören die Erzählungen von Teukros, einem Sohne des Skamandros und der Ida, der, wie Diodor ſagt, aus Phrygien, nach Virgil aber aus Kreta, in die Gegenden einwanderte, wo nachher Ilium oder Troja erbaut wurde, und als Gründer des Reiches angeſehen wird. Seine Nachfolger ſind die mythiſchen Könige Dardanos, Erichthonios, Tros, Ilos, Priamos. Der erſte von ihnen, der ſich mit der reichen Erbtochter des Teukros, mit der Aſia oder Bateia, vermählte, ſtammt aus Samothrake und gab Veranlaſſung zur Benennung Dardaner; der zweite, ein Sohn des Dardanos, bereichert die Einwohner durch Bergbau und beglückt ſie mit lange dauerndem Frieden; der dritte, der Sohn des Vorigen, wird als Erbauer der Hauptſtadt, die von ihm den Namen Troja führt, gerühmt, doch legte er zugleich den erſten Grund zum Untergange des kleinen Reichs, weil er Veranlaſſung zur Feindſchaft mit dem lydiſchen Fürſten Tantalos, dem Ahnherrn der Pelopiden, gab; dieſe vergaßen die ihrem Ahnherrn zugefügte Beleidigung nicht, und blieben der in Aſien erlittenen Unbill ſelbſt im Auslande, in Griechenland, eingedenk. An den vierten, deſſen Mutter die Kalirrhoe, eine Tochter des Fluſſes Skamandros iſt, iſt der Name von Ilium geknüpft [5]). Wahrſcheinlich hat er ſich große Verdienſte um Erweiterung und Verſchönerung derſelben erworben; die Sage läßt ihn aber auf Geheiß eines Orakels, wiewol ſchon Tros Troja erbaut hat, doch noch einmal die Stadt, die von ihm den Namen hat, erbauen, und ſie mit dem Palladium verſehen. Laomedon wird als Gründer der Mauern und der Burg Pergamon gerühmt; dabei unterſtützten ihn die Götter Apollo und Poſeidon; weil er aber den bedungenen Lohn den Göttern vorenthielt, ſo mußte er ſein Land überſchwemmt, und Menſchen und Heerden von einem Seeungeheuer verſchlungen ſehen; ſelbſt ſeine Tochter Heſione, die zum Raube für daſſelbe gefodert wird, kann er nur mit Hilfe des mit den Argonauten vorüberziehenden Herkules befreien, und weil er auch dieſem die verſprochene Belohnung vorenthält, ſo muß er den Helden aller Helden nach mehren Jahren zurückkehren, die Stadt einnehmen und plündern ſehen; ja er wird von demſelben ſogar mit vieren ſeiner Söhne getödtet. Der

---

5) Man weiß, daß die Griechen gern perſonificirten, d. h., viele geographiſche, hiſtoriſche oder mythologiſche Namen in ihrer etymologiſchen Entwickelung zuletzt auf eine Perſon zurückführten. Vgl. darüber unſere Note zu Aſia im Handb. d. alten Geogr. S. 137 fg. 2. Aufl. (Halle 1837). Darum muß Ilium von einem Ilos benannt ſein. Allein das wahre Etymon iſt wol ἰλύς, Schlamm, Sumpf, und erinnert an die ſumpfige Mündung στομάλιμνη des Simoeis, wie denn auch Herodot verſichert, Niederägypten ſei grade ſo angeſchwemmt, wie die Gegend von Ilium, ſie ſei alſo Sumpf. Cf. II. §. 10.

Digitized by Google

jüngſte der Söhne, Podarkes, wird von den Trojanern losgekauft, und heißt nun Priamos; er iſt der letzte der Könige, der, wiewol er ſonſt die Stadt ſchöner wieder herſtellte, auch mit neuen, ſtärkern Mauern verſieht, doch das Unglück von ihr nicht abzuwenden im Stande iſt, welches durch den Rachekrieg der Hellenen ihr und ſeinem Hauſe bereitet wird. Die neue Beleidigung, die durch den Raub der Helene den Griechen zugefügt wird, iſt die veranlaſſende Urſache zum Ausbruche des zehnjährigen Kampfes, der unter den Mauern Troja's ausgefochten wird. Ihn können wir hier nicht erzählen; aber ſein Ende führte auch das von Ilium herbei, das in nachfolgenden Zeiten häufig ein Gegenſtand des epiſchen Geſanges der Griechen geworden iſt. Wir erinnern nur an die Gedichte unter dem Titel *Ἰλίου πέρσις*, dergleichen von dem Sicilianer Steſichoros aus Himera gerühmt werden. Hier tritt uns auch eine wenigſtens aus dem Thucydides beglaubigte und darum gewöhnliche Jahreszahl entgegen, in welche der Untergang der Stadt geſetzt wird, nämlich **1184** vor der chriſtlichen Zeitrechnung.

Ilium war alſo gefallen; die meiſten Einwohner waren entweder getödtet oder ausgewandert; ein kleiner Theil derſelben hatte ſich in das nahe Gergithos, am Fuße des troiſchen Ida, nördlich vom Skamandros, gezogen. Myſier und Phrygier, früher Beiſteher der Trojaner, fanden ſich an der verlaſſenen Stelle, oder wenigſtens in ihrer Nähe ein, und gründeten, wie erzählt wird, eine Stadt, von der man ſich ſpäterhin einbildete, daß ſie immer noch die Homeriſche ſei. So waltete kein Zweifel ob, auf dem alten claſſiſchen Boden zu ſein, als Xerxes mit ſeinen ungeheuern Maſſen dahin kam, um in Ilium der iliadenſiſchen Minerva eine Hekatombe von **1000** Ochſen zu bringen. Dieſes Ilium, von deſſen Exiſtenz man zwar überzeugt iſt, das man aber nicht grade als eine Reſtauration des Homeriſchen anſehen kann, ſchon deshalb, weil es ſicher nicht ganz auf der Stelle des berühmten Iliums gelegen war, wie die Vergleichungen beider Städte aus Homer, Herodot (VII, 42. edit. *Casaub.*) und Strabon zeigt, wird mit Recht das hiſtoriſche genannt; weil aber in noch ſpäterer Zeit ſich an einer andern Stelle noch ein Ilium erhebt, ſo pflegt man es nicht ſelten das alte Ilium (Ilium vetus) in der Sprache der Geographen zu nennen, ohne damit anzudeuten, daß es auch das Homeriſche ſei. Nämlich ſo unbefangen, wie die Zeitgenoſſen des Xerxes, waren auch die Alexander's des Großen rückſichtlich des Glaubens, das Homeriſche Ilium und ſeine Stelle erreicht zu haben, als dieſer für Alles, was auf Homer Bezug hatte, begeiſterte König bei ſeinem Zuge gegen Perſien auf dem heiligen Boden der Ilias ein Opfer brachte und Veranlaſſung gab, daß ein kleiner, unbedeutender Flecken, den man für das Homeriſche Ilium hielt, zu einer anſehnlichen Stadt emporwuchs, die man nach Alexander's Zeiten für das wahre Ilium auszugeben um ſo weniger Bedenken trug, je mehr das jetzt ſogenannte Ilium vetus, das Xerxes beſucht hatte, in Verfall gerathen war. Als nämlich Alexander im ſogenannten Hafen der Achäer an dem rhöteiſchen Vorgebirge ans Land geſtiegen war, ſo begab er ſich auf den Weg nach Ilium. Sehr bald vom Ufer aus traf er einen Flecken, und in demſelben einen kleinen Tempel der Minerva. Die Prieſter deſſelben zeigten ihm viele heilige Reliquien angeblich aus dem Homeriſchen Ilium vor; das beſtimmte den macedoniſchen Herrſcher dieſen Tempel reichlich zu beſchenken. Vergl. *Arriani* Expedit. I, 11. §. 11 sq. Hier erhob ſich ein neues Ilium, zu welchem, was aber ſehr unwahrſcheinlich iſt, Alexander ſogar aus weiter Ferne im Oſten Aſiens einen Plan der Verſchönerung und Vergrößerung gegeben haben ſoll. Strabon nennt dieſes Ilium *τὸ Ἴλιον, ὃ νῦν ἐστι*, und nach lat. Ausdruck wird es Ilium novum genannt. Cf. *Strab.* XIII. p. 826 edit. *Casaub.* Es iſt ſo viel gewiß, daß um die Zeit Alexander's, und auch nachher noch lange eine Stadt Ilium in jenen Gegenden, wo Alexander und ſeine Feldherren den Homeriſchen Helden und der iliadenſiſchen Minerva Opfer gebracht hatten (cf. *Arrian.* l. c.), ſich ſehr hob, weil die Einwohner die Sage verbreiteten, auf der Stelle des alten Homeriſchen Iliums zu leben. Die Römer, welche dieſes Ilium kennen lernten, und einen Stolz darin ſuchten, ihren angeblichen Altvordern, den Trojanern, ſich dankbar zu beweiſen, trugen alles Mögliche dazu bei, jene Sage für gewiß zu halten, und die Stadt zu verſchönern, das Letztere um ſo mehr, da dieſelbe durch das Eindringen der Galater in Kleinaſien viel gelitten hatte. Und wenn einer ihrer eignen Feldherren, der Befehlshaber Fimbria, ſich ſo weit vergeſſen konnte, daß er dieſes Ilium mit Krieg überzog, daſſelbe eroberte und vielfach drangſalte, ſo iſt dies nur ein Beweis, wie weit die Rache geht. Denn Ilium war im Mithridatiſchen Kriege (87 v. Chr. Geb.) eigentlich dem Sulla ergeben; aus Rache gegen Sulla plünderte er nun das wehrloſe Ilium. Nachher aber erſetzte der mächtige Dictator demſelben Alles dreifach wieder, was es verloren und gelitten hatte. Ja, die Römer begünſtigten die Stadt ſo ſehr, daß ſie ſie nicht zu einer Colonie machten, ſondern — was viel mehr werth war — für abgabenfrei (immune) erklärten. *Plin.* V, 30. So ſorgten dieſelben für den Ort, den ſie für die Wiege ihrer Exiſtenz hielten! Da die Einwohner alle Heiligthümer der Umgegend in ihre Stadt zu vereinigen wußten, die auf den trojaniſchen Krieg ſich bezogen, dabei wahrſcheinlich von den Römern aufs Nachdrücklichſte unterſtützt, ſo wurden ſie ſo ziemlich allgemein als die Bewohner von Pergamum anerkannt. Daher auch die römiſchen Feldherren hier ſchon beim Eintritt in Aſien ihre Opfer brachten. So erzählt Livius vom Conſul Scipio Aſiaticus, als er gegen Antiochus von Syrien zog (cf. *Liv.* XXXVII, 9). Die Vorliebe zu dieſer Stadt und ihrer Umgebung ging ſo weit, daß Julius Cäſar, wie Sueton (Caes. c. 79) erzählt, und nach ihm der Kaiſer Auguſtus, wie man aus *Horat.* Od. III, 3 vermuthen darf, mit dem Gedanken umgingen, den Sitz des Reichs dahin zu verlegen. Daſſelbe wird auch vom Kaiſer Conſtantin erzählt, bevor er Byzanz auserſehen hatte. Noch iſt einer Stelle im Tacitus zu gedenken, in welcher Ilienses, qui parentem urbis Romae Trojam referebant, erwähnt werden (*Tac.* Ann. IV, 55). Man

Digitized by Google

wird nun wiſſen, worauf dieſes Troja zu beziehen iſt. Die fernern Schickſale dieſer Stadt in den byzantiniſchen Zeiten, und ſpäterhin unter den Osmanen, ſind zwar nicht bekannt, laſſen ſich aber, wenigſtens im Allgemeinen, vermuthen, beſonders, wenn man an die Unbedeutſamkeit der jetzt dort ſich findenden Ortſchaften denkt, wovon ſogleich die Rede ſein ſoll, wenn wir vorher noch vor einem möglichen Irrthume gewarnt haben werden, in welchen mehre neuere Reiſende bei ihrem Beſuche der trojaniſchen Ebene verfallen ſind. Nämlich nach Alexandros dem Großen, aber dieſem zu Ehren, iſt von einem ſeiner Nachfolger, vom Antigonus, viel ſüdlicher, als Ilium oder Troja eine Stadt erbaut worden, die den Namen Alexandreia Troas führte. Auch dieſe nicht unbedeutende Stadt iſt längſt in Trümmer zerfallen. Mit ihr das Homeriſche Ilium verwechſeln, oder ihre noch jetzt anſehnlichen Ruinen für Überbleibſel jener zu halten, was allerdings mehr als einmal geſchehen iſt, iſt ein Verſehen, vor dem man ſich hüten muß.

Die Frage, womit gegenwärtig das mythiſch-homeriſche und das hiſtoriſche (doppelte) Ilium oder Troja zu vergleichen iſt, oder mit andern Worten, was für Örter aus der heutigen Geographie auf Ilium in der angegebenen Bedeutung zu beziehen ſind, führt uns auf eine, wenn auch nur kurze Nachweiſung der Bemühungen, welche in der neuern Zeit zur Aufklärung dieſes Gegenſtandes von Engländern, Franzoſen, Italienern und Teutſchen gemacht worden ſind. Die hier zu nennenden Reiſebeſchreibungen oder Schriften und Ausdeutungen beziehen ſich aber nicht blos auf Ilium oder Troja, ſondern meiſt auch auf alle im Homer vorkommenden Localitäten, die zur Ebene von Troja gehören. Das veranlaßt uns, noch einen dritten Theil, den das Literariſch-Hiſtoriſche in der Sache berühren muß, dem Artikel Ilium hinzuzufügen.

Mit dem Homer in der Hand haben viele Reiſende den claſſiſchen Boden der Ilias betreten; deſſenungeachtet haben ſie ſich aus der verwirrenden Menge der dort befindlichen Natur- und Kunſtgegenſtände, als da ſind Berge, Hügel, Flüſſe, Bäche, Sümpfe, Ebenen, Thäler, Schluchten, Ortsnamen, Denkmäler, Trümmer von Städten, Wege und dergleichen, nicht ſo leicht herausfinden können; ſei es nun, daß die Oberfläche des Küſtenſtrichs in Vergleich mit der poetiſchen Schilderung in mehrfacher Hinſicht ſich verändert hat, oder ſei es, daß der Dichter das Terrain nicht grade nur abconterfeit, ſondern aus der Fülle ſeiner Anſchauungen, die mit ſeiner angeblichen Blindheit ſich immer noch vereinigen laſſen wird, hinzugethan und weggelaſſen hat, wie viel ihm gut dünkte. Andere zogen deshalb den Strabon, der die Homeriſchen Details vielfach beſprochen, und, wenn auch nicht als Augenzeuge der Localitäten, aber doch mit Ernſt geprüft hat, zu Rathe, und ſuchten Übereinſtimmung in die Natur und den Geſang zu bringen. Wer ſich an den Homer allein hielt, d. h. dieſen als den einzigen Gewährsmann bei Beſtimmung der Localitäten anerkannte, wie dieſes Spohn in ſeiner gründlichen Unterſuchung: **De agro Trojano in carminibus Homericis descripto. Comment. geographico-critica auctore *F. A. G. Spohn*** (Lips. 1814) gethan hat[6]), der mußte wol fühlen, daß von einem Dichter nicht die Genauigkeit eines Geometers befolgt worden iſt; er mußte auf Widerſprüche in Geographicis ſtoßen, die eben nur mit der dichteriſchen Freiheit entſchuldigt werden können, von der oben die Rede war. Man hat dergleichen Widerſprüche verzeichnet, wie, wenn Troja oder Ilium im Allgemeinen als auf einer Höhe gelegen (Ἴλιος αἰπεινή, Il. IX, 419. 686) geſchildert, und doch (XX, 216) in die Ebene verſetzt wird. Der Feigenhügel iſt Il. VI. 433 und XXII, 146 und anderwärts nahe gelegen den Mauern der Stadt, Il. XI, 166 aber liegt er mitten in der Fläche. Ähnliches ließe ſich vom Grabe des Ilos und von andern Gegenſtänden nachweiſen, deren Lage man beſtimmt wiſſen muß, wenn man die Lage der Stadt ermitteln will. Wollte man daher noch andere, und zwar dem Alterthume angehörige Schriftſteller zu Hilfe nehmen, ſo konnten dieſe nur Herodot, Strabon und Arrian ſein. Allein wir haben bereits oben geſehen, daß Herodot in der angeführten Stelle über des Xerxes Hekatombe zwar einige Andeutungen enthält, aber doch im Ganzen das nachher ſogenannte alte Ilium mit dem Homeriſchen verwechſelt hat, alſo über die wahre Lage deſſelben im Irthume ſein muß. Was Arrian anbetrifft, ſo berichtet er zwar die Anweſenheit Alexander's zu Troja; allein, wie wir ebenfalls geſehen haben, was Alexander beſuchte, das war noch nicht einmal das Vetus Ilium, geſchweige das Homeriſche; vielmehr gab er Gelegenheit zu Ilium novum, das viel näher am Meere lag, als das Homeriſche. Am weitläufigſten iſt allerdings Strabon im dreizehnten Buche ſeiner Geographie. Sein Bericht jedoch iſt nicht aus Autopſie gefloſſen, ſondern aus den Nachrichten eines gewiſſen Demetrios[7]), eines Grammatikers aus Skepſis, einer Stadt der Landſchaft Troas, der ungeachtet ſeiner genauen Nachforſchungen nicht eine Spur des alten Iliums auffinden konnte: νῦν μὲν γὰρ οὐδ' ἴχνος πόλεως σώζεται αὐτόθι lauten die Worte bei Strabon (Libr. XIII, p. 592 edit. *Casaub.*). Vergleiche dazu das Dichteriſche des Ovidius in den Metamorphoſen XV, 424 sq. Beider Männer Deutungen nun fallen auf einen Ort, der jetzt ein Dorf iſt, das Tſchilblak oder Chilblak[8]) heißt,

6) Von dem Engländer Pope iſt übrigens auch bekannt, daß er, ohne Aſien geſehen zu haben, eine Karte Troja's und ſeiner Umgebungen blos aus dem Homer entworfen hat, die ſich vor ſeiner Überſetzung der Ilias findet. Vgl. über das Mangelhafte derſelben Le Chevalier's nachher anzuführende Reiſe in der Überſ. von Lenz. S. 110 fg. 7) Derſelbe war, wie Strabon ſelbſt (XIII, p. 609. edit. *Casaub.*) ſagt, ein Zeitgenoſſe des Apollodor, Krates und Ariſtarch, er lebte alſo zu Anfange des 2. und zu Ende des 3. Jahrh. vor Chr. Geb. Bei Abfaſſung ſeiner Schrift, welche Strabon διάκοσμος Τρωϊκός nennt, ſoll er ſo viel Zeit auf das Studium der Alterthümer ſeines Vaterlandes verwendet haben, daß er 30 Bücher über die 60 Homeriſchen Verſe ſchreiben konnte, welche den Katalog der Troer (διάκοσμος Τρωϊκός) und ihrer Bundesgenoſſen enthalten. Vgl. über Demetrius *Menagius* ad *Diog. Laert.* V, 84 und *Heeren*, De fontibus Geographicorum Strabonis. Commentatio altera librum XI—XVII. continens (Gotting. 1822). 8) Die türkiſchen Namen werden ſehr verſchieden geſchrieben gefunden in den Reiſebeſchreibungen, was aber nur

Digitized by Google

und zwiſchen den Flüſſen Gheumbrek-Su (dem alten Simoeis) und Mendere-Su (dem alten Skamander) liegt. Ein wenig öſtlich davon ſetzen ſie das alte Homeriſche Ilium. Wenn nun ſchon ſo alte Gewährsmänner, wie die genannten, in der Nachweiſung des Ortes behutſam, ja zweifelhaft ſind, wie ſehr müſſen wir uns wundern, wenn neuere Reiſende, wie le Chevalier (gegen 1785) behauptet, Alles gefunden zu haben, was im Bezug aufs Homeriſche Ilium ſteht, alſo die Trümmer des Palaſtes des Hektor, die kalten und warmen Quellen des Skamandros u. dergl. m. Entweder geht er ſehr leichtfertig zu Werke, oder er iſt zum wenigſten in großem Irrthume, denn er iſt viel zu weit oſtwärts ſtehen geblieben und verwechſelt ſogar den Skamander mit dem Simoeis, und um jenen zu haben, nimmt er ein kleines, unbedeutendes Flüßchen, Fiumicello di Bunar Baſchi, deſſen Quelle er entdeckt hatte, dafür. Das dabei liegende Dorf Bunar-Baſchi-Kevi iſt ihm das alte Troja. Es iſt natürlich, um von der Grundanſicht noch etwas zu ſagen, mit welcher man an die Unterſuchung der trojaniſchen Ebene gehen muß, daß jede Darſtellung derſelben mit der Beſtimmung des Skamandros bginnen muß, weil von dieſer alles Übrige abhängt. Nun iſt aber bekannt, daß die Homeriſche Schilderung des Skamandros bis auf das kleinſte Detail durchaus nur auf einen großen Fluß paßt; ein ſolcher findet ſich dort nur in dem Mendere, deſſen Name ſogar an Skamandros erinnert, indem das Wort daraus corrumpirt zu ſein ſcheint; auch nennen ihn die dortigen Griechen wirklich noch mit dem Homeriſchen Namen. Es iſt alſo unrecht, wenn neuere Reiſende dieſen Strom überſehen, oder ihn gar zum Simoeis machen, und, um das Räthſel zu löſen, wie der bei weitem größere Fluß ſeinen Namen (Simoeis) verlieren konnte, annehmen, daß er von der Vereinigung mit dem Skamandros (d. h. dem fälſchlich dafür gehaltenen) an den Namen Mendere bekommen habe. Daß ein kleiner Fluß, wie der Bunar-Baſchi (auch Kirke-Joß genannt), dem größern den Namen gegeben haben ſoll, das iſt eine geographiſche Aufgabe, die le Chevalier zu löſen nicht vermocht hat. Iſt nun der Mendere der Skamandros, ſo iſt der jetzige Gheumbrek-Su oder Dombrik der Simoeis, und man muß ſich namentlich wegen des letztern Namens (Dombrik) nicht irre machen laſſen, und dieſen für den Thymbrius des Homer halten, den Neuere in dem Kamara-Su finden, welcher ſich bei Chamai-Tepe mit dem Mendere vereinigt. Wenn nun der Skamandros und Simoeis beſtimmt und ihre vereinigte Mündung nachgewieſen iſt, ſo wird von da aus auf die Lage des alten, Homeriſchen Troja zurückgeſchloſſen werden müſſen. Wir wollen nachher die Meinung von Philipp Barker Webb, welche wir für die wahrſcheinlichſte halten, mittheilen; jetzt aber noch einige Neuere nennen, die ſich um die Auffindung und Beſtimmung der Localitäten in der trojaniſchen Ebene ſehr bemüht haben. Eigentlich ſind die Nachrichten der neuern Reiſenden vor Pococke und R. Wood in der Mitte des vorigen Jahrhunderts nicht nennenswerth, denn einige von ihnen haben die Ruinen von Alexandria Troas unweit des heutigen Eski Stambol (alte Stadt), mit denen des alten Troja verwechſelt, ein Misgriff, der auf gewaltigem Irrthume beruht, wie wir oben gezeigt haben. Dahin gehört Peter Belon, welchen man für den erſten halten kann, welcher in jene Gegenden gekommen und eine Beſchreibung davon verſucht hat. Vgl. Observatt. de plusieurs singularités et choses remarqu. trouvées en Grèce, Asie etc. par *P. Belon* (Paris 1588). An ihn reiht ſich der Italiener Pietro della Valle, der zwar mit größerer Begeiſterung die Reiſe in die Levante ausführte, um die Ruinen Troja's, wie er ſelbſt ſagt, zu ſehen et gentis incunabula nostrae, aber, wie ſein Landsmann Pietro Belloni, in dem großen Irrthume ſich befand, die Ruinen von Alexandria Troas für die des Homeriſchen Iliums zu nehmen. Gleichwol war er auf ſehr richtigem Wege, denn er hielt den Mendere für den Skamandros. Vgl. Les fameux Voyages d. *P. della Valle* (Par. 1670). Wheler mit Spon und Sandys, jene in ihrer Voyage d'Italie (A la Haye 1724), dieſer in ſeiner Description of Turkish Empire ed. 3. (Lond. 1627) halten dieſelben Trümmer von Alexandria Troas für den Überreſt von Ilium immune oder Ilium novum. Grelot in ſeiner Relation d'un voyage de Constantinople 1680 wollte ebenfalls die Ebene von Troja mit den beiden Hauptflüſſen vom Vorgebirge Sigeum aus geſehen haben. Le Bruyn hat keine Beobachtungen von Bedeutung mitgetheilt. Merkwürdig, wenn auch von keinem großen Belang, bleiben die Mittheilungen einer Dame, die mit dem Homer in der Hand das Vorgebirge Sigeum erklimmte, und von da aus die beiden Hauptflüſſe geſehen haben wollte. Das war die Lady Worthley Montague. Vgl. Lady Montague Briefe während ihrer Reiſen in Europa, Aſien und Afrika. Aus dem Engliſchen. 3 Theile und Nachträge. (Leipz. 1763—67). Der Engländer Pococke hat zuerſt im J. 1739 gründliche Unterſuchungen auf der Ebene von Troja angeſtellt; er beſaß die Eigenſchaften eines gründlichen Beobachters, und gab deshalb viele Punkte daſelbſt mit großer Beſtimmtheit an, namentlich den Vereinigungspunkt des Skamandros und Simoeis, ſodaß den nachfolgenden Reiſenden faſt Nichts zu ſuchen übrig geblieben wäre, wenn er noch die Stelle des alten Troja und die Quellen des Skamandros geſehen hätte. Vgl. Pococke's Beſchreibung des Morgenlandes und einiger andern Länder. Aus dem Engl. von Breyer und Scheber. 3 Thle in gr. 4. (Erlang. 1790. 1791). Sein gelehrter Landsmann R. Wood, welcher im J. 1750 der Sache genauer nachforſchte, war dieſen Gegenſtänden ſehr nahe, ließ ſich aber durch Strabon, oder vielmehr durch Demetrius aus Skepſis verleiten, ſie nicht anzuerkennen, und ſo kam es, daß derſelbe den Simoeis Anfangs nicht aufzufinden vermochte, nachher aber mit dem Skamandros verwechſelte, überhaupt den topographiſchen Theil ſeines darüber abgefaßten, ſonſt ſo berühmten Werkes: Essay on the Original Genius and Writings of Homer (Lond. 1769. 4. 1770. 4. 1775. 4. Teutſch von Michaelis [Frankf.

ſeinen Grund in der verſchiedenen Ausſprache und in dem Mangel der Kenntniß des Türkiſchen hat.

1773]; die Zuſätze und Veränderungen der Ausg. v. 1775 ſind in der neuen Ausg. d. Überſ. [Frankf. 1778 gr. 8.]) beinahe gänzlich verfehlte[9]). Das meiſte Aufſehen indeſſen machte der Franzos le Chevalier, der im J. 1785 auf der trojaniſchen Ebene war, zwar mit vielem Eifer die Gegenſtände daſelbſt ſtudirte, aber, wie wir ſchon oben gezeigt haben, in zu viel Unbeſtimmtheit und Pathos der Gedanken ſeine Entdeckungen einhüllt, und vor allem wol darin irrte, daß er Troja in die Gegend des Dorfes Bourna-Baſchi verlegte. Sein Werk: Voyage dans le Troade fait dans les années 1783—1786 par *J. B. le Chevalier*. Ed. III. (Par. 1812. 3 voll.) iſt teutſch erſchienen: Reiſe nach Troas von le Chevalier frei nach der zweiten Auflage bearbeitet von C. G. Lenz. Mit acht Kupfern und einer Karte (Altenb. und Erfurt 1800[10]). Lange Zeit blieben die Anſichten le Chevalier's in Frankreich und Teutſchland herrſchend. Denn der Graf Choiſeul-Gouffier, franzöſiſcher Botſchafter in Conſtantinopel, in deſſen Dienſten le Chevalier ſtand, modificirte nur ſehr wenig die neuen Anſichten in ſ. Voyage pittoresque de la Grèce, wovon die zweite Lieferung des zweiten Bandes, welche zu Paris 1820[11]) erſchien, Troja und die Umgegend umfaßt. Und in Teutſchland ſtimmten Heyne und Lenz in ihren darüber erſchienenen Schriften auch im Ganzen bei. Vergl. Heyne's Excurs. ad Iliad. Libr. VI. Le Chevalier, Beſchreibung der Ebene von Troja, mit Anmerkungen von Dalzel, aus dem Engliſchen von Dornedden, mit Zuſätzen von Heyne, und mit vier Karten. (Leipz. 1792). Chr. G. Heyne, Das vermeinte Grabmal Homer's, nach einer Skizze von le Chevalier gezeichnet von J. D. Fiorillo (Leipz. 1794. gr. 8.). K. G. Lenz, Die Ebene von Troja nach Choiſeul-Gouffier und andern Reiſenden nebſt Erläuterungen über den Schauplatz der Ilias und die darauf vorgefallenen Begebenheiten, mit Kupfern und einer Karte (Neuſtrelitz 1798). Indeſſen in England fanden le Chevalier's Anſichten einen hartnäckigen Gegner an Bryant, der in zwei Schriften, in den Observations upon a Treatise entitled a Description of the Plain of Troy by Mr. le Chevalier by *Jacob Bryant* (Eton 1795. 4.) und in der Dissertation concerning the war of Troy and the expedition of the Grecians as described by Homer (Lond. 1796. 4.), die Exiſtenz nicht nur Troja's, ſondern auch des trojaniſchen Kriegs überhaupt, leugnete und behauptete, es habe nie eine Stadt Troja in Phrygien gegeben, ſo wenig, wie einen Zug dahin von Seiten der Griechen. Vgl. J. Bryant, Abhandlung von dem trojaniſchen Kriege. Aus dem Engliſchen von Rohden (Braunſchw. 1797). Zwar wurde Bryant von mehren Gelehrten, wie Morrit und Wakefield, zurecht gewieſen; allein der Streit über die Ebene Troja's dauerte doch noch fort, ja er wurde nur um ſo mehr ein Gegenſtand neuer Unterſuchungen, je weiter die Extreme in der Sache aus einander lagen. Daher finden wir auch nach den genannten Männern noch Reiſende und Gelehrte, die den Streit fortſetzten; wir nennen nur Sir William Gell, der ſich beſonders auf Verfertigung von Karten einließ, wobei er die größte Genauigkeit beobachtete, und die hierher gehörige Schrift herausgab: The topography of Troy and its vicinity (Lond. 1801); Dr. Clarke, der im J. 1807 Troas beſuchte; Rennell mit ſeinen Observations of the topography of the plain of Troy (Lond. 1814); Hawkins in den Edinburgh. transactions Voll. IV. litt. class.; Maclaren mit ſeiner Dissertation on the topography of the plain of Troy, including an Examination of the opinions of Demetrius, Chevalier, Dr. Clarke and Major Rennell (Edinb. 1822). Vgl. dazu Götting. gelehrt. Anz. vom 15. Jul. 1822. St. 112; Hunt, Dodwell, Hobhouſe, Forſter u. A. m. Zuletzt führen wir die Schrift an, der wir manche Notiz für unſern Artikel verdanken, und von deren Glaubwürdigkeit wir, ohne an Ort und Stelle ihre Haltbarkeit zu prüfen im Stande geweſen zu ſein, uns doch ſo ziemlich überzeugt haben, die auch, ſo viel wir wiſſen, noch keinen Epoche machenden Gegner gefunden hat. Wir meinen die uns nur aus der teutſchen Überſetzung bekannt gewordenen Unterſuchungen von Philipp Barker Webb über den ehemaligen und jetzigen Zuſtand der Ebene von Troja. Aus dem Italieniſchen überſetzt von Dr. Heinr. Haſe (Inſp. der königl. Antikenſammlung und des Münzcabinets in Dresden). Nebſt der Karte von Troas (Weim. 1822). „Kein Syſtem über Troas," ſagt dieſer ruhige Forſcher S. 48 der angeführten Schrift, „iſt zuläſſig, das allein auf Dichtungen und ihre ſtreitigen Erklärungen begründet, mit augenſcheinlichen Thatſachen und der Natur des Landes im Widerſpruche iſt. Heutzutage auffinden zu wollen, was ſchon ſeit 2000 Jahren verloren iſt, iſt ein eitles Vorgeben." Und weiter unten heißt es: „In zweifelhaften Dingen gilt ein hoher Grad von Wahrſcheinlichkeit ebenſo viel, als moraliſche, nicht mathematiſche Gewißheit. Wir müſſen daher die Zweifelsgründe gegenſeitig abwägen, und die Seite, die weniger hat, iſt unſerer Zuſtimmung ſicher." Phil. Barker Webb unternahm im J. 1819 in Begleitung zweier jungen Engländer, die ihn dabei ſehr thätig unterſtützten, eine Reiſe, um einige Provinzen des Osmaniſchen Reichs zu beſuchen, und gelangte dabei in der Mitte Septembers des genannten Jahres über den Hellespont nach Troas. Alle Nachrichten über die Örtlichkeiten wurden auf der Stelle bei einem längern Aufenthalte, als die meiſten Beſchreiber von Troas ſich je zugemuthet haben, durch eigne Einſicht erworben. Für die Eigenthümlichkeiten des Bodens und die Erſcheinungen der Natur brachte der claſſiſch gelehrte Mann das ſorgſam prüfende Auge eines Naturforſchers mit, und nahm eine Karte

9) Wir können nur im Vorbeigehen hier der groſen Bemühungen gedenken, welche ſich die Society of Dilettanty in England gegeben hat, um die Alterthümer Griechenlands und Kleinaſiens und Joniens zu ſammeln. Daran reihen ſich die Namen derer, die, um die Zwecke der Geſellſchaft zu realiſiren, Unterſuchungsreiſen unternahmen und Schriften verfaßten, wie Stuart, Chandler, Perett, Pars u. A. in der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Vgl. darüber Kruſe's Hellas. 1. Bd. S. 107 fg. 10) Vgl. über das Literariſche dieſer Arbeit Kruſe's Hellas. 1. Bd. S. 119. 11) Das Weitere darüber ſ. bei Kruſe in der Hellas. 1. Bd. S. 112.

Digitized by Google

auf, welche von dem Inſpector Haſe in der Vorrede zur Überſetzung des genannten Werkes die beſte über den Schauplatz der Ilias genannt wird. Um die Hauptpunkte kurz anzudeuten, ſo werde Folgendes bemerkt. Der heutige Kasdagh iſt nach B. Webb der Ida, oder, wie ihn Demetrius nennt, der Kotylos oder Gargara. Die Dardanellen ſind der Hellespont. Die Vorgebirge Ajanteum und Rhöteum ſind nach ihm bei Je-Tepe und Frank-Kevi zu finden. Dreißig Stadien weit davon gegen Mittag iſt das Vorgebirge Sigeum und das Achilleum, grade, wo jetzt das Cap Janizzary zu finden iſt. Von da aus werden die verſchiedenen Tumuli beſtimmt und zuletzt mit großer Vorſicht angegeben, wo ungefähr das Homeriſche, das alte und neue Ilium geſtanden. Tſchiblak-Kevi iſt ihm der Pagus Iliensium, oder das ſogenannte alte Ilium; ſüdlicher wird Palaio Califatli für Neuilium genommen, und in die Mitte zwiſchen beide das Homeriſche Ilium geſetzt. Über Skamandros und Simoeis wird, wie wir ſchon oben mitgetheilt haben, geurtheilt.

So viel können wir in einem kurzen Überblicke über einen Gegenſtand mittheilen, der zwar immer wieder von Neuem zur Unterſuchung aufreizt, aber wegen Entfernung der Zeit und des Raums nie völlig und befriedigend erörtert werden kann. Von Schubert's Reiſe in Orient in den Jahren 1836 und 1837, die auch die Küſte von Troas berührte, haben wir nur erſt einen Vorgeſchmack erhalten, in der kurzen Nachricht darüber, welche die Frankfurter Oberpoſtamtszeitung in Nr. 276 u. fg. Oct. 1837 gab.

2) I., ein Berg in Lakonika in der Nähe von Gythion, bekannt unter dieſem Namen wol nur aus Pauſanias in den Laconicis 24. §. 5. Pauſanias ſagt nämlich von der Stadt Las, welche 40 Stadien von Gythion entfernt war, daß ſie zwiſchen den drei Bergen Ilion (wofür auch Ilios geleſen wird), Aſia und Knakadios erbaut geweſen ſei. Wir müſſen es für einen Druckfehler halten, wenn im Biſchoff-Möller'ſchen Lexikon (s. v.) dieſes Ilium zu einem Berge in Lykaonien gemacht wird. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Ilium os, ſ. unt. Hüftbein.

Ilius, ſ. Ileus.

ILIVE, 1) Jacob, Sohn des folgenden, war Buchdrucker, doch auch Schriftgießer und Schriftſteller. Als erſterer hat er ſich vorzüglich durch die 1747 von ihm gedruckte hebr. Concordanz des Calaſio merkwürdig gemacht, als letzterer iſt er aber mehr als berüchtigt geworden. Er trat Anfangs als Vertheidiger des Chriſtenthums auf, und ſchrieb gegen Collin's Abhandlung von den Gründen und Beweisthümern der chriſtlichen Religion eine kleine Schrift unter dem Titel: Vertheidigung der chriſtlichen Religion, entworfen von einem Laien, welche 1730 erſchien. Bald aber änderte er ſeine Anſichten. In Tindal's und Collin's Fußtapfen tretend, hielt er dem Teſtamente ſeines Vaters zufolge am 24. Sept. 1733 in der Tiſchlerhalle zu London eine Rede, welche er noch in demſelben Jahre unter dem Titel: Oration spoke at Joyners Hall zu London in Octav herausgab, und dem Lord Johann Barber dedicirte. In dieſer ſtellte er die damals noch anſtößige Meinung auf, daß Abraham nicht auf Gottes Befehl, ſondern aus eigenem Antriebe ſeinen Sohn habe opfern wollen, zog über den Jacob her, weil dieſer ſeinen Bruder Eſau um das Recht der Erſtgeburt betrogen habe, behauptete, daß Moſes nicht nach Gottes Befehl, ſondern nach den Rathſchlägen des Jethro und in Übereinkunft mit dieſem gehandelt habe, und hebt vorzüglich deſſen Ermordung des Ägypters hervor. Aaron iſt ihm ein liſtiger Betrüger, der eine Religion nach ſeiner Weiſe habe einführen wollen. Die Israeliten tadelt er wegen der Entwendung der goldenen Gefäße, und das Criminalgeſetz wird auch nicht geſchont. Die Leviten ſind ihm nichts als eine eigennützige Prieſterkaſte. Die Erde erklärt er für die Hölle, die Menſchen, mit Beziehung auf Offenbarung Johannes 12, 4. 7—9, für gefallene Engel. Gott habe nämlich dieſen die ewige Gottheit des Sohnes geoffenbaret, dieſe ſei dem oberſten der Engel unerträglich geweſen, welcher deshalb einen Aufſtand erregt habe, in welchen der dritte Theil der Engel verwickelt worden ſei. Dieſe wären vom Erzengel Michael beſiegt und zur Strafe auf die Erde herabgeſtürzt worden. Das Feuer endlich, mit welchem diejenigen beſtraft werden ſollten, welche nach dem jüngſten Gerichte auf unſere Erde verwieſen werden würden, werde immaterial ſein. Auch leugnet er die Ewigkeit der Höllenſtrafen. Die letzteren Meinungen ſoll er ſeiner Mutter zu Liebe aufgeſtellt haben, welche dieſelben theilte. Dieſe Rede rufte eine Schrift hervor, welche 1734 zu London unter dem Titel: A Dialogue between a Doctor of the Church of England and Mr. Jacob Ilive erſchien, in welcher vorzüglich die Wunder des Moſes natürlich erklärt werden. Man hält Iliven ſelbſt für den Verfaſſer des Dialogs [1]). Späterhin (1751) erſchien von ihm eine vorgebliche Überſetzung des Buchs Jaſchar („Jasher"), welches ein gewiſſer Alcuin von Bretagne geſchrieben haben ſollte, und die er ſelbſt in der Nacht druckte. Im J. 1756 gab er ſeine Modest Remarks on the Discourses of the Bishop of London (Sherlock) heraus, die aber nichts weniger als beſcheiden waren. Er griff in denſelben nicht nur die geoffenbarte Religion auf das Heftigſte an, ſondern ſchmähte auch den Biſchof auf jede Weiſe. Dieſes hatte zur Folge, daß Ilive drei Tage am Pilory (Pranger) ſtehen, ſechs Monate in das Zuchthaus wandern, und noch bei ſeiner Freilaſſung Bürgſchaft für ſeine künftige, beſſere Aufführung ſtellen mußte. Im Zuchthauſe ſchrieb er mehre Flugſchriften, deren eine eine Reformation des Zuchthauſes zum Zwecke hatte. Ilive war ſehr wohlhabend, bekleidete nie ein öffentliches Amt und ſtarb 1763 [2]).

2) Johann [3]), ein engliſcher Buchdrucker, welcher vor-

1) Irrig verſetzt die Biogr. univ. die Abfaſſung dieſes Dialogs in das J. 1729. 2) Vgl. die Biogr. univ. u. d. A. und M. Urb. Gottl. Thorſchmid's vollſtändige engl. Freidenker-Bibliothek. 4. Th. S. 514 fg. 3) Die falſche Schreibart Janne ſtatt John verleitete den Dr. Pfaff zu der Annahme in ſeinen akademiſchen Reden über den Entwurf der Theologiae Anti-Deisticae S. 61, daß die erwähnte Stiftung von einer gewiſſen Jeanne Ilive gemacht worden ſei.

Digitized by Google

züglich dadurch berüchtigt geworden iſt, daß er eine teſtamentariſche Stiftung machte, nach welcher grade im Gegenſatze der Rob. Boyle'ſchen, jährlich Reden gegen das Chriſtenthum gehalten werden ſollten. Er ſtarb am 29. Aug. 1733. (*G. M. S. Fischer.*)

Iliyats, ſ. unt. Persien.

ILK, ein Dorf im nyirer Gerichtsſtuhle, und zwar im nordweſtlichſten Winkel des ſzathmárer Comitats, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, an der Grenze der beregher und ſzaboltſer Geſpanſchaft, in einer durchaus ebenen, waldreichen Gegend, an der von Tokay nach Beregh führenden Straße gelegen, eine teutſche Meile weſtwärts von dem Markte Namény entfernt, mit 74 Häuſern, 522 magyariſchen Einwohnern, die ſich durch Feldbau und Viehzucht ernähren, und 415 Evangeliſche, 87 Katholiken und 20 Juden unter ſich zählen, einer eigenen Pfarre und Kirche der Evangeliſchen helvetiſchen Confeſſion, und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

ILKESTON, ein Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Derby, hat 3300 Bewohner und liegt zwei teutſche Meilen nordöſtlich von Derby. (*J. C. Schmidt.*)

ILKETSHALL, St. Andrews, ein kleines Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Suffolk, liegt eine halbe teutſche Meile von Bungay entfernt, und hat nur 480 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

ILKLEY, eine kleine Landſtadt Englands im weſtlichen Theile (westriding) der Grafſchaft York, hat nur 550 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

ILL (die), Fluß der franzöſiſchen Departements Ober- und Niederrhein (des alten Elſaß), faſt ganz der großen Rheinebene zwiſchen Schwarzwald und Vogeſen, und zwar dem linken Rheinufer angehörend. Die Ill entſpringt am nordweſtlichen Abhange des Jura, da, wo dieſes unter dem Namen Sundgau die Rheinebene im Südweſten ſchließt, bei dem Dorfe Winkel ſüdweſtlich der Stadt Pfirt oder Ferrette. Von der Quelle an fließt ſie Anfangs von W. nach O. in einem Thale des Jura, wendet ſich bei dem Dorfe Oltingen nördlich, wird bis Mühlhauſen immer noch von Hügeln begleitet, tritt aber bei dieſer Stadt ganz in die Rheinebene, wo ſie nun ſtets niedrige Ufer hat. Die mittlere Breite des Fluſſes beträgt bei mittlerem Waſſerſtande 96 Fuß (16 Toiſen), die mittlere Tiefe, ebenfalls bei mittlerem Waſſerſtande, fünf Fuß drei Zoll, die mittlere Geſchwindigkeit 25 Toiſen in der Minute. Dagegen beträgt die Stromentwickelung des Fluſſes 25 geographiſche Meilen, der Abſtand der Quelle von der Mündung 19 ſolcher Meilen; ſeine Krümmungen betragen ſechs geogr. Meilen, oder mehr, als ein Viertel der Stromentwickelung. Die Ill wird bei dem Ladhofe eine Viertelmeile nördlich von Colmar, und gleich unterhalb der Fechtmündung, ſchiffbar. Im Sommer können die Kähne aber des niedrigen Waſſerſtandes wegen nur bis zum Dorfe Illhäuſern (auf der Grenze der Departements Ober- und Niederrhein) gelangen. Die auf der Ill gebräuchlichen Kähne ſind 12 Meter (à 3,08 par. F.) lang, drei Meter breit und ebenſo tief; ſie tragen, je nach dem Waſſerſtande des Fluſſes, 100—200 metriſche Centner, und führen Wein, Gerſte, Käſe, Papier, Indiennen, Siamoiſen, Kattune nach Strasburg, und nehmen in dieſer Stadt für die Conſumtion des Departements Oberrhein ein: Mehl, Getreide, Mohn, Öl, Gemüſe, Lumpen ꝛc. Die Ill, welche öfter mehre Arme bildet, fließt etwa ſo ſchnell, wie der Rhein, ſo weit er neben der Ill hinſtrömt; ihr Gefälle ergibt ſich aus folgendem von Penot und Andern angeſtellten Barometernivellement:

		Abſolute Höhe in pariſer Fußen
Illquelle	bei dem Dorfe Winkel	1623
Illſpiegel	bei Ligsdorf	1478
—	bei Rödersdorf	1321
—	bei Oltingen	1297
—	bei Werenzhauſen	1146
—	bei Waltighofen	1029
—	bei Hirſingen	933
—	bei Hirtzbach	924
—	bei Altkirch	881
—	bei der Largmündung	822
—	bei Mühlhauſen	750 [1])
—	bei Enſisheim	671
—	bei Colmar	551
—	bei Strasburg	444 [2])
—	an der Mündung in den Rhein	420 [3]).

(*Klaehn.*)

ILLA. Nur im Vorbeigehen gedenkt Cellarius in ſeiner Notitia Orbis antiqui Tom. I. p. 166 dieſes Fluſſes in Aquitanien, welcher in den Duranius (jetzt Dordogne) falle, Baudrand aber in *Ferrarii* Nov. Lex. Geographic. s. v. *Illa* berichtet mehr. Nach dieſem entſpringt derſelbe bei den Lemovicis, jetzt Limoſin, geht dann in das Gebiet der Petrocorii, das jetzige Perigord, berührt die Hauptſtadt davon, Veſuna, jetzt Perigueur, und die Stadt Muſſidanum, jetzt Mucidan, in demſelben Gebiete, fünf franzöſiſche Meilen weſtlich von Perigord, nimmt in ſeinem Laufe bei Cutracum, jetzt Coutras, das Flüßchen Dornia auf, und ergießt ſich endlich unterhalb Liburnia, jetzt Libourne, in den Duranius. Nach Baudrand, der in demſelben Nov. Lex. Geograph. von Ferrarius s. v. *Mussidanum* die Illa noch einmal mit dieſer Schreibart erwähnt, unter dem Artikel Cutracum aber Ella ſchreibt, iſt die Illa jetzt die Lille, ein Fluß, den wir auf den neuern Karten Isle geſchrieben finden. Vgl. z. B. Stieler's Handatlas und Meyer's Univerſalatlas Tab. 32. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLACH, Flüßchen im bairiſchen Landgerichte Schongau, am Fuße des Trauchberges entſpringend und bei Illach in den Lech fließend. (*Eisenmann.*)

ILLACS, auch **ILLACH** und **ILLASCH**, ein zur Herrſchaft Vukovár gehöriges großes Dorf, im vukovárer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der ſyrmier Ge-

1) Nach Huerne de Pommeuſe. 2) Berghaus, Karte von Frankreich. 3) Dieſelbe Karte.

ſpanſchaft des Königreichs Slawonien, an der Grenze des brooder Regimentsbezirkes, und unfern von der von Eſzek nach Semlin führenden Poſtſtraße und dem Gebirge, in ebener, nicht ganz von Sümpfen freien Gegend gelegen, ungefähr drei teutſche Meilen von Bukovár entfernt, nach Tovarnik eingepfarrt, mit 142 Häuſern, 1267 katholiſch-illyriſchen Einwohnern, die nur neun nicht unirte Griechen unter ſich zählen, einer katholiſchen Filialkirche und ſehr fruchtbarem Boden. (*G. F. Schreiner.*)

ILLADIA, ein zur Cameralherrſchaft Száſzka gehöriges Dorf im Banate, und zwar im oraviczer Gerichtsſtuhle der kraſſover Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, im Gebirge gelegen, von einem in die Karaſch ſich ergießenden Bache durchfloſſen, 1½ Meile ſüdwärts von Teutſch-Oravicza entfernt, mit 299 Häuſern, 1561 wallachiſchen Einwohnern, welche Feldbau und Viehzucht treiben, und, mit Ausnahme von acht Katholiken, ſämmtlich nicht unirte Griechen ſind, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der diſſentirenden Griechen, und ſtarkem Bergbaue in der Nachbarſchaft. (*G. F. Schreiner.*)

Illak, ſ. Kaschgar und Turfan.

ILLANA. 1) I., nach Haſſel's Handbuch der neueſten Erdbeſchreibung Concejo in der ſpaniſchen Provinz Aſturias. 2) I., ſ. Illanos. (*G. M. S. Fischer.*)

ILLANCSA und **ILLANCZA**, ein zum Grenzregimentscantone XII. des teutſchbanatiſchen Regimentsbezirkes der banatiſchen oder ungariſchen Militairgrenze, oder dem temeſvárer Generalate gehöriges Dorf, in der großen oder unteren ungariſchen Ebene, an der von Groß-Becſkerek nach Weißkirchen führenden Poſtſtraße, in der Nähe von Sümpfen gelegen, die nach ihm benannt werden, aber durch den in der Nähe vorübergehenden Verſeczerkanal zum Theil bereits trocken gelegt worden ſind, nur 1½ Meile weſtwärts von den viel bedeutenderen Moräſten von Alibunar entfernt, mit 352 Häuſern, 2078 Einwohnern, welche Illyrier ſind, und ſich, bis auf 29 Katholiken, ſämmtlich zur nicht unirten griechiſchen Kirche bekennen, zwei nicht unirten griechiſchen Pfarren und Kirchen, einer Schule, einem beträchtlichen Torfmoore, welches ſeit dem Jahre 1771 bearbeitet wird, und von jedem Jahre 333⅓ Kubikklafter Torf gibt, und einem Vorwerke, zu welchem viele Urbarlandgründe gehören. In der Nähe des Dorfes breiten ſich auch große Strecken von Flugſand aus, die aber auch durch Anpflanzungen von Föhren wenigſtens zum Theile der Cultur gewonnen worden ſind. Profeſſor Schedius hat das hieſige Torfmoor unterſucht und im J. 1808 erklärt, daß die Ortſchaften Mancſa und Sz. Mihaj für 25—30 Jahre hinreichenden Brennſtoff in dieſem 1700 Joche im Umfange haltenden Moore haben. (*G. F. Schreiner.*)

ILL-ANKEN, Provinzialname des im Bodenſee häufigen Salmo lacustris, welcher zur Laichzeit in den Rhein, die Ill und andere Flüße ſich begibt. Am Bodenſee nennt man ihn blos Anken, ſowie auch Salmo (ſ. d. Art.). (***Burmeister.***)

Illanó, ſ. Illanowa.

ILLANOS (die). Dieſe bilden einen der drei Hauptvölkerſtämme, welche, ſo viel wir bis jetzt wiſſen, die hinterindiſche Inſel Magindanao (Mindanao, Melindeno) bewohnen, und gehören gleich den Magindanoern, mit denen ſie in Sitten und Gebräuchen, ſelbſt hinſichtlich der Seeräuberei, welche bei ihnen durch die zu ihrem Gebiete gehörige Panguilbai ſehr begünſtigt wird, übereinſtimmen, zu dem weitverbreiteten Stamme der Malaien, und werden von den Spaniern Negros del Monte genannt. Sie haben, indem ſie ſich zur Lehre Muhammed's bekennen, ihre Unabhängigkeit glücklich behauptet; das bei den Malaien überhaupt herrſchende Lehnſyſtem iſt auch bei ihnen in Kraft, und ſie werden von 16 kleinen Sultanen und 17 Rajas regiert. Ihr Land, die ſogenannte Landſchaft Illanos, zieht ſich von der Illanabai, welche von den Vorgebirgen Bamban und Flechas eingeſchloſſen wird, durch die Mitte der Inſel bis zur Nordküſte, und bildet den zweiten der vier Haupttheile, in welche die Inſel zerfällt. Vgl. Magindanao. (*G. M. S. Fischer.*)

ILLANOWA, ILLANÓ, gemeiniglich Plostin-Illanó, auch Illanow, ein zur königlichen Cameralherrſchaft Hradek gehöriges Dorf, im öſtlichen Gerichtsſtuhle (Processus) der liptauer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Donau Niederungarns, im Gebirge, ½ Meile vom linken Ufer des Waagfluſſes und von dem Markte Verbicz entfernt, mit 53 Häuſern, 525 ſlowakiſchen Einwohnern, welche bis auf 15 Katholiken, ſich ſämmtlich zur evangeliſchen Kirche augsburgiſcher Confeſſion bekennen, und ſich von der Schafzucht und vom Fuhrweſen ernähren. Nur eine Viertelſtunde von Ploſtin-Illanó iſt das kleine Dorf Németh-Illanó entfernt, welches von einem vom Berge Polutnicza herabkommenden Bache durchfloſſen wird. Beide Ortſchaften ſind zur Pfarre des Marktes Szent-Miklós eingepfarrt. (*G. F. Schreiner.*)

ILLAENUS (Paläozoologie). Unter dem Namen Illaenus ſondert Dalman einige durch deutliche und ganz ſeitliche Augen bei drei gewöhnlichen zwei Längsfurchen des Rumpfes ausgezeichnete Asaphus-Arten als Subgenus von den übrigen ab, welche wol verdienen, eine beſondere Gruppe zu bilden. Der Charakter beſteht mithin in zwei Theilen, den erſtern hat es mit Asaphus gemein, der andere trennt es von den übrigen Gruppen dieſes Cruſtaceengeſchlechtes. Er iſt daher:

a) Oculi distincti elevati in capitis semilunati pagina superiore. Corpus in globum contractile, segmentis trunci 6—10 distinctis, caudalibus vero connatis in scutum magnum, saepius capiti respondens.

b) Caput latissimum, convexum, antice rotundatum, lateribus deflexis. Oculi laterales, temporales, valde remoti. Truncus segmentis 9—10 laevibus, i. e. sulcis 2 longitudinalibus ordinariis, transversis vero nullis. Pygidium maximum, integerrimum laevigatum.

Die Arten ſind:

1) Asaphus (Illaenus) centrotus *Dalm.* Pal. p. 51. t. V. f. 1 a—c. und p. 71. Illaenus centrotus

Digitized by Google

Holl. 168; *Hising.* Pétrif. Suèd. IV, 33. A. trunco 9. articulato; capite maximo semiorbiculari convexo, angulis posticis extensis; oculis parvis temporalibus; linea faciali antrorsum amplissima, pone oculos extrorsum arcuata. Im hellgrauen Übergangskalke Oſtgothlands bei Husbyfjöl ſehr ſelten. Dieſe Art unterſcheidet ſich von den folgenden durch die hornartigen Verlängerungen der hintern Winkel des Kopfbruſtſchildes und durch den Verlauf der Stirnnaht. Die Hörner reichen nicht bis zum Schwanzſchilde. Augenhöcker klein, niedrig, durch den platten Augenliedlappen faſt bedeckt, ſehr fein gegittert. Spindel breit, doch ſchmäler, als die Seiten. Schwanzſchild ganz platt, flacher, als bei folgender Art, mit noch einer kurzen, undeutlichen und ungetheilten Fortſetzung der Spindel.

2) Asaphus (Illaenus) crassicauda. Entomostracites crassicauda *Wahlenberg*, N. Act. Upsal. VIII. p. 27. t. II. f. 5. 6 und p. 294. t. VII. f. 5. 6. Asaphus laticauda pullus *Brongn.* Trilob. p. 25; Trilobites crassicauda *v. Schloth.* Petref. III, 37. Trilobites Esmarkii *v. Schloth.* Isis 1827. p. 315. t. I. f. 8. a.b.c. Asaphus (Illaenus) crassicauda *Dalm.* Pal. p. 51. t. V. f. 2. a—f und p. 71. Illaenus crassicauda *Holl.* 168; *Hising.* Pétrif. Suèd. IV, 33; *Goldf.* b. *Dech.* 539; *Bronn* Lethaea, 115. t. IX. f. 9. a. b. Cryptonymus Parkinsonii *Eichw.* It. Ingr. 51. t. I. f. 8. A. trunco 10. articulato, capite maximo, semicirculari gibboso, linea faciali arcu antico amplissimo, postice brevi et subrecta; oculis parvis ad capitis tempora. Nach A. expansus iſt dies im ſchwediſchen Übergangskalke die gemeinſte Art. Am Osmundsberge in Dalecarlien und zu Husbyfjöl in Oſtgothland findet ſie ſich von 6‴—18‴ Breite, und gewöhnlich zuſammengerollt. Auch zu Böda auf Öland und im ſchwarzen Übergangskalke Norwegens bei Chriſtiania; endlich zu Czarsko Szelo bei Petersburg. Sie unterſcheidet ſich leicht von den andern durch die nicht bis über den Scheitel vorwärts reichenden zwei Rückenfurchen, den Mangel der Hörner und den ebenen Schwanzſchild.

3) Asaphus (Illaenus) laticauda. Entomostracites laticauda *Wahlenb.* in N. Act. Upsal. V. p. 28. t. II. f. 7. 8 und p. 295. Asaphus laticauda *Brongn.* Trilob. p. 24. pl. III. f. 8. Trilobites laticauda *Schloth.* Petref. III, 35. Asaphus (Illaenus) laticauda *Dalm.* Pal. 52, 71. Illaenus laticauda *Holl.* 169; *Hising.* Pétrif. Suèd. IV, 33. Im weißen Übergangskalke am Osmundsberge in Dalecarlien; eine in Oſtgothland, wo die vorige Art ſo häufig iſt. Aber ganze Exemplare oder Rümpfe hat man bis jetzt noch nicht entdeckt, und kennt daher auch deren Gliederzahl nicht. Hiſinger fügt dieſen Arten noch bei:

4) Illaenus Centaurus *Dalm.* *Hising.* Pétrif. Suèd. IV, 33, von der Inſel Öland.

5) ? Illaenus laciniatus *Hising.* Pétrif. Suèd. IV, 36. Entomostracites laciniatus *Wahlenb.* Act. Upsal. V, 34. t. II. f. 2. Paladoxides laciniatus *Brongn.* Trilob. 35. pl. III. f. 3. Trilobites laciniatus *Schloth.* Petref. III, 26. 36. Asaphus laciniatus *Dalm.* Pal. 53, 72. t. VI. f. 1, eine ſehr zweifelhafte, mannichfaltig herumgeworfene Art von Moſſeberg in Weſtgothland und von Borenshult in Oſtgothland *).

(*H. G. Bronn.*)

ILLAPEL, ſüdlichſte Provinz des Departements Coquimbo in Chile. In ihrer allgemeinen Beſchaffenheit gleicht ſie dem mittleren Chile, denn ſie beſteht aus einem ſehr bergigen und durchſchnittenen Gelände, zwiſchen dem Ocean und den Anden, das jedoch bis zum Fuße dieſes ſehr ſteil anſteigenden Gebirges ſich wahrſcheinlich kaum 2000 Fuß erhebt, einige kleine, im Sommer leicht eintrocknende Flüſſe beſitzt, ſonſt aber an Waſſer keineswegs Überfluß hat, und daher nur da fruchtbar iſt, wo künſtliche Irrigation eingeführt werden konnte. Zwiſchen den cultivirten Thälern erſtrecken ſich breite Bergrücken von ſehr ſterilem Anſehen, die mit kurzem Buſchwerke bewachſen, in der trocknen Jahreszeit bisweilen ganz verdorren und höchſtens als Weiden für Schafe brauchbar ſind. An der Küſte dehnen ſich ſtellenweis große, ganz unbewohnbare Sandſtrecken aus. Das Klima iſt ſehr mild und heiter, allein ungewöhnlich trocken. Der einzige Fluß iſt der Rio Chuapa, der aus mehren Strömen der Anden entſteht, und unter 31° 28′ ſüdl. Br. in das Meer fällt. Die Anden erreichen im Allgemeinen nicht die Höhe des Zuges weiter ſüdlich, indeſſen erheben ſich einzelne Pics, z.B. Pico de Chuapa, wahrſcheinlich bis zu einer Höhe von 16—17,000 Fuß. Die ganze Kette iſt in Illapel an Metallen ſehr reich, allein Unzugänglichkeit, Armuth an Waſſer und völliger Mangel an Brennmaterialien und Bauholz erſchweren entweder ihre Ausbeutung oder verhindern dieſe ganz. Es gibt jedoch drei Päſſe über jene Cordillera nach der Provinz San Juan; der Paß von Illapel, Chuapa und Chalinga. Der erſte wird am meiſten benutzt, jedoch iſt der Verkehr ſehr unbedeutend. Die Zahl der Bevölkerung war laut dem Cenſus, welchen die Regierung von Chile 1833 herausgab, 14,500 Seelen. Hauptbetrieb war ehedem der Bergbau, allein manche Nachtheile deſſelben, die erſt in neuern Zeiten recht fühlbar wurden, haben viele der Minenbeſitzer und Arbeiter veranlaßt, den Landbau zu ergreifen, der in dem Thale des Chuapa ziemlichen Erfolg gehabt hat, und ſich ſo weit ausdehnt, als möglich, während ehedem ſich Niemand mit ihm abgab. Der Mangel eines Hafens und ſehr ſchlechte Landwege, denn das gewonnene Kupfer mußte 80 Leguas weit, bis Valparaiſo auf Maulthieren

*) *G. Wahlenberg*, Petrificata Telluris Suecanae examinata; Nova Acta Soc. Scientiar. Upsaliensis. VIII. p. 1 sq. p. 293 sq. t. I—VII. *A. Brongniart* (et *Desmarest*), Histoire naturelle des Crustacées fossiles, savoir des Trilobites etc. (Paris 1822. 4.) v. Schlotheim, Überſicht der bis jetzt bekannt gewordenen Trilobitenarten; in Petrefactenkunde III. (2. Nachtrag.) 1823. S. 1—44. Dalman, über die Paläaden oder ſogenannten Trilobiten; a. d. Schwed. von Engelhart. (Nürnb. 1828. 4.) (*Hisinger*), Esquisse d'un tableaux des Pétrifications de la Suède. Nouv. Edit. (Stockh. 1831). Fr. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde. (Dresd. 1829. 12.) *E. Eichwald*, Geognostico-Zoologicae per Ingriam marisque Baltici provincias, nec non de Trilobitis observationes. (Casani 1825. 4.) *H. G. Bronn*, Lethaea geognostica (Stuttg. 1835—1837). p. 116.

Digitized by Google

tranſportirt werden, haben den Bergbau heruntergebracht, jedoch wol nur für einige Zeit, da man für Erleichterung der Verbindung zu ſorgen begonnen hat. Man bauete auch Kupfer und Gold. Vom erſteren ſind unermeßliche Vorräthe in den Bergen aufgehäuft, der Gewinn des letzteren iſt aber zu allen Zeiten ſehr ungleich, das Geſchäft daher ſehr unſicher geweſen. Die ſtatiſtiſche Überſicht von Chile (von 1833) gibt 12 Goldminen, 42 Kupfergruben, 18 Trapiches für Golderze, 6 Kupferöſen als gangbar an, und ſchätzt die Zahl der Bergleute auf 400. Der Ertrag an Weizen wurde zu 18,000 Fanegas, von Mais zu 2000 Fanegas, von Wein zu 2000 Arrobas (80,000 Flaſchen) angegeben. Kirchſpiele ſind drei vorhanden, mit zwei Elementarſchulen. Hauptort iſt San Rafael de Illapel am Rio Cuzcuz, einem unbedeutenden Seitenfluſſe des Rio Chuapa, in einem Engthale, acht Leguas von der Küſte entfernt. Es iſt ein ſehr kleiner, aber gut gebauter, meiſtens von Bergwerksbeſitzern bewohnter Flecken. (*E. Pöppig.*)

ILLASI, 1) ein Diſtrict der venetianiſchen Provinz Verona, im beſſiniſchen Gebirge gelegen, von Progno d'Illaſi, einem reißenden Bergſtrome, der ſich ſtellenweiſe ganz im Gerölle ſeines Bettes verliert, durchfloſſen, und durch einen vom Campo groſſo ſich loslöſenden, langen Gebirgszweig vom Thale des Chiampo, ſowie durch einen andern Zug, der ſich am Campo bruno entwickelt, von dem Val Squaranta geſchieden. Dieſer Diſtrict umfaßt ſieben Gemeinden mit einem Flächenraume von 12,849 Tornature 83 Centeſimi und (1832) 12,181 Einwohnern. Das Saccato provviſorio des ganzen Diſtricts belief ſich in demſelben Jahre auf 705,924 Scudi 4 Lire und drei Ottavi. 2) Eine im Thale und Diſtricte gleiches Namens, am linken Ufer des Progno d'Illaſi, am Fuße eines Berges, welchen ein altes Schloß krönt, liegende Gemeinde, und Hauptort des Diſtricts, der nach ihm benannt iſt, 10 Miglien von Verona, 73 von Venedig und 2½ von der Gemeinde Badia Calavena entfernt; ſie iſt der Sitz eines königlichen Diſtricts-Commiſſariats, mit einer eigenen Gemeindedeputation, einer katholiſchen Pfarre, welche zum Bisthume Verona gehört, einer dem heil. Georg geweihten Pfarre und einer Aushilfskirche, einem Sanctuarium, acht Oratorien, einer Briefeinnahme, welche mit der Poſt zu Badia Calavena zuſammenhängt, und 1590 Einw. Zu dieſer Gemeinde gehören die drei Villaggi: Cellore d'Illaſi, Gaſperino und Sorze, die auch der Pfarre zu Illaſi einverleibt ſind. (*G. F. Schreiner.*)

ILLATA, ILLATEN. Im Allgemeinen verſteht man unter den ſogenannten **Illatis** den Inbegriff von Vermögen, welcher zu einem gewiſſen Zwecke, wohin eingebracht worden iſt. Juriſtiſch aber machen ſich dieſe **Illata** namentlich in drei beſondern Beziehungen weſentlich geltend: 1) bei dem Vermögen, welches die Frau dem Manne zubringt; 2) bei dem Vermögen, welches der Pachter eines Gutes oder Grundſtückes zu deſſen Bewirthſchaftung und Benutzung in daſſelbe einbringt; 3) bei dem Beſitzthume, welches der Abmiether eines Hauſes, einer Wohnung u. dergl. für gleichen Zweck der Benutzung in das Miethlocal einbringt.

1) Die juriſtiſchen Verhältniſſe bei dem Einbringen der Frau ſind namentlich ſehr wichtig. Es faßt nun aber das Einbringen der Frau Alles in ſich, was man das Heirathsgut (Dos), auch Brautſchatz, Eheſteuer und Brautgabe derſelben nennt; als Inbegriff der dem Ehemanne von der Frau ſelbſt, oder im Namen derſelben und mit Rückſicht auf dieſe von einem Dritten zur Beſtreitung der Laſten des Eheſtandes übergebenen Güter [1]).

Dieſes Heirathsgut kann ebenſo wol in beweglichen als unbeweglichen Sachen beſtehen; nicht weniger in einer Geldſumme, und in gewiſſen Befugniſſen oder Rechtsanſprüchen; ja ſelbſt in dem ganzen Vermögen der Frau. Der Mann aber hat an dem Heirathsgute folgende Rechte: a) Er iſt befugt, alle Früchte aus den dazu gehörigen Gütern zu ziehen. b) Es ſteht ihm ein einſtweiliges Eigenthumsrecht daran zu. Dieſes Eigenthumsrecht nennen die Juriſten dominium civile dotis, und unterſcheiden davon das dominium naturale dotis, welches die Frau fortwährend am Heirathsgute behält. c) Er hat das Recht, die zum Heirathsgute gehörigen Gegenſtände zu veräußern. Jedoch darf, wenn von unbeweglichen Gütern die Rede iſt, dieſe Veräußerung nur nach erfolgter genauer Taxation, oder nach Eintritt rechtlicher Nothwendigkeit, oder bei entſchiedenem Nutzen für die Ehefrau, oder nach eidlicher Bekräftigung ihrer Einwilligung von ihrer Seite geſchehen. Dagegen haftet der Ehemann für böſen Vorſatz (dolus) und Verſchuldung (culpa) bei der Verwaltung dieſer Güter, auf welche er ebenſo viel Sorgfalt, wie auf ſeine eigenen Angelegenheiten zu verwenden hat, und trägt die auf den einzelnen Dotal-Sachen haftenden öffentlichen Laſten und Abgaben.

Die ſogenannten Paraphernalgüter der Frau, d. h. den Inbegriff alles des Vermögens, welches eine Ehefrau noch außer dem eigentlichen Heirathsgute beſitzt, kann man nicht mit zu den **Illatis** derſelben zählen, weil hierüber die Frau die ausſchließliche Verfügung hat, und dem Manne gar keine Rechte daran zuſtehen; es müßte ihm denn die Frau ausnahmsweiſe auch davon die Verwaltung überlaſſen haben. Wenigſtens iſt dies die Anſicht des gemeinen, auf römiſchen Grundlagen beruhenden Rechts [2]).

2) Die **Illata** eines Pachters, oder den Inbegriff deſſen, was er zur Bewirthſchaftung oder Benutzung des übernommenen Gutes in daſſelbe eingebracht hat, muß man namentlich inſofern juriſtiſch berückſichtigen, als dem Gutseigenthümer daran ein geſetzliches Unterpfandsrecht in Bezug auf die rückſtändigen Leiſtungen des Pachters an Pachtgeld, Schadenerſatz u. dergl. zuſteht: und zwar von der Zeit des Einbringens an [3]). Bei Gütern, wo Fruchtgenuß die Hauptabſicht der Benutzung iſt, erſtreckt ſich dieſes Unterpfandsrecht auch auf die in dem Guts-

1) Die römiſchen Juriſten ſagen ausdrücklich: „Nisi matrimonii oneribus serviat nulla dos est." Vgl. fr. 76. D. de jure dotium (23. 3). 2) Schon der Name „Paraphernalgüter" deutet hierauf hin; denn es ſind dies *τὰ παρὰ τὰ φέρνα*, d. h. ea, quae *praeter illata* apud uxorem extant. 3) Vgl. fr. 4. pr. fr. 6. pr. fr. 7. §. 1. D. de pignor. (20, 1) fr. 32 in fine eod.

Digitized by Google

Areal erzeugten Früchte, und beginnt von dem Augenblicke an, wo dieſe erhoben werden [4]). Der Unterverpachter hat aber dieſes Pfandrecht nicht.

3) Die Illata eines Abmiethers, als Inbegriff deſſen, was er zur Benutzung des Miethlocals in daſſelbe eingebracht, ſind faſt ebenſo, wie die des Pachters zu beurtheilen; denn auch hieran ſteht dem Vermiether ein geſetzliches Unterpfandsrecht zu, zum Beſten der noch rückſtändigen, contractmäßigen Leiſtungen von Seiten des Abmiethers; ja es erſtreckt ſich hier dieſes Pfandrecht ſogar auf den Aftervermiether, wegen der Verpflichtungen des Aftermiethmannes [5]). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

ILLATI, Dorf im Canton Podenſac und Arrondiſſement Bordeaux des franzöſiſchen Departements der Gironde. Es zählt 1500 Einwohner, welche guten weißen Wein bauen. (*Klaehn.*)

ILLAVA, lateiniſch Illavia, teutſch Illau, 1) eine der gräflichen Familie Königseck gehörige große Herrſchaft im mittleren Gerichtsſtuhle (Processus, Bezirke) der trenchiner Geſpanſchaft, am linken Ufer des Vágfluſſes, von der Hauptſtraße des Comitats durchſchnitten, reich an Waldungen, mit einem mittelmäßig fruchtbaren Boden, der aber im Thale auch reichlichere Ernten liefert. Dieſe Herrſchaft gehörte einſt der Familie Oſtroſchitz von Gilenowa. Nach Abgang des Mannsſtammes wurde, zumal da über des letzten männlichen Sproſſen Lehnstreue ein Verdacht entſtand, die Herrſchaft von dem königlichen Fiscus eingezogen. Später erkaufte ſie die Familie Bräuner für 80,000 Fl. Hierauf wurde ſie dem Erzbiſchofe Széchényi verpfändet, der ſie den Trinitariern zu Illava in ebendieſem Anſchlage legirte. Im J. 1723 erlegte die gräfliche Familie den Mönchen die Summe von 85,000 Fl., und nahm Illava wieder in Beſitz. In der Folge gelangte ſie an den General Grafen von Königseck, bei deſſen Familie ſie durch die ganze zweite Hälfte des verfloſſenen Jahrhunderts verblieb. 2) Ein zur Herrſchaft gleiches Namens gehöriger, fünf Stunden nordoſtwärts von Trentſchin entfernter Marktflecken, in fruchtbarer Gegend am linken Ufer des Vágfluſſes gelegen, von der Landſtraße durchſchnitten, mit 148 Häuſern, die einen großen Platz bilden, den ein Baſſin ziert, 1233 Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 112 Juden, ſämmtlich Katholiken ſind, ſehr viele fleißige Handwerker und auch einige Tuchmacher unter ſich zählen, einer kathol. Pfarre, einer im J. 1719 erbauten ſchönen Pfarrkirche, welche nach dem Modelle der ehemaligen Jeſuitenkirche zu Trentſchin aufgeführt, mit Grüften und einer großen Glocke verſehen wurde, und die Grabmale der Freiherren von Oſtroſchitz enthält, einem Schloſſe, in deſſen oberem Theile ehemals das Trinitarierkloſter eingerichtet geweſen, das aber gegenwärtig in eine Tuchfabrik umgewandelt iſt, einer Judenſynagoge, einem ſchönen Brauhauſe, einer Überfuhr über den Vágfluß und mehren beſuchten Jahrmärkten. Die Einwohner haben guten Feldbau und viele Schuhmacher unter ſich. (*G. F. Schreiner.*)

4) Vergl. fr. 24. §. 1. D. locati (19, 2). 5) Vergl. fr. 11. §. 5. D. de pignor. act. (13, 7).

ILLE, 1) kleine Stadt (42° 26′ n. Br., 21° 20″ öſtl. L. von Ferro) im Canton Vinça und Arrondiſſement Prades, des franzöſiſchen Departements der Oſtpyrenäen. Sie liegt ſehr angenehm am linken Ufer des Tet, der hier den Boulès aufnimmt, am Ende der ſogenannten Ebene von Rouſſillon, und zählt 2000 Einwohner. Ihre Flur iſt reich an vortrefflichen Früchten (Orangen, Pfirſichen ꝛc.).

2) I., kleiner Fluß im franzöſiſchen Departement Ille und Villaine, welcher aus einem Teiche bei dem Marktflecken Feins entſpringt, und nach einem Laufe von ſechs geographiſchen Meilen bei Rennes in die Villaine mündet. Der Kanal der Ille und Rance iſt längs ſeines Laufes aufwärts geführt. (*Klaehn.*)

ILLE- und RANCEKANAL. Dieſer ſeit einigen Jahren beendete Kanal verbindet in dem franzöſiſchen Departement der Ille und Villaine die Flüſſe Villaine und Rance, und folglich den Ocean mit dem Kanale la Manche, und ſtellt daher eine ſchiffbare Verbindung zwiſchen den Häfen von la Roche Bernard (an der Villaine) und St. Malo quer durch den breiteſten Theil der Bretagne, über deren Hauptſtadt Rennes dar. Früher mußte man um die ganze Halbinſel ſegeln, und 90 geographiſche Meilen durchlaufen, um zu Schiffe von St. Malo nach la Roche Bernard zu gelangen; jetzt aber iſt dieſe Diſtanz auf 27 geogr. M. abgekürzt. Der eigentliche Kanal beginnt in der Villaine bei Rennes, ſteigt von hier längs der Ille aufwärts zu ſeinem Theilungspunkte öſtlich von Hédé und führt dann am Linon und der Rance abwärts bis Dinan, wo der letztgenannte Fluß ſchiffbar wird. Dieſe künſtliche Schiffahrtslinie, von Rennes bis Dinan, hat eine Länge von 80,796 Meter (= 10,^{9068} geogr. Meilen); ſie iſt für Schiffe von 70 Tonnen eingerichtet, und es findet auf ihr eine ſehr lebhafte Schiffahrt ſtatt. Da der Kanal von Breſt nach Nantes die Villaine bei Rédon trifft, und von hier längs des Iſac und der Erdre zur Loire zieht, ſo iſt durch den Ille- und Rancekanal auch eine ſchiffbare Verbindung zwiſchen St. Malo, Rennes, Nantes und vielen andern Städten Frankreichs hergeſtellt. (*Klaehn.*)

ILLE und VILLAINE (Departement der), franzöſiſche Provinz, der öſtliche Theil der vormaligen Bretagne, zwiſchen 15° 29′ und 16° 32′ öſtl. L. von Ferro, und 47° 39′ und 48° 42′ nördl. Br. belegen. Es wird im Norden vom Kanale beſpült, im Nordoſten aber grenzt es an das Departement la Manche, gegen Oſten an Mayenne [1]), gegen Süden an Niederloire, gegen Weſten an Morbihan, gegen Nordweſten an das Departement der Nordküſten, und hat ein Areal von 115,^{631} geographiſchen Quadratmeilen (= 635,599 Hektaren). Es beſteht aus dem öſtlichen Theile des Plateau's der Bretagne,

1) Dieſe Oſtgrenze fällt mit der Waſſerſcheide zwiſchen der Villaine und der Mayenne zuſammen; ein ſeltener Umſtand, beſonders in Frankreich, wo überhaupt die Naturgrenzen vernachläſſigt ſind, zumal bei der Departementaleintheilung, die nur auf Ausgleichung der Civiliſationsverhältniſſe und Zerſtörung des Feudalismus berechnet iſt.

Digitized by Google

das auch hier in zwei Theile, einen nördlichen und einen ſüdlichen, zerfällt, welche durch eine von Oſten nach Weſten ſtreichende Längendepreſſion (das Baſſin von Rennes) von einander getrennt werden. Der nördliche Theil, welcher weiter weſtlich im Departement der Nordküſten eine mittlere abſolute Höhe von 1000 par. Fuß zu haben ſcheint, erniedrigt ſich hier, grade im Süden des Meerbuſens von St. Malo und Granville, zu einer größten Höhe von 540 par. F. (175 Meter), und erleichterte dadurch die Anlage des Ille- und Rancekanals, deſſen Theilungspunkt ſich hier befindet. Weiter im Oſten, in der Gegend von Fougères ſteigt er wieder zu größern Höhen auf, und erreicht ſüdlich von Vire 1078 par. F. Meereshöhe, und im Walde von Ecouves bei Alençon (außerhalb dieſes Departements) ſogar 1272 par. F. (413 Meter). Der ſüdliche Theil iſt von bedeutenderer Breite, ſeine röthlichen und unfruchtbaren Höhen ſtürzen nördlich ſteil in das fruchtbare Baſſin von Rennes hinab, gegen Süden aber erniedrigt es ſich ſehr allmälig. Nirgends überſteigt ſeine abſolute Höhe, die zwiſchen Mauron und Plélan ihr Maximum erreicht, 924 par. F. Während der nördliche Theil nur Querthäler enthält (die Thäler der Rance, des Linon, der Ille, des Couesnon und andere), iſt der ſüdliche (ſo weit er zu dieſem Departement gehört) faſt nur von Längenthälern durchfurcht (die Thäler der Seiche, des Saumon, des Cher, des Canut), die ihre Mündungen in die große Querſpalte der Villaine haben, durch welche dieſer Fluß ſeine Waſſer dem Oceane zuführt. Das Plateau in ſeiner Geſammtheit betrachtet beſteht aus Grauwacke und Thonſchiefer [2]), aus dem ſich im Norden primitive Geſteine (Granit, Gneis, Glimmerſchiefer) erheben, während der ſüdliche längs ſeiner ganzen Erſtreckung bis zur Loire von einer Zone ſolcher Geſteine (Protogyn), die jedoch nicht zu dieſem Departement gehört, begleitet wird. Die Ackerkrume dieſes Plateau's iſt ſehr dünn, faſt die Hälfte ſeiner Oberfläche iſt mit Heidekraut und Ginſter bewachſen, aus dem hier und da ein keltiſches Monument hervorblickt [3]), und nur an wenigen Stellen ſieht man Waldung, die im Departement überhaupt 3,65 geographiſche □Meilen (=20,057 Hektaren bedeckt, und aus Eichen und Buchen beſteht [4]). Hiergegen contraſtirt ſehr das reiche Baſſin von Rennes, ein trockengelegter Seeboden, in welchem ſich die obern Zuflüſſe der Villaine ſammeln, und deſſen Längenrichtung durch die oberſte Villaine und ihren rechten, ihr entgegenfließenden Nebenfluß, den Meu, bezeichnet wird. Über die abſolute Höhe dieſes Baſſins iſt nichts bekannt, doch beträgt ſie wahrſcheinlich keine 200 par. Fuß, da die Villaine nur einen geringen Fall hat und die Fluth bis Rédon in ſie hinaufſtritt. Außer den bereits genannten Flüſſen müſſen wir noch des Ouſt gedenken, welcher, in einem Querthale fließend, eine Strecke die ſüdweſtliche Grenze des Departements bildet, und ſeine Waſſer zu Rédon mit denen der Villaine vereinigt. Von allen dieſen Flüſſen ſind nur die Villaine, der Cher und der Couesnon ſchiffbar. Die erſte iſt es durch Schleuſen für Kähne von Ceiſſon abwärts bis Rédon fünf geographiſche Meilen weit, und von Rédon an mit der Fluth für Schiffe von 100—150 Tonnen bis zur Mündung; ſie wird jährlich von etwa 1300 Kähnen befahren, und ſteht durch den Ille- und Rancekanal mit der Rance in Verbindung (ſ. den Art. **Ille- und Rancekanal**). Der Cher iſt nur ½ geogr. Meilen weit ſchiffbar, und dient zum Transport der Schiefer, die man in ſeiner Nähe bricht, und auf der Villaine weiter verführt werden. Die Schiffbarkeit des Couesnon beſchränkt ſich auf 2¾ geogr. Meilen, und wird nur durch die Meeresfluth hervorgebracht. An Teichen hat das Departement keinen Mangel; wir gedenken darunter des Teiches von Lande Marelle bei Parigné im Arrondiſſement Fougères, welcher mit einer Pflanzendecke überzogen iſt, worauf das Vieh weidet, und welche gleichſam eine ſchwimmende Inſel bildet. An den Küſten finden ſich weitläufige Moräſte, worunter die von Dol, welche im 8. Jahrh. durch Einbrüche des Meeres entſtanden, die ausgedehnteſten ſind, und einen ſubmarinen Forſt enthalten; nur ein Theil dieſer Moräſte iſt bis jetzt trocken gelegt. Mineralquellen gibt es in großer Zahl; ſie enthalten ſämmtlich Eiſen und Kohlenſäure, einige auch Schwefel und ſalzſauren Kalk. Die bekannteſten ſind die von Becherel (deren Waſſer nach Rennes verführt wird), Brutz, Montfort-ſur-Meu, Guichen, Chauvigné und le Teil. Die Provinz participirt noch an dem Inſelklima der Bretagne. Weder Wärme noch Kälte ſind ſehr groß, allein die herrſchenden Süd-, Südweſt- und Nordweſtwinde führen im Frühlinge und Herbſte (wo überhaupt dichte Nebel herrſchen) vielen Regen herbei; man ſchätzt die Regenmenge auf etwa 24 Zoll (vier Zoll mehr als zu Paris); der Sommer iſt jedoch trocken. Charakteriſtiſch für das Klima des Departements iſt, daß Rédon der nördlichſte Punkt iſt, bis zu welchem die Cultur des Weinſtocks (vitis vinifera) an der Weſtküſte Frankreichs hinaufreicht; auch gedeiht der Mais (Zea Mais) nur noch in den ſüdlichen Cantonen der Provinz, nicht aber weiter nördlich. Übrigens iſt das Departement eine der Fieberregionen Frankreichs: Wechſelfieber ſind allgemein, und in den moraſtigen Gegenden der Küſte ſind ſie endemiſch, daher ſtellt ſich in dieſer Provinz die Longävität ſehr ungünſtig.

Die wichtigſten Producte ſind a) aus dem Pflanzenreiche: Weizen, Roggen, Gerſte, Hafer, Buchweizen, Mais, Hirſe (auch nur in den ſüdlichen Cantonen), Flachs, Hanf, Kartoffeln, etwas Wein, Obſt, Kaſtanien, Hülſenfrüchte, Tabak. b) Aus dem Thierreiche: Pferde, Rindvieh, Schafe, Schweine, Federvieh, Bienen, Wildpret, wilde Schweine, Rehe, Hirſche, See- und Flußfiſche, Auſtern,

2) Vergl. in Abſicht auf mehre Details den Essai sur la configuration et la constitution géologique de la Bretagne par M. *Puillon Boblaye* in den Annales du Muséum d'Histoire naturelle Vol. XV. (1827) pag. 49—116. 3) Darunter beſonders das berühmte Steinhaus bei dem Dorfe le Teil, in der Gegend von Vitré, ein aus 40 Steinblöcken zuſammengeſetztes längliches Viereck von 60 Fuß Länge, 12 F. Höhe und 12 F. Breite, welches zwei Gemächer enthält, und den Namen Roche aux fées führt. 4) Der größte Wald iſt der von Paimpont, welcher 10,200 Hektaren enthält.

Digitized by Google

Hummern, Krabben, Canthariden. c) Aus dem Mineralreiche: Blei, Eiſen, Wetzſteine, Schiefer, Marmor, Trippel, ſchwarze Kreide, Torf, Kieſelſteine, welche unter dem Namen cailloux de Rennes bekannt und der ſchönſten Politur fähig ſind. Die Bewohner des Departements in antiker Zeit waren die Rhedones (Ῥήδονες bei Ptolemäus), eine keltiſche Völkerſchaft, deren Capitale Condate oder Civitas Rhedonum (das heutige Rennes) die weſtlichſte der beträchtlicheren Römerſtädte in Gallien wurde, während alles Land, was dieſer Stadt im Weſten lag, von den Römern vernachläſſigt ward, und nur an einigen Punkten der Küſte Beſatzungen zum Schutze gegen die ſächſiſchen Seeräuber erhielt, wie die Grafſchaft Norfolk in England[5]; daher konnte ſich die ganze ehemalige Bretagne, mit Einſchluß dieſes Departements, endlich ganz frei machen; ſie wurde aber gegen das Ende des 6. Jahrh. eine Beute der Picten (Kymren), welche ſich um ebendieſe Zeit der Landſchaften Wales und Cornwall in England bemächtigt hatten, und dieſen, wie der Bretagne, ihre Sprache aufdrangen[6]. Durch Vermiſchung der Picten und Kelten entſtanden die Breyzards[7], welche noch heute in großer Mehrzahl die Bretagne, einſchließlich dieſes Departements, bewohnen, und fortwährend einen kymriſchen Dialekt ſprechen[8], der dem erloſchenen Corniſch, ſowie dem noch lebenden Welſchen, ſehr ähnlich iſt. Doch hört man auch in mehren Gegenden von Ille und Villaine das ſchlechte franzöſiſche Patois der angrenzenden Landſchaften, welches mit vielen keltiſchen Wörtern vermiſcht iſt.

Die Volkszahl des Departements betrug im J. 1818: 509,673, 1826: 531,480, 1832: 547,052 Seelen, ſodaß nach der letzten Zählung die relative Population 4722 Individuen auf die geographiſche Geviertmeile beträgt. Für 1837 aber darf man mit großer Wahrſcheinlichkeit 556,000 Einwohner auf das Departement rechnen. Von der für 1832 angegebenen Bewohnerzahl kommen 67,972 auf die 13 Städte des Departements (in welchem auf je neun Quadratmeilen eine Stadt zu rechnen iſt), 479,080 aber auf das platte Land, wo es, wie in der ganzen Bretagne, nur wenige geſchloſſene Dörfer gibt.

In intellectueller Beziehung ſteht der Breyzard auch hier auf einer niedrigen Stufe; er bekennt ſich zur römiſch-katholiſchen Kirche, die hier 43 Pfarr- und 290 Succurſalkirchen hat[9], iſt von heftigem Temparamente, abergläubig, ſeinen angeerbten Gewohnheiten getreu, aber aufrichtig, tapfer, gaſtfrei, und als Küſtenbewohner auch ein kühner Seemann. Sein Hauptnahrungsmittel bildet die Galette, eine von Buchweizen bereitete Speiſe, und in einigen Gegenden auch die Kaſtanie.

Was die Nahrungszweige der Bewohner betrifft, ſo beſtehen ſie hauptſächlich in Ackerbau, Viehzucht, Bienenzucht, Obſtbau, Fiſcherei, Handel und einiger Induſtrie; weniger wichtig ſind der Wein- und Bergbau. Der Ackerbau iſt in dem Departement der Ille und der Villaine noch immer großer Verbeſſerungen fähig, obgleich in neuern Zeiten Manches dafür geſchehen iſt. Freilich iſt der Boden ungünſtig und der Breyzard klebt auch zu ſehr an dem Alten. Dabei ſind die Ländereien in zu viele kleine Parcellen vertheilt: ein Hof enthält gewöhnlich nur ſechs Hektaren cultivirten Landes, und wenn er deren 30 beſitzt, wird er für ſehr beträchtlich angeſehen. Überhaupt liefert der Ackerbau nicht das nöthige Brodkorn für die zahlreiche Bevölkerung. Die Gegenſtände des Anbaues ſind ſchon oben bei den Producten des Pflanzenreichs angegeben worden; wir wollen nur noch bemerken, daß die Cultur des Hanfes ſehr ſtark und ausgebreitet iſt. Übrigens iſt nur etwa die Hälfte des Flächenraumes der Provinz als artbar anzuſehen; die zweite Hälfte beſteht aus Heiden, Waldungen, Teichen und Moräſten. Der Pflug wird hier durch das Pferd gezogen, doch iſt die Zahl der Pferde nicht bedeutend. Es gibt deren zwei Arten, die race bretonne, die beſſere, und eine andere kleinere und ſchwächere Art, welche in den Heidegegenden gehalten wird. Die Rindviehzucht iſt dagegen ſtark und wird ſehr durch die vortrefflichen Wieſen der Flußthäler begünſtigt. Beſonders ſchön ſind die Wieſen an den Ufern der Villaine im Becken von Rennes: in der Gegend des Schloſſes Prévalay (½ Stunden ſüdweſtlich von Rennes) wird die vortreffliche Butter bereitet, welche als Butter von Prévalay in ganz Frankreich berühmt iſt. Das Rindvieh wird jedoch nicht allein der Butter und anderer Producte wegen gehalten, ſondern vieles wird auch an die Normänner verkauft, die es an Ort und Stelle erhandeln. Die Zucht des Schafes wird in dieſem Departement ſehr vernachläſſigt; die hier fallende Race deſſelben iſt klein, und liefert nur grobe Wolle. Dagegen iſt die Bienenzucht bedeutend; ſie wird durch den vielen Buchweizen, den man hier baut, ſowie durch die weitläufigen Heideſtrecken, ſehr begünſtigt, und liefert ein ſehr geſuchtes Wachs. Der Obſtbau macht gleichfalls einen bedeutenden Nahrungszweig aus: man zieht beſonders Äpfel, und verfertigt daraus einen der beſten Cider Frankreichs. In den Bezirken Fougères, Vitré und Rédon zieht man auch ſehr viele Kaſtanien: der Baum gedeiht hier ſehr gut[10], und beſonders iſt die Gegend von la Guerche wegen der Vortrefflichkeit der Frucht bekannt. Weinbau findet aber nur in der Umgegend von Rédon ſtatt (vgl. oben beim Klima); es ſind hier 306 Hektaren (0,055 geogr. □Meilen) dieſem Culturzweige gewidmet, der aber nur ein geringes (weißes) Getränk liefert. Die

5) Vgl. Mannert's Geographie der Griechen und Römer 2. Th. 1. Bd. S. 145 u. 146, und Woodward in der Archaeologia of the London Antiquaries. Vol. XXIII. p. 373.

6) Dies wird nämlich jetzt von den meiſten engliſchen Autoren angenommen, und W. Betham hat es unſerer Meinung nach in ſeinem Werke: The Gael and Cymbri, or an Inquiry into the origin and history of the Irish Scoti, Britons and Gauls, and of the Caledonians, Picts, Welsh, Cornish and Bretons (Dubl. 1834), klar dargethan, wenn er auch den phöniziſchen Urſprung der Kelten nicht hat beweiſen können.

7) Denn die keltiſchen Bewohner wurden gewiß nicht alle ausgerottet.

8) Nur in dem Departement Niederloire hört man das Kymriſche nicht mehr.

9) Die wenigen Reformirten haben weder Kirche, noch Bethaus.

10) Bei Becherel findet man einen Kaſtanienbaum, deſſen Stamm 28 Fuß im Durchmeſſer hat.

Digitized by Google

Fiſcherei in den Flüſſen wird von der Seefiſcherei bei weitem übertroffen. Die Auſternfiſcherei in der Bai von Cancale verdient beſonders Erwähnung; ſie wird vom September bis zum April betrieben, und die ſehr geſchätzten Auſtern werden von den Engländern und Holländern in ganzen Ladungen abgeholt. Die in größter Menge an dieſer Küſte vorkommenden Fiſche ſind Makrelen, Zungen, Rochen, Steinbutten ꝛc. Auch ſendet die Stadt St. Malo jährlich bis 40 Schiffe auf den Stockfiſchfang bei Neufundland und andere auf den Wallfiſchfang. Der Bergbau geht beſonders auf Eiſen, das auch hier ausgeſchmolzen wird; jährlich werden etwa 25,000 Centner Guß- und 6000 Centner eines ſehr geſchätzten Stabeiſens gewonnen. Bleiminen gibt es nur bei Pompéan im Baſſin von Rennes. Außerdem hat man Schiefer-, Wetzſtein- und Marmorbrüche, und in den Moräſten an der Küſte gräbt man Torf. Die Induſtrie beſteht in Kattundruckereien, Segeltuch- und Hanfleinenmanufacturen, Seilereien, Netzfabriken, Strumpfwirkereien, Gerbereien, Papiermühlen, Glashütten, Fayencefabriken, Tabaksfabriken, Schiffbau, Wachs- und Leinenbleichen. Der Handel wird beſonders von den Städten St. Malo, Rennes und Rédon betrieben. Die erſte Stadt handelt nach den franzöſiſch-weſtindiſchen Colonien, nach Oſtindien und Afrika, die beiden andern betreiben beſonders den Speditionshandel. Der Binnenhandel wird durch 310 Jahrmärkte, welche in 102 Gemeinden gehalten werden, befördert. Die Exporten ſind: Hanf, Flachs, Cider, Segel- und Packleinwand, Butter, Wachs, Honig, leinene und wollene Strümpfe, Auſtern und Fiſche. Die Einfuhr beſteht dagegen in Tüchern, Seidenzeuchen, Mouſſelinen, Indiennen, Getreide, Weinen (beſonders in Bordeauxweinen) und Colonialwaaren, wovon ſich hier ein Entrepôt befindet.

Hinſichtlich der Verwaltung beſteht das Departement Ille und Villaine aus den ſechs Arrondiſſements: Rennes, Montfort, Rédon, Vitré, Fougères und St. Malo, welche zuſammen 43 Cantone mit 352 Gemeinden enthalten; es zerfällt in vier Wahlbezirke, welche ſechs Deputirte zur Kammer wählen, gehört zur 13. Militairdiviſion, zur 14. Forſtconſervation, zum Bezirke des königlichen Gerichtshofes von Rennes und zur Diöceſe des in dieſer Stadt reſidirenden Biſchofs. (*Klaehn.*)

Illecebreae *R. Br.*, ſ. Paronychieae.

ILLECEBRUM. So nannte zuerſt Rupp (Flor. Jen. 1718) die Gewächsgattung, welche noch jetzt dieſen Namen trägt, während die Pflanze, welche bei den Römern illecebra hieß (*Plin.* H. N. XXV, 103), unſer Portulak iſt. Illecebrum *Rupp.* gehört zu der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe, und bildet nebſt einigen andern Gattungen eine Gruppe, Illecebreae der natürlichen Familie der Paronychieae. Char. Der Kelch an der Baſis mit zwei Bracteen verſehen, fünfblätterig, die Blättchen mönchskappenförmig, nach Innen gewölbt, in ein Horn auslaufend, auf der Rückſeite knorpelartig verdickt; keine Corolle, die Staubfäden ſtehen den Kelchblättchen gegenüber: fünf fruchtbare, mit zweifächerigen Antheren, wechſeln mit fünf unfruchtbaren, borſtenförmigen ab; zwei ungeſtielte, knopfförmige Narben; die mit dem ſtehenbleibenden Kelche bedeckte Kapſel iſt fünfklappig, einſamig. Nachdem alle übrigen, früher zu Illecebrum gerechneten Arten zu andern Gattungen, die meiſten zu Paronychia und Alternanthera (ſ. d. Art.) gezogen worden ſind, bleibt nur eine einzige Art, Ill. verticillatum *Linn.* (Schkuhr, Handb. T. 50. *Gärtner fil.*, Carpol. t. 184. Engl. bot. t. 895. Fl. dan. t. 335), ein kleines, perennirendes, glattes Kraut, mit niederliegendem, äſtigem Stengel, gegenüberſtehenden, eiförmigen Blättern, trockenhäutigen Afterblättchen und Bracteen, und achſelſtändigen Blüthenwirteln, welche aus 10—30 kleinen, weißröthlichen Blümchen beſtehen. Dieſes unſcheinbare Pflänzchen findet ſich an überſchwemmten Orten, beſonders in Mitteleuropa hin und wieder. (*A. Sprengel.*)

Illegitim, ſ. Legitim.

ILLENS, teutſch Illingen; zerſtörtes Schloß ſüdlich von Freiburg in der Schweiz an der Sane, von welchem die dazu gehörige Herrſchaft ihren Namen hatte. Sie gehörte mit dem gegenüberliegenden Arconciel ſchon im 13. Jahrh. den Grafen von Arberg aus dem neuenburgiſchen Geſchlechte. Die Beſitzer erſcheinen als Vaſallen der Grafen von Savoyen, und beſaßen die Schirmvoigtei über das benachbarte Kloſter Altenryf. Die Burg kam durch Kauf am Ende des 14. Jahrh. in die Hände Anton's vom Thurm zu Geſtelenburg, deſſen einzige Tochter dieſelbe ihrem Gemahl Johann de la Baume, Grafen zu Montrevel, zubrachte. Sein Sohn Peter hielt in dem Kriege der Eidgenoſſen gegen Herzog Karl den Kühnen von Burgund die Partei des Letztern. Die Freiburger beſetzten daher mit Hilfe der Berner im Januar 1475 ſeine Herrſchaft Illens, die ihnen um eine beträchtliche Summe verſchrieben war, und eroberten und zerſtörten die Burg. Die Herrſchaft bildete dann bis 1798 eine freiburgiſche Landvoigtei, und gehört jetzt zu dem Stadtamte Freiburg. Dieſe Burg iſt zu unterſcheiden von einer andern gleichnamigen im Canton Waadt, nahe bei Oron, welche auch in Trümmern liegt, ſowie von einem Dörfchen Illens, im waadtländiſchen Kreiſe Coſſonay. (*Escher.*)

ILLER, ein beträchtlicher Fluß im Oberdonaukreiſe des Königreichs Baiern, welcher im Allgau zwiſchen dem walſer Thale und der Alpe Rohrmoos entſpringt, von Süden gegen Norden fließt, zwiſchen Baiern und Würtemberg zum Theil die Grenze bildend, die Flüßchen Oſternach, Rottach, Acha, Bleichach und Emeneyach aufnimmt, bei Kempten und Memmingen vorbei, oberhalb Ulm in die Donau ſich mündet, und dieſe ſchiffbar macht. Sie iſt floßbar und für den Handel mit Holz von großem Nutzen; hat ein ſtärkeres Gefäll als die Donau, und verurſacht mit ihrem reißenden Waſſer oft ſehr verderbliche Überſchwemmungen. (*Eisenmann.*)

Iller, ſchwediſch, oder Ilter, norwegiſch, ſo viel als Iltis, ſ. Mustela.

Illerdiessen (Geogr.), ſ. Illertissen.

ILLEREICHEN, 1) fürſtlich ſchwarzenbergiſches Herrſchaftsgericht im bairiſchen Oberdonaukreiſe, mit einem

Digitized by Google

Flächenraume von einer □Meile. 2) **I.**, auch **Illereichheim**, Markt auf einer Anhöhe an der Iller und an der Straße von Memmingen nach Ulm, im gleichnamigen Herrſchaftsgerichte, das ſeinen Sitz hier hat, zwei Stunden von Illertiſſen und acht Stunden von Memmingen entfernt. Er umfaßt 66 Häuſer, 538 Einwohner, unter welchen viele Juden, mit einer Synagoge, einem kathol. Pfarramte im Landcapitel Oberroth, und einem Schloſſe. Der Ort hatte ehemals ſeinen eigenen Adel an den Herren von Aichhaim, die als Wohlthäter des ehemaligen Kloſters Gutenzell daſelbſt ihre Begräbnißſtätte hatten; kam dann an die Familie von Rechberg, im J. 1676 an die Familie von Limpurg-Styrum, von dieſen an den Fürſten Palm und 1788 an den Fürſten von Schwarzenberg. (*Eisenmann.*)

ILLERFELD, freiherrlich v. Lupin'ſches, im königl. bairiſchen Oberdonaukreiſe gelegenes und dem Landgerichte Grönenbach einverleibtes Patrimonialgericht im Illerthale, anderthalb Stunden von Memmingen an der würtembergiſchen Grenze, durch welches die große Landſtraße über Memmingen in die Schweiz führt. Die ferthofer Brücke über die Iller iſt zunächſt bei Illerfeld, und ihm gegenüber, aber jenſeit des Fluſſes, ragen die Ruinen des alten Schloſſes Marſtetten empor. Nach der Peutinger'ſchen Tafel ging die römiſche Heerſtraße von **Augusta Vindelicorum** nach **Campodunum** über den Grund und Boden des jetzigen Schloſſes Illerfeld, was ſich durch Ausgrabungen vollkommen beſtätigt hat. In der Umgegend fand man auch viele römiſche Grabhügel, und zu Illerfeld ſelbſt wird manche durch Abgraben derſelben zu Tage gekommene Antiquität noch jetzt aufbewahrt. Die Grenze der beiden Bisthümer Augsburg und Conſtanz ging ebenfalls durch dieſe intereſſante Localität. Bei der Eintheilung in Gaue gehörte die Gegend von J. zum Illergau, und nach Einrichtung der Rittercantone zum Allgau. Vom 10. bis 18. Jahrh. bildete ſie einen Theil der Grafſchaft Marſtetten (ſ. d. Art.), und erſt ſeit 1784 iſt ſie in den Händen der freiherrlich Lupin'ſchen Familie. Die geognoſtiſchen und klimatiſchen Verhältniſſe von Illerfeld ſind in der Abhandlung: „Über den Thalgrund zwiſchen Kempten und Ulm" dargelegt [1]); die ökonomiſche Bedeutſamkeit deſſelben aber lehrt die „Landwirthſchaftliche Beſchreibung von Illerfeld" (München 1817) [2]). Das Areal des ganz arrondirten Gutes erhebt ſich vom Thalwege der Iller von Weſten gegen Oſten, und bildet vier geſonderte, nach ihrer Fruchtbarkeit verſchiedene Flächen. Vorzüglich aber zeichnet ſich Illerfeld dadurch aus, daß der jetzige Beſitzer, der auch als Schriftſteller rühmlich bekannte Oberbergrath Friedrich Freiherr von Lupin, auf einem zuſammenhängenden, aber ungleichartigen Boden von 633 Tagwerken, die von ihm in der Schrift: „Die Gärten, ein Wort ſeiner Zeit" (München 1820) ausgeſprochene Idee zu verwirklichen geſucht hat, ſtatt große Flächen mit vielem Aufwande zu engliſchen Gärten einzurichten, die Güter durch zweckmäßige Anlagen von nutzbaren Bäumen ohne große Koſten zu verſchönern, und aus dem Ganzen eine gefällige Umgebung, einen Landſchaftsgarten zu ſchaffen [3]). Die ſehr ausgedehnten Gartenanlagen dienen nicht nur zur Verſchönerung, ſondern auch zum Schutze gegen die herrſchenden Nordoſt- und Südweſtwinde; die Zahl der Obſt- und Nutzbäume und exotiſchen Geſträuche, welche der Beſitzer gezogen oder geſetzt hat, ohne einen Gärtner zu halten, überſteigt bei Weitem die Summe von 150,000. Vgl. den **Index plantarum horti Illerfeldensis** (München 1820). Das Wohnhaus hat ſeine Fronte nach Mittag, und empfängt nur von daher ſein Licht. Das Innere gleicht einem Muſeum; über 400 Gemälde bedecken die Wände des Hauſes, darunter Originalgemälde von Tizian, Kasp. Pouſſin, P. Veroneſe, N. Berghem, v. d. Helſt, Fr. Floris, Rubens ꝛc., und große Deckenſtücke von Kuhl ſind als Plafonds angebracht. Ein Saal enthält eine ſehr reiche Mineralienſammlung, darin koſtbare Suiten vom Beſitzer ſelbſt geſammelt, und zum Theil aus Gegenden, welche früher noch nicht bereiſt waren. Auch verdient Beachtung die Bibliothek in der an dieſen Saal anſtoßenden Galerie, welche beſonders im Fache der Archäologie und Numismatik reich iſt, die Münzſammlung, die Sammlung von Edelſteinen, Antiken, Intaglios und Kameen. Zwei Abbildungen von Illerfeld, von der Nord- und Südſeite, in Kupfer geſtochen, enthält die Schrift: „Huldigungen des Oberdonaukreiſes" (Augsburg 1829). (*R.*)

Illeris (alte Geogr.), ſ. unt. **Illiberis**.

ILLERRIEDEN, ein kathol. Pfarrdorf des Oberamts Wiblingen, im Donaukreiſe, Königreich Würtemberg, mit 395 Einwohnern, welche ſich hauptſächlich von Landbau und Viehzucht nähren. (*Rigel.*)

ILLERTISSEN, ILLERDIESSEN, 1) Landgericht und Rentamt im Oberdonaukreiſe des Königreichs Baiern, mit drei □Meilen, auf welchen 8800 Menſchen in 2947 Familien wohnen. 2) Markt nächſt der Iller und Straße von Memmingen nach Ulm, im gleichnamigen Landgerichte, 2½ Stunden von Weißenhorn. Er begreift 191 Häuſer, 1100 Einwohner, die Sitze des gleichnamigen Landgerichts, Rentamtes und einer Poſterpedition, Jahr-, Vieh- und Kornmärkte, und bedeutende Pferdezucht. Der Ort ſammt der ehemaligen Herrſchaft war im J. 1300 ein Beſitzthum der Herren von Speth zu Waimingen, kam an die Grafen von Kirchberg, an die Freiherren von Gundelfingen und an die Familie von Böhlin, von welcher er im J. 1757 durch den Kurfürſten Maximilian III. erkauft wurde. (*Eisenmann.*)

ILLESCAS, Villa im ſpaniſchen Partido de To-

1) Vgl. die mineralogiſchen Briefe des Freihr. Friedrich v. Lupin; ferner deſſen Resumée in Graf Salis' Alpina; Ehrhardt's Topographie der Stadt Memmingen. 2) Vgl. auch Wochenbl. des landwirthſchaftl. Vereins in Baiern 8. Jahrg. (1817). Nr. 4—5.

3) Über den glücklichen Erfolg ſeiner rühmlichen Bemühungen vgl. Intelligenzbl. des Oberdonaukreiſes 1830. Nr. 18. Inland 1829. Nr. 291. 292. 305. 306 v. J. 1830. Nr. 107 u. 168. Münchener Converſationsbl. 1830. Nr. 136. Augsb. Abendzeit. 1829. Nr. 248. Morgenbl. 1817. Nr. 227.

Digitized by Google

ledo, und in der gleichnamigen Provinz, hat zwei Kirchen, zwei Klöſter, ein Hoſpital und 6000 Einw., welche einen ſtark beſuchten Maulthiermarkt unterhalten. (*Fischer.*)

ILLÉSFALU, auch ILLYESFALVA und ILLÉSFALVA, teutſch Sperendorf, Sepelsdorf und Selgersdorf, ſlow. Illyassowcze und Illassowce, eine dem Grafen Cſáky gehörige Herrſchaft und ein Dorf gleiches Namens, im leutſchauer Gerichtsſtuhle (Bezirk, Processus) der zipſer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, in einem freundlichen Thale, eine halbe Meile ſüdoſtwärts von dem Marktflecken Donnersmark entfernt, nach Schmögen (Smizſány) eingepfarrt, mit 77 Häuſern, 562 ſlowakiſchen Einwohnern, von denen 441 zur katholiſchen, 119 zur evangeliſchen Kirche ſich bekennen, und zwei Juden ſind, einer katholiſchen Filialkirche, einem herrſchaftlichen Schloſſe, einer Meierei und einem Brauhauſe. In einem nahen Walde liegt das gräflich Cſáky'ſche Sommerhaus Sans-Souci. (*G. F. Schreiner.*)

ILLÉSHÁZA, ein zur gräflich Illésházy'ſchen Herrſchaft Nagy-Szarva gehöriges Dorf im nördlichen Theile der Inſel Schütt, im obern inſulaner Gerichtsſtuhle (Processus) der presburger Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Donau Niederungarns, in der Nähe desjenigen Donauarmes gelegen, der die fruchtbare Inſel Schütt im Norden einſchließt, eine teutſche Meile oſtnordoſtwärts von dem Markte Luipersdorf (Cſötörtök) entfernt, mit 69 Häuſern, 507 magyariſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von ſechs Juden, ſämmtlich Katholiken ſind, einer eigenen alten katholiſchen Pfarre, welche zum obern inſulaner Vice-Archidiakonatsdiſtricte des graner Erzbisthums gehört, unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht und 817 katholiſche Pfarrkinder zählt; einer katholiſchen Kirche und einer Schule. Die Donau ſoll hier ſehr fiſchreich ſein; die Einwohner nähren ſich durchaus durch die Landwirthſchaft. (*G. F. Schreiner.*)

Ille-Villaine (Geogr.), ſ. oben Ille und Villaine.

Illfingen, ſ. Orvin.

ILLIBERIS. So ſchreibt man im Lateiniſchen den Namen eines Fluſſes und einer gleichnamigen Stadt an demſelben in der Gallia Narbonensis, dem ſpätern Languedoc; dieſe ſoll nach Mannert jetzt Elne, jener der heutige Toc ſein. Derſelbe Name darf wol nicht für einerlei mit Illeris gehalten werden, was nach Ptolemäus zwar auch ein Fluß in der Gallia Narbonensis iſt, gewiß aber nicht der Illiberis. Dieſen jedoch ſchreiben die Griechen bald Ilybiris, wie Strabon, bald Ilebernis, wie Polybius. Daneben führte derſelbe Fluß bei den Römern noch den Namen Tichis oder Tacum; wenigſtens glaubt Mannert in ſ. Gallia p. 60, daß der von Pomponius Mela (II. 5. 8) angeführte Tichis (den aber unſere Ausgabe [die Tzſchucke'ſche] Thicis ſchreibt, um ihn von dem ſpaniſchen Fluſſe Tichis zu unterſcheiden), ſowie der bei Plinius (III. 4) vorkommende Tacum (wofür aber in unſerer Ausgabe [in der Gronov-Schrevel'ſchen Lugd. Bat. 1669] Tecum geleſen wird) der Illiberis ſei. Die gleichnamige Stadt, welche nach Cellarius in der Notit. orbis antiq. Tom. I. p. 222 und Mannert a. a. O., Pomp. Mela a. a. O. Eliberi nennen ſoll, die aber in unſerer Ausgabe Illiberri geſchrieben gefunden wird, war vor des Plinius und Mela Zeiten eine große und reiche Stadt, die daher wol auch oft von den Heereszügen der Römer nach Spanien und der Carthager von Spanien nach Gallien und Italien berührt wurde; wenigſtens iſt aus Livius (XXI. 24) zu erſehen, daß Hannibal daſelbſt ſein Lager aufſchlug, und aus der Peutinger'ſchen Tafel wiſſen wir, daß die ältere Römerſtraße durch dieſen Ort ging. Vielleicht lag in dieſen Umſtänden die Urſache, daß die Stadt herabkam; die angeführten Geographen nennen ſie einen Flecken (vicus) und ſagen, daß nur geringe Spuren ihrer ehemaligen Größe noch vorhanden wären. Daß das von ſpätern Schriftſtellern, wie Eutropius (X. c. 9 oder 5 [nach frühern Ausgg.]), angeführte Castrum Helenae, wofür Zoſimus (II. 42) πολίχνιον, ᾧ Ἑλένη ὄνομα ſagt, keine andere Stadt, als Illiberis ſei, hat Cellarius (a. a. O.) durch Zuſammenſtellung der Angaben der Tabula Theodosiana (Peutinger'ſche Tafel) und des Itinerarii Antonini hinlänglich erwieſen; daher läßt ſich auch der heutige Name Elne aus Helena (der Mutter des Kaiſers Conſtantinus) erklären. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLICE. Dies der Name einer nicht unbedeutenden Stadt in Hispania Tarraconensis im Gebiete der Conteſtani, nach dem Itinerarium Antonini 52,000 römiſche Schritte von Carthago Nova nördlich. Nach dieſer Beſtimmung wäre Illice das heutige Elche in der Provinz Valencia. Andere, aber wol mit Unrecht, vergleichen das heutige Alicante oder Orihuela in derſelben Provinz. Nach Plinius (III. 4) war die Stadt eine Colonia immunis, d. h. eine unſteuerbare Colonie, die wahrſcheinlich einen wichtigen Handelsplatz enthielt, da nach ihr der Meerbuſen, in deſſen Nähe ſie lag, den Namen Sinus oder Portus Illicitanus, jetzt Meerbuſen von Alicante, führte. Die Schreibart dieſes Namens iſt übrigens ſehr verſchieden, indem derſelbe bald Illici, bald Ilice, bald auch Ilicias geſchrieben gefunden wird. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Illici, ſ. d. vorh. Art.

ILLICITANUS SINUS. So nennen Pomp. Mela und Plinius den Meerbuſen an der ſüdöſtlichen Küſte des alten Spaniens (Hispania), etwa von Carthago Nova bis zum Vorgebirge Dianium in der Hispania Tarraconensis. Nach dieſer Beſtimmung iſt darunter der jetzige Meerbuſen von Alicante zu verſtehen. Über die Entſtehung dieſes Namens vgl. den Art. Illice. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLICIUM *Linn.* Eine Pflanzengattung aus der letzten Ordnung der 13. Linné'ſchen Claſſe, und aus der Gruppe der Illicieen der natürlichen Familie der Magnolieen. Char. Der Kelch drei- bis ſechsblätterig, hinfällig, die Blättchen ungleich; neun bis 30 Corollenblättchen, von denen die äußern größer ſind; die Staubfäden ſehr kurz, mit aufrechten, ablangen, ausgerandeten Antheren; die kurzen (ſechs oder mehr) Griffel tragen ſeitliche, ablange Narben; ebenſo viele holzig-lederartige, oberhalb aufſpringende, einſamige Kapſeln, ſind ſternför-

Digitized by Google

mig zuſammengewachſen; die Samen ſind bohnenförmig, hart, glänzend, reich an Eiweißkörper. Es ſind drei Arten dieſer Gattung bekannt: 1) Ill. anisatum *Linn.* (Sp. pl. *Gärtner*, De fruct. I. t. 69. Anisum Philippinarum insularum *Clusius*, Hist. II. p. 202. f. 3. Skimmi *Kämpfer*, Am. exot. p. 880. Ic. p. 881), ein kleiner Baum, welcher in Japan und in den ſüdweſtlichen Provinzen China's wild und cultivirt wächſt, mit immergrünen, abwechſelnden, kurzgeſtielten, lanzettförmigen, durchſcheinend-punktirten, glänzenden Blättern, kurzgeſtielten, einzeln in den Blattachſeln ſtehenden Blüthen, und 27 bis 30 gelblich-weißen Corollenblättchen, von denen die äußern ablang, die innern linien-pfriemenförmig ſind. Die holzigen Fruchtkapſeln, ſechs bis acht an der Zahl, zu einem Stern an der Baſis zuſammengewachſen, mit gelbbraunen Samen, ſind unter dem Namen Sternanis (Anisum stellatum s. Badianum s. Chinense) ſeit dem Anfange des 17. Jahrh. in Europa bekannt. Ihr Geruch und Geſchmack iſt angenehm aromatiſch, dem des gemeinen Anis ſehr ähnlich. Nach Meißner's Unterſuchung enthalten die Fruchtſchalen ein ätheriſches Öl, ein grünes, fettes Öl, ein in Äther nicht auflösliches Hartharz, eiſengrünenden Gärbeſtoff, Extractivſtoff, Gummi, Äpfelſäure, äpfelſauren Kalk und Spuren von Benzoëſäure. Die Chineſen und Japaneſen benutzen dieſe Früchte als Gewürz und Räuchermittel. Früher wurde der Sternanis in Europa häufig gekauet, um den Athem wohlriechend zu machen, und um ſich gegen katarrhaliſche Affectionen zu ſchützen; jetzt iſt er durch den wohlfeilern Anis faſt ganz verdrängt, und wird nur noch als Zuſatz zu Bruſtthee und Liqueuren (Anisette de Bordeaux) angewendet. 2) Ill. floridanum *Ellis* (Philos. transact. LX. p. 524. t. 12. *Lamarck*, Illustr. t. 493. f. 1. Bot. cab. t. 209), mit 27 bis 30 purpurrothen Corollenblättchen, von denen die äußern ablang, die innern lanzettförmig ſind. 3) Ill. parviflorum *Michaux* (Flor. bor. am. I. p. 326. *Ventenat*, Cels. t. 22. Ill. anisatum *Will. Bartram*), mit neun bis zwölf gelblichen, eiförmigen Corollenblättchen. Die beiden letztgenannten Arten, welche als Sträucher in Weſtflorida einheimiſch ſind, haben ebenfalls, wie Ill. anisatum, wohlriechende Blätter, ob aber ihre Früchte auch aromatiſch ſind, iſt bis jetzt noch unbekannt. (*A. Sprengel.*)

ILLIDE (St.), Dorf an der Bertrande im Canton St. Cernin und Arrondiſſement Aurillac des franzöſiſchen Departements Cantal, mit 1450 Einwohnern, welche nach Spanien gehen. Es werden hier jährlich drei Jahrmärkte gehalten, auf welchen viele Hammel verkauft werden. In der Gemeinde liegen die alten Schlöſſer la Bountat, Bellertat und Barrias. (*Klaehn.*)

ILLIE (St.), ein Religionsfondsgut im ſüdöſtlichſten Theile des czernowitzer Kreiſes (Bukowina) des Königreichs Galizien; es grenzt mit den Gütern Strojeſchtie, der Stadtgemeinde Suczawa, Koſtina, Berindeſtie und Illiſcheſtie, wird von der ſiebenbürger Poſt- und Commercial-Nebenſtraße durchzogen, und hat ein hügeliges, fruchtbares und gut angebautes Terrain. Zu dieſem Gute gehört das Dorf gleiches Namens an der erwähnten Handelsſtraße, zwiſchen den Dörfern Samka und Strojeſchtie in einer offenen Gegend gelegen, eine halbe Meile ſüdweſtlich von der Stadt Suczawa entfernt, mit einer eigenen Pfarre und Kirche und einer Rothgärberei. Sie war früher der Sitz einer eigenen Cameralverwaltung. (*G. F. Schreiner.*)

ILLIER (Val d'), ein in ſüdweſtlicher Richtung zwiſchen hohen Gletſchern gegen die ſavoyſchen Gebirge ſich hinaufziehendes Alpenthal im unterſten Theile des Wallis, im Zehnten Monthey. Es hat eine Länge von etwas mehr als vier Stunden, und enthält mehre Dörfchen, die zuſammen eine Bevölkerung von 1204 Seelen haben. Das Pfarrdorf Illier liegt 3380 Fuß über der Oberfläche des Meeres. Das Thal wird von der wilden Viege durchſtrömt, die von dem ſchmelzenden Schnee oft ſehr anſchwillt und große Verheerungen anrichtet, beſonders wo ſie das Thal verläßt und ſich der Rhone nähert. Dieſe wenig beſuchte Gegend iſt reich an prachtvollen, wilden ſowol als lieblichen Anſichten. Die Einwohner ſind lebhafter und kräftiger, als die in den tiefern Gegenden lebenden Unterwalliſer. Ein Wald von Obſtbäumen füllt den Thalgrund; höher hinauf findet Alpenwirthſchaft ſtatt. Das Thal gehört zu demjenigen Theile des Unterwallis, den die Walliſer im J. 1536, als die Berner die Waadt eroberten, dem Herzoge von Savoyen entriſſen, und damit ihr Land bis an den Genferſee ausdehnten. Eine der furchtbarſten Verwüſtungen dieſer Gegenden hat im Spätſommer 1835 ſtattgehabt (ein Jahr nach den ungeheuren durch das ganze ſchweizer Hochgebirge ſich ausdehnenden Überſchwemmungen). Den 26. Aug. ſtürzte ein Stück von der Spitze des 9800 Fuß hohen Dent du Midi herab, und riß Theile von den Gletſchern los, die, durch den Sturz über hohe Felswände zerſplittert, plötzlich ſchmolzen, in der Schlucht von St. Barthelemi die Schutthalden wegriſſen, und Schlammſtröme bis zur Rhone bildeten. Dieſe Schlammſtröme, die kaum ein Zehntheil Waſſer enthielten, hatten von 200 bis 600 Fuß Breite, und nachdem ſie aus der Schlucht herausgetreten waren, 10 bis 20 Fuß, in der Schlucht ſelbſt bis auf 160 Fuß Höhe; ſie gingen theils langſam, theils mit der Schnelligkeit eines im Galopp laufenden Pferdes. Blöcke des Kalkſteins, woraus der Dent du Midi beſteht, von mehren tauſend Kubikfuß, ſchwammen, auf dieſem dicken Schlamme getragen, bis in die Rhone. Von einem derſelben ragten, als der Strom ſtill ſtand, 12,000 Kubikfuß aus dem Schlamme hervor. Dieſe Schlammſtröme, durch immer von Neuem herabſtürzende Eismaſſen erneuert, waren am ſtärkſten den 26. 27. 28. und 30. Aug. und den 9. Sept. Sie haben faſt alle die Rhone erreicht und ihr Bette ausgefüllt. Auch den 8. Oct. ereigneten ſich wieder zwei beträchtliche Bergſtürze am Dent du Midi, doch ohne neue Überſchwemmungen zu verurſachen. (*Escher.*)

ILLIERS, Stadt und Cantonshauptort im Arrondiſſement Chartres des franzöſiſchen Departements der Eure und des Loir. Sie liegt am Loir, der in der Nähe entſpringt, und zählt 2475 Einwohner, welche Fabriken

Digitized by Google

in Tuch, Hüten und Serge, auch Gärbereien unterhalten. (*Klaehn.*)

ILLIERS-L'EVÊQUE, Dorf im Canton Nonancourt und Arrondiſſement Evreux des franzöſiſchen Departements der Eure, mit 840 Einwohnern und Weinbau. (*Klaehn.*)

ILLIGER (Johann Karl Wilhelm), wurde am 19. Nov. 1775 zu Braunſchweig geboren, wo ſein Vater, Johann Jacob Illiger, Kaufmann war. Obgleich von beſchränkten Vermögensumſtänden, wandte dieſer doch Alles, was in ſeinen Kräften ſtand, auf die Erziehung ſeiner acht Kinder, — unſer Illiger war das ſechſte unter ihnen —, und dieſe lohnten ihm dafür nicht nur mit unwandelbarer Liebe, ſondern hauptſächlich dadurch, daß ſie ſich in ihren Ämtern und ihrem Berufe als tüchtige Männer bewieſen. Die erſte geiſtige Anregung erhielt unſer Illiger, welcher als Knabe einer kräftigen Geſundheit genoß, in einer Privatſchule. Raff's Naturgeſchichte, die hier bei dem naturhiſtoriſchen Unterrichte zum Grunde gelegt wurde, und deren relativen Werth man in neuern Zeiten wol etwas zu tief geſtellt hat, zog den achtjährigen Knaben vorzüglich an. Er machte ſich Auszüge aus dieſem Buche, trug ſpäterhin die techniſchen Namen nach, fügte beſſern, ſyſtematiſcher geſchriebenen, Werken entnommene Bemerkungen hinzu und legte ſich ein kleines Herbarium einheimiſcher Pflanzen an. Dieſer Privatſchule entwachſen, wurde Illiger Anfangs dem Martineum, dann dem Catharineum ſeiner Vaterſtadt übergeben, welche beide Schulen durch tüchtige Lehrer zu einer höhern Blüthe gebracht waren, als dies damals bei den meiſten andern Anſtalten dieſer Art der Fall war. Die einmal geweckte Liebe zur Natur ließ ihn auch hier nicht müßig bleiben, jede Freiſtunde wurde benutzt, mit einem mehr als jugendlichen Ernſte die angelegten Sammlungen zu vermehren, welche jetzt, das Pflanzenreich überſchreitend, ſich auch über die andern Naturreiche auszubreiten anfingen, und obgleich ſich Illiger faſt ganz überlaſſen und ohne fremde Anleitung blieb, mehr und mehr den Geiſt verriethen, welcher einſt in das Innere der Natur eindringen ſollte. Äußerſt wohlthätig und befördernd für ihn war der Umſtand, daß er bei der im J. 1790 vorgenommenen Umgeſtaltung des Catharineums in deſſen erſte Claſſe verſetzt wurde. Hier lehrte Hellwig die Naturgeſchichte, und kaum entdeckte dieſer, mit welcher Liebe und Neigung Illiger ſich dieſer bereits hingegeben hatte, als er den glimmenden Funken zur lichten Flamme anzufachen ſuchte. Den Unterſchied der Jahre nicht beachtend, — die wahre Wiſſenſchaft kennt ja einen ſolchen überhaupt nicht —, war ihm Illiger bald mehr Freund als Schüler; er öffnete ihm ſeine für einen Privaten bedeutende Sammlungen, benutzte ihn bei deren Anordnung, ſowie bei ſeinen ſchriftſtelleriſchen Arbeiten, und machte ihn zu ſeinem Begleiter bei ſeinen botaniſchen Excurſionen und kleinen Reiſen, ja endlich ſelbſt zu ſeinem Hausgenoſſen. War gleich die Pflanzenkunde Anfangs Illiger's Lieblingsfach, welchem er um ſo mehr huldigte, da er ſich der Arzneiwiſſenſchaft zu widmen beſchloſſen hatte, ſo vernachläſſigte er doch die übrigen Schulſtudien keineswegs, und zeichnete ſich in der Mathematik, der Geſchichte und den Sprachen bald ſo aus, daß er ſeinen Mitſchülern mehrmals als Vorbild hingeſtellt werden konnte. Im J. 1793 vertauſchte er das Catharineum mit dem Collegium Carolineum, wo er den Unterricht Ebert's, Eſchenburg's, Zimmermann's und Knoch's genoß. Zu gleicher Zeit beſuchte er, um ſich auf ſeinen künftigen Beruf vorzubereiten, das Collegium medico-chirurgicum, wo Hildebrandt, Rooſe und Wiedemann lehrten. Allein grade dieſes Streben warf ihn auf eine andere Lebensbahn. Seine Geſundheit war den übermäßigen Anſtrengungen nicht gewachſen, die um ſo nachtheiliger wirkten, da ſich ſein Körper grade in der Entwickelungsperiode befand, und ein gefährlicher Bluthuſten warf ihn auf das Krankenbette. Er genas zwar allmälig, vorzüglich durch die ſorgſame und liebevolle Pflege, mit welcher Hellwig's Tochter ſeiner wartete; allein blieb auch der Geiſt kräftig und ſtark, ſo war doch der Körper für immer geſchwächt. Da ihm die Ärzte dem zufolge das mediciniſche Studium als eine Sache der Unmöglichkeit vorſtellten, da ferner die frühern botaniſchen Excurſionen unterbleiben mußten und er an das Zimmer gefeſſelt war, ſo nahm ſein Geiſt eine andere Richtung, und wandte ſich, veranlaßt durch Hellwig's reiche, zweckmäßig eingerichtete und ſtreng ſyſtematiſch geordnete Inſektenſammlung, der Entomologie zu. Bald war er mit den dieſes Fach betreffenden Schriften eines Fabricius, Herbſt's, Panzer's, ſowie ſeines väterlichen Freundes, Hellwig's, völlig vertraut, und ſein forſchender Geiſt fand manche Seite auf, die noch zu wenig beachtet war, und welche er dann einer genauern Prüfung unterwarf. Hellwig verfehlte nicht, die Reſultate derſelben theils in ſeinem ausgebreiteten Briefwechſel, theils in ſeinen Schriften, ohne Illiger's Namen zu verſchweigen, den Freunden der Naturgeſchichte mitzutheilen, ja er foderte Illiger'n ſelbſt zu ſchriftſtelleriſchen Arbeiten auf, und ſo lieferte dieſer von 1794 an mehre Aufſätze in das braunſchweigiſche, wie in Schneider's entomologiſches Magazin, welche des Beifalls nicht ermangelten [1]). Dieſer ermunterte Illiger'n, und ſo erſchien zuerſt, zwar unter Hellwig's Namen, aber von Illiger'n bearbeitet und mit erläuternden Noten verſehen, Roſſi's **Fauna etrusca** [2]) in einer zweiten Ausgabe, und dann drei Jahre darauf (1798) unter Illiger's eigenem Namen Kugelann's Käfer Preußens [3]). Dieſe literariſchen Beſchäftigungen erheiterten und kräftigten Illiger's Geiſt mehr und mehr, und da auch ſein körperlicher Zuſtand ſich verbeſſerte, ſo dachte er ernſtlich daran, ſich die höhere wiſſenſchaftliche Weihe

1) Zu dieſen gehören: a) Beſchreibung einiger neuer Käferarten, in Schneider's entomologiſchem Magazin vom J. 1794. b) Nachricht von einer in etlichen Gerſten- und Haferfeldern um Braunſchweig wahrſcheinlich durch Inſekten verurſachten Verheerung, im braunſchw. Magazin vom J. 1795. Nr. 50. c) Die Wurmtrockniß des Harzes, ebend. vom J. 1798. Nr. 49. 50. d) Die Erdmandel, ein neues Erſatzmittel des Kaffee's, ebend. vom J. 1799. Nr. 29. 2) Roſſi's Fauna etrusca. Ed. *J. C. L. Hellwig* (Helmst. 1795). 3) Verzeichniß der Käfer Preußens, entworfen von J. G. Kugelann, ausgearbeitet von J. K. W. J., mit einer Vorrede von Hellwig (Halle 1798).

durch Beziehung einer Univerſität zu erwerben. Den pecuniären Mangel, welcher ihm dabei im Wege ſtand, beſeitigte die Großmuth ſeines Landesvaters, des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand, und bald von Oſtern 1799 an ſaß der wißbegierige Jüngling ein Jahr lang in Helmſtedt zu den Füßen eines Beireis, Schulze, Bruns, von Crell und Pfaff, und hörte darauf bis 1802 die Vorträge Blumenbach's, Heyne's, Heeren's und Eichhorn's in Göttingen, wie er auch reiche Nahrung fand in der mit literariſchen Schätzen ſo vorzüglich ausgeſtatteten Bibliothek dieſer Univerſität.

Hatte Illiger während ſeiner Schuljahre nur Fremdes, obgleich eigenthümlich bearbeitet, geliefert, ſo trat er jetzt als Student völlig ſelbſtändig mit dem ſeinem herzoglichen Gönner gewidmeten „Verſuche einer ſyſtematiſchen Terminologie des Thierreichs und Pflanzenreichs“ auf, welcher 1800 zu Helmſtedt erſchien [4]). Bei manchen Mängeln iſt dieſer Verſuch doch einer der Grundſteine, auf welchen die Wiſſenſchaft ihren Tempel aufgebaut hat. Dieſem Werke folgte die von ihm veranſtaltete zweite Ausgabe des Verzeichniſſes der wiener Schmetterlinge von Denis und Schiffmüller, zu welchem er bereits 1798 Zuſätze verfertigt hatte, und welchem ſeine Überſetzung des koſtbaren Olivier'ſchen Werkes zum Theil vorausging, zum Theil nachfolgte [5]).

Von der Univerſität kehrte Illiger reich und mannichfaltig gebildet in ſeine Vaterſtadt zurück, und bezog wieder ſeine Schülerwohnung bei ſeinem Freunde Hellwig. Hier hatte, ſchon während Illiger ſich in Helmſtedt aufhielt, der bekannte Graf von Hoffmannsegg nach ſeiner Reiſe durch Portugal ſein Quartier genommen, und ſeine reiche Inſektenſammlung aufgeſtellt, um ſie mit Hellwig's Beihilfe ſyſtematiſch zu ordnen. Illiger hatte ſchon als Student an dieſem mühevollen, ihm aber äußerſt angenehmen, Geſchäfte Theil genommen, und widmete ſich ihm jetzt ganz, da ihn kein Amt band, zu welchem ihm jedoch der Herzog Ausſichten eröffnet hatte, welcher ihn auch durch eine kleine Penſion gegen drückende Nahrungsſorgen ſchützte. Sowie die Hoffmannsegg'ſche Sammlung durch den Grafen, welcher ihretwegen Verbindungen in den entfernteſten Welttheilen angeknüpft hatte und zu ihrer Bereicherung einen eigenen Reiſenden in Braſilien unterhielt, an äußerm Umfange gewann, ſo gewann ſie durch Illiger's raſtloſe Thätigkeit für die genaueſte Bezeichnung und ſyſtematiſche Anordnung der einzelnen Exemplare nach ihrer gegenſeitigen Verwandtſchaft ſo außerordentlich, daß ſie leicht für die erſte der Welt gelten konnte. Der Graf verkannte auch Illiger's Verdienſte nicht, ſondern vergalt ihm dieſe durch die innigſte Freundſchaft, die für jenen äußerſt bildend wurde, da der Graf ſelbſt höchſt feingebildet war. Eine Folge der erwähnten Beſchäftigung Illiger's war die Herausgabe ſeines Magazins für Inſektenkunde, welches von 1802—1807 in ſechs Bänden erſchien, und deſſen meiſten Aufſätze Illiger'n ſelbſt zum Verfaſſer hatten. Das unglückliche Jahr 1806 raubte Illiger'n nicht nur ſeinen herzoglichen Gönner und die ihm von dieſem ausgeſetzte Penſion, ſondern war auch ſonſt ſeiner noch immer ſchwankenden Geſundheit nachtheilig, da ſich der Bluthuſten mehrmals wieder eingeſtellt hatte. Dafür wurde jedoch Illiger reichlich durch die allgemeine Anerkennung ſeiner Verdienſte, welche ſelbſt die franzöſiſchen Entomologen nicht zu ſchmälern wagten, und die ihm, — Fabricius ſelbſt hatte die Veranlaſſung dazu gegeben, — von der kieler Univerſität das Doctordiplom erwarben, entſchädigt.

Die politiſche Veränderung in ſeinem Vaterlande und der durch die Kriegsereigniſſe geſtörte literariſche Verkehr verleideten Illiger'n mehr und mehr den Aufenthalt in ſeiner Vaterſtadt, obgleich ihn die zarte Sorge ſeiner Gönner und Freunde nie Noth leiden ließ, und gern folgte er daher dem Rufe des ſeit 1804 in Berlin ſich aufhaltenden Grafen Hoffmannsegg, ſich nach dieſer Stadt zu begeben, um die aus Braſilien angelangten Säugethiere und Vögel zu prüfen und zu ordnen. Obgleich vorzugsweiſe, wie wir ſahen, die Entomologie Illiger's Thätigkeit bisher in Anſpruch genommen hatte, war er jedoch auch im Gebiete der höhern Thierclaſſen nicht fremd, wie dies mehre ſeiner Schriften beweiſen [6]). Doch der gehoffte Genuß wurde Illiger'n bald getrübt durch die Wiederkehr ſeines alten Leidens, welches ihn nach einem ſiebenmonatlichen Aufenthalte in Berlin zur Rückkehr in ſeine Vaterſtadt nöthigte. Die Kunſt ſeines Freundes Heger, verbunden mit häufiger Bewegung in freier Luft, ſtellte ihn jedoch bald wieder her, ja ſeine Geſundheit ſchien feſter als je zu ſein. Dieſer letztere Umſtand hatte für Illiger'n einen um ſo höhern Werth, da ihn der damalige Director der Section für den Cultus und den öffentlichen Unterricht, Hr. von Humboldt, dem Illiger bei ſeiner frühern Anweſenheit in Berlin bekannt geworden war, im Anfange des J. 1810 wiederum nach Berlin rief, um ihm die Aufſicht über die durch den Grafen Hoffmannsegg und den Dr. Gerresheim in Dresden bedeutend vermehrten königl. Naturalienſammlungen zu übertragen [7]). Illiger, der den Wunſch, eine Reiſe nach Paris

4) Dieſes Werk empfiehlt ſich durch die Trennung der allgemeinen naturhiſtoriſchen Terminologie von der beſondern jedes Reiches und jeder Claſſe, wodurch überhaupt die verbeſſerte Terminologie hervorgegangen iſt.

5) Verzeichniß der wiener Schmetterlinge, entworfen von zwei Lehrern des Thereſianums. 2. Ausgabe. (Ohne Illiger's Namen, hinter der Vorrede unterſchrieben: Der Herausgeber; den erſten Verfaſſern in dieſer veränderten Geſtalt dedicirt.) 2 Bde. (Braunſchw. 1801). Olivier's Entomologie, überſetzt und mit Zuſätzen vermehrt. 2 Bde. 4. (Braunſchw. 1. Bd. 1801. 2. Bd. 1802). Durch Illiger's Zuſätze hat die Überſetzung einen weit höhern Werth, als das Original.

6) Dazu gehören: a) Über die ſüdamerikaniſchen Gürtelthiere (Dasypus) nach Azara's Reiſen in Wiedemann's Archiv für die Zoologie vom J. 1804. b) Die wilden Pferde in Amerika, im braunſchw. Mag. Jahrg. 1805. Nr. 7. c) Nachricht von dem Hornvieh in Paraguay in Südamerika, ebend. Jahrg. 1805. Nr. 15. 16. d) Über die Fortpflanzungsweiſe des amerikaniſchen Beutelthiers, aus dem Engl. des Dr. Smith Barton zu Philadelphia, ebend. Jahrg. 1808. Nr. 17. 18.

7) Hiernach iſt die Notiz über Illiger'n falſch, welche ſich in der halle'ſchen allgemeinen Lit.-Zeitung Jahrg. 1814 findet, welche Illiger'n als Privatgelehrten zu Braunſchweig ſterben läßt, was um ſo unbegreiflicher iſt, da Illiger ſelbſt thätiger Mitarbeiter an dieſer Zeitung war.

Digitized by Google

machen zu können, aufgeben mußte, traf im Herbſte des genannten Jahres in Berlin ein, ging mit ſeiner gewohnten Thätigkeit an das ihm aufgetragene Werk, und vollendete dieſes mit ſo glücklichem Erfolge, daß er gewiſſermaßen als der Gründer des zoologiſchen Muſeums betrachtet werden kann. Seine Geſundheit ſchien ſich von jetzt an ſehr zu befeſtigen, und viel trug zu ſeiner Erheiterung der erneuerte Umgang mit dem Grafen Hoffmannsegg bei, der ihn nicht nur eifrigſt bei ſeinem Geſchäfte unterſtützte, ſondern auch Alles zu entfernen ſuchte, was nachtheilig auf Illiger'n hätte einwirken können. Die Entomologie trat jedoch jetzt bei Illiger'n, obgleich auch die ſie betreffenden Sammlungen nach Berlin gebracht wurden, in den Hintergrund, und die höhern Thierclaſſen waren es in dieſer Zeit faſt allein, welche ſeine Aufmerkſamkeit und ſeine Thätigkeit in Anſpruch nahmen. Bei ſeiner erſten Anweſenheit in Berlin hatte er ſich vorzüglich bemüht, die Hoffmannsegg'ſchen Sammlungen auf das Werk des Don Felix de Azara zu beziehen; auch hatte er damals bereits begonnen, alle bekannten Säugethiere und Vögel unter ſyſtematiſchen Namen zu verzeichnen. Dieſe letztere Beſchäftigung ſetzte er jetzt eifrig fort, und ihr verdankt man mehre von ihm gelieferte Abhandlungen über die geographiſche Verbreitung der erwähnten Thiere[8]). Ein zweites Werk, welches aus dieſer Beſchäftigung hervorging, war ſein 1811 ausgearbeiteter **Prodromus Systematis Mammalium et Avium**, welcher, ſo manches auch namentlich die franzöſiſchen Zoologen[9]) an ihm zu tadeln haben, nach Lichtenſtein's Urtheil zu den wichtigſten Erſcheinungen in der zoologiſchen Literatur jener Zeit gehört, indem er ſich nicht nur durch die Darſtellung der natürlichen Gattungscharakter und deren klare und conſequente Darlegung, ſondern auch durch die ſehr berichtigte, gereinigte, faſt beſtimmte und bereicherte Terminologie und die ſo glücklich gefundene natürliche Aufeinanderfolge der Gattungen auszeichnet. Im J. 1811 unternahm Illiger heiter und zufrieden eine Reiſe nach Braunſchweig, und kehrte von da als glücklicher Gatte ſeiner frühern Pflegerin, der Tochter ſeines älteſten Freundes Hellwig, zurück, und er ſchien an ihrer Seite einer glücklichen Zukunft entgegen zu gehen. Allein ſchon der Winter 1812 brachte ihm neue Leiden, und folgte dieſem gleich ein freudenreicher Sommer, da Illiger'n ein Sohn geboren wurde, die Ankunft neuer Thiere aus Braſilien ihm frohen Genuß verſprach, und ihn ein Beſuch Hellwig's freudig überraſchte, ſo ſtellte ſich doch im folgenden März der Bluthuſten mit ſolcher Heftigkeit ein, daß man für ſein Leben befürchten mußte. Wirklich waren dieſe Beſorgniſſe, welche nur Illiger nicht zu theilen ſchien, oder vielleicht nur, um den Kummer ſeiner Gattin und treuen Pflegerin nicht zu vermehren, nicht theilen wollte, nicht ohne Grund. Nach unſäglichen Leiden, aber ſelbſt im Todeskampfe noch ſcherzend, ſtarb er in der Nacht vom 9. auf den 10. Mai 1813. Was Illiger für die Wiſſenſchaft war, haben wir bereits angedeutet. Ein Feind jedes Autoritätglaubens, ſtellte er überall die genaueſten Unterſuchungen an, und ließ ſich das mühſamſte Nachſchlagen nicht verdrießen. In ſeinen Schriften wandte er die größte Sorgfalt auf Synonymie und Citate, auf Concinnität und Präciſion im Ausdrucke. Mit echt Linné'ſchem Geiſte wußte er ſeine Vorſtellungen logiſch zu ordnen, conſequent, klar und verſtändlich vorzutragen, doch mußte der Deutlichkeit oft die Kürze weichen. Vorzüglich reich war er an treffenden Kunſtausdrücken, dagegen ein Feind aller leeren Wortklauberei. Als Menſch war er höchſt liebenswürdig. Stets ruhig und heiter, ſelbſt in ſeinen trübſten Stunden, konnte er oft faſt ausgelaſſen fröhlich ſein. Witzig und launig, äußerſt lebhaft, war er ein Freund unſchuldiger Satyre, welche ſich bei ihm in kleinen Gedichten und Gemälden ausſprach. Mäßig im Eſſen und Trinken, verachtete er doch die Freuden der Tafel ebenſo wenig wie heitere Geſellſchaft. Muthig im Unglück, ſtandhaft in Leiden, beſaß er eine große Empfänglichkeit für Liebe und Freundſchaft, welche beide ihm auch bis an ſein Ende im reichen Maße zu Theil wurden. Rath gebend, und ſelbſt, wo er Meiſter war, Rath ſuchend, war er fern von jenem Eigenſinne, welcher oft ein Erbtheil der Gelehrten zu ſein pflegt. Daher die Trauer über den Frühverblichenen[10]).

(*G. M. S. Fischer.*)

ILLIMANI, der Höhe nach der zweite Berg der ganzen Andenkette, ſeit die großartigen Arbeiten Pentland's Quito um die Ehre gebracht haben, im Chimboraſſo den höchſten Gipfel Südamerika's, oder, wie man lange meinte, der Erde zu beſitzen. Der Illimani liegt O.S.O. von la Paz zwiſchen 16° 35′ und 16° 39′ ſüdl. Br. und 67° bis 68° weſtl. Länge von Greenwich am ſüdlichen Ende einer langen Reihe von ſchneebedeckten Gipfeln, welche die öſtliche Cordillera Boliviens bilden. Der Gipfel des Illimani beſteht aus vier Pics, deſſen ſüdlichſter der höchſte ſein ſoll, aber der von Pentland gemeſſene nördlichſte bis zu 7315 Mètres über das Meer anſteigt, alſo nur um 500 M. niedriger iſt, als die höchſte genau gemeſſene Spitze der Himalayas (Javahir, 7847 M.), aber den Chimboraſſo (6530 M.) um 700 M. übertrifft. (Annuaire du Bureau des longit. pour 1830.) Die Entfernung von la Paz bis zum Fuße des Berges beträgt in der Richtung der Landſtraße 14 Leguas. Der Illimani ſoll ſehr goldreich ſein, denn nachdem im J. 1681

8) Sie finden ſich in den Abhandlungen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften zu Berlin aus den Jahren 1811 und 1812.

9) Sie warfen ihm beſonders vor, daß er ſich von manchen Gattungen nicht durch eigene Anſchauung und Unterſuchung habe unterrichten können, und daß er bei ihnen nur nach vorliegenden Beſchreibungen geurtheilt habe. Nichtsdeſtoweniger dürften von Illiger'n begangene Fehlgriffe ſehr ſelten ſein, und eine große Anzahl Gattungen findet man in dem Werke nicht nur zum erſten Male, ſondern auch auf das Genaueſte beſchrieben. Übrigens hatte Illiger die Abſicht, ähnliche Werke über die Amphibien und Fiſche zu liefern. Außer den angeführten Werken hat man noch von Illiger'n: Ein Mittel und ein Vorſchlag zur Vertreibung der Motten und andern Ungeziefers, im braunſchw. Mag. Jahrg. 1808. Nr. 22, und: Einige Bemerkungen über die teutſchen Überſetzungen fremder Reiſebeſchreibungen, ebend. Jahrg. 1810. Nr. 19.

10) Vgl. Abhandlungen der königl. Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin aus den Jahren 1814 u. 1815. S. 48.

Digitized by Google

ein Ungewitter eine Felſenwand eingeſtürzt, wurde ſo viel Gold gefunden, daß für einige Zeit der Preis dieſes Metalls auf acht ſpaniſche Thaler für die Unze herabſank. Regelmäßiger Bergbau ſcheint jedoch dort nicht betrieben worden zu ſein. (*E. Pöppig.*)

ILLINAEER, ILLINESEN, die indianiſchen Ureinwohner des jetzigen nordamerikaniſchen Staates Illinois; vgl. über ſie die Art. Illinois u. Indier. (*R.*)

ILLINCZE, ein zum peterwardeiner Grenzregiments-Cantone Nr. 9 und zur Compagnie Adaſevcze der ſlawoniſchen Militairgrenze gehöriges großes Dorf, unfern der Grenze des brooder Regimentsgebietes, an der von Gradiſchte nach Baſincze führenden Seitenſtraße, in ebener und waldreicher Gegend gelegen, eine geographiſche Meile weſtſüdweſtwärts von dem Markte Sid entfernt, mit 209 Häuſern, 1151 Einwohnern, die, mit Ausnahme von fünf Katholiken, ſämmtlich zur nichtunirten griechiſchen Kirche ſich bekennen, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule der nichtunirten Griechen, und der verfallenen Kirche St. Eliä, welche außerhalb der Ortſchaft liegt. (*G. F. Schreiner.*)

ILLING, Benennung der Gracula calva *Linn.*, auf den philippiniſchen Inſeln. (*Burmeister.*)

ILLING. 1) **Christian Rudolf**, geb. den 2. Nov. 1778 zu Neuſtadt bei Stolpen, der Sohn eines dortigen Predigers, verlor in früher Jugend ſeinen Vater, und ward von ſeinem Vormunde nach Schulpforte geſandt. Wie viel er dem Unterrichte in jener Lehranſtalt zu verdanken gehabt, der ihn zu ſeinen wiſſenſchaftlichen Studien vorbereitete, rühmte er in ſpätern Jahren oft mit dankbarer Anerkennung. Auf der Univerſität zu Wittenberg, wo er ſich Anfangs der Theologie, ſpäterhin aber der Jurisprudenz widmete, ſchützten ihn kärgliche Stipendien kaum vor dem Mangel an den nothwendigſten Bedürfniſſen. Sein Fleiß ermüdete nicht, und in dem Univerſitätsexamen, das er nach Beendigung ſeiner akademiſchen Laufbahn beſtand, gab er rühmliche Beweiſe von den ihm gewordenen Kenntniſſen. Bald nachher wies ſich ihm Gelegenheit, auch mit dem praktiſchen Geſchäftsleben bekannt zu werden. Er trat als Viceactuar in die Dienſte des Univerſitätsprocurators Lechel.

In dieſe Zeit (1802) fällt ſein erſter ſchriftſtelleriſcher Verſuch, eine Beſchreibung der dritten Säcularfeier der Univerſität Wittenberg, mit der zweiten zuſammengeſtellt, in Briefen an einen Freund [1]). Wenige Jahre nach der Erſcheinung dieſes Werkes bewog ihn Mangel an Ausſichten, ſeine Lage zu verbeſſern, die ihm auch ſubjective Gründe verleidet haben mochten, ſeinen bisherigen Wirkungskreis mit einer zufällig ihm angetragenen Hofmeiſterſtelle zu vertauſchen, welche ihm zu dem Amte eines Secretairs des Prinzen Albert zu Anhalt-Deſſau den Weg bahnte. Lebensgewandtheit und ein ihm angeborener heiterer Sinn machten ihm ſeine mitunter ſchwierigen Dienſtverhältniſſe leicht. Der Herzog Leopold Friedrich Franz ernannte ihn, in huldvoller Anerkennung der ſeinem Bruder geleiſteten Dienſte, im J. 1812 zum Regierungscanzleiſecretair in Deſſau. Von dieſer Stelle ward er nach einer Reihe von Jahren zum Juſtizamtmann zu Quadendorf befördert.

Auf dem Lande, in einem Gerichtsbezirke, der eine nicht unbedeutende Anzahl von Bewohnern in ſich faßte, lebte er an der Seite einer geliebten Gattin, der Tochter des Dompredigers Stötzer zu Halle, von ihr mit zehn Kindern beſchenkt, in zufriedenen und glücklichen Verhältniſſen. Sein mildes, ruhiges Verfahren, das ihm bei den Landbewohnern kindliches Vertrauen und Zuneigung erwarb, hing mit der Gemüthlichkeit ſeines Charakters zuſammen. Er war ein liebevoller Vater, ein zärtlicher Gatte, aufrichtig gegen ſeine Freunde und unermüdet treu in der Erfüllung ſeiner Berufspflichten. Die ihm gegönnte Muße benutzte er zu literariſchen, größtentheils ſchönwiſſenſchaftlichen, Arbeiten. Unter dieſen verdient ſein Roman: Graf Zenoni, ein Seitenſtück zu Miller's Siegfried von Lindenberg [2]), beſonders deshalb Erwähnung, weil die darin geſchilderten Scenen, zum Theil dem Leben entlehnt, manche Beziehung geſtatteten und ihm dadurch manchen Verdruß bereiteten. Eine Rede am Geneſungsfeſte mehrer ſeiner Bekannten, die bei einer verunglückten Spazierfahrt (1811) zum Theil lebensgefährlich verletzt worden waren, von ihm, dem unverletzt gebliebenen Theilnehmer, geſprochen und zum Drucke befördert, ſowie eine Piece: Die Abende (Lpz. 1818) ſcheinen nicht in den Buchhandel gekommen zu ſein. Er war Mitarbeiter an dem Literaturblatte des Morgenblattes, an der Jenaiſchen Literaturzeitung und andern Journalen. Zu der Darmſtädter Allgem. Kirchen- und Schulzeitung, in dem Allgemeinen Anzeiger der Teutſchen und in dem Anhaltiſchen Magazin hat er abwechſelnd unter den Chiffern: M. Philoteknos, Alethophilus, ein Lutheraner, und E. v. D. (Einer vom Dorfe) einzelne Beiträge geliefert.

Eine unheilbare Herzkrankheit endete nach ſiebenmonatlichen ſchweren Leiden ſein Leben den 11. November 1836 [3]). (*Heinrich Döring.*)

2) **Karl Christian**, geb. den 28. Febr. 1747 zu Gleisberg bei Noſſen im ſächſiſchen Erzgebirge, wo ſein Vater Prediger war, der ihn zum Theologen beſtimmte, beſuchte die Schulen zu Freiberg und Dresden, wo ihn jedoch die mathematiſchen Wiſſenſchaften bald mehr als alle übrigen anzogen. Sein längerer Aufenthalt in Leipzig, früher hatte er in Wittenberg ſtudirt, fixirte die liebgewonnene Richtung nicht nur, ſondern machte ihn auch mit dem Weſen und den Bedürfniſſen des Handelsſtandes näher bekannt. Dies beſtimmte ihn nach ſeiner 1786 erfolgten Rückkehr in Sachſens Hauptſtadt, dieſen Be-

1) Nebſt einer kurzen Überſicht aller daſelbſt gangbaren akademiſchen Stipendien, der Zeit ihrer Dauer, den Qualitäten der Genußfähigen und der in Kupfer geſtochenen Jubelmedaille (Wittenberg und Zerbſt 1802).

2) Nach dem Leben gezeichnet von Jocoſus. Als Beilage 21 Briefe aus Italien, geſchrieben in den Jahren 1813—1821 (Wittenberg 1821). 2 Bde. 3) Vgl. A. G. Schmidt's Anhaltiſches Schriftſtellerlexikon. S. 165. Meuſel's gel. Teutſchland. 14. Bd. S. 237. 23. Bd. S. 43. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 14. Jahrg. 2. Th. S. 705 fg.

Digitized by Google

dürfniſſen als Lehrer und Schriftſteller möglichſt abzuhelfen, und ſeine unermüdete Thätigkeit ließ ihn eine Menge von größern und kleinern Werken herausgeben, die noch jetzt zum Theil ihren Werth haben. Man findet ſie verzeichnet in Meuſel's gelehrtem Teutſchland, in Ebert's teutſcher Bücherkunde ꝛc. Sein Tod fällt in das Jahr 1814. (*G. M. S. Fischer.*)

ILLINGEN, 1) Dorf im großherzogl. badiſchen Oberamte Raſtadt, $\frac{7}{8}$ teutſche Meilen nördlich von der Oberamtsſtadt, am Rheinſtrome, mit einer Goldwäſcherei, 342 Einw. in 59 Familien, alle kathol. Confeſſion, vor dem J. 1803 zu dem Bisthume Speier (Fürſtenthum Bruchſal) gehörig. (*Th. Alfr. Leger.*)

2) Ein würtembergiſches Pfarrdorf im Neckarkreiſe und Oberamte Maulbronn, mit 1347 Einw. evangel. Confeſſion; es iſt der Sitz eines Poſtamtes. Die Hauptſtraße von Strasburg und Karlsruhe theilt ſich hier in zwei Arme, deren nördlicher nach Frankfurt am Main, der öſtliche nach Stuttgart führt. Von 1391 bis 1430 erwarb das Kloſter Maulbronn aus den Händen mehrer adeligen Familien, der v. Stein, v. Enzberg, v. Nippenburg, Güter und Rechte zu Illingen. (*Rigel.*)

3) Schloß in der Schweiz, ſ. Illens.

Illinhi (Geogr.), ſ. Iliniza.

ILLINOIS, 1) ein zur Union der vereinigten nordamerikaniſchen Freiſtaaten gehöriger Staat. Er bildet einen der ſogenannten weſtlichen Staaten dieſer Föderation, und wurde ſchon im Anfange des 18. Jahrh. von Niedercanada aus durch franzöſiſche Einwanderer bevölkert, die namentlich am Kaskaskias, zu Kahokia und am Fort Maſſac ſich niederließen, welche Niederlaſſungen aber in der Folgezeit wenig Nachwuchs erhielten. Noch jetzt leben Nachkommen von ihnen an den genannten Orten. Der größere Theil des Landes war von Indianerſtämmen eingenommen, die ſich aber jetzt nach den nördlichen und nordweſtlichen Grenzen des Staates zurückgezogen haben. Im J. 1756 kam Illinois durch Eroberung unter britiſche Herrſchaft, bis es im J. 1783 den neu ins Leben getretenen vereinigten nordamerikaniſchen Staaten einverleibt wurde. Bis zum J. 1809 blieb es mit Indiana vereinigt, wurde aber in dieſem Jahre durch eine Congreßacte von Indiana getrennt, und im J. 1818 durch eine andere Acte des Congreſſes als Staat in die Union aufgenommen. Die von dem neuen Staate entworfene Conſtitution wurde noch in demſelben Jahre den 26. Auguſt von dem Congreſſe der vereinigten Staaten beſtätigt. Vom J. 1803—1816 traten die verſchiedenen, in dieſem Staate einheimiſchen, Indianerſtämme nach und nach bedeutende Gebiete an die Union ab, was viele Anſiedler aus Oſten herbeilockte. In den neueſten Zeiten hat dieſer Staat anſehnlichen Zuwachs durch teutſche Einwanderer erhalten, ſodaß nach der Angabe Grund's in ſeinem Werke über die ſocialen Zuſtände Nordamerika's, die Teutſchen $\frac{1}{5}$ der geſammten Bewohnerzahl dieſes Staates ausmachen. Seinen Namen hat der Staat von dem großen Fluſſe Illinois empfangen, der das Land ſeiner ganzen Länge nach in ſüdweſtlicher Richtung durchſtrömt. Der Staat hat die Form eines unregelmäßigen Triangels, deſſen Baſis die nördliche Grenze des Landes iſt, und deſſen eine Seite die Windungen des Miſſiſippi bilden. Die geographiſche Lage des Landes iſt zwiſchen 36° 57' bis 42° 30' nördl. Br. und 10° 15' bis 14° 15' weſtl. L. von Waſhington, und ſein Areal wird verſchieden zu 2731, 2355 und zu 2543 □Meilen angegeben. Warden, in ſeinem Account etc., rechnet 52,122 engliſche □Meilen. Gegen Norden grenzt es an Michigan, gegen Oſten an Indiana, gegen Süden an Kentucky, gegen Weſten an den Staat und das Gebiet Miſſouri. Der Ohio macht von dem Einfluſſe des Wabaſch an bis zu ſeiner eigenen Mündung in den Miſſiſippi, die ſüdliche Grenze des Staates gegen Kentucky, in einer Länge von 32 teutſchen Meilen, und die natürliche Grenze gegen Weſten und Südweſten macht der Miſſiſippi in der bedeutenden Länge von wenigſtens 125 teutſchen Meilen. Die Grenze gegen Indiana bildet auf einer langen Strecke der Fluß Wabaſch bis zu ſeinem Einfluſſe in den Ohio. Die Länge dieſes Staates in einer geraden Linie von N. nach S. beträgt 69 teutſche Meilen, ſeine mittlere Breite 21 teutſche Meilen.

Die Natur hat dieſes Land mit der größten Freigebigkeit ausgeſtattet, nicht nur mit einem ſchönen, gemäßigten Klima, ſondern hat ihm auch in ſeinen zahlreichen Flüſſen die beſten Straßen zum Abſatze ſeiner Producte und zum lebhafteſten innern Verkehr eröffnet. Die vorzüglichſten Flüſſe ſind: der Miſſiſippi, der Illinois, der Kaskaskias, der Ohio und der Wabaſch. Der erſtere macht, wie ſchon oben erwähnt iſt, über 100 teutſche Meilen die weſtliche Grenze des Staates; der Illinois, welcher das Land in ſüdweſtlicher Richtung durchſchneidet, iſt über 40 teutſche Meilen ſchiffbar, und nimmt innerhalb dieſes Staates eine Menge kleinerer Flüſſe auf, die alle auf eine Strecke ſchiffbar ſind. Um unnütze Wiederholungen zu vermeiden, ſehe man das Nähere über den Illinois in dem eigends dieſem Fluſſe gewidmeten Artikel nach, wo auch alle ſeine Nebenflüſſe aufgezählt ſind. Der Kaskaskias, ein ſchöner Fluß, entſpringt unter 39° 55' nördl. Br., unweit der Illinoisbergkette, durchſtrömt ein herrliches, fruchtbares Land, iſt 26 Meilen weit ſchiffbar, und fällt nach einem Laufe von 40 Meilen bei der gleichnamigen Stadt in den Miſſiſippi. Der Ohio berührt die ſüdliche Grenze 32 Meilen weit, und endigt hier bei Cairo ſeinen Lauf, nachdem er innerhalb dieſes Staates den Wabaſch, der auf eine weite Strecke die Grenze Illinois gegen Indiana macht, aufgenommen hat. Auf die den vorgenannten größern Flüſſen gewidmeten Artikel müſſen wir wiederum verweiſen, um die kleinern Flüſſe, die ſich in jene ergießen und Illinois angehören, nachzuſehen.

Betrachtet man die Beſchaffenheit des Bodens, ſo zeigen ſich ſechs verſchiedene Arten deſſelben. 1) Die Thäler oder tiefer liegenden Gründe, welche mit Acacien, Illinois= (pecan) und ſchwarzen Nußbäumen, Birken, Zuckerahorn ꝛc. beſetzt ſind, haben den vortrefflichſten Boden und ſind größtentheils an den Ufern der aufgezählten Flüſſe zu finden. Dieſer Boden iſt von einer unerſchöpflichen Fruchtbarkeit, und iſt ſeit 100 Jahren

Digitized by Google

ohne Düngung fortwährend bebaut, nichtsdeſtoweniger in dem vortrefflichſten Zuſtande. 2) Die angeſchwemmten Ländereien an den Mündungen und dem Zuſammenfluſſe der Flüſſe erzeugen wilde Feigen, Baumwollenſtauden, Weiden, Ahorn, Eſchen, Ulmen, Eichen ꝛc., und ſind im Herbſte mit einer üppigen Flor von Kräutern und Unkraut bedeckt. Dieſe Ländereien ſind fortwährenden Überſchwemmungen ausgeſetzt, und wegen der Ausdünſtungen des Moorbodens ſehr ungeſund. 3) Die trockenen Wieſenflächen, welche alle Flüſſe einfaſſen, oft mehre Meilen breit und zu jeder Art von Cultur geeignet ſind, liegen meiſt hinter den Ländereien, die unter Nr. 1 beſchrieben ſind. Die Fruchtbarkeit dieſer Flächen ſteht den vorherbeſchriebenen Bodenarten wenig nach. 4) Die naſſen Wieſenflächen, die entfernt von den Flüſſen oder an deren Quellen liegen, einen kalten, ſterilen Boden haben, Sümpfe und Teiche enthalten, und auf denen ein grobes und langes ſchilfartiges Gras wächſt. 5) Land, welches mit Bau- und Nutzholz beſtanden, nicht ſehr bergig und gut bewäſſert iſt, und einen ſehr weichen Boden hat. 6) Unfruchtbares Hügelland, theils ohne Bäume, theils ſparſam mit Eichen und Fichten beſtanden. Manche Stellen des rechten Ohioufers ſind mit rauhen, vorſpringenden Felſen bedeckt, und die Ufer der Flüſſe Kaskaskias und Illinois zeigen an manchen Stellen die erhabenſten und prächtigſten Anſichten. Mehre der kleinen Nebenflüſſe haben an manchen Stellen kleine Buſen in das Land gewühlt. Der nordweſtliche Theil des Staates beſteht aus Hügelland, und hier haben die meiſten der Flüſſe, welche ſich von Norden her in den Wabaſch ergießen, ihren Urſprung; ein anderer großer Theil des Landes beſteht aus ungemein großen Grasebenen, von denen manche eine Ausdehnung von vielen Meilen haben. Der große Landſtrich, durch welchen der Illinois und ſeine Arme ſich winden, ſoll an Schönheit, Reichthum und Fruchtbarkeit von keinem andern gleich großen Theile der vereinigten Staaten übertroffen werden. Der Landſtrich von dem Illinois bis zum Wabaſch iſt, mit Ausnahme des an den Flüſſen liegenden Landes, eine ungeheure natürliche Wieſe, die nur manchmal von Gebüſch, kleinen Gehölzen, einigen Sümpfen und kleinen Seen unterbrochen wird, und man nimmt an, daß die Wieſen des ganzen Staates ein Areal von 1,200,000 Acres einnehmen. Dieſe ſchönen Gefilde, welche dem Auge des Beſchauers grenzenlos erſcheinen, ſind mit einem üppigen Graswuchſe bedeckt, eine Grasfläche folgt auf die andere, und manche ſind ſo ausgedehnt, daß das Auge ihr Ende nicht erreichen kann. Manchmal werden dieſe Wieſen von kleinen Hainen unterbrochen, die aus herrlichen Bäumen beſtehen. Mehre Reiſende berichten uns, daß an vielen Stellen die Gegenden des Illinois über alle Beſchreibung ſchön ſeien. Nichtsdeſtoweniger ſind noch wenige dieſer ſchönen Gegenden bewohnt, und man kann noch ganze Striche durchwandern, ohne eine Menſchenſtimme zu hören. Die öſtliche Küſte des Miſſiſippi iſt vom Einfluſſe des Miſſouri bis zu dem des Illinois von einer Hügelkette eingefaßt, die ſich von 80—100 Fuß erhebt, nicht ſteil und nur theilweiſe mit ſchönen Cedern beſtanden iſt. Dieſe Kette läuft nicht gleichmäßig fort, ſondern erhebt ſich in gewiſſen Entfernungen zu etwas ſteiler anlaufenden Gipfeln.

An herrlichen Waldbäumen iſt Überfluß vorhanden, namentlich iſt die Eiche vorherrſchend und findet ſich in verſchiedenen Arten. Zu bemerken iſt beſonders die amerikaniſche Acacie (honey locust), die ſich 40—60 Fuß hoch erhebt, und in viele Äſte theilt, die, ſowie der Stamm, mit langen ſcharfen Spitzen fünf bis zehn Zoll lang bewaffnet ſind. Die Blüthen kommen aus den jungen Zweigen heraus und hinter ihnen eine gekrümmte enge Hülſe, 10—18 Zoll lang, gegen zwei Zoll breit und zur Hälfte mit einem ſüßen Mark angefüllt, das theils zum Bierbrauen verwendet wird, theils auch für Schweine und anderes Vieh ein ſehr nahrhaftes Futter liefert. Außerdem ſind noch zu bemerken der weiße und ſchwarze Wallnußbaum, welcher letzterer bis 70 Fuß Höhe erreicht, der Butternußbaum, welcher immer in Geſellſchaft des ſchwarzen Wallnußbaums zu finden iſt, und der Illinoisnußbaum (pecan) in Menge auf den Ebenen. Der Maulbeer- und Pflaumenbaum lieben vorzüglich die Ufer des Illinois, wo ſie vortrefflich gedeihen, und auf den ihnen zuſagenden Bodenarten findet man häufig Pappeln, blaue und weiße Eichen, ſchwarze Acacien, Ulmen, Birken, Gewürzſträuche, buckeye, hackberry und baswood, deren teutſche Benennungen wir nicht angeben können. In den Wäldern und an den Flußufern gibt es viele wilde Weinſtöcke von verſchiedenen Sorten, und an den Quellen des Illinois weiße Fichten.

Die Büffel waren ſonſt in zahlreichen Heerden auf den weiten Grasflächen des Illinois vorhanden, ſind aber in den neueſten Zeiten den Menſchen gewichen und haben ſich auf die einſamern Ebenen des Miſſourigebietes zurückgezogen; aber Rothwild, Elennthiere, Bären, Wölfe, Füchſe, Opoſſums ſind noch in großer Anzahl vorhanden. Die Pferde ſind von guter ſpaniſcher Race, das Rindvieh ebenfalls ſchön und munterer Art, und Schweine gedeihen außerordentlich gut. Von Vögeln gibt es in den bergigen Diſtricten wilde Truthühner in Maſſe, viele Wachteln, aber wenig Faſanen; Gänſe, Enten, Schwäne gibt es in großer Anzahl an den Quellenflüſſen des Illinois und an den kleinen Seen nach Michigan zu, wohin ſie wegen ihres Lieblingsfutters, des dort im Überfluſſe wachſenden wilden Reiſes, in großen Scharen ziehen. Außerdem gibt es verſchiedene Arten kleiner Raubvögel, kleine Papageien und Amſeln, namentlich im weſtlichen Theile des Staates. Die verſchiedenartigſten Fiſche liefern die Flüſſe, und Störe gibt es im Illinoisſee. Von giftigen Schlangen iſt die gemeine und Prairieklapperſchlange, und die Schlange mit kupferfarbigem Kopfe vorhanden. Das Mineralreich liefert Kupfer in der Nähe des Fluſſes Mine, Blei am Zuſammenfluſſe des Wabaſch und Ohio, Mühlſteine, Flintenſteine, Marmor, Kalk- und Sandſteine, Steinkohlen und Flußſpath an mehren Orten. Salz gewinnt man aus zwei Salzteichen, die ſich im öſtlichen Theile des Staates befinden, und Salzquellen ſind am Fluſſe Saline, aus denen man jährlich ge-

Digitized by Google

gen 300,000 Bushels Salz ausbeutet. Hauptproduct des Staates iſt Getreide, was, wie wir ſchon oben bemerkt haben, bei der üppigen Fruchtbarkeit des Bodens in ungeheuern Maſſen erbaut wird; außerdem Flachs, Hanf, Hülſenfrüchte, guter Hopfen, Äpfel, Birnen, Pflaumen, Pfirſichen, wilder Wein, Maulbeerbäume und Zuckerahorn; Baumwolle jedoch nur ſo viel, als der Bedarf der Bewohner verlangt. Der Tabak iſt von vorzüglicher Qualität. Der zu Bevay in Indiana gelungene Verſuch mit dem Anbau des Weines läßt auch hier ein günſtiges Reſultat für die ſüdlichen Theile dieſes Staates erwarten. Der Kunſtfleiß muß ſich natürlich in einem jungen, ſo ſchwach bevölkerten Staate nur auf die nothwendigſten Gewerbe beſchränken. Der Handel bringt Rindvieh und Pferde, Häute, Talg, geſalzenes Schweinefleiſch und Salz zur Ausfuhr, und wird ſich nach den ſo ausgedehnt und großartig angelegten und resp. noch anzulegenden Waſſer- und Eiſenbahnverbindungen noch bedeutend ſteigern. Intereſſant wird es jedem Leſer ſein, nach officiellen Quellen (**American Almanac pro 1838**) eine Überſicht deſſen zu geben, was von dem jungen Staate für Anlegung von Eiſenbahnen, Kanäle, neuer Landſtraßen und Schiffbarmachung von Flüſſen bereits geſchehen, oder noch in der Vollendung begriffen iſt.

Im J. 1837 wurde von der geſetzgebenden Gewalt des Staates der Beſchluß gefaßt, eine ausgedehnte innere Communication herzuſtellen, und die Finanzcommiſſion erhielt daher die Vollmacht, ein Anlehen von acht Millionen Dollars zu höchſtens acht Procent abzuſchließen, und dieſelben folgendermaßen zu verwenden, als:

1) Zur Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem großen Wabaſch . . . . 100,000 Doll.
Zur Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem Illinois . . . . 100,000 Doll.
Zur Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem Rock River . . . . 100,000 Doll.
Zur Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem Kaskaskias . . . . 50,000 Doll.
Zur Verbeſſerung der Schiffahrt auf dem kleinen Wabaſch . . . . 50,000 Doll.

2) Für die große weſtliche Poſtſtraße von Vincennes nach St. Louis . . . . 250,000 Doll.

3) Für eine Eiſenbahn von der Stadt Cairo in der Nähe der Mündung des Ohio in den Miſſiſippi, bis zur ſüdlichen Grenze des Illinois- und Michigankanals über Vandalia, Shelbyville, Decatur und Bloomington, und von hier über Sevannah nach Galena . . 3,500,000 Doll.

4) Für eine ſüdliche kreuzende Eiſenbahn von Alton nach Mount Carmel über Edwardsville, Carlyle, Salem, Fairfield und Albion; ferner eine Eiſenbahn von Alton nach Shawneetown, um von der vorhergehenden ſüdlichen abgehen zu können über Lebanon in der Grafſchaft St. Clair, Naſhville in der Grafſchaft Waſhington, Pinkeeville in der Grafſchaft Perry, Frankfort in der Grafſchaft Franklin und Equality in der Grafſchaft Galletin . . . . 1,600,000 Doll.

5) Für die nördliche Kreuzeiſenbahn von Quincy an den Miſſiſippi über Columbus und Clayton in der Grafſchaft Adams, Mount Stirling in der Grafſchaft Schuyler, Meradoſia und Jackſonville in der Grafſchaft Morgan, Springfield in der Grafſchaft Sangamon, Decatur in der Grafſchaft Macon, Sidney in der Grafſchaft Champaign und Danville in der Grafſchaft Vermillion, und von hier in der Richtung von Lafayette nach Indiana. Dieſe Eiſenbahn ſoll den Fluß Sangamon unterhalb der nördlichen und ſüdlichen Forks (Gabeln) dieſes Fluſſes an einem paſſenden Punkte kreuzen . . . 1,850,000 Doll.

6) Für einen Arm der Centraleiſenbahn, der von einem paſſenden Punkte dieſer Bahn, wo die directe Linie von Hillsborough nach Shelbyville die Centraleiſenbahn durchſchneiden würde, oder höchſtens ½ teutſche M. von dieſem Kreuzungspunkte entfernt, ausgehen ſoll, um von hier über Shelbyville in der Grafſchaft Shelby, Charleſton in der Grafſchaft Coles, Paris in der Grafſchaft Edgar, und von hier nach der ſogenannten Staatenlinie, in gerader Richtung nach Terrehaute und Indiana zu gehen . . . . 650,000 Doll.

7) Für eine Eiſenbahn von Peoria in der gleichnamigen Grafſchaft über Canton in der Grafſchaft Fulton, Macomb in der Grafſchaft M'Conough, Carthago in der Grafſchaft Hankock, nach Warſaw an den Miſſiſippi . . . . 700,000 Doll.

8) Für eine Straße von Lower-Alton über Upper-Alton und Hillsborough nach der Centraleiſenbahn, und zwar ſo, daß die Eiſenbahn von Terrehaute nach der Centraleiſenbahn durchſchnitten wird . . . 600,000 Doll.

9) Für eine Eiſenbahn von Belleville über Lebanon, um die Eiſenbahn von Alton nach Mount Carmel an dem nächſten und paſſendſten Punkte zu durchſchneiden . . . . 150,000 Doll.

10) Für eine Eiſenbahn von Bloomington in der Grafſchaft M'Clean nach der Stadt Mackinaw in der Grafſchaft Tazewell. Ein Aſt dieſer Bahn ſoll an den Illinoisfluß gehen und mit der Peoria- und Warſaweiſenbahn zu Peoria zuſammentreffen, und der andere Aſt ſoll durch Tremont nach Pekin gehen . . . . 350,000 Doll.

11) Ferner ſind 200,000 Doll. von Staatswegen dazu beſtimmt, um in denjenigen Grafſchaften, durch welche keine Eiſenbahn geht, die Heerſtraßen zu verbeſſern und Brücken und andere öffentliche Werke herzuſtellen. Der für dieſe öffentlichen Werke ausgeworfene Etat von acht Millionen Dollars iſt aber, wie dieſe Überſicht zeigt, um 1,050,000 Doll. überſchritten worden.

Außer den auf Staatskoſten herzuſtellenden Eiſenbahnen ſind noch mehre von Privatgeſellſchaften angelegt worden, wie z. B. von dem Fluſſe Ferry bei St. Louis nach den Kohlenminen von Bluffs, ſechs engliſche Meilen lang, und ſeit dem Anfange des Jahres 1838 vollendet; eine Eiſenbahn von Jackſonville nach Auguſta, 22 engliſche Meilen lang; eine Eiſenbahn von Chicago nach Desplains, 12 Meilen lang; eine Eiſenbahn von Neapel nach Jackſonville, 22 Meilen lang. Mehre andere ſind noch projectirt. Als ein vorzügliches Werk muß der Illinois- und Michigankanal genannt werden, der im J. 1836 auf Staatskoſten begonnen wurde, und von Chi-

Digitized by Google

cago am Michiganſee nach Peru am Illinoisfluſſe führt, und ungefähr 100 engliſche Meilen lang iſt.

Dieſe kurze Überſicht beweiſt, wie großartig die Anſtalten dieſes jungen Staates für das materielle Wohl ſeiner Bewohner ſind. Leider können wir nicht ein Gleiches von den Anſtalten für das geiſtige Wohl der Staatsbürger rühmen, obgleich die dazu nöthigen Fonds vorhanden ſind, denn $\frac{1}{16}$ der den Ortſchaften gehörenden Ländereien, ſowie drei Procent vom Erlöſe der Staatsländereien, ſind zur Erhaltung und resp. Unterſtützung der Schulanſtalten beſtimmt. Allein nichts iſt von Seiten dieſes Staates für Gründung von Schulen geſchehen, kein Syſtem für allgemeine Erziehung angenommen, und der durch Verkauf von Ländereien bedeutend angewachſene Fonds iſt zu andern Staatszwecken verwendet worden. Um dieſem Übelſtande einigermaßen abzuhelfen, hat ſich 1833 eine Geſellſchaft zu Vandalia gebildet, unter dem Namen: Illinoisinſtitut zur Beförderung des Unterrichts. Es beſtehen ein Collegium zu Jackſonville und ein theologiſches Seminar für Baptiſten zu Alton.

Wie überall in den vereinigten Staaten, ſo gibt es auch hier die verſchiedenartigſten Religionsparteien, und von den namhafteſten wollen wir hier nach dem American Almanac pro 1836 eine kurze Überſicht geben:

	Aſſociationen.	Kirchen.	Geiſtliche.	Communicanten.
Methodiſten	—	—	56	13,421
Baptiſten	16	161	107	4622
Presbyterianer .... (1 Synode)	5 Presbyterien.	52	36	1567
Römiſche Katholiken .	—	—	6	—

Außerdem noch eine Menge kleiner Sekten.

Verfaſſung. Die geſetzgebende Gewalt iſt in den Händen des Senats, beſtehend aus 40 Mitgliedern, und dem Hauſe der Repräſentanten, aus 93 Mitgliedern beſtehend. Der Senat, deſſen Mitglieder 25 Jahre alt ſein müſſen, wird jedesmal auf vier Jahre, und die Mitglieder des Repräſentantenhauſes werden jedesmal auf zwei Jahre gewählt. Die vollziehende Gewalt iſt in den Händen des Gouverneurs, der jedesmal auf vier Jahre erwählt wird. Ihm zur Seite ſtehen ein Vicegouverneur, ein Staatsſecretair, ein Schatzmeiſter, ein Director des öffentlichen Caſſen- und Rechnungsweſens, und ein Generaladvocat, welche zuſammen die eigentliche Regierung bilden. Das Gerichtsweſen anlangend, ſo beſtehen: 1) ein Obergericht mit vier Richtern, das des Jahres zweimal Hauptſitzungen hält; 2) ſieben ſogenannte circuit Courts, d. h. ſolche Gerichte, welche jährlich zu beſtimmten Zeiten von einem Orte zum andern wandern, um Gericht zu halten, und 3) zwei Municipalgerichte zu Chicago und Alton. Außerdem beſtehen Friedensgerichte, vor denen Objecte unter 100 Dollars verhandelt werden. Die Sklaverei iſt abgeſchafft, und die Kinder der Sklaven, welche nach Annahme der Conſtitution geboren ſind, ſind, die weiblichen im 18., die männlichen im 21. Jahre, frei geworden.

Der Staat wird, wie die übrigen Staaten der Union, in Grafſchaften eingetheilt, deren man im J. 1835 (mit Ausnahme des Reſervatgebietes der Indianer) 52 zählte, mit einer Bevölkerung von 269,974 Bewohnern, während nach der Zählung von 1830 nur 157,455 Einwohner gezählt wurden. Leider können wir in Ermangelung der neueſten ſtatiſtiſchen Angaben über dieſen Staat die 52 Grafſchaften nicht alle namentlich aufführen, und wollen uns deswegen, anſtatt etwas Unvollſtändiges zu geben, jeder Aufzählung enthalten, da wir vielleicht im Nachtrage zu dieſem Bande das hier Fehlende nachliefern können. Wir wollen uns deswegen darauf beſchränken, die am meiſten bekannten Orte hier kurz anzugeben.

Vandalia, in der Grafſchaft Bond, Hauptſtadt des ganzen Staates, liegt unter 39° 8′ nördl. Br. am Kaskaskias in einer ſchönen, fruchtbaren Gegend, hat ein Poſtamt, die Gebäude für den obern Gerichtshof, das Staatenhaus ꝛc. Dieſe Stadt iſt erſt in den neueſten Zeiten angelegt worden, und enthält eine würtembergiſche Colonie nebſt vielen andern neuerdings eingewanderten Teutſchen. Kaskaskia, Hauptort der Grafſchaft Randolph am gleichnamigen Fluſſe, zwei teutſche Meilen von ſeiner Einmündung in den Miſſiſippi, iſt im Anfange des vorigen Jahrhunderts von franzöſiſchen Einwanderern gegründet worden, weshalb noch ein großer Theil der jetzigen Einwohner aus Nachkommen dieſer erſten franzöſiſchen Anſiedler beſteht. Der Ort zählt jetzt gegen 2000 Einwohner, welche zahlreiche Heerden Rindvieh, Schweine und Geflügel, nebſt einer guten Pferdezucht unterhalten, da die Landwirthſchaft die Hauptbeſchäftigung und den Hauptnahrungszweig der Bewohner ausmacht, welche die umliegenden Ländereien in eine ſehr gute Cultur geſetzt haben. Cahokia, Hauptort der Grafſchaft St. Clair, enthält die Grafſchaftsgebäude, eine katholiſche Kirche, ein Poſtamt, über 200 Häuſer und über 1000 Einwohner. Der Ort liegt an der Mündung des gleichnamigen Fluſſes in den Miſſiſippi. Shawneetown, Hauptort der Grafſchaft Gallatin am Ohio, hat ein Poſtamt und die Grafſchaftsgebäude, über 200 Einwohner, welche hauptſächlich bei der nahen Saline und mit der Schiffahrt beſchäftigt ſind. Edwardsville, Hauptort der Grafſchaft Madiſon an der Cahokia, hat, außer den Grafſchaftsgebäuden, ein Poſtamt, eine Bank, ein Landoffice, eine Druckerei, eine Kirche, über 200 Häuſer und 1400 Einwohner. Cairo, eine Ortſchaft in der Fork (Gabel) des Ohio und Miſſiſippi, die täglich an Wichtigkeit zunimmt. Albion, Hauptort der Grafſchaft Edwards und Mount Carmel in derſelben Grafſchaft, beide mit Poſtämtern und am Wabaſch gelegen ꝛc.

Reſervatgebiete der Indianer.

Dieſe nehmen den nördlichſten und nordweſtlichen Theil des Staates ein und gehören folgenden Stämmen: 1) den Kaskaskiern, 2) den Kickepoern, 3) den Mascontins, 4) den Pottowattamiern, 5) den Fuchs- und Sackindianern, 6) den Jowans, 7) den Piorias, 8) den Delawaren und Shawaneſen, 9) den Piankaſhaws, 10) Weeas, 11) Eel-River-Indianern, 12) Cahokias, und 13) den Menomimen, welche alle zuſammen nur einige Tauſend Köpfe betragen mögen, theilweiſe nur ihr Jagdgebiet,

Digitized by Google

aber nicht ihre Wohnſitze hier haben, und ſich immer mehr nach dem nordweſtlichen Gebiete zurückziehen. Die Cahokias und mehre von den andern Stämmen haben den römiſch-katholiſchen Ritus angenommen, während der größte Theil noch ſeinem Glauben an den großen Geiſt [Manitou] treu geblieben iſt. Ein Theil dieſer Stämme widmet ſich dem Landbaue *).

2) I., ein großer ſchiffbarer Fluß der vereinigten nordamerikaniſchen Freiſtaaten, welcher in dem Staate Indiana aus zwei kleinen Flüſſen, den Kankokee, auch Theakiki, und den Plein River, auch Kickapoo genannt, entſteht, die ſich unter 41° 48′ nördl. Br. im Staate Indiana vereinigen und nach ihrer Vereinigung den Namen Illinois annehmen. Nach einem kurzen Laufe in dem Staate Indiana tritt er in den Staat Illinois über, deſſen Hauptſtrom er ausmacht, dem er ſeinen Namen gibt und den er in ſüdweſtlicher Richtung auf einer großen Strecke durchſchneidet. Er hat einen ruhigen Lauf und bildet faſt gar keine Stromſchnellen, durchſtrömt auf ſeinem ganzen Laufe ein reiches und fruchtbares Land, iſt 46 Meilen weit für große Fahrzeuge und 92 Meilen für kleinere ſchiffbar, und hat eine Menge Inſeln, von denen einige gegen zwei Meilen lang und ½ Meilen breit ſind. Nachdem er den Binnenſee Illinois durchſtrömt, durch einen vier Fuß tiefen Kanal den Abfluß des Landſees Demiquian und eine Menge kleinerer Flüſſe aufgenommen und einen Lauf von 100 teutſchen Meilen vollendet hat, ergießt er ſich unter 38° 41′ nördl. Br. und 90° 12° weſtl. L. noch innerhalb des Staates Illinois mit einer Breite von mehr als 1200 Fuß in den Miſſiſippi. Die bemerkenswertheſten ſeiner Nebenflüſſe ſind in ſüdöſtlicher und ſüdweſtlicher Richtung: 1) der Vermillon, kommt aus den Illinoisbergen und iſt wegen der vielen Klippen in ſeinem Bette nicht fahrbar; 2) der Crow Meadow, iſt bei ſeinem Einfluſſe in den Illinois 60 Fuß breit und vier teutſche Meilen weit ſchiffbar; 3) der Rainy Island, 45 Fuß an ſeiner Einmündung breit und nur zwei teutſche M. weit ſchiffbar; 4) der Michillimakinak, kommt aus den Illinoisbergen, hat einen Lauf von 34 M., wovon 18 Meilen ſchiffbar ſind, und iſt bei ſeiner Mündung 150 Fuß breit; 5) der Macopin, iſt nur zwei Meilen weit ſchiffbar und fließt nur vier Meilen vom Miſſiſippi entfernt, mit einer Breite von 72 Fuß in den Illinois. Von Norden und Nordweſten ergießen ſich: 6) der Fox, kommt aus Michigan, iſt fünf M. weit ſchiffbar für Boote, und fällt innerhalb des Staates Indiana in den Illinois; 7) der Delamarche, nur zwei M. ſchiffbar und an ſeiner Mündung 90 Fuß breit; 8) der Seſemequian, 12 M. ſchiffbar und bei ſeiner Einmündung 120 Fuß breit; 9) der Demiquian, mündet ſich ſechs M. unterhalb des vorigen Fluſſes in einer Breite von 150 Fuß und iſt 24 M. ſchiffbar; 10) der Sagamond, 36 M. weit ſchiffbar, und 300 Fuß breit an ſeiner Mündung; 11) die Mine, ein kleiner, reißender, nur 14 M. langer Fluß, der an ſeiner Mündung 150 Fuß Breite hat. Durch einen Kanal kann der Illinois ſehr leicht mit dem Chicago, und hierdurch mit dem Michiganſee und den großen canadiſchen Seen in Verbindung geſetzt werden, wodurch eine directe Flußſtraße zwiſchen dem Miſſiſippi und Canada hergeſtellt würde. Dieſes läßt ſich mit wenigen Koſten bewerkſtelligen, da der Kankakee — der Hauptquellenfluß des Illinois — nur ½ teutſche Meilen von dem Chicago entfernt iſt, ſodaß an dieſer ſchmalen Stelle ſchon längſt ſogenannte Tragplätze zum Transport der Waaren von einem Fluſſe in den andern eingerichtet worden ſind, und häufig ſchon bei Überſchwemmungen beladene Boote ohne eine Unterbrechung aus dem Chicago in den Kankakee gelangt ſind. Bei der großen Thätigkeit, welche die vereinigten nordamerikaniſchen Staaten in Herſtellung und Verbeſſerung der innern Communicationswege fortwährend entwickeln, läßt ſich wol annehmen, daß ein ſolcher kleiner Kanal bereits ausgeführt ſei, obgleich, ſo viel wir wenigſtens davon wiſſen, öffentliche Blätter noch nichts berichtet haben.

3) I., ein Landſee im Staate Illinois, in den vereinigten nordamerikaniſchen Staaten, wird von dem Fluſſe Illinois durchſtrömt, iſt vier Meilen lang und ½ Meile breit. Am ſüdlichen Ende dieſes Sees liegt ein altes Fort und Dorf Namens Piorias, unter 40° 53′ nördl. Br. und 88° 3′ weſtl. L. von Greenwich, nach welchem dieſer See auch häufig, beſonders im Lande ſelbſt, der See Piorias genannt wird *). (*J. C. Schmidt.*)

ILLIPE, iſt der malabariſche, von den Franzoſen aufgenommene, Name mehrer Baumarten, welche zu der Gattung **Bassia** (ſ. d. Art.) gehören. (*A. Sprengel.*)

ILLIPECARWE, ein Diſtrict der Inſel Ceylon, welcher am Meere liegt, und die Dörfer Elefants-Kakaal, Tigalle-Vaning, Kalawiel und Elpocarwe enthalten ſoll. (*J. C. Schmidt.*)

Illipula (a. Geogr.), ſ. **Ilipula**.

Illiturgis (a. Geogr.), ſ. **Iliturgis**.

Illixe (**Illidsche**), ſ. **Daruvár**.

ILLKIRCH, ein Marktflecken an der Ill, mit 1800 Einwohnern im Bezirke Straßburg des franzöſiſchen Departements Niederrhein. Ein adeliges Geſchlecht, welches nach dem Orte benannt wurde, iſt ſeit dem Ende des 13. Jahrh. ausgeſtorben. Hier wurde im J. 1681 die Capitulation übergeben, als Straßburg von den Franzoſen beſetzt wurde. (*R.*)

ILLMENSEE, Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Pfullendorf, ½ teutſche Meile ſüdöſtlich von der Amtsſtadt, unfern der Oſtgrenze Badens gegen Südwürtemberg, auf der Extrapoſtſtraße von Salem nach Biberach, faſt mitten zwiſchen drei großen Weihern, die mit einander zuſammenhängend einen ſehr großen Weiher, den Illmenſee, bilden, aus welchem der Andelsbach ſeinen Urſprung nimmt, an Denkingen vorbeifließt, bis Zell acht Mühlen treibt, und nach einem Laufe von drei teutſchen Meilen nördlich von dem fürſtlich hohenzollerſchen

*) Einige Nachträge, welche durch neuere, erſt nach Abfaſſung des Art. dem Verf. zugekommene, Werke möglich und nöthig geworden ſind, findet man am Ende des Buchſtaben I. (*R.*)

*) Den Namen Illinois hat Haſſel ganz willkürlich auch für einen Gebirgszug gewählt, welcher in dem gleichnamigen nordamerikaniſchen Staate in einen weiten Bogen übergeht. Die Benennung iſt nicht zuläſſig, da ſie in Nordamerika Niemand kennt.

Schloſſe und Pfarrdorfe Krauchenwieſen auf der Grenze von Baden und Hohenzollern ſich mit der Ablach vereinigt. Der Illmenſee iſt reich an Krebſen, Barſchen, Hechten, Treiſchen, Forellen und Welſen, deren man ſchon bis 40 Pfund ſchwere gefangen hat. Sie werden weit und breit verführt. Aber theils die Tiefe dieſes Sees, theils ſeine innere Beſchaffenheit, da ſein Grund mit Geſträuchen bewachſen iſt, erſchwert den Fiſchfang ungemein. Das Recht der Fiſcherei in dieſem See iſt zwiſchen Fürſtenberg und Taxis getheilt, ſodaß Taxis im obern Theile des obern Sees, vom Ausfluſſe des Andelbaches beim fürſtenbergiſchen Dorfe Illwangen an, Fürſtenberg aber im untern Theile deſſelben und in den beiden untern Weihern das Fiſchensrecht hergebracht hat. Beide haben eigne Fiſcher, welche die Fiſcherei gepachtet haben, und im Dorfe Illmenſee wohnen. Das Pfarrdorf Illmenſee hat nebſt den zu ſeiner Voigtei und Gemeinde gehörigen Weilern Alt- und Neulichteneck und dem Dörfchen Krumbach 243 Einwohner in 34 Familien, alle katholiſcher Confeſſion. Es liegt in dem Umfange der fürſtlich fürſtenbergiſchen Grafſchaft Heiligenberg, gehörte aber bis zu den großen Staatsveränderungen unſerer Zeit der ehemaligen Reichsſtadt Pfullendorf. (*Thms. Alfr. Leger.*)

ILLMITZ, 1) Unter-J., ung. Alſó-J., ein verſchiedenen adeligen Beſitzern gehöriges Dorf im wieſelburger Comitate und Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus), im Kreiſe jenſeit der Donau Niederungarns, am öſtlichen Ufer des neuſiedler Sees, zwiſchen Sumpfſtellen gelegen, etwas über 1½ teutſche Meile ſüdweſtwärts von dem Markte Frauenkirchen entfernt, mit 142 Häuſern, 1206 teutſchen Einw., einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum raaber Bisthume gehört, einer katholiſchen Kirche und einer Schule. Hier wird das Salz, Zick genannt, gefunden, und daraus Soda- und Glauberſalz gewonnen, und auch Seife geſotten. Es beſtanden hier ſeit langer Zeit größere Anſtalten zur Gewinnung dieſer Erzeugniſſe. 2) Ober-J., ung. Felſő-J., ein an das vorige ſtoßendes, dem Fürſten Eſzterházy gehöriges Dorf in demſelben Bezirke und Comitate, gleich dem vorigen in der obern oder kleinern ungariſchen Ebene gelegen, nach Unterilmicz eingepfarrt, mit 44 Häuſern und 375 Einwohnern, welche ſämmtlich Katholiken ſind, ſowie auch die Bewohner des andern Dorfes. (*G. F. Schreiner.*)

Illmunster, ſ. Illmünster.

ILLNAU, großes Pfarrdorf im Canton Zürich, das aus den zwei ganz nahe an einander liegenden Dörfern Ober- und Unterillnau beſteht, und mit den dazu gehörigen Nebenorten ein Kirchſpiel von 3045 Seelen bildet. Es liegt in der ehemaligen Grafſchaft Kyburg, im jetzigen Bezirke Pfäffikon. Das ehemalige Kloſter Allerheiligen zu Schaffhauſen hatte in frühern Zeiten dort einen Dinghof, an welchen alle ſeine Gotteshausleute, die auf dem linken Ufer des Rheins wohnten, dingpflichtig waren. Auch der Kirchenſatz und drei Viertheile des Zehntens gehörten dieſem Kloſter, und ſeit der Reformation der Regierung von Schaffhauſen. In den neueſten Zeiten iſt der Zehnten losgekauft worden. Der Boden iſt von mittelmäßiger Fruchtbarkeit, aber gut bebaute mechaniſche Baumwollenſpinnereien, das Weben von Baumwollenſtoffen, auch Seidenſpinnen, gewähren neben der Landwirthſchaft den Einwohnern ihren Unterhalt. (*Escher.*)

Illo, ſ. Ilow.

ILLOBA, auch ILOBA, ein Dorf im nagy-bányer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der ſzathmárer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, an der von Németh-Szathmár nach Nagy-Bánya führenden Poſtſtraße, am rechten Ufer des Szamosfluſſes, im Gebirge gelegen, mit 52 Häuſern, 360 magyariſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von ſechs Juden und zwei Proteſtanten, ſämmtlich Katholiken ſind, einer griechiſch-katholiſchen Pfarre, Kirche und Schule, einer Poſtſtation, welche mit Aranyos-Megyes und Nagy-Bánya Pferde wechſelt, und einem Baue auf Kupfer. Die ganze Gegend iſt ſehr reich an Metallen. (*G. F. Schreiner.*)

ILLOGAN, ein Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Cornwall, mit einer Bevölkerung von 1400 Einwohnern. In dieſem Kirchſpiele befindet ſich eins der reichſten Bergwerke der ganzen Grafſchaft, das unter dem Namen Cooks Kitchen — Kochs Küche — bekannt iſt und einen jährlichen Gewinn von 80,000 Pfund Sterling abwirft. (*J. C. Schmidt.*)

ILLOK, latein. Illokium, früher magyar. Ujlak, Ujlakinum, 1) eine dem Fürſten Odeſcalchi aus dem römiſchen Geſchlechte Bracciano, welches die ältern Odeſcalchi beerbte, gehörige Herrſchaft im illoker Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der ſyrmier Geſpanſchaft des Königreichs Slawonien, zu welcher außer dem Markte Ireg und dem Dorfe Szuczek noch einige andere Ortſchaften gehören. 2) Ein zur Herrſchaft gleiches Namens gehöriger Marktflecken, welcher vor den türkiſchen Einfällen in Slawonien eine anſehnliche und wohlbefeſtigte Stadt war, und Hauptort der großen, den dritten Theil des ganzen Comitats umfaſſenden Herrſchaft, die mit der ebenfalls bedeutenden Herrſchaft Vukovár grenzt, am rechten Ufer der Donau, die hier ¼ Meile breit iſt, auf einer Anhöhe (45° 14′ 5″ n. Br., 37° 2′ 42″ öſtl. L.), in einer ſehr anmuthigen Lage, den beiden ungariſchen Ortſchaften Uj- und O-Palanka gegenüber, an der von Eſzek nach Peterwardein führenden Poſtſtraße gelegen, von Weinhügeln umgeben, 4½ Meilen ſüdoſtwärts von Vukovár entfernt, mit 540 Häuſern, 3409 illyriſchen Einwohnern, von denen 2901 zur katholiſchen und 508 zur nicht unirten griechiſchen Kirche ſich bekennen, und die Weinbau und Fiſcherei treiben, einem alten Felſenſchloſſe, einer katholiſchen und einer Pfarre der nicht unirten Griechen, einem Franziskanerkloſter der capiſtraner Provinz, in deſſen Kirche man die Grabmäler des Herzogs Lorenz von Bosnien und des heil. Johann von Capiſtran ſieht, einer Kirche der morgenländiſchen Griechen, einer Schule und einer großen Cavaleriecaſerne. Man findet hier viele Überreſte aus den Zeiten der Römer, und darunter, außer den Reſten römiſcher Befeſtigungen, in einem benachbarten Walde Trümmer, welche für die Überbleibſel eines Dianentempels ausgegeben werden. Aus dem Schloſſe hat man eine herrliche Aus-

Digitized by Google

ſicht, ſowie denn überhaupt die Gegend um dieſen Markt einen der intereſſanteſten Punkte der ganzen Donaufahrt bildet. Hier werden auch die Adelsverſammlungen (Congregationen) des Comitats gehalten. Illok hat ein Poſtamt und eine Station, welche mit Opatovacz und Szuſzek Pferde wechſelt, und auch beſuchte Jahrmärkte. (*G. F. Schreiner.*)

ILLOSPORIUM. Eine von Martius (Flor. cryptog. erlangens.) aufgeſtellte Gewächsgattung aus der letzten Ordnung der 24. Linné'ſchen Claſſe und aus der Untergruppe der Periſporieen, der Gruppe der Gaſtromyceten der natürlichen Familie der Pilze. Char. Das Schlauchbehältniß gallertartig, zerfallend; die Sporidien kugelig, durchſcheinend, mit einer durchſichtigen Hülle umgeben. Die vier Arten, welche Fries aufzählt (Syst. mycol. III. p. 258), kommen als ſehr kleine, rothe Pilze haufenweis, die drei erſten auf Flechten, die letzte an behauenem, der Luft ausgeſetztem Kiefernholze vor. Sie heißen: 1) Ill. roseum *Fr.* (Lichen roseus *Schreber*, Fl. dan. t. 1243. f. 1. Byssus rosea *Retzius* prodr. Lepra rosea *Wildenow* berol. Lepraria rosea *Acharius* prodr. Tubercularia rosea *Persoon* obs. Palmella rosea *Lyngbye* hydroph. dan. p. 207. *Greville* crypt. scot. t. 51), 2) Ill. carneum *Fr.* (Ill. roseum *Mart.* l. c. ?), 3) Ill. coccineum *Fr.* und 4) Ill. persicinum *Fr.* (*A. Sprengel.*)

ILLOVA, 1) ein auch Jova genanntes, zur Herrſchaft und Pfarre Kuttina gehöriges großes Dorf, im pakraczer oder obern Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der poſeganer Geſpanſchaft des Königreichs Slawonien, am rechten Ufer des gleichnamigen Fluſſes, welcher dieſen Comitat von dem Gebiete des gradiſkaner Regiments der Militairgrenze ſcheidet, in gebirgiger Gegend gelegen, mit 94 Häuſern, 764 Einw., welche ſich zur katholiſchen Kirche bekennen, und einer katholiſchen Filialkirche. 2) Illova mike, ungar. Kis-I., teutſch Klein-J., ein Dorf im rodnaer Militairdiſtricte der ſiebenbürgiſchen Grenze, im höhern Gebirge an der von Biſztricz nach Rodna und in die Bukovina führenden Commercialſtraße, unfern von der Einmündung des Illovabaches in den großen Szamosfluß gelegen, mit 98 Häuſern, 796 Einwohnern und ausgedehnten Waldungen. 3) I.-mare, ung. Nagy-I., teutſch Groß-J., ein Dorf in demſelben Canton und Diſtricte, am rechten Ufer des Ilvabaches, 2¼ Meilen oberhalb des vorigen, im höhern Gebirge, 1¼ Meile ſüdlich von der rodnaer Contumaz gelegen, mit 66 Häuſern und 391 Einwohnern. 4) Ein Dorf der ungariſchen oder banatiſchen Militairgrenze, nächſt Szabova in der Compagnie Szlatina im höhern Theile des Gebirges gelegen, zwei Stunden oſtwärts von Szlatina entfernt, mit 86 Häuſern und 463 Einwohnern, welche faſt ſämmtlich zur nicht unirten griechiſchen Kirche ſich bekennen. 5) Illove und Illova, ein zur fürſtlich Eſzterházy'ſchen Herrſchaft Sztrecſar gehöriges Dorf im ſileiner Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der trenchiner Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Donau Niederungarns, am rechten Ufer des Zſilinczabaches, im Gebirge gelegen, ¼ Meile ſüdlich vom linken Ufer des Wágfluſſes und dem Markte Silein entfernt, nach Bittſicza eingepfarrt, mit 165 ſlowakiſchen Einwohnern, von denen ſich, außer zwei Akatholiken, alle übrigen zur katholiſchen Kirche bekennen. 6) Ein Nebenfluß des linken Saveufers, welcher bei Jaſſenas im Gebiete des St. Georgen-Grenzregimentsgebietes der kroatiſchen Militairgrenze, welches er auf einer langen Strecke von dem poſeganer Comitate und weiterhin dieſes von dem Gebiete des gradiſkaner Regiments ſcheidet, auf ſeinem langen Laufe die Teplicza, die durch die Bicla verſtärkte Pokra und viele andere kleinere Gewäſſer aufnimmt, durch ihr Austreten manche Sumpfſtelle veranlaßt und endlich unterhalb der Lonya nach einem Laufe von ungefähr neun Meilen in die Save fällt. 7) Ein Nebenflüßchen der großen Számos, welche im höchſten Gebirge des bißtritzer Diſtrictes der ſiebenbürgiſchen Militairgrenze gegen die bukowiner Grenze hin entſpringt und reißenden Laufes über Illova oder Ilva-máre, Magura Szenc-Joſeph und Ilova-mike der Számos entgegeneilt, in die er ſich an deren linkem Ufer einmündet; ſie wird durch den Zufluß mehrer Gewäſſer verſtärkt, worunter das Leßflüßchen das bedeutendſte iſt. (*G. F. Schreiner.*)

Illuderit, ſ. Epidot.

ILLUECA, Villa im ſpaniſchen Corregimiento de Calatayud, Provinz Aragon, hat 2000 Einwohner, welche ſtarke Schweinezucht treiben und gute Schinken liefern. (*Fischer.*)

ILLUGA-SAGA GRÍDHARFOSTRA, Geſchichte [1]) Illugi's Gridharfoſtri's (des Pfleglings der Gridhur), ein intereſſantes altnordiſches Geſchichtswerk, welches aber, nach dem größten Theile ſeines Inhalts beurtheilt, nur Sagen gibt, wie ſich aus folgender Darlegung deſſelben ergeben wird.

Über Danmörk (Dänemark), heißt es nämlich in dieſer Geſchichte, herrſchte der König Hringr, der Sohn Skiölld's, des Sohnes Dag's. Dieſer Skiölldr ſchlug ſich wider Hermadhr (Hermann), wie in der Saga derſelben geſagt wird [2]). Der kluge, freigebige und bei dem Volke beliebte König Hringr, der größte Schlachtheld, hatte mit ſeiner Gemahlin Sigridhur, der Tochter des Königs Wilhjalm (Wilhelm) aus Walland (Gallien, Frankreich) [3]), einen Sohn, den durch Schön-

1) Saga iſt in der Bedeutung dem teutſchen Worte Sage nicht gleich, ſondern wird auch von Geſchichte gebraucht. Doch heißen auch Werke, welche bloße Sage darbieten, Sögur, theils weil man ihren Inhalt für geſchichtlich hielt, theils weil man ihn als hiſtoriſch geltend machen wollte. 2) Unter dieſer Saga, auf welche ſich der Verfaſſer der Illuga-Saga bezieht, iſt aller Wahrſcheinlichkeit nach die Skiölldunga-Saga (Geſchichte der Skiölldungar, d. h. der alten däniſchen Könige) zu verſtehen, auf welche ſich Snorri Sturluſon bei Erwähnung der Schlacht des Königs Adils von Schweden und des Königs Ali des Uppländiſchen, und bei Erwähnung des Umſtandes bezieht, daß der Dänenkönig Hrolf Kraki zu Folge jener Händel nach Uppſalir (Alt-Upſala) kam. Vgl. Snorri Sturluſon in der Heimskringla, überſ. von Wachter. 1. Bd. S. 86 fg. Der in der Illuga-Saga erwähnte Skiölldr iſt jedoch nicht jener berühmte Skiölldr, der angebliche Sohn Odin's und Stammvater der Skiölldungar, ſondern ein ſpäterer, nämlich Dag's Sohn, aber wol mit Rückſicht auf ſeinen angeblichen Ahnherrn Skiölldr ſo genannt. 3) Daß Walland die Bedeutung Wälſchland im Altnordiſchen habe, darüber ſ. F. Wachter a. a. O. 1. Bd. S. 203.

heit und Fertigkeit in Künſten ausgezeichneten Sigurdhr. Ganz nahe bei der Königshalle wohnt der im Angriff kühne Swidhi, Vater des Illugi, welcher Letztere durch Körpergröße, Stärke und Behendigkeit bei Spielen ſich auszeichnet, und Geſpiele des Prinzen Sigurdhr wird. Dieſer hat zwar viele Spielgenoſſen, aber Illugi ſiegt in allen Spielen, und ſo kommt es, daß ſie ſich in Stallbrüderbund [4]) verſchwören; jeder ſollte des Andern Tod rächen, wenn er mit Waffen getödtet werde. Dies freundſchaftliche Verhältniß ſieht mit neidiſchen Augen der lügenhafte und verleumderiſche Biorn, welcher indeſſen, der größte Kämpe ſeiner Zeit, des Königs Land gegen die Wikingen (Seeräuber) vertheidigt, und deshalb von dem Könige ſehr geſchätzt wird. Er verleumdet daher den Illugi bei dem Prinzen und ſeinem Vater, und beſchuldigt ihn der Untreue. Der König zwar hört darauf; aber Sigurdhr glaubt es nicht. Als nun der Letztere ſeinen Vater bittet, ihm Schiffe und Leute zu geben, mit welchen er außer Landes fahre, um ſich Schätze und Ruhm erwerben zu können, verſpricht ihm der König binnen Monatsfriſt die nöthige Ausrüſtung zu treffen, ſagt aber zugleich, daß Biorn ihn begleiten ſolle, nicht aber Illugi. Sigurdhr macht Einwendungen dagegen, ohne den Vater umſtimmen zu können. Er geht jedoch darauf zu Swidhi, und erzählt Hilldur, Illugi's Mutter, das Vorgefallene, empfängt aber auch von ihr ablehnende Antwort, indem ſie ſich auf die Jugend ihres Sohnes beruft. Indeſſen bewährte ſich ihr Illugi's Kraft bald in folgendem Vorfalle. Hilldur's Sklavin nämlich, Sunnlödh, war des Zaubers kundig, die größte Abendreiterin (d. h. ſchweifte am Abende in unheimlichem Treiben herum), und hatte vielen Menſchen mitgeſpielt. Als nun Illugi, im Auftrage von Hilldur, eine von Swidhi in der Sommerhütte zurückgelaſſene Bank zu holen, erſt ſpät am Abende ſich vom Hauſe hinwegbegibt, und in finſterer Nacht die Bank trägt, fühlt er ſich von Sunnlödh, ohne jedoch zu wiſſen, daß ſie es iſt, im Rücken angefallen und mit einer Ruthe geſchlagen, ſtößt ſie aber ſo hart an einen großen Stein nieder, daß ihr das Rückgrath zerbricht, und ſie ſtirbt. Auf die Frage ſeiner Mutter, ob er ihr Mädchen nicht getroffen, welche ſie ausgeſandt habe, um Feuerholz zu ſchaffen, erzählt er, was geſchehen. Jetzt geſteht ſie zu, daß er ſchon zu kühnen Fahrten tauge, aber erklärt ſich dagegen, daß er dem Königsſohne Sigurdhr diene, und ihm in die Wiking (auf Raubfahrt) folge. Illugi geht auf ihre Anſicht freundlich ein, begibt ſich aber Tags darauf in die Königshalle, und wird vom Könige gut, von Sigurdhr aber äußerſt günſtig empfangen, und bleibt daſelbſt.

Als Sigurdhr's Schiffe ausgerüſtet ſind, wird beſchloſſen, daß Bjorn und Illugi mitfahren ſollen. Sie ſegeln zuerſt nach den Orkneyar und Schottland, ſtreifen oft in das Land hinauf, gewinnen einen großen Sieg über die Schotten und machen viele Beute. Im Herbſte will Sigurdhr heimſegeln, aber ein großer Sturm treibt das Schiff nordwärts ins Meer und richtet es ſchrecklich zu; es wird endlich ſo leck, daß Alle ganzer acht Tage im Pumpwaſſer ſtehen müſſen. Das Schiff wird weit nach Norden, endlich in die Bai Gandvik [5]) getrieben, und gelangt nach den größten Gefahren in eine Bucht. Hier wollte man auf günſtigen Wind warten. Die meiſten Leute waren von der Arbeit abgemattet, und die große Kälte drohte ihnen den Tod, weil es ihnen an Feuer fehlte. Bjorn, vom Froſte gequält, foderte daher Illugi auf, über den Fiord (Meerbuſen) zu rudern, und nach Feuer zu ſuchen; erlange er es, ſo ſolle er einen Goldring erhalten, finde er aber keins, ſo wolle er über ſeinen Kopf beſchließen. Illugi antwortete, daß er zwar ſein Haupt gegen Bjorn nicht verwette, aber gern nach Feuer ſuchen wolle. Er ruderte demnach allein hinweg. Eine Felſenhöhle ſtand auf der andern Seite des Fiord, und es herrſchte da Gridhur, die größte Tröllkona (böſes weibliches Zauberweſen). Illugi geht von dem Boote, nachdem er es befeſtigt, hinauf auf das Land und in die Höhle. Es war Abend geworden. Gridhur, von Unflath ſtrotzend, bärtig, mit Händen wie Adlerklauen, und von furchtbarem Ausſehen, kommt heim und fragt den Ankömmling nach ſeinem Namen, welchen er nicht verhehlt. Auf Illugi's Angeben, daß er bei ihr Feuer holen wolle, weigert ſie ſich, ſolches zu geben, außer wenn er drei wahre Worte rede. Wenn er dieſes ſchnell thue, ſolle er bei ihrer Tochter liegen; wenn er aber dieſe Bedingung nicht eingehe, ſo kümmere ſie ſich nicht darum, ob auch Bjorn zu Tode friere. Nachdem er ſich auf dieſe Bedingung eingelaſſen hat, tritt ein unvergleichlich ſchönes Frauenzimmer herein, und er entbrennt ſofort in Liebe zu demſelben. Eiligſt ſpricht er darauf zu Gridhur: Deine Felſenhöhle iſt hoch und breit, daß ich kein größeres und ſtärkeres Haus ſah; die Naſe iſt ſo groß an dir, daß ich kein größeres Ungeheuer geſehen; aber du biſt auch ſo ſchwarz, daß der Fußboden gegen dich ſchön iſt, und ich nichts ungeſchlachter [6]) geſehen, als dich; und zwiſchen euch beiden finde ich den größten Unterſchied, und ſo werden alle ſagen, die euch ſehen. Gridhur fodert ihn dann auf, mit ihrer Tochter, da dieſe ihm beſſer gefalle als ſie, ſich niederzulegen, was er auch thut, während die Alte ihrer Tochter beim Auskleiden hilft. Als ſich aber Illugi in Unbefangenheit mit Liebkoſen beſchäftigt, faßt ihn Gridhur bei den Haaren, zieht ihn vor auf das Bettgeſtelle, und ſchwingt über ihm ein gezücktes Sax (kurzes Schwert). Doch er liegt ruhig, und rührt ſich auch da nicht, als die Zürnende ihn mit Scheltworten belegt und ſagt, er ſolle ſtatt ihrer Tochter den Tod empfangen. Vielmehr verweiſt er darauf, nur nach Vorherbeſtimmung des Schickſals ſei er in die Felſenhöhle gekommen, und erklärt, ſich nicht zu fürchten, obſchon man nur einmal ſterbe. Nach dieſen Worten wirft Gridhur ihn zurück und er wendet ſich ganz fröhlich wieder zu der Braut.

4) Stallbraedhralag; aber nach einer andern Lesart Fóstbraedhralag. Dieſes iſt der ältere Ausdruck, welcher in der Blüthezeit der Sögur-Entſtehung allein vorkommt.

5) Gandvík, Zauber-Weſen-Bucht, von Gand, Zauberweſen. So ward das weiße Meer zwiſchen Finnmark und Biarmaland genannt; ſ. Stada-Registér zu den Fornmanna-Sögur. 12. Bd. S. 289, und Geografiſk Regiſter zu den Oldnordiſke Sagaer. 12. Bd. S. 107.

6) Für ámátligri leſe ich nämlich ámátligri.

Doch die Alte packt ihn nochmals ganz wie zuvor und unter denſelben Drohungen, ohne ihn erſchrecken zu können. Sie läßt ihn hierauf los und wünſcht ihm wohl zu ſchlafen. Aber noch ein drittes Mal wiederholt ſie den Angriff, als er ſich eben der größten Zärtlichkeit überläßt. Da er aber immer dieſelbe Furchtloſigkeit an den Tag legt, erklärt ſie, er ſei nicht wie andere Menſchen, gibt ihm nun wirklich ihre Tochter Hilldur, und erklärt, daß ſie 16 tapfere Männer in gleicher Lage mit dem fürchterlichen Sax getödtet habe. Sie erzählt demſelben hierauf ihre Lebensgeſchichte.

Sie iſt nämlich Signy, des Königs Ali von Alfheimar mit ſeiner Gemahlin Alfrun erzeugte, vormals in allen Stücken vollkommene Tochter, und war an den König Eirekr verheirathet geweſen, welcher auf einer Raubfahrt im Weſten (Weſtrwiking) gefallen war, aber in der von ihr geborenen Tochter Hilldur das ſchönſte Mädchen hinterlaſſen hatte. Nachdem die Königin Alfrun geſtorben, heirathete Ali, zu welchem ſich Signy begeben hatte, Grimhilldur, welche allerdings von Anſehen ſchön, aber zugleich ein böſes, des Zaubers mächtiges Rieſenweib (Flagdh) war. Seit ihrer Ankunft in Ali's Reiche verſchwand in jeder Nacht ein Menſch, und alle glaubten, daß ſie Schuld daran ſei, ohne daß ſich bei der großen Liebe des Königs zu ihr etwas gegen ſie unternehmen ließ. Als der König zu altern begann, ſodaß der Königin von dem Beilager weniger wurde, als ſie wollte, gab ſie ihm Gift, woran er ſtarb, und verheerte darauf das ganze Reich an Habe und an Menſchen, ging dann zu der Frauenwohnung (Skemma), wohin ſich Signy mit ihrer Tochter zurückgezogen hatte, um den Verluſt der Mutter und des Gatten zu betrauern, und kündigte ihr an, lange habe ſie große Ehre und Glückſeligkeit genoſſen, aber dieſes alles werde ihr jetzt genommen werden; in einer Felſenhöhle ſolle ſie unter dem Namen Gridhur als böſes Zauberweſen (Tröllkona) hauſen, die Tochter mit ihr ziehen, aber wer ſie erblicke, werde in heftiger Liebe zu ihr entbrennen, und Signy ſolle jeden morden, welchen ſie in der Tochter Bette erblicke. Außerdem ſollten Signy's ſieben Schweſtern (ihr Vater nämlich hatte ſieben Töchter mit der böſen Grimhilldur erzeugt) ſie jede Nacht in Stücke hauen und mishandeln. Niemals werde ſie von dieſer Noth erlöſt werden, bis ſie den Mann treffe, der ſich vor ihrem ſchrecklichen Sax nicht fürchte. Bei dieſer furchtbaren Ankündigung hatte Signy vor Harm und Weinen nicht ſprechen können; aber Hilldur wünſchte Strafe herab für dieſe Ungerechtigkeit auf Grimhilldur's ſchuldiges Haupt. Mit dem einen Fuße ſolle das Ungeheuer auf der Skemma (Frauenwohnung), mit dem andern auf der Königshalle ſtehen, Sklaven zwiſchen ihren Füßen einen großen Scheiterhaufen anzünden, die Flamme Tag und Nacht nicht aufhören, und das ſchändliche Weib unten ganz verbrennen, während ſie oben von Froſt leide, ohne je zur Ruhe zu kommen. Nur wenn ihrer Mutter und ihr eigenes Unglück ein Ende gefunden, dann erſt ſolle die Abſcheuliche ſterben.

Signy und ihre Tochter hatten ſo nach ſiebenjähriger Noth durch Illugi Erlöſung erlangt, und in dankbarem Sinne vermählt ſich Letztere wirklich mit ihm. Aber Illugi hat noch neue Gefahr zu beſtehen. Sieben freche, zauberkundige Rieſinnen (Skeſſur) ſchlagen mit ſcharfen Stangen auf Gridhur los; aber Illugi leiſtet derſelben Beiſtand; endlich werden die ſieben erſchlagen und auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Die befreiten Frauen folgen Illugi zu ſeinem Boote; Gridhur gibt den beiden Neuvermählten Gold und manche Koſtbarkeiten, und ſcheidet dann von ihnen. Illugi rudert zu ſeinen Begleitern zurück und bringt Feuer mit, ſodaß ſich alle erfreut erwärmen. Der Prinz, mit welchem Illugi die Seefahrt unternommen hat, liegt einen Monat dort, ohne günſtigen Wind zu erhalten. Bjørn legt dieſes Hilldur'n zur Laſt, und behauptet, ſie bewirke dies durch Zauberei. Sigurdhr heißt ihn ſchweigen, weil er das nicht glauben mag, was Bjørn ſagte. Als in einer Nacht alle geſchlafen hatten, ſehen ſie beim Erwachen, daß Bjørn verſchwunden iſt; endlich finden ſie ihn an der Segel-Raa (Segelſtange bei dem Maſtbaume) hängen, wiſſen aber nicht, wie dies zuging. Gridhur hatte dies gethan, weil er ihre Tochter Hilldur ein böſes Zauberweſen (Tröllkona) genannt hatte. Nach dieſem ſegelt Sigurdhr von Finnmörk hinweg und kommt mit ſehr günſtigem Winde heim nach Dänemark, hat eine Fülle Schätze erbeutet, und gibt Gold mit beiden Händen. Er bleibt nun daheim bei ſeinem Vater. Illugi war lange bei Sigurdhr, doch hatte er einen großen Hof mit Landwirthſchaft (Bugardhr) nahe bei der Königshalle. Als König Hringr ſtarb, ließ Sigurdhr ſogleich das Erfi [7] nach ſeinem Vater trinken, und hierzu die beſten (vornehmſten) Männer im Lande bitten, und Sigurdhr wurde dann König über das Reich ſeines Vaters. König Hringr war Fylkiskonungr (Landſchaftskönig) in Dänemark geweſen, und hatte über Skaun oder Skåney geherrſcht. Signy kommt nun in ihrer frühern ſchönen Geſtalt nach Dänemark, und Illugi und Hilldur empfangen ſie ehrenvoll. Als Sigurdhr ſich um ſie bewirbt, erklärt ſie ihren Schwiegerſohn für den Mann, welcher über das Schließen der Heirath zu entſcheiden hat (Illugi ſoll ihr Giptingarmadhr, d. i. wörtlich Verheirathungs-Mann, ſein) [8]. Sigurdhr beſpricht daher die Angelegenheit mit dieſem, und da Signy es zufrieden iſt, verheirathet Illugi ſie an Sigurdhr. Ihre Ehe war gut und dauerte lange; ſie hatten viele Kinder, welche ſämmtlich zu großartigen Menſchen wurden. Illugi überlebte Sigurdhr und Signy, und wurde hernach Föſtbruder Gnodhar-Asmund's [9].

Die Illuga-Saga Gridharfostra ſtammt zwar nicht aus der Periode, wo die Abfaſſung der Sögur in ihrer eigent-

7) Die Todtenfeier, bei welcher zugleich der Erbe des Verſtorbenen die Erbſchaft feierlich antrat. Die Gebräuche, welche dabei ſtattfanden, beſchreibt Snorri Sturluſon in der Heimskringla, überſ. von F. Wachter. 1. Bd. S. 102. 103. 8) Die Frauen im alten Norden durften ſich nämlich nicht ohne Einwilligung ihrer Blutsverwandten verheirathen. Signy hat keine ſolchen, ſie übergibt alſo ihrem Schwiegerſohne Illugi die Entſcheidung darüber, ob ſie den König Sigurdhr heirathen ſolle, oder nicht, und unter welchen Bedingungen die eheliche Verbindung ſtatthaben ſolle. 9) Asmundr iſt einer der beiden Hauptheldeu der **Egils Saga Einhenda ok Asmundar Berserkjabana.**

Digitized by Google

lichen Blüthe ſtand, aber ſie gehört doch zu den beſſern Werken der ſpätern Zeit. Da in dem Inhalte der ſagenhafte Charakter derſelben ſich von ſelbſt herausſtellt, ſo iſt es nicht nöthig, die einzelnen Punkte beſonders hervorzuheben. Es ſind zwei Handſchriften von dieſem Werke bekannt, eine pergamentene aus der letzten Hälfte des 15. Jahrh., und eine papierne von der Hand Jon's Erlendsſon. Von ihnen handelt Rafn in dem Fórmáli (der Vorrede) zum 3. Bde. der von ihm herausgegebenen Fornaldar Sögur Nordrlanda. p. XIV. XV. Die Ausgabe der Illuga-Saga von Gudmund Olofſon in der Urſchrift und mit ſchwediſcher Überſetzung und ſchwediſchem Titel: Illuge Grydar Fostres Historia, fordom på gammal Göthiska skrifwen, och nu på swenska uttålkad af *Gudmund Olofson*. (Upsala 1695. 4.), ſtimmt am meiſten mit der Papierhandſchrift von Jon Erlendsſon zuſammen. Unter Zugrundlegung der genannten Pergamenthandſchrift und mit Beiziehung der papiernen Handſchrift und Olofſon'ſchen Ausgabe mittels der Mittheilung der verſchiedenen Lesarten aus beiden hat Rafn die Illuga-Saga in der Urſchrift herausgegeben im 3. Bde. der Fornaldar Sögur Nordrlanda (Kopenh. 1830). S. 648 fg. und Däniſch im 3. Bde. der Nordiſke Fortids Sagaer, ebendaſelbſt.

(*Ferdinand Wachter.*)

ILLUMINANDI (zu Erleuchtende) hießen in der ältern Zeit die chriſtlichen Täuflinge im Gegenſatze der bereits Getauften, welche man illuminati (Erleuchtete) bezeichnete. Dies kam daher, weil man die Taufe auch illuminatio, griechiſch φωτισμός, d. i. Erleuchtung, nannte. (*R.*)

ILLUMINATEN-ORDEN (der) wurde am 1. Mai 1776 vom Profeſſor des kanoniſchen Rechts zu Ingolſtadt, Adam Weishaupt, mit etlichen jungen unerfahrenen, zum Theil lüderlichen, Leuten, die des Stifters Schüler waren, gebildet und eingeweiht. Unter ihnen nennt man die Studenten Maſſenhäuſer, bald nachher Rath zu Burghauſen, von Merz, beide etwa 20 Jahre alt, und Xavier von Zwackh, von gleichem Alter, aus Regensburg gebürtig, eines Beamten Sohn, der eben ſeine akademiſchen Studien vollendet hatte, bald aber in den Staatsdienſt der kurpfalzbairiſchen Regierung überging, Hof- und Regierungsrath zu München wurde, und ſein Leben als fürſtlicher ſalmiſcher Geh.-Rath endete. Er war derjenige, der ſich gleich Anfangs vorzügliche Verdienſte um den neuen Orden erwarb. Ein anderer nicht minder ſchnell und bald geworbener Illuminat war der Marcheſe von Coſtanza, der beſonders zu wichtigen Miſſionsreiſen der Verbindung gebraucht wurde, der Freiherr von Baſſus, Podeſta zu Poſchiaro und Craona in Graubündten, und alter Univerſitätsgenoſſe von Weishaupt, trat ſeit 1778 mit dem Orden zuſammen, damit er, ein Mann von Anſehen, auch in der Ferne der Sache ein Gewicht geben ſollte. Er beſaß zu Sandersdorf in Baiern ein Schloß, das ſeit 1781 ein wahres Neſt der Illuminaten wurde. Eine andere gleichfalls wichtige Perſon für den Orden war der Kanonikus Hertel, und nach ihm der Arzt und Profeſſor Baader zu München. Der berühmte Weſtenrieder, bald gewonnen, aber auch ſchnell wieder verloren, mochte mit dem Geheimnißkrame Nichts zu thun haben. Einen wichtigen Fang machte der Orden an dem heſſen-darmſtädtiſchen Geh.-Rathe Bode, der in Weimar privatiſirte, den wichtigſten an Adolf Freiherrn von Knigge, dem feinen Menſchenkenner, der ſich mit Leib und Seele den Ordenszwecken hingab; in Nicolai zu Berlin fand ſich der Orden gewiß nicht getäuſcht, da er ſchnell bis zu den kleinen Myſterien hinaufgerückt, und das geheime Syſtem kennend, für daſſelbe auch als Buchhändler durch ſeinen ausgebreiteten Verkehr mit den Gelehrten nachdrücklich wirken konnte, obſchon er äußerlich das künſtliche Gewebe für den angenehmen Traum eines Biedermannes hielt, und zu deſſen Beförderung weder innern Trieb noch Zeit zu haben vorgab. Daher verſichert man, daß er, ſo weit ihm die Geheimniſſe deſſelben zugänglich geworden waren, keinesweges damit zufrieden geweſen ſein ſoll, während ihn doch Weishaupt contentissimus nennt.

Der Orden war urſprünglich über zwei Jahre lang eine *eigene* geheime Geſellſchaft, wie es deren damals in Europa eine Menge gab; erſt 1777 wurde ſein Stifter, Weishaupt, Freimaurer, dadurch mit der Maurerei bekannt und nach Verlauf eines Jahres auf den Gedanken geleitet, ſelbige mit ſeiner Geſellſchaft in Verbindung zu bringen, und zwar ſollten nach ſeinem Plane auch alle Areopagiten die drei Grade der Freimaurerei erhalten. Deshalb wünſchte er zu München und Eichſtädt Maurerlogen angelegt zu ſehen, in erſterer Stadt daneben noch eine Mutterloge, als Pflanzſchulen der Illuminaten, wo man denen, die zu den Arbeiten des Ordens nicht taugten, nicht mehr offenbaren ſollte, als was der gewöhnliche Freimaurer wußte und wiſſen durfte. Indeſſen kannte Weishaupt damals das Freimaurerſyſtem noch nicht vollſtändig, ſondern mußte ſich erſt der Kenntniſſe des Abtes Marotti und des Freiherrn von Knigge bedienen. Letzterer, ein Misvergnügter der ſtricten Obſervanz, oder des templariſchen Syſtems, wurde im Julius 1780 durch den Marcheſe von Coſtanza, welcher in Aufträgen der Illuminaten in dem proteſtantiſchen Teutſchland umherreiſte und Ordenscolonien anzulegen ſich beſtrebte, zu Frankfurt am Main, wenn nicht ſchon früher, gewonnen, und ſomit ein Mann von großem Eifer und Thätigkeitstrieb erobert, der ohne beſtimmte Geſchäfte lebte. Er hatte ausgebreitete Bekanntſchaft unter den Maurern, ſeine Geſinnungen über Religion und Politik waren ſchon bekannt, dabei beſaß er ſeltene Talente, Liſt, Überredungskunſt und Leichtigkeit, über Alles zu ſprechen, neben einer ausgezeichneten Darſtellungskunſt. Knigge warb ſofort viele Freimaurer für den neuen Orden an, indem er von Stadt zu Stadt, von Loge zu Loge und von einem Freimaurer zum andern reiſte, und das ihm entdeckte Syſtem mit der ihm eigenen Gewandtheit anempfahl. Im J. 1781 kam er mit ſeinen Vorarbeiten ſelbſt nach Baiern, und erhielt von den Areopagiten den Auftrag, alle bisher von Weishaupt niedergeſchriebenen Entwürfe und zweifelhafte Punkte in Ordnung und Gewißheit zu bringen, das ganze Ordensſyſtem bis zu den höhern Myſterien vollendet auszuarbeiten, und zur Begutachtung der Areopagiten

Digitized by Google

und Weishaupt's einzuſenden. Knigge nun knüpfte das Ganze des neuen Syſtems an die Freimaurerei, und ſtützte auf deren Hieroglyphen Alles, was vom großen Illuminatengrade an aufgebaut wurde. Am 20. Dec. des genannten Jahres kam man vertragsmäßig dahin überein, daß der Illuminatenorden aus folgenden Claſſen oder Graden beſtehen ſollte: I) Die *Minervalen*, welche wieder in *Novizen*, *Minervalen* und Minervales Illuminati oder Illuminati Minores zerfielen; II) die *Freimaurer*, in *Lehrlinge*, *Geſellen* und *Meiſter* ausgehend; III) die (*niedern*) *Myſterien*, in Illuminati Majores und Dirigentes oder in ſchottiſche Novizen und ſchottiſche Ritter getheilt; IV) die *höhern Myſterien* bildeten den *Prieſtergrad*, der wieder in zwei Abtheilungen, in den eigentlichen Prieſtern und Magiern (höhern ſpeculativen Köpfen) und in dem *Regentengrade* aus einander lief. Für dieſe letzte Claſſe waren noch keine Vorarbeiten, ja nicht einmal Stoff vorhanden; derſelbe ſollte erſt von den Areopagiten geſammelt und dem Barone zur Ausarbeitung zugeſandt werden. Nur für die erſten drei Claſſen fand ſich hinlängliches Material vor, das er mit ſich nach Frankfurt nahm. Unter mancherlei Verabredungen fand ſich auch der Auftrag, das Freimaurerrituale der drei ſymboliſchen Grade nebſt einem Conſtitutionsbuche auszuarbeiten, und daſſelbe durch den Einfluß der Illuminaten, wenn möglich, in allen Maurerlogen einführen zu laſſen und dahin zu wirken, daß das neue Syſtem in denſelben die Oberhand bekäme, und Thätigkeit wie Eifer für ſich erregen ſollte. Doch bedingte er ſich aus, allen ſeinen Ordenscandidaten und Untergebenen keine Bücher empfehlen zu dürfen, welche die chriſtliche Religion und die Pflichten und Verhältniſſe zu den Staaten angriffen, damit die Entwickelung der religiöſen und politiſchen Grundſätze des Ordens verſchwiegen und ihre Enthüllung blos den großen oder höhern Myſterien vorbehalten bliebe.

Dieſe Vorſicht mag Urſache geweſen ſein, daß Knigge im Laufe ſeiner Arbeit die ſchottiſchen Novizen und Ritter (Illuminati Majores et Dirigentes) zur zweiten Claſſe zog, und ſie ſomit den Myſterien gänzlich entriß, damit auch ſie Nichts erfahren ſollten, was zum eigentlichen Plane und zur wahren Abſicht des Ordens gehörte. Indeſſen ordnete er den ſchottiſchen Rittergrad ſo behutſam, daß er den Übergang zu der Myſterienclaſſe erleichterte, und den Leuten den Schreck vor plötzlicher Enthüllung der Geheimniſſe, namentlich der Ordensanſichten über Religion, abnahm. Er wies ihm unter Anderm die ſogenannten, nach Art der erſten Chriſten erſonnenen, Agapen oder Liebesmahle zu. Der Katholik Weishaupt, weniger Freund von Ceremonien als der Proteſtant und Baron von Knigge, fand an den religiöſen Ceremonien einen Anſtoß, und in der Meinung, ſie in katholiſchen Ländern nicht leicht einführen zu können, verfügte er, dieſelben nach Umſtänden weglaſſen zu dürfen. Späterhin, ſeit 1785, ſcheinen ſie ganz abgeſchafft worden zu ſein. Ebenſo geſchah es, daß die Freimaurergrade den Vorbereitungsgraden des Illuminatenordens untergeordnet und nicht weſentlich zum neuen Syſteme gezählt wurden, ſondern nur, allem Anſcheine nach, zum Deckmantel deſſelben dienen ſollten, wie denn auch jeglicher Illuminat Freimaurer ſein mußte, aber nicht jeder Freimaurer ein Illuminat. Die dritte oder Myſterienclaſſe erhielt demnach auch eine andere Verfaſſung, und wurde in die *kleinern* und *größern Myſterien* eingeſchloſſen. Zu jenen zählte man den *kleinen Prieſtergrad* (Presbyter) und den *kleinen Regentengrad* (Princeps), und beiden Unterabtheilungen wurde meiſt zu Grunde gelegt, was Anfangs den ſchottiſchen Novizen und Rittern zugewieſen worden war. Beide gaben ſchon Licht über den Zweck des Ordens, über das Untergraben des Poſitiven in der chriſtlichen Religion und der fürſtlichen Gewalt. Indeſſen war die Sache ſo fein und verſteckt angelegt, daß Weishaupt ſich ſelbſt wunderte, wie „große proteſtantiſche und reformirte Theologen, die zum Orden gehörten, noch glauben konnten, der darin ertheilte Religionsunterricht enthalte den wahren und echten Sinn des Chriſtenthums.“ „O Menſchen,“ rief er dabei aus, „wozu Allem kann man Euch bereden! Ich hätte nicht geglaubt, noch ein neuer Glaubensſtifter werden zu ſollen!“ Alſo war es ein Kunſtgriff des Ordens, die Leute bis zu den größern Myſterien hinzuhalten, in denen erſt die Lehre vorgetragen werden ſollte, daß alle poſitive Religion Betrug ſei, was auch Knigge ſelbſt eingeſteht. Dieſe höhern oder großen Myſterien, als zweite Abtheilung der dritten Ordensclaſſe, zerfielen in die Grade des Magus und des Rex. Knigge kannte ſie zwar, ſcheint aber keinen Theil an dem Entwurfe dazu gehabt zu haben. Derſelbe ſoll, nachdem Weishaupt ſich lange mit Zweifeln über die Zahl und Einrichtung dieſer Grade herumgetragen hatte, bereits gegen Ende 1784 vollendet und befeſtigt worden ſein.

Das Ordensſyſtem hatte nichts Geringeres zum Ziele, als den Lieblingstraum der Menſchen von einem goldenen Weltalter mit Hilfe der Geſchichte des menſchlichen Geſchlechts zu verwirklichen, und dabei die Behauptung anzuwenden, daß auch Chriſtus durch ſeine Lehre die zweckmäßigſten Vorſchriften hierin gegeben habe, wie denn auch keck behauptet wurde, daß dieſer Sinn der chriſtlichen Lehre durch die Freimaurerei bereits erhalten worden ſei. Sonach lehrten die Illuminaten, daß Chriſtus ſchon eine allgemeine Freiheit und Gleichheit gepredigt habe, und daß die Moral eine Kunſt ſei, durch welche die Fürſten als entbehrlich von der Erde vertilgt, und alle Staaten, wie bürgerliche Verfaſſungen, aufgehoben werden könnten. Als die beiden Häupter des Ordens, Weishaupt und Knigge, entdeckt worden waren, milderten ſie, wenn nicht den Zweck deſſelben, doch öffentlich wenigſtens ihre Privatanſichten; Weishaupt bekannte, daß er nicht mehr an das Verſchwinden der Fürſten von der Erde und an aller Stände Gleichheit, ſondern an ſtete Fortdauer der Regenten glaube, deren Gewalt in die ihrer Beſtimmung eigenen Schranken gewieſen und vor Misbrauch geſichert werden, und die Gleichheit auf Erden mehr eine Gleichheit der Rechte, als der Perſonen und Stände, ſein werde. Gleichwol blieb er im Geruche, ſeine Lieblingsideen feſt bewahrt zu haben, d. h. die chriſtliche Religion, wenn nicht dem Namen nach, doch in der That abſchaffen zu

Digitized by Google

wollen, Alles mit Illuminaten zu beſetzen, und durch dieſe die oberſten Staatsbehörden und die Fürſten ſelbſt zu regieren. Auf dieſelbe Weltreform zielte Knigge noch 1788 hin und geſtand zu, was er vier und ſechs Jahre früher in dem Bunde hatte niederlegen helfen, nämlich Chriſtus habe die Menſchen zu ihrer urſprünglichen Würde wieder erheben, durch weiſe Aufklärung die Moralität auf den höchſten Grad bringen, und ein allgemeines Sittenregiment einführen wollen, wonach alle Menſchen durch ein Bruderband an einander geknüpft, alle engern Verhältniſſe, welche Noth, Bedürfniß und Kampf gegen Verderbniſſe und Laſterhaſtigkeit erzeugt hätten, dadurch aufgehoben und die Menſchen insgemein fähig gemacht werden ſollten, ſich ſelbſt zu regieren, und ſomit aller künſtlichen Anſtalten, aller Staatsverfaſſungen, poſitiven Geſetze und dergleichen mehr entbehren zu können. Ferner wurde von ihm bewieſen und gelehrt, daß echtes Chriſtenthum keine Volksreligion, ſondern ein Syſtem für Auserwählte ſei, daß Jeſus den höhern Sinn ſeiner Lehre nur ſeinen vertrauteſten Jüngern mitgetheilt habe; dieſe hätten ſie auf Andere fortgepflanzt, und nach und nach in die Myſterienſchulen der Gnoſtiker, Manichäer, Ophiten ꝛc. übergetragen, welche ſie auf exoteriſche und eſoteriſche Weiſe gelehrt hätten, bis ſie endlich, in Hieroglyphen verſteckt, ein Eigenthum des Freimaurerordens geworden wäre. Folglich meinte er, wie Weishaupt auch, daß unter der Hülle der Freimaurerei das wahre Chriſtenthum verborgen liege, und die erſten Stifter dieſes Ordens die Abſicht gehabt hätten, auf dieſem Wege für die chriſtliche Religion zu arbeiten. So ſprachen ſich aber die wirklichen Freimaurer, als das Illuminatengewebe bekannt wurde, nicht aus, vielmehr hatte dieſes damit die Freimaurer aller Syſteme an ſich ziehen, oder ſie, namentlich das der ſtricten Obſervanz, welches damals in Teutſchland ſehr herrſchend geweſen ſein ſoll, ſtürzen, und einen Eklekticismus der Maurerei, das iſt, den Illuminatismus herſtellen wollen. Deſſenungeachtet nannten Viele denſelben „einen auf die Freimaurerei gepfropften Orden.“ Dieſe falſchen Vorſpiegelungen enthüllte jedoch Weishaupt hin und wieder ſelbſt, wenn er bekannte, daß er bei Befeſtigung ſeines Ordens, ſo viel die Religion beträfe, nicht den Weg der Maurer, ſondern ſeinen eigenen betreten hätte. Allerdings mögen er und Knigge die Schale geſchaffen haben, der Kern aber, die Grundideen ſelbſt, waren ſchon außer ihnen vorhanden in Teutſchland ſo gut als in Frankreich.

Die öffentliche Meinung behauptete jedoch und die bekannt gewordenen Originalſchriften des O. ſammt den gerichtlichen Ausſagen der Ausgetretenen unterſtützten es, daß die Illuminaten ſtracks auf völlige Abſchaffung des Chriſtenthums und auf Einführung des Naturalismus, ſowie auf Errichtung einer angeblich natürlichen, allgemeinen Freiheit und Gleichheit, mit Entbehrung der Fürſten, hinzielten. Die monarchiſchen Regierungsformen ſollten nach und nach abgeändert, und den Staatsoberhäuptern die Hände gebunden werden, damit ſie ohne den Orden Nichts von Wichtigkeit unternehmen, und allmälig entbehrlich gemacht werden könnten, bis die Zeit erſcheinen würde, wo ſie von ſelbſt verſchwänden. Dieſe Abſichten ſollten nicht mit handgreiflicher Gewalt, ſagen Einige, ſondern durch die Zügel der ſich immer mehr ſtärkenden Geſellſchaft erreicht werden; Andere dagegen ſchieben dem Syſteme eine Fülle von Künſten, Ränken, Schwänken und Sophiſtereien unter, wie ſie nur von Jeſuiten erzählt werden. Auch Weishaupt geſteht, ſeinen Orden à la Jesuite gebildet, deſſen Plane aber tief und auf ganze Generationen angelegt zu haben, der nichts Anderes erziele, als was jede gute und vernünftige Regierung wolle. Kein Wunder alſo, wenn ſeine Ankläger ausſagten und behaupteten, daß die Mittel zu des Ordens Zwecken durch dieſe geheiligt werden, daß er den Selbſtmord vertheidige, Beſchreibungen von Brennkiſten, Anweiſungen zum Abtreiben der Kinder, zur Bereitung der Aqua toffana und giftiger Gerüche in Zimmern, zur Erweckung der Mutterwuth bei den Weibern, zur Fertigung falſcher Petſchafte ꝛc. fertige, während ſein Stifter gleichzeitig öffentlich bekannte und betheuerte, der Zweck ſeines Inſtituts ſei kein anderer, als geſunde Kenntniſſe, Aufklärung und Gelehrſamkeit zur Quelle der Sittlichkeit zu erheben, dieſe letztere den Menſchen nothwendig zu machen, die Tugend emporzuheben und das Laſter niederzudrücken. Und wenn es wahr iſt, wie behauptet wird, daß es Ordensmaxime geweſen ſei, die öffentliche Meinung unvermerkt auf das letzte Ordensziel hinzulenken, überall einerlei Geiſt und Seele einzuhauchen, und die in den Welttheilen zerſtreuten Menſchen in möglichſter Stille, aber mit der lebhafteſten Thätigkeit nach dem einen Ziele bewegen zu laſſen, ſo hätten die Illuminaten, wenn einmal Eintracht in die Menge ihrer Ordensglieder gebracht worden wäre, von ſelbſt eine Allgewalt ihrer unſichtbaren Herrſchaft in die Hände bekommen, die ebenſo furchtbar, als verkehrt und verderblich hätte werden können. Der Zweck aber ſchien bei ſeiner Entdeckung noch nicht völlig reif, und wenn er es geweſen wäre, doch in ſo vieldeutiger, als unausführbarer Hülle verſteckt, mag auch das Ordensgewebe ſelbſt meiſterhaft und ſcharfſinnig genannt werden. Allerdings lag eine Revolution zum Ziele, deren Ausführung aber in Weishaupt und Knigge ſelbſt nicht deutlich vor Augen ſchwebte. Die oberſten Lenker deuteten daneben die ganze Maſchine nach Gefallen, welcher Gefallen in Deutung der Claſſenzwecke auf die Glieder der verſchiedenen Grade ſtufenweis überging, und ſo neben dem Ringe des Geheimnißvollen eine Menge ſehr achtbarer, unbeſcholtener und gelehrter Männer an ſich lockte, die gewiß nur eine verſtändige und behutſame Umwandlung der Dinge auf dem Wege der Vervollkommnung des menſchlichen Geſchlechtes, aber keineswegs die chimäriſchen Träumereien der höchſten Myſterien im Auge hatten [1]).

Allen Gliedern der erſten zwei Ordens- oder Vorbereitungsclaſſen gehörte die gemeinſchaftliche und wichtige Pflicht des Anwerbens an, wenn es gleich auch beſondere inſinuirende oder anwerbende Ordensbrüder gab. Ein Jeglicher

1) Dieſe Art von Zweideutigkeit war Urſache, daß man den Ordensplan gegen die Jeſuiten gerichtet, aber auch wieder dazu berufen glaubte, um Baiern dem Erzhauſe Öſterreich zuzuwenden.

Digitized by Google

mußte wenigſtens ein bis zwei Male mit Glück angeworben haben, ſonſt verfiel er in die Strafe der Zurückſetzung. Die Verfaſſung des Ordens machte Jeden, der einen Novizen erobert oder angeworben hatte, zum Obern deſſelben, und ſomit konnte jeder Illuminat ſich eine Art von kleinem Reiche erwerben. Der Orden hatte gewiſſe Geſetze zur Anwerbung, vorſichtigen Auswahl und Abrichtung der Novizen. Der Anwerber führte über ſeine Rekruten ein Tagebuch und berichtete von Zeit zu Zeit an ſeine Obern. Dieſer durfte in dem Geſchäfte den Orden nicht verrathen, mußte behutſam und mit tiefer Menſchenkenntniß verfahren — doch werden auch Beiſpiele auffallender Zudringlichkeit, wie von Knigge ſelbſt beſchuldigt wird, erzählt — ſich verſtellen, fleißig beobachten und ausforſchen. Ohne ausdrückliche Erlaubniß durften keine Nichtchriſten in den Orden aufgenommen werden, ebenſo wenig Ordensgeiſtliche oder Erjeſuiten, was jedoch ſo ſtreng nicht befolgt ſein mag, da auch Jeſuiten unter dieſer heiligen Schar verweilten. Gern ſchloß man ferner aus: unvorſichtige Schwätzer und ſolche, deren Stolz, Eigenſinn, Unbeſtändigkeit und Eigennutz keinen Eifer für die Verbindung verriethen, die Schwelger, um dem guten Rufe des Ordens nicht zu ſchaden; doch auch hierin wurde bekanntlich das ſtrenge Maß nicht gehalten; lieber vermied man die, welche zu niedrig dachten oder zu roh waren, als daß auf beſſere Bildung bei ihnen zu hoffen war. „Laßt mir die Rohen, Ungeſchliffenen und Pinſel vom Halſe," ſagt das Capitel von den Ausſchließungen. Schwächlinge mit gefülltem Beutel waren den Häuptern ſehr willkommene Leute, ſie durften aber keine Geheimniſſe erfahren. Fürſten waren nicht ausgeſchloſſen, konnten aber über den ſchottiſchen Rittergrad nicht hinausrücken; hingegen machte man leidenſchaftliche Jagd auf der Fürſten Umgebung, Diener und Räthe allen Ranges, nicht minder auf wohlgebaute Männer und ſchöne Jünglinge; denn ſie haben, ſagt die Weiſung, meiſt ſanfte Sitten, zarte Herzen, und ſind, wenn man ſie zu bilden weiß, bei Unterhandlungen vorzugsweiſe zu gebrauchen. Misvergnügte waren gleichfalls ſehr willkommen, ebenſo Kaufleute, Künſtler und Handwerker, Procuratoren, Advocaten, Ärzte, Buchhändler, Poſtbeamte, Schullehrer und Vorſteher von Unterrichtsanſtalten jeder Art, kurz, Leute vom 18. Jahre an, die des Schutzes und Anſehens bedurften, oder dieſelben ſelbſt verſichern konnten, Gelehrte und Ungelehrte, ſobald letztere nur gelehrig, geſellig, gehorſam und geſchmeidig waren, Reiche und Arme, ſobald letztere nur geſchickt oder verſchmitzt, einnehmend oder intrigat, kühn und unternehmend waren. Hinſichtlich der Religion ſah man die Lutheraner und Reformirten lieber, als die Katholiken. Wie die Freimaurer, ſo wollten auch die Illuminaten Frauenzimmer in den Orden haben. Man ſchlug tugendhafte und ausſchweifende Weiber vor, beiden aber ſollte unbekannt bleiben, daß ſie von Männern der Ordensclaſſen gelenkt würden, und jede Vorſitzende ihrer Claſſe ſollte glauben, eine Mutterloge ihres Geſchlechtes über ſich zu haben, von der ſie Befehle empfinge, die im Grunde von Männern, zu ihrer Leitung beſonders auserwählt, nie aber ſich verrathend, ausgehen müßten. Den Nutzen der Illuminatenſchweſtern hoffte man in Geld, in Einziehung ſicherer geheimer Nachrichten, in Schutz und in wollüſtigen Genüſſen zu finden. So gab Weishaupt's vertrauteſter Freund und Schüler, von Zwackh, den Plan an, und ſchlug auch 95 Frauenzimmer in Manheim vor. Ein anderer, um Anwerbung der Illuminatenſchweſtern eifrig bemühter, Ordensbruder und zugleich Kammergerichtsaſſeſſor zu Wetzlar, ſchlug ſeine Frau und vier Stieftöchter vor. Weishaupt aber war gegen die Weiberlogen, und ſchrieb vor, daß es, ohne den Weibern die Ordensgeheimniſſe mitzutheilen, auch Mittel gebe, den Einfluß, den das ſchöne Geſchlecht oft über die Männer ausübt, für den Bund nützlich zu machen, darum gebühre es ſich, demſelben zu ſchmeicheln, es zu gewinnen und von allen Seiten zu faſſen, im Ganzen aber daſſelbe wie die Schwätzer zu betrachten.

Hatte der anwerbende Bruder ſeinen Candidaten ſo weit gebracht, daß er ſich ſelbſt erklärte, und zwar geneigt zur Verbindung, ſo wurde er *Novize* oder *Noviziat*, wenn nicht, ſo empfing er nicht ſelten rächende Empfindlichkeit, oder gar ernſte Rache, ſobald er als geheimer Feind zu fürchten war. Der Novize blieb blos ſeinem Anwerber, ohne ein anderes Mitglied kennen zu lernen, ein, zwei oder auch drei Jahre unterthan, je nachdem der Werth ſeines Tagebuches, ſeiner Notaten und Charakterſchilderungen — man drang hauptſächlich auf Menſchenkenntniſſe — beſchaffen war. Der Novize ſtellte bei ſeinem Eintritte einen Revers für ſtrenge Verſchwiegenheit und pünktliche Zurückgabe aller empfangenen Schriften und Papiere aus. Er mußte überdies noch zwei Tabellen, eine über ſeine Perſon und eine über ſeine Verhältniſſe ausarbeiten. Er erhielt einen Ordensnamen, die Ordensſchiffern und den Ordenskalender. Nahte ſich das Ende ſeiner Prüfungszeit, ſo wurden ihm von ſeinem Obern 24 Fragen zur Beantwortung vorgelegt, die äußerſt delicat, wenn nicht knechtiſch oder barbariſch ſein mochten, um den Gehorſam zu prüfen. War er auf dieſe Weiſe gefeſſelt, ſo wurde er eines Abends von ſeinem Anwerber und zwei andern beauftragten Illuminaten, dem Delegaten und Secretair, in einem von drei Glaslampen düſter beleuchteten Zimmer als *Minerval* feierlich aufgenommen, von Neuem auf unbedingten Gehorſam gegen die Ordensgeſetze verpflichtet und vereidet. Schutz und Beiſtand wurden ihm dagegen betheuerlich verſprochen, und die ihm vorgelegten Fragen in ſeinem Namen von dem Anwerber beantwortet. Sie zielten auf blinde Ergebenheit zu dem Orden und auf das Spiel einer ſtrengen Erziehung, welche das ganze Gewebe aufs Innigſte verkettete. Nun wurde der Minervale in den Erkennungszeichen unterrichtet. Er hielt die Hand über die Augen, als würde er vom Lichte geblendet; er nahm die Hand des Bruders und drückte ſie dreimal leiſe mit dem kleinen Finger. Die Parole beſtand in dem Namen eines Ortes oder Mannes, die jährlich zweimal verändert wurde. Alsdann wurde er in der Minervalloge eingeführt, wo außer den gewöhnlichen Gliedern dieſes Grades noch die drei Illuminaten, welche bei ebenerwähnter

Aufnahme zugegen geweſen waren, ſammt dem Cenſor und Quäſtor verſammelt waren. Die Einrichtung war hier wie bei der Aufnahme, nur daß noch eine gemalte Pyramide in der Mitte des Zimmers lag, und das Bild der Pallas hinter dem Sitze des Meiſters oder Präſidenten, der entweder zum kleinen oder großen Illuminatengrade gehörte, angebracht war. Nach einigen Umſtändlichkeiten mußte der Candidat niederknieen und nochmals eidlich betheuern (wobei er drei Finger der Rechten auf das Herz legte), was er im Reverſe verſprochen und bei der Aufnahme beſchworen hatte. Alsdann hing ihm der Quäſtor das Ordensband von grasgrüner Farbe nebſt dem Zeichen um, welches in einem Medaillon von vergoldetem Metalle beſtand. Auf dieſem war eine Eule mit einem Buche in den Krallen abgebildet, und auf dem Buche die Buchſtaben P. M. C. V., d. h. Per me coeci vident, das Motto der Minervalen. Sie verſammelten ſich alle Mal, wann der Neumond eintrat, betrachteten ſich nur als gelehrte Geſellſchaft und ſuchten auch die Wiſſenſchaften, wie die Bildung des moraliſchen Charakters der Mitglieder zu befördern. Zum Beweiſe, wie man in dieſen Schulen oder Akademien verfuhr, diene folgendes Thema, das den Minervalzöglingen mehrer Logen einſt zur Beantwortung vorgelegt wurde: Inwiefern iſt der Grundſatz wahr, daß alle Mittel erlaubt ſind, wenn ſie zu einem löblichen Zwecke führen? Und wie iſt dieſe Maxime zu beſchränken, wenn zwiſchen dem jeſuitiſchen Misbrauche und dem ſklaviſchfurchtſamen Vorurtheile die Mittelſtraße gehalten werden ſoll? Jeder wurde nach ſeinem Ordensnamen oder nach ſeinem Amte genannt, und der Quäſtor ſammelte am Schluſſe der Loge Almoſen für dürftige Mitglieder ein. Gaſtmähler gaben die Minervalen nicht, genoſſen ſie in ihren Logen etwas, ſo waren es Früchte, Brod und Wein mit Waſſer vermiſcht.

Von dieſer Stufe gelangte der Minervale zum kleinen Illuminatengrade, d. h. er wurde **Illuminatus minor**, und zwar ohne feierliche Gebräuche. Es trat nämlich ein Deputirter ohne des Candidaten Vorwiſſen in der Loge dieſes Grades auf, und verlangte Beförderung eines Ordensgliedes. Der Obere machte verwundernd Einwendungen und erregte Zweifel, und ſobald der Deputirte wieder entgegnet hatte, ergriff er unerwartet des Candidaten Hand und führte ihn dem Obern zu, ſagend, daß er um dieſes Mannes Beförderung nachgeſucht habe. Der Vorſitzende, jedes Mal vom Prieſtergrade der Myſterien, ließ ihn niederſetzen und ertheilte ihm den vorſchriftmäßigen Unterricht, d. h. er machte ihn auf die Übel der Welt aufmerkſam, welchen der Orden entgegen zu arbeiten zum Zwecke habe, er müſſe ſich ſelbſt finden und Selbſtverleugnung erlangen. Dabei hob er den Zeigefinger der rechten Hand in die Höhe, als wollte er den neuen Zögling warnen. Dies war zugleich das Zeichen, an welchem ſich dieſer neue Grad erkannte. Sein Wahlſpruch war: Cave ne cadas! Endlich erhielt er noch eine Anweiſung zum Unterrichte für ſeine Untergebenen; daher ſeine Pflicht nun war, zwei, drei bis vier Minervalen zu bilden, worüber ihm ausführliche ſchriftliche Belehrung ertheilt wurde, die Abhandlung aber über ſein eigenes Verhalten dabei durfte er nur auf ſeines Obern Zimmer leſen. Die übrigen Arbeiten dieſes Illuminatengrades beſtanden im Vorleſen philoſophiſcher Abhandlungen und in Berichtigung der vom Minervalmagiſtrate entworfenen Tabellen, welche an höhere Obere befördert wurden. Verſammlungen pflegte man alle Monate zu halten, doch nach der Beſtimmung des Vorſtehers.

Nun ſtieg der Candidat, doch mußte er die Jahre der Mündigkeit erlangt haben, zum großen Illuminaten (**Illuminatus major**) oder ſchottiſchen Novizen, einem Grade, der darum den Doppelnamen hat, um minderwürdige Subjecte glauben zu laſſen, daß es hiermit oder mit dem ſchottiſchen Rittergrade ein Ende habe. Daher die Täuſchung auf die Freimaurerei angewandt wurde, wenngleich auch dieſer und der nächſtfolgende Grad als unmittelbare Vorbereitung zu den Ordensmyſterien dienen ſollten. Dem für dieſen Grad bearbeiteten Ordenszöglinge wurden zuerſt ſieben Fragen zur Beantwortung vorgelegt, durch welche er ſeine Neigung zu geheimen Verbindungen, wie ſein Innerſtes überhaupt viel ſprechender aufdecken mußte, als es in den voranſtehenden Claſſen geſchah. Auch mußte er unverhohlen darlegen, ob er noch einer andern Verbindung angehöre oder nicht. Daneben ſtellte man ihm eine geräumige Friſt, in welcher er ſein Leben getreu, freimüthig und ohne Verſtellung beſchreiben mußte; außerdem wurden noch eine Menge Forſchungen über ſeinen Lebenswandel, ſeine Verhältniſſe und alles ſeine Perſon Betreffende ſo umſtändlich und genau angeſtellt, daß man wiſſen konnte, ob er ein Langſchläfer ſei oder nicht, ob er träume oder nicht, und wenn Erſteres, ob er dabei ſpreche, ob er ſchwer oder leicht aufzuwecken ſei, und welchen Eindruck ein plötzliches unerwartetes Erwachen auf ihn mache. Zum Belege hierüber erzählt man: Als ein ſehr angeſehener Mann angeworben wurde, ſo machte man ihm das Anerbieten, ihm ſeine eigene von einem Illuminaten verfaßte Biographie mit den geheimſten Details ſeines Lebens vorlegen zu laſſen. Überdies erregte ſein Anwerber in ihm mittels eines in ſeine Hände geſpielten chifferirten Briefes die Vermuthung, ſeine beſten Freunde in der Verbindung zu finden. Über das Alles wird an die Obern berichtet, und von dieſen berathen, ob der Zögling einer Aufnahme würdig ſei; waren drei oder mehre Mitglieder dagegen, ſo wurde ſie verweigert, ſtimmte man günſtig, ſo wurde in dieſem, wie in jenem Falle an die dirigirenden Illuminaten berichtet, von welchen noch beſonders Zu- oder Abſagung einzuholen war. Der Obermeiſter machte dem Candidaten den beifälligen Beſchluß bekannt, prüfte ihn, ließ die Unterredung protokolliren und ſich den Lebenslauf einhändigen. Fand man nichts Anſtößiges darin, ſo wurde zur Aufnahme geſchritten. Der Tag dazu fiel jedes Mal in eine Woche des erſten Mondviertels. Der Candidat wurde in ein dunkles Zimmer des Logenhauſes geführt, nebenan war die ſchwarz ausgeſchlagene Loge, in deſſen Hintergrunde eine verſchloſſene Thür, zum Zeichen, daß vor ihr blos der Vorhof zur ſchottiſchen Loge ſei. Vor derſelben ſaß der Obermeiſter an einem ſchwarzbekleideten Tiſche mit vier Leuch-

Digitized by Google

tern, und die übrigen Ordensbeamten an einem andern um ihn, mit ebenſo vielen Lichtern beleuchtet. Alle trugen ſchottiſche Schürzen und ſchwarze Mäntel. Zu des Obermeiſters Rechten hing ein brennender Mond im erſten Viertel. Nach Verlauf einiger Zeit kam der einführende Bruder zum Candidaten ins Vorzimmer, ließ ſich tiefe Verſchwiegenheit verſichern und eröffnete ihm, daß er in die Hände der Illuminaten gerathe, welche ſich vorzugsweiſe mit Kenntniß der Menſchen beſchäftigen, darum ſei die Biographie des neuen Mitgliedes nöthig, die dieſer in ſeiner Taſche hatte. Er gab ſie hin und ſie wurde ſammt ſeinem Lebenslaufe in der Verſammlung vorgeleſen, darauf der Logenſecretair zu ihm geſchickt, der ihm die Schilderung vortrug, welche ſich die Loge von ihm gemacht hatte, und fragte nochmals, ob er Willens ſei, in Verbindung mit Männern zu treten, die ihn ſo genau kennten. Seine Antwort gelangte an die Verſammlung zurück, hierauf erſchien der einführende Bruder im Vorzimmer und brachte den Candidaten in die Loge. Er fand die Geſellſchaft im vorhin beſchriebenen Coſtüme mit verhüllten Geſichtern. Der Obermeiſter redete ihn an, hieß ihn vor den Altar treten, verſprach ihm Unterricht in der großen Kunſt zu leben, und hielt ihm mit dem Ausrufe: Nosce te ipsum! einen Spiegel vor, und bei den Worten ex te nosce alios entblößten alle anweſende Brüder ihr Antlitz. Nun ſprach der Obermeiſter noch über Menſchenkenntniß, überreichte ihm das grüne Schurzfell und machte ihn mit der Erkennungsart der Brüder bekannt. Das Zeichen war: den Zeigefinger der Rechten aufs Herz, den linken aber nebſt Arm und Hand in die Höhe zu halten; das Wort oder wol Gruß: Nosce te ipsum! Erwiederung: Ex te nosce alios! Die Berührung: man öffnete den Rock ganz und die Weſte zur Hälfte, drückte Herz an Herz und küßte die Stirn des Andern. Endlich wurden dem Candidaten noch ſieben Fragen zur Beantwortung vorgelegt, welche politiſchen, moraliſchen und wiſſenſchaftlichen Inhalts waren, und ſeine Behilflichkeit und Ergebenheit zum Orden und deſſen Gliedern in Anſpruch nahmen. Dies Alles wurde protokollirt. Schließlich ſetzte ihm der Redner den Zweck des Vereins aus einander, nämlich das wahre Wohl der Welt im Verborgenen zu verbreiten und den Beſchützern der Unordnung die Hände zu binden. Nachdem der Secretair die allgemeine Überſicht des ganzen Gradſyſtems verleſen hatte, ſo endete die Feierlichkeit, an welcher der Candidat merken konnte, daß in dieſem Grade ſchon größeres Vertrauen herrſche und Höhere über ihn geboten, die ihm jedoch verſteckt blieben. In den gewöhnlichen Arbeitslogen, welche die ſchottiſchen Novizen hielten, ſaßen die Mitglieder in grünen Schurzfellen mit dem Logenzeichen im Knopfloche, was man die ſchottiſche Kleidung nannte, um einen Tiſch. Der Obermeiſter und die beiden Aufſeher eröffneten die Sitzungen mit vier Schlägen; hierauf wurde der ſchottiſche Katechismus abgefragt, die Tabellen, welche die Loge von den untern Graden und Claſſen erhalten hatte, wurden berichtigt und vermehrt, auch die Angelegenheiten der Minervallogen entſchieden, über Beförderung der Brüder zu öffentlichen Ämtern und Auszeichnungen berathen, wie über Alles, was die Freimaurerei oder ihren Orden ſelbſt betraf. Die Logen wurden auf die Weiſe geſchloſſen, wie ſie eröffnet worden waren, und wenigſtens einmal jeglichen Monat abgehalten. Außerdem lag jedem dieſer Ordensbrüder ob, neue Mitglieder für ihre Claſſe anzuwerben, wobei ihm eine ſchlaue Anweiſung zur Charakterzergliederung unter der Aufſchrift: Nosce te ipsum! behilflich war. Die Aufgabe beſtand im Weſentlichen in Ausforſchung ähnlicher Dinge, welche der Obermeiſter dem Candidaten bei der Aufnahme abfragte, beſonders aber in Geſprächen über die Kunſt zu herrſchen und über die Gewalt übereinſtimmenden Willens ſowol, als geheimer Geſellſchaften.

Der ſchottiſche Ritter oder **Illuminatus dirigens.** Der Candidat dieſes Grades muß nach ausgeſtandener Prüfungszeit einen Revers ausſtellen, wonach er angelobte, hinfort nie wieder der Freimauerei oder einer andern geheimen Verbindung angehören, oder für ſolche wirken zu wollen, vielmehr ſich ganz und ausſchließlich dem erleuchteten Illuminatenorden, deſſen Zwecken und Geiſte zu widmen, und wenn er aus demſelben wieder hinaustráte, was ihm völlig frei gegeben wurde, ſich nie wieder mit irgend einer geheimen Verbindung einzulaſſen. Alsdann wurde er ins Vorbereitungszimmer des geheimen Capitels (ſo nannte man die Logen dieſes Ordensgrades) geführt, in Stiefeln und Sporen, mit dem Degen an der Seite und dem Hute auf dem Kopfe. Der Ceremonienmeiſter kam mit dem Stabe zu ihm, ließ ihn die Hände waſchen und führte ihn hernach an der Hand zur Thüre des Capitels. An dieſer pochte er viermal an, und wenn der Obermeiſter ihn die nöthigen Fragen hatte beantworten laſſen, führte er den Candidaten hinein. Das Capitelzimmer war grün behangen, reich verziert und beleuchtet. Unter einem grünen Thronhimmel ſaß der Präfect in Stiefeln und Sporen, mit der Ritterſchürze und grünem Kreuze auf derſelben angethan, auf der linken Bruſt ſtrahlte der Ordensſtern, das Andreasband hing über ſeiner rechten Schulter und der Hammer in ſeiner Hand. Zu ſeiner Rechten ſtand der Schwertträger mit dem Ordensſchwerte, zu ſeiner Linken der Ceremonienmeiſter mit dem Stabe und Ritualbuche, über ſeinem Haupte brannte der flammende Stern. In der Mitte des Gemachs ſtand ein Tiſch, auf demſelben vier Leuchter, ein Schreibzeug und die Inſignien des neuen Ritters. Zu beiden Seiten ſaßen die Kanzler und Schatzmeiſter, und am Ende deſſelben die beiden Oberaufſeher. Alle übrige anweſende Ritter, deren nicht unter ſechs und nicht über 12 zugegen ſein mußten, waren in Stiefeln und Sporen, mit dem Degen und dem Kreuze an einem rothen Bande um den Hals bekleidet, und die Beamten trugen zur Auszeichnung noch Federbüſche auf den Hüten. Der Ordenspriеſter ſaß ohne Ehrenzeichen mit entblößtem Haupte in weißem Gewande rechts vorwärts vom Throne. Sobald der Eingeführte in dieſes Capitel getreten, redete ihn der Obermeiſter oder Präfect an, und pries ihn glücklich, wenn er mit der unbekannten heiligen Legion in Verbindung getreten, deren Erwar-

Digitized by Google

tung entſprechen wolle, fluchte ihm aber auch im Voraus, wenn er ſie täuſchen werde. Darauf legte er den Eid auf den Grund ſeines Reverſes ab, alsdann wurde er zum Ritter des heiligen Andreas von Schottland geſchlagen. Schwert und Kreuz wurden dargereicht, auf die Kniee geworfen ſegnete ihn der hervortretende Prieſter dreimal ein. Endlich wurde er in den Erkennungszeichen unterrichtet, dieſes beſtand erſtlich darin, die Arme kreuzweiſe auf die Bruſt zu legen, ſodann des Andern Ellbogen mit der Hand zu faſſen, und endlich in der Anrede: Sieh mich an, ob Du kein Zeichen an mir wahrnimmſt? Antwort: Ja, ich ſehe den flammenden Stern auf Deiner Stirn! Hierauf erfolgte der Kuß auf dieſelbe. Mit dem Genuſſe des Liebesmahles oder der Agape endete die Aufnahme, wie dergleichen auch ſonſt in den geheimen Capiteln gehalten wurden. Mitten auf der mit grünem Tuche behangenen Tafel ſtand ein leerer Kelch, ein Krug voll Wein, ein kleiner leerer Teller und ein größerer mit ungeſäuertem Brode. Der Obermeiſter that die ſchottiſchen Schläge, hob die grünen Decken von den Gefäßen und fragte, ob die Brüder Ruhe und Frieden genug fühlten, um das Liebesmahl zu genießen? Entfernte ſich Niemand, ſo ſegnete er das Brod und den Wein, genoß von beiden und ließ Teller und Kelch umhergehen. Der letzte gab die Geſchirre zurück, der Obermeiſter wiſchte ſie ab, deckte die grünen Decken wieder darüber und ſprach: Heilig ſei das Bündniß meiner Brüder, das wir geſchloſſen haben! Geſegnet ſeid Ihr, wenn Ihr treu bleibt und für die gute Sache ſtreitet! Alsdann machte er das Kreuz und ſchloß das Capitel. Außer ſolchen Feierlichkeiten verſammelte ſich das Capitel ohne Gebräuche und ohne Ordenskleidung an einem grünbekleideten Tiſche und verrichtete die Arbeiten. Jede andere feierliche Verſammlung war eingerichtet, wie oben beſchrieben worden iſt, nur muß noch hinzugefügt werden, daß die Eröffnung eines ſolchen Capitels alſo geſchah:

Der Präfect that einen Schlag mit dem Hammer, ihn wiederholten die Oberaufſeher; dann fragte Jener, ob die Thür des Vorhofes geſchloſſen, und ob es rechte Zeit ſei, das Capitel zu eröffnen. Nach empfangener Antwort betheuerte er, daß er daſſelbe im Namen des höchſten Baumeiſters und durch die Kraft des alten Meiſterwortes (Jehova) eröffne. Sogleich zogen alle Ritter die Degen, der Prieſter gab ſtillſchweigend ſeinen Segen, man legte die Hände kreuzweiſe auf die Bruſt und ſetzte ſich. Nun zeigte der Präfect die Urſache der Zuſammenkunft an, und wenn er im Laufe der Sitzung mit einem Ritter ſprach, mußte dieſer ſtehend mit dem blanken Degen in der Hand die Dauer des Geſpräches abhalten. Dienende Brüder durften nicht ins Capitel kommen.

Der ſchottiſche Rittergrad war für diejenigen, welche ſich der Myſteriengrade unfähig zeigten, die höchſte Staffel im ganzen Ordensgebäude. Gleichwol zeigt ſeine Aufgabe, daß der ſchottiſche Ritter nicht von gemeinem Verſtande ſein durfte, wenn er ſeinen Poſten allenthalben ausfüllen wollte. Ihm lag ſtatutenmäßig ob, die Freimaurer, in deren Logen er ohne Unterſcheidungszeichen Zutritt nehmen konnte, zu beobachten und den Illuminaten zuzuführen. Er mußte eine gewiſſe Anzahl von Minervallogen leiten, deren Gebrechen ausſpüren, den Zuſammenhang unter den Mitgliedern ſelbſt in einer Provinz befeſtigen, auf zweckmäßige Einrichtungen ſinnen und Acht haben, ob Nachſtellungen gemacht würden. Über dies Alles hatte er an den Präfecten oder Localobern zu berichten. Er mußte ferner auf Mittel ſinnen, wie dem Orden in den einzelnen Provinzen zu anſehnlichem Vermögen geholfen werden könnte. Des ſchottiſchen Ritters Pflicht erheiſchte noch, in allen bedeutenden Städten ſeines Bereiches Logen der drei Freimaurergrade anzulegen, dabei auf zweckmäßige Auswahl der Mitglieder zu ſehen, und wo ſchon Logen anderer Maurerſyſteme beſtanden, ſollte er auch die eklektiſchen gründen, und jene übermeiſtern, ſei's nun durch Reformen oder gänzlichen Sturz. Den Minervalen konnte er heimlich zum Freimaurer machen, nur durfte er ihm nicht merken laſſen, es darum ſein zu müſſen, um im Orden befördert ſein zu wollen; doch ſo viel konnte er ihn, ſobald die Prüfungszeit vorüber war, wiſſen laſſen, daß die Illuminaten mit der wahren und echten Freimaurerei in unmittelbarer Verbindung ſtänden. Daher geſchah auch, daß der Orden Allen, die die Freimaurer haßten, dieſen Widerwillen zu benehmen und ſie ſelbſt mit ihnen zu befreunden ſuchte. Die Vorbereitungen dazu waren in jeder Hinſicht ſubtil, und die eklektiſchen Maurerlogen, d. h. alle die, welche unter Leitung der ſchottiſchen Ritter ſtanden, wußten eigentlich nicht, von wem ſie abhingen. Sie durften nie über 30 Glieder heranwachſen, damit ſie überſtimmt werden konnten. Ein jeder ſolcher Maurer konnte, wenn er ſeine Grade durchlaufen hatte, natürlich auch zum ſchottiſchen Ritter angeworben werden. Im Übrigen mußte die Thätigkeit und Wirkſamkeit des ſchottiſchen Ritters uneigennützig ſein, während ſeine Stellung Vorſicht, Beredſamkeit, Gewandtheit und Weltklugheit erfoderte.

An dieſe Vorbereitungsgrade insgeſammt ſchließt ſich die Myſterienclaſſe der Illuminaten an. Der ſchottiſche Ritter, ſofern er ſich zu höherer Beförderung eignete, konnte nun in den Prieſtergrad treten. Der Candidat mußte zehn Fragen über religiöſe und ſociale Gegenſtände ſchriftlich beantworten, deren erſte lautet: Sind unſere jetzigen Welteinrichtungen, zu welchen der Menſch auf Erden geſetzt zu ſein ſcheint, angemeſſen oder nicht? Erfüllen z. B. Staaten, bürgerliche Verbindungen, Volksreligionen den Zweck, um deretwillen die Menſchen dieſelben errichtet haben? Befördern die gemeinen Wiſſenſchaften wahrhafte Aufklärung, wahre menſchliche Glückſeligkeit? oder ſind ſie vielmehr Kinder der Noth, der vervielfältigten Bedürfniſſe, des widernatürlichen Zuſtandes, Erfindungen ſpitzfindiger eitler Köpfe? Fiel die Antwort genügend aus, ſo wurde ihm der Tag der Aufnahme beſtimmt. Mit einer Binde um die Augen wird er in einer Kutſche abgeholt und auf Umwegen nach dem Verſammlungsorte geführt. Hier angekommen nimmt man ihm im Vorzimmer die bisher getragenen Ordenszeichen ab, gibt ihm einen bloßen Degen in die Hand, löſt die Binde und läßt ihn warten, bis er gerufen wird. Dieſer Ruf an ihn heißt: „Komm herein unglücklicher Flücht-

Digitized by Google

ling! Die Väter erwarten Dich! Tritt herein und verſchließ die Thür hinter Dir!" Da tritt der Candidat in eine glänzend erleuchtete und mit rothen koſtbaren Tapeten bekleidete Halle, in deren Hintergrunde ein reicher Thronhimmel und vor dem Thronſeſſel ein Tiſch ſteht, auf welchem Krone, Scepter, Degen, Goldſtücke und koſtbare, mit Ketten durchflochtene Steine liegen. Zu Füßen des Tiſches ſieht er auf einem Scharlachkiſſen den einfachen Prieſteranzug ausgebreitet. Sonſt finden ſich keine Meubles im Gemache, außer einem niedrigen gepolſterten Stühlchen ohne Lehne am Eingange dem Throne gegenüber. Der Candidat ſtellt ſich in den Vordergrund, dem Throne gegenüber, während der Anredner vom Glanze der Erde und vom beſcheidenen Gewande der Unſchuld ſpricht. Hierauf überläßt er jenem die Wahl. Greift derſelbe nach der Krone und den Juwelen, ſo wird er verſtoßen, nimmt er aber die Prieſtertracht, ſo wird er freudig aufgenommen und muß ſich auf den kleinen Seſſel ſetzen. Der Anredner und ſeine Gehilfen unterrichten ihn nun durch Vorleſen im verſteckten und dunkeln Style über Religion, Moral und Politik, ein geſchraubtes Syſtem, das auf eine ſtufenweiſe Fortbildung des menſchlichen Geſchlechts hinlenken ſoll, aber bei kalter Beſonnenheit nur Träume und Zuſtände ohne oberſte Ordnung herbeiführen würde, wenn dergleichen Grundſätze ſich verwirklichten. Der Redner zeigte die Nothwendigkeit, daß die Nationen volljährig und mündig, aber auch einig und gleichſam verbrüdert werden müßten, um die Fürſten entbehrlich, die Völker unabhängig, ſicher, frei, gleich und zu einer Menſchenfamilie unter ſich zu machen. Die geheimen Schulen der Philoſophie wären dazu da, dies große Werk zu vollbringen. Ein jeder müſſe ſich ſelbſt, und Alle müſſen die Geſammtheit beherrſchen. Neben vielem Guten und Vernünftigen findet ſich auch Wüſtes und wahrhaft Aufwiegleriſches in ſolcher Rede, welche faſt zwei Stunden dauerte. Hierauf fragte man ihn, ob er die Rede richtig verſtanden hätte und von der Reinheit ihrer Grundſätze überzeugt wäre? Alsdann rollte ein Vorhang auf und es trat ein Altar, auf ihm eine Bibel und ein Crucifix, hervor, auf einem Pulte das Ordensritual, zur Seite ein Rauchfaß und ein Fläſchchen mit Öl, ferner ein gläſerner Teller mit Honig, ein gläſernes Gefäß mit Milch und ein Trinkgläschen. Ein Vorſteher oder Biſchof, von Kirchendienern umringt und über ihm eine brennende Lampe, betete vor dem Altare über und für den Neuling. Dann legten ihm die Aſſiſtenten einen langen, weißen, hemdähnlichen Rock an; dieſen hielt eine ſcharlach ſeidene breite Binde oder Gürtel, eine Borde von gleicher Farbe und gleichem Stoffe, die Ärmel am Handgelenke und in der Mitte des Armes zuſammen und wölbte ſie. Zur Fußbedeckung reichte man ihm Pantoffeln und für das Haupt einen kleinen viereckigen rothſammtenen Hut. So gingen alle Presbyter gekleidet, die ſich bei dieſer Feierlichkeit zu beiden Seiten auf rothgepolſterte Bänke ſetzten, die Akolythi ſtanden und höhere Obere ſaßen zu beiden Seiten des Altars. Der Dechant oder Biſchof am Altare hatte außer der beſchriebenen Tracht auf der linken Bruſt ein Schuh langes aufgenähtes rothes Kreuz in der Form vom † zur Auszeichnung. Beim Aufſetzen des Hutes auf das Haupt des Candidaten ſprach derſelbe, nachdem er deſſen Wirbel geſalbt hatte: Bedecke Dich mit dieſem Hute, er iſt mehr werth als die Königskrone. Bei der Communion reichte ihm der Biſchof Honigſeim und Milch mit den Worten: Dieſes iſt, was die Natur dem Menſchen gibt. Bedenke, wie glücklich er noch ſein würde, wenn der Geſchmack des Überflüſſigen, das ihm die einfache Koſt geraubt hat, ſeine Bedürfniſſe nicht vervielfältigt, den Balſam des Lebens nicht vergiftet hätte. Hierauf überreichte er dem Eingeweihten das ſeinem Grade paſſende Geſetzbuch, und ertheilte den Unterricht in den Erkennungszeichen. Dieſe beſtanden erſtlich im Zeichen: beide Hände ſich kreuzweiſe auf den Kopf zu legen, in dem Griffe: die Fauſt verſchloſſen hinzuhalten und den Daumen in die Höhe zu ſtrecken, während der Begegnete eine und dieſelbe Fauſt macht, dieſelbe auf des Andern Fauſt legt und deſſen Daumen in der ſeinigen einſchließt, und in dem Worte: I. N. R. I., d. h. Jesus Nazarenus Rex Judaeorum. Im Übrigen iſt der Illuminatenprieſter niedern Graden nur unter dem Namen Epopt und deſſen Obere unter dem Namen Hierophant bekannt. Sie haben einen von ihnen ſelbſt gewählten Präſidenten, der den Titel Dekan oder Dechant führt, und ihre Zuſammenkünfte nennt man Synoden. Die Prieſter einer Dechanei oder eines Diſtrictes bilden eine ſolche Synode, doch dürfen deren, ohne den Vorſtand, nicht über neun Mitglieder ſein. Die höchſten Obern können dieſen Synoden beiwohnen. Von den neun Prieſtern haben ſieben eine Art Präſidium über folgende rangirte Claſſen: 1) über die Phyſik im ganzen Umfange; 2) über die Medicin und Chemie; 3) über die Mathematik; 4) über die Naturgeſchichte; 5) über die Politik, Geſchichte und Geographie, ſammt dem Studium des Menſchen, wozu die großen Illuminaten den Stoff liefern; 6) über die Künſte und Gewerbe, und 7) über die verborgenen Wiſſenſchaften; dazu rechnete man das Studium der morgenländiſchen und anderer minder bekannten Sprachen, die Chiffrirkunſt, die Kunſt Siegel zu erbrechen und die des Ordens davor zu bewahren, das Studium der alten und neuen Hieroglyphen, und die Bekanntſchaft mit den Geheimniſſen der Geſellſchaften und Maurerſyſteme ꝛc. Die beiden übrigen Prieſter der Dechanei dienten zu Secretairen oder Gehilfen ihres Vorſtandes. Die Dekane oder Präſidenten aber mußten, wie jeder Illuminatenprieſter überhaupt, vor ihrer Wahl folgende drei Fragen genügend beantwortet haben: 1) Was iſt der Beobachtungsgeiſt; 2) wie kann er erworben werden und wie bilden ſich gute Beobachter, und 3) wie muß man verfahren, um genau und richtig zu beobachten? Er muß übrigens ſeinem Wirkungskreiſe alle Kräfte widmen und alle andere Geſchäfte bei Seite ſchieben, um ſich in ſeinem Poſten ſo vollkommen als möglich zu machen. Man bezweckte damit, die größte Hochachtung vor dem Orden zu erregen und die Meinung zu befeſtigen, als ſei derſelbe im Beſitze aller Mittel und Kenntniſſe für die ganze menſchliche Laufbahn. Schon jeder Novize oder Zögling der Miner-

Digitized by Google

valſchulen muß ſich zu einer Wiſſenſchaft, Kunſt oder ſonſt einem Gewerbe beſtimmen, worin er fortarbeiten ſoll. Kann er es nicht, ſo berathen ſich die Epopten, geben ihr Endurtheil dem Dechanten, dieſer läßt es dem Provinzial zukommen, der beurtheilen muß, was zu dem Candidaten ſei, ob er dem Orden nützlich ſein und zu welcher Art von Dienſtleiſtung er gebraucht werden kann. Iſt Nichts von ſeiner Thätigkeit zu erwarten, ſo muß er außer ſeinen gewöhnlichen Beiträgen noch beſondere Abgaben entrichten. Sonſt geht der Prieſter dem Zöglinge in ſeinem erwählten Berufe rathend zur Hand, in ſchwierigen Fällen, wann ers nicht vermag, der Nationalobere oder der hohe Rath der Areopagiten. Jede Provinz hatte übrigens mehre Synoden. Die Dechanten wurden unter curioſen Gebräuchen gewählt. Zeigt ſich der Illuminatenprieſter ſeinem Orden ganz ergeben, verräth er Geſchicklichkeit genug, um an der politiſchen Leitung der geheimen Geſellſchaft Theil nehmen zu können, ſo findet man ihn zum Regentengrade, Princeps, fähig. Doch muß er vorerſt bethätigt haben, höchſte Zurückhaltung über Ordensangelegenheiten, freie und unabhängige Stellung, öftere Äußerungen der Unzufriedenheit mit der allgemeinen Verfaſſung, oder richtiger mit dem dermaligen Zuſtande des menſchlichen Geſchlechtes, und Sehnſucht nach einer andern Weltregierungsart und beſſern Ordnung der Dinge, verbunden mit Gefühlen des wärmſten Ergriffenſeins von den in ſeinem Prieſtergrade erhaltenen Winken; daneben muß er eine gewiſſe Prüfung zu voller Zufriedenheit aushalten, ſich beobachten laſſen und einen beſtimmten Kreis von Fragen beantworten, darunter z. B. ſechs die Hemmung der abſoluten Gewalt und die Zerſtörung des Despotismus mittels der unſichtbaren Macht einer Geſellſchaft betreffen. Der Prieſter wird, doch in gewöhnlicher bürgerlicher Kleidung, wenn er zur Beförderung reif und fähig gehalten wird, in ein ſchwarzbehangenes Gemach geführt, deſſen übrige Verzierung in einem zwei Stufen hoch aufgeſtellten menſchlichen Skelette, in einer zu deſſen Füßen liegenden Krone und Degen beſteht. Hier wird ihm die ſchriftliche Erklärung ſeiner teſtamentariſchen Disposition über die ihm anvertrauten Papiere abgefodert, und faſt gerichtlich verſichert, daß ſein Wille erfüllt werden ſoll. Alsdann werden ſeine Hände in Ketten geſchloſſen und er ſeinen Betrachtungen überlaſſen. Während deſſen unterhält ſich der Einführer mit dem Ordensprovinzial, der auf dem Throne im dritten Saale ſitzt, laut über den Candidaten. Nach geendetem Geſpräche kommt er zu dieſem zurück, nimmt ihm die Feſſeln ab, und erzählt ihm überſichtlich die Geſchichte der Freimaurerei, die bis zur Sündfluth zurückreicht, ſowie Alles das, was man den Fall des Menſchen, den Verluſt ſeiner Würde und der wahren Lehre nennt. Iſt dies geſchehen, ſo öffnet er das zweite Zimmer, worin blos Regenten verweilen, die dem neuen Ankömmlinge den Weg verſperren; ſein Führer nimmt das Wort und unter Wortwechſel bringt er ihn langſam in das dritte rothtapezierte und reich beleuchtete Zimmer, den Thronſaal, in welchem nur der Provinzial und zwar auf einem Throne ſitzt unter einem rothen reich verzierten Himmel. Dieſer will ebenfalls ſcheinbar Hinderniſſe der Aufnahme in den Weg legen, wird aber vom Einführer verſtändigt.

Nach Hin- und Herreden erkennt er den Neuling endlich als erleuchteten oder aufgeklärten Prinzen an, und unterrichtet ihn in den Erkennungszeichen. Dieſe ſind: 1) daß man beide Arme grade vorwärts gegen den Bruder ausſtreckte, und die flachen, von Unrecht und Gewalt unbefleckten, Hände offen hinhielt; 2) (Griff) daß man des Andern Ellbogen umfaßte, als wollte man ihn unterſtützen und ihm aufhelfen, und 3) in dem Zurufe (Worte) Redemtio. Hierauf legte man ihm die Regentenkleidung an, die links auf einem rothbedeckten Tiſche ausgebreitet lag; ſie beſtand in einem Bruſtſchilde von weißem Leder und auf demſelben ein rothes Kreuz, in einem weißen Mantel mit Ärmeln und mit einem rothen Kreuze auf der linken Bruſtſeite. Die Ärmel hatten kleine rothe Aufſchläge und der Halskragen war von derſelben Farbe. Auf den Kopf ſetzte man ihm einen hohen weißen Hut mit einem rothen Federbuſche, an die Füße zog man ihm rothe Schnürſtiefeln. Nur der Provinzial, der ganz dieſelbe Kleidung trug, hatte zur Auszeichnung um das Kreuz auf dem Bruſtſchilde noch goldene Strahlen. Bei Überreichung jedes dieſer Stücke wurden auf ſie paſſende, als Sinnbilder bezügliche, Weihworte geſprochen. Dann umarmte ihn der Provinzial und er hörte die Inſtruction ſeines künftigen Verhaltens an, die ihm vorgeleſen wurde. Aus dieſem Regentengrade wurden taugliche Glieder zur Ordensgeſetzgebung gezogen, wie ſich nachher ergeben wird. Der Regenten Zuſammenkünfte hießen Convente. Hier endete aber die Schule der Weisheit noch nicht. Alles vielmehr geht, wie vom Anfange an, nach einer ſtrengen Stufenfolge, und will der Illuminatenprieſter totale Einſicht in die religiöſen und politiſchen Maximen des Ordensgewebes haben, ſo muß er noch in die große Myſterienclaſſe übertreten, d. h. in die Grade der Magier (Magi oder Philosophi) und Menſchkönige (wie man hier das Wort Reges zu deuten pflegt). Im erſtern wird er vollkommen mit der Weisheit der Religionsgeheimniſſe (Spinoziſtiſche Anſichten), in letzterer mit der der Politik vertraut; für beide aber finden keine feierliche Aufnahmegebräuche ſtatt, ſondern die, welche hierzu auserwählt werden, erhalten die Geheimniſſe des betreffenden Grades zum Durchleſen mitgetheilt, was ſie lediglich befähigt, in dem höchſten Stande des Ordens zu verweilen. Der Magier ſammelt die höhern philoſophiſchen Syſteme und ſtudirt eine Volksreligion, die der Orden der Welt einſt zu geben gedachte. Er hält Alles für materiell, Gott und das Univerſum für einerlei, die Religion für unſtatthaft und für eine Erfindung herrſchſüchtiger Menſchen, und ſubſtituirt dafür die Vernunft. Hiernach glaubt und lehrt auch der Menſchkönig, jeglicher Bauer, Bürger und Hausvater ſei ein Suverain, wie es im patriarchaliſchen Leben geweſen ſei, und worauf die Menſchheit wieder zurückgebracht werden müſſe. Alle Obrigkeiten fallen demnach als unnütz weg. Das Geheimniß des ganzen Gebäudes mußte auf irgend eine Art, unter irgend einem Scheine nach Außen verborgen bleiben. Es herrſchte in der geſammten Verzweigung

Digitized by Google

der Ordensgrade und deren Localitäten die muſterhafteſte Ordnung. Das Haupt und der General (Weishaupt) war der Punkt, in dem ſich die ganze Ordenskraft concentrirte, von dem ſie aus- und einging. Derſelbe war Präſident der Areopagiten, d. h. der oberſten Räthe des Ordens, der Auserwählten in den höhern Myſterien. Unter ihnen ſtand der Nationalobere mit ſeinen Aſſiſtenten, deſſen Gewalt ſich wieder, nach Knigge's Eintheilung, in drei Inſpectionen zerſplitterte, ſo viel Teutſchland ohne Öſterreich, deſſen Bezirke eine eigene Nationaldirection bildeten oder bilden ſollten, anging. Die erſte Inſpection ordnete ſich die Provinzialen von Baiern, Schwaben und Franken, die zweite die vom kur- und oberrheiniſchen, ſammt dem weſtfäliſchen Kreiſe, die dritte die von Ober- und Niederſachſen unter. Der Provinzial hatte gewöhnlich vier, nur im oberrheiniſchen Kreiſe fünf, ſchottiſche Directorien in ſeiner Gewalt. Die ſchottiſchen Directorien hatten in der Regel ihren Sitz in den erſten Städten der Provinz, ſo z. B. in Oberſachſen für den größten Theil des Kurfürſtenthums Sachſen zu Dresden oder Leipzig, für Brandenburg und Pommern zu Berlin, für die Herzogthümer Sachſen und die Fürſtenthümer Schwarzburg zu Weimar oder Gotha, für den ſüdweſtlichen Theil Kurſachſens ſammt Anhalt zu Deſſau. Man nannte auch jegliches Directorium eine Präfectur. Der ſchottiſche Director oder Präfect bewachte und beaufſichtigte wieder die Logen ſeines Bereiches, d. h. die Vorbereitungs- und Mittellogen ſammt ihren Vorſtänden. Dieſelbe genaue Ordnung fand ſich auch im Gange der Correſpondenz. Der gewöhnliche Illuminat wechſelte die Schriften mit ſeinem unmittelbaren Obern; dieſer mit dem Dechanten, der Dechant mit dem Provinzialobern und dieſer mit dem Inſpector oder Nationalobern, welcher mit dem Areopagus in geradem Verkehr ſtand. In dieſem oberſten Rathe liegt einem Gliede amtlich ob, die einlaufenden Briefe in Empfang zu nehmen, zu beantworten und die Befehle des Geſammtrathes weiter abwärts gelangen zu laſſen. Niemand, als die Areopagiten, wußten den Namen und Wohnort des Generals, wenn nicht beſondere Umſtände, merkwürdige Dienſte oder vorzügliches Vertrauen einem untergeordneten Adepten die Ehre verſchafften, ſich demſelben nahen zu dürfen. Die Correſpondenzen waren anhaltend und faſt unermeßlich. Hierzu hatte man Chiffern, die bis in die Hände der Novizen kamen. Die Ordenschiffern waren unſere Zahlzeichen a=12 und ſo rückwärts bis 1=m, n aber =13 und ſo in der Ordnung aufſteigend bis 24=z. Doch in höhern Graden hatten wichtige Ordensperſonen unter ſich andere Chifferzeichen. Jeder Illuminat vom unterſten Novizen an bis zum höchſten Haupte trug einen Ordensnamen, der ſchon bekannt, entweder in der politiſchen oder in der Culturgeſchichte der alten, mittlern und neuern Zeit. Weishaupt führte den Namen des berüchtigten römiſchen Sklavenführers Spartacus, und ſein vertrauteſter Freund v. Zwackh hieß M. P. Cato. Die Orte der Logen und die Bezirke eines Directoriums trugen Namen aus der alten abend- und morgenländiſchen Geographie. So hieß Baiern Achaja, München Athen, Eichſtädt Erzerum, Ingolſtadt Epheſus und Teutſchland der Orient. Der Name des Illuminatenordens wurde nie geſchrieben, ſondern mit ⊙ und das Wort Loge mit ▭ ausgedrückt. Der Kalender der Illuminaten hatte 12 Monate, und jeder derſelben führte einen orientaliſchen Namen. Das Jahr begann mit dem 21. März. Die Tage von dieſem Datum an mit dem ganzen April machten den Monat Pharavardin aus, der Mai hieß Adarpahascht, der Juni Chardad, der Juli Thirmeh; der Auguſt Merdedmeh, der September Schaharimeh, der October Meharmeh, der November Abermeh, der December Adarmeh, der Januar Dimeh, der Februar Benmeh, und die erſten 20 Tage des Märzes Asphandar. Die Zeitrechnung ſelbſt hieß Jezdedgerd, ein Wort, deſſen Buchſtaben Folgendes bedeuten ſollen: Joannes Evangelista, Zebedaei filius, Destructas Ecclesias, Domitiano interfecto, Erexit, regnante Trajano. Die Adreſſe auf dem Briefe eines Illuminaten an den Obern lautete Q. l. oder ausgeſchrieben Quibus licet, d. h. An die, denen erlaubt iſt, den Brief zu eröffnen. Sollte den Inhalt ein Höherer erfahren, etwa der Provinzial, ſo ſchrieb er darauf Soli, ſollte er noch höher hinauf gelangen, Primo. Der ſchottiſche Ritter darf und kann alle Quibus licet leſen; zwar iſt, von Unten hinauf gerechnet ein Grad des andern Obrigkeit oder nächſter Vorſtand, da aber die dirigirenden Illuminaten einen Mittelgrad zwiſchen den Oberſten und Unteren bildeten, ſo ſcheint es Geſetz geweſen zu ſein, daß die Quibus licet ſämmtlich in ihre Capitel eingeliefert wurden, ſelbſt die der Novizen, die ſchon die Beamten der Minervalkirchen geöffnet hatten. Die minder wichtigen behielten und ſchalteten ſie in gewiſſe Rubriken ein, bedeutendere wurden zu einem Auszuge benutzt, welcher mit beigefügten Berichten über die untern Vorbereitungsclaſſen der Provinzialloge zuging. Dahin liefen auch ihre eigenen Q. l. ein. Der Provinzial ſchickte ſie an die kleinen Myſterienclaſſen, als den Hebel der ganzen Maſchine. Er iſt durch den Einlauf der Berichte und Notizen aus ſeinem Bezirke in den Stand geſetzt, vollſtändig über Perſonen und Thatſachen zu urtheilen. Er hat ſich alles, was unter ſeiner Aufſicht ſteht, geſammelt, bringt es alljährlich in die einmal gehaltene Provinzialverſammlung, wo weiter berathen wird, was die Schwierigkeiten lösbar macht. So verfährt man in allen Provinzen, und es entſtand unter Aufſicht des Nationalobern oder der Areopagiten eine Sammlung von Charakteren, Fällen und Zuſtänden durch Auszüge geſammelter Actenſtücke, womit man gewiß dem Neulinge imponiren konnte.

Jede Illuminatenprovinz hatte einen Geſchichtſchreiber, der ein Tagebuch führen und die Gegner des Ordensſyſtems bekämpfen mußte. Durch die Art, wie der Orden ſich conſtituirte, erzog, zügelte und dreſſirte, glaubte er durch ſeine Beobachtungen und wiſſenſchaftliche Arbeiten nach und nach zu außerordentlichen Entdeckungen und in den Beſitz aller menſchlichen Kenntniſſe zu gelangen. Was er ſchon entdeckt hatte, durfte kein Mitglied einem Profanen mittheilen; daher auch die darauf bezüglichen Schriften ohne Erlaubniß der Ordensobern nicht gedruckt

Digitized by Google

werden durften, wie denn auch das allgemeine Ordensgeſetz lautete, kein Bruder dürfe ſeine geiſtigen Producte ohne Erlaubniß ſeines Provinzialen bekannt machen, daher auch dieſem die Entſcheidung oblag, ob das Werk eines Bruders in einer Ordens- oder andern Preſſe gedruckt werden ſollte. Wurde ein Ordensglied verſtoßen, ſo mußte der Localobere dafür ſorgen, daß demſelben die Papiere und Druckſchriften des Ordens aus den Händen genommen wurden.

Die Ämter der Nationalobern mit ihrem Beiſtande, die der Provinzialen mit ihren Conſulenten, die der Dechanten und Präfecten wurden aus der Regentenclaſſe beſetzt, und lebenslänglich bedient, Ab- und Zurückſetzungen ausgenommen. Da ſo viel Gewicht auf den Regenten liegt, ſo ſollten ſie auch, ſagt man, aller häuslichen Sorgen enthoben geweſen ſein. Aus der Caſſe und durch andere Fürſorge des Ordens ſollen ſie erhalten worden ſein. Sie waren nach den Provinzen abgetheilt und den Provinzialobern unterworfen. Ihre Ämter waren einfache, gewiß aber nicht immer, wie behauptet wird, freiwillig übernommene Bedienungen. Das Alter hatte auf die Ordensämter keinen Einfluß, der Jüngere konnte über den Älteren ſtehen. Der Regent konnte bisweilen die Bekleidung eines kleinen Amtes an einer Minervalloge nicht ablehnen, ſowie er auch immer zum Beiſtande des Provinzials bereit ſein mußte. Derſelbe hält mit ihnen ſeine Zuſammenkünfte, wenigſtens einmal jährlich, wenn nicht mit allen, ſo doch mit denjenigen ſeiner Provinz, welche ihm zu den vorliegenden Bedürfniſſen berufen ſchienen.

Der Ordensfonds wurde durch die Sorge der Regenten verwaltet. Jegliche Provinz und jede Loge hatte ihre eigene Caſſe, davon der Provinzial nur die Etats in den Händen hatte. Sie lieferte den Obern nur Beiträge zu Poſtporto. Außerordentliche Abgaben wurden als Anlehen betrachtet. Die gewöhnlichen Einnahmen beſtanden in den Aufnahmegeldern der niedern Grade, in monatlichen Beiträgen und deren Überſchüſſen, in freiwilligen Gaben und Geſchenken, in Strafgeldern, in Vermächtniſſen und im Handel und Gewerbe des Ordens; auch Frauen, heißt es, wurden angegangen, den Orden unter irgend einem Vorwande zu unterſtützen. Die Ausgaben waren Koſtenbeſtreitungen, welche die Verſammlungen verurſachten, Correſpondenzen, Verzierung der Verſammlungshallen, Unterſtützung armer Brüder, unbemittelter Talente, großer Zwecke oder der Verſuche und Probe des Ordens, Almoſen für Witwen und Waiſen, und Stiftungen. Des Ordens Macht zu heben lag hauptſächlich dem Regenten ob. Insbeſondere ſollte er Einfluß auf Lehranſtalten, Buchdruckereien, Buchladen, geiſtliche und weltliche Behörden zu gewinnen ſuchen. Kleinere Staaten und Städte wählte der Orden lieber dazu aus, als größere, wo es ihm ſchwerer wurde. Konnten Schriftſteller nicht gewonnen werden, ſo hielt man für gut, ſie zu verſchreien. Die Präfecten oder Localobern, die den Provinzialen zum Beiſtande gegeben ſind, haben jeder nur gegen acht Logen aus den Vorbereitungsclaſſen unter ſich; jeglichen Monat legt jeder dem Provinzial ſeiner Präfectur Rechenſchaft ab, und vierteljährlich berichtet er über die Reverſe und Anderes, wie über den Caſſenbeſtand jeder Loge. Er kann die Brüder bis zum ſchottiſchen Rittergrade befördern und darf ſich jährlich einmal die Ordensſchriften, welche die Brüder beſitzen, zur Einſicht abliefern laſſen. Auf ſeinem Eifer beruht Vieles, denn er wirbt nicht nur Mitglieder, ſondern ſucht auch über die Anſtalten der Staaten Einfluß zu bekommen. Der Präfect muß Gemeingeiſt unter den Gliedern der ihm untergebenen Logen zu erhalten und zu verbreiten ſuchen, und die Beleidigung des geringſten Illuminaten zur Sache des ganzen Ordens machen.

Der Provinzial wird von den Regenten gewählt und vom Nationalobern beſtätigt. Der Areopagus und Ordensgeneral können ihn nicht abſetzen. Er muß ein Eingeborener der ihm anvertrauten Provinz ſein, oder doch gründliche Kenntniß von derſelben haben, muß frei ſein von allen öffentlichen Geſchäften und hemmenden Verbindungen, das Anſehen eines in Ruhe zurückgezogenen Mannes haben, und wenn möglich, im Mittelpunkte ſeines ganzen Bereiches wohnen. Der Provinzial hat monatlich einem ſeiner Nationalinſpectoren Bericht über ſeinen Wirkungskreis abzuſtatten, und von demſelben Beſcheid einzuholen in Dingen, worin er nicht entſcheiden kann. Durch dieſe Inſpectoren ſteht er auch in Verbindung mit ſeinen Collegen, den übrigen Provinzialen, ſofern ſie nöthig iſt. Sämmtliche Regenten ſeiner Provinz ſind ſeine Rathgeber und ſein Beiſtand. Zwei von ihnen wenigſtens müſſen ihm als Secretaire dienen. Andere beſoldete Ordensbrüder darf er auch zu Rathe ziehen. Er beſtätigt alle Obere und Vorſteher der untern Grade und Claſſen, und ernennt die Präfecten mit Zuſtimmung des Nationalobern. Denſelben gibt er von Zeit zu Zeit Weiſungen, ſorgt für wiſſenſchaftliche Sammlungen der Logen an paßlichen Orten und nimmt von gewiſſen Graden die Q. l. an; nur die Primo der Minervalen, die Soli der Ritter und Prieſter und die Q. l. der Regenten nicht. Er darf keinen Candidaten in den Regentengrad treten laſſen, wenn nicht der Nationalinſpector ſeine Erlaubniß ertheilt hat. Von ſchottiſchen Capiteln von mehr als 12 Rittern, ſoll er die Geſchickteſten zum Prieſtergrade auserwählen. In jedem dieſer Capitel hat er einen Vertrauten, der ihm beſonders berichtet. Genug, Alles deutet ſchon hier auf enges Zuſammenhalten und Zuſammenwirken hin, um dem Orden eine möglichſt feſte und erſchütternde Gewalt zu verſchaffen.

Die Nationalinſpectoren floſſen wahrſcheinlich mit dem Nationaldirector in ein Gouvernement zuſammen. Sie gehörten zur Elite und ſammelten alle politiſche und religiöſe Syſteme, und beriethen darüber, was davon in den Schatz der Illuminatenwiſſenſchaften aufgenommen werden konnte. Das Nationaldirectorium arbeitete gleichfalls auf Einheit des Strebens und des Zieles hin. Über ihm ſtand der Areopagus oder das höchſte Tribunal aus 12 Mitgliedern, als der Mittelpunkt des ganzen Ordensgebäudes. An dieſes Gericht gelangte in der Regel alles Wichtige durch das Nationaldirectorium. Der Areopagus entwirft die Hauptplane nach allen Richtungen für das

Digitized by Google

Beſtehen und die Verbreitung der Ordensherrſchaft. Der Areopagit kann auch Zöglinge für den Orden anwerben. Monatlich ſchicken die Areopagiten eine Art Zeitungen einander zu, und mittels Circulare Entwürfe, Verbeſſerungen u. dergl. Ihre Pflichtverletzungen werden dem General angezeigt. Dieſer war unbeſchränkter Gewalthaber, zerfiel aber bisweilen mit denen, die mitherrſchen wollten. Er war wählbar durch die 12 Areopagiten, und zwar aus deren Mitte. Er hatte ohne Zweifel auch die Pflicht, dereinſt die Träumerei vom Menſchkönige in der Welt zu verwirklichen. Um vor Nachforſchungen ſicher zu ſein, durften eigentlich nur die Areopagiten ihn und ſeinen Wohnort kennen. Zu ſeiner Sicherheit ſoll ſein Wohnort einen dreifachen Namen gehabt haben. Übrigens beaufſichtigte er den Areopagus, er und dieſer kannten die ganze Stärke der Ordensmannſchaft, die Eifrigſten und Verſtändigſten darunter, die Brüder, welche an Höfen, Kirchen, Armeen und Gerichtsſtätten wichtige Poſten bekleideten, und die Fortſchritte der Ordensgrundſätze im Allgemeinen. Dem General ſchreibt Barruel auch das Recht über Leben und Tod zu. Obſchon die ganze Macht und Leitung des Ordens bei ſo geregeltem Weſen in ſeinem Willen zuſammenfloß, ſo behauptet man doch, daß er, zum Beweiſe höchſter Genauigkeit, ſtets noch zwei Adepten, gleichſam als Adjutanten, unmittelbar unter ſich hatte, denen er ſeinen Geiſt einhauchte, und jeder dieſer Adepten ſtand in gleichem Verhältniſſe zu zwei andern und ſo fort, um dadurch Tauſende vom Syſteme zu entflammen und in demſelben zu befeſtigen. Ein ſolches Gewebe war nichts Geringes, Gemeines und Gewöhnliches, wo von Stufe zu Stufe die Einſicht der Einzelnen erhöht wurde, wo jedes Mitglied in dem ihm zugetheilten Spielraume wirkte und den Obern in die Hände arbeitete, die er ſo wenig als deren Plane kannte. Grade aber der Umſtand, daß der Orden kein öffentlich anerkanntes Ehrfurcht gebietendes Haupt hatte, wie die Jeſuiten in ihrer Geſellſchaft, daß der oberſte Zweck der Mehrzahl der Ordensglieder im Dunkeln blieb, und daß dieſelben mit ihren Familien an die Staaten gebunden waren, die ſie mitreformiren oder mitſtürzen ſollten; ebendieſer Umſtand hemmte das Gedeihen des geheimen Bundes, wie man dieſes Ordensſyſtem wol nennen kann. Neben bloßer Neugierde mochte beſonders Ungeduld hinzukommen, wenn Mancher, ſeiner eifrigen Hingebung ungeachtet, die Aufſchlüſſe der Geheimniſſe noch lange verſagt fand, Mancher die Möglichkeit der erſtern oder die Ausführbarkeit der letztern nicht einmal erreichbar, noch weniger ausführbar hielt, Haß der Ausgeſchloſſenen und Eiferſucht mancher Eingeweihten mochten auch ſchaden. Indeſſen war der Orden in einem teutſchen Staate entſtanden zu einer Zeit, wo allgemeine Misſtimmung gegen die Regierung und deren Oberhaupt herrſchte. Dieſe Stimmung war ihm günſtig und half die Schwierigkeiten ſeiner Gründung überſteigen. Die Theilnehmer wußten ſchnell dahin zu wirken, daß ihre Genoſſen Staatsdienſte erhielten, und Staatsdiener hinwieder in den Orden gezogen wurden. München ward bald mit Illuminaten angefüllt, bald ſah man fünf Logen daſelbſt; ſchnell entſtanden deren zu Freiſingen, Landsberg, Burghauſen und Straubingen. Wenige, ſagt man, wußten von der Neuheit des Ordens, die Mehrzahl hielt ihn für uralt. In Ingolſtadt ſelbſt wirkte Weishaupt als beliebter Lehrer für die Stiftung auf ſeine Zuhörer. Auch nahm er Studenten in ſein Haus, und wirkte durch dieſe auf Andere. Seine Jünger warben in allen Theilen Teutſchlands, in Tyrol, Italien, Ungarn, Polen, Öſterreich und Holland. Noch vor Ablauf von drei Jahren ſoll der Orden ſchon über tauſend Eingeweihete gezählt haben, und mit dem J. 1781 hatte er einen großen Einfluß „auf unzählige Perſonen außerhalb Baierns erhalten, beſonders im proteſtantiſchen Teutſchland." Ein vorzügliches Mittel, dieſen Bund zu verbreiten, war die häufige Gründung der Leſegeſellſchaften. Einen noch größern Gewinn für den Orden verſchaffte der Freimaurerconvent zu Wilhelmsbad 1782, wo Bode und Knigge, vielleicht auch der Kammergerichtsaſſeſſor Dittfurt von Wetzlar, es dahin brachten, daß die Illuminaten in dem neuen Syſteme, das man herſtellen wollte, die Oberhand behielten, bei den verſchiedenen Directionen angeſtellt und überhaupt mit den Logen der ſtricten Obſervanz fraterniſirt wurden. Durch ganz Teutſchland wurde die Freimaurerei nun meiſt von den Illuminaten umgeſtaltet, und, wie ein Meiſter vom Stuhle ſagt, mit derſelben imprägnirt und verpeſtet. Wenn auch die Loge der Maurer zu den drei Weltkugeln in Berlin den 14. Nov. 1784 eine merkwürdige Erklärung gegen die illuminirten Freimaurer erließ, ſo war doch Nichts im Stande, dem heimlichen Triebwerke zu begegnen, das die Illuminaten in Bewegung ſetzten. Was ſich von den Freimaurerſyſtemen vor dem Illuminatismus nicht beugte, das griff Knigge an. Derſelbe verbreitete ſich in Preußen; in Belgien, Livland und Polen faßte er Wurzel, und Anſtalten wurden getroffen, ihn auch nach England zu verpflanzen. Barruel ſpricht nur von einer Loge, die außer Verbindung dieſes Bundes geblieben ſei. Der Bund beſetzte die Kirchen mit Geiſtlichen, vergab die Stellen bei Staatsbehörden, ſetzte den Schulen und Univerſitäten Lehrer vor, wußte Prinzen Erzieher zu verſchaffen, und erdreiſtete ſich, Reichsfeſtungen Commandanten nach ſeinem Sinne zu geben. Knigge ſelbſt, wie Weishaupt, träumte ſchon von einer Weltherrſchaft des Ordens, als die beiden Schöpfer deſſelben ſich veruneinigten, obſchon in den Grundſätzen weſentlich verwandt blieben. Der Grund dazu war lediglich Eiferſucht; Weishaupt wollte keinen Nebenbuhler dulden, der ihm den Rang ſtreitig machte, Knigge ertrug bei ſeinem ungeheuren Eifer keine untergebene Stellung. Es kam zu Reibungen, die ſchon den 1. Jul. 1784 Knigge's Austritt herbeiführten, jedenfalls durch des Generals und zweier anderer Gehilfen Antrieb.

Der Orden war bisher verborgen geblieben, und wenn man ſein Beſtehen zu ahnen begann, ſo waren ſeine Glieder ſelbſt Schuld. In Baiern, wo er entſtanden war, brach auch das Ungewitter über ihn aus. Nirgends hatte er ſich ſo ſchnell und ſo allgemein verbreitet, als in den pfalzbairiſchen Landen. Er hatte die Mehrzahl der Staatsbeamten für ſich, und war Mei-

Digitized by Google

ſter in allen Geſellſchaften. Man ſagt, der kurpfälziſche Hof habe ſchon ſeit 1781 Verdacht auf den Illuminatismus gehabt. Baiern, die ihm beigetreten waren, möchten weder in den ihnen aufgeſchloſſenen Geheimniſſen, noch in gewiſſen Theilnehmern volle Befriedigung gefunden haben, alſo mag Mistrauen, auch wol Privatrache und die große Zahl der Mitglieder das Daſein dieſes neuen Bundes verrathen haben. Genug Unterſuchungen verhängte die Regierung zu Mannheim über denſelben, ſobald Karl Theodor beſchloſſen hatte, keinen Illuminaten im Staatsdienſte zu dulden, und Weishaupt, der dem Sturme ausweichen wollte, ſuchte den Kurfürſten Karl Theodor auf irgend eine Weiſe zum Schutzpatrone zu machen; dieſer aber wich aus, und erließ wiederholt Befehle gegen den Beitritt in geheime Geſellſchaften. Doch eigentlich verrathen wurde der Orden erſt zu Ende des J. 1783, als der Abt Coſandry, der Profeſſor Renner und der Hofkammerrath Utzſchneider zu München austraten und denſelben verriethen. Es erfolgte am 22. Jun. 1784 ein neues Verbot; die Illuminaten gehorchten nicht, ſondern hielten ihre Logen fort. Da begannen ernſthafte Unterſuchungen, während ein Profeſſor und ein Graf zu München in Schriften gegen den Orden auftraten. Am 2. März und 16. Auguſt 1785 folgten geſchärfte Mandate. Angeſehene Glieder des Ordens, wie von Zwackh, die Grafen Coſtanza, Boute a Leone und Savioli, der Stadtrichter Fiſcher, der Bibliothekar Drexl, der Profeſſor Baader, der Kanonikus Hertel und Andere kamen ins Gedränge, und verloren entweder ihre Ämter, oder mußten die Flucht ergreifen. Aufgegriffene wurden ins Gefängniß geworfen und hart behandelt, um den feinen Fäden des geheimen Gewebes gründlich auf die Spur zu kommen [2]). Freilich kamen bei dieſer feſten und harten Inquiſition auch viele Männer in Verdacht, des Illuminatismus theilhaftig zu ſein, wenn ſie nur mit Ordensgliedern in unbeſcholtener Weiſe verkehrt hatten, oder mit ihnen verwandt waren; andere wirkliche Mitglieder, die nie wirkſam für den Orden geweſen, aber auf der Liſte ſtanden, die deren Anfangs 43, dann über 60 namhaft machte, mußten leiden und dulden. Der Name Illuminat wurde in Baiern ſehr gehäſſig verſchrieen. Jeder zitterte, der um das Geheimniß gewußt und es nicht angezeigt hatte. Überführte kamen um Ämter und Vermögen, ja auch oft um ihre bürgerliche Freiheit. Manche völlig unſchuldige Seele, zu denen man jetzt noch den bekannten Joſeph Milbiller und den Profeſſor Rothhammer zählt, lebten in Bangigkeit und Unſicherheit, und Erſterer mußte ſeinem Vaterlande wenigſtens eine Zeit lang entſagen, Letzterer aber ſein Amt aufgeben. Der Verſetzungen und Entlaſſungen in höhern und niedern, geiſtlichen und weltlichen Ämtern war, wie ein Zeitgenoſſe berichtet, eine ſo große Zahl, daß man Bogen damit füllen konnte. Weishaupt blieb nicht unentdeckt [3]), ſo ſehr er ſich auch verwahrt hatte; am 16. Febr. 1785 floh er, ſeine Amtsentſetzung und Unterſuchungen folgten nach. Abſetzungen einiger Beamten zu Ingolſtadt und Relegation von 16 Studenten wurde verhängt. Die drei vorhin genannten Verräther kamen wiederholt ins Verhör, man vernahm verbrecheriſche und ſtaatsgefährliche Plane des Ordens, und dichtete ihm dergleichen an, und als man ſich der Ordenspapiere von Zwackh's zu Landshut und des Barons von Baſſus zu Sandersdorf bemächtigt hatte, ließ ſie der Kurfürſt drucken, und die Urſchriften in dem geheimen Archive auf Verlangen zu Jedermanns Einſicht niederlegen. Dieſer Schritt gab dem Publicum zuerſt ein Licht über das Beſtehen einer geheimen Geſellſchaft, die gefährlich werden konnte, während bisher nur bekannt war, daß Pfalzbaiern gegen die Illuminaten, als geheime Geſellſchaft, inquirire. Karl Theodor ſoll an alle Fürſten und Monarchen Europa's Exemplare dieſer Druckſchrift geſendet haben. Allein kein Fürſt, außer der Fürſtbiſchof von Regensburg, trat den bairiſchen Maßregeln bei, welche im eigenen Lande nicht einmal das Übel mit der Wurzel auszureuten vermochten. Der geheime Bund behielt dort ſeine Anhänger, und noch 1793 wurde der Stadtpfarrer zu Deggendorf in Verhaft genommen, wie der daſige Stadtkämmerer ſeines Amtes entſetzt. Beide waren Illuminaten. Weishaupt, auf deſſen Kopf ein Preis geſetzt worden war, zog von einer teutſchen Stadt zur andern, und fand endlich bei Herzog Ernſt II. von Sachſen-Gotha, wie einſt Grumbach bei Herzog Johann Friedrich dem Mittlern, obſchon dieſe von einem vornehmen maureriſchen Redner gemachte Vergleichung nicht ſchlagend iſt, eine geſicherte Freiſtätte mit dem Titel eines Hofraths und einer anſehnlichen Penſion. Seine Flucht dahin verglichen Spötter mit der Muhammed's von Mekka nach Medina. Sein Freund und äußerſt thätiger Gehilfe, der Geh. Rath Bode, lebte zu Weimar, geehrt von Wieland und Böttiger. Die Illuminaten, ſagt man, hatten wie die Jeſuiten, vor ihrem Sturze ſchon geſorgt, daß ſich überall Gönner und Vertheidiger für ſie fanden. Die in Baiern aus einander geſprengten Illuminaten ſchrieen mit den übrigen Bundesgenoſſen in Teutſchland laut und deutlich gegen die kurpfälziſchen Maßregeln. Man nannte ſie unmenſchlich, ungerecht, himmelſchreiend, dumm, und ſtellte ſie überhaupt als einen Beweis der Schwäche und Grauſamkeit der Regierung hin, welche finſtere Jeſuitenwerke begünſtige. Man ſtreute Klagen über Klagen, Schutzſchriften über Schutzſchriften aus. Gelehrte, Zeitungſchreiber, Journaliſten und Buchhändler, die angeworben worden waren, ſtimmten ein, ja ſcharfe Gegenſchriften wußte man ſogar zu unterdrücken. Die Fortdauer des Ordens in Teutſchland wurde ſeit ſeiner Entdeckung hin und wieder bezweifelt, die zu Tage gebrachten geheimen oberſten Zwecke deſſelben ſchreckten manche Mitglieder, die ſie nicht geahnet, ab, Weishaupt ſelbſt verſicherte öffentlich, daß der Gedanke an eine Fortſetzung

2) Ein Lieutenant von Abel wurde als Illuminat verurtheilt, im Franziskanerkloſter zu München Buße zu thun, in der Umgebung von Mönchen mit der Geißel bewaffnet, geiſtliche Exercitien zu machen, täglich zu meditiren und zu faſten. Dieſe Strafe dauerte einen Monat lang.

3) In öffentlichen Blättern nannte man einen gewiſſen Fröhlich, Lehrer der Dogmatik zu Ingolſtadt, der ſich um Weishaupt's Vertreibung verdient machte.

Digitized by Google

des Ordens nunmehr gänzlich erloſchen, ja die Ausführung ſeines Planes unthunlich geworden ſei. Wer aber wollte ſo große und ſo vortheilhafte Plane, der in ſie einmal eingeweiht war, augenblicklich fahren laſſen? Er wirkte insgeheim fort; alles Auffallende in den Gebräuchen bei Aufnahme in die Ordensgrade wurde abgeſchafft, und nur die Anweſenheit zweier Mitglieder desjenigen Grades dazu erfodert, in welchen der Neuling zu treten begehrte. Oft ſoll die Aufnahme nur durch bloßen Briefwechſel bewerkſtelligt worden ſein. Das Überſpannte des Syſtems wurde gemildert und bemäntelt. Der Orden behielt alſo, ſo ſagen unterrichtete Zeitgenoſſen, ſeine ganze Kraft und allen bisherigen Einfluß.

Leuchſenring, von Bode angeworben und im Orden *Leveller* (d. h. der Gleichmacher) genannt, trat wie ein Apoſtel der Illuminaten auf; der berühmte Nicolai wirkte ſammt ſeinen Freunden mit, die Allgemeine teutſche Bibliothek, die Jenaiſche und Oberteutſche allgemeine Literaturzeitung, die Gothaiſche und Erfurtiſche Zeitung, die Berliner Monatſchrift, das Braunſchweiger und Schleswiger Journal, Weckherlin's Flugſchriften, der Teutſche Zuſchauer, Romane, wie ſie Knigge [4]) ſchrieb, Schriften, wie die von Bahrdt, Schulz, Riem ꝛc., Gedichte und Schauſpiele erfüllten die Grundſätze des Illuminatismus und überſchwemmten das große Leſepublicum. Beſonnene Gegner des Ordens wollen von einer geheimen Caſſe wiſſen, aus welcher Buchhändler entſchädigt wurden, wenn ſie auf Befehl des hohen Ordens die ihm ſchädlichen Schriften unterdrücken ſollten. Sonach hatte der Orden den teutſchen Buchhandel und die Literatur, alle Höfe Teutſchlands, wenigſtens die nächſte Umgebung der Fürſten, den landgräflich-heſſiſchen ausgenommen, erobert. Von Fürſten, die in den Orden eingeweiht worden ſein ſollen, nennt man den Herzog Ernſt von Sachſen-Gotha nebſt Gemahlin Maria Charlotte, den Herzog Karl Auguſt von Sachſen-Weimar, der aber demſelben bald genug wieder entſagte, den Herzog Ferdinand von Braunſchweig und den Fürſten von Neuwied. Allein dieſer Fürſt, an deſſen Hofe der Orden ſehr feſtgewurzelt, mußte ihn 1794 auf dem Reichstage zu Regensburg verklagen. König Friedrich Wilhelm II. von Preußen war, wie Ségur behauptet, mit Illuminaten umgeben, als er ſeinen Thron beſtieg, und noch, als er 1797 ſtarb. Andere hochgeſtellte Männer als Illuminaten werden genannt: von Dahlberg, Graf Alexander von Pappenheim, Miniſter von Seinsheim zu München, der verbannt wurde und in pfalzzweibrückiſche Dienſte trat. Der kurcölner Miniſter von Waldenfels zog ſich bald wieder aus der Schlinge, als er Betrug merkte. Von einflußreichen proteſtantiſchen Gelehrten nennt man Koppe'n und den Biſchof Münter als Sektirer. Hauptſtädte des Ordens nannte man außerhalb Teutſchlands Kopenhagen und Stockholm, innerhalb deſſelben Hanover, Dresden, Berlin, Weimar, Jena, Gotha, Baireuth, Würzburg, Eichſtädt u. a. m. In Wien drang er bis in die Nähe des Kaiſerthrones, und da er auch in Straßburg feſtgewurzelt, ſo gelangte er auch bald in die Hauptſtadt Frankreichs, ſowol durch den Maire erſterer Stadt, als auch, doch weniger und mit vielen irrigen Begriffen, durch des Grafen v. Mirabeau Reiſen in Teutſchland [5]). Mithin war das Illuminatenſyſtem den Franzoſen nichts Neues mehr, als Bode und ein gewiſſer Major von dem Buſche (deſſen Name jedoch Vielen nicht bekannt, ſondern nur mit B. in den gedruckten Nachrichten bezeichnet wurde,) im J. 1787 unter dem Vorgeben, ſich über den, damals großes Aufſehen erregenden, Magnetismus genau belehren zu laſſen, und nebenher noch, ſo glauben Einige, auch Erkundigungen über den Zuſammenhang des Jeſuitismus mit der Freimaurerei einzuziehen [6]), eine Reiſe nach Frankreich unternahmen, und dort in den Logen du Contract Social und der Amis réunis das Evangelium des Illuminatismus verkündeten. Sie konnten freilich, wenngleich Böttiger (damals noch in Weimar) dieſe Reiſe gegen beſſere Zeugniſſe öffentlich verleugnete, um ſo leichter auf dieſe Freimaurerclubs wirken, als die Grundſätze ihres Ordens bereits in der franzöſiſchen Philoſophie herrſchend geworden waren. Alſo kann man ihnen ſchwerlich, obſchon es vielfach behauptet wurde, beimeſſen, die Jacobinerei zuerſt nach Frankreich verpflanzt zu haben. Ebenſo wenig kann auch auffallen, daß man ſpäterhin Illuminaten und Jacobiner einander gleichſtellte, beſonders als man vernahm, daß bei Stiftung des mainzer Jacobinerclubs 20 Illuminaten mit thätig geweſen ſein ſollten. Man ſuchte und fand auch einige Ähnlichkeit in der Einrichtung der Erſtern mit den Logen der Letztern; die größte aber dürfte der pariſer Club der Propaganda mit ihnen haben. Dieſe Aufſpürung der innern und äußern Kennzeichen für den Zuſammenhang beider Geſellſchaften erhitzte die Köpfe, bewies aber auch, daß die Mitglieder und Anhänger des erleuchteten Ordens deſſen Geheimniſſe nach ihrem Gefallen auslegten, oder ihren Anſichten, Bedürfniſſen und Verhältniſſen anpaßten. Wurde der Orden als erzjeſuitiſch oder erzjacobiniſch mit aller Farbenſchwärze verſchrieen, ſo traten auch augenblicklich Männer von Anſehen und Bedeutung hervor, und vertheidigten ſeine Zwecke als ein Beförderungsmittel der edelſten Zwecke des Menſchen, oder phantaſirten über ihn wie über einen angenehmen Traum. Bei einer ſo vielköpfigen, trügeriſchen Hyder von Syſtemen, der man alle mögliche Zwecke unterlegte, war nichts leichter, als daß der berüchtigte Bahrdt zu Halle 1788 nach dem Muſter der Illuminaten die ſogenannte, ſchnell um ſich greifende *Teutſche Union* (ſpottweiſe *Thaler-Union* genannt) bildete, aber auch von Bode'n ſchnell genug entlarvt wurde, und nichts gewöhnlicher, als ſich

4) Er nahm ſeit ſeinem Abgange vom Orden keinen Antheil an demſelben wieder, doch vertrat er deſſen religiöſe und politiſche Grundſätze fortwährend, und breitete ſie auch weiter aus, ſo in den „Papieren des Hrn. Etatsraths von Schaafskopf" und in ſeinem „politiſchen Glaubensbekenntniſſe."

5) Derſelbe ſchrieb zwar einen Essay sur la Secte des Illuminés, worunter jedoch die Illuminaten nicht verſtanden werden können. 6) Bode hatte ſchon früher den Gedanken gegen von Knigge ausgeſprochen, daß die Jeſuiten Urheber der Freimaurerei geweſen wären.

ſelbſt heftig angreifen zu laſſen. Es wurde faſt Sitte der Gegner, den Illuminatismus mit dem berüchtigten Freiheits- und Gleichheitsſyſteme der Franzoſen zu vergleichen. Namentlich kamen die Freimaurerlogen hart ins Gedränge, weil ſie faſt ſämmtlich mit den Illuminatenkirchen fraterniſirt waren, oder doch dafür angeſehen wurden. Seit 1793 fingen diejenigen, die ſich der Unabhängigkeit von denſelben bewußt waren, an, ſich in Reden und Schriften öffentlich zu rechtfertigen. So warnte der beſonnene und gewiſſenhafte Redner einer nicht genannten Loge 1794 ſeine Brüder und Nebenlogen vor den geheimen Umtrieben des ſchleichenden Illuminatismus. Die nürnberger Loge gab am 14. März deſſelben Jahres eine deutliche Erklärung an das Publicum ab, daß ihre Verbrüderung keinesweges zu denen gehöre, die Beſorgniſſe vor geheimen ſtaatsgefährlichen Machinationen einflößen. Auch die beiden wiener Logen glaubten ſich gleichzeitig veranlaßt, dem Kaiſer die Geſtändniſſe ihrer Grundſätze ablegen, und dieſelben durch den Druck bekannt machen zu müſſen. Der Reichstag zu Regensburg brachte die Sache zur Sprache, aber nicht zur Unterdrückung des Illuminatenordens. Deſto lauter und heftiger ſprach und ſchrieb man nun im Publicum gegen denſelben, und foderte die Fürſten dringend auf, dieſes „Giftlaboratorium“ zu zerſtören. Allerdings wurden die Illuminaten viel vorſichtiger, verhüllten ſich mehr und mehr, und leugneten auf jede Weiſe das Beſtehen ihres Ordens, oder wol richtiger ihres Syſtemes. Man gab ihnen Schuld, ihre erleuchteten Obern ertheilten den Mitgliedern die Erlaubniß, das Nichtbeſtehen des Bundes im Nothfalle eidlich zu verſichern. Die Sache wurde durch die Gegner wahrer gründlichen Aufklärung in religiöſen und politiſchen Dingen, und durch die Feinde edler Freimüthigkeit, mit einem Worte, durch die Obſcuranten, weit ſchlimmer gemacht, als ſie ſein mochte. Unſchuldige mit Schuldigen wurden abermals verwechſelt, und der für einen Illuminaten gehalten und als ſolcher verſchrieen, welcher nach höherer Einſicht in gelehrten Dingen, oder nach etwas das Gemeinwohl Beförderndem ſtrebte. Man ging weiter, man machte das Wort Illuminat zu einem Schimpfe, und pflegte den damit zu belegen, welcher dem Haſſe und der Verfolgung eines Andern ausgeſetzt war. Dadurch entſtand ein drückendes Mistrauen, und der Orden ſelbſt verlor ſich wahrſcheinlich nach und nach durch die ſelbſt aufgelegte Pein aus der Wirklichkeit und aus dem Gedächtniſſe der Menſchen. Beſchränkung der Preßfreiheit und Büchercenſur halfen das Ihrige mit beitragen. Doch bis in das letzte Jahr des vorigen Jahrhunderts hin dauerten auffallend angreifende Aufmerkſamkeit und literariſche Verfolgung gegen den Orden, und insbeſondere gegen deſſen Stifter. Jede Meſſe, klagt derſelbe, brachte neue Schmähſchriften, oder neue Auflagen der alten. Überſetzungen in fremden Sprachen brachten ſie nach England, Frankreich und Amerika. Endlich ward Weishaupt dieſer Schmähungen müde und erklärte von Gotha aus, den 22. April 1799 im Allgem. Reichsanzeiger [7]) auf eine dreiſte Weiſe, die nebenbei gar nicht verleugnete, eine Menge ſchuldloſer Leute in unſelige Zuſtände verſetzt zu haben, daß er, um allen Parteien zu genügen, öffentlich und energiſch eine gerichtliche Unterſuchung und Entſcheidung dieſer Sache verlangte, um die er ſchon 1786 in ſeiner Apologie der Illuminaten gebeten hatte. Von Baiern, ſchloß er, ſei die Verleumdung ausgegangen, alſo billig, daß ſie dort auch geprüft und gerichtet, oder daß ſeine tief verwundete Ehre wieder hergeſtellt werde. Hiermit hatte der Kampf ein Ende, und das Gute, welches der Orden neben dem Überſpannten und Unausführbaren hervorgebracht hatte, ließ er zurück, beſonders aber mag er zur Veredlung der in Verfall gerathenen Freimaurerorden weſentlich beigetragen haben.

Zur Geſchichte dieſes merkwürdigen geheimen Ordens dient folgende Literatur: Merkwürdiges Schreiben eines römiſch-katholiſchen Geiſtlichen in Baiern an ſeinen Freund und Amtsbruder in Schwaben; die Verfolgung der Freimaurer und Illuminaten ꝛc. (gedruckt zu Filantropolis 1786). Drei merkwürdige Ausſagen, die innere Einrichtung des Illuminatenordens in Baiern betreffend (1786, o. D. O.; doch die Vorrede von München aus datirt). Große Abſichten des Ordens der Illuminaten, dem patriotiſchen Publicum vorgelegt von vier ehemaligen Mitgliedern ꝛc. (München 1786). Nachtrag zu den großen Abſichten ꝛc. (Ebendaſ. 1786). (Ad. Weishaupt's) Schreiben an Hrn. Utzſchneider und (deſſen) Vollſtändige Geſchichte der Verfolgung der Illuminaten in Baiern (Frankf. u. Leipz. 1. Bd. [ein zweiter iſt nicht erſchienen] 1786). (Deſſen) Apologie der Illuminaten (Ebendaſ. 1786). (Rud. Zach. Becker's) Grundſätze, Verfaſſung und Schickſale des Illuminatenordens in Baiern. (o. D. O. 1786. 4.) Einige Originalſchriften des Illuminatenordens ꝛc., auf höchſten Befehl zum Druck befördert (München 1787). Nachtrag von weitern Originalſchriften, welche die Illuminatenſekte überhaupt, ſonderbar aber den Stifter derſelben, Ad. Weishaupt, betreffen ꝛc., ſofort auf kurfürſtlich höchſten Befehl gedruckt, in zwei Abtheilungen (München 1787) [8]). Ein Anhang zu denſelben erſchien unter dem Titel: Bemerkungen über einige Originalſchriften des Illuminatenordens, welche ꝛc. (Frkf. u. Leipz. 1787). Syſtem und Folgen des Illuminatenordens, aus deſſen Originalſchriften gezogen, in Briefen (München 1787). Ad. Weishaupt's Einleitung zu meiner Apologie (Frkf. u. Leipz. 1787). Deſſen verbeſſertes Syſtem der Illuminaten, mit allen ſeinen Einrichtungen und Graden (Ebendaſ. 1787; neue verm. Aufl. 1788). Erklärungen darüber erſchienen von F. Nicolai (1788). Ad. Weishaupt's Rechtfertigung meiner Anſichten (Frkf. u. Leipz. 1787). Deſſen Nachtrag zur Rechtfertigung meiner Anſichten (Ebendaſ. 1787). Der echte Illuminat, oder die wahren unverbeſſerten Rituale der Illuminaten, ohne Zuſatz, ohne Hinweglaſſung [9]) (Frankf. a. M. 1788). Philo's (Knigge's) endliche

7) Nr. 95. S. 1101 fg. des erſten Bandes.

8) Beide Druckſchriften wurden von Weishaupt, wie von Knigge, als echt anerkannt. 9) Dies iſt unwahr, da die fünf letzten Hauptgrade darin fehlen.

Digitized by Google

Erklärung und Antwort ꝛc. (Hanover 1788). Apologie des Misvergnügens und des Übels, in Geſprächen von Ad. Weishaupt. 2 Thle. 2. Aufl. (Frkf. u. Leipz. 1799) [10]. Vorſtellung, den hohen Standeshäuptern der erlauchten Republik Graubündten, in Anſehung des Illuminatenordens, auf hohen Befehl vorgelegt, vom Frhrn. von Baſſus (1788). Die neueſten Arbeiten des Spartacus und Philo in dem Illuminatenorden, jetzt zum erſten Male gedruckt ꝛc. (1794). Angehängt iſt eine kritiſche Geſchichte der Illuminatengrade. Illuminatus Dirigens, oder ſchottiſcher Ritter; ein Pendant zu der nicht unwichtigen Schrift: Die neueſten Arbeiten ꝛc. (1794, ebenfalls ohne Druckort), mit einem Kpfr. Endliches Schickſal des Freimaurerordens, in einer Schlußrede geſprochen von Br. **, vormals Redner der Loge zu ***, am Tage ihrer Auflöſung (1794) und Nöthiger Anhang zu dieſer Schrift (Caſſel 1795). (Köſter's) Neueſte Religionsbegebenheiten vom Jahrg. 1786 an u. fg. Die Fragmente zur Biographie des verſtorbenen Geh.-Raths Bode in Weimar ꝛc. (1795) und mehre kleine in dieſe Zeit fallenden Schriften. Schirach's politiſches Journal, Jahrgang 1785—1794, und des Abtes von Barruel Denkwürdigkeiten zur Geſchichte des Jacobinismus ꝛc. (Hanover 1801). 3. u. 4. Th. *(B. Röse.)*

ILLUMINATI (Erleuchtete), 1) ein von mehren chriſtlichen Parteien in Anſpruch genommener Name; nämlich einer in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. unter den ſpaniſchen Mönchen entſtandenen, gewöhnlich Alumbrados genannten Partei; 2) einer gegen die Mitte des 17. Jahrh. in Frankreich hervortretenden, ſich ſelbſt Illuminés nennenden Sekte, und 3) einer wahrſcheinlich zu den Convulſionairs gehörenden excentriſchen Partei des 18. Jahrh., welche in Montpellier ihr Weſen trieb. Über dieſe Arten angeblich Erleuchteter ſ. den Art. Illuminés. Endlich iſt der Name auch in der neuern Zeit wieder zu Bedeutung gelangt in den ſogenannten Illuminaten; ſ. darüber den Art. Illuminatenorden. *(R.)*

Illumination, ſ. Erleuchtung.

Illuminatus dirigens, major und minor, ſ. unt. Illuminaten.

ILLUMINÉS (die) oder Erleuchteten. Unter dieſem Namen pflegt man Viſionaire, Fanatiker und Schwärmer in religiöſen Dingen zu verſtehen, Leute alſo, die ſich beſonderer übernatürlicher (göttlicher) Offenbarungen, Erſcheinungen, Eingebungen und Träume rühmen, wie es deren immer gegeben hat. Eine Sekte dieſer Art trat im J. 1575 in Spanien auf, die Alumbrados genannt, die den Myſtikern zugeſellt wurde und den äußern Gottesdienſt faſt ganz verachtete. Sie glaubten und lehrten durch die Verbindung mit Gott einen ſolchen Grad von Vollkommenheit erlangt zu haben, daß ſie weder der Sacramente noch der guten Werke bedürften, um löbliche Handlungen zu verrichten; denn was ſie thaten, geſchah, wähnten ſie, durch Gott. Von der Inquiſition verfolgt, wurden dieſe Illuminirten 1623 in Spanien gänzlich unterdrückt, allein bereits nach Frankreich verpflanzt, hielten ſie ſich dort noch bis 1635, als auch hier die Vertilgung ſie traf. Nun ſtand 1722 in Montpellier eine neue Sekte gleiches Namens auf, die ihre Religion vom heiligen Geiſte ableitete und zugleich behauptete, derſelbe werde einſt die menſchliche Natur annehmen. Man glaubte zwar dieſe Theoſophie bald unterdrückt zu haben, allein ſie erſtand in Avignon kräftig wieder, vermiſchte ſich mit freimaureriſchen Myſterien und Swedenborg'ſchen Träumereien, und ſoll ſich, durch Logen verbreitend, lange Zeit, und wie Barruel behauptet, furchtbar fort erhalten haben. Zur Zeit der Revolution verſchwand ſie zum Theil, zum Theil ſcheint ſie ſich in die neue Religionsſekte, gleichfalls Illuminés genannt, zuſammengedrängt zu haben, die ſich in Hochburgund ausbreitete, und 1794 von den Conventscommiſſairen entdeckt und angezeigt wurde [1]. Das Wenige, was man von ihnen erfuhr, beſtand darin, daß ſie eine Republik Jeſu ohne König und ohne Prieſter ſtiften, darum nach Jeruſalem ziehen, vorher aber ſich in einer großen Wüſte verſammeln wollten.

Unterſchieden aber von dieſen Allen, doch das Anarchiſche mit der letztern gemeinhabend, iſt die im vorletzten Decennium des 18. Jahrh. angeblich entdeckte Sekte der Illuminés, welche, wenn ſie je vorhanden geweſen, als herrſchſüchtige Betrüger, ſich der Schwärmereien Anderer und ſonſt noch vieler Mittel zu ihren Abſichten bedient haben. Das Charakteriſtiſche derſelben iſt theils von den Illuminaten, theils von den Roſenkreuzern, theils von andern minder ausgebreiteten geheimen Geſellſchaften entlehnt, Anderes dazu geſonnen worden. Verſchiedene einzelne Züge mögen von dieſer verworfenen Sekte wol vorgekommen ſein, ſchwerlich aber wird ſie in der ſchauderhaften Schilderung und in der angegebenen Ausdehnung, am wenigſten in Teutſchland beſtanden haben, wie denn eine Auswahl ſolcher Verworfenen in jedem guten Staate, ohne entdeckt zu werden, damals ſchon nur ſehr gering geweſen ſein mochte. Gleichwol ſoll ſie ihren Hauptſitz in Preußen gehabt, und von da ſich in die benachbarten Länder, auch nach Frankreich verbreitet haben. Dieſe Illuminirten oder Kreuzfrommen, wie ſie auch genannt werden, bildeten angeblich eine Verſchwörung des Despotismus gegen die Freiheit, des Laſters gegen die Tugend, der Ungeſchicklichkeit gegen die Fähigkeit, der Dummheit und Unwiſſenheit gegen die Aufklärung. Sie verwarfen alle Autoritäten und Glaubensſyſteme, untergruben die bürgerliche Geſellſchaft und mordeten langſam ihre Opfer. Man nennt ſie eine Geſellſchaft von Menſchen, die ſich kannten, ohne einander geſehen zu haben, ſich verſtanden, ohne ſich unter einander ausgeſprochen zu haben, und einander dienten, ohne ſich nahe zu ſtehen. Ihr Zweck war Weltherrſchaft und Verdrängung der Fürſten. Ihren Stifter kennt man ſo wenig, als eigentlich die Zeiten ihres Beſtehens überhaupt, da ſehr wahrſcheinlich das Ganze auf Verwechſelung ſowol, als auf Misverſtändniſſe und Erdichtungen hinausläuft. Ihr Ankläger ent-

10) Einige Jahre früher erſchien ſein Pythagoras, worin auch vom Illuminatenorden gehandelt wird.

1) ſ. von Schirach's politiſches Journal. 1794. II. 1364.

Digitized by Google

ſchuldigt die Unſicherheit ſeiner Angaben mit dem Geheimniſſe, das zum Weſen dieſer Sekte gehört, mit der Verſtecktheit ihrer Arbeiten in der Finſterniß, und mit dem Verſchwinden ihrer Prieſter unter der Menge. Sie ſoll in Kreiſe, jeder zu neun Mitgliedern, vertheilt geweſen, nach einerlei Grundſätzen gebildet und durch gleichlautende Eidſchwüre gefeſſelt worden ſein. Sie unterhielt Reiſende, die Alles ausforſchten, und ihre gewonnenen Notizen mit Bemerkungen über wichtige Perſonen, nach Art der Illuminaten, den Kreiſen mittheilten. Außer Frankreich und Teutſchland ſoll auch Polen, weit weniger andere europäiſche Länder, von dieſem Gifte inficirt geweſen ſein[2]). Die Illuminés correſpondirten unter ſich in Hieroglyphen, und beförderten ihre Briefe auf Umwegen, welche ebenſo geheimnißvoll als ihre Chiffern waren.

Ihr Syſtem verhieß langes Leben und innern Frieden, und ließ allen Leidenſchaften gegen die geſunde Vernunft freien Spielraum. Der Freimaurerei borgten ſie ihre Myſterien, Sprache, Zeichen, Chiffern und Anderes ab. Auch eines Katechismus bedienten ſie ſich. Ceremonien zu begehen und Geiſter zu citiren, gehörte zu ihren Hauptbeſchäftigungen. Bei Aufnahme eines geprüften Candidaten in die abſcheuliche Sekte geſchah Folgendes: Man führte ihn durch einen finſtern Gang in einen großen Saal oder vielmehr Gewölbe, mit ſchwarzem Tuche behangen, ſpärlich erleuchtet und mit Gebeinen geziert, die in Leichentücher gehüllt waren. In der Mitte des düſtern Raumes ſtand ein aus Todtengerippen geformter Altar, um denſelben lagen Bücher, worin geleſen wurde. Geiſterbeſchwörungen und jedenfalls ſogenannte Geſpenſtererſcheinungen füllten die erſten acht Stunden aus, die citirten Geiſter ſchlichen geräuſchlos durch den Saal und ließen einen Geſtank zurück. Alsdann traten zwei Männer, Henkersknechte oder Diener des Todes, auf, und banden dem Candidaten ein rothfarbiges Band um die Stirn. Dieſes Band war mit Blut benetzt, mit verſilberten Symbolen und dem Bildniſſe der Madonna von Loretto geziert. Um den Hals legte man ihm ein Amulet und in die Hand ein Crucifix. Entkleidet bemalte man ſeinen Körper mit Kreuzen und unterband ſeine Geſchlechtstheile mit einer rothen Schnur. Nun naherten ſich ihm fünf in blutige Tücher gehüllte Schreckgeſtalten mit Dolchen in den Händen, und fielen betend vor ihm auf ihr Angeſicht nieder. Nach Verlauf einer Stunde ſah er unter kläglichem Geſtöhne einen Scheiterhaufen in Flammen aufgehen und ſeine darauf geworfenen Kleider verbrennen. Aus der Aſche ſtieg eine rieſige halbdurchſichtige Geſtalt empor. Die auf dem Boden liegenden Männer geriethen in ſchreckliche Verzuckungen. Ein Leuchter mit ſieben ſchwarzen Wachskerzen und ein Gefäß voll Menſchenblut wurde vor dem Candidaten hingeſtellt, von dieſem trank er ein halbes Glas und wuſch ſich mit dem Übrigen; hernach ertönte eine Stimme von Oben herab und ſprach dem Neulinge eine Eidesformel vor, die dieſer nachſagen mußte[3]). Dieſelbe entband ihn von allen bisherigen Verpflichtungen, Verbindlichkeiten und Verhältniſſen, wies ihm einen neuen Lebenskreis an, kettete ihn an einen neuen unbekannten Obern, und empfahl ihm neben höchſter Verſchwiegenheit noch die **Aqua toffana** für ſolche, die die Wahrheit herabwürdigen oder ſie aus der Sekte (des Ordens) Händen reißen würden. Sobald dieſe Feierlichkeit vorüber war, befreite man des Aufgenommenen Genitalien wieder, brachte ihn in ein Bad, und nach demſelben genoß er eine Mahlzeit von Wurzeln.

Dieſes iſt das Weſentlichſte einer verruchten Sekte, deren Vorhandenſein bis jetzt noch nicht erwieſen, aber von dem Verf. (wahrſcheinlich dem Grafen von Mirabeau) des **Essay sur la Secte des Illuminés**[4]) (**Paris 1789**) mit ſo vieler Dreiſtigkeit als Mangelhaftigkeit und Unzuverläſſigkeit behauptet worden iſt. Von dieſem Buche erſchien zu Freiberg und Annaberg **1790** eine teutſche (fehlerhafte) Überſetzung von J. M. Heinrich, eine beſſere gleichzeitige zu Gotha unter dem Titel: Iſt Caglioſtro Chef der Illuminaten? oder, das Buch **sur la Secte des Illuminés** in Teutſch, mit erklärenden Anmerkk. Der ungenannte teutſche Bearbeiter beſtreitet ſchon die Exiſtenz ſolcher abſcheulichen Albernheiten, noch mehr (Köſter's) neueſte Religionsbegebenheiten (1790) XIII, 284 fg. u. 609 fg., endlich auch das Ganze aller geheimen Ordensverbindungen (Leipzig 1805). S. 478 fg. (*B. Röse.*)

ILLUMINIREN nennt man die ſehr einfache Kunſt, Zeichnungen, Gemälde, Kupferſtiche, Holzſchnitte, Steindrucke, Landkarten, Bauriſſe ꝛc., welche eine ſchwarze Farbe haben, auf ihrer Oberfläche, ohne beſondere Anwendung der Zeichnenkunſt, dergeſtalt mit bunten Waſſerfarben zu überziehen, daß die einzelnen Theile ſich nicht allein beſſer unterſcheiden laſſen, ſondern auch mehr in das Auge fallen, und Perſonen, welche ſich mit Ausübung dieſer Kunſt beſchäftigen, heißen: Illuminirer, Illuminiſten oder Illuminateurs. Dieſe müſſen nicht nur mit den verſchiedenen anzuwendenden Farben und Farbeſtoffen, und den für ihren Zweck ſich eignenden Flüſſigkeiten und Bindemitteln, ſondern auch mit allerlei Geräthſchaften, Inſtrumenten und Werkzeugen vollkommen bekannt ſein, außerdem aber auch ſich die erfoderlichen Handgriffe angeeignet haben, und die Regeln wiſſen, welche bei dem Illuminiren ſelbſt, oder dem Auftragen der Farben zu beobachten ſind.

1) Von den Farben und Farbeſtoffen, welche zum Illuminiren gebraucht werden.

Die Farben, deren ſich die Illuminirer in feinſter Subſtanz, in Verbindung einer mit Gummi oder Leim

2) Doch zählt der Ankläger 30 regierende und apanagirte Fürſten Europa's zuſammen, welche von dieſen Schreckniſſen bezaubert worden ſein ſollen, während er von ſeinen Landsleuten nur eine kleine Verſammlung ſolcher Illuminirten kennen will, die bald wieder verſchwunden, in Paris ihren Sitz gehabt zu haben ſcheint.

3) Dieſer Eid ſoll mit dem übereinſtimmen, den Gugomas auf dem Convente zu Wiesbaden 1776 vorbrachte, und wahrſcheinlich eine Copie deſſelben iſt.

4) Franzoſen, ſo Barruel, und auch Teutſche glaubten anfänglich, es wären die Illuminaten Weishaupt's darunter gemeint worden.

Digitized by Google

geſchwängerten Flüſſigkeit bedienen, um damit die Oberfläche eines Körpers ſo zu überziehen, daß der Grund vollkommen noch hervorleuchtet, beſtehen: a) in Lackfarben, und b) in Laſur- oder Saftfarben.

a) Die Lackfarben ſind Producte der Verbindung verſchiedener Pigmente mit der reinen Thonerde, oder auch mit einigen andern Erden, zunächſt auch mit einem Beiſatze von Zinnoxyd. Man kennt von dieſen Farben, welche nur wenig decken, immer mehr oder weniger durchſichtig ſind, und mit Gummi oder Leimwaſſer angemacht und aufgetragen werden, eine nicht geringe Anzahl. Zu den rothen gehörte: der Karminlack, der Florentinerlack, der Kugellack, der Wienerlack, der Berlinerlack, der Kripplack, der Plattlack, das Ofenheimerroth ꝛc.; zu den blauen: der Ultramarin, der Indigolack, das Kobaltblau ꝛc. Die gelben können auf ſehr verſchiedenem Wege dargeſtellt werden; alle Mal iſt aber die Thonerde die Baſis derſelben. Man erhält dergleichen, wenn Curcume, Gelbholz, Kreuzbeeren, Quercitronrinde, Wau und andere gelbfärbende Vegetabilien mit Alaun in Waſſer gekocht, die Brühe durch Alkali gefüllt, der Niederſchlag aber ausgeſüßt und getrocknet wird. Hierher gehören: das Gummigut, das Schüttgelb, das Beerengelb u. a. Die grünen Lackfarben werden aus der Vermengung von gelben und blauen zuſammengeſetzt, und die Verſchiedenheit ihrer Nüancen hängt von dem quantitativen Verhältniſſe ab, unter welchem ſie mit einander in Verbindung kommen; doch hat man auch natürliche grüne Farben, wie das Saft-, Blaſen- oder Beergrün, welches aus den reifen Beeren des gemeinen Wege- oder Kreuzdorns durch Auspreſſen und Eindicken mit einem Zuſatze von Alaun oder Pottaſche gewonnen wird.

b) Die Laſur- oder Saftfarben beſtehen in Pigmenten mit arabiſchem oder ſenegambiſchem Gummi verbunden; ſie ſind daher von klebriger Beſchaffenheit, und bedürfen alſo keines weitern Bindemittels, löſen ſich auch vollkommen in Waſſer auf, weshalb ſie auch flüſſige Farben genannt werden, und ſind dazu beſtimmt, die Oberfläche der Körper, welche damit bedeckt wird, durchſcheinen zu laſſen. Zu den rothen Laſurfarben werden die Abkochungen der Cochenille oder der farbigen rothen Hölzer, zu den blauen die Auflöſungen des Indigo's in Schwefelſäure, zu den gelben die Abkochungen der Curcume und des Wau's, ſämmtlich in Verbindung von Gummi, und zu den grünen die Vermiſchung von Blau und Gelb gebraucht.

Die Illuminirer unterſcheiden die Farben auch in einfache oder Hauptfarben und in zuſammengeſetzte oder Nebenfarben. Zu jenen, welche ſich durch keine Miſchung hervorbringen laſſen, weil es natürliche oder urſprüngliche Farben ſind, die durch ſich ſelbſt alle mögliche Nüancen zu bilden vermögen, rechnet man Weiß, Roth, Blau, Gelb und Schwarz; zu dieſen, den Nebenfarben, gehören alle übrigen, die aus der Vereinigung zweier Hauptfarben, entweder auf dem natürlichen oder künſtlichen Wege, entſtehen, namentlich Grün, Braun, Violett, Orange ꝛc. Aber nicht blos aus zwei verſchiedenen Hauptfarben bildet ſich eine dritte ganz verſchiedene, z. B. aus Gelb und Blau: Grün, aus Roth und Schwarz: Braun ꝛc., ſondern auch bei einer und derſelben Farbe laſſen ſich durch Beimiſchung verſchiedener anderer in verſchiedenen Verhältniſſen unzählige Abänderungen hervorbringen. So entſtehen z. B. bei der rothen Farbe durch Beimiſchung von Weiß, mehre Arten von Roth; bei der gelben, durch Beimiſchung von Weiß, mehre Arten von Gelb; bei der braunen, durch Beimiſchung anderer Farben in verſchiedenen Quantitäten, vielfache Arten von Braun ꝛc. Die meiſten Farben, wenn es blos darauf ankommt, den Localton zu verändern, können durch Weiß oder Gelb erhellt, und durch Schwarz oder Braun verdunkelt werden; einige, z. B. Braun und Roth, laſſen ſich auch durch dunklere Arten derſelben Gattungsfarben vertiefen. In dieſer Darſtellung kann natürlich nicht von allen möglichen Miſchungen der Farben zu Hervorbringung eines beſtimmten Farbetons die Rede ſein, oder von allen Veränderungen, wie ſolche die Maler gebrauchen, ſondern ſie muß ſich auf diejenigen beſchränken, welche bei dem Illuminirer vorkommen.

Die weiße Farbe, welche vorzüglich dazu dient, eine andere, die man damit vermiſcht, heller zu machen, gibt in der Vermengung mit Schwarz die graue Farbe, welche ſich in mancherlei Abſtufungen darſtellen läßt. So entſteht durch Weiß und Schwarz, nach Maßgabe der veränderten Verhältniſſe, Silbergrau, Perlgrau, Aſchgrau, Leingrau ꝛc.

Die rothen Farben bieten unendliche Veränderungen, ſowol unter ſich ſelbſt, als auch in der Zuſammenſetzung mit andern, dar, und in der Regel geben die rothen Lackfarben eine ſehr dunkelrothe Farbe, die ſich durch Zuſatz von etwas Schwarz noch mehr vertiefen, durch Weiß oder Gelb erhellen laſſen. So werden aus wenig Carmin und viel Weiß die roſenrothe, aus einer rothen Lackfarbe und weniger Weiß die carmoiſinrothe, aus einer rothen Lackfarbe und etwas Blau die violette, durch Beimiſchung von Gelb die rothgelbe Farbe, worunter die Pomeranzenfarbe eine der vornehmſten iſt, ꝛc., gebildet.

Die gelben Farben unterliegen nicht minder ſehr zahlreichen Veränderungen, und man kann ſie durch Weiß lichter, durch Braun und Roth dunkler machen. Nach Maßgabe der quantitativen Verhältniſſe erzeugen ſich Chamois oder Eiergelb, Jonquillengelb, Aurora und Citrongelb, Paille, Orange ꝛc.

Die blauen Farben vertiefen ſich durch dunklere derſelben Gattung, und werden durch Weiß lichter. Solche Nüancirungen ſind: Sanftblau, Himmelblau, Königsblau, Türkiſchblau, Veilchenblau ꝛc.

Die grünen Farben werden durch etwas Blau tiefer, durch Gelb und Weiß heller, und in Folge einer größern oder geringern Menge der einen oder der andern Farbe laſſen ſich Waſſergrün, Grasgrün, Olivengrün, Apfelgrün, Papageigrün ꝛc. darſtellen.

Die braunen Farben gehen aus der Vermiſchung von Roth und Schwarz hervor und nach Verſchiedenheit des Verhältniſſes der einen oder der andern erzeugt ſich die Eichenholzfarbe, die Nußbaumholzfarbe, die Maronenfarbe, die Kaſtanienfarbe ꝛc.

Digitized by Google

Es unterliegt keinem Zweifel, daß man durch zweckmäßige Miſchung der Hauptfarben, als: Weiß, Roth, Gelb, Blau und Schwarz, die meiſten der erfoderlichen Nüancen hervorzubringen im Stande iſt; dennoch zieht man es vor, die zuſammengeſetzten Farben ſchon in fertig gebildetem Zuſtande anzuwenden, wenn die Natur oder Kunſt ſie darbietet. Der Illuminirer gebraucht aber weniger Körperfarben, als vielmehr ſolche flüſſige Farben, deren farbige Theilchen nur wenig decken und die Fläche, worauf ſie in Anwendung kommen, mehr oder weniger nach dem Grade ihrer Conſiſtenz, durchſcheinen laſſen. Dieſe ſogenannten flüſſigen Farben werden dargeſtellt, wenn gewiſſe vegetabiliſche oder thieriſche Subſtanzen, welche ein lösbares Pigment in ſich enthalten, mit Waſſer ausgekocht, mit Alaun und Gummi verſetzt und filtrirt werden. Sie ſind folglich partielle Auflöſungen färbender Stoffe aus verſchiedenen Vegetabilien und einigen thieriſchen Subſtanzen, mittels einer Flüſſigkeit durch Abſud oder Aufguß, und ſie bleiben in ihrer flüſſigen Geſtalt, ohne ſich zu Boden zu ſetzen.

Von vegetabiliſchen Subſtanzen benutzt man zum Illuminiren: das Braſilienholz oder ſogenannte Fernambuckholz, das Blau- oder Campecheholz, das Gelb- oder Sandelholz, die Blüthen und das Holz der Acacie, die Curcume, die Färberröthe, die Galläpfel, die Gelb- und Heidelbeeren, den Indig, die Quercitronrinde, die Scharte, den Waid, den Wau ꝛc.; von thieriſchen Subſtanzen: den Lacklack oder Lackdye, den Kermes, die Cochenille ꝛc.

Um bei den Farbehölzern und Wurzeln den Zweck zu erreichen und den färbenden Stoff deſto leichter zu erhalten, müſſen die färbenden Subſtanzen, aus denen flüſſige Farben bereitet werden ſollen, gehörig verkleinert werden, und dieſes um ſo mehr, je feſter und härter ſie ſind, damit der zu löſende Stoff dem Löſungsmittel möglichſt viele Berührungspunkte darbietet; harte Hölzer werden daher fein geraspelt oder zu dünnen Spänen gehobelt, Wurzeln klein geſchnitten ꝛc. Hierauf wird die verkleinerte Subſtanz in einem ſchicklichen Gefäße, z. B. in einem kleinen kupfernen Keſſel, oder in einem meſſingenen Topfe, mit einer hinreichenden Menge kalten Waſſers über Nacht eingeweicht und dann damit ausgekocht. Dieſes Auskochen muß ſich immer nach Beſchaffenheit der Natur der abzukochenden Ingredienzien richten, und man ſieht leicht ein, daß ſehr feſte und harte Körper einem längern Sieden unterworfen werden müſſen, als weichere Subſtanzen, und folglich auch mehr Waſſer erfodern. Das Kochen muß durchaus nicht heftig, ſondern langſam verrichtet werden, auch muß man Sorge tragen, daß die zu extrahirende Subſtanz beſtändig in der Flüſſigkeit ſchwimmt, und daß ſie mittels eines weißen hölzernen Stabes öfters umgerührt wird, damit alle Theile vom Feuer gleichmäßig ſtark angegriffen werden. Gewöhnlich iſt ein Abſud zur Ausziehung aller extractiven Beſtandtheile nicht hinreichend, und man muß nicht ſelten zwei und mehre vornehmen, um alle färbende Stoffe zu erhalten. Man ſondert daher die Farbebrühe von den ausgekochten Spänen oder Wurzeln mittels des Durchſeihens ab, und bedient ſich dazu eines von geſchältem Weidenholze geflochtenen Korbes, der nach Unten zu eine zulaufende Geſtalt hat, inwendig mit einem groben Leinentuche belegt und über ein Gefäß, welches die Farbebrühe aufnimmt, aufgehängt wird. Die einmal angekochten Späne oder Wurzeln werden ſodann in das Gefäß zurückgebracht, mit der Hälfte Waſſer übergoſſen und abermals gut ausgekocht, worauf man die Farbebrühe zu der vorigen ſeihet. Wenn ſich dann kein Farbeſtoff mehr extrahiren läßt, ſo wird die geſammte Farbebrühe in weiten flachen Gefäßen von Metall oder Porzellan, mit Zuſatz von gepulvertem Alaun, um die Farben haltbarer zu machen, über gelindem Feuer, oder beſſer im Waſſerbade, unter beſtändigem Umrühren, bis zur rechten Conſiſtenz abgedampft, worauf man das Gefäß vom Feuer abhebt, eine Nacht lang ruhig ſtehen läßt, dann die helle Flüſſigkeit von dem entſtandenen Bodenſatze durch ein wollenes Tuch in ein reines Gefäß abgießt und den Reſt durch dichte Tücher hinzufiltrirt, damit Alles durchaus hell iſt. Aber nicht alle Subſtanzen, welche flüſſige Farbe geben, laſſen ſich auf einerlei Weiſe mit gleichem Vortheile behandeln. Mehre Arten von Braſilienholze enthalten, neben der rothen, eine fahle oder braune Subſtanz, welche davon abgeſondert werden muß. Zu dem Ende zieht man aus dem geraspelten Holze durch Kochen in Waſſer allen färbenden Stoff heraus und dampft die erhaltene Farbebrühe ſo weit ab, daß auf einen Theil Farbeholz nur fünf bis ſechs Theile Flüſſigkeit übrigbleibt. Nach 12—18 Stunden rührt man unter dieſe erkaltete concentrirte Brühe einen Theil abgerahmte Milch, kocht das Gemiſch einige Minuten lang und gießt es dann in einen ſpitzigen Beutel von dichtem Flanell. Die fahle oder braune Subſtanz bleibt mit der käſigen Maſſe verbunden in dem Beutel und die rothe fließt vollkommen gereinigt, ohne allen Verluſt in das untergeſetzte Gefäß. Wenn man von dieſer Tinctur Gebrauch machen will, ſo verdünnt man ſie mit einer zureichenden Menge reinen Waſſers, und wendet ſie, unter Zuſatz von Alaun und Gummi, wie die bloße Auskochung, an. Das Gelbholz gibt dem Waſſer, wenn es ſtark kocht, eine röthlichgelbe Farbe; verdünnt man die Auskochung mit Waſſer, ſo wird ſie orangegelb. Die Säuren bewirken darin einen leichten grünlichgelben Niederſchlag; die Alkalien und das Kochſalz geben derſelben eine dunkle, röthlichgelbe Farbe; der Alaun und der Weinſtein wirken auf ſie beinahe ebenſo, wie die Säuren und machen die gelbe Farbe heller; die Zinnauflöſung bringt darin einen ſchönen gelben Niederſchlag hervor. Das rothe Sandelholz theilt dem Waſſer nur ſehr wenig färbende Subſtanz mit, wenn man es auch noch ſo lange darin kocht. Um dieſe Subſtanz, welche man Santaline nennt, zu erhalten, behandelt man das zu einem feinen Pulver gemahlene Holz mit ſtarkem Weingeiſte, worin ſich dieſelbe auflöſet und dünſtet die Auflöſungen zur Trockne ab; der Rückſtand iſt die reine Santaline, welche in kochendem Waſſer wenig, in der Pottaſchenlauge, im Alkohol, in der Eſſigſäure, in der Soda ꝛc. ſehr löslich iſt. Wenn man ſich daher ſchicklicher Auflöſungsmittel, wie der Alkalien, und vornehmlich des Alkohols bedient, ſo

Digitized by Google

kann man den rothen Sandel zum Illuminiren nützlich gebrauchen. Die Curcume enthält eine beträchtliche Menge gelbfärbender und eine geringere braunfärbender Subſtanz, welche man durch Alkohol und Äther von einander ſcheiden kann. Wenn kaltes Waſſer 24 Stunden auf der gepulverten Wurzel geſtanden hat, ſo hat es eine bräunlichgelbe Farbe angenommen. Kochendes Waſſer wirkt weit ſtärker darauf, und die Auskochung iſt klebrig, in Folge des in der Wurzel enthaltenen Gummi's. Die gelbfärbende Subſtanz verbindet ſich ſehr leicht mit den Alkalien und wird dadurch im Waſſer ſehr auflöslich. Die alkaliſche Auflöſung hat eine bräunlichrothe Farbe und die färbende Subſtanz fällt ohne Veränderung zu Boden, wenn man die Alkalien mit ſchwachen Säuren verbindet. Der Indig muß vorher mit rauchender Schwefelſäure aufgelöſt und nachher mit Waſſer behandelt werden. Zu dem Ende gieße man vier Theile concentrirte rauchende Schwefelſäure in eine Schale von Porzellan, nehme ein Theil guten Indig, pulvere ſolchen recht fein, thue ihn in kleinen Portionen nach und nach mit großer Vorſicht in die Schwefelſäure, rühre beides mit einem Stengel von Glas, oder einem thönernen Pfeifenſtiele, fleißig und ſo lange um, bis ſich alles aufgelöſt hat, und laſſe die Flüſſigkeit eine Zeit lang, ungefähr 24 Stunden, mit einem Bretchen bedeckt, ruhig ſtehen. Um die Schwefelſäure wieder aus der Farbe wegzubringen, rühre man die breiähnliche Maſſe in dem Gefäße tüchtig um, thue ſolche in ein leeres Fäßchen, fülle es zum halben oder vierten Theile mit Waſſer an und miſche alle vier bis ſechs Stunden eine Hand voll fein gepulverte Kreide hinzu, bis kein Aufbrauſen mehr ſtattfindet, welches anzeigt, daß die Kreide die Schwefelſäure eingeſchluckt hat. Nun verdünne man die Farbe, nach dem Grade der erfoderlichen Stärke, nochmals mit Waſſer, rühre alles gut um und laſſe es ſo lange ruhig ſtehen, bis ſich die Kreide feſt zu Grund geſetzt hat. Das nun obenſtehende blaue Waſſer iſt die Farbe, welche man mit Behutſamkeit in Flaſchen füllt, und dieſe gut verſpundet. Auf eine andere Art löſt man vier Loth zart gepulverten feinen Indig in 16 Loth rauchende Schwefelſäure auf vorbeſchriebene Weiſe gehörig auf, verſetzt die Auflöſung mit 12—16 Pfund Waſſer, erwärmt das Ganze nachher bis zum Sieden und legt weiße wollene Lappen hinein, welche während eines Zeitraums von 24 Stunden allen blaufärbenden Stoff in ſich ziehen und eine ſchmuziggraue Farbebrühe zurücklaſſen. Hierauf wäſcht man die blaugefärbten Lappen ſo oft mit Regenwaſſer aus, bis ſolches völlig klar davon abfließt, übergießt ſodann die Lappen mit einer Pottaſchenauflöſung, und erhitzt alles bis zum Sieden, da ſich dann die blaue Farbe auflöſt und die Lappen ungefärbt zurückbleiben. Beim Gebrauche wird die erhaltene blaue Tinctur mit Alaun und Gummi behandelt. Der Orlean löſt ſich leicht in kochendem Waſſer auf, und die Alkalien färben die mit reinem Waſſer bereitete Auflöſung hellorangengelb; die Säuren machen ſie dunkelgelb; der Alaun und die Zinnauflöſung citrongelb. Die Quercitronrinde wird, nachdem die äußere Haut, welche eine bräunliche Farbe gibt, abgezogen worden iſt, zu Pulver geſtoßen und kurze Zeit mit Waſſer gekocht. Die Säuren machen die Auskochung heller; die Alkalien und der Alaun dunkler. Den Wau kocht man ſo lange in Waſſer, bis ſolcher zu Boden fällt. Der Lacklack und Lackdye kann nur dann mit Waſſer in Anwendung kommen, wenn man das Harz zuerſt durch Schwefelſäure abſondert und dann die Wirkung des Waſſers durch ein Alkali unterſtützt. Deshalb pulvert man den Lacklack, benetzt ihn mit $\frac{1}{3}$ ſeines Gewichts Waſſer, gießt dann auf ein Pfund feuchtes Pulver acht Loth Schwefelſäure, rührt beides mit einem gläſernen Stengel unter einander, läßt das Gemiſch 24—48 Stunden ruhig ſtehen, gießt hernach kochendes Waſſer darauf, rührt die Materien durch einander, und zieht nach Verlauf von 24 Stunden die klare gefärbte Flüſſigkeit davon ab. Zeigt der Rückſtand noch rothe Farbe, wenn man ihn mit der Hälfte ſeines Gewichts kohlenſtoffſaurer in wenig Waſſer aufgelöſter Soda vermiſcht; ſo rührt man wieder etwas Schwefelſäure darunter und wäſcht ihn nach zwölfſtündiger Ruhe ebenſo, wie vorher, mit kochendem Waſſer aus. Nun gießt man alle gefärbte Flüſſigkeit in ein Gefäß zuſammen, ſchüttet ſo viel fein gepulverten lebendigen Kalk hinzu, als man Schwefelſäure genommen hat, rührt die Materien wohl durch einander und gießt endlich die klare Flüſſigkeit mit Vorſicht ab, welche beim Gebrauche mit einem Bindemittel verſetzt wird. Die Cochenille enthält einen rothen Farbeſtoff, der ſich durch ſiedendes Waſſer ausziehen, durch oxydirt ſalzſaure Zinnauflöſung erhöhen und durch Alkalien in ein Violett verwandeln läßt.

2) Von den Flüſſigkeiten, welche zum Reiben, Ausziehen, Anmachen und Verſetzen der bei dem Illuminiren nöthigen Farben und Farbeſtoffen gebraucht werden.

Die verſchiedenen Farben und Farbeſtoffe können ohne Mitwirkung von Flüſſigkeiten auf keine Weiſe behandelt und angewendet werden; denn ohne ſie würden weder die Körperfarben ſich ſo gut reiben, noch die flüſſigen Farben darſtellen, und beide der Oberfläche der Körper feſt und dauerhaft mittheilen laſſen.

Bei dem Illuminiren ſpielt das Waſſer, als Flüſſigkeit, die Hauptrolle, und es wird theils in reinem Zuſtande, theils mit einem Bindungsmittel vereinigt, angewendet. Unter allen Waſſern, womit nicht allein die Körperfarben gerieben und aufgelöſt, ſondern auch die Farbehölzer ꝛc. gekocht oder ausgezogen werden, iſt das filtrirte Regen- oder Schneewaſſer das beſte; den zweiten Rang behauptet das gereinigte Waſſer ſüßer Flüſſe, welches entweder durch die Deſtillation, oder auch durch das bloße Kochen noch geſchickter gemacht wird. Das Brunnen oder Quellwaſſer iſt gewöhnlich hart und mit fremdartigen Theilen vermiſcht, welche auf die Schönheit der Farben nachtheilig wirkt.

Sollen Erd- und Körperfarben zum Illuminiren angewendet werden, ſo müſſen ſie durch das Reiben mit reinem Waſſer die möglichſte Feinheit erhalten, welches nothwendig iſt, wenn die Farbetheilchen ſich hinlänglich

Digitized by Google

trennen, mit der Flüſſigkeit in die genaueſte Verbindung treten, ein dichteſtes Aneinanderfügen bewirken und die Oberfläche der Körper gleichartigſt bedecken ſollen. Das Reiben der Körperfarben geſchieht auf dem Reibſteine folgendermaßen: Man zerſtößt das Pigment zuerſt in einem Mörſer, weicht dann das noch grobe Pulver einige Zeit in reinem Waſſer ein, ſchüttet hierauf die helle Flüſſigkeit wieder ab und reibt nun die Farbe blos mit ſo viel Waſſer, daß ein dicker Brei entſteht, und zwar ſo lange mit dem Läufer im Kreiſe herum, oder hin und her, bis man bemerkt, daß die Farbe zart und fein genug iſt, welches man ſowol unter dem Reiben, als auch durch öfteres Befühlen zwiſchen zwei Fingern, wahrnehmen kann. Während des Reibens muß man nicht vergeſſen, mit einem ſchwachen hölzernen Spatel die an den Seiten des Reibſteins und an der Piſtille hängende Farbe öfters abzuſtreichen, damit alle Theile und Körnchen gehörig und gleichförmig zerdrückt werden. Wird die Farbe durch ein langes Abreiben zu trocken, ſo feuchtet man ſolche wieder etwas an, nur niemals zu viel, weil ſich die Farbe auf dem Reibſteine ſonſt zu ſehr ausbreitet, das Abreiben erſchwert und die Arbeit verlängert. Iſt die Farbe fein genug, ſo wird ſie mit dem hölzernen Spatel von dem Reibſteine abgenommen, auf ein glatt gehobeltes Bret, das man mit weißem Papiere belegt, in kleine Häufchen geſetzt und an der freien Luft im Schatten gegen Staub und Feuchtigkeit geſichert getrocknet. Sind die Häufchen ganz trocken, ſo reibt man ſie zum zweiten Male mit Waſſer, nimmt aber niemals mehr als nöthig iſt, die Farbe unter dem Läufer zu erhalten. Soll die Farbe recht ſchön und zart werden, wie ſolches das Illuminiren erfodert, ſo reibt man ſie mehr als einmal mit reinem Waſſer ab, und läßt ſie jedesmal in kleinen Häufchen wieder trocknen, und in dieſem Zuſtande kann man ſie auch bis zum Gebrauche in papiernen Kapſeln oder in pappenen Schächtelchen aufbewahren. Übrigens erleichtert man ſich die Arbeit und die Farben werden feiner, wenn man nur kleine Portionen auf einmal reibt und nächſtdem die mit Waſſer geriebenen Farben vor dem Trocknen durch feine Leinwand filtrirt, wodurch die allenfalls noch gröbern Theile zurückbleiben, die abermals gerieben werden müſſen. Oft iſt das doppelte, ſelbſt dreifache Reiben bei ſolchen Farben, die ſehr ſandig ſind, wie z. B. das Umbraun, noch immer nicht hinlänglich; ſie müſſen daher geſchlämmt werden, wodurch die mühſame Arbeit des Reibens gar ſehr erleichtert und abgekürzt wird. Zu dieſer Abſicht reibt man die Farben in der Geſchwindigkeit oder ſtößt ſie in einem Mörſer erſt zu Pulver, weicht dieſes eine Zeit lang in reines Waſſer ein, gießt ſolches dann ab und reibt den naſſen Bodenſatz auf dem Reibſteine. Hierauf bringt man die abgeriebene Farbe in ein angemeſſenes Gefäß, ſchüttet reines Waſſer auf, rührt ſie wol um, gießt dann, wenn die groben Theile nach einigen Secunden niedergeſunken ſind, das gefärbte, mit feinen Farbetheilchen geſchwängerte Waſſer in ein anderes reines Gefäß, läßt die darin zerſtreute feine Farbeſubſtanz ſich völlig ſetzen und gießt hierauf das reine helle Waſſer behutſam ab, ohne das Gefäß und die zu Boden ſitzende Farbe zu erſchüttern. Der Bodenſatz wird zuletzt getrocknet und noch einmal abgerieben. Wird auch dieſe Farbe zum zweiten Male geſchlämmt und abgerieben, ſo wird ſie dadurch um ſo feiner und man kann auf dieſe Art die zerriebenen Farbetheilchen nach dem verſchiedenen Grade der Feinheit von einander abſondern. Mit den zuerſt übrig gebliebenen gröbern Farbetheilchen verfährt man wieder ſo, reibt ſie zuerſt ab, gießt Waſſer auf, rührt ſolches um, läßt es ſich etwas ſetzen, zieht es ſodann ab und bewahrt den feinen Bodenſatz, wenn das reine Waſſer abgeſondert worden iſt, an der Luft getrocknet, in Doſen oder Schächtelchen, welche inwendig und auswendig mit Papier überzogen und mit paſſenden Deckeln verſehen ſind. Die getrockneten und vor Staub verwahrten Farben müſſen aber vor dem Gebrauche jedesmal wieder mit Waſſer nachgerieben werden und erſt dann kann man ſie anmachen oder verſetzen.

Sowol die hinlänglich zartgeriebenen Körperfarben, als auch die flüſſigen Farben, welche ſich von jenen hauptſächlich dadurch unterſcheiden, daß ſie, mit Waſſer verdünnt, keinen Bodenſatz bilden, würden in der Anwendung wenig Haltbarkeit und Dauer auf dem Papiere bekommen, wenn man ihnen nicht ein geeignetes Bindemittel in flüſſiger Geſtalt zuſetzte, welches ihnen die gehörige Ausdehnung, Feſtigkeit und Haft verſchaffte. Um ihnen dieſe Eigenſchaften zu geben und ſie zur Waſſermalerei, inſonderheit zum Illuminiren geſchickt zu machen, wird ſowol das arabiſche und ſenegaliſche Gummi, als auch der Hauſenblaſen- oder Fiſchleim, ſowie der Knochenleim, und nächſtdem ein Abſud von Luftmalz, in beſondern Fällen auch Stärke- oder KleiſterWaſſer als Binde- und Verſetzmittel, in richtiger Qualität und Quantität gebraucht.

Das arabiſche und ſenegaliſche Gummi löſt ſich unter Mitwirkung der Wärme leicht in Waſſer auf, und man erhält aus 4 Maß oder 8 Pfund Waſſer und 16 Loth Gummi eine brauchbare Auflöſung, welche durch reine dichte Leinwand geſeihet werden muß. Das Senegalgummi iſt zwar ſehr rein, aber auch ſehr ſpröde; deshalb wird faſt immer ein reines weißes arabiſches Gummi vorgezogen.

Um die Hauſenblaſe aufzulöſen und daraus ein Leimwaſſer zu bereiten, übergießt man die ganzen Stücke erſt mit heißem Waſſer und läßt ſie damit eine Nacht lang in gelinder Wärme ſtehen, dann rollt man ſie von einander, zerſchneidet ſie in kleine Stücke und löſt ſie entweder durch fortgeſetztes Digeriren, oder auch durchs Kochen auf, worauf das Leimwaſſer abgeſchäumt und durch ein leinenes Tuch geſeihet wird. Auf eine andere Art wird die Hauſenblaſe mit einem hölzernen Hammer weich oder zu ganz dünnen Blättchen geſchlagen, mit einer Schere in kleine Stücke zerſchnitten und ſolche in einem irdenen gut glaſurten Topfe mit Waſſer ſo lange gekocht, bis ſich alles aufgelöſt hat, worauf die Auflöſung ebenfalls filtrirt wird.

Der Knochenleim, welcher rein, farbenlos, faſt ohne Geruch iſt, ſich leicht auflöſt und ſehr feſt bindet, wird auf folgende Weiſe bereitet. Nachdem die Knochen zur

Digitized by Google

Abſonderung des Fetts, einige Stunden lang im Papinianiſchen Digeſtor ausgeſotten worden, werden ſie mit verdünnter Kochſalzſäure gehörig behandelt, welche allen phosphor- und kohlenſauren Kalk, ſowie die phosphorſaure Bittererde, auflöſt und die nackte Gallerte rein zurückläßt, welche die Form der Knochen behält und ſo biegſam wie Binſe iſt. Um von der auf dieſe Weiſe erhaltenen Subſtanz auch das wenige Fett und die Säure wegzuſchaffen, die ſie noch enthalten mag, wird ſie einem Strome kalten Waſſers ausgeſetzt, welches derſelben nicht allein Weiße, ſondern auch Halbdurchſichtigkeit gibt. Nachdem man ſie mit Leinwand gut abgewiſcht hat, thut man ſie in ein Körbchen, taucht ſie auf einige Augenblicke in ſiedendes und hierauf wieder in kaltes Waſſer. Wenn, ungeachtet dieſer Vorſicht, die Gallerte noch immer Säure enthalten ſollte, kann man ſie in eine Auflöſung von baſiſch-kohlenſaurer Soda bringen, wodurch die Säure geſättigt und hydrochlorſaure Pottaſche gebildet wird, welche ſich durch zwei- oder dreimaliges Waſchen leicht entfernen läßt; überhaupt bringt das Daſein dieſes Salzes keinen Nachtheil hervor. Iſt nun die Gallerte gehörig gewaſchen, ſo wird ſie auf Weidenhorden oder Netzen an einem luftigen Orte getrocknet, wobei ſie ſehr an Umfang verliert, und wenn ſie ganz trocken geworden iſt, verwahrt man ſie in freiſchwebenden Säcken an trockenen Stellen. Dieſe rohe Gallerte, welche noch immer die Form der Knochen behält, löſt ſich geſchnitten in wenigen Stunden in ſiedendem Waſſer auf; 2¼ Theile dieſer Gallerte bilden mit 100 Theilen ſiedenden Waſſers bei dem Erkalten eine Sülze, welche durch Verdünſtung dick genug wird, um ſich in Täfelchen ſchneiden zu laſſen, die dann getrocknet und wie rohe Gallerte aufbewahrt werden.

Statt der theuren Gummis läßt ſich ebenfalls der Abſud von Luftmalz mit Vortheil anwenden, der die Farben nicht im mindeſten verändert. Um ſolchen brauchbar zu erhalten, verfährt man auf folgende Weiſe. Auf zwei Pfund Waſſer, welches man in einem gut glaſurten Topfe zwei Finger breit einkochen läßt, nimmt man eine reichliche Handvoll in einem Mörſer wohl zerſtoßenes Luftmalz, rührt ſolches, indem man den Topf etwas vom Feuer abrückt, in das heiße Waſſer und läßt dann beides, mit einem Deckel verſchloſſen, eine Stunde lang behutſam kochen, damit nichts überläuft. Während dieſer Zeit befeſtigt man auf einem andern reinen Topfe einen Filtrirbeutel von reiner Leinwand, gießt dann den Abſud nach und nach dahin ab, und wenn alles durchgelaufen iſt, nimmt man den Filtrirbeutel weg und drückt ihn gelind aus. Hierauf wird die geſeihete Flüſſigkeit in einer flachen Schale von Porzellan oder Steinzeug, die im Waſſerbade ſteht, unter fleißigem Umrühren bis zur gehörigen Conſiſtenz eingedickt, und kann nach dem Erkalten ſogleich gebraucht, oder auch in gläſernen Flaſchen, die man gut verkorkt, einige Zeit aufbewahrt werden, beſonders wenn man der Flüſſigkeit eine ſtärkere Conſiſtenz ertheilt, die ſich nachher wieder beliebig verdünnen läßt.

Das Stärke- oder Kleiſterwaſſer endlich wird dargeſtellt, wenn man eine Quantität weiße feine Stärke von der beſten Art in einen gut glaſurten irdenen Topf thut, etwas kaltes reines Waſſer darauf gießt, es mit einem Quirl oder hölzernen Spatel ſo lange umrührt, bis die Stärke zu einer dicklichen Milch zerweicht iſt, und nun kochendes Waſſer mit einem Sturze auf die aufgelöſte Stärke gießt, welche, während dieſes geſchieht, mit dem hölzernen Spatel fleißig umgerührt wird. Ein auf dieſe Weiſe bereitetes Stärke- oder Kleiſterwaſſer iſt völlig knollenfrei; bei der andern Methode, wo man nur nach und nach ſiedendes Waſſer beimiſcht, erfolgt leicht eine Trennung der Theile und ſehr oft bilden ſich Knollen, daß man gezwungen iſt, die Maſſe durch ein grobes Tuch zu drucken. Es geht natürlich zu; denn hier verliert das kochende Waſſer durch das langſame Zugießen den erfoderlichen Temperaturgrad, dagegen daſſelbe bei einem Sturze in einerlei Qualität hinzukommt. Übrigens lernt ſich die gehörige Conſiſtenz bald; ſollte aber ſolche zu ſtark ausgefallen ſein, ſo miſcht man ſo viel Hauſenblaſenleimwaſſer bei, als nöthig iſt, eine hinlängliche Verdünnung zu bewirken, wodurch zugleich die Bindekraft erhöht wird.

Das Anmachen oder Verſetzen der Körperfarben mit dem einen oder andern Bindemittel, welches die gehörige Conſiſtenz haben und auf keinen Fall zu ſchwach ſein muß, geſchieht kurz vor deren Gebrauch. Um eine innigſte Vereinigung beider Materien zu bewirken, wie ſolches nothwendig iſt, thut man etwas Farbe in ein angemeſſenes reines Gefäß von Porzellan, Fayence, Steingut oder Glas, und gießt unter fortwährendem Umrühren mit einem weißen hölzernen Stabe, von dem zu ihrer Verdünnung erfoderlichen Bindemittel nach und nach ſo viel hinzu, bis die Farbe pinſelgerecht iſt, d. h. die gehörige Conſiſtenz hat. Dieſe Conſiſtenz läßt ſich leicht dadurch verbeſſern, wenn man bei einem Überfluſſe reines Waſſer, bei einem Mangel etwas ſtarkgekochten Hauſenblaſenleim zuſetzt. Lackfarben bedürfen, wie ſchon erwähnt, in der Regel keines beſondern Bindemittels, deſto mehr aber die flüſſigen Farben, um ihnen Körper zu verſchaffen; ſie bekommen auch meiſt einen kleinen Zuſatz von Alaun, wodurch ſie beſtändiger werden. Die Bindekraft wird gewöhnlich durch arabiſches Gummi ertheilt, welches man in etwas Waſſer, oder in der Farbe ſelbſt, unter Mitwirkung der Wärme, auflöſet. Man kann zwar die flüſſigen Farben nicht in ſo verſchiedenen Nüancen wie die Körperfarben haben; inzwiſchen gewähren ſie den Vortheil, daß ſie wohlfeiler zu ſtehen kommen. Miſchungen, wenn nämlich zwei oder mehre Farben durch eine Flüſſigkeit zu einem beſtimmten Farbeton mit einander verbunden werden ſollen, laſſen ſich am beſten auf einem geräumigen Reibſteine vornehmen, und man reibt zuerſt die Hauptfarbe, ſetzt dann von einer andern Farbe ſo viel hinzu, als erfoderlich iſt, die gewünſchte Nüance hervorzubringen, und vereinigt zuletzt damit das Bindemittel, wobei nur noch zu bemerken iſt, daß ein Zuſatz von Alkalien oder Laugenſalze, namentlich Pottaſche, Weinſteinſalz, Kalk ꝛc., die Farben vertieft, die Säuren hingegen, als Alaun, Vitriol- und Salpetergeiſt, Salmiak, Eſſig, Zinnſolution ꝛc., ſolche erhöhen

Digitized by Google

3) Von den verſchiedenen Geräthſchaften, Inſtrumenten und Werkzeugen, welche bei dem Illuminiren in Anwendung kommen.

Der Illuminirer gebraucht zu Ausübung ſeiner einfachen Kunſt nur wenige Geräthſchaften, Inſtrumente und Werkzeuge, und die vornehmſten ſind folgende:

1) Ein glatter Reibſtein nebſt Läufer zum Reiben der Körperfarben. Er muß aus gutem, feſtem, ſchieferfreiem Marmor, Granit oder Porphyr, der nicht im Geringſten abſchlämmt, oder in deren Ermangelung aus einem andern harten Stein von feſter, gleichmäßiger Subſtanz gefertigt ſein. Gute, feſte Sandſteine von feinſtem Korne laſſen ſich nur dann zum Reiben der Farben gebrauchen, wenn ſie gehörig eben, hart, nicht löcherig und frei von kleinen Steinchen ſind, die ſich bei dem Reiben leicht losarbeiten und dann Vertiefungen in der Platte zurücklaſſen, woraus die Farben ſchwer herauszubringen ſind. Man kann auch eine ſtarke und dicke Glastafel, welche leicht von Glashütten zu erhalten iſt, zum Reiben der Farben gebrauchen, nur muß man ſie genau und horizontal in Holz einlaſſen und mit einer weichen Unterlage recht gleichförmig ausfüttern. Zu kleinen Portionen von Farben laſſen ſich flache Reibſteine oder Reibſchalen von Serpentinſtein mit Vortheil anwenden. Der Läufer (die Piſtille) kann von derſelben Materie, wie der Reibſtein, ſein, oder man richtet ein flaches Trinkglas dazu ein, wenn es nur die gehörige Stärke hat. Nach dem Gebrauche müſſen die Reibſteine, Schalen, Spatel, Läufer ꝛc. ſogleich gut gereinigt werden, weil ſpäter manche Farben, oft wegen Ungleichheit des Steines, ſchwer wegzubringen ſind. Die beſte Reinigung des Reibſteins geſchieht mit feingeſtoßenem Bimſteine, den man mit dem Läufer darauf einige Zeit herumreibt, und mit reinem Waſſer wieder abſpült. Dieſe Vorſicht iſt um ſo nöthiger, wenn man nachher abſtechende oder zärtliche Farben reiben will.

2) Mehre Spatel, welche zum Zuſammenſtreichen und Aufnehmen der Farben auf dem Reibſteine unentbehrlich ſind, werden am Beſten von Äpfel- oder Birnbaumholz, welches ſehr hart und nicht leicht dem Verziehen unterworfen iſt, nächſtdem von Buchenholz ꝛc. gemacht. Sie beſtehen aus einer 8—10 Zoll langen, 1, 2—3 Zoll breiten und höchſtens 2 Linien dicken Schiene, die am untern Ende etwas abgeſchärft iſt und die Geſtalt eines Gänſefußes hat.

3) Mehre kleine Näpfchen, Töpfchen ꝛc. von Porzellan, Fayence, Glas ꝛc. zum Einrühren der geriebenen Farben. Nur im Nothfalle gebraucht man irdene Näpfe mit Glaſur von Bleiglätte, weil dieſe einen ſchädlichen Einfluß auf die meiſten Farben haben. Ebenſo wenig ſind Näpfchen von Holz oder Horn, beſſer aber von Knochen oder Elfenbein anzuwenden. Bedient man ſich der Muſchel- oder Auſternſchalen, ſo müſſen ſolche vorher einige Tage in warmem Waſſer gelegen haben und wohl ausgewaſchen worden ſein, damit aller Schleim und die gelbe Farbe, welche ſie von Natur beſitzen, völlig ausgezogen und verſchwunden iſt.

4) Ein Filtrirſack oder Beutel von grober, ſtarker, ungebleichter Leinwand an einem eiſernen oder meſſingenen Reifen befeſtigt, woran ſich ein Stiel zum beſſern Feſthalten befindet, dient zum Durchſeihen des Gummi- und Leimwaſſers, damit aus demſelben alle Unreinlichkeiten und fremdartigen Theile zurückbleiben. Zu gleichem Zwecke kann man auch ein enges Sieb von Pferdehaaren gebrauchen, und letztere Geräthſchaft eignet ſich vorzüglich zum Durchſeihen des Gummiwaſſers.

5) Ein Mörſer von Metall, um allerlei Farben und andere harte Körper darin zerſtoßen zu können. Auf die Öffnung deſſelben muß eine blecherne Kapſel, welche in der Mitte ein Loch, von der Größe des Umfangs der eiſernen Keule, hat, genau paſſen, damit die Ingredienzen, die man ſtoßen will, nicht wegſpringen oder verſtäuben.

6) Eine Palette, die aus einem dünnen, ovalen Bretchen von hartem Holze mit einem Handgriffe beſteht, worauf die Vermiſchung der Farben zu geſchehen pflegt, iſt nicht durchaus nothwendig, da man hierzu ebenſo gut den Reibſtein oder eine Glastafel, bei nur wenig Farbe ein Täfelchen von Elfenbein, gebrauchen kann.

7) Einige ſogenannte Falzbeine von Knochen, auf beiden Seiten glatt, an den Kanten ſtumpf und an der Spitze abgerundet, zum Ausſtreichen faltiger und runzliger Papierbogen. Man hat deren, die ganz gerade, andere, die etwas gebogen ſind.

8) Ein Lineal von Eiſen, 2—2½ Fuß lang, 3 Zoll breit und $\frac{1}{10}$ Zoll dick, zum Beſchneiden des Papiers. Es liegt in der Natur der Sache, daß das Lineal nicht allein an den Kanten völlig gerade (liniengleich), ſondern auch deren breite Flächen recht eben ſein müſſen, damit ſich ſolche gut auflegen. Damit ſich aber das Lineal beim Gebrauche nicht ſo leicht verſchiebt, macht man deſſen untere Fläche durch den Strich einer groben Feile abſichtlich etwas rauh; dagegen muß die obere Fläche glatt und blank gearbeitet ſein. Statt des Lineals läßt ſich auch eine große Schere zum Beſchneiden des Papiers anwenden.

9) Ein Glättkolben, um damit das Papier nach dem Illuminiren zu glätten. Dieſes Inſtrument beſteht aus einem Stücke Stahl, drei Zoll breit, ebenſo lang und einen Zoll dick, welches auf ſeiner hintern Fläche platt, auf ſeiner vordern Glättſeite wie ein Schiffsſchnabel abgerundet (aufwärts gebogen) iſt, und hinten, am dicken Theile, in einen, wenigſtens neun Zoll langen, eiſernen Stiel ausläuft, deſſen Spitze in einem hölzernen Griffe befeſtigt iſt. Stets muß der Glättkolben vor Näſſe bewahrt werden, damit deſſen glatte und gut polirte Fläche nicht roſtet. Statt des ſtählernen Kolbens kann man auch einen Glättſtein von Achat oder ſchwarzem oder grauem Kieſelſteine, der recht dick, entweder rund und platt, wie ein Käſe geſtaltet, oder birnförmig, von der Größe eines Gänſeeies ſein muß, gebrauchen.

10) Eine gewöhnliche Buchbinderpreſſe, zum Preſſen der illuminirten und geglätteten Papiere, um ihnen ihre eigenthümliche Geſtalt und horizontale Richtung wieder zu geben. Hierzu gehören eine Partie Breter von der

Digitized by Google

Größe der Papierbogen, aus gutem, trockenem, feſtem Holze recht glatt und nach dem Winkel gearbeitet.

11) Zu den vornehmſten und unentbehrlichſten Werkzeugen eines Illuminirers gehören die Pinſel, womit bekanntlich die Farben aufgetragen und verzogen werden. Nach Beſchaffenheit der Arbeit hat man mehre dergleichen von unterſchiedlicher Größe und Stärke nöthig. Die Haarpinſel werden von den Haaren der Eichhörnchen, Marder, Dachſe, Biber und Ziegen, die ſogenannten Fiſchpinſel hingegen von den Haaren der Fiſchotter, und man hat von beiden große, die in Schwanſpulen, mittlere, die in Gänſeſpulen, und kleine, die in Raben- oder Lerchenfederſpulen gefaßt werden. Viel hängt von der Güte der Pinſel ab, und ſie müſſen ſo feſt verbunden ſein, daß keine Haare während des Gebrauches verloren gehen; auch müſſen ſie ſich beim Naßmachen an der Spitze ſchließen und dürfen ſich daſelbſt nicht aus einander ſpreizen oder ſpalten, wenn man ſie durch die feuchten Lippen zieht. Gute Pinſel werden in Augsburg, Altenburg, Berlin, Dresden, Nürnberg, Würzburg und vielen andern Orten verfertigt, man kann ſich ſolche aber auch ſelbſt bereiten. Nach jedesmaligem Gebrauche müſſen die Pinſel ſogleich ausgewaſchen und gereinigt werden, damit man ſie zu einer andern Zeit ohne Zeitverluſt und Nachtheil wieder gebrauchen kann; denn läßt man aus Nachläſſigkeit die Farbe darin, ſo bindet der Leim die Haare ſo feſt zuſammen, daß man ſie oft lang in warmes Waſſer zum Aufweichen legen muß, ehe man ſie auswaſchen und wieder benutzen kann.

12) Der Arbeits- oder Werktiſch endlich, auf dem das Illuminiren vorgenommen wird, muß aus harten Bohlen, recht eben und gleich, hinlänglich lang und breit, gearbeitet, mit einem feſten Geſtelle verſehen und ſo horizontal geſtellt ſein, daß es an hinlänglichem Lichte nicht fehlt; unten kann man einige Schiebekaſten anbringen laſſen, um darin die nothwendigſten Materialien und Werkzeuge aufzubewahren. Wird der Arbeitstiſch mit feinem Tuche überzogen, ſo liegen die Papiere nicht allein weicher, ſondern auch feſter. Noch beſſer iſt es, wenn eine polirte Tafel von Marmor, etwas größer als der Papierbogen, ſo eingelaſſen und mit Tuch überzogen wird, daß man ſie herausheben und anderes Tuch, ſo oft als nöthig iſt, darum ſchlagen kann.

4) Regeln und Handgriffe, welche bei dem Illuminiren zu beobachten ſind.

1) Der Ort oder die Werkſtätte, wo illuminirt werden ſoll, muß ſehr reinlich und möglichſt vor allem Staube geſichert ſein; denn die mit einem Bindemittel verſetzten Farben, ſo lange ſolche noch nicht völlig trocken ſind, halten den Staub, der auf ſie fällt, feſt. Gut iſt es, während des Illuminirens und Trocknens Thüren und Fenſter verſchloſſen zu halten. Der beſte Ort iſt daher ein beſonderes, ruhiges, der Erſchütterung nicht ausgeſetztes Zimmer.

2) Es kommt beim Illuminiren viel darauf an, die Farben gehörig zu treffen, weder zu ſtark, noch zu ſchwach aufzutragen, weder zu viel, noch zu wenig Bindeſtoff beizumiſchen.

3) Man bediene ſich zum Auftragen der Farben jedesmal der rechten Gattung von Pinſel. Für große Partien oder Flächen kann man auch Breitpinſel und eingefaßte Stückchen Schwamm gebrauchen. Im Allgemeinen dürfen dieſe Inſtrumente nicht zu klein ſein, damit die Arbeit vor ſich geht, die in der Regel nur ſchlecht bezahlt wird.

4) Der Auftrag der Farben darf nicht ängſtlich und langſam, ſondern muß mit dreiſten, langen und raſchen, dicht neben einander geführten Pinſelſtrichen, in gerader Richtung geſchehen, damit der Anſtrich überall gleich und einförmig wird. Deshalb nehme man auch den Pinſel beim Herausnehmen der Farbe niemals zu voll, ſondern ſtreiche ihn jedesmal am Rande des Farbegefäßes, ſo viel als nöthig iſt, ab, damit keine Farbe auf einen unrechten Ort abtropft, weshalb auch das Farbenäpſchen nahe an dem Gegenſtande, welcher illuminirt werden ſoll, ſtehen muß.

5) Während des Illuminirens muß der Pinſel immer ganz unvermerkt herumgedreht werden, damit die Haare eine ſpitzige Form behalten und man, ſo oft es erfoderlich iſt, ſeine Striche machen kann, wie ſolches bei Grenzen, Linien, oder wo eine Farbe mit einer andern wechſelt, der Fall iſt.

6) Man muß ſich zugleich gewöhnen, den Pinſel lang hervorragend in der Hand zu führen, damit die Flüchtigkeit der Fauſt nicht verloren geht, welches gar leicht geſchieht, wenn man ihn zu kurz faßt. Auch muß man ſich gewöhnen, denſelben mit einer ſtäten oder feſten unbeweglichen Fauſt zu halten, damit keine Linie, kein Strich über die beſtimmte Grenze hinausgeht, welches der Genauigkeit nachtheilig iſt, und ſich gar bald zutragen kann, wenn man ihn nur obenhin in die Hand nimmt.

7) Ehe man die Pinſel zum Illuminiren gebraucht, werden ſie in reines Waſſer getaucht, wieder abgeſtrichen und an einen wohl paſſenden runden Stab oder Stift von Holz geſteckt. Ein ſolcher Stab oder Stift muß glatt und darf nicht zu kurz ſein, weil er ſonſt nicht gut in der Hand liegt, ſolche auch ſchwer macht und verurſacht, daß ſich die Haare des Pinſels leicht theilen und Querſtriche verurſacht.

8) Beim Illuminiren ſelbſt laſſen ſich keine allgemeinen Regeln geben, ſondern die Behandlung hängt von der Beſchaffenheit des Gegenſtandes ab, welcher illuminirt werden ſoll, und es kommt dabei nicht allein der Stoff oder das Material in Betrachtung, ſondern es iſt auch ein großer Unterſchied, ob man Landkarten, Landſchaften, Bilder mit wenigen oder vielen Figuren ꝛc. vor ſich hat.

Ein Papier, welches zum Illuminiren mit Vortheil angewendet werden ſoll, muß weiß, rein, feſt, glatt und ohne Wolken, weder zu dick noch zu dünn, gleichförmig ſtark, und nicht allein gehörig, ſondern auch gleichartig geleimt ſein. Ein graues Papier wird niemals die Farben ſo ſchön darſtellen, wie ein weißes; ein ungleichförmiges wird an den ſeichten Stellen die naſſen Farben leicht durchſchlagen laſſen, wodurch eine ungleich gefärbte

Digitized by Google

Oberfläche entſteht; ein ungleich geleimtes wird die Farbe mehr oder weniger einſaugen und einen gleichen Nachtheil bewirken. Nicht ſelten enthalten die geleimten auch viel Alaun, oder Erden und Salze, wodurch die Farben verändert werden. Roth z. B. wird auf ſolchem Papiere wegen des Kalks und Alauns leicht carmoiſin ꝛc. Auf alle dieſe und andere Umſtände muß der Illuminirer Rückſicht nehmen, und das Papier, wo es bezahlt wird, nach Möglichkeit zu verbeſſern ſuchen. Leider wird aber die Arbeit ſo ſchlecht honorirt, daß man an keine mit Koſten und Zeitverluſt verbundene Verbeſſerung des Stoffes denken kann, will man nicht mit Schaden arbeiten, und muß daher ein Papier, wie es iſt, gebrauchen.

Gut iſt es, das Papier vor dem Illuminiren mit reinem Waſſer gelind anzufeuchten, weil ſich die Farben auf trockenem Papiere nicht gut und gleichförmig einziehen und auflegen. Dieſes Papierfeuchten geſchieht auf dieſelbe Art, wie die Buchdrucker ihre Papiere anfeuchten, wobei vorzüglich darauf zu ſehen iſt, daß ſie ganz gleichmäßig und ja nicht zu feucht gemacht werden, und daß das Feuchtwaſſer ein dünnes, reines, helles Leimwaſſer iſt, beſonders wenn die Papiere wenig oder keinen Leim in ſich enthalten. Man wendet bei dieſem Leimwaſſer jedoch keinen Alaun an, und macht es auf keinen Fall zu ſtark und das Papier zu feucht; doch läßt ſich letzteres durch zwiſchen gelegtes trockenes ſogenanntes Löſchpapier leicht verbeſſern und die überflüſſige Feuchtigkeit entfernen.

Wenn auch beim Illuminiren von keinem eigentlichen Schatten und Lichte die Rede iſt, wodurch es ſich hauptſächlich von der Malerei und Zeichnenkunſt, von den Arbeiten, die der Grabſtichel hervorbringt, weſentlich unterſcheidet; ſo muß dennoch beim Coloriren auf dieſes wichtige Stück Rückſicht genommen, und es dürfen daher die lichten Stellen der Zeichnung durchaus nicht zu dunkel gehalten werden, um die Wirkung des Ganzen nicht zu ſchwächen. Darin verſehen es die meiſten Illuminirer, daß ſie Schatten und Licht, wie ſolches der Zeichner, der Kupferſtecher, der Formſchneider, der Lithograph ꝛc. angelegt hat, zu wenig berückſichtigen, und ihre Farben zu gleichmäßig auftragen. Das Glatte will anders, wie das Rauhe, das Glänzende anders, wie das Matte behandelt ſein, und jede beſondere Gattung der Gegenſtände, Himmel, Luft, Wolken, Gewäſſer, Erde, Bäume, Thiergeſtalten, überhaupt Alles erfodert eine ihr beſonders angemeſſene Manier der Illumination, damit das Charakteriſtiſche der Zeichnung in ſeiner ganzen Stärke wirkt. Es müſſen folglich die Tinten, nach Maßgabe der Zeichnung, bald verſtärkt, bald geſchwächt werden, wobei auch auf die Perſpective zu ſehen iſt. Der Illuminirer ſollte daher, wie der Maler, auch ein guter Zeichner ſein, damit er im Stande iſt, jeden Gegenſtand, den er illuminiren will, nach der Natur, richtig, frei und ungezwungen darzuſtellen. Seitdem die Kunſt der Illumination zu der Höhe gelangt iſt, daß ſie ihrer Vollkommenheit nahe ſteht, iſt ſie eine Art von Malerei geworden, denn ſie kann alle Formen und Geſtalten nach ihren Charakteren dem Auge durch Farben genau darſtellen, ſie kann das Helle und Dunkele, die Harmonie in Licht und Schatten, die glänzende Politur der Metalle, die Durchſichtigkeit des Glaſes, die Schönheit des Nackten, die Mannichfaltigkeit der Gewänder, ſogar das Duftige der Luft ꝛc. mit ihrem Pinſel hervorbringen. Aber es gehört ein Mann von Genie und Talent dazu; dem Mechaniſten iſt die wahre Kunſt ein Räthſel.

Während der Anfänger ſich im Zeichnen übt und ein gutes Augenmaß zu erlangen ſucht, kann er auch ſchon mit dem Coloriren der Landkarten und Bauriſſe den Anfang machen, wo es blos auf ſcharfe Umriſſe ankommt, und dieſe Beſchäftigung ſo lange fortſetzen, bis er ſich die Fertigkeit erworben hat, den Pinſel mit Leichtigkeit und Sicherheit zu führen, und mit den Farben und ihren Miſchungen vertraut zu ſein.

Die nächſten Arbeiten erſtrecken ſich auf das Illuminiren einzelner Formen, als: Thürme, Häuſer, Felſen, Mauern, Säulen, Flüſſe, Seen, Bäume, menſchliche Köpfe, Thiergeſtalten u. dergl., und letztere beſonders ſetzen ein genaues Studium der Natur mit ihren vielfachen Abänderungen voraus, wenn nicht grobe Fehler unterlaufen ſollen.

Später erſt geht man auf Landſchaften, hiſtoriſche Stücke, Jagdſcenen, Schlachtgemälde ꝛc. über, wobei das Alte und Neue, die herrſchenden Sitten, das Coſtüm, das Nationelle, mit einem Worte, alle Eigenthümlichkeiten wohl in das Auge gefaßt werden müſſen.

Hierbei leiſten gut illuminirte Bilder, worin es beſonders die Engländer weit gebracht haben, treffliche Dienſte, und der Anfänger kann durch anhaltendes Studium ſolcher Meiſterſtücke bei gehöriger Aufmerkſamkeit, Beurtheilung, Geſchmack und Fleiß in kurzer Zeit einen hohen Grad von Vollkommenheit erlangen.

Nähere Belehrung und vollſtändigern Unterricht über dieſe ſchöne Kunſt, die insbeſondere zu Nürnberg ſtark getrieben wird, findet der Wißbegierige in folgenden Schriften: Einleitung zur Illuminir-, Farbe- und Malerkunſt (Cöln 1783). Anleitung Kupferſtiche zu illuminiren (Augsb. 1788). Der Illuminiſt, oder Anweiſung von ſich ſelbſt ſchön illuminiren zu lernen ꝛc. mit Kpf. (Nürnb. 1788. 4.). Kunſt, Kupferſtiche zu illuminiren, und die Farben zu miſchen ꝛc. (Nürnb. 1788. 4.). Neue praktiſche Anweiſung, Kupferſtiche und Zeichnungen mit bunten Farben zu illuminiren, zu tuſchen und zu malen ꝛc., mit illuminirten Kupf. (Nürnb. 1795). F. A. Carſos, Anweiſung zur Kunſt, Kupferſtiche zu illuminiren (Leipz. 1803). Handgriffe beim Illuminiren ꝛc. (Gotha 1803). Anleitung zum Illuminiren der Landſchaften nach Aberlin's Manier ꝛc., mit Kupf. (Breslau 1805. Querfol.). Kunſt oder Anweiſung, Kupferſtiche zu illuminiren und Zeichnungen zu vervielfältigen ꝛc. (Augsb. [Leipz.] 1805). Kunſt, Kupferſtiche nach dem Leben zu illuminiren ꝛc. (Augsb. [Fürth] 1805). Zeichen- und Illuminirſchule von Ch. G. H. Geisler ꝛc. zwei Hefte (Leipz. 1805. 4. Der kleine Maler, oder mannichfaltige Abbildungen zum Illuminiren, für junge Leute ꝛc., mit 18 Kupfert., nämlich ſechs colorirten Vorlegeblättern und 12 zum Illuminiren (Berl. 1817). Der kleine Maler, oder nützliche und angenehme Beſchäftigung für die Jugend, enthaltend eine kurze Anweiſung

Digitized by Google

zum Illuminiren, nebſt acht gemalten Vorlegeblättern und 16 ſchwarzen Blättern zum Nachzeichnen und Illuminiren ꝛc. 3. Aufl. (Meißen 1817. Querfol.). Illuminirſchule, oder Unterricht im Schattiren und Coloriren, nach Sauerweid u. A. (Leipz. 1820. 4.), u. A. m. (*Fr. Thon.*)

ILLUNUM. Nach Ptolemäus (II, 6) eine ſonſt weiter nicht bekannte Stadt des alten Spaniens (Hispania) im Gebiete der Baſtitaner in der Hispania Tarraconensis, in deren Nachbarſchaft der genannte Geograph die Städte Bergula, Aſſo, Abula und Saltiga nennt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Illurcis (a. Geogr.), ſ. Graccuris (Gracchuris).

ILLURCO. Plinius (III, 1) erwähnt unter den mehren Städten in der Hispania Baetica in der Landſchaft Baſtitania im alten Spanien (Hispania) auch eine Stadt Illurco, in deren Nachbarſchaft die Städte Oska und Hippo Nova (?Novus?) angeführt werden. Nach Ukert, der dieſes aus Inſchriften deducirt, lag ſie in der Gegend von Ilinos am Fluſſe Cubillas. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLUSION (aus dem lateiniſchen illudere, d. i. ſein Spiel, Scherz oder Geſpött mit etwas oder mit Jemanden treiben, Jemand zum Beſten haben) bezeichnet im Allgemeinen ſo viel wie Täuſchung, Vorſpiegelung, Wahn, Schein überhaupt, insbeſondere aber Selbſttäuſchung, namentlich diejenige Art von Täuſchung oder Schein, welche eine Wirkung der Einbildungskraft oder Phantaſie iſt, inſofern man den Producten derſelben Wirklichkeit andichtet, oder ihre Verwirklichung zuverſichtlich, aber fälſchlich, gehofft hat. In dieſem Sinne ſteht die Illuſion im Gegenſatze gegen die eigentlichen ſogenannten Sinnentäuſchungen, die ſogenannten Hallucinationen oder Sinnenvorſpiegelungen, den ſogenannten optiſchen, akuſtiſchen u. ſ. w. Betrug der Sinne, welche letztere übrigens eigentlich nie ſelbſt täuſchen, ſondern nur den Verſtand, die Urtheilskraft zu voreiligen Schlüſſen verleiten; vgl. Kant, Anthropol. S. 33. Fries, Logik. S. 87. Wenn Jemand einen Wolkenrand am Horizonte für eine ferne Gebirgsreihe, angemalte Statuen, Wachsfiguren für Menſchen, ein Gemälde für ein Basrelief, gemachte Blumen oder Vögel ꝛc. (man denke an Zeuxis und Myron!) für lebendige anſieht, ſo iſt hier keine Illuſion vorhanden, weil keine Fictionen der Einbildungskraft vorkommen, ſondern bloßer Sinnenbetrug, indem eine Anſchauung beſtimmt genug iſt, und nur der Verſtand zum Irrthume ſich verleiten läßt. Das bekannteſte und häufigſte Beiſpiel der eigentlichen Illuſion iſt ohne Frage der lebhafte Antheil, den wir an dem Schickſale der Helden und Heldinnen in Romanen, Luſt- und Trauerſpielen nehmen, wobei die Illuſion, der man ſich dabei hingibt, oft ſo ſtark iſt, daß man Thränen dabei vergießt, als wären es wirklich lebende Perſonen. Man kann dieſe Art der Illuſion die höhere oder äſthetiſche nennen, indem für dieſe das Gebiet der ſchönen Künſte der Natur der Sache nach der eigentliche Boden, ſowie alle Wirkung dieſer ein Product jener iſt. In dieſem Gebiete geben wir uns den durch die Kunſt hervorgebrachten Täuſchungen, wofern wir eine gebildete Einbildungskraft haben (man denke an Schiller's treffendes Wort von den geraubten Kunſtwerken: „dem Vandalen ſind ſie Stein!"), nicht nur gern und willig, ſondern auch mit klarem Bewußtſein hin, und finden uns dabei nicht, wie beim gewöhnlichen (und auch beim ſogenannten Sinnen-) Betruge, unangenehm afficirt, ſondern im Gegentheile angenehm, und in unſerm innern Leben gefördert. Der Grund hiervon iſt, daß wir dieſe Illuſionen in gewiſſem Sinne als höhere Wahrheit, mit mehr oder weniger deutlichem Bewußtſein anzuerkennen nicht umhin können. Denn jedes echte Kunſtwerk drückt als Darſtellung der Idee des Schönen zugleich eine innere, höhere Wahrheit, eine Vollkommenheit aus, die der Idee mehr entſpricht, als die ſogenannte Wirklichkeit, und unſerm Geiſte, der nie in der unvollkommenen ſublunariſchen Welt ſeine volle Befriedigung finden kann, weil er Ahnungen ſeiner höhern, wahren Heimath hat, iſt eigentlich nur wohl, wenn er Vollkommenes erſchaut, was eben hienieden nur in der Welt der Ideen und Ideale und deren Verwirklichung in den Werken der ſchönen Kunſt zur Darſtellung oder äußern Offenbarung gelangt. Wir Alle wiſſen, daß die Menſchen in concreto nicht ſo ſind, wie ſie z. B. Sophokles, Shakeſpeare, Jean Paul ꝛc. ſchildern; aber wir fühlen zugleich, daß dieſe Charakterſchilderungen innere Wahrheit haben, daß die wirklichen Menſchen unter ſolchen Verhältniſſen grade ſo ſein könnten und ſollten, und auch ſo ſein würden, wenn ſie ihren Charakter völlig entwickeln könnten, und wenn nur nicht eben hienieden einmal Alles, wie ſchon die Philoſophie ſeit Platon (und ebenſo das Chriſtenthum) lehrt, gebrechlich und unvollkommen wäre, und wenn nur irgend etwas wahrhaft ſeiner Idee entſprechen könnte. Indem wir nun bei dem Genuſſe ſchöner Kunſtwerke auf Augenblicke uns der Illuſion hingeben, als gehörten ihre Gegenſtände in die Wirklichkeit, finden wir uns, ſo lange dieſe Erhebung in das ideale Gebiet dauert, in unſerm Innern befriedigt; und inſofern kann man ſagen, daß die äſthetiſchen Illuſionen etwas höchſt Nothwendiges ſind; vgl. Schiller's ſchönes Gedicht: „Die Ideale." Aber auch im wirklichen Leben ſpielt die Illuſion eine große Rolle, indem bei dem unendlich großen Einfluſſe der Einbildungskraft auf unſer ganzes geiſtiges Leben faſt alles menſchliche Glück und Unglück nur auf Illuſionen beruht! Wie Rückert treffend ſagt (Weisheit des Brahmanen II, 88):

„Wer iſt beglückt? wer's wähnt! Wer unbeglückt? wer's glaubt!
Vom Glauben wird die Welt geſchenkt Dir und geraubt."

Jeder Menſch, der nur ſo weit gebildet iſt, um Langeweile zu empfinden (in welchem Sinne dieſe Empfindung als Zeichen der Civiliſation anzuſehen iſt, wogegen z. B. rohe Wilde, Bauern auf der Ofenbank und dergl. mehr, Tage lang gedankenlos vegetiren können), lebt in Illuſionen, ſpielt mit den Spielen ſeiner Phantaſie, oder wird ſelbſt ihr Spiel, indem dieſe den Blick in die Zukunft hinzugibt, ſomit Hoffnung und Furcht, in deren Wechſel und Kampf ſich eigentlich dann das Leben bewegt. Der enge Augenblick der Gegenwart oder Wirklichkeit iſt

Digitized by Google

nur der Vordergrund einer weiten Landſchaft, welche von der Phantaſie in die Zukunft hinausgezeichnet liegt, und bald von Hoffnung hell erleuchtet, bald von Furcht verfinſtert wird (vgl. Fries, Neue Kritik der Vernunft. I. 151). So iſt faſt alles Glück des Menſchen blos phantaſirt, bloße Illuſion. In dem, worauf die Erwartung im Voraus geſpannt war, werden wir meiſtentheils getäuſcht, weil die Phantaſie gleich zu hoch ſteigt, und es ihr zu leicht wird, alles ſchöner auszumalen, als die Wirklichkeit es liefern kann. Daher der Stolz aller Schwärmer in der Liebe oder in der Religion, mit dem ſie jeden andern Genuß verachten und verwerfen; der ihrige beruht allein auf der Einbildung, ſie geben ihn ſich ſelbſt, haben ihn ſo am ſicherſten, und weil ſie ſeine Größe ſelbſt beſtimmen, wird er ihnen leicht weit größer ſcheinen, als Alles, was der Sinn zu geben vermag. Doch auch dem, der nicht ſchwärmt, mißt die Phantaſie das Glück und Unglück zu, ſobald er ſich vom erſten Inſtinct losgemacht hat, und Gutes und Böſes ſelbſt zu vergleichen anfängt. Sinn und Phantaſie folgen dann widerſtreitenden Geſetzen, und letztere verſpricht das meiſte. Der Sinn fodert nur Befriedigung des Bedürfniſſes, und auf dieſe folgt Gleichgültigkeit; die Phantaſie hingegen würdigt uns erſt das Bedürfniß ſelbſt, ihr eigentliches Element iſt immer höhere Spannung für Hoffnung oder Furcht, wo der Genuß ſo lange ſich ſelbſt erhält und erhöht, als noch Steigerung möglich iſt. Der Genuß der Phantaſie geht auf Selbſterhaltung, die Befriedigung des Sinnes auf Selbſtvernichtung aus. Die Hochzeit iſt das Ende jedes Romans, die Ehe das Grab der (romantiſchen, ſentimentalen) Liebe (vgl. Rahel I. 152), d. h. die Illuſion verſchwindet, eripitur *persona* manet *res* (*Lucret.*), „mit dem Gürtel, mit dem Schleier reißt der ſchöne Wahn entzwei!" Ebenſo verhält es ſich mit allem Unglück. Nicht das äußere Leiden, das jeden Augenblick kommt und weicht, ſondern die innere Vorſtellung, unſere Einbildung, die uns entweder mögliche Genüſſe, die wir eben entbehren, oder die Ewigkeit eines Schmerzes, der uns eben trifft, vormalt, macht uns unglücklich, wie ſchon die Stoiker lehrten („plura sunt, quae nos *terrent*, quam quae premunt, et saepius *opinione*, quam *re* laboramus" *Seneca* ep. 5). Daher ſagt Jean Paul (Muſeum 190, in dem Aufſatze: Die Kunſt, ſtets heiter zu ſein; vgl. Äſthetik. §. 7. I. S. 47. Quintus Fixlein S. 343: „Über die natürliche Magie der Einbildungskraft") mit Recht: „alle Leiden ſind geiſtig, ſogar das körperliche wird, da es nur in der Zeit, alſo nur in Augenblicken ſtechen kann, zu einem geiſtigen, indem wir die Stiche, wovon wir einzeln jeden tiefſten ertrugen, aus Vergangenheit und Zukunft zuſammenrechnend ſammeln, und ſo die Strahlen zum Brennpunkte verdichtet auf uns einäſchernd richten;" d. h. eben die Illuſion und nicht die Wirklichkeit macht uns wahrhaft unglücklich; denn alles läßt ſich ertragen, auch der allerheftigſte Schmerz, was nur einen Augenblick dauert, in der Wirklichkeit dauert aber in der That jeder Schmerz nur einen Augenblick, denn unſer ganzes Leben iſt ja nur aus Augenblicken zuſammengeſtellt, kommt der zweite, iſt der erſte vorbei u. ſ. f.; nur unſere Phantaſie redet von ſtunden- und tagelangem Schmerze, dergleichen es doch in rerum natura gar nicht gibt und geben kann. (Daher leidet die Thierwelt auch gar nicht ſowie der Menſch, denn jene rechnet die einzelnen Stiche, die ſie freilich als ſolche auch fühlt, nicht zuſammen, und kennt kein unglückliches Daſein überhaupt, weil ſie nichts vergleichen kann.) Dieſe Art der Illuſion kann man im Gegenſatze gegen die äſthetiſche die praktiſche (oder praktiſch-philoſophiſche) nennen. Kant widmet in ſeiner Anthropologie einen eigenen Paragraphen (12) dem „erlaubten moraliſchen Schein," wobei er bemerkt, die Menſchen ſeien insgeſammt, je civiliſirter, deſto mehr Schauſpieler, indem ſie den Schein der Zuneigung, der Achtung vor Andern, der Uneigennützigkeit ꝛc. annehmen, ohne übrigens irgend Jemanden damit zu betrügen, weil jeder Geſcheite weiß, daß alle menſchliche Tugend im Verkehr nur Scheidemünze iſt, und nur ein Kind ſie für echtes Gold nimmt. Er zeigt dann weiter, daß alles, was man Wohlanſtändigkeit (decorum) nennt, nichts ſei, „als ein ſchöner Schein," aber Höflichkeit nichts als „ein Schein der Herablaſſung, der Liebe einflößt;" dahin rechnet er ferner die „Sittſamkeit," als einen die Leidenſchaft der Liebe verſteckenden Selbſtzwang der Frauenzimmer, die ſchlecht damit zufrieden ſein würden, wenn das männliche Geſchlecht ihren Reizen nicht zu huldigen ſchiene, welcher Selbſtzwang „als Illuſion ſehr heilſam ſei, um zwiſchen einem und dem andern Geſchlechte den Abſtand zu bewirken, der nöthig iſt, um nicht das eine zum bloßen Werkzeuge des andern herabzuwürdigen" (S. 44). An einer andern Stelle der Anthropologie (S. 91) redet Kant davon, daß ein „politiſcher Künſtler ebenſo gut wie ein äſthetiſcher durch Einbildung, die er ſtatt der Wirklichkeit vorzuſpiegeln verſteht, z. B. von Freiheit des Volkes, die (wie die im engliſchen Parlament), oder des Königs und der Gleichheit (wie im franzöſiſchen Convent), in bloßen Formalien beſteht, die Welt leiten und regieren könne (mundus vult decipi!)." Man könnte dieſe beiden letztgenannten Arten von Illuſionen die moraliſchen und politiſchen nennen. Was insbeſondere die letztern betrifft, ſo würde Kant, wenn er in unſerer Zeit gelebt, wahrſcheinlich derer vorzugsweiſe gedacht haben, denen die neuere Zeit ſich ſo gern hingab. Zu bemerken iſt nur, daß, während das Hauptwort Illuſion der mildere Ausdruck für Täuſchung oder Betrug iſt, und namentlich den Nebenbegriff der Selbſttäuſchung enthält, dagegen das Beiwort illuſoriſch faſt immer nur die härtere Bedeutung hat, und ſich auf abſichtliche Täuſchung Anderer in Rechtsverhältniſſen bezieht; z. B. illuſoriſche Conſtitutionen, Geſetze und dergleichen mehr. (*K. Herm. Scheidler.*)

ILLUSTRATI, Name einer gelehrten Geſellſchaft zu Caſal in Piemont, nach ihrem Sinnbilde: die Sonne mit dem gegenüberſtehenden Monde, und dem Motto: **Lux indeficiens.** (*R.*)

Illustrirte Exemplare, ſ. **Bibliophilie.**

ILLUSTRIS, in der ältern Zeit bei den Römern gewöhnlicher Titel der Ritter (Equites), unter den Kai-

Digitized by Google

fern aber, beſonders unter Conſtantin dem Großen und ſeinen Nachfolgern, der Senatoren und erſten Magiſtrate, während die zweite Claſſe der letzten mit spectabilis und die dritte mit clarissimus zufrieden ſein mußte. Bei den Franken wurde dieſer Titel ſo ſehr geſchätzt, daß ihn ſelbſt die Könige führten; der Grund liegt wol darin, daß der König Chlodowig vom Kaiſer Anaſtaſius die Würde eines Conſularen erhalten hatte. Seit der Zeit Karl's des Großen wurde der Titel den Herzogen und Grafen, ſpäter auch vornehmen Geiſtlichen beigelegt. Illustrissimus war im Mittelalter gewöhnlich Titel der Grafen *). (*R.*)

ILLYEFALVA, Marktflecken im haranßeker Stuhle Siebenbürgens, gehört unter die privilegirten Märkte, welche Deputirte zu den Landtagen ſenden, und einen eigenen Magiſtrat haben. Ein Theil der Bewohner dieſes Marktfleckens beſteht aus Militairgrenzern. (***Benigni.***)

Illyesfalva (Geogr.), ſ. Illesfalu.

ILLYÉSHÁZY, eine alte ruhmvolle, gräfliche Familie Ungarns, die dem Lande einen Palatin, einen Kanzler, einen Tavernicus und mehre Obergeſpane gegeben hat. Sie ſtammt, ſo weit man ihre Wiege auf ſicherer Spur verfolgen kann, aus der Inſel Schütt, und hat mit der Familie Eßterháſy einen gemeinſamen Ahnherrn, Salamon, mit dem Prädicat von Salamon. Seine zwei Söhne, Peter und Elias, theilten ſich im J. 1238 in das väterliche Erbe, und es fiel dem erſtern die Beſitzung Zerház, dem zweiten die von Illyésháza zu. Jener und ſeine Nachkommen nannten ſich nach ihrer Beſitzung bis zum J. 1584, wo ſie den Namen derſelben, man weiß nicht mehr warum, in Eßterház umwandelten; dieſer aber und die nach ihm folgten, behielten die Benennung nach ihrem urſprünglichen Erbgute, welches noch auf jener Inſel vorhanden iſt, bis auf den heutigen Tag bei. Einer derſelben, Thomas von Illyésháza, war Vicegeſpan des presburger Comitats und Abgeordneter deſſelben zum Reichstage nach Ödenburg im J. 1553. Er hatte zwei Gemahlinnen, von welchen die erſtere, Sophie, des Johann Földes von Kis-Mayar, die zweite, Anne, Johann Pogány's von Cſéb, Tochter war. Mit der erſten erzeugte er vier Kinder, Stephan, von dem ſogleich die Rede ſein wird, Georg, der kinderlos ſtarb, Johann, der gleichfalls keine Erben hinterließ, und Sophie, die an Franz von Eßterháſy, Vicegeſpan des presburger Comitats, verehelicht, die Ahnfrau des geſammten Geſchlechts Eßterháſy wurde. Von der zweiten Gattin wurde Thomas Vater von drei Kindern, des Sohnes Franz I., welcher zwei Söhne, Franz II. und Kaspar, hinterließ, und zweier Töchter, Katharine, der Gemahlin des mächtigen Andreas Bosnyák, und Brigitte, der Gemahlin des Grafen von Lodron. Stephan Illyésházy genoß eine ſorgfältige Erziehung, und erhob ſich bald theils durch ſeine ausgezeichneten Talente und Kenntniſſe, theils durch ſeine glücklichen Verbindungen, zu hohen Ehrenſtellen, wie zu großen Beſitzungen. Noch nicht 30 Jahre alt, wurde er Vicegeſpan des presburger Comitats, bald darauf Rath der königlichen Kammer, Freiherr, Kron-Oberhofmeiſter und Graf (1597). Durch ſeine zweimalige Verbindung mit Anna Erdödy, verwitweten Derſchfy, und Katharina Pálfy, verwitweten Kruſith, gelangte er zu den Beſitzungen Likawa, Trentſchin, Szutſcha, Bán, Schurány, Stampfen, St. Georgen, Böſing und Göding in Mähren, und zu den Obergeſpanswürden in Liptau und Trentſchin. Von dieſem hohen Gipfel des Glücks ſtürzte ihn wol die frechſte Cabale im J. 1602 auf ein Paar Augenblicke tief herab, doch nur, damit er deſto herrlicher wieder erhoben werde. Er beſaß die Burgen St. Georgen und Böſing pfandweiſe, und erhielt vom Könige Rudolf II. die Zuſage einer erfolgenden Schenkung derſelben. Gleichwol wurde ihren Bewohnern mit des Königs Bewilligung geſtattet, daß ſie ſich gegen Erlegung des Pfandſchillings loskaufen könnten. Hiergegen ſträubte ſich Stephan Illyésházy, und mochte wol auch über des königlichen Wortes Unverläßlichkeit minder gebührend ſich geäußert haben. Dies benutzten ſeine Neider und Feinde, ein Franz Forgács, Biſchof von Neitra (1596—1606), gegen den er den Streit des trentſchiner Comitats wegen des Zehends, auf dem Reichstage von 1599 hartnäckig verfocht (Art. 43); ein Johann Joo, Perſonal, dem er die Burgen Cſabrag und Szitna zerſtört übergab, da es die Klugheit ſo verlangte und der König ſelbſt befahl; ein Nicolaus Iſtvánfy, Propalatin, dem er zur Erlangung der wirklichen Palatinuswürde im Wege ſtand; und noch mehre Andere. Man erklärte ihn aller ſeiner Güter verluſtig, und hätte er ſich nicht ſchnell genug nach Landskron in Polen geflüchtet, würde er vielleicht auch das Leben verloren haben. Doch ſchon im J. 1604 wurde er, ſelbſt mit des Erzherzogs Matthias Gutheißen, der Leiter und Rathgeber Bocskay's, im zweiten Jahre darauf der Vermittler des wiener Friedens (1606), wie des zu Zſitva Torok mit den Türken, und wieder zwei Jahre darauf der gewandteſte Fürſprecher für den Erzherzog, daß er zur Krone Ungarns gelangte (1608). Zur Belohnung dieſer großen Verdienſte erhielt er nicht nur alle vorher beſeſſenen Güter wieder zurück, ſondern wurde auch im J. 1608 Palatin des Reichs. Aber nicht ſieben volle Monate war es ihm vergönnt, dieſe Freude der anerkannten und hochgekrönten Unſchuld zu genießen; denn ſchon am 5. Mai des folgenden Jahres (1609) ſtarb er im 69. Jahre ſeines Alters *).

Da ihm ſeine zwei Gemahlinnen keine Erben brachten, ernannte er, mit Zuſtimmung des Königs, noch im J. 1600 ſeines Stiefbruders Franz I. Söhne, Franz II. und Kaspar, zu den einſtigen Beſitzern ſeines großen Vermögens. Doch da der erſtere zur katholiſchen Kirche übertrat und Franziskanerguardian zu Filak wurde, gelangte nur der Letztere zu dem Erbe, welches ihm auch König Matthias II. in einem eigenen Diplom zuſicherte (1610).

*) Vgl. *Panciroll.* notit. dign. imp. Orient. II. p. 12. ***Du Fresne.*** Gloss. und andere.

*) Ein ſchönes Denkmal ſetzte ihm der geiſtvolle Freiherr Aloys v. Mednyánszky, jetzt Statthaltereirath, in Hormayr's und deſſelben Taſchenbuch für die vaterländ. Geſchichte. 2. Jahrg. 1822. S. 288—300.

Er ſtudirte in Leipzig, wurde nach dem Tode des Palatins Obergeſpan von Trentſchin und Liptau, und durch ſeine Gattin, Helena Thurzo, auch von Arva, verfaßte ein Paar Schriften, deren Titel man bei Horányi findet, und ſtarb im J. 1648. Von ſeinen zwei Söhnen, Georg und Gabriel, wurden dem ältern keine Erben, und der jüngere ſtarb noch vor dem ältern. Jener adoptirte daher mit königlicher Bewilligung zu ſeinem Sohn und Erben, Nicolaus, einen Enkel Franz' II., der, den Franziskanerorden verlaſſend, ſich verehelichte und Franz III. erzeugte, den Vater des Nicolaus. Als aber der Adoptivvater an der Tököly'ſchen Verſchwörung Theil nahm, wurde der Sohn, noch beim Leben deſſelben, Obergeſpan von Trentſchin und Liptau (1678), und der Vater durfte, als er nach vielem Flehen des Königs Gnade wieder erhielt, nur noch den Titel dieſer Würden beibehalten. Nicolaus war auch der erſte weltliche Hofkanzler Ungarns, den es ſeit Perényi's Zeiten (1540) gab, und bekleidete dieſen wichtigen Poſten zur großen Zufriedenheit ſeines Monarchen, von 1706 bis 1723, wo er im 70. Jahre ſeines Alters ſtarb. Er hinterließ von ſeiner Gattin, Eliſabeth Balaſcha, zwei Kinder, Anna Maria, an den Grafen Ladislaus Erdödy verehelicht, und Joſeph, ſeinen Nachfolger in der Obergeſpanswürde beider Geſpanſchaften, Erzmundſchenk und Tavernicus († 1760), der eine Gräfin Thereſia von Abensperg und Traun zur Gemahlin hatte, und mit derſelben vier Kinder, einen Sohn und drei Töchter, erzeugte. Der Sohn, Johann, folgte ihm in der Obergeſpanswürde, bekleidete eine Beiſitzerſtelle bei der hohen Septemviraltafel, und ſtarb im J. 1798. Von den drei Töchtern hatte Theres den Fürſten Adam Wenzel Batthyáni, Julie die Grafen Balaſcha und Herberſtein, und Franziska den Grafen Joſeph Batthyáni zu ehelichen Gemahlen. Von Johann und ſeiner Gattin Maria Sidonia, Gräfin Batthyáni († 1822), ſtammt der jetzige Obergeſpan von Trentſchin und Liptau, der menſchenfreundliche und hochgebildete Graf Stephan Illyésházy (geb. 1762) und ſeine drei Schweſtern, Joſepha, Ehegattin des Grafen Franz Windiſchgräz, Juliane, erſte Gemahlin des Grafen Anton Cziraky, jetzigen Juder Curiä, und Marie, vermählt an den Grafen Franz Fekete. Da Graf Stephan's Ehe mit Thereſia, Gräfin Barkoczy, bisher kinderlos verblieb, ſo wird er der letzte des ruhmvollen Geſchlechts der Illyésházy's ſein, und daſſelbe mit ihm in männlicher Folge ganz erlöſchen. (*Gamauf.*)

ILLYRIA. 1) Der gewöhnliche Name dieſes Landes iſt bei den lateiniſchen Schriftſtellern eigentlich **Illyricum**, wie auch bei den griechiſchen τὸ Ἰλλυρικόν. Seltener iſt die Form Illyris, idis, griech. ἡ Ἰλλυρὶς, ἴδος, scil. γῆ. Indeſſen gebrauchen dieſelbe außer den Dichtern auch Geographen, wie Pomponius Mela (I, 3, 4), und Hiſtoriker, wie Herodian (VI, 7) und Andere. Die Form Illyria aber ſcheint die ungewöhnlichſte geweſen zu ſein, denn ſo viel wir wiſſen, hat ſie nur der Dichter Propertius unter den lateiniſchen Schriftſtellern (I, 8, 2: An tibi sum gelida vilior Illyria?) und ſonſt der Lexikograph Stephanus Byzantinus s. v. Ἰλλυρία gebraucht und angeführt. Der genannte Dichter trägt übrigens kein Bedenken, ſogar im Pluralis dieſe Form anzuwenden (II, 13, 10): Alius iterum naviget Illyrias, die in der Bedeutung nicht anders, als die im Vorausgehenden (v. 1) vorkommende: Illyricae terrae zu faſſen iſt; gleichwie man ſonſt auch Gallia im Pluralis geſagt hat, um Theile dieſes Landes zu bezeichnen, oder wie man von einer Hispania utraque ſpricht. Die Bewohner des Landes Illyria heißen gewöhnlich Illyrii, griechiſch οἱ Ἰλλυριοί, wofür manche Griechen auch Ἴλλυρες geſagt haben; ſonſt findet ſich auch die Umſchreibung mit dem Nomen gentilitium Illyrici, oder Gentes Illyricae, griechiſch τὰ Ἰλλυρικὰ ἔθνη. Auf Münzen, Inſchriften und beim Plautus kommen auch ganz ſeltene Formen des Nomen Gentilitium vor: Illuricus, Illuricianus und Hillyricus; und ganz ſpäte Schriftſteller haben Illyricanus, Illyricianus geſagt. Vergl. Treb. Pollio im Leben des Kaiſers Claudius Cap. 14 und Cellarius in der Notitia orbis antiq. Tom. I. p. 603. 604.

Die Hauptſchriftſteller, um das alte Illyrien kennen zu lernen, ſind: Strabon in ſ. Geographie Libr. VII. p. 313 sq. Edit. *Casaub.* Plinius in ſ. Naturgeſch. Libr. III. c. 21. 22. 23. 26. Pomponius Mela in ſ. Kosmographie Libr. I, 3. §. 4. II, 3. §. 13. II, 2. §. 1. 12. II, 3. §. 11 und Ptolemäus in ſ. Geographie Libr. II. cap. 17 sq. Als Hilfsquellen dazu vergleiche man: *Liv.* X, 2. XLV, 17. *Tac.* Annal. II, 58. III, 7. *Eutrop.* VII, 9. *Dio Cass.* LIV, 20 sq. *Appian.* de rebus Illyric. c. VI. *Herodian.* VI, 7. *Steph. Byzant.* s. v. Ἰλλυρία. Neuere Hilfsmittel gewähren Baudrand und Phil. Ferrarius im Lexic. Novo Geograph. (in 2 Tomis in Fol. Isenaci 1677) s. v. *Illyricum.* Cellarius in der Notitia orbis antiqui. Tom. I. p. 603 sq. oder Libr. II. cap. 8. Philipp Clüver in ſ. Introductio in univers. Geograph. in der Ausgabe von *Bruzen la Martinière* (Amstel. 1729. 4.) Libr. IV. cap. 4. Konrad Mannert in ſ. Geographie der Griechen und Römer. 7. Th. (Landshut 1812). S. 281 fg. F. K. L. Sickler im Handb. der alten Geographie. 1. Th. 2. Aufl. (Caſſel 1832). S. 460 fg. K. Kärcher im Handb. der alten claſſiſchen Geographie (Heidelberg 1829). S. 313 fg. S. Ch. Schirlitz im Handb. der alten Geographie. 2. Aufl. (Halle 1837). S. 266 fg.

Zu des Kaiſers Auguſtus Zeiten verſtand man unter Illyrien bisweilen alles Land öſtlich von Italien, die ſämmtlichen Süddonauländer von Rhätien an; vgl. *Appian.* de reb. Illyric. VI. u. *Tzschucke* ad *Eutrop.* VII, 9. Not. 8; im eigentlichen Sinne des Wortes aber begriff Illyrien blos das Küſtenland längs des adriatiſchen Meeres von Iſtria in Italien, oder vom Fluſſe Arſia, jetzt Arſa, bis an den Fluß Drilon, jetzt Drino Nero; landeinwärts vom Arſia bis in die Nähe des Saos (Savus, jetzt Sau) und bis an den Drinus, jetzt Drino Bianco. Hierzu gehören auch die Inſeln längs des adriatiſchen Meeres. Dieſes Illyrien begreift jetzt ein Stück von Kroatien, ganz Dalmatien, faſt ganz Bosnien und einen Theil von Albanien. Von dieſem Illyrien, ſo-

Digitized by Google

wol im weitern als engern Sinne, iſt das Illyrien wol zu unterſcheiden, welches als Schauplatz der makedoniſchen und römiſchen Kriege bekannt iſt, ſüdlich vom Dreilon liegt, und von Philippus, Alexander's des Großen Vater, zu Makedonien erobert und geſchlagen wurde. Dieſes Illyrien wird zwar auch bisweilen **Illyria** oder **Illyricum** genannt, aber viel häufiger **Illyris Graeca** oder **Macedonica**, im Gegenſatze der **Illyris Barbara** oder **Romana**, worunter Illyrien im eigentlichen Sinne des Wortes zu verſtehen iſt, und wovon in dieſem Artikel weiter gehandelt werden ſoll. Das griechiſche Illyrien ſ. im folgenden Artikel.

Das römiſche oder barbariſche Illyrien war ſehr gebirgig. Hierher gehören das albaniſche Gebirge, *τὸ Ἄλβιον ὄρος*, Albius oder Albanus Mons, zwiſchen Dalmatien, Bosnien und Kroatien, jetzt Monte del Carso, auf welchem nach Strabon der Fluß Kolapis entſpringt; ferner die bebiſchen Gebirge, *τὰ Βέβια ὄρη*, Montes Bebii, öſtlich von den albaniſchen, ſodaß ſie Liburnien und Dalmatien von Pannonien trennen; das ardiſche Gebirge, *τὸ Ἄρδιον ὄρος*, das nach Strabon ſüdlich mitten durch Dalmatien ſich erſtreckt, und woran öſtlich nach Makedonia zu das ſkardiſche Gebirge, jetzt Argentaro, zwiſchen Illyrien, Möſien und Makedonien ſtößt. Die Flüſſe des Landes ſind unbedeutend, meiſtens Küſtenflüſſe. Hierher gehören der Arſia, jetzt Arſa, Grenzfluß gegen Italien, der Titos (nach Ptolemäus) oder Titius (nach Plinius), jetzt Kerka, zwiſchen Dalmatien und Liburnien, der Naron, ſüdlich von jenem, jetzt Narenta, der Dreilon oder Drilon, jetzt Drino Nero, der Drinos, jetzt Drino Bianco, der wie der Drilon von den makedoniſchen Gebirgen kommt, aber in den Saos fällt, während der Drilon bei Liſſus ſich ins Meer ergießt. Im Übrigen war das Land fruchtbar, wenigſtens war es die Küſte ebenſo, wie die gegenüberliegende italiſche. Sie brachte Öl und Wein hervor, obwol ſie lange Zeit unbenutzt blieb, weil man die Fruchtbarkeit des Bodens nicht kannte, da, wie Strabon (Libr. VII. p. 429. Edit. *Casaub.*) bemerkt, nur Räuberhorden dieſelbe bewohnten. Das Land über der Küſte nach Oſten war durchweg bergig, und daher kalt und mit Schnee bedeckt, vorzüglich nordwärts. Die Frage nach den Bewohnern Illyriens hängt mit den Unterſuchungen zuſammen, welche über die Abſtammung derſelben neuere Gelehrte angeſtellt haben. Wenn Einige derſelben Slawen als urſprüngliche Bewohner in den Gegenden des alten Illyriens annehmen zu müſſen glaubten, ſo ſtützte ſich ihr Beweis mehr auf die Etymologie aller Städtenamen aus dem Slawiſchen, daher auch Mannert in dem angeführten Werke dieſe Anſicht bekämpft und es wahrſcheinlich zu machen ſucht, daß die illyriſchen Völkerſchaften von den thrakiſchen abſtammen; es ſpricht dafür nicht nur die Nachbarſchaft und das Durcheinanderwohnen beider Völkerſchaften, ſondern auch die gemeinſchaftliche Sitte, den Körper zu tättowiren, welche weder bei den Kelten und Germanen, noch bei den Skythen und Sarmaten, ſondern nur bei den Thrakern und Illyriern angetroffen wird; ſo erwähnt Strabon (Libr. VII. p. 418. Edit. *Casaub.*), wo er von den Japodes, einem illyriſchen Völkerſtamme, ſpricht, ſie wären punktirt (*κατάστικτοι*, i. e. tättowirt), gleichwie auch die übrigen Illyrier und Thraker. Es ſind aber die vorzüglichſten Völkerſchaften dieſes Illyriens die Japodes oder Japydes in der nördlichen Spitze des Landes (ſ. d. Art. Japodes), die Liburner, ſüdlich von jenen, die Dalmaten und die Autariaten, worauf ſich zum Theil die auch vom Ptolemäus befolgte Eintheilung des römiſchen Illyriens in die drei Provinzen gründet: Liburnia, Japydia, Dalmatia.

Die Liburni, welche griechiſche Schriftſteller Liburni, *Λιβυρνοί*, nennen, ſind ein altes, anfänglich ſogar bis nach Oberitalien ſich ausbreitendes Handelsvolk, wie theils die nach ihnen benannte eigene Art leichter und ſchnellfahrender Fahrzeuge, die Liburnicä, theils die Bewohner der Inſel Scheria beweiſen, welche nach Strabon (VI. p. 270. Edit. *Casaub.*) Liburni waren, und ſchon dem Homer als treffliche Seefahrer bekannt ſind. Ob ſie, wie Mannert vermuthet, ſchon Bernſteinhandel getrieben, das mag dahingeſtellt bleiben. In ſpätern Zeiten wurden ſie in ihrem Handel durch die Concurrenz griechiſcher Colonien beſchränkt und auch aus ihren italiſchen Sitzen vertrieben, ſodaß ſie nur ſo viel Land Illyriens einnahmen, wie viel ſich vom Arſia bis Titos erſtreckt. Den Römern unterwarfen ſie ſich frühzeitig, weil ſie von ihren Nachbarn, den Japoden und Dalmaten, gedrängt wurden; auch wurden ſie von jenen ſo gütig behandelt, daß mehre kleine Zweige der Liburner, noch zu des Plinius Zeiten, von Abgaben frei (immunes) unter eigener Verfaſſung lebten, vgl. *Plin.* H. N. III, 21. In der Provinz Liburnia war Skardena die Hauptſtadt, die nach Plinius (a. a. O.) einen **Conventus juridicus** (Oberappellationsgericht) hatte, an welchen die Japodes und Liburner gebunden waren. Über Japydes und Japydia vergleiche unſern beſondern Artikel.

Das wichtigſte illyriſche Volk waren unſtreitig die Dalmatä (bei den Römern, bei den griechiſchen Schriftſtellern Delmates, *Δελματεῖς*, genannt). Urſprünglich machten ſie (ſo viel ergibt ſich aus alten griechiſchen Quellen, wie Skylax) kein Ganzes aus, ſondern beſtanden aus einzelnen zerſtreuten illyriſchen Völkerſchaften (Bullini, Hyllini, Neſti, Manii werden genannt), die ſich ſpäter in ein Bündniß vereinigten, das ſie in einer ihrer wichtigſten Städte, in Delminium, ſchloſſen, wovon wahrſcheinlich der Name Delmates, nachher Dalmatä entſprang. Viele Jahre hatten die Römer nöthig, ehe ſie dieſe Illyrier unterjochten und ihr Land nach römiſchen Formen zur Provinz machen konnten. Wir erinnern an die Kriege mit Gentius, der dem Makedonier Perſeus ſich angeſchloſſen hatte, an die Kämpfe, welche die römiſchen Conſuln C. Martius, Cäcil. Metellus, Scipio Naſica, nachher Jul. Cäſar, Antonius und Auguſtus zur Unterjochung der Delmaten geführt haben. Jene Kämpfe waren um ſo hartnäckiger, je wilder die Delmaten waren, und je ſpäter ſie ſich gewöhnten, das römiſche Joch zu ertragen. Dem Kaiſer Auguſtus iſt es indeſſen gelungen, durch Tiberius und Germanicus ſie völlig zu beſiegen, und ihr Land zu einer römiſchen Provinz einzurichten, die er wegen Widerſtrebſamkeit der Einwohner

Digitized by Google

unmittelbar zu beherrſchen ſich vorbehielt, obgleich er Anfangs entſchloſſen war, ſie unter die Autorität des Senats zu ſtellen. Als Provinz im ſtatiſtiſchen Begriffe umfaßte Dalmatien alles Land vom Fluſſe Titos bis ans griechiſche Illyrien, und nordwärts wurden Stücke, die früher die Japoden und Liburner beſeſſen hatten, und ſüdwärts der Diſtrict dazu geſchlagen, welchen die Autariatä bewohnten. Das ſo um ein Bedeutendes vergrößerte Gebiet bekam von dem Volke den Namen, das den Römern am meiſten zu ſchaffen gemacht hatte. In demſelben lagen mehre bedeutende Städte, wovon zwei: Salona, das ſpäter durch des abgedankten Kaiſers Diocletian Aufenthalt merkwürdig geworden, und noch in ſeinen Ruinen bei dem jetzigen Spalatro ehrwürdig iſt, und Narona als Conventus juridici bedeutend waren. Auch Skodra, jetzt Scutari, iſt als alte Hauptſtadt des Gentius nicht ohne Intereſſe. Noch in ſpätern Zeiten blieb die Provinz Dalmatien, deren Name oft das ganze Illyrien umfaßte, eine Hauptſtütze des weſtlichen Römerreichs. Die folgende Geſchichte des Landes greift in die Völkerwanderung ein, zu welcher Zeit daſſelbe viel von den Weſtgothen zu leiden hatte, bis Theoderich Gebieter von Italien und Dalmatien wurde. Kaiſer Juſtinian nahm den Oſtgothen zwar das Land wieder, aber von nun an fingen die Slawen daſſelbe zu beunruhigen an, wozu ſich Avaren geſellten, die unter dem Namen Morlachen (Mor-Ulaſſi) verſchmolzen. Endlich ſchloſſen ſich die Dalmatier an das emporkommende Venedig an.

2) Illyria in einem ſpeciellern Sinne, häufiger Illyris Graeca, bedeutet das Land Illyriens, das vom Fluſſe Drilon und von der Stadt Liſſos im römiſchen Illyrien ſich ſüdwärts bis an die kerauniſchen Gebirge erſtreckt, welche daſſelbe von Epirus trennten. Öſtlich kann der See Lychnitis als Grenze vom eigentlichen Makedonien angeſehen werden. Das ſo bezeichnete Land (ein großer Theil des heutigen Albanien) war ſüdlich und öſtlich von Gebirgen mit dem wegen ſeiner Klippen ſo gefährlichen Vorgebirge Akrokeraunia an der Südgrenze, und von den kandaviſchen Gebirgen an der Oſtgrenze umſchloſſen. Die vorzüglichſten Gewäſſer des Landes ſind die Flüſſe Panyaſos, jetzt Spirnazza, ſüdlich von Dyrrhachium, Apſos, jetzt Chreveſta grande oder Stomiri, Genuſos, jetzt Semno, Kelydnos, jetzt Salnich, und die Seen Lychnitis, auch Lychnidia, jetzt Ochrida, nordweſtlich von den canaloviſchen Gebirgen, und Labeatis, jetzt Lago di Scutari, auf der Grenze des römiſchen Illyriens. In dieſem Landſtriche wohnten mehre kleinere Völkerſchaften, die oft unter dem allgemeinen Namen der Illyrier begriffen werden, und lange Zeit eigene kleine illyriſche Königreiche hatten, die mit den benachbarten makedoniſchen Herrſchern in Kampf geriethen. Wir nennen den Bardylis, der, anfänglich nur Anführer einer Räuberbande, ſich ſo hoch emporſchwang, daß er als König einer großen Landesſtrecke Illyriens an der Seeſeite ſogar mit König Philipp von Makedonien es aufzunehmen wagen konnte. Freilich wurde er überwältigt und der größte Theil ſeines Landes zur makedoniſchen Monarchie geſchlagen. Indeſſen waren mit der Beſiegung des Bardylis noch nicht alle Kräfte der Illyrier gebrochen; es traten immer wieder illyriſche Könige auf, wie der Sohn des Bardylis, ein gewiſſer Klitus, der ſich mit einem andern illyriſchen Könige, mit dem Fürſten der Taulantier, einer kleinen illyriſchen Völkerſchaft, ſogar gegen Alexander den Großen verband, aber zurückgetrieben wurde. Es ſcheint, als ob Alexander mit Beiden Frieden geſchloſſen habe. Wenigſtens traten in der Folge immer wieder von Makedonien unabhängige Fürſten, als Nachfolger des Bardylis, auf, beſonders Argon, dem ſogar die Völkerſchaften Dalmatiens, die griechiſchen Colonien auf den Inſeln Iſſa, Korcyra, Meläna und andere gehorchten. Seine Unternehmungen gegen die Seeſtädte Ätoliens und des ſüdlichen Griechenlands verwickelten ihn und ſeine Nachfolger in die Kriege mit Rom, das dieſem Reiche ein Ende machte. Wir erinnern an die Kämpfe der Römer mit der Gemahlin des Argon, mit Teuta, die nach dem Tode ihres Gemahls die Regierung für ihren Sohn übernommen hatte. Um dieſe Zeit waren die illyriſchen Flotten als ſeeräuberiſche gefürchtet; das gab den Römern Veranlaſſung genug, mit den Illyriern anzubinden. Teuta, von ihrem Admiral Demetrius von Pharos verrathen, muß Frieden machen, und es ſich gefallen laſſen, daß mehre Völkerſchaften, wie die Parthini, Atintanes, Ardyäi und alle Inſeln ſich für die Römer erklären. So dauerte gewiſſermaßen eine Zeit lang ein Friedenszuſtand fort, bis Gentius, im dritten Gliede von Argon abſtammend, das römiſche Joch in Verbindung mit Perſeus abzuſchütteln ſich entſchloß, dabei aber ſo unglücklich war, daß er gefangen nach Italien abgeführt wurde. Die Römer behandelten einzelne Völkerſchaften des Reiches des Gentius ziemlich mild, indem ſie die Taulantier und einige andere für ſteuerfrei erklärten, das Ganze aber als eine neue Provinz unter dem Namen Illyria (Illyricum) zum römiſchen Reiche ſchlugen. Die ſüdlichern Theile von Liſſus bis an die kerauniſchen Gebirge, alſo das eigentliche griechiſche Illyrien, indeſſen riſſen die Römer nach Beſiegung der Makedonier von dieſer Provinz los und ſchlugen es zur Provinz Makedonia. Die Bedeutſamkeit dieſes Illyriens erkennt man aus der Wichtigkeit mehrer Städte, die daſelbſt emporgekommen waren, ſo Dyrrhachium, Apollonia, eine Stadt, wo ſogar die Wiſſenſchaften einen Sitz hatten, und in der Octavius, nachher Kaiſer Auguſtus, ſeine Studien betrieb, Aulon u. a. m. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLYRIANI oder **ILLYRICIANI**, Bezeichnung der Anhänger des Matthias Flacius, dadurch entſtanden, daß Flacius aus Iſtrien, einem Theile Illyriens, gebürtig war. Vgl. über ſie d. Art. Synergisten. Sie ſind nicht zu verwechſeln mit den ſogenannten Illyriern. So nannte man nämlich ehemals diejenigen griechiſchen Chriſten, welche von verſchiedener Abſtammung (Ruſſen, Walachen 2c.), ganz vorzüglich aber aus dem Osmaniſchen Reiche nach Ungarn, Slawonien, Kroatien, Dalmatien 2c. einwanderten. (*A. G. Hoffmann.*)

ILLYRIEN [1]), ein öſterreichiſches Königreich, wel-

1) Nach dem meiſterhaften Werke: Neueſtes Gemälde der öſter-

Digitized by Google

ches den 3. Aug. 1816 errichtet wurde, und gegenwärtig aus nachfolgenden Ländern beſteht: 1) dem Herzogthume Kärnthen (Ducatus Carinthiae), das den ganzen Norden deſſelben einnimmt, und in zwei Theile zerfällt, den weſtlichen oder Oberkärnthen, mit der Hauptſtadt Villach, und den öſtlichen oder Unterkärnthen, mit der Hauptſtadt Klagenfurt; 2) dem Herzogthume Krain (Ducatus Carnioliae), im Süden von Kärnthen, und beſtehend aus Oberkrain, im Weſten, mit der Hauptſtadt Laibach, aus Unterkrain, im Oſten, mit der Hauptſtadt Neuſtadtl, und aus Innerkrain, im Süden, mit dem Hauptorte Adelsberg; 3) dem einſtigen öſterreichiſchen Friaul, im Weſten von Krain, wozu das Gebiet von Flitſch, die Herrſchaft Tolmein (Tolmino), die gefürſteten Grafſchaften Görz und Gradisca, und die Gebiete von Hydria und Aquileja gehörten; 4) der ganzen Halbinſel Iſtrien, im Süden von Friaul und Krain, von Trieſt an auf der weſtlichen Seite und Caſtua an der öſtlichen bis hinab zur ſüdlichſten Spitze, oder dem Cap Promontore; 5) den quarneriſchen Inſeln Cherſo, Oſſero, Veglia und mehren kleinern im Meerbuſen von Quarnero (Sinus Liburnicus oder Flanaticus bei den Alten), zwiſchen Iſtrien und Dalmatien. Gegenwärtig wird das Königreich in zwei Gubernien oder Regierungsbezirke, den laibacher und den trieſter, oder das illyriſche Küſtenland, und jeder derſelben in Kreiſe eingetheilt. Der erſtere wird auch öfters Oberillyrien, der letztere Unterillyrien genannt. Zu jenem gehören, von Oben an gerechnet, der villacher, klagenfurter, laibacher, neuſtadtler und adelsberger Kreis; zu dieſem der görzer Kreis, oder das einſtige Friaul, das kleine Gebiet der Freiſtadt Trieſt, und der Mitterburger- oder Iſtrierkreis, aus der Halbinſel Iſtrien und den quarneriſchen Inſeln beſtehend. Bei Errichtung des Königreichs gehörte zu dem zweiten Regierungsbezirke auch noch die ungariſche Seeküſte von Fiume an bis Nowi herab und ein Theil von Kroatien, auf der rechten Seite der Kulpa bis Karlſtadt hin. Doch im J. 1822 wurde dieſer Theil wieder an Ungarn zurückgegeben.

Es grenzt das Königreich Illyrien gegen Norden an den ſalzburger Kreis und Steiermark, gegen Oſten an Steiermark und Kroatien, gegen Süden an Kroatien und an das adriatiſche Meer; gegen Weſten an das adriatiſche Meer, Venedig und Tirol, und liegt zwiſchen 30° 18′ 58″ bis 33° 29′ 0″ der öſtlichen Länge von Ferro, und vom 44° 25′ 24″ bis 47° 7′ 40″ der nördlichen Breite. Sein Flächeninhalt beträgt gegenwärtig $519\frac{74}{100}=519\frac{3}{4}=520$ □Meilen in runder Zahl. Hierüber herrſcht wenig Verſchiedenheit; eine größere aber bei der Größe der einzelnen Gubernien, Provinzen und Kreiſe, die faſt von jedem Schriftſteller anders angegeben wird. Nach Blumenbach's ſorgfältiger Berechnung beträgt dieſelbe:

1) Vom Gubernium Laibach . . . . $364\frac{1}{5}$, nämlich:
   a) Von Krain . . . . . $175\frac{3}{10}$
   b) Von Kärnthen . . . $188\frac{9}{10}$
2) Vom Gubernium Trieſt . . . . . $155\frac{54}{100}$, nämlich:
   a) Vom feſten Lande . . $133\frac{30}{100}$
   b) Von den Inſeln . . $22\frac{24}{100}$

alſo vom ganzen Königreiche . . . . . . $519\frac{74}{100}$ □M.

Der Boden iſt faſt ganz mit den mächtigen Gebirgen der Alpen bedeckt, die ſich in drei Hauptäſten über denſelben verbreiten, und nur bei Laibach, Klagenfurt, Ratmansdorf und Görz etwas ausgedehntere Ebenen übrig laſſen. Die ganze nördliche Strecke zwiſchen dem linken Draufer und der öſterreichiſch-ſteierſchen Grenze nehmen die noriſchen Alpen ein, deren Hauptaſt bis auf halben Weg ſich an der Grenze ſelbſt fortzieht, dann aber eine etwas nördlichere Richtung nimmt, dort, wie hier, mehre Zweige gegen die Drau ausgehen läßt, und unter ſeinen Bergmaſſen einige hat, deren Höhe ihnen unter den europäiſchen Gebirgen den nächſten Platz nach dem Montblanc (= 14,764 par. F.) einräumt. Da, wo er das illyriſche Gebiet zuerſt berührt, ſteht in der nordweſtlichſten Ecke deſſelben, der koloſſale, im J. 1799 zuerſt erſtiegene [2]), Großglockner, deſſen Gipfel nach einer trigonometriſchen Meſſung des öſterreich. Generalquartiermeiſterſtabs, um 11,782 wien. F. (= 11,465 par. F.) über die Meeresfläche emporragt, und an welchem auf ſeiner ſüdöſtlichen Seite, von welcher man allein zu ſeinem Gipfel gelangen kann, die Hohenwartshöhe (10,349 par. F.) die Adlersruhe (10,643 par. F.) und die Salmshöhe (über 8358 par. F.) liegen. Auf der Salmshöhe befindet ſich die vom Fürſten Salm-Reiferſcheid, Fürſtbiſchof von Gurk, errichtete, nach öfterer Zerſtörung jetzt wieder aus Chloritſchieferplatten hergeſtellte, Salmshütte; ein aus drei Kammern und einer Küche beſtehendes Gebäude, das 30 Perſonen faßt, und wol die höchſte Hütte von Europa ſein mag, da ſie die Höhe des Hoſpiz auf dem St. Bernhard (= 7446 par. F.) um 912, und die des Capucinerkloſters auf dem St. Gotthard (= 6639 par. F.) um 1719 par. F. übertrifft. Öſtlich vom Großglockner ſetzen die ſogenannten Tauern fort, in deren Kette ſich der mit ewigem Schnee und Eis umpanzerte Ankogel zu einer Höhe von 10,131 par. F. erhebt, und von welchem ſich ein hoher Bergrücken bis zum Säuleck oder Hochſtock fortzieht, deſſen Höhe die des Ankogels noch um 200 Fuß überſteigen ſoll. Die noriſchen Alpen gehören zur Centralkette der Alpen, und ſind Urgebirge, beſtehend aus Granit, Gneis, Glimmerſchiefer, Urthonſchiefer, Quarz ꝛc. Sie bieten daher auf ihren Höhen die ſchönſten Weiden und in ihren Thälern einen ſehr fruchtbaren Boden dar; in Unterkärnthen aber beſtehen die Ebenen theils aus Sand, theils aus ſchwerem Lehmboden. Der zweite Hauptaſt der Alpengebirge, die ſich durch das Königreich Illyrien ziehen, ſind die carniſchen Alpen. Sie

reich. Monarchie. Von W. C. W. Blumenbach. 2. Th. (Wien 1832) in Schütz' Allgem. Erdkunde, wo es den 14. Band ausmacht.

2) Später geſchah es von Schultes, deſſen claſſiſche Reiſe auf dem Glockner allgemein bekannt iſt.

Digitized by Google

nehmen ihre Richtung Anfangs zwiſchen dem rechten Donauufer und der venetianiſchen Grenze gleichfalls von Weſten nach Oſten, biegen ſich zwiſchen Tarvis und Malborghet ſüdlich, ſenden ſowol in das venetianiſche, wie auf das illyriſche Gebiet, mehre Zweige aus, und enden am Terglou, der ungefähr in der Mitte zwiſchen Flitſch und Ratmansdorf liegt. Auf dem Hauptaſte befindet ſich der nach trigonometriſcher, vom öſterreichiſchen Generalquartiermeiſterſtabe veranſtalteten Meſſung, 9267 wien. F. hohe Terglou; auf den Nebenzweigen der 8000 par. F. hohe Dobratſch bei Villach; der 5477 wien. F. hohe Loibel, nordöſtlich von dem Marktflecken Asling, und der 7032 wien. F. hohe Obir, ſüdlich von Bleiburg. Die carniſchen Alpen ſind Kalkgebirge, und zwar Übergangskalkſteine, oder Kalkſteine jüngerer Formation mit Thonſchiefer, Porphyr ꝛc. Das neuaufgeſchwemmte Land aus Lehm, Sand und Geröllen beſtehend, iſt in verſchiedenen Mächtigkeiten darüber gelagert, und daher der Boden in vielen Gegenden Krains dürr und ſteinig. Den dritten Hauptaſt bilden die juliſchen Alpen, die am Terglou beginnen, mehre Meilen die Grenze des Görzerkreiſes gegen Krain beſtimmen, dann oſtwärts, am Zirknitzerſee vorüber gegen Kroatien hin ihre Richtung nehmen, wo ſie an der kroatiſchen Grenze mit dem 6804 wien. Fuß hohen Schneeberg oder Seisnick enden. Ein großer Theil des Hauptaſtes, ſüdlich von Lohitſch an bis Prewald hinab, wird der birnbaumer Wald genannt, an den ſich da der öde Karſt anſchließt, der ſich mit ſeinen Nebenzweigen über das ganze Küſtenland verbreitet. Die juliſchen Alpen beſtehen meiſtens aus Urkalk, und in der Nähe des Karſts iſt alles kahler todter Kalkſtein. Doch in ſeinen ſüdlichen Zweigen verliert ſich dieſe Öde wieder und bietet fruchtbaren Boden dar. Wo es ſo viele Gebirge gibt, kann es auch an Thälern, Päſſen, vielleicht auch an merkwürdigen Höhlen und Grotten nicht fehlen, und es fehlt an allen dieſem im Königreiche Illyrien nicht. Die vorzüglichſten der erſtern heißen in Kärnthen das Drauthal, Gailthal, Möllthal, Lavanthal; in Krain das Wocheinerthal; im Görzerkreiſe das Iſonzo- und Wippacherthal. Von den Päſſen ſind die merkwürdigſten der Katſcherpaß, der nach dem Lungau ins Salzburgiſche führt, der Loibelpaß, der zur Verbindung des Drau- und Sauthales von König Karl VI. angelegt wurde, und der Tarvispaß, der ſich aus dem Drauthale nach dem des Tagliamento zieht. Die zwei erſtern haben eine Höhe von mehr als 4000 par. F., der letzte eine halb ſo große. Unter den vielen Höhlen und Grotten, die man nirgends in der Monarchie von ſolchem Umfange und ſolcher Schönheit findet, ſind die merkwürdigſten und beſuchteſten: die Adelsbergergrotte [3]) und die Magdalenenhöhle, beide in Krain gelegen, die erſte bei dem Markte gleiches Namens, die zweite ¼ Stunde davon entfernt; jene, ſo weit bis jetzt bekannt iſt, 1250 wien. Klafter, oder beinahe ½ Meile, dieſe 200 Klafter lang.

An Flüſſen und Seen fehlt es gleichfalls nicht, vorzüglich in Kärnthen. Unter jenen ſind die größten die Drau, die Sau und der Iſonzo. Die Drau oder Drawe tritt nahe bei Oberdrauburg aus dem Puſterthale Tirols in Kärnthen ein, durchzieht das Land von Weſten nach Oſten, bei 30 Meilen, an den Orten Sachſenburg, Villach, Völkermarkt, Lavamünd vorüber und verläßt es bei Unterdrauburg wieder. Ihr Thal iſt bis Villach breit, von da wird es immer enger, und es gibt Stellen, wo es bis auf den Fahrweg geſchloſſen iſt. Sie nimmt auf der rechten Seite die aus Tirol kommende Gail und im Oſten den Miesling oder Miesbach, der auf eine kleine Strecke die Grenze von Steiermark bildet; auf der linken Seite die Möll, die Liſer oder Leiſer und die Lavant auf. Die Sau oder Sawe entſpringt im nordweſtlichen Theile Krains aus zwei Quellen, die ſich bei Ratmansdorf vereinigen, durchſtrömt von da noch eine mäßige Strecke das Land, bis ſie bei Sagor die Grenze gegen Steiermark zu bilden beginnt, und endlich bei Mokritz nach Kroatien austritt. Anfänglich durchfließt ſie lauter Thäler, bei Krainburg aber kommt ſie in eine große Ebene, weiter abwärts treten die Ufer wieder enger zuſammen, und bilden in der Gegend von Reichenburg eine ſtarke Sperrung. Sie nimmt als Nebenflüſſe, auf der rechten Seite die Zayer, die Laibach und die Kulpa auf; auf der linken die Kanker und die Feiſtritz. Der Iſonzo oder Iſchnitz entſpringt an der Weſtſeite des Terglou in Krain, durchfließt in verſchiedenen Krümmungen von Norden gegen Süden, bald in engern, bald in weitern Thälern, den ganzen Görzerkreis, bei Görz und Gradiska vorüber, nimmt auf ſeiner linken Seite die Idria und die Wippach, auf der rechten ein Paar andere Bäche auf, und ſtürzt dann ſüdlich von Monfalcone in das adriatiſche Meer, wo er nahe vor ſeiner Mündung 2000 Schritte breit iſt. In der untern Gegend verliert er ſeinen Namen und heißt Sdoba, weshalb auch ſeine Mündung ins Meer Docca di Sdoba genannt wird. Von den merkwürdigeren Seen liegt in Kärnthen der Millſtädter-, Oſſiacher- und Klagenfurter, auch Werder- oder Wörthſee genannt, am linken Drauufer, der Weißenſee am rechten; im Krain aber der Wocheinerſee ſüdöſtlich von Flitſch, und der Zirknitzerſee weſtlich von Adelsberg. Letzterer hat, wie der Eichnerſee im Badiſchen, die Eigenheit, daß er bei ſtarkem Regenwetter ganz austrocknet, welches man wol am richtigſten durch eine natürliche Heberwirkung im Großen erklärt, wie beim Kanal von Languedok eine künſtliche angebracht iſt, und bei dem ſogenannten Vexierbecher, deſſen jedes phyſikaliſche Lehrbuch gedenkt, im Kleinen ſtattfindet. Kärnthen erfreut ſich vieler guter Sauerbrunnen und Krain mehrer warmer Bäder. Un-

3) Von dieſer Grotte und einem im J. 1816 neu entdeckten Theile derſelben, die Kronprinz Ferdinand's-Grotte genannt, erſchienen im J. 1831 19 Stahlſtichabbildungen in drei Querfolio-Heften, vom kaiſerl. königl. Kreisingenieur in Adelsberg, Aloys Schaffenrath, zu welchen Graf Franz von Hochenwart, Präſident der kaiſerl. königl. Landwirthſchaftsgeſellſchaft, eine gediegene Erklärung im J. 1832 unter dem Titel: Wegweiſer für die Wanderer in der berühmten adelsberger und Kronprinz Ferdinand's-Grotte bei Adelsberg in Krain, lieferte.

Digitized by Google

ter jenen iſt der Preblauer im Lavanthale, unter dieſen das bei Neuſtadtl von 22—23° Reaumur das bekannteſte.

Das Klima iſt ſehr verſchieden, in Kärnthen ungemein rauh, in Friaul und in Krain etwas gemäßigter, in Iſtrien und auf den Inſeln italieniſch. In Klagenfurt beträgt die mittlere Temperatur 7° 7′, in Laibach 8° 7′, in Trieſt 12° 5′, auf den Inſeln im Sommer 18—19°, im Winter 7—8° R. In erſterer Stadt ſteigt die Kälte nicht ſelten auf 18—20° und in den benachbarten Gebirgen fällt oft ein 8—10 Fuß tiefer Schnee. Dagegen fällt in der ſüdlichen Gegend das Thermometer nie unter 2° herab, und vom Schnee iſt ſchon in Trieſt ſelten eine Flocke zu gewahren. Dafür haben die ſüdlichen Gegenden an den zwei Winden, dem Scirocco und der Bora, eine große Landplage. Der erſte weht im Spätherbſte von der afrikaniſchen Küſte her und iſt ſtets von ungeheuern Regengüſſen begleitet; der letztere bläßt immer aus Nordoſt und oft ſo heftig, daß er die größten Frachtwagen umwirft und die Dächer der Häuſer abträgt.

Bei einer ſolchen Verſchiedenheit des Bodens und des Klima's muß auch die Fruchtbarkeit ſehr verſchieden ſein. Das Mineralreich bietet außer mehren Steingattungen von beſſerer und ſeltener Art, vorzüglich Queckſilber bei Idria, Blei bei Bleiberg und Eiſen an mehren Orten in Kärnthen und Krain dar. Das Pflanzenreich liefert, außer mehren botaniſchen Seltenheiten, alle Getreidegattungen, Mais vorzüglich in Iſtrien, verſchiedene Obſtſorten, Wein und Holz, beſonders herrliches Schiffbauholz in Iſtrien und den Görzerwäldern. Das Thierreich hat das wenigſte von Vorzüglichem aufzuweiſen. Doch werden die oberkärnthner Pferde immer berühmter.

Die Zahl der Einwohner beläuft ſich gegenwärtig auf 1,138,000, wovon auf den laibacher Bezirk 720,000, auf den trieſter aber 418,000 kommen. Sie ſind der Sprache nach größtentheils Slawen, da man derſelben bei 795,000 rechnet. Die kleinere Zahl bilden Teutſche bei 280,000, Italiener bei 60,000, Griechen und Armenier bei 2150, und Juden bei 2500. Die Slawen werden gewöhnlich Wenden oder Winden, oder Windiſchen genannt, und die im Görziſchen wohnen, heißen die Furlaner oder Friauler. Die Juden werden nur im trieſter Gubernium geduldet; aus Kärnthen und Krain ſind ſie ſeit einer Verordnung des Kaiſers Maximilian I. vom J. 1496 verbannt. Die Griechen befinden ſich gleichfalls nur faſt ausſchließlich im trieſter Bezirke. Nach ihren erblichen Ständen gehören die Bewohner, wol wie faſt überall, zum adeligen, bürgerlichen und Bauernſtande, und ebenſo nach ihren perſönlichen Ständen zum geiſtlichen Stand, Militair- und Civilſtand; gleichwol aber findet hier eine mannichfaltige Abweichung ſtatt. Der Religion nach bekennt ſich der größte Theil der Bewohner zur katholiſchen Kirche; denn außer den ebenerwähnten Griechen und Juden finden ſich darunter nur 18,640 Proteſtanten.

Die Betriebſamkeit der Bewohner Illyriens für die Bedürfniſſe des Körpers erſtreckt ſich, ſowie faſt überall, auf den Landbau, die Viehzucht, den Bergbau, Gewerbsfleiß und Handel, und in Hinſicht des erſtern auf den Acker-, Garten-, Futter-, Obſt-, Flachs-, Wein- und Holzbau. Dem Ackerbau ſind in Kärnthen gegen 203,252, in Krain gegen 219,067 Joch gewidmet, von Iſtrien läßt es ſich nicht beſtimmen, weil dort die Ackerfelder, Weingärten und Obſtbäume ein Ganzes bilden; noch weniger von den Inſeln. Er iſt vorzüglich der Gewinnung des Weizens, Roggens, Mais, Hirſe, Heidekorns, der Kartoffeln, Hülſenfrüchte und Ölgewächſe gewidmet. Der Gartenbau beſchäftigt weit weniger Hände, als in andern Ländern, und in Unterillyrien geſchieht er auch auf ganz andere Art, als z. B. in Teutſchland, weil da das ganze Land ein Garten im Großen iſt. Ebenſo wenig wird viel Zeit auf den künſtlichen Futterbau verwendet, da das Land ſo reich an natürlichen Wieſen und Weiden iſt. Faſt daſſelbe gilt von dem Obſtbaue in Hinſicht auf Unterillyrien und Oberkärnthen; dort, weil man alles der gütigen Natur überläßt, und nur dem Olivenbaume einige Sorgfalt widmet; hier, weil der Boden nicht dazu geeignet iſt. Hingegen in Krain, und vorzüglich in der Gegend von Wippach, wird er ſtark betrieben; desgleichen auch in Unterkärnthen, vorzüglich im Lavanthale, wo mancher Bauer jährlich 3—500 Eimer Obſtmoſt erzeugt. Der Flachsbau wird in allen Provinzen des Landes betrieben; der Weinbau hingegen nur in Krain, in Friaul, in Iſtrien und auf den Inſeln. In Krain ſind demſelben 19,310 Joch gewidmet. Der Weinertrag von Iſtrien wird auf 340,000 Eimer berechnet, ohne die außerordentliche Menge der zu andern Zwecken verkauften Trauben. Die Inſeln tragen jährlich 35,160 Barillen [4]) Wein. Trotz der Menge Holzes, welches die kärnthner und krainer Waldungen liefern, wird doch viel Sorgfalt auf den Waldbau verwendet. In Adelsberg ſind unlängſt Baumſchulen für Roßkaſtanien angelegt worden, und in Iſtrien und Görz iſt ein großer Theil der Waldungen cameraliſch, der ſehr gut verwaltet wird. Von der Viehzucht iſt beſonders die Hornvieh- und die Pferdezucht in Kärnthen und Krain erheblich, in Unterillyrien aber, vorzüglich in Görz und auf den Inſeln, die Seidencultur. Dieſe iſt zwar in Görz jetzt nicht ſo bedeutend, als in den zwei Decennien von 1770—1790, wo man auf eine jährliche Erzeugung von 230,000 Pfund Galettſeide rechnen konnte. Doch iſt dieſelbe wieder im Steigen begriffen. Der Bergbau gilt in Oberillyrien faſt ausſchließlich nur den Metallen, namentlich dem Kupfer, Queckſilber, Blei und Eiſen, in Unterillyrien aber dem Marmor und dem Salze. Das Kupferbergwerk findet ſich bei Großfagant im villacher Kreiſe, und liefert jährlich gegen 700—750 Centner Roſettenkupfer, nebſt 150—200 Centner Schwefel. Das weltberühmte 125 Klafter tiefe Queckſilberbergwerk zu Idria in Krain, zu welchem, außer der ſenkrechten Ein- und Ausfahrt außerhalb der Stadt, auch mitten in derſelben ein Gang und eine

4) Wenn dieſes Maß dem in Genua gebräuchlichen gleich iſt, ſo enthält es 3742 franz. Kubikzoll, und iſt alſo bedeutend größer, als der wiener Eimer, der 2853 franz. Kubikzoll enthält, und faſt dem ödenburger Eimer gleich, den man zu 3567 franz. Kubikzoll rechnet.

Digitized by Google

Treppe von 757 in Kalkſtein gehauenen, beſtens unterhaltenen und mit Handſtangen verſehenen Stufen führt, iſt das größte und ergiebigſte in ganz Europa. Es beſteht ſchon ſeit dem J. 1510, liefert eine jährliche Ausbeute von 5000 Centnern, und beſchäftigt über 600 Menſchen. Nicht minder berühmt ſind die Bleibergwerke bei Bleiberg, weſtlich von Villach, die nebſt den übrigen Bleigruben in Ober-, wie in Unterkärnthen, im Durchſchnitt eine jährliche Ausbeute von 50,000 Centnern liefern. Die Eiſenbergwerke Kärnthens allein liefern jährlich gegen 240,000 Centner. Die Eiſengrube zu Hüttenberg iſt die größte und unerſchöpflichſte daſelbſt. Die in Krain ſind minder bedeutend. Die Marmorbrüche in Iſtrien und auf den Felſeninſeln Brioni werden ſeit Jahrhunderten benutzt und gaben die vortrefflichſten Bauſteine für Venedig; die Steinbrüche auf dem Karſt ſollen ſchon den Römern bekannt geweſen und größtentheils zur Erbauung von Aquileja gebraucht worden ſein. Eine wichtige Anſtalt ſind die Salinen zu Zaule, Servola, Muggia, Capodiſtria und Pirano, welche graues, halbweißes und weißes Meerſalz an 400,000 Centnern bereiten. Der Gewerbfleiß iſt vorzüglich in Kärnthen und Krain groß, in Görz und Iſtrien aber, wo man ſchon mit der italieniſchen Gemächlichkeit vertraut iſt, nicht ſehr zu loben. In Kärnthen bezieht er ſich vorzüglich auf Eiſen- und Stahlarbeiten. Es finden ſich daſelbſt 20 Hochöfen und 267 Eiſenhämmer. In dem Dorfe Ferlach, ſüdwärts von Klagenfurt, iſt eine berühmte Gewehrfabrik. Außerdem gibt es Meſſer- und Kupfergeſchirrfabriken, und zwei anſehnliche Tuchfabriken zu Klagenfurt, ſowie ebendaſelbſt die größte Bleiweißfabrik in der ganzen Monarchie. Krain findet ſeine meiſte Nahrung in der Garnſpinnerei und Leinweberei, in der Lederzubereitung und Siebbodenverfertigung. Durch die erſtere Beſchäftigung kommen gegen 600,000 Gulden ein; die Lederbereitung beſchäftigt 1700 Menſchen. In Laibach werden zwei Fayencegeſchirrfabriken und ſeit Kurzem auch zwei Zuckerraffinerien betrieben. In Idria iſt mit dem Queckſilberbergwerke eine Zinnoberfabrik verbunden, die jährlich 10,000—12,000 Centner Zinnober liefern kann. Zu Schneeberg und Weitenſtein ſind Glashütten, wo auch hetruriſche Gefäße und Vaſen in Fayencemanier gearbeitet werden. In den ſüdlichen Provinzen ſind die drei Zuckerraffinerien zu Görz zu bemerken. Der Handel, ſowol zu Lande, als zu Waſſer, iſt in allen Provinzen erheblich. Nach amtlichen Tabellen betrug im J. 1804 zu Trieſt die Einfuhr auf 3,071,438, die Ausfuhr auf 24,342,930 Gulden. Es laufen jährlich gegen 6000 Schiffe aller Nationen daſelbſt ein, und bringen oder führen aus: Leinwand, Tücher, nürnberger Waaren, Wachslichter, Glas, Tabak, Queckſilber, Bleiweiß und andere Bergwerkproducte; für den Binnenhandel beſtehen gute Straßen. Von Laibach aus führt die erſte Hauptſtraße ſüdweſtlich über Oberlaibach, Lohitſch, Planina, Adelsberg, Präwald, und von hier aus, theils über Wippach, Corniza, nach Görz und Gradisca, und von hier aus nach Italien, theils über Senoſetſch, Seſſana und Optſchina, nach Trieſt, bis wohin von Laibach acht Poſten ſind; nordöſtlich aber über Podretſch, St. Oswald, und von hier über Cilly, Marburg, Gräz, Bruck an der Mur, nach Wien, bis wohin von Laibach aus 27¾ Poſten ſind. Die zweite geht weſtlich über Krainburg, Saifnitz, Asling, Wurzen, Arnoldſtein, Tarvis, Malborghet und Pontafel nach Verona, ſüdöſtlich aber über Weichſelburg, Neuſtadtl, und von hier theils über Rann nach Agram, wohin von Laibach 9½ Poſten ſind, theils über Möttling nach Karlſtadt, wohin ebenſo viele ſind. Die dritte geht über Krainburg, Neumarktl und den Loibel nach Klagenfurt, bis wohin es von Laibach 5½ Poſten gibt. Von Klagenfurt aus führt die eine Hauptſtraße weſtlich über Villach, theils über St. Paternion, Spital, Gmünd, durch den ſalzburger Kreis nach Brixen in Tirol, theils über Arnoldſtein, Tarvis, Malborghet, und Pontafel nach Verona in Italien, öſtlich aber über Marburg, Gräz, Bruck an der Mur, nach Wien, wohin man von Klagenfurt 21¼ Poſten zählt. Der zweiten Hauptſtraße nach Laibach und von da nach Görz und Trieſt wurde ſchon gedacht. Von Trieſt aus führt die erſte Hauptſtraße, nordweſtlich über Optſchina, Duino, Montfalcone nach Gradisca (= 5½ Poſten) und von da aus nach Italien; die zweite nördlich auf der ſchon angeführten Station nach Laibach, und von hier entweder nach Klagenfurt oder nach Cilly, und von beiden Orten aus nach Wien; die dritte öſtlich über Caſtua, nach Fiume, Karlſtadt, Agram, und von hier aus wieder nach Wien, bis wohin von Trieſt auf dieſem Wege 38½ Poſten ſind.

Die geiſtige Cultur des Landes iſt noch nicht ſo weit, als in den übrigen öſterreichiſchen Provinzen, und vorzüglich in dem Theile zurück, der einſt Venedig gehörte. Doch fehlt es nicht an Bildungsanſtalten aller Art, die in kurzer Zeit ſchöne Fortſchritte erwarten laſſen. Der vielen Trivialſchulen nicht zu gedenken, finden ſich im laibacher Bezirksgebiete für die Knaben zwei Muſterhauptſchulen zu Laibach und Klagenfurt, ſieben Hauptſchulen zu Lak, Stein, Krainburg, Neuſtadtl, Idria, Adelsberg und Villach; für die Mädchen eine Haupt- und Induſtrieſchule zu Laibach, eine Hauptſchule zu Klagenfurt, eine Mädchenſchule zu Lak und eine Induſtrialmädchenſchule zu Villach, die drei erſtern bei den Urſulinerinnen an den genannten Orten; für die reiferen Jünglinge vier Gymnaſien zu Laibach, Klagenfurt, St. Paul und Neuſtadtl, und zwei Lyceen zu Laibach und Klagenfurt, mit ihren theologiſchen, mediciniſchen, chirurgiſchen und philoſophiſchen Studien. Überdies beſteht in dem genannten Bezirke eine k. k. Geſellſchaft zur Beförderung der Landwirthſchaft und der Induſtrie in Kärnthen, und eine ähnliche Landwirthſchaftsgeſellſchaft zu Laibach. Biſchöfliche Seminarien ſind zu Laibach, Klagenfurt und St. Andrä, und in der neueſten Zeit fing man zu Laibach ein Landesmuſeum zu errichten an. In dem trieſter Bezirksgebiete finden ſich außer den Elementarſchulen, für die Knaben zwei Normalhauptſchulen zu Trieſt und Görz, und acht Hauptſchulen zu Capodiſtria, Rovigno, Gradisca, Pirano, Piſino oder Mitterburg, Veglia, Luſſin piccolo und Cherſo; für die Mädchen vier Hauptſchulen zu Trieſt, Görz, Capodiſtria und Rovigno.

Digitized by Google

Auch befindet ſich in Trieſt eine ſeit 1817 beſtehende Real- und nautiſche Schule, eine Schule der orientaliſchen Griechen, eine andere der illyriſchen Griechen, eine Hauptſchule der Israeliten und eine Hebammenſchule. Für die reifere Jugend beſtehen zwei Gymnaſien zu Görz und Capodiſtria, eine philoſophiſche Lehranſtalt zu Görz und ein theologiſches Studium ebendaſelbſt. Überdies wirken zwei gelehrte Geſellſchaften mit zur Verbreitung der Wiſſenſchaften und Künſte, nämlich das im J. 1810 ins Leben getretene Cabinet der Minerva zu Trieſt, welches eine eigenthümliche Bibliothek von 3000 Bänden beſitzt, und die Geſellſchaft des Ackerbaues zu Görz.

Die Sorgfalt für den katholiſchen Cultus iſt in dem laibacher Regierungsbezirke drei Biſchöfen anvertraut, dem zu Gurk, der in Klagenfurt wohnt, mit 17 Dekanaten und 275 Pfarren, dem von Lavant, der ſeinen Sitz zu St. Andrä im Lavanthale hat, mit 5 Dekanaten und 69 Pfarren, und dem zu Laibach, mit 19 Dekanaten und 249 Pfarren. Außerdem gehören 3 Dekanate mit 36 Pfarren, theils zum Erzbisthume Görz, theils zum Bisthume Trieſt. Es befinden ſich demnach in dem ganzen Bezirke 629 Pfarren, und es kommt alſo im Durchſchnitt auf 1144 Seelen ein Seelſorger. Die Kloſtergeiſtlichkeit iſt nicht beträchtlich. Die Lutheriſche Kirche hat nur in Kärnthen Bekenner. Ihre Anzahl beläuft ſich auf 1800 Seelen, wovon etwa 550 auf den klagenfurter, alle übrigen auf den villacher Kreis kommen. Sie ſind unter folgende 14 Paſtorate vertheilt: 1) Arriach, 2) St. Peter im Felde, 3) St. Ruprecht, 4) Weißpriach, 5) Bleiberg, 6) Traßdorf, 7) Watſchig, 8) Trebeſing, 9) Eiſentratten, 10) Freſach, 11) Feffernitz, 12) Staggeboi am Zlan, 13) Himmelberg oder Gneſa, 14) Dornbach. Sie bilden ein Seniorat und ſtehen unter dem Superintendenten in Wien. Im trieſter Regierungsbezirke beſtehen ſechs Bisthümer, wovon aber vier durch zwei Biſchöfe verwaltet werden, nämlich das Erzbisthum zu Görz, das Bisthum zu Trieſt und Capodiſtria, das Bisthum zu Parenzo und Pola, und das Bisthum zu Veglia. Es befinden ſich daſelbſt 43 Dekanate, 20 Collegiatcapitel und 398 Pfarren, Vicariate, Curatien ꝛc., ſodaß alſo im Durchſchnitt auf 1052 Seelen ein Seelſorger kommt. Im J. 1820 zählte das Küſtenland 19 Manns- und 4 Frauenklöſter. Die Anzahl der übrigen Glaubensparteien daſelbſt beträgt 2950 orientaliſche und illyriſche Griechen, 340 Lutheraner, 300 Reformirte und 2500 Juden. Die Proteſtanten beider Confeſſionen haben in Trieſt ihre abgeſonderten Kirchen.

Für die Civilverwaltung des Landes beſteht zu Laibach und zu Trieſt ein Landesgubernium, deren jedem ein Gouverneur, ein wirklicher Hofrath, mehre wirkliche Gubernialräthe und Gubernialſecretaire vorſtehen. Dem erſtern ſind die fünf Kreisämter zu Laibach, Neuſtadtl, Adelsberg, Klagenfurt und Villach; dem letztern die zwei Kreisämter zu Mitterburg (Piſino) und Görz untergeordnet und jedem dieſer Kreisämter ein Kreishauptmann und mehre Kreiscommiſſaire vorgeſetzt; für die Juſtizangelegenheiten iſt das höchſte Gericht das k. k. inneröſterreichiſch-küſtenländiſche Appellations- und Criminalobergericht zu Klagenfurt, mit einem Präſidenten, einem Vicepräſidenten und mehren (gegenwärtig 21) wirklichen Appellationsräthen. Es heißt inneröſterreichiſch, weil es ſich auch über Steiermark erſtreckt, und dies mit Inbegriff von Kärnthen und Krain, Inneröſterreich genannt wird. Unter dieſem höchſten Gerichte ſtehen folgende Untergerichte: 1) das k. k. Stadt- und Landrecht, zugleich Criminal- und Wechſelgericht in Krain, zu Laibach; 2) das ähnliche Gericht in Kärnthen zu Klagenfurt; 3) das k. k. Stadt- und Landrecht, dann Criminalgericht zu Trieſt; 4) das k. k. Mercantil- und Wechſelgericht, dann Seeconſulat zu Trieſt; 5) das k. k. Stadt- und Landrecht, auch Criminal- und Wechſelgericht zu Görz; 6) das k. k. Civil-, Criminal-, Mercantil- und Wechſelgericht, dann Seeconſulat zu Rovigno. Jede dieſer Gerichtsſtellen wird durch einen Präſidenten und mehre Stadt- und Landräthe verwaltet. K. k. Polizeidirectionen befinden ſich zu Laibach und Trieſt.

Die Geſchichte des jungen Königreichs Illyrien kann bis jetzt nichts weiter ſein, als die Geſchichte ſeiner Entſtehung. Zu dieſer bot Kaiſer Napoleon den erſten Anlaß dar, oder eigentlich der zwiſchen ihm und Öſterreich den 14. Oct. 1809 zu Wien geſchloſſene Friede, in welchem der größte Theil der Länder, die jetzt jenes Königreich ausmachen, an Frankreich abgetreten wurde. Noch an dem Tage des unterzeichneten Friedens erließ Napoleon von Schönbrunn aus ein Decret folgenden Inhalts: „Der Kreis von Villach, Krain, das ehemalige öſterreichiſche Iſtrien, Fiume und Trieſt, die Länder, welche unter dem Namen Litorale bekannt ſind, der Theil von Kroatien und alles, was uns auf dem rechten Saveufer überlaſſen iſt, Dalmatien nebſt ſeinen Inſeln, ſollen künftig den Namen illyriſche Provinzen führen;" und am 15. April 1811 machte ein zweites Decret die definitive Organiſation dieſer Provinzen bekannt. Sie ſollten, unvereint mit Frankreich, durch ein Generalgouvernement, beſtehend aus einem Generalgouverneur, einem Generalintendanten der Finanzen, einem Juſtizcommiſſair und drei Intendanten der Provinzen, verwaltet werden. Das ganze Gebiet wurde in ſechs Civil- und eine Militairprovinz eingetheilt. Zu den erſtern gehörten: Kärnthen (= Oberkärnthen oder villacher Kreis), Krain, Iſtrien, Civilkroatien, Dalmatien und Raguſa; die letztere beſtand aus den Bezirken der ſechs kroatiſchen Grenzregimenter. Der Generalgouverneur, der zu Laibach ſeinen Sitz hatte, war der bekannte Marſchall Marmont, Herzog von Raguſa. Der Intendant oder Proveditore von Dalmatien, General Dejean, zeichnete ſich durch ſein Prachtwerk über dieſes Land (Paris 1825) aus, das vorzüglich den Inſektenreichthum deſſelben darſtellt. Der große Völkerbund gegen Frankreich im J. 1813, der daſſelbe wieder in ſeine alten Grenzen zurückwies, führte auch das Ende ſeiner Herrſchaft über die illyriſchen Provinzen herbei. Unter dem Oberbefehl des F. M. L. Hiller drangen im Herbſte dieſes Jahres Öſterreichs Truppen in dieſelben ein, und eroberten ſie ſämmtlich ihrem vorigen Gebieter zurück. Der wiener Congreß (1814) beſtätigte ihm den Beſitz derſelben, und ſo wurden ſie am 3. Aug. 1816 mit Hinweg-

Digitized by Google

laſſung von Dalmatien und Raguſa, und Hinzufügung des klagenfurter Kreiſes von Kärnthen oder Unterkärnthen, und der Bezirke Cividale und Gradisca in Italien, zum Königreiche Illyrien erhoben, und demſelben die gegenwärtige Verfaſſung gegeben. Doch da der Antheil von Kroatien und das ungariſche Seeküſtenland dem Königreiche Ungarn angehörte, ward es demſelben auch am 5. Jul. 1822 wieder zurückgegeben, und ſeit dieſer Zeit beſteht das Königreich in ſeinem gegenwärtigen Umfange. Seit dieſer Zeit wird auch das Königreich Illyrien zu den teutſchen Erbſtaaten Öſterreichs, das Königreich Dalmatien aber zu den ungariſchen Erbſtaaten deſſelben gerechnet, und es fällt daher von da an die fünfte Claſſe der öſterreichiſchen Länder ganz hinweg, welche bis dahin die illyriſchen Erbſtaaten ausmachten und zu welcher eben Illyrien und Dalmatien gehörten. Daß in der Hauptſtadt des Königreichs, Laibach, jener große, zahlreiche, von Troppau dahin verlegte Congreß, vom 26. Jan. bis 12. Mai 1821, gehalten wurde, um dem Carbonarismus in Italien Einhalt zu thun und die Ruhe in Neapel herzuſtellen, hatte nur eine geographiſche Veranlaſſung, die Nähe nämlich dieſer Stadt zu Neapel, deſſen König nothwendig dem Congreſſe beiwohnen ſollte. Die Geſchichte der einzelnen Provinzen, aus welchen das Königreich Illyrien beſteht, iſt unter den Artikeln derſelben nachzuſehen. (*Gamauf.*)

Illyrier, ſ. unter Illyriani.

ILLYRIOS (*Ἰλλύριος*), Sohn des Kadmos und der Harmonia, ſo genannt, weil er geboren wurde, nachdem ſeine Ältern ſich nach Illyrien begeben hatten [*]. (*R.*)

ILLYRIS, 1) wird von Plinius (H. N. V, 35) eine im lyciſchen Meere an der Küſte Ciliciens gelegene Inſel genannt. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

2) Illyris Barbara s. Propria, auch Romana, iſt das unter Illyria (ſ. d. Art.) abgehandelte Illyrien mit den drei Provinzen Liburnia, Japydia und Dalmatia.

3) Illyris Graeca s. Macedonica, ſ. d. Art. Illyria, gegen das Ende deſſelben. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILLYRISCHES REGLEMENT heißt der Complex, der am 3. Jan. 1777 zu Karlowitz über die kirchlichen Angelegenheiten der nicht unirten griechiſchen Chriſten im öſtlichen Theile des öſterreichiſchen Kaiſerthums gefaßten Beſchlüſſe, welche die kaiſerliche Beſtätigung erhielten und dadurch zum Landesgeſetz erhoben wurden. Das Nähere ſ. unt. Griechische Kirche. (*R.*)

Illyrisch-wlachisches Regiment, Theil der k. k. öſterreichiſchen Banatgrenze, ſ. unt. Kroatien.

ILM, 1) Fluß in Thüringen, entſpringt hoch im thüringer Walde an den Grenzen des Herzogthums Gotha und des preußiſchen Antheils von Henneberg; ihre Quellen ſind die zwei Sperberbäche (Freibäche), von denen der ſüdliche aus der Quelle Ilmbrunn kommt, vereinigt ſich mit der Longwitz bei Stützerbach (halb weimariſch, halb preußiſch), heißt von nun an immer Ilm, durchfließt ſchwarzburgiſche, weimariſche und meiningenſche Beſitzungen, nimmt noch die Gabelbach, Schorte (Schurte), Wohlroſe, Schwarze, Magdala und Ems auf, und fällt unterhalb Camburg, dem Schloſſe Rudelsburg gegenüber, in die Saale. Ihr Lauf iſt gegen das Ende langſamer. Bei Weimar trägt ſie viel zur Verſchönerung des Parks bei. (*G. F. Winkler.*)

2) Flüßchen in Baiern, unweit Tondern entſtehend, bei Pfaffenhofen und Geiſenfeld vorbeifließend, und, vom Flüßchen Wollenzach verſtärkt, bei Vohburg in die Donau ſich mündend. (*Eisenmann.*)

3) Ilm, ehemals Ilmene oder Ylmene, Stadt in der obern Herrſchaft des Fürſtenthums Schwarzburg-Rudolſtadt mit 345 Häuſern und (nach der letzten, zu Ende des Jahres 1834 veranſtalteten, Zählung) 2230 Einwohnern, iſt der Sitz eines Juſtizamtes, zu welchem folgende Dörfer gehören: 1) Geilsdorf (16 H. 79 E.), 2) Elxleben (118 H. 554 E.), 3) Wüllersleben (76 H. 309 E.), 4) Hammersfeld (16 H. 67 E.), 5) Oberilm (33 H. 166 E.), 6) Großhettſtedt (38 H. 165 E.), 7) Dörnfeld an der Ilm (33 H. 166 E.), 8) Büchelohe (74 H. 333 E.), 9) Gräfinau (148 H. 778 E.), 10) Griesheim (44 H. 242 E.), 11) Gottendorf (21 H. 114 E.), 12) Angelroda (66 H. 333 E.). Sie erhielt ihren Namen von dem Fluſſe Ilm und dieſer den ſeinigen von den Ilm- oder Ulmbäumen, die an ſeinen Ufern wuchſen [1]). Bis in die Gegend von Stadtilm erſtreckte ſich auf der einen Seite der Gau Ilmin [2]), auf der andern der Gau Langewitz. Die Zeit der Erbauung der Stadt läßt ſich, aus Mangel alter Urkunden, nicht beſtimmen. Allem Anſcheine nach iſt ſie aber eine der älteſten Städte Thüringens, und gehörte ſchon im 11. und 12. Jahrh. den Grafen von Kevernburg und Schwarzburg, deren einige hier ihren Wohnſitz hatten. Nach dem Ausſterben der erſten Familie kauften im J. 1388 die Grafen Johann, Günther und Günther von Schwarzburg die bisher Kevernburgiſche Hälfte der Stadt für 925 Schock breiter meißniſcher Groſchen. Im J. 1275 wurde das von Günther VII. und Heinrich dem Jüngern von Schwarzburg in Saalfeld geſtiftete Ciſtercienſernon-

---

*) *Apollodori* Biblioth. L. III. c. 8. §. 5.

1) ſ. Grupen's Obs. XXXIV. von den Benennungen der Holzungen und Berge in Teutſchland, in deſſen Anmerkungen aus den teutſch. und römiſch. Rechten und Alterthümern (Halle 1763. 4.) S. 558, und Dresden. gel. Anz. 1758. Nr. XXII. S. 344. 2) Man würde zu raſch verfahren, wenn man den Gau Ilmin, weil er in einer einzigen Stelle (in Addition. [Monachi Krford.] ad Lambert. Schafnaburg. ad ann. 1204, ap. *Pistor*. T. I. p. 430 ed. *Struv.*) vorkommt, ganz verwerfen wollte. Der Zuſammenhang lehrt deutlich, daß nicht an einzelne Orte, mit Namen Orla, Langewice und Ilmin, ſondern an ganze Bezirke gedacht werden müſſe. Wenn man einen Hauptgrund gegen dieſe Erklärung von dem damals ſchon 100jährigen Aufhören der Gauverfaſſung entlehnt, ſo läßt ſich erwiedern, daß auch noch zu Ende des 12. Jahrh. der Gauen in Urkunden Erwähnung geſchieht. Dies iſt z. B. der Fall mit dem Orlagau in einem Diplom Kaiſer Friedrich's I. vom J. 1179 (in *Ludewig* Reliq. MSS. T. X. p. 149. v. Bünau's Leben K. Friedr. I. S. 430 und *Schoettgen* et *Kreysig* diplomator. et script. med. aev. T. II. p. 700). Die Erzählung des erfurter Mönchs iſt wol Bruchſtück aus einer gleichzeitigen Chronik, und die Gaubenennungen mögen ſich hier länger, als anderwärts, erhalten haben. Dies gilt auch von dem Gau Lange-

Digitized by Google

nenkloſter nach Stadtilm verlegt und 1287 eingeweiht [3]). Die erſte Äbtiſſin deſſelben war Irmengard, eine Tochter des erwähnten Grafen Günther. Man zählt überhaupt 17 Äbtiſſinnen dieſes Kloſters bis zum J. 1525, in welchem die Bewohnerinnen deſſelben zerſtreut wurden. Gräfinnen von Schwarzburg, von Orlamünde, Barby, Kirchberg, Wertheim, Henneberg ꝛc. bekleideten nach und nach dieſe Würde. Auch findet man ungefähr 28 Pröpſte, die dem Kloſter vorſtanden, deren erſter Bertoch hieß. Im J. 1492 litt das Kloſter bedeutend durch Brand. Nach Annahme der Reformation ſoll die dazu gehörige Kirche abgetragen worden und an die Stelle derſelben und der übrigen Gebäude ein herrſchaftliches Schloß gekommen ſein. Das ſogenannte alte Schloß wurde 1780 ein Raub der Flammen, das neue iſt ſeit 1811 Eigenthum des Stadtrathes, der es zu ſeinen Sitzungen und zu andern Zwecken benutzt. Die dabei befindliche Kirche wurde den 25. Aug. 1735 eingeweiht. Die Pfarrkirche zu Stadtilm war der Jungfrau Maria gewidmet. Iſt ſie, wie man gewöhnlich annimmt, von dem Biſchofe Wilhelm von Havelberg eingeweiht worden, ſo kann dieſes nicht im J. 1335 geſchehen ſein. Denn damals lebte kein havelbergiſcher Biſchof dieſes Namens, wol aber ein Jahrhundert früher. Seine Anweſenheit in Thüringen und beſonders zu Erfurt in den Jahren 1223, 1235 und 1242 wird durch glaubwürdige Zeugniſſe beſtätigt [4]). Auch die urſprüngliche Bauart dieſes Gotteshauſes, ſo weit ſich dieſelbe, nach den durch den letzten Brand verurſachten Beſchädigungen und den damit vorgenommenen mancherlei Veränderungen erkennen läßt, deutet auf das Ende des 12. und den Anfang des 13. Jahrh. und auf die Übergangsperiode aus dem Neugriechiſchen in das Reingothiſche hin. Beide Bauſtyle ſind hier mit einander vereinigt. Zwei kunſtvolle, vermittels eines hölzernen Ganges (der höchſten Brücke in Thüringen) verbundene Thürme ſchmücken dieſes herrliche Gebäude. Von den ehemals hin und wieder, beſonders am Eingange angebrachten abenteuerlichen Figuren von Drachenköpfen, Teufelsgeſtalten ꝛc., ſind noch einige Überreſte zu ſehen [5]). Im Anfange des 14. Jahrh. wurde dieſe Kirche, mit ausdrücklicher Bewilligung des Erzbiſchofs Matthias von Mainz, dem daſigen Kloſter einverleibt. Beſondere Verträge beſtimmten dieſer geiſtlichen Anſtalt und dem Stadtrathe darüber gemeinſchaftlich zuſtehende Rechte. Außer dieſen beiden Kirchen gab es noch zwei Kapellen zu Stadtilm. Die eine zum heil. Andreas vor der Stadt gegen Mittag auf dem Berge, wird 1330, 1390 und 1452 erwähnt. Sie ſoll aber in der Folge abgebrochen und die St. Valentinskirche im Hoſpital der Stadt damit erweitert worden ſein. Auch widmete Graf Heinrich von Schwarzburg im J. 1452 die ſchon ſeit langer Zeit hier befindliche Judenſchule, welche er kurz vorher (1448) einem Juden Namens Iſaak verliehen hatte, zu einer Kapelle. Im J. 1553 verlegte man den Gottesacker aus der Stadt vor das erfurtiſche Thor. Erſt 1533 bekannte ſich Stadtilm öffentlich zu der von Luther gereinigten Religionslehre. Die daſige Schule enthielt Anfangs nur drei Claſſen, worin ein Rector, Cantor und Collaborator Unterricht ertheilten. In dem ſächſiſchen Bruder- und ſchwarzburgiſchen Hauskriege, Mittwochs vor dem Feſte der Heimſuchung Mariä (d. 30. Jun.) 1450 rückte der Kurfürſt Friedrich von Sachſen mit einem Heere, deſſen Stärke verſchiedentlich angegeben wird, unvermuthet vor dieſe Stadt und ſuchte ſich ihrer durch einen lebhaften Angriff mit dem Geſchütze, das er bei ſich führte, zu bemächtigen; allein Graf Heinrich XXXI. von Schwarzburg vertheidigte dieſelbe ſo heldenmüthig, daß der Kurfürſt nach Verlauf von acht Tagen ſich zum Abzuge genöthigt ſah. Während der Belagerung leuchteten zwei Rathsmeiſter, Simon Stuff und Heinrich Sintram [6]),

wiß, da noch heutzutage ein Bezirk in der Gegend von Arnſtadt dieſen Namen führt, und von dem pagus Thuringiae, der ſogar in einer Urkunde von 1316 erſcheint (ſ. Böhme's Todtheilung nebſt ihren Folgen in Thüringen ꝛc. S. 4. Anm.*). Vgl. H. W. v. Günderode, Preisſchr. von den vornehmſten Urſachen, welche den Verfall der geographiſchen Eintheilung des teutſchen Reichs, beſonders der rheiniſchen Länder, in Gauen, veranlaßt haben, in den Comment. acad. Theodoro-Palatin. Vol. IV. historic. p. 19. not. 1, und in deſſen von Poſſelt herausgegebenen kleinen Schriften. Nicol. v. Syghen, der muthmaßliche Verfaſſer jener Zuſätze zum Lambert von Aſchaffenburg, redet in ſeiner noch ungedruckten Thüring. Chron. (S. 187a. der im großherzogl. Archive zu Weimar befindlichen Originalhandſchrift) von der Verheerung dieſer beiden Bezirke durch die Böhmen, mit etwas veränderten Worten und Hinzufügung einiger Nebenumſtände. Er ſagt unter andern: At rex Bohemie cum magna multitudine veniens vastatis undique que erant in pago *longevice* et *Ilmini* etc.

3) Die Chroniſten ſetzen die Einweihung des Kloſters gemeiniglich in das vorhergehende Jahr. So heißt es z. B. in der Histor. de Landgrav. Thuring. in *Eccardi* hist. geneal. princip. saxon. superior. p. 445: A. 1286 initiatum est coenobium Grisearum Dominarum in Ilmene, a Domino Gunthero Comite de Swartzburgk et sequenti anno ibidem sepultus est.“ Aber eine noch an dem Schloſſe befindliche Steinſchrift! Anno Dn. M. C. C. LXXXVII. VII. Kl. April. initiata est haec domus Dei ad honorem gloriose virginis Marie et St. Nicolai nec non venerabilis patris Benedicti quem hic sanctimoniales imitando sequuntur. Christe tibi gratus locus hic sit laudeque dignus, widerlegt dieſe Behauptung hinlänglich.

4) ſ. *Würdtwein*, Commentat. de Archidiaconatu Praepositi Eccl. B. Mariae Virg. Erfordiens. in Comitatu Kevernberg. (Mannhemii 1790. 4.) p. 21 Anno MCCXXIII, XXXV, XLII. *Wilhelmus* Havelbergensis episcopus ordines in paschate Erfurti contulit. *Schannat*, vindem. literar. Coll. I. p. 91 ubi Chronicon Erfordiense.“

5) Man erblickt noch über einer Thüre die Geſtalt des Teufels, der einen Mönch wegführt, welche J. H. R. Scheibe (in Progr. XIV. Melapyrg. repurgat. exhib. (Rudolst. 1735. 4.) auf ziemlich gezwungene Weiſe erklärt hat. Von dergleichen Figuren, die man im Mittelalter an Kirchen und andern öffentlichen Gebäuden anzubringen pflegte, handeln: *Tenzel* Suppl. II. Hist. Gothan. p. 3. *Rudolphi* Gotha diplomat. Part. III. c. IX. p. 61. Fiorillo's Geſch. der zeichnenden Künſte in Teutſchland. 1. Bd. S. 367 fg. Wagenſeil's Beſchreibung von Nürnberg. S. 65. Hocker's Heilsbronn. Antiquitätenſchatz. S. 71. Wien. Jahrb. der Literat. 16. Bd. S. 145—148. Die Vorzeit von Vulpius. 3. Bd. 2. St. S. 165—186. W. Heilbach. Nachr. von der Liebfrauenkirche zu Arnſtadt (Arnſt. 1821) S. 17—26. Vgl. Allg. Anz. der Teutſchen 1833. Nr. 8. S. 93—99. Jen. Allg. Literaturz. 1834. N. 33. S. 259 u. a. m.

6) Jovius und Andere nennen ihn irrig: Smied oder Schmied. Die Familie Sintram oder Sinderam kommt faſt 200 Jahre hindurch in ſtadtilmer Kloſterbriefen vor. Mehre Glieder derſelben verwal-

Digitized by Google

ihren Mitbürgern durch raſtloſe Thätigkeit und unerſchrockenen Muth voran. Eine jährlich an jenem Feſte veranſtaltete feierliche Proceſſion ſollte die Nachwelt an die glückliche Rettung aus ſo harter Bedrängniß erinnern [7]. Auch war Stadtilm in die Unruhen des Bauernkrieges von 1525 verwickelt und büßte hart für dieſe Verirrung. Beſonders aber im 30jährigen Kriege wurde es ſowol von den Kaiſerlichen als Schweden ſchonungslos behandelt und dreimal ausgeplündert. Brandunglück traf daſſelbe in den J. 1609, 1610, 1651, 1669, 1675 und den 1. Aug. 1780, wo 172 Häuſer nebſt dem alten Schloſſe, dem Rathhauſe, Diakonate, beiden Schulen und der Kirche in Aſche gelegt wurden. Dieſer ehrwürdige Tempel konnte erſt 1789 völlig wieder hergeſtellt und am 24. Jun. eingeweiht werden [8]. Als Merkmal, wie hoch das Waſſer bei einer großen durch die Ilm verurſachten Überſchwemmung an der Ringmauer geſtiegen ſei, wird eine über dem Keller oder neuen Thore in Stein gehauene Ente angeſehen. Man ſetzt dieſe Waſſerfluth ohne zureichenden Grund entweder in das J. 1565 oder 1611; allein es iſt glaublich, daß ſie am Tage der ſogenannten thüringiſchen Sündfluth, den 29. Mai 1613, ſtattgefunden habe. Andere Überſchwemmungen der daſigen Gegend werden bei den J. 1609 (den 7. Mai), 1642, 1646, 1682, 1702 und 1714 erwähnt. An der Peſt, mit welchem Namen man ſonſt jede gefährliche und anſteckende Krankheit bezeichnete, ſtarben hier im J. 1582 681, 1611 312 und 1625 603 (nach andern Nachrichten nur 587) Menſchen.

Sonſt nährten ſich die meiſten Einwohner Stadtilms von Raſch- und Zeuchmachen und dem Spinnen der dazu erfoderlichen Wolle. Des Wollweberhandwerks daſelbſt gedenkt bereits eine Urkunde von 1457. Im J. 1753 ſoll das Raſchmacherhandwerk, welches ungefähr 70 Meiſter zählte, 4000 Stück Raſch gefertigt und dadurch einen anſehnlichen Gewinn aus dem Auslande gezogen haben. Noch zu Ende des 18. Jahrh. war dieſer Nahrungszweig daſelbſt ziemlich blühend und einträglich [9]).

Die älteſten Statuten, welche Stadtilm beſaß, ſind nebſt den neuen, noch gültigen Stadtrechten in dem Brande vom 1. Aug. 1780 verloren gegangen. Sie ſcheinen bereits im 13. Jahrh. und nicht erſt in der Mitte des 14. abgefaßt zu ſein. Zu dieſer Vermuthung berechtigt nicht nur der Umſtand, daß der Jahrzahl 1350 die Worte: copiate sunt — hinzugefügt ſind, ſondern auch ihre Vergleichung mit andern alten Geſetzen, ihre Kürze und der darin herrſchende Mangel an gehöriger Ordnung. Ein Anhang dazu enthält in der Folge von dem Rathe gefaßte Beſchlüſſe und eine 1338 aufgeſetzte Nachricht von dem Weichbilde der Stadt und den Grenzen deſſelben. Das Original war auf Pergament in Quart geſchrieben und die Form der Buchſtaben die nämliche, wie in den Urſchriften der ſaalfeldiſchen und erfurtiſchen Stadtgeſetze [10]).

Der Schäfertanz, welcher ſonſt hier, wie in andern thüringiſchen Städten, gehalten zu werden pflegte, und wozu ſich bisweilen 60 und mehr Schäfer aus den umliegenden Orten einfanden, um ſich, oft eine ganze Woche hindurch, zu beluſtigen, iſt ſeit längerer Zeit abgekommen [11]).

4) Ilm, Dorf mit 48 Häuſern und 280 Einwohnern im fürſtl. ſchwarzburg. Amte Leutenberg. (*C. F. Hesse.*)

ILM (علم) bedeutet im Arabiſchen die Wiſſenſchaft nicht blos im ſubjectiven, ſondern auch im objectiven Sinne, und umfaßt ſowol die ſyſtematiſchen als die Einzelkenntniſſe, und endlich ſogar die Fähigkeit, ſich in jedem Augenblicke deſſen, was man weiß, bewußt zu werden. Am deutlichſten gehen die Bedeutungen des Wortes, das im Koran vielfach von dem Wiſſen der wahren Lehre Muhammed's gebraucht wird, aus dem hervor, was Hadſchi Chalfa darüber in ſeiner Vorrede zum bibliographiſchen und encyklopädiſchen Wörterbuch (S. 13 und 14) mitgetheilt hat. In der erſten Section des erſten Capitels (von S. 6 an) geht er in Folge der Frage, was Ilm „die Wiſſenſchaft oder das Wiſſen" ſei, nicht weniger als 15 falſche Erklärungen des Begriffs durch, indem er nachweiſt, weshalb falſch definirt ſei, und wendet ſich im zweiten Abſchnitte (Sectio secunda p. 10) zu der Frage über die verſchiedenen Meinungen, die über das Weſen (natura scientiae, ماهيّة العلم) der Wiſſenſchaft laut geworden ſind. Der dritte Abſchnitt endlich (S. 13, vergl. oben) gibt die Erklärung des Wortes Ilm, inſofern es von der ſyſtematiſchen Wiſſenſchaft, wie ſie der Gelehrte, von Principien ausgehend, ſchriftlich zu dem gemacht habe, was man im Allgemeinen unter einer Wiſſenſchaft verſtehe, und hier nun läßt ſich der Verfaſſer über die dreifache Bedeutung des Wortes weiter aus. Aber auch der Fortgang der ganzen großen, oft ſcharf gedachten, aber auch wieder verwickelten Vorrede iſt nichts, als eine geſchichtliche Beantwortung der Frage über den Urſprung und die Ausbildung der Wiſſenſchaft und Wiſſenſchaften in der Zeit im Sinne des Mu-

teten Stellen im Rathe. Nicol. Syntram war v. J. 1489 den 8. Aug. 1504 Propſt des Moritzkloſters in Halle und, wie ihn eine alte Nachricht nennt: aevo nostro historiographus eminentissimus. ſ. v. Dreyhaupt, Beſchreib. des Saalkreiſes ꝛc. 1. Bd. S. 704.

7) ſ. vornehmlich P. Jovius, Schwarzb. Chron. in *Schöttgen et Kreysig* diplomatar. etc. T. I., der p. 520 eine gleichzeitige Nachricht von dieſer Begebenheit aus einem alten ilmer Stadtbuche wörtlich aufgenommen hat. Vgl. Thüring. Taſchenb. 1. Bd. S. 129 fg.

8) ſ. Denkmal der feierlichen Einweihung der neuen Kirche zu Stadtilm, die dabei gehaltenen Reden, Predigt und aufgeführte Muſik, auch einige hiſtor. Nachrichten von dieſer Kirche und Kirchgemeinde in ſich faſſend (Rudolſtadt 1789). 78 Seiten.

9) ſ. Sächſ. Provinzialblätter (1797 Jun.) S. 471 fg. Vgl. Jahrg. 1803. Apr. S. 306—309.

10) Sie ſind nebſt ſieben die Stadt betreffenden Urkunden von den Jahren 1293, 1302 (drei), 1308, 1330, 1350 abgedruckt in K. F. Walch's vermiſcht. Beiträgen zum teutſchen Rechte. 6. Th. S. 1—48. Das neuere noch geltende Stadtrecht wurde von dem Grafen Albert zu Schwarzburg im J. 1596 verliehen und ſteht im 5. Bande des angeführten Werks S. 117—146.

11) Eine ausführliche Nachricht von dieſem auch zu Magdala, Blankenhain (ſ. Mehlis, Schauenforſt und Orlamünda [Cahla 1804]. S. 139) ꝛc. und an einigen Orten Schwabens gewöhnlichen Volksfeſte ſ. in der Thüring. Vaterlandskunde vom J. 1823. 38. St. S. 302 fg. Vgl. Gräter's Bragur 6. Bd. 1. Abth. S. 119 fg.

Digitized by Google

hammedaniſchen Gelehrten mit philoſophiſchen Erörterungen über das, was ſie ſein könne und was ſie war. Über das Weitere muß demnach auf jene Vorrede verwieſen werden.

Zu gleicher Zeit iſt aber auch die frühere Behauptung, als habe Muhammed alles Wiſſen, wenn es nicht aus dem Koran genommen ſei, in kluger Vorausſicht, um ſein Wiſſen nicht dem Vorwurfe der Unwiſſenheit auszuſetzen, verboten, wahrhaft lächerlich geworden. Schon das ſogenannte Enchiridion studiosi, von dem nach der Reland'ſchen Ausgabe vor Kurzem eine zweite von Caspari in Leipzig erſchienen iſt, hat gleich im erſten Capitel zum bedeutenden Theile ſich die Aufgabe geſtellt, die Vorzüge der Wiſſenſchaft und den Werth des Wiſſens und des Wiſſenden nachzuweiſen und hervorzuheben. Wie oft begegnet man nicht bei den Muhammedaniſchen Schriftſtellern dem Ausſpruche Muhammed's: „Suchet die Wiſſenſchaft und wäre es in China." Ja, der Koran ſelbſt ſtellt die Frage, „ob die, die da wiſſen, gleich ſtehen denen, die nicht wiſſen (Sur. 39. V. 12)," und „iſt der Sehende dem Blinden gleich (6, 20 und 13, 17)?" Ferner heißt es (2, 272): „Es gibt Gott die Weisheit dem, dem er will, und dem die Weisheit (el-hikmet, الحكمة) gegeben iſt, dem iſt ein reiches Gut gegeben," und welches der Stellen mehr ſind, von denen allerdings einige gewöhnlich zu allgemein von dem Wiſſen oder von jeder Wiſſenſchaft genommen werden, während ſie ſich nur auf die Kenntniß Gottes und der Pflichten des Menſchen im Sinne des Koran beziehen. Spätere Schriftſteller, auf den Ausſprüchen im Koran und in der Sunna fortbauend, haben ſich in Lobeserhebungen der Wiſſenſchaften zu erſchöpfen geſucht, wie man ſich des Weitern aus der Vorrede des Hadſchi Chalfa (von S. 43 an), aus dem erwähnten Enchiridion studiosi, aus d'Herbelot (unter Elm) und aus der encyklopädiſchen Überſicht der Wiſſenſchaften des Orients (von S. 83 an) belehren kann. Ferner enthalten faſt alle anthologiſchen Werke beſonder: Capitel zum Lobe der Wiſſenſchaft und der Gelehrten, die überall in der größten Achtung ſtehen. Deutlicher aber und ſchlagender, als alle dieſe Ausſprüche, widerlegen die falſche Anſicht von Muhammed und ſeinen Gläubigen die Unmaſſe von Schriften über alle Zweige Muhammedaniſcher Wiſſenſchaft, die, zumal bei den Arabern, im weiteſten Umfange vorliegen, ſodaß ſie auch von fremden Völkern ſich in neue Kenntniſſe einweihen zu laſſen nicht verſchmähten. Wahr aber iſt auf der andern Seite, daß durch den Koran allerdings die freie philoſophiſche Forſchung, der nur einzelne große Männer ſich hinzugeben wagten, behindert worden iſt; allein die poſitiven Wiſſenſchaften fanden ſtets bei ihnen Anerkennung, woher ſie auch kommen mochten.

Da die einzelnen Wiſſenſchaften aus Mangel an Zuſammenſetzungen von Wörtern, die im Arabiſchen nicht zuläſſig ſind, nicht durch beſondere Wörter ausgedrückt werden können, ſo wird ihnen das Wort Jlm vorangeſetzt, ohne daß man ſich jedoch, zumal in ſpäterer Zeit, ſtreng daran gebunden hat, nachdem ſich einmal die beſtimmten Wörter für die einzelnen Wiſſenſchaften ausgeprägt hatten. Wie reichhaltig übrigens die Wiſſenſchaftskunde bei dem Araber war, erhellt zur Genüge aus der Aufzählung der einzelnen Disciplinen bei Hadſchi Chalfa (von S. 32 an, T. I.), und das Werk ſtellt in ſeinem Verlaufe ſogar gewiſſermaßen in den Definitionen eine Theorie der Wiſſenſchaften aus.

Bei den Türken, wo lange Zeit das Studium des Rechts und der Theologie oder des kanoniſchen Rechts überhaupt das einzige unterſtützte und mit Erfolg, und faſt allein in den Schulen betriebene war, ſprach und ſpricht man noch jetzt von der Wiſſenſchaft (Jlm) vorzugsweiſe ſo, daß man unter dieſer Benennung folgende zehn Zweige verſteht: die Grammatik oder Formenlehre, die Syntax, die Logik, die Moral, hauptſächlich, inwiefern ſie in der ſchöngeiſtigen Literatur niedergelegt iſt, und ſomit die Humanitätswiſſenſchaften umfaßt, die Wiſſenſchaft der Gedanken oder Allegorien als eines Haupttheils der Rhetorik, die Theologie, d. i. die Metaphyſik oder ſcholaſtiſche Theologie, oder die Lehre von den göttlichen Dingen, die Philoſophie, die Jurisprudenz, der Koran und deſſen Auslegungskunde, und endlich die Kunde der mündlichen Überlieferungen oder die Traditionslehre.

Es kann hier nicht die Rede davon ſein, welchen Werth im Allgemeinen die von den Muhammedanern angebauten Wiſſenſchaften im Reiche des menſchlichen Wiſſens haben, und ob ſie überhaupt ſich mit den Wiſſenſchaften und deren Höhenpunkt in der chriſtlichen Welt vergleichen laſſen. Sicher aber bilden ſie in der Kette der menſchlichen Culturgeſchichte nicht die unterſten Glieder, und füllen manche Lücke des dunkeln Mittelalters aus. Leider aber müſſen wir auch bei dieſer Literatur größere Verluſte beklagen, als daß das, was wir in ihr beſitzen, das, was verloren gegangen iſt, erſetzen könnte. Eine nähere Würdigung wird ſich mit Hilfe der zweiten bereits vorbereiteten Ausgabe der encyklopädiſchen Überſicht von Hammer und aus des Unterzeichneten „Verſuch einer Geſchichte der arabiſchen Literatur" anſtellen laſſen.

(*Gustav Flügel.*)

ILMARINEN, ILMARAINEN, einer der drei höchſten [1]) Götter der finniſchen Mythologie, und zwar Luft- und Wettergott. Als Beherrſcher der Lüfte hat er ſeinen Namen von Ilma, Luft, war ein Sohn Kawe's des Alten, und jüngerer Bruder von Wäinämöinen, und des Letztern ſteter Begleiter. Von ihm erbat man ſich gute Witterung und Glück auf Reiſen. Er ſchuf mit ſeinem Bruder das Feuer [2]) im Himmel, wovon ein Funke in Geſtalt eines rothen Knäuels herabfiel. Dieſer rollte in dem Waſſer des Sees Liemo [3]), jammerte, und wurde von einem glatten Schnäpel [4]), einem gelbgrauen

1) Nämlich Kawe der Alte, Wäinämöinen und Jlmarinen; vgl. Mone, Geſch. d. Heidenthums im nördl. Eur. 1. Bd. S. 54. 55 u. 64. 2) Nach dem finniſchen Liede Tulen synty (die Geburt des Feuers). Vgl. Finniſche Runen, Finniſch und Teutſch von H. R. v. Schröter, upſal. Ausg. v. 1819. S. 7. 3) Eigentlich ein ſtiller, ſtehender See; mehre Landſeen dieſes Namens gibt es in Finnland. Anderwärts heißt der hier gemeinte See in dem genannten Liede Alavo-See. 4) Salmo Lavaretus.

Hechte, einem rothen Lachſe, und einem Karpfen verſchlungen. Die beiden Brüder [5]) aber hieben ſich ein Boot zu, führten es zum Waſſer, um den Funken zu ſuchen. In der Nacht wurde Hanf geſäet, und eilig daraus ein Garn bereitet; alle Arten Seefiſche wurden gefangen, nur der nicht, welchem man nachſtellte. Die Jungfrau Maria [6]) befiehlt ihren Söhnen, das Netz zur Tiefe zu werfen; doch wird auch ſo der geſuchte Fiſch nicht gefangen. Endlich wirft Maria ſelbſt das Netz und fängt den Karpfen. Jetzt aber fehlt es an Jemand, der ihn aufſchlitze. Endlich erhebt ſich aus den Wogen des Meeres der ſchwarze Mann Uros, ſchlitzt den Karpfen, den Lachs, den Hecht und den Schnäpel auf. Das rothe Knäuel wird gefunden und abgewickelt, und das ſprühende Feuer gibt ſich durch ſeine brennende Kraft kund.

Auch bei dem Entſtehen des Eiſens, welches im Liede Rauwan Synty [7]) beſungen wird, iſt Ilmarinen thätig. Wiederholt erhält er in dieſer Sage den Beinamen Saeppae (Schmied und Künſtler überhaupt). Drei Luonto's-Mädchen [8]) gingen Schachtelhalm zu ſammeln, und melkten aus ihren vollen harten Brüſten die eine rothe Milch, aus welcher das ſpröde Eiſen, die andere weiße, woraus Stahleiſen, und die dritte mit Blut gemiſchte, woraus das brüchige Eiſen wurde. Der Schmied Ilmarinen ſetzte ſich auf dem Kieſelhügel Hiitola's [9]) ſeine Eſſe zurecht, und machte die Eſſe breit. Sein Hemde wandte er an zu einem Blaſebalge, ſeinen Pelz zu einem Puſter [10]), Hoſen zu des Puſters Röhre, und ſtellte nun ſeine Knechte zum Drucke des Puſters an. An dem Blaſebalge keuchten ſie einen Tag, und noch einen, und auch den dritten, an welchem der Schmied Ilmarinen in das Innerſte der Eſſe blickte, um zu erfahren, was nun wol ihm ſein Feuer bringe. Siehe! da drängt ſich Eiſen und Stahl ſchimmernd hervor. Ilmarinen hämmert es und ſchmiedet es hurtig in der Schmiede ohne Thüre und ohne Fenſter, und redet dann das Eiſen an, daß es noch gar nicht groß war, als es aus dem Sumpfe ſchwankte, als es aber zur Schmiede gebracht ward, ausgeſtreckt wie friſcher Teig wurde, und als er es in die Eſſe trieb, wie friſcher Teig gor. Mit ſchwerem Eide ſchwor das Eiſen, daß von ihm nichts Böſes hätte kommen ſollen, wenn Ilmarinen es hätte vollreifen laſſen. Die Jungfrau Maria holte Waſſer zu des Eiſens Härtung herbei. Herhildinen [11]) aber, Hiiſi's Vogel, flog rings außen um die Schmiede, Plagen zum Verkaufe ausbietend; er trug der Schlange Ziſchen, der Ameiſe Jucken, des Froſches Tücke, des Wurmes ſchwarze Galle in das Härtungswaſſer des Eiſens. So ward dieſes böſe. In der Stelle eines andern Liedes heißt es: „Feuer ſchlug Ilmarinen an, Feuer blitzte Wäinämöinen; Riſi's Mund ich damit brenne, Riſi's Zähne ich zerbreche.“ Es ſollte alſo Riſi (ſchwediſch Ris), die engliſche Krankheit, mit dem Feuer geheilt werden, welches Wäinämöinen und Ilmarinen aus der Luft blitzten [12]). (*Ferdinand Wachler.*)

ILMAU, 1) ein dem Grafen Philipp von Grunne gehöriges und gegenwärtig mit der Herrſchaft Dobersberg unter einer Direction vereinigtes Gut im Viertel ob dem Manhartsberge des Erzherzogthums Öſterreich unter der Ens, in einer nächſt der böhmiſchen Grenze ſich ausbreitenden, mehr als hügeligen, hochgelegenen, ziemlich rauhen Gegend, in der durch den gegenwärtigen Beſitzer die veredelte Schafzucht eingeführt, und durch Anpflanzung von Alleen und das aufgeſtellte Beiſpiel einer ſehr zweckmäßig geleiteten Landwirthſchaft der ganzen Umgebung ein mächtiger Impuls zur Nachahmung ertheilt worden iſt. 2) Das zur gleichnamigen Herrſchaft gehörige Dorf mit einem kleinen Schlößchen, Meierhofe und einer Schäferei, die ſehr veredeltes Vieh enthält, 82 Häuſern, 467 teutſchen Einwohnern und einem kleinen Brauhauſe, welches nach Kautzen, von dem es nordweſtlich an der nach Böhmen führenden Straße liegt, eingepfarrt iſt. (*G. F. Schreiner.*)

Ilmbrunn, ſ. Ilm (Fluß).

ILME, ein weſtlicher Nebenfluß der niederſächſiſchen Leine, ſammelt ſich aus den nordöſtlichen Schluchten des Sollings bei Daſſel, und fließt über Eimbeck der Leine zu. (*Crome.*)

ILMEN, ein bedeutender Landſee in der Statthalterſchaft Nowgorod, nicht weit von der Hauptſtadt gleiches Namens, der drei Meilen im Durchmeſſer, ſechs Meilen in der Länge, 4½ M. in der Breite und 20 M. im Umkreiſe hat. Er iſt oft ſtürmiſch, meiſtens ſehr tief und waſſerreich, und größtentheils vom waldaiſchen Gebirge umgeben. Durch den 150—200 Klaftern breiten Wolchow führt er ſein Waſſer in den großen Ladogaſee ab. In denſelben ergießen ſich die Mſta, der Lowal, der Szelon, die Mſchaga, der Peresod und einige kleinere Flüſſe. Die Verbindung zwiſchen der Mſta und dem Wolchow, und die dadurch bewerkſtelligte Verbindung zwiſchen der Wolga und Newa, machen dieſen See merkwürdig. Seit 1781 aber iſt ein Kanal aus der Mſta in den Wolchow durch Nowgorod gezogen worden, denn die Mſta nähert ſich dem Wolchow bei dem Kloſter Jurjewskoi auf drei Werſt. Man bedient ſich daher jetzt des ungeſtümen Ilmenſees nur bei ruhigem Wetter und mit beſonders dazu gebauten Fahrzeugen. Mit ihm hängen die kleinern Seen Arkaſchskoe, Belskoe und Tulebelskoe zuſammen. An

5) Nach einer Variante war es blos Wäinämöinen; ſ. die Stelle bei v. Schröter, S. 134. 135. 6) In der ſpätern Geſtalt der finniſchen Mythologie, in welcher ſie lediglich auf uns gekommen, ſind chriſtliche Ideen eingemiſcht, und beſonders ſpielt die Jungfrau Maria darin eine große Rolle. 7) Geburt des Eiſens, ſ. das Lied bei v. Schröter, S. 23—29. 8) Luonto oder Luonot, die Natur, von luwa (ſchaffen); hier wird ihren Töchtern (Kräften) die bedeutſame Dreizahl beigelegt; nach einer Variante waren es jedoch vier. Vgl. v. Schröter. S. 136. 138. 9) Die Wohnung Hiiſi's oder Hyſe's, eines gefürchteten böſen Geiſtes. Daß er ſeine Schmiede grade hier errichtet, iſt ſehr bedeutſam. Das Schmieden des Eiſens erſcheint darnach als unheilbringend. 10) Kleinem Blaſebalge. Nach einem Geſetze der finniſchen Dichtkunſt wird der Gedanke nicht blos einfach ausgeſprochen, ſondern muß zwei- oder mehrmals in andern Worten wiederholt werden. Vgl. Rühs, Einleitung über die nordiſche Poeſie, vor ſeiner Überſetzung der Edda. S. 63.

11) Die Horniſſe. 12) *Gannander*, Mythologia Fennica (Aboae 1789). p. 78 v. Schröter S. 138.

Digitized by Google

Fiſchen iſt er ſehr reich; er enthält Hechte, Barſe, Brachſen, Sandarten, Karauſchen, Quappen, bisweilen auch Aale, Lachsforellen u. a. Seine Umgegenden ſind romantiſch-wild, aber angenehm, und mit einzelnen, zerſtreut liegenden Dörfern beſetzt. (*J. C. Petri.*)

ILMENAU, 1) Amt im Kreiſe Weimar des Großherzogthums Weimar, beſteht aus einem Stadtgerichtsbezirke, einer Stadt und 10 Dörfern, hat über 5000 Einwohner, wird zu 1¼ □M. gerechnet, und bildet einen (den weimariſchen) Theil von Henneberg. Man treibt Bergbau auf Eiſen, Kupfer (früher auch Silber) und Steinkohlen, benutzt die anſehnlichen Waldungen zu Verfertigung von Theer, Pech, Ruß, fertigt Eiſenwaaren, Porzellan, Glas u. a. Doch iſt der Ackerbau nicht ergiebig. 2) Stadt hierin, mit dem Titel einer freien Bergſtadt, iſt Sitz eines Juſtiz- und eines Rentamtes, einer Superintendentur und eines Stadtgerichts, liegt an der Ilm, hat 2683 Einw. (1839), die ſich mit Verfertigung von Wollenwaaren, Leder, Leim, Porzellan und mit Bergbau beſchäftigen. Letzterer war früherhin ſo bedeutend, daß man zu Ilmenau eine Münzſtätte errichtete, in welcher man unter andern auch die ilmenauer Ausbeutethaler ſchlug, die aber mit Verfall des Bergbaues einging. Spätere, vorzüglich durch Göthe und Voigt angeregte Verſuche, ihn wieder zu heben, ſind nicht ganz gelungen. Doch hat er in der neueſten Zeit wiederum neues Leben gewonnen. Eine Waſſerheilanſtalt, welche ſeit 1838, nach der gräfenberger von Prießnitz, hier eingerichtet iſt, findet vielen Beifall, und ſcheint eine wichtige Erwerbsquelle für Ilmenau werden zu wollen. (*G. F. Winkler.*)

3) Die Ilmenau, ein Fluß im Königreiche Hanover, ſammelt ſich an der nördlichen Abdachung des Erdrückens, welcher in der Richtung von O.S.O. nach W.N.W. die Waſſerſcheide zwiſchen der Aller und der Unterweſer bildet, bei Ülzen aus mehren (eilf?) Bächen, fließt Lüneburg, wo ſie ſchiffbar wird, und Bardowick vorüber, zwiſchen Hopte und Zollenſpieker in die Elbe, nachdem ſie kurz vorher von der rechten Seite die Neetze und von der linken die Luhe aufgenommen hat. (*Crome.*)

Ilmend (Hilmend), Fluß, ſ. im Art. Afghanistan.

Ilmenit, ſ. unt. Eisen, Titaneisen.

Ilmensee, ſ. Illmensee.

ILMI (علمي), Name mehrer ausgezeichneter türkiſchen Gelehrten, vorzüglich Dichter, deren wir hier acht etwas näher bezeichnen wollen. 1) Muhammed Tschelebi Ben Remsi Tschelebi, der Enkel vom Scheich Jausi, hatte zu der Zeit, als Aſchik ſeine Dichterbiographien ſchrieb, eine Anſtellung an der Medreſa Chandſcharije zu Bruſa, mit einem täglichen Solde von 40 Aspern, und dichtete großentheils perſiſch. 2) Ilmi, mit dem Beinamen Nasik, eigentlich Ahmed Lutfi Tschelebi geheißen, ein treuer Begleiter und Schüler des Efendi Abderrahman, dichtete unter Sultan Selim II., und ſtarb, da er ſich der Rechtswiſſenſchaft geweiht, als Richter zu Paphos auf Cypern. 3) Jahja Ben Moimi Tschelebi, Ilmi, oder weil er ſo weißfarbig war, Südlü pirindsch, d. i. Milchweiß, beigenannt, war aus Galata gebürtig, und Schreiber am dortigen Gerichtshofe unter Remſi Tſchelebi. Opium, das er in Menge genoß, und der Geſchmack, den er an Wein und Arak fand, verzehrten bald die geiſtigen, phyſiſchen und pecuniairen Kräfte des Dichters, der wol nie ſehr zur Blüthe kam. Sein Sterbebette waren die Breter einer Schiffskajüte. 4) Ilmi, der Sohn eines Chatib oder Kanzelredners, der in Ermenak in Karamanien geboren, in der Hauptſtadt dieſes Ejâlet, Larenda, ſtudirte, und nach Conſtantinopel kam, wo ihm Soleiman für eine gelungene überreichte Caſide kaiſerliche Geſchenke verabfolgen ließ. 5) Muhammed Tschelebi, der Sohn des Richters Remsi, und Ilmi beigenannt, war ein Schüler des großen Mufti Abuſo'ud. Er ſelbſt ward ebenfalls Richter zu Bruſa, ſtarb aber zu Conſtantinopel, wo er auch begraben liegt, 1006 (beg. 4. Aug. 1597). 6) Ahmed Tschelebi, bekannt unter dem Namen Ali der Zarte (Nasik), war aus Adrianopel und Schüler des Kinalizadeh Ali, und ſtarb als Richter zu Paphos auf Cypern 1008 (beg. 14. Jul. 1599). 7) Ganajizadeh von Magneſia, der Richter von Philippopolis. Er ſtarb 1055 (beg. 17. Febr. 1645). 8) Der Derwiſch Ilmi, von dem Hadſchi Chalfa einen türkiſchen Commentar des Mesnewi von Dſchelâl-ed-din erwähnt. Die ſieben andern genannten finden ſich in der Geſchichte der Osmaniſchen Dichtkunſt von v. Hammer-Purgſtall (2. und 3. Bd.), zugleich mit einigen Proben ihres dichteriſchen Talentes. (*Gustav Flügel.*)

ILMIN, ein thüringiſcher Gau, deſſen Lage ſehr zweifelhaft, ja von dem es ſelbſt ungewiß iſt, ob er wirklich als Gau vorhanden geweſen. Juncker [1]) hilft ſich damit, daß er ſich vorzüglich mit der Angabe des Laufes der Ilm beſchäftigt, ſtatt die Lage des Ilmin zu beſtimmen. Er erinnert daran, daß dieſer Gau nur in den Zuſätzen zu Lambertus Schafnaburg. vorkomme, und findet es glaublich, daß er von dem Fluſſe Ilm oder Ilme in Thüringen benannt ſei. Aber mit Recht läßt er unentſchieden, an welchem Theile dieſes Fluſſes er gelegen war. Nach Beſſel umfaßte er muthmaßlich die Gegend um beide Städte Ilmenau und Ilm [2]). Galletti dagegen ſtellt es als gewiß hin, daß der Ilmengau ſich von Ilmenau bis nach Rudolſtadt erſtreckte, während zwiſchen dem alten Schloſſe Kevernburg, den Städten Ilm und Kranichfeld, der Gau Langewieſen geweſen, der ſich von der einen Seite der Ilm bis an den Bach Rinne und bis nach Königſee ausbreitete [3]). Die Lage des Gaues Ilmin wird allerdings beſonders von dieſem geſchichtlich gewiſſen Gau Langewiſe bedrängt. Der Gau Languizza oder Langewieſen erſtreckte ſich, nach dem Directorium Diplomaticum [4]), auf beiden Seiten der Ilm

1) Anleitung zu der Geographie des Mittelalters (Jena 1712). S. 249. 2) Chronicon Gottwicense. Lib. IV. p. 643. Falkenſtein wagt es, Beſſel's Vermuthung als unfehlbare Gewißheit anzuſehen. An der Ilm, bemerkt er, und zwar in derjenigen Gegend, wo die Stadt Ilm noch heutzutage ſteht, hat „ohngefehlbar" dieſer Pagus ſeine Lage ehedeſſen gehabt. 3) Geſchichte Thüringens. 1. Bd. S. 201. 4) Directorium Diplomaticum. p. 52. Vgl. F. Wachter, Thüring. Geſch. 1. Th. S. 38.

von der Stadt Ilmenau nach Kranichfeld zu, und noch jetzt führt ein Diſtrict dieſer Gegend, der beſonders die fürſtlich ſchwarzburgiſchen Ämter Kevernburg und Gehren in ſich begreift, den Namen der Langwitz, ohne Zweifel von dem im letztern Amte gelegenen Flecken Langwieſen. An der Exiſtenz des Ilmgaues, welcher an das weſtliche Ufer der Ilm geſetzt werden müßte, hat man gezweifelt [5]). Denn die Quellen für die Kunde von demſelben ſind das Chronicon Sanpetrinum Erfurtense [6]) und die Additiones ad *Lambertum Schaffnaburg.* [7]), welche ohnehin eigentlich nur als eine zu betrachten ſind, indem der Verfaſſer des einen von dem andern entlehnt hat, oder beide aus einer gemeinſchaftlichen Quelle ſchöpften. Sie berichten bei Erwähnung der Verwüſtungen, welche Ottokar von Böhmen, als Verbündeter des Landgrafen Hermann I., gegen den König Philipp in Thüringen im J. 1204 anrichtete, auch über den Gegenſtand dieſes Art. mit den nämlichen Worten: Vastatis omnibus in pago Langewice et Ilmin. Bezieht man pagus auch auf Ilmin, ſo könnte man annehmen, der Gau Langewice habe zwei Bedeutungen, eine ausgedehntere und eine engere, gehabt; in erſterer habe er auch Ilmin mit umfaßt, allein in dem vorliegenden Berichte werde es in engerer Bedeutung gebraucht. Das Nichtvorkommen des Gaues Ilmin in Urkunden würde ſich dann ſo erklären laſſen, daß er in Rechtsſachen und in der Staatsverfaſſung nicht als ein beſonderer Gau, ſondern nur als ein Theil des Gaues Langewice betrachtet ſei. Aber es iſt gar nicht nothwendig, pagus auf Ilmin zu beziehen, ſondern es läßt ſich auch annehmen, der Verfaſſer habe bei dieſem Worte an das platte Land, bei Ilmin aber an den beſondern Ort gedacht. Wenn auch Ilmin in dem Gaue Langewice lag, iſt doch der Zuſatz et Ilmin nicht müßig, da dieſes Ilmin (jetzt Stadt Ilm) als der bedeutendſte und feſteſte Ort in dem Gaue Langewice angeſehen werden muß, und die Stelle hätte alſo den Sinn: daß alles auf dem platten Lande des Gaues Langewice und ſelbſt in dem befeſtigten Ilmin (Stadt Ilm) verwüſtet worden ſei. Nimmt man darauf Rückſicht, daß es in den beiden Quellen vorher heißt: Venit per fines regiae villae Salvelt et Orlan (Orlau), ſo liegt die Vermuthung nahe, daß Ilmin für fines Ilmini (Gebiet von Ilmin) ſtehen möge, ſodaß die Beſtandtheile dieſes Gebietes zwar urſprünglich zum Gaue Langewice gehörten, aber in der Zeit, wo jene Notiz niedergeſchrieben iſt, nicht mehr dazu gerechnet worden ſeien, ſondern ein eigenes Gebiet gebildet hätten [8]). (*Ferdinand Wachter.*)

5) K. Chr. v. Leutſch, Gaugeographie von Thüringen, als Beilage zu deſſen Markgraf Gero (Leipzig 1828). S. 168. 6) Ap. *Mencke*, Scriptt. Rer. Germ. T. III. p. 235. 7) Ap. *Pistorium*, Scriptt. Rer. Germ. ed. *Struv.* T. I. p. 430. In der Anmerkung dazu findet ſich zu der oben von uns mitgetheilten Stelle blos die Bemerkung: *Langenwiese* et *Ilmen*, ditionis Schwarzburgicae oppida, und im Index *Ilmen*, oppidum. I, 430 und Langenwice, pagus I, 430, ſodaß alſo das pagus blos auf dieſes und nicht auch auf Ilmin bezogen, ſondern die Stadt darunter verſtanden iſt, was auch, da der Gau Langenwice zwar in Urkunden, aber Ilmin in ſolchen als Gau nicht vorkommt, das ſicherſte iſt. 8) ſ. F. Wachter, Thür. Geſch. 2. Th. S. 237.

ILMINGTON, ein Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Warwick, hat 700 Einwohner und enthält in ſeinem Bezirke eine eiſen- und ſalzhaltige Mineralquelle. (*J. C. Schmidt.*)

ILMINSTER, eine Marktſtadt Englands in dem ſüdlichen Theile der Grafſchaft Somerſet, liegt an dem Fluſſe Ile, da, wo die Straßen von London nach Taunton, und von Briſtol nach Honiton und Exeter ſich kreuzen, unter 50° 56′ nördl. Br. und 2° 54′ weſtl. Länge von Greenwich. Die Stadt hat eine niedrige, aber geſunde Lage, beſteht aus zwei Straßen, die ſich durchſchneiden, und hat viele gut gebaute Häuſer, unter denen aber manche ſchlechte, ſogar mit Stroh gedeckte, ſich vor einiger Zeit noch fanden, welche aber durch die vielen in der neueſten Zeit bewirkten Verbeſſerungen verſchwunden ſein mögen. Die Kirche iſt ein ſchönes gothiſches Gebäude von 120 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, mit einem hübſchen viereckigen Thurme in der Mitte. Im nördlichen Theile dieſer Kirche befindet ſich ein altes Grabmal zum Andenken an Nicolaus Wadham und deſſen Frau, welche beide das Wadham-Collegium in Oxford gegründet haben, und von denen auch eine vortreffliche, in Ilminſter beſtehende, Freiſchule im J. 1550 geſtiftet wurde, welche mit bedeutenden Beſitzungen ausgeſtattet iſt, die durch eine gute Verwaltung an Werthe ſehr gewonnen haben. Ilminſter iſt eine ſehr alte Stadt, die ſchon vor den Zeiten Wilhelm's des Eroberers von einiger Bedeutung, und noch im vorigen Jahrhunderte als Manufacturort von Wichtigkeit war; allein der Tuchhandel iſt ganz in Verfall gerathen, und nur ſchmale Tücher werden noch hier verfertigt. Im Monat Auguſt wird hier ein Kram- und Viehmarkt gehalten. Ungefähr eine halbe Stunde von der Stadt, zu Horton, befindet ſich eine Mineralquelle, die ſich beſonders in Augenkrankheiten ſehr wohlthätig erweiſen ſoll. (*J. C. Schmidt.*)

ILMMÜNSTER, ILLMUNSTER, Pfarrdorf an der Ilm im bairiſchen Landgerichte Pfaffenhofen, wovon es anderthalb Stunde entfernt iſt. Es enthält 114 Häuſer, 480 Einwohner, ein ehemaliges Kloſtergebäude, ein Brau- und zwei Wirthshäuſer, eine Pfarrkirche und zwei Mühlen. In den früheſten Zeiten beſtand hier ein Benedictinerkloſter, nach deſſen Säculariſirung ein Stift weltlicher Chorherren im 11. Jahrh. daſelbſt gegründet wurde, welches Herzog Albert IV. zur Gründung des Collegiatſtiftes in der Frauenkirche zu München im J. 1495 verwendete. Eine Viertelſtunde davon liegt die Filial- und Wallfahrtskirche zu Unſerm Herrn Raſt. (*Eisenmann.*)

ILMNIE, ein zur Joſeph Matkowski'ſchen Herrſchaft Weldziž gehöriges Gebirgsdorf im ſüdlichſten Theile des ſtryer Kreiſes des Königreichs Galizien, an einem in die Czeczwa ſich ergießenden Gebirgsbache, mit einer Kirche, einer Glashütte und ausgedehnten Waldungen, die ſich von da an ſüdwärts in ununterbrochenem Zuge bis an die ungariſche Grenze fortziehen, und das ganze Gebirge (Karpathen) überkleiden. (*G. F. Schreiner.*)

ILMOLA, ein Paſtorat in der finniſchen Provinz Öſterbotten, zum Län Waſa und zur obern Propſtei Waſa

Digitized by Google

gehörig, mit vier Kapellen (Kauhejoki, Kurikka, Jalasjärvi und Peräſeinäjoki). Bis ins 16. Jahrh. war es ſelbſt ein Theil des Paſtorats Storkyro. Alle Kirchen ſind von Holz. Die geſammte Seelenzahl war im J. 1820 12,742. (*v. Schubert.*)

Ilm ol kaws wer remi, ſ. **Bogen- und Pfeilwurfskunde bei den Türken.**

Ilm ol mohaseret, ſ. **Anthologie (morgenländische).**

Ilmosch schurut wes sidschilat, Ilmot mebadiol inscha, Ilmot inscha, Ilmot terissül, ſ. **Briefstellerkunst der Orientalen.**

ILMSPAN, kathol. Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Gerlachsheim, ¼ teutſche M. nordöſtl. vom Amtsorte, und ¼ M. ſüdöſtl. von der Hauptſtraße nach Würzburg, eine ſtandesherrl. Beſitzung des Fürſten von Salm-Krautheim, mit 383 Einw. in 78 Familien, alle kathol. Confeſſion, vor den großen Staatsveränderungen unſerer Zeit würzburgiſch, und zu dem damaligen Amte Grünsfeld gehörig. (*Thoms. Alfr. Leger.*)

ILNIK, ein zur Cameralherrſchaft Borynia gehöriges Dorf im ſamborer Kreiſe des Königreichs Galizien, am rechten Ufer des Stryfluſſes, in den ſich hier der Ilnik und ein von Radycz herkommender Bach, der vier Mühlen treibt, ergießen, in einer von waldigen Gebirgen umgebenen Thalfläche gelegen, 1½ geographiſche Meilen ſüdſüdoſtwärts von dem Marktflecken Turka entfernt, mit einer eigenen katholiſchen Pfarre des griechiſchen Ritus, welche zum wyſoczaner Dekanate des przemysler griechiſch-katholiſchen Biſthums gehört, unter landesfürſtlichem Patronate ſteht, und 1501 griechiſch-katholiſche Pfarrkinder zählt, von denen 506 dem Pfarrorte Ilnik Ziemanski, 500 Seelen dem Filialdorfe Ilnik Krolewski, und 495 Seelen Ilnik Zaporski angehören, drei griechiſche Kirchen in den drei verbundenen Ortſchaften, einer Pfarrſchule und einigen Mühlen. (*G. F. Schreiner.*)

ILNIK, Ilnikbach, ein bedeutendes Nebengewäſſer des Stryfluſſes, das er nebſt vielen andern Bächen, die ihm gleich dieſem aus dem hier mehr gelichteten, aber noch immer waldreichen Karpathengebirge zugeſendet werden, auf ſeinem rechten Ufer bei dem gleichnamigen Dorfe des ſamborer Kreiſes aufnimmt. Das Flüßchen entſpringt bei dem Orte Krzywe, nächſt der ſtryer Kreisgrenze im ſüdöſtlichſten Theile des ſamborer Kreiſes Galiziens, fließt an den Dörfern Dolskie, Rykow und Moldawsko vorüber, ſetzt auf ſeinem Laufe nur eine einzige Mühle in Bewegung, wird durch ein Paar Bäche verſtärkt und fällt bei dem Dorfe gleiches Namens in den Stry. (*G. F. Schreiner.*)

ILO, unſicherer, kleiner und wenig beſuchter Hafen der Provinz Moquegua in Peru. Er hat nur Verbindung mit Lima. Der Hafenort iſt ein elendes Dorf. 17° 36′ 15″ ſüdl. Br., 71° 9′ 45″ weſtl. Länge von Greenwich (Norie). (*E. Pöppig.*)

Ilok, richtiger **Ilek** (ſ. d. Art.).

Ilolo, ſ. **Kutsché.**

ILOMANTS, ein Paſtorat im öſtlichen Theile der finniſchen Provinz Karelen, 24 Meilen von Kuopio und 15 M. von der (altruſſiſchen) Stadt Lordavala, ¾ der etwa 4—5000 Einwohner ſind Finnen. Neben der evangeliſchen Kirche ſteht eine griechiſch-ruſſiſche, zu welcher ¼ der Gemeinde gehört, mit einem Paſtor. Zur finniſchen Kirche gehören die 9½ M. von der Mutterkirche entfernte Kapelle Eno und die Bethäuſer Kowaro und Melaſelkä. Ein etwa 800 Ellen langer und acht Ellen breiter Kanal verbindet hier die Seen Kukenwaara und Nuorajärvi *). (*v. Schubert.*)

ILONCZA, ſlaw. Ilniça, ein zur Herrſchaft Ilosva gehöriges großes Dorf im ſelvideker Gerichtsſtuhle der beregher Geſpanſchaft, im Kreiſe dieſſeit der Theiß Oberungarns, im Gebirge gelegen, mit 127 Häuſern, 1008 rußniakiſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 25 Proteſtanten, ſämmtlich unirte Griechen ſind, einer eigenen griechiſch-katholiſchen Pfarre, einer griechiſchen Kirche und einer Schule. Die umſtehenden Berge ſind ziemlich hoch und reich bewäſſert. (*G. F. Schreiner.*)

Ilor, ſ. **Kutsché.**

ILORCI, **orum** (nach *Plin.* III, 1, ſonſt auch **Ilorcum, i**, wovon nach *Plin.* III, 3 **Ilorcitani**, die Einwohner) war eine Stadt in der **Hispania Tarraconensis** am Fluſſe Tader, unweit **Carthago Nova**, und zum Gerichtsbezirke dieſer Stadt gehörig, das heutige Lorka in der Provinz Murcia am Sangonera. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILOS (Ἶλος), 1) Sohn des Dardanos, welchen dieſer mit Batea (Bateia), einer Tochter des Teukros, erzeugte. Er ſtarb kinderlos, ſodaß ihm ſein Bruder Erichthonios in der Regierung der Landſchaft Dardania (d. i. in Troas) folgte [1]). 2) Sohn des Tros und der Kallirrhoe, einer Tochter des Skamandros, und alſo ein Enkel des Erichthonios. In Phrygien trug er bei einem Kampfſpiele den Sieg davon, und erhielt vom Könige den in 50 Jünglingen und 50 Dirnen beſtehenden Preis, außerdem aber auch eine bunte Kuh mit dem Bedeuten, dort eine Stadt zu gründen, wo ſie ſich niederlegen würde. Er befolgte den Wink. Da alſo die Kuh ſich bei dem Hügel der Phrygierin Ate lagerte, ſo legte er hier eine Stadt an, welche er nach ſeinem eigenen Namen Ilion nannte [2]), und die ſpäter weltberühmt wurde. Um aber gewiß zu ſein, daß Zeus das Unternehmen billige, bat er ihn um ein Zeichen, und fand vor ſeinem Zelte das ſogenannte Palladium (ſ. d. Art.), dem zu Ehren er einen eigenen Tempel erbaute [3]). Nach der Angabe des Dercyllus [4]) wäre ſpäter dieſes Palladium dem Ilos faſt verderblich geworden. Denn bei einem Brande des der Athene geweiheten Tempels habe Ilos daſſelbe genommen, um es zu retten, aber das Geſicht verloren, weil es Männern nicht erlaubt geweſen, dieſes Bild anzuſchauen. Doch ſpäter ſei ihm von der beſänftigten Göttin das Augenlicht wieder verliehen. Er vermählte ſich mit Eury-

*) Nach Tuneld.

1) *Apollodor.* Biblioth. III, 12. §. 2. ed. *Heyne.* 2) *Apollodor.* l. c. §. 2. 3. *Diod. Sicul.* Biblioth. hist. IV, 75. ed. *Wesseling.* *Strabon.* Geogr. XIII. p. 593. ed. *Casaub.* 3) *Apollodor.* l. c. §. 3. 4) Ap. *Plutarch.* Parall. Graec. et Roman. in Opp. ed. Francof. 1620. fol. p. 309. E. F.

Digitized by Google

dice, Tochter des Adraſtos, und zeugte mit ihr den Laomedon [5]), kriegte mit Tantalus wegen ſeines geraubten Bruders Ganymedes, und nöthigte endlich Pelops, den Sohn des Tantalus, ſein Reich zu verlaſſen [6]). Wie Strabon [7]) angibt, bezeichnete Platon die Periode des Ilos als Muſter der Lebensweiſe in den Ebenen. Mit Bezug auf *Hom.* Il. XI, 166. 167 vermuthet er auch, daß Ilos inmitten der Ebene begraben ſein möge. (*R.*)

ILOSVA, 1) ein Fluß, welcher im nordöſtlichſten Theile des beregher Comitats in der Nähe der Grenze der marmaroſer Geſpanſchaft dem Karpathengebirge entſpringt, und nach einem kurzen Laufe ſich mit der aus der Marmaros kommenden Borſova vereinigt. 2) Eine, ſlawiſch auch Irsova genannte, mehren adeligen Beſitzern gehörige Herrſchaft und ein großes Dorf im ſelvidéker Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der beregher Geſpanſchaft im Kreiſe dieſſeit der Theiß Oberungarns, im Gebirge am rechten Ufer des gleichnamigen Flüßchens gelegen, mit 42 Häuſern, 621 katholiſchen Einwohnern, welche zum Theil Magyaren und zum Theil Rußniaken ſind, einer eigenen griechiſch-katholiſchen Pfarre, einer griechiſchen Kirche und einer Schule. 3) Ein von dem mittlern ſzolnoker Comitat eingeſchloſſenes Dorf im kraſznakózer Gerichtsſtuhle der ſzathmárer Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, im Gebirge gelegen, mit 25 Häuſern und 181 magyariſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 17 Katholiken, ſämmtlich zur evangeliſchen Kirche helvetiſcher Confeſſion ſich bekennen. (*G. F. Schreiner.*)

ILOTE (franz.), ILOTES (Zoologie), ein von Denys Montfort 1808 aufgeſtelltes Geſchlecht mikroſkopiſcher Polythalamien, Foraminiferen, deſſen Charakter iſt:

I. Testa libera, univalvis, septata et cellulosa, in discum sublenticularem convoluta; spira excentrica, extus perspicua, utrinque mammelliformi; apertura lineari-triangularis, dorso emarginata et cellulosa (?), media anfractum spirae penultimum recipiens; anfractus ultimus reliquos includens; dissepimenta simplicia; dorso carinato.

Typus dieſes Geſchlechts iſt Ilotes rotalitatus *Montf.* p. et tab. 199, welcher in Fichtel's Testacea microscopica p. 112. t. 21. f. a—d abgebildet worden ſein und ſich im Küſtenſande des Mittelmeeres bei Livorno vorfinden ſoll. Der Durchmeſſer iſt 1‴.

D'Orbigny rechnet dieſes ganz unbedeutende und zugleich unrichtig charakteriſirte Genus zu Lamarck's und ſeinem Geſchlechte Orbiculina *). (*H. G. Bronn.*)

ILOVAZ, ein Felſenriff (Scoglio) im adriatiſchen Meere in der Nähe der Inſel und des Städtchens Osero (ſ. d. Art.), zu welcher es auch gehört. (*G. F. Schreiner.*)

ILOW, IHLO oder IHLOW, das größte Gehölz in der im Ganzen holzarmen hanoverſchen Provinz Oſtfriesland (Landdroſtei Aurich), im Amte Aurich, Parochie Weene. Es iſt eine halbe Stunde lang und eine Viertelſtunde breit, und enthält 660 calenb. Morgen oder 305¼ oſtfrieſiſche Diemathe, in deren Bezirk noch gegen 250 Morgen Bau- und Weideland und einige hundert Morgen Wieſen liegen. Den Namen Ihlo, Ihlow oder Ihlau (in alten Schriften Ylauw, Yle) ſoll es nach Harkenroth [1]) von einem kleinen dort fließenden Bache, der Yle, erhalten haben. Der Forſt wird in das Oſterholz zu 300 Morgen und in das Weſterholz zu 360 Morgen eingetheilt. Wegen der mehr niedrigen als hohen Lage des Bodens beſteht faſt die Hälfte des Holzes aus Erlen und Weiden, letztere jedoch erſt in ſpätern Jahren mit Vortheil angepflanzt; auf den höhern Stellen finden ſich Eichen, die zum Theil noch aus frühern Jahrhunderten herrühren, und mitunter von anſehnlicher Dimenſion ſind. Außer mehren andern Wegen durchſchneidet eine herrliche Allee der ſchönſten alten Linden den Forſt. In demſelben halten ſich Rehe, früher auch Hirſche auf. Letztere wurden jedoch, theils durch die Invaſion franzöſiſcher Truppen in Oſtfriesland im ſiebenjährigen Kriege, theils durch landesherrliche Verfügungen ſo ſehr vermindert, daß ſie ſich zuletzt ganz verloren. In einem Hügel des Waldes, der Dachsberg genannt, halten ſich bereits von frühern Zeiten her viele Dachſe auf. Auf dem oben erwähnten Acker- und Weidelande ſtehen außer dem Jägerhauſe drei Bauerhöfe, und neben dem Gehölze noch ein vierter Hof, in welchen zuſammen 35 Menſchen wohnen.

Höchſt wahrſcheinlich verdankt dieſer Forſt nebſt den darin liegenden cultivirten Äckern ſein Entſtehen einem vormaligen Kloſter, Ciſtercienſer- oder Bernhardinerordens, welches der Erzbiſchof Gerhard von Bremen, zu deſſen Sprengel der größte Theil von Oſtfriesland gehörte, im J. 1228 ſtiftete, und zuerſt mit Mönchen aus dem berühmten frieſiſchen Kloſter Adewert in Gröningerland beſetzte [2]). Der Vorſteher erhielt die Würde eines Abtes und das Kloſter den Namen Schola Dei. Obgleich es, wie Emmius ſagt [3]), in einer nicht günſtigen Gegend angelegt war, ſo ſtieg es, begünſtigt durch ſeinen Stifter und vielleicht auch durch die von den Mönchen emſig betriebene Cultur des Bodens und beſonders durch die Anlage des anſehnlichen Forſtes nach und nach zu einem bedeutenden Reichthum, und der Rang, welchen es unter den oſtfrieſiſchen Klöſtern behauptete, wurde dadurch noch erhöht, daß es ſogar die Münzgerechtigkeit erhielt, wel-

5) *Apollodor.* l. c. 6) *Pausan.* Corinth. XXII. §. 4. 7) l. c. p. 593.

*) *Denys Montfort*, Conchyliologie systematique (Paris 1808). I, 198. 199. *Dessalines d'Orbigny*, Tableau méthodique de la classe des Céphalopodes (extrait des Annales des scienc. d'hist. natur. [Paris 1826.] Janv.) p. 139.

1) Oostfriesche Oorspronkelijkheden. p. 563. 2) Die in Oſtfriesland noch jetzt vorhandenen kleinen Forſten ſtammen größtentheils von Kloſtern her, deren Mönche die um ſelbige herumliegenden Ländereien urbar machten, und theilweiſe, beſonders in der Nähe der Klöſter, mit Holz bepflanzten. Der Meinung des J. J. Harkenroth (Oostfr. Oorspronkelijkheden l. c.), daß das Gebüſch von Ihlo noch ein übriggebliebener Theil des Urwaldes von Oſtfriesland ſei, kann der Verf. dieſes Art. aus dem Grunde nicht beiſtimmen, weil dieſer Wald bereits in der vorchriſtlichen Ära durch große Überſchwemmungen umgeſtürzt iſt, und ſich ſeitdem in ein weitausgedehntes Moor verwandelt hat, welches nur durch Trockenlegung und Cultur zur Vegetation des Holzes erſt wieder fähig wird. 3) Rer. frisicar. historia. L. IX. p. 136.

Digitized by Google

ches kein anderes oſtfrieſiſches Kloſter beſaß. Die darin geſchlagenen Münzen ſind jedoch äußerſt ſelten geworden. Ritter Okko then Broek, Häuptling von Auricher- und Broekmerland, hatte das Kloſter (1378) in ſeinen beſondern Schutz genommen. Als die Reformation ſich bald auch unter dem damals regierenden Grafen Edzard I. nach Oſtfriesland verbreitet hatte, verließ der letzte Abt des Kloſters, Antonius, freiwillig daſſelbe (1527), und wurde evangeliſcher Prediger zu Larrelt, im Amte Emden. Das Kloſter ſelbſt ging ein, indem es vom Papſte dem Droſten von Aurich, Georg von Münſter, in Eigenthum überlaſſen wurde, welcher Letztere es darauf an das gräfliche Regierungshaus verkaufte. So ward es, wie nach und nach auch die übrigen oſtfrieſiſchen Klöſter, ſäculariſirt, und die reichen Einkünfte deſſelben floſſen nun in die Staatscaſſe. Graf Johann ließ die Kloſterkirche abbrechen 4) und daraus ein Wohnhaus für ſich bauen, welches jedoch Graf Enno III. im J. 1612 in ein Jagdſchloß verwandelte. Unter der preußiſchen Regierung (1756) entſtand daraus ein bloßes Jägerhaus, welches noch jetzt beſteht. Die dem Kloſter früherhin gehörigen Ländereien wurden 1764 größtentheils von der Landesherrſchaft an Privatperſonen in Erbpacht verliehen; nur einige Morgen Wieſenland behielt die Regierung für ſich zurück. Unter der franzöſiſchen Regierung wurde der Ihloer Forſt ſeiner ſchönſten Eichenſtämme beraubt (1811), indem ſelbige zur militairiſchen Befeſtigung der oſtfrieſiſchen Inſeln benutzt wurden. Seit ein Paar Jahren wird jetzt in Ihlo jährlich gegen den 18. Jun. ein Sängerfeſt gefeiert, zu welchem ſich die Liedertafeln von Emden, Leer, Aurich ꝛc. und zahlreiche Freunde des Geſanges vereinigen. (*Rud. Christoph Gittermann.*)

ILOW, IHLOW, adeliges Gut und Dorf, Filial von Batzlow, in dem oberbarnimſchen Kreiſe der Mark Brandenburg, iſt das Stammhaus einer alten adeligen Familie, deren hiſtoriſche Bedeutung jedoch einzig auf dem bekannten Unglücksgenoſſen Wallenſtein's beruht. Chriſtian v. Ihlow (Illo) geboren auf dem Gute Leichholz in dem Sternberg'ſchen Kreiſe der Neumark, hatte es durch eine Reihe viel mehr nützlicher, als glänzender Dienſte bis zu dem Range eines General-Feldmarſchallieutenants in dem kaiſerlichen Heere gebracht, auch die in dem pilſner Kreiſe von Böhmen belegene Stadt Mies, die zu 48,922 Schock 54 Groſchen 5 Dr. abgeſchätzt, zu Eigenthum erworben. Mit des Grafen Chriſtoph II. von Fürſtenberg Tochter Albertina, einer Bekennerin der Huſſitiſchen Lehre, ſeit dem J. 1628 verheirathet, in den Freiherrenſtand erhoben, und im Beſitze von des Friedländers unbeſchränktem Zutrauen, fand er ſein Glück noch viel zu klein. Er ſuchte, angeblich von Wallenſtein ermuntert, der zugleich alles Böſe von ihm berichtete, an dem kaiſerlichen Hofe ein Grafendiplom, erhielt, auf den ungünſtigen Bericht, einen abſchlägigen Beſcheid, und wurde nun von Wallenſtein angeſpornt, auf alle mögliche Weiſe für ſolche Beleidigung Rache zu ſuchen. So die mit nichts beſcheinigte Sage, bei der man zu überſehen ſcheint, daß J. von Geburt aus, und auch durch ſeine Heirath mit einer Huſſitin, der geſchworener Feind des Erzhauſes ſein mußte, und daß es daher viel wahrſcheinlicher iſt, daß er den Generaliſſimus von dem Kaiſer abwendig machte, als daß der Generaliſſimus ſich bemüht haben ſollte, ihn, das Geſchöpf ſeiner Laune, auf verächtlichen Schleifwegen für ſtrafbare Entwürfe zu gewinnen. In der Expedition nach der Warthe, 1633, die ruhmvoll mit der Einnahme von Landsberg begann, führte J., gemeinſchaftlich mit Götzen, den Oberbefehl. In der Verſammlung der Oberſten, zu Pilſen den 11. Januar 1634, hatte er den Auftrag, die Geſinnungen der Verſammlung zu erforſchen, und ſie zugleich auf die entſcheidenden Schritte vorzubereiten, die Wallenſtein mit ihrer Hilfe wagen zu dürfen glaubte. **Ingratis servire nefas**, war die Einleitung zu der von J. vorgetragenen Rede: aus den geſchehenen Vermuthungen (die Winterquartiere außerhalb Böhmen zu beziehen, Regensburg in der rauhen Jahreszeit zu belagern, 6000 Reiter an den Cardinalinfant abzugeben,) würden die Commandanten und Oberſten abnehmen, wie dem Generaliſſimus von dem kaiſerlichen Hofe unmögliche Dinge aufgetragen würden. Wenn er ſich nicht gleich willfährig bezeigte, ſuche man ihn zu verfolgen, wie denn die Spanier bereits getrachtet, ihm mit Gift beizukommen, welche, nachdem ſie nun die kaiſerlichen Räthe und Miniſters auf ihre Seite gebracht, mit allen Kräften dahin arbeiteten, wie ſie nächſtens den König (von Ungarn) in das Feld bringen, ſelbſt hernach ihres Gefallens herumführen und die völlige Gewalt über die Ungarn an ſich bringen möchten, durch welches ſie nichts anderes vorhätten, als die rechten Fundamente ihrer Monarchie in dieſen Ländern zu befeſtigen, die teutſche Freiheit aufzuheben, und das römiſche Reich wider deſſen alte Privilegien ihnen erblich zu machen. Um dieſes Vorhaben auszuführen, ſuche man das Heer zu entkräften, zu welchem Ende der Kaiſer unter einem ſcheinbaren Vorwande befohlen habe, den mehren Theil deſſelben, ungeachtet des Winters, nach Baiern zu ſchicken, ſowie auch blos deswegen die 6000 Reiter für den Infanten begehrt würden. In den Erbländern ſei weder Volk, noch Geld mehr zu bekommen; der Kaiſer ſei nur ein Raub der Jeſuiten und ſeiner Miniſter, die Alles, was die Länder für die Armee bewilligten, an ſich zögen und den ſauren Schweiß derſelben zu ihrer Hoffahrt verwendeten; jetzt ſuchten ſie den Soldaten gar die Hälſe zu brechen; wo die letztern hinkämen und Quartiere begehrten, wollte man ſie nicht haben, und thäte, als wenn es Türken, Teufel oder Tataren wären. Weil nun der General alles dieſes wohl wiſſe, ſeine Ehre und Reputation, die er ſich durch 28jährige Kriegsdienſte erworben, großer Gefahr ausgeſetzt ſei, und er ſich außer Stand befinde, der Armee das Zugeſagte zu halten, weil ihm der Hof ſelbſt nicht halte, was er ihm verſprochen, als ſei er entſchloſſen, ſeine Stelle zu reſigniren und die Armee zu verlaſſen, ehe er mit Schimpf von Neuem ab-

4) Den ſchönen, ſtark vergoldeten und mit vielem Schnitzwerk verſehenen Altar dieſer Kloſterkirche ſchenkte Graf Johann der Kirche zu Aurich, worin er, nachdem dieſe in den Jahren 1833—1835 neu gebaut worden, auch wieder aufgeſtellt iſt.

Digitized by Google

geſetzt und verſtoßen werde. Doch habe er es den Oberſten vorher wollen fürtragen laſſen, um ihre Wohlmeinung und treuherziges Mitleiden zu vernehmen." Gleichſam für ſich ſelbſt ſetzte der Redner hinzu: „Sie ſollten gleichwol bei ſich ſelbſt bedenken, was ihnen durch Wallenſtein's Abzug für Gefahr und Schaden bevorſtände, ſie hätten die Regimenter und Compagnien auf deſſen Zureden meiſtens aus ihrem Seckel errichtet, wofür, ſowie auch für ihre übrigen getreuen Dienſte, ſie keine Bezahlung zu hoffen hätten. Der beſte Rath würde ſein, bei dem General um die Fortſetzung ſeines Generalats mit allem Fleiße anzuhalten." Dieſe Rede wurde mit rauſchendem Beifalle aufgenommen, und beſchloſſen, daß man den Feldherrn nicht laſſen, ſondern erbitten ſolle, bei dem Heere zu bleiben. Die zu dem Ende an ihn abgeſendeten Oberſten, worunter I. ſelbſt, erhielten, nach einigem Zögern, eine willfahrende Antwort, zugleich aber auch die Eröffnung, daß die anweſenden Befehlshaber ſämmtlich und ein jeder inſonderheit ſich anſtatt eines körperlichen Eides verpflichten und verbinden müßten, bei ihm ehrbar und getreu zu halten, auf keinerlei Weiſe ſich von ihm zu trennen oder trennen zu laſſen, ſondern alles, was zu ſeiner und der Armee Erhaltung gereiche, äußerſter Möglichkeit nach zu befördern, und nebenbei und für denſelben alles das Ihrige bis die letzten Blutstropfen ungeſparter aufzuſetzen. Die beigefügte Clauſel: „So lange er Friedland in Ihrer Kaiſ. Majeſtät Dienſten verbleiben, und zu Beförderung Derſelben Dienſten ſie gebrauchen würde," entfernte jede Misdeutung, und keiner der verſammelten Oberſten trug Bedenken, einem ſcheinbar ſo unſchuldigen und billigen Begehren ſeinen Beifall zu ſchenken. Der Revers wurde aufgeſetzt und verleſen, dann zur Tafel gegangen, deren Anordnung I. übernommen hatte. Sie war noch nicht völlig aufgehoben, als der Revers zum Unterzeichnen gereicht wurde, nicht zwar die ſchon verleſene und gutgeheißene, ſondern eine vollkommen ähnliche Ausfertigung, in der allein die den kaiſerlichen Dienſt betreffende Clauſel fehlte. So ſehr Manchem der Wein zu Kopfe geſtiegen war, ſo blieb die ſchlechte Pfiffigkeit doch nicht unbemerkt, noch ungerügt. Aber Trczka erklärte für meineidige Schelme alle, die zurücktreten würden. I. ließ nochmals alle ſeine Redekunſt walten, und der Aufſatz wurde unterzeichnet. Binden konnte er Niemanden; von Allen verlaſſen, deren Mitwirkung er ſich verſprochen, eilte Wallenſtein mit der geringen Anzahl ſeiner Getreuen nach Eger; auch I. zugleich mit Trczka und dem Generaliſſimus geächtet, in den an verſchiedene vertraute Generale von dem Kaiſer erlaſſenen geheimen Befehlen, folgte ihm dahin. Er wohnte dem von Gordon auf dem Schloſſe gegebenen Abendeſſen bei, meinte, im Laufe des Geſprächs, der General werde in drei Tagen eine Armee vereinigen, wie er ſie noch nicht gehabt, und verblutete gleich darauf unter den Streichen der Butler'ſchen Dragoner (25. Febr. 1634). Glücklicher, oder ſchneller gefaßt, wie Trczka und Kinsky, hatte er noch Zeit gehabt, eine Fenſterblende zu erreichen, von dort aus, unter den bitterſten Schmähungen, dem Schotten Gordon ſeinen Verrath vorgeworfen, und ihn herausgefodert zu ehrlichem Zweikampfe. Nach der tapferſten Gegenwehr, nachdem er zwei ſeiner Feinde erlegt, ſank er, überwältigt von der Zahl, und von zehn Stichen durchbohrt, zu Boden. So erzählen nämlich die Neuen, und insbeſondere auch Schiller. Weniger poetiſch, aber dem Gange eines plötzlichen Überfalles angemeſſener, erzählt das Theatrum Europaeum: „Die Irrländer aber den Tiſch auff einen Hauffen geworffen, und auff den Felde Marſchalck Illo, die beide Graffen Tertzky und Kintzky, wie auch Neumann und andere gedrungen, auff ſie geſtochen und geſchlagen, alſo daß Illo, ob er ſich wol etwas gewehret, und Kintzky gleich anfangs geblieben, Graff Tertzky aber, wie man ſagt, gefroren, iſt zwar ins Vorhauß kommen, aber doch endlich von den Tragonern mit Mußqueten zu todt geſchlagen worden." Johann Nicolaus von Ilow, auf Merz, in dem Beeskowſchen, kommt 1705 als der verwitweten Herzogin Sophia von Würtemberg-Oels Rath und Oberhofmeiſter vor. Joachim Friedrich von I. auf Ilow, königl. poln. kurf. ſächſ. Oberſt von den Dragonern, wird 1706 in auszeichnender Weiſe genannt. Im Februar 1759 wird einer von I. Oberſtwachtmeiſter bei dem königl. preuß. Regiment Meinicke (Cavalerie). Um dieſelbe Zeit befand ſich das Gut Leichholz noch bei der Familie. Otto Friedrich von I., königl. preuß. Generalmajor, und Chef eines Cüraſſierregiments, Ritter des Ordens pour le mérite, ſtarb zu Coblenz den 11. Nov. 1792. In dem vorgerückten Alter von 67 Jahren hatte er den Beſchwerden des Feldzuges nach der Champagne nicht widerſtehen können. Er war zu Schmagorey, einem Gute in dem Sternbergſchen Kreiſe der Neumark, welches ſpäter an die von der Oſten kam, geboren. Bei der Zerſtörung des ſtädtiſchen Kirchhofs im I. 1820 wurde auch ſein Grabmonument zerſtört, und nur in einem Fragmente nach dem neuen Kirchhofe übergetragen. Die verſtümmelte, ſogar des Namens beraubte Inſchrift beklagt, daß er hier an den fernſten Grenzen Teutſchlands ſein Grab gefunden. *(v. Stramberg.)*

Ilowellir, ſ. Iluwellir.

Ilowla, ſ. Ilawla.

Ilp, ſ. Islay.

Ils, ſ. Ilz.

ILSAN, **YLSAN**, **Elsan**, ein in der teutſchen Heldenſage mehrfach und bereits in dem angelſächſiſchen Liede des reiſenden Sängers aus dem 7. oder 8. Jahrh. vorkommender Name [1]). Ilſan oder Elſan iſt nicht als Verkürzung aus dem lateiniſchen Ilsanus, Elsanus anzuſehen, ſondern die urſprüngliche Form war Ilſa, Elſa, in der Beugung Ilſan, Elſan, welche Form dann aber auch im Nominativ beibehalten wurde.

Ungewiß bleibt, ob mit Sicherheit zwei Ilſan in der teutſchen Heldenſage aufgeſtellt werden können oder nicht, ſodaß aus Ilſan dem Alten ſpäter der Mönch Ilſan gebildet ward, deſſen Sage ſo berühmt geworden,

1) Bei Letzterem heißt es:
„Eadwin beſuchte ich und Elſa, Egelmund und Hungar,
Und die ſtolze Schar wider die Myrgingen."

Digitized by Google

und für die Charakteriſtik des Geiſtes des größten Theiles der Dichter des 13. Jahrh. ſo wichtig iſt. Für die Anſicht, daß beide Ilſan im Grunde eine Perſon ſind, ſpricht der Umſtand, daß der Verfaſſer von Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen, und der von der Ravennaſchlacht einer frühern Sage gefolgt ſein können, nach welcher Ilſan nicht Mönch war, oder die ihn noch nicht als Mönch kennt. Der gründlichſte Forſcher der teutſchen Heldenſage ſtimmt jener Meinung indeſſen nicht bei [2]). Am gerathenſten iſt es bei dieſen verſchiedenen Anſichten unſtreitig, beide Ilſan [3]) getrennt zu behandeln.

1) Ilſan der Alte oder Ilſan nach der Sage, welche ihn noch nicht als Mönch kennt. In dem Heldenliede von Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen wird J. unter den übrigen Helden Dietrich's genannt, welche ihm 10,000 Mann nach Bern bringen. Dem unverzagten J. vertraut Dietrich Bern an. Doch erſcheint J. auch bei der großen Schlacht vor Raben (Ravenna), und iſt einer von denen, welche ſie überleben, und denen Dietrich den Auftrag gibt, ſeine gefallenen Helden aus den übrigen Todten auszuſuchen [4]). Im Heldenliede von der Schlacht vor Raben iſt J. auch einer der Helden Dietrich's, wird Ilſan der Alte genannt, ſpielt eine wichtige, aber traurige Rolle. Als Dietrich in dieſe Schlacht zieht, vertraut der Berner Ilſan dem Reinen die beiden jungen Söhne des Königs Etzel und der Frau Helche und ſeinen jungen Bruder Diether und die Stadt Bern (Verona) an, mit dem Befehle, die Kinder nirgends hinreiten zu laſſen. Aber die jungen Herren beſtürmen ihn mit Bitten, die Gegend von Bern beſchauen zu dürfen, bis er einwilligt. Sie ſollen jedoch unter ſeiner Begleitung ſpazieren reiten. Sie eilen indeſſen ſehr, ſitzen früher auf ihren Roſſen, reiten vor die Stadt, und gelangen auf eine unrechte Straße. J. eilt ihnen nach, kann ſie aber nicht finden, und ſchlägt in dem Glauben, daß ſie die Straße nach Ravenna eingeſchlagen hätten, um an dem Kampfe Theil zu nehmen, auf ſeinem Roſſe Blanke [5]) dieſe Richtung ein. Jene bleiben indeſſen auf der unrechten Straße und werden von Wittichen erſchlagen [6]). Nachdem Dietrich die Schlacht vor Raben gewonnen hat, kommt Ilſan und verkündet auf die Frage, wie ſich die ihm Übergebenen befänden, mit traurigem Muthe, was geſchehen. Jener geräth darüber in die größte Beſorgniß um die Verlorenen, und da ſich findet, daß ſie durch Ilſan's Schuld aus der Stadt geritten und erſchlagen ſind, haut er dieſem mit eigener Hand das Haupt ab [7]).

Ilſan kommt weder in dem Heldenliede von der Schlacht vor Raben, noch in dem von Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen als Hildebrand's Bruder vor, obgleich zu einer ſolchen Angabe Gelegenheit da war; denn Str. 114 werden beide neben einander aufgeführt. Indeſſen kann man daraus doch nicht mit Sicherheit ſchließen, daß er von dem Mönch Ilſan, Hildebrand's Bruder, verſchieden ſei; denn dieſer Umſtand könnte als ſpäterer Zuſatz der Sage betrachtet werden, oder man möchte auch geneigt ſein anzunehmen, er ſei in den erwähnten zwei Gedichten nicht ausdrücklich bemerkt, weil man ihn als eine bekannte Sache vorausſetzen zu dürfen glaubte. Nach dem Verhältniſſe, in welchem das erſtere Heldenlied Ilſan vorführt, könnte dieſer allerdings ſehr wohl Hildebrand's Bruder ſein, allein in dem letzteren fiele es doch ſehr auf, daß Dietrich dem Bruder ſeines Meiſters Hildebrand das Haupt abſchlüge. Wenigſtens ſollte man dann erwarten, daß der Dichter da, wo Rüdiger dem Könige Etzel Ilſan's Schickſal erzählt, dieſen Umſtand hervorgehoben haben würde. Denn in dieſem Falle brachte ja Dietrich, indem er Ilſan für ſeine Unachtſamkeit beſtrafte, ein großes Opfer. Am wahrſcheinlichſten bleibt mithin die erſte Annahme, daß Ilſan zur Zeit der Bildung der Sage, wie ſie ſich in den beiden genannten Heldenliedern findet, noch nicht als Hildebrand's Bruder galt. Überhaupt iſt Ilſan erſt ſpäter in die teutſche Heldenſage eingeführt, oder ein ſpäteres Erzeugniß derſelben; denn die Wilkinaſaga, in welcher die teutſche Heldenſage cykliſch dargeſtellt iſt, kennt Ilſan noch nicht, und der, unter deſſen Obhut ſich nach ihr Etzel's Söhne befinden, heißt nicht Ilſan, ſondern Helſerich [8]). Ilſan hatte aber dadurch, daß er in dem Heldenliede von der Schlacht vor Ravenna zum Hüter der Söhne Etzel's gemacht ward, zu viel Bedeutung er-

2) W. Grimm, Die deutſche Heldenſage. S. 415. 3) Ilſan und Elſan ſind nur mundartlich, oder nach gauthümlicher Ausſprache, unterſchieden. In dem Heldenliede von Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen wird die Form Elſan gebraucht. In dem Heldenliede von der Ravennaſchlacht wird in einer und derſelben Strophenfolge bald Ilſan und Ylſan, bald Elſan geſagt, ſo wenig war der Abſchreiber mit ſich über die Orthographie einig. In den übrigen Heldenliedern und in der alten Überſicht des Heldenbuches kommt bald Ilſan, bald Ylſan vor, und im Heldenbuche Kaspar's von der Rön meiſtens aſpirirt Hilſam und Hylſam, doch auch Ilſam, ſodaß das n mit m regelmäßig vertauſcht iſt, und es nur um des Reimes willen einmal Hilſan heißt, wie umgekehrt in Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen nur einmal, aber des Reimes auf Perchtam wegen „her Elsam“ heißt. Im Liede von der Schlacht vor Raben wird bald Ilſan oder Ylſan, bald Ilſam oder Ylſam, auch ohne Rückſicht auf den Reim, auch einmal Elſam angewendet, doch ſcheint es des Reimes wegen. Im großen Roſengarten bei von der Hagen und Primiſſer, Der Helden Buch in der Urſprache, ſteht einmal in der Überſchrift ausnahmsweiſe Ylſam S. 8, und im Texte meiſt Ilſan, ſeltener Ylſan, ſowie auch in der Überſchrift, S. 21, Ylſan. Am beſten iſt es, mit Grimm die Schreibart Ilsan vorzuziehen. Fiſchart hat Illzan und Milchzan. Die däniſchen Heldenlieder (Udvalgte Danſke Viſer. I, 6, 19) erwähnen einen Munk Broder *Alsing*. 4) Dietrich's Ahnen und Flucht zu den Heunen, Z. 3011, bei v. d. Hagen und Anton Primiſſer, Der Helden Buch in der Urſprache. S. 33. Z. 5838. S. 61. Z. 6004. S. 63. Z. 7192. S. 75. Z. 9846. S. 101.

5) So heißt Ilſan's Roß in dem Liede von der Schlacht vor Raben. Str. 361. Z. 1. S. 23. In der Wilkina-Saga kommt auch ein Roß Blanke vor, aber es gehört Dietrichen von Bern zu. Vgl. W. Grimm a. a. O. S. 209. 6) Vgl. Allg. Encykl. 1. Sect. 25. Th. S. 89. 3. Sect. 6. Th. S. 213. 7) Das Heldenlied von der Schlacht vor Raben, Str. 114, bei v. d. Hagen und Primiſſer, Das Heldenbuch in der Urſprache. S. 8. Str. 281—297. S. 18. 19. Str. 304. S. 20. Str. 340—362. S. 22. 23. Str. 869—873. S. 55. Str. 1119. 1120. S. 71. 8) ſ. Allg. Encykl. 3. Sect. 6. Th. S. 213.

Digitized by Google

halten, als daß die folgenden Dichter ihm nicht noch größere Wichtigkeit zu verleihen hätten verſucht werden ſollen. Daß Ilſan nach dem Heldenliede von der Schlacht vor Raben durch den zürnenden Dietrich erſchlagen worden, konnte ſie nicht abhalten, die Sage von demſelben noch weiter fortzubilden; denn dieſes Lied berichtet die Beſtrafung nur auf indirecte Weiſe, indem lediglich Rüdiger zu Etzeln ſpricht: „Ich ſah mit meinen Augen, daß ihm (dem Ilſan) Herr Dietrich das Haupt abſchlug; das glaub Etzel!" Man konnte daher die Vermuthung aufſtellen, es ſei dies nicht wirklich geſchehen, ſondern Rüdiger habe die Sache ſeinem Herrn, dem Könige Etzel, nur ſo vorgeſtellt, um deſſen Zorn zu beſänftigen. Seinen Helden zu erſchlagen war auch etwas ſo Verhaßtes, daß die ſpätern Dichter dieſen Makel gern von Dietrich abwendeten. Dieſes Gefühl freilich könnte auch der Grund ſein, weshalb der Dichter des Heldenliedes von der Schlacht vor Ravenna die That ſelbſt nicht ſchildert, ſondern nur am Ende des Gedichtes Rüdiger'n in den Mund legt. Möglich bleibt auch, daß der Dichter ſelbſt die Angabe für weiter nichts hält, als eine von demſelben erfundene Ausflucht, um Etzel zu beſchwichtigen. Glaubte aber jener ältere Dichter wirklich die von Rüdiger ausgeſprochene Meinung, ſo war doch die folgende Zeit dadurch keineswegs gebunden. Sie konnte die vorgefundene Notiz als eine in guter Abſicht vorgebrachte Lüge Rüdiger's gelten laſſen. Aber freilich Ilſan konnte von der Zeit jenes Vorfalles an nicht mehr unter Dietrich's Helden erſcheinen, ſondern mußte verborgen leben. Nach dem Geiſte jener Zeit aber war dazu am paſſendſten ein Kloſter, in welchem ſich Ilſan vor Dietrich's und Etzel's Zorne verbarg und ſeine Schuld büßte. Wäre an die Heldenſage der Maßſtab geſchichtlicher Zeitfolge zu legen, ſo hätten die ſpätern Dichter, ſelbſt wenn ſie vorausſetzten, Ilſan ſei wirklich durch Dietrich erſchlagen, doch keinen Anſtoß finden können, ſeiner bei andern Gelegenheiten zu gedenken. Da namentlich die Schlacht vor Ravenna ſpäter iſt, als der Kampf im Roſengarten zu Worms und als Alphart's Tod, ſo konnten ſie ihn recht gut im Roſengarten kämpfen und Alphart's Tod rächen laſſen. Daß der Mönch Ilſan nach dem Heldenliede von Alphart's Tod in Dietrich's Ungnade iſt, und zwar, weil er ihm vor Garten ſeinen Oheim (Vetter) erſchlagen, dieſe Erzählung findet W. Grimm [9]) durch kein anderes Gedicht aufgeklärt, ſodaß man nicht errathe, was für ein Verwandter Dietrich's gemeint ſei. Wahrſcheinlich aber wollte der Verfaſſer des genannten Heldenliedes die Sage von der Ungnade Dietrich's gegen den Mönch Ilſan auch in ſeinem Liede benutzen, weil ſie Gelegenheit zu einer ſo bedeutſamen Verwickelung gab. Aber freilich konnte er die Thatſache nicht beibehalten, daß I. den Tod der beiden ihm anvertrauten Söhne Etzel's und zugleich Diether's, des Bruders Dietrich's, durch zu große Nachgiebigkeit verſchuldet habe; denn er will ja Ereigniſſe vor Dietrich's Flucht zu den Heunen und vor der Schlacht vor Ravenna darſtellen; er mußte alſo einen andern Beweggrund zu Dietrich's großem Zorne gegen I. erfinden. Er gibt demnach an, I. habe Dietrich's Vetter vor Garten erſchlagen; hiervon kommt natürlich in keinem andern Gedichte etwas vor, weil der Verfaſſer des Heldenliedes von Alphart's Tode das Factum erſt erdichtete.

2) Ilſan der Mönch oder Ilſan nach der weiter ausgebildeten Sage, welche ihn als Mönch und Hildebrand's Bruder betrachtet. Der letztere Umſtand iſt inſofern bemerkenswerth, weil Hildebrand als Meiſter Dietrich's von Bern eine große Rolle ſpielt. In dem Heldenliede von Alphart's Tode, in den Roſengartenliedern und in der alten Überſicht des Sagenkreiſes des Heldenbuches [10]) wird der Mönch I. als Hildebrand's Bruder dargeſtellt. Da nun Hildebrand's Vater Herbrand war, der ſchon in der älteſten [11]) auf uns gekommenen Heldenſage erwähnt iſt, ſo hat man auch Ilſan als deſſen Sohn anzuſehen. Außerdem wird in der alten Überſicht des Heldenbuches auch von Herbrand ausdrücklich geſagt: Er war Hildebrand's und Mönch Ilſan's Vater. Durch dieſe Verwandtſchaft erhält der Mönch I. auch Beziehung zu Alphart; denn es heißt ebendaſelbſt: Amelot von Garten hatte Hildebrand's und Mönch Ilſan's Schweſter, mit der hatte er drei Söhne. Ob die weitere Ausbildung der Sage I. früher zu Hildebrand's Bruder machte, oder zum Mönch, läßt ſich aus dem Heldenliede von Alphart's Tode, den Roſengartenliedern und der alten Überſicht des Sagenkreiſes des Heldenbuches nicht erſehen, denn in ihnen erſcheint Ilſan als beides. Die däniſchen Heldenlieder (Udvalgte Danſke Viſer I. 6, 19) kennen einen Munk Broder Alſing; doch Hildebrand's Bruder heißt er dort nicht, obgleich er einmal (19, 27) unmittelbar nach ihm genannt wird [12]). Hieraus läßt ſich wol ſchließen, daß I. in der Sage früher zum Mönch gemacht wurde. In der allerſpäteſten Ausbildung der Sage erſcheint I. nicht mehr als Herbrand's Sohn und Hildebrand's Bruder, ſondern als Laurin's Sohn. Cyr. Spangenberg [13]) ſagt: „Ilſan iſt Hildebrand's Bruder geweſen, wiewol etliche meinen, er ſei des kleinen Laurin in Tyrol Sohn." Dieſe Meinung iſt unſtreitig aus Verwechſelung Ilſan's mit Ilſing entſtanden. Von letzterem ſagt Aventin [14]): Nach König Laryn (Laurin) hat Teutſchland verwaltet 53 Jahre ſein Sohn Ylſing, von dem man noch alte Reimen der alten Teutſchen, unſerer Vorfahren Chronica, hin und her wieder findet. Wahrſcheinlich dachte ſchon

9) Die deutſche Heldenſage. S. 241.

10) Im alten Hildebrandsliede wird Hiltibraht, wie Hildebrand hier heißt, „Heribrantes sunu" genannt. Cf. De Hildebrando antiquissimi carminis teutonici fragmentum, edidit *Guil. Grimm*. Z. 6. 11) Alte Überſicht des Sagenkreiſes des Heldenbuches. Frankfurter Ausgabe von 1560. Bl. 186. S. 1. Sp. 1. 2, und auf demſelben Blatte S. 2. Sp. 2 heißt es: Dieſe nachgeſchriebenen Herren und Helden waren des Königs Etzel's Diener, als ſie in den Roſengarten wollten reiten: Dietrich von Bern, Dietmar's Sohn, Hildebrand, Herbrant's Sohn, Mönch Ilſan, Hildebrand's Bruder ꝛc. 12) Vgl. W. Grimm, Die teutſche Heldenſage. S. 241. 13) Adelſpiegel 2, 274b und daraus bei W. Grimm, S. 313. 314. 14) Bairiſche Chronik (Frankf. 1580). 36b und daraus bei W. Grimm, S. 302.

Digitized by Google

Aventin bei dieſem „Ylſing" zugleich an den Mönch J.; denn ein Ilſung (Ilſing iſt nur andere Form deſſelben Namens) tritt zwar in der teutſchen Heldenſage auf, aber nicht bedeutend. In dem Heldenliede von Dietrich's Flucht und Ahnen zu den Heunen wird Z. 8293. S. 86 unter denen, welche mit Wolfhart ritten, als der ſiebente aufgeführt: „Ylsunch der Degen." In der Fortſetzung des Liedes vom Könige Laurin bittet der in Hut gehaltene König Laurin, welcher entſchloſſen iſt den Chriſtenglauben anzunehmen, den edeln Degen „Illſunck," daß er ihm rathen möge. Ilſung gibt ihm den Rath, welcher ihm gut ſcheint in Bezug auf Gott und Laurin's Herrn, den König Dietrich von Bern. Ilſung meldet dem Könige Dietrich, was Laurin im Sinne hat; darauf läßt dieſer Laurin durch ſeinen Kaplan taufen, und Ilſung hilft letzterm gern zum Chriſtenleben [15]). Während Laurin zu Bern in Hut war, hatte er in manchen hohlen Berg geſandt, und die Zwerge um Hilfe anſprechen laſſen. Sein Oheim, der Zwergkönig Warbaran vom Berge „Armonia," dem Berge „Synon," dem Berge „Thabor" und dem Gebirge „Kaukasa" zieht mit 115,000 Mann heran, und läßt durch den Fürſt Schiltung Dietrichen von Bern zu einer Feldſchlacht herausfodern. Ilſung erwiedert aber: „Euer Herr möge ſeine Drohung gegen einen ſolchen jungen Degen unterwegs laſſen; ja wir wollen ſie auf dem Felde beugen, daß ſich die Geier laben müſſen [16])." Dietrich erklärt ſich bereit zur Schlacht. Der König von „Armonia" lagert ſich vor die Stadt. Wolfhart wünſcht den Kampf zu beginnen und Ilſung erklärt mit Übermuth, es ſolle den Feinden ihr Unternehmen nicht gut bekommen. Hildebrand aber verweiſt beiden ihre kühnen Reden [17]). W. Grimm [18]) wirft die Frage auf, ob hier der Ritter Ilſung gemeint ſei, welcher im zweiten Theile des Königs Laurin genannt wird, ſetzt aber hinzu, man begreift nicht, was Aventin veranlaſſen konnte, ihn zu einem Sohne Laurin's zu machen. Aber Aventin wollte die teutſche Heldenſage als Geſchichte [19]) aufgefaßt wiſſen, und demgemäß umbilden, machte alſo den Zwergkönig Laurin zu einem über Teutſchland waltenden König. Da er nun keinen Nachfolger deſſelben angegeben fand, machte er in ſeiner Verlegenheit aus dem Ritter Ilſung, der mit Laurin in freundlicher Beziehung ſtand, einen Sohn deſſelben, und ließ ihn nach Laurin über Teutſchland herrſchen. Weil ferner dieſer Ilſung nicht berühmt genug war, wol aber der Mönch Ilſan, ſo identificirte er beide, und es entſtand bei Einigen die Meinung, welche Spangenberg anführt, der Mönch Ilſan ſei ein Sohn des kleinen Laurin von Tyrol. Spangenberg ſelbſt jedoch fand im Heldenbuche den Mönch Ilſan zu oft als Hildebrand's Bruder bezeichnet, als daß er dieſer Meinung hätte beipflichten können.

Wie bei andern Perſonen der Heldenſage, welche in mehren Ländern gefeiert werden, ſo iſt auch bei dem Mönche Ilſan keine Übereinſtimmung in die Angaben zu bringen, und mithin iſt auch nicht gut möglich, eine Art Lebensgeſchichte deſſelben zu gewinnen. Denn z. B. nach dem Liede von dem großen Roſengarten der frankfurter, der heidelberger und der ſtrasburger Handſchrift, welches W. Grimm durch C. bezeichnet, hat Ilſan, als der Berner Dietrich ihm erlaubte in das Kloſter zu gehen, dieſem einen Eid geleiſtet, eine Reiſe (Heerfahrt) zu thun, wenn er ihn am allernöthigſten hätte. Nach dem Roſengartenliede thut Ilſan dieſe vor Alphart's Tode, denn es weiſt darauf als ein Ereigniß hin, welches ſich nach dem Kampfe im Roſengarten zugetragen. Nach dem Alphartsliede zieht der Mönch Ilſan Dietrichen zu, um Alphart's Tod rächen zu helfen. Der Verfaſſer des Roſengartenliedes, welcher Ilſan's Reiſe aus dem Kloſter zum Beiſtande Dietrich's nur als die einzige geltend macht, hat alſo die im Liede von Alphart's Tode enthaltene Sage von des Mönchs Ilſan Reiſe nach Bern, um gegen den Kaiſer Ermenrich Beiſtand zu leiſten, entweder nicht gekannt, oder nicht berückſichtigt, und iſt alſo mit dem Liede von Alphart's Tode in dieſer, ſowie in anderer Beziehung, im Widerſpruche. Ferner wiſſen oder haben wenigſtens die Roſengartenlieder nichts davon, daß der Mönch Ilſan bei Dietrich in Ungnade iſt. An eine Vereinigung dieſer verſchiedenen Data iſt alſo nicht zu denken, ſondern ſie müſſen getrennt gegeben werden. Zuerſt alſo nach dem Inhalte des Alphartsliedes, weil ſich dieſes noch im Geiſte der echten Heldenſage hält, was bei den Roſengartenliedern nicht der Fall iſt. Es gibt über den Mönch Ilſan Folgendes: Auf Hildebrand's Auffoderung an die Helden von Breiſach, wohin er gereiſt iſt, daß ſie dem Voigt (Fürſten) von Bern Alphart's Tod rächen helfen ſollen, antwortet der Mönch Ilſan, er habe die Huld des Voigts (Fürſtens) von Bern nicht; vergebe dieſer ihm ſeine Schuld, ſo brächte er ihm 1100 Mann zu Hilfe, die über den lichten Ringen ſchwarze Kutten trügen. Der Mönch Ilſan zieht mit. Die Helden kommen auf der erſten Tagereiſe Abends an das Hochgebirge, und der Mönch Ilſan gehört zu denen, welche der Wache in der Nacht pflegen. Es kommt in derſelben mit Studenfuß von dem Rheine, der vom Kaiſer Ermenrich ausgeſandt iſt, zur Schlacht. Hildebrand der Alte und der Mönch Ilſan bringen durch das feindliche Heer, viele werden davon getödtet und Studenfuß entrinnt nur mit zwölf Mann aus dem harten Kampfe an das Gebirge. Die Helden von Breiſach kommen vor Bern, und Dietrich geht heraus, um ſie zu empfangen und zu begrüßen. Der Mönch Ilſan liegt noch in ſchweren Sorgen mit ſeinen 1100 Kloſtermannen, und will abwarten, ob er Begnadigung erhalte. Auf Dietrich's Frage, wer dies ſei, gibt Hildebrand die Auskunft, es

15) Die Fortſetzung des Liedes vom Könige Laurin bei *Nyerup*, Symbolae ad Literaturam Teutonicam Antiquiorem. p. 45—47. 16) a. a. O. S. 57. 58. 17) a. a. O. S. 67. 18) a. a. O. S. 302. 19) Er macht dabei den ſeltſamen Schluß, weil die Lieder, wie allerdings richtig iſt, ſtatt der Chroniken dienten, ſo enthielten ſie alle Geſchichte. Er überſieht den wichtigen Unterſchied zwiſchen rein geſchichtlichen Geſängen und Gedichten, in welchen die Heldenſage niedergelegt iſt. Der Mönch Ilſan aber und der Ritter Ilſung, welche Aventin als eine und dieſelbe Perſon betrachtet, gehören blos der letztern Claſſe von Liedern an.

Digitized by Google

ſei ſein Bruder, der Mönch Ilſan, und legt zugleich Fürbitte für denſelben ein. Dietrich indeſſen erklärt, er bedürfe der Hilfe deſſelben nicht, und werde ſtets ſein Feind bleiben, weil er ihm vor Garten ſeinen lieben Oheim erſchlagen habe. Hierauf erfährt Dietrich, wie Ilſan auf der Fahrt mit den Mannen Studenfußes vom Rhein geſtritten, und was er auf der Straße für große Noth gelitten; aber dies veranlaßt ihn nur zu der mildernden Beſtimmung, daß er wieder in Frieden bis nach Breiſach an den Rhein gehen ſolle. Eckhart fodert daher alle die Seinen dahin zu gehen auf, ſie wollen ſelbſt ihm Frieden und Geleite geben; aber Meiſter Hildebrand hält ſie von dem Aufbruche zurück. Endlich bitten und flehen die von Breiſach bei Dietrich für Ilſan, bis dieſem die Schuld vergeben wird. Dietrich ſchenkt ihm nun um ihretwillen ſeine Huld und empfängt ihn wohl. Wolfhart und Sigeſtab führen Ilſan nun auf Alphart's Grab; er fodert Männer und Weiber auf, das Weinen zu laſſen, und darauf zu achten, wie man ihnen Alphart's junges Leben vergelte. In der großen Schlacht darauf ſtreitet er vermeſſentlich, und der Kaiſer ſpricht: „Was habe ich dem gethan? Daß ich Kloſterleuten je ſo getreu war! Sie ſingen gar üble Töne, und fällen manchen in das Gras.“ Die Schlacht geht für den Kaiſer verloren; er und Sibich, Wittich und Heime entrinnen nach Ravenna. Der Mönch Ilſan läßt ſeine Heerhörner blaſen; er hat keinen verloren von den 1100 Mann, welche er geführt [20]).

Dieſes wird im Alphartsliede oft wiederholt, denn in ihm ſoll der Mönch Ilſan durchaus edel gehalten werden und einen erhabenen Eindruck machen, und ſeine Perſon ſoll zu ſeiner klöſterlichen Umgebung keinen Gegenſatz bilden. Wo ſein Kloſter eigentlich iſt, wird nicht angegeben. Man findet ihn mit ſeinen Kloſterleuten, die ſchwarze Kutten (ſtatt der gewöhnlichen ſchönfarbigen Wappenröcke) über den lichten Ringen (d. h. Panzern) tragen in Breiſach. In den Roſengartenliedern dagegen ſoll der Mönch Ilſan, das Heldenherz in der Kutte, einen ergötzlichen Gegenſatz zu ſeinen Kloſtermauern machen. Es ſoll ergötzlich dargeſtellt werden, wie lächerlich es ſei, wenn Heldenkraft ſich in Kloſtermauern verſchließt. Nach dem Alphartsliede mishandelt Ilſan die Mönche und Mannen des Kloſters nicht. Übrigens ſtimmen in ſeiner Darſtellung auch die Roſengartenlieder ſelbſt unter einander nicht ganz überein, wiewol allen Ein urſprüngliches Roſengartenlied zu Grunde liegt. Von den beiden verſchiedenen Hauptgeſtaltungen der Sage findet ſich die eine in dem Roſengartenliede der frankfurter, der heidelberger und ſtrasburger Handſchrift, und die andere in dem Roſengartenliede der münchener Handſchrift, im alten Drucke und bei Kaspar von der Rön, und die Abweichungen der zuletzt genannten Roſengartenlieder unter ſich ſind nur unbedeutend, ebenſo die Verſchiedenheit des Roſengartenliedes in der frankfurter Handſchrift und in der heidelberger und der ſtrasburger. Beide werden daher hier nicht berückſichtigt. Der Kürze halber möge die zuerſt genannte Geſtalt der Sage mit A und die zuletzt genannte mit B bezeichnet werden [21]), ohne damit entſcheiden zu wollen, welche von beiden der im urſprünglichen Roſengartenliede vorgefundenen Form am nächſten komme. Nur iſt nicht zu überſehen, daß die Roſengartenlieder beider Geſtaltungen nicht ohne ſpätere Erweiterungen und Zuſätze auch in Beziehung auf den Mönch Ilſan ſind; während nach der mit B bezeichneten Form der Sage Hildebrand zum Kämpfer gegen Studenfuß am Rhein ſeinen Bruder, den Mönch Ilſan von Ylſenburg beſtimmt, kämpft dieſer nach der mit A benannten gegen Volker, den Spielmann. Nach dieſer äußert Dietrich von Bern ſein Bedenken, den Mönch Ilſan, welcher nach der frankfurter Handſchrift mehr als 20 Jahre, nach der heidelberger und ſtrasburger Handſchrift 32 Jahre in ſeiner Kutte geweſen iſt, dem Kloſter zu entführen. Aber Hildebrand erinnert Dietrichen an das von Ilſan, als er ihm erlaubte, ins Kloſter zu gehen, eidlich gethane Gelöbniß, für Dietrich eine Reiſe zu thun. Als die Herren nach Iſenburg (in B Ylſenburg) [22]) kommen, klopft Hildebrand an das Thor und bittet um Einlaß in das Kloſter. Ilſan läßt ſich wappnen, um abwehren zu können, wenn man die Mönche zwingen wolle. Dann befiehlt er hinauszuſchauen, und erhält die Nachricht, daß draußen vor der Pforte ein Alter iſt, der drei Wölfe als Wappen führt, und erkennt daran, daß es ſein Bruder Hildebrand iſt. Aus dem Löwen, welchen ein junger [23]) Held, der bei Hildebrand hält, im Schilde führt, ſchließt er, es müſſe ſein (Ilſan's) Herr, Dietrich, ſein, und tritt vor die Pforte, indem er über den Ringen (dem Panzer) eine graue [24]) Kutte hat. Benedicite! Bruder! ſpricht Meiſter Hildebrand. „Nun leite Dich der Teufel,“ ſagt der Mönch, „daß Du Jahre lang auf Streites Fach reiteſt, Du möchteſt bei Frau Uten lieber gutes Gemach haben.“ Es iſt gewiß ſchön, daß zwar in Ilſan, der ſo lange Mönch iſt, die Heldenkraft und der Heldengeiſt nicht erſtorben, er aber doch durch die lange Gewohnheit von klöſterlichen Anſichten nicht frei geblieben iſt; denn ſonſt würde es unerklärlich ſein, wie er es hätte ſo

20) Alphartslied, bei v. d. Hagen, Der Helden Buch (in neuerer Sprache). 1. Bd. (Berlin 1811). Str. 319. S. 43. Str. 334. S. 50. Str. 381. S. 57. Str. 402—410. S. 60. 61. Str. 429. S. 426. Str. 435. S. 65. Str. 459. S. 68.

21) W. Grimm bezeichnet das Roſengartenlied der frankfurter Handſchrift durch C. Was hier durch A und B bezeichnet wird, iſt im Art. Heldenbuch (Allgem. Encykl. 2. Sect. 5. Th. S. 60) als 1 und 2 unterſchieden, ſodaß dort 1 hier dem A entſpricht, wie dort 2 hier dem B. Zu den dort bemerkten Ausgaben der Roſengartenlieder iſt ſeitdem noch hinzugekommen: Der Roſegarte, von W. Grimm (Götting. 1836). 22) Nämlich nach dem Roſengartenliede der münchener Handſchrift; in dem bei Kaspar v. d. Rön und in dem der alten Drucke ſteht Eiſenburg, wofür in der A genannten Sagengeſtalt die ältere Form Iſenburg. Ilſan von Ylſenburg klingt, da es an Ilſan's Namen erinnert, bedeutungsvoller als Ilſan von Iſenburg. 23) Nämlich im Geiſte der Heldenſage, nach welchem diejenigen, welche einmal jung dargeſtellt werden, nicht altern. Ilſan war bereits 32 Jahre im Kloſter, und hatte Dietrichen vorher gedient. Geſchichtlich alſo die Sache genommen, wäre Dietrich damals nicht mehr jung zu nennen geweſen, doch die Heldenſage nimmt ſich ſolche Freiheiten; ſie ſieht hier blos auf den Gegenſatz zwiſchen dem alten Hildebrand und ſeinem Zöglinge Dietrich. 24) Nach dem Alphartsliede eine ſchwarze.

Digitized by Google

lange im Kloſter aushalten können, da er ja Alles im Kloſter beherrſcht. Doch kann man auch annehmen, Ilſan wolle, indem er ſich ſtelle, als billige er Hildebrand's Vorhaben nicht, dieſen necken. Angemeſſener iſt aber, es ſo zu verſtehen, daß Ilſan ſich Anfangs wirklich weigere, an dem Zuge Theil zu nehmen, bis durch ſeine Unterredung mit Hildebrand und ihrem Herrn, Dietrich, die alten Erinnerungen an das frühere Heldenleben ſo ſtark in ihm erwachen, daß er nicht widerſtehen kann. Hildebrand erzählt nun ſeinem Bruder, daß er nach Roſen reiten müſſe, da die ſchöne Chriemhild nach ihnen geſandt. Ilſan erklärt ſeinen Bruder für einen Thoren. Hildebrand erinnert ihn zwar an den Eid, den er Dietrichen geſchworen. Ilſan will jedoch, wie er ſagt, nicht mehr ausziehen, und zwar gar nicht nach Worms, höchſtens nach Bern. Hildebrand macht ihm bemerklich, wie ihm und ſeinem Herrn Hilfe Noth thut, und Dietrich ſagt, daß es ihm läſterlich anſtehe, daheim zu bleiben. Da erklärt ſich Ilſan bereit ihm zu helfen, zieht die Kappe ab und wirft ſie in das Gras, und ſteht vollkommen gewappnet da. Dietrich ſchaut des Mönches Ilſan's Schwert, und ſagt, ihm ſei ein guter Predigerſtab gewährt, wem er den Bann ſchlage mit ſeinem Predigerſtabe, ihn befördere er ins Grab; wüßten es die edeln Burgunder bei dem Rheine, ſie würden eher Zweiſler werden, ehe ſie bei ihm Beichte hörten. Der Mönch ſagt, daß er gen Worms nach einem Roſenkranz, nach einer Jungfrau Kuß reiten wolle, und läßt Dietrich auf des Kloſters Koſten bewirthen. Der Abt und die Brüderſchaft beklagen ſich bittweiſe bei Dietrich wegen der Kraft des Mönches. Dietrich droht das Kloſter zu zerſtören, wenn ſie Ilſan nicht herablaſſen. Ilſan läßt ſein Streitroß, das Scheminges Bruder war, herziehen, greift zornig an das Schwert und bittet den Abt um Urlaub, um Dietrichen dienen zu können. Der Abt ſagt: gern. Ilſan läßt ſich ſeinen Speer und ſeinen Schild bringen, mit denen er ſo oft gekämpft hat, und beſteigt das gute Roß Benig. Die Mönche und Mannen des Kloſters folgen ihm bis vor das Kloſter; alle begannen ihm zu fluchen: „Daß Du Dich von Deiner Brüderſchaft geſchieden haſt, darum mögeſt Du erſtochen und nimmer ſieghaft werden. Er iſt ein ſtarker Mann; wir ſind an ihm betrogen; er hat uns mit den Ohren ſo oft herumgezogen, wenn wir nicht thun wollten, was er uns gebot; er brachte uns in dem Kloſter in Angſt und in Noth." Da ſprach ein alter Bruder: „Gott will ich immer loben [25]); er hat mich mit den Ohren ſo oft herumgezogen; er that mir an dem Leibe jämmerliche Pein, daß ich zu allen Zeiten in Sorgen ſein mußte." Von dieſer Nachricht der Sage nach der Geſtaltung **A** weicht die **B** genannte beſonders im erſten Theile der Erzählung ab. Um den Mönch Ilſan zu bekommen, zieht Dietrich mit den 60,000 Mann gen Ylſenburg (nämlich nach dem Roſengartenliede in der vierreimigen Strophe in der münchener Handſchrift, nach dem Roſengartenliede bei Kaspar von der Rön und in dem der alten Drucke nach Eiſenburg, was alſo dem Iſenburg in A entſpricht), und lagert ſich vor das Kloſter. Der Mönch Ilſan war ohne Wehr gegangen, als er auf der Heide und auf des Kloſters Eigenthum ein gewaltiges Heer liegen ſieht. Es bringt ihn dieſes gewaltig in Zorn, und er ſpricht folgende ihn trefflich charakteriſirende und ihn edel haltende Worte: „Was bedeutet dieſe Heerfahrt? Ach! reicher Gott vom Himmel! wie ſoll es mir ergehen! Nun wäre ich gegen Gott gern ein biederer Mann; das wollen böſe Herren und böſe Leute nicht. Ich ergebe mich wieder in den Mord, was mir auch darum geſchieht." An dem grimmen Manne verkehrt ſich die Farbe, und wird gelb und grün. Seine Brüder fürchten alle ſeinen Zorn. Niemand wagt ihn zu fragen, was geſchehen iſt. Er ſagt, was er geſehen hat, er räche es ſicherlich, oder Gott möge ihn verurtheilen. Er bittet ſeine lieben Brüder, wie er ſie nennt, ihn in die ſtählernen Ringe zu wappnen, damit er die draußen auf dem Anger zwinge, ihn zu räumen. Er allein will ſie beſtehen. Wohlgewappnet reitet er gar ritterlich mit einem ſehr großen Speer aus dem Kloſter, und eilt über das Gefilde. Der alte Hildebrand ſieht ſeinen Bruder aus dem Kloſter ſprengen, und ſucht zu verhüten, daß er nicht in das Heer komme, und ſich mit der ganzen Schar ſchlage, reitet ihm entgegen, wird von ihm angerannt, entweicht ihm aber, und thut ſeinen Helm vom Haupte. Der Mönch Ilſan macht ihm Vorwürfe, daß er nicht um ſeinetwillen die Heerfahrt in des Kloſters Gebiet unterlaſſen; hätten ihnen auch ſeine Brüder (die Mönche) etwas zu Leide gethan, ſo würde der Mönch Ilſan ihnen ein Richter geweſen ſein; ſolle das Kloſter nicht die große Stärke Ilſan's genießen, ſo möge Hildebrand ſeinen Helm aufbinden, und ihm ſei widerſagt (Fehde angekündigt). Hildebrand erzählt ihm von Chriemhild's Roſengarten und ihrer Herausſoderung, und bittet ſeinen Bruder, daß er der zwölfte Kämpfer ſei. Der kühne Ilſan ſagt es zu, wenn es der Abt ihm erlaube. Der Abt mit ſeiner Brüderſchaft geht heraus aus dem Kloſter und empfängt die Gäſte. Dietrich und alle die Recken bitten den Abt um den Mönch Ilſan. Der Abt erwiedert, es ſei nicht ihr Recht, daß ſie irgend fechten, denn ſie ſeien Gottes Knechte. Der Mönch ſchwört dem Abte zu, daß, wenn dieſen Recken in den Roſen ein Leid geſchehe, die Mönche es mit ihrem Leben entgelten müſſen, wenn ſie ihn nicht reiten laſſen. Der Abt erlaubt ihm endlich, in Gottes Namen zu reiten. Ilſan gelobt, demſelben zuerſt ein Kränzlein zu bringen. Die Mönche ſtehen mit großen Sorgen vor dem kühnen Manne. Er ſodert ſie auf, ihn in ihr Gebet einzuſchließen. Sie verſprechen ihm, Gott für ihn Tag und Nacht zu bitten, daß er ihm Kraft und Muth verleihe, und ihnen ihren lieben Bruder wieder ſende; aber als er mit den Recken hinweggeritten iſt, ſenden ſie ihm Flüche nach, und anſtatt um des Mönches Heil zu bitten, bitten ſie Chriſtum, daß Ilſan erſchlagen werden möchte.

Die Geſtaltung der Sage in A allein, und von den Roſengartenliedern, welche die zweite Form derſelben dar-

25) Er nimmt nämlich als gewiß an, daß Ilſan im Kampfe zu Worms fallen werde, weil er von ſeiner Brüderſchaft verflucht ſei.

bieten, nur das Roſengartenlied in den alten Drucken [26]), erzählen, wie der Mönch Ilſan den Fergen oder Fährmann ſchlägt, der ſie nicht über den Rhein fahren will. Der furchtbare Ferge, welcher zwölf furchtbare Söhne hat, will von dem, den er über den Rhein ſetzt, zum Fährlohn den rechten Fuß und die linke Hand haben. Der Mönch Ilſan geht allein voraus an den Rhein; denn der Ferge werde wähnen, er ſei ein Waller, und ruft, ob er zwölf Mann überfahren wolle. Als der Ferge den Mönch Ilſan in ſeiner Kutte ſieht, erbietet er ſich, den ſehr lieben Bruder um Gottes willen überzufahren. Als er aber hinüberkommt und den Mönch Ilſan ſo gerüſtet ſieht, ſchilt er ihn aus, daß er als Mönch ſtreiten wolle, und ſchlägt mit einem Ruder auf ihn los. Ilſan aber mit dem Barte unterſpringt ihm das Ruder. Dann fand ein langer Fauſtkampf ſtatt, bis der Ferge, über deſſen Stärke ſich Ilſan verwundert, endlich auf die Knie fällt, und ſagt, daß die Gäſte von Hünen (Hunenland) ihm willkommen ſeien. Er fährt ſie über. Nachdem Rienold und Sigſtab im Roſengarten zu Worms gekämpft haben, fodert Hildebrand den Mönch Ilſan auf, den Klee mit Blute zu begießen, wie er oft gethan habe. Der Mönch, der eine graue Kutte über dem Panzer trägt, geht mit dem Schwerte fröhlich in den Garten, und fodert einen Kämpfer, oder er droht, alle Roſen zu zertreten. Da ihn Niemand angreift, zertritt er die Roſen. Chriemhild klagt ihrem Vater den Spott, den der Mönch Ilſan im Garten treibt, und fragt ihn, ob er Keinen habe [27]), der ihn zu beſtehen wage, daß ſeine graue Kutte geſchändet werde. Ilſan lacht und ſagt zu der Königin Chriemhild, daß Fluchen verboten ſei. Die Königin erwiedert, daß er, der Gott dienen wolle, übel anhebe. Der Mönch entgegnet, er trage den Orden mit Recht, ſie möge den Predigerſtab anſehen, den ihm in dem Kloſter der Abt ſelbſt gegeben, dieſer habe ihn ausgeſandt, Beichte zu hören.

Dieſe Äußerungen des Mönches ſind ſehr wichtig zur Beurtheilung des Geiſtes der Sage vom Mönche Ilſan. W. Grimm iſt geneigt anzunehmen, daß die Erweiterungen von Hildebrand's Geſchlecht durch Ilſan und Alphart etwa gegen die Mitte des 13. Jahrh. erfolgt ſei. Denn die Wilkina-Saga wiſſe von beiden nichts. Ilſan's Thätigkeit im Roſengarten ſei außer ſeiner Theilnahme am Kampfe ſelbſt, auf die derben Scherze mit den Brüdern im Kloſter beſchränkt; was im Alphart von ihm geſagt wird, ſcheine damit in keinem Zuſammenhange zu ſtehen. Das Alphartslied iſt noch im Geiſte der echten Heldenſage geſungen, deren Zweck tragiſche Wirkung iſt. Die Roſengartenlieder nicht mehr. Die alten Geſtalten der frühern Heldenſage treten darin auf, aber ohne den tragiſchen Ernſt. Daher kommt es, daß der Mönch Ilſan, als die ergötzlichſte Perſon, darin die größte Rolle ſpielt. In der echten Heldenſage, ſei ſie heidniſch, ſei ſie chriſtlich, muß zugleich der Glaube als wirkſam erſcheinen, darf nicht verſpottet werden. Wären daher die Roſengartenlieder im Geiſte der alten Heldenſage gedichtet, ſo müßte der Mönch Ilſan, von dem Fluche ſeiner geiſtlichen Brüder belegt, untergehen; aber er triumphirt. Der Geiſt der Sage, in welchem der Mönch Ilſan in den Roſengartenliedern dargeſtellt iſt, iſt alſo derſelbe, in welchem die meiſten und zum Theil berühmteſten Dichter des 13. Jahrh. in den lyriſchen und erzählenden Gedichten ſich ausſprachen, in welchen ſie theils über das Pfaffenthum und Kloſterweſen klagen, theils es verſpotten. Daher iſt die Sage von dem Mönche Ilſan in den Roſengartenliedern als das größte Denkmal jener freien Richtung, welche als Vorläufer der ſpätern Anſichten der neuern Zeit betrachtet werden muß, ungemein wichtig. Daß Minneſänger in einzelnen Liedern über die Pfaffen klagen und ſie verſpotten, daß in erzählenden Gedichten, deren Gegenſtand nicht der Heldenſage angehört, daſſelbe geſchieht, iſt lange nicht ſo ſtark, als daß derſelbe Geiſt der freieren Anſichten ſelbſt in die Heldenſage eindringt. Man kann daher mit vollem Rechte ſagen, daß der Mönch Ilſan, wie er in den Roſengartenliedern erſcheint, die echte teutſche Heldenſage zu Grabe getragen habe. Um dies recht einzuſehen, hat man eben die verſchiedene Darſtellung ſeiner Geſchichte in dem Alphartsliede mit der in den Roſengartenliedern zuſammen zu halten, indem ſo der Unterſchied der Zeit recht hervortritt.

Nach den Roſengartenliedern und zwar nach der Form, welche wir A nennen, ſagt Chriemhild, Ilſan wolle ſie „thören" (täuſchen), wenn er ein ſcharfes Schwert als Predigerſtab betrachte, und fragt, ob der Abt nicht unſelig geweſen, der ihm den Predigerſtab in die Hand gegeben. Ilſan erwiedert, der Abt habe „Witze" (Verſtand) genug gehabt, und an ſeinen Gebärden geſehen, daß er ihn mit Ehren in Stürmen und Streiten trage; es ſei dieſes grauer Orden Recht. Chriemhild bemerkt, darum leite der Teufel den Mönch in die Hölle, wenn er dem Teufel mit ſeinem Predigerſtabe diene. Der Mönch aber erwiedert, er fürchte das Höllenfeuer nicht ſo ſehr, als daß er nicht noch heute manches anmuthige Mündlein im Roſengarten hier mit ſeinen ſchnellen Augen ſchauen wollte, und ſollte er um die Roſen hier ſeine Seele verlieren. Es ſei die Mähr in das Kloſter gekommen, die ihn hierher getragen, man gewähre jedermann einen Kuß von einer klugen Jungfrau, wer hier um einen Roſenkranz zu ſtreiten wagte, und hierum wolle er Schilde und Helme brechen. Als die Königin ſagt, der Teufel möge ihn an ſeinen rauhen Bart küſſen; ihm werde mit ſcharfen Schwerten noch heute mancher Schlag, erklärt der Mönch: das begehre er in ſeiner Brüderſchaft, daß man ihn ſehr mit hartes Schwertes Kraft ſchlage. So will

26) Nach Fr. H. v. d. Hagen, Der Helden Buch (Berlin 1811). Anhang. S. 5, ſind die 22 Strophen der alten Drucke, welche in der münchener Handſchrift ſich nicht finden, offenbar ein ſpäteres Einſchiebſel aus der andern ungedruckten Bearbeitung des Roſengartenliedes, welches in dieſem Art. als Roſengartenlied nach der Form A heißt.

27) Nach der Sagengeſtaltung A nämlich läßt Chriemhild die Herausfoderung an den König Etzel ergehen. Dieſer begibt ſich zu Dietrich nach Bern, und Dietrich nach Iſenburg, und der Mönch Ilſan geht, bevor er an den Rhein reitet, mit Dietrichen und ſeinen Recken erſt nach Hunenland, wird von Frau Herken bewillkommnet und bewirthet, und beurlaubt ſich dann auch bei ihr.

Digitized by Google

er die Kutte und das wollene Gewand wagen, daß es bei den Hünen Frau Herken und auch den rothen Munden, deren mancher bei ihr wohnet, bekannt werde, wie ſehr ihm ſeine Kutte über dem Leibe hier töne. König Gibich klagt Volkern, dem Spielmanne, ſeines Herzens Leid, das ihm der Mönch Ilſan erzeigt, und ſodert ihn auf, mit ihm zu kämpfen. Volker will, wie er ſagt, dem feigen (d. h. zum Tode reifen) Mönche den Bart erſchüttern, und ſpringt in den Garten. Mit ſtarken geſchwinden Schlägen ſtreiten die Recken mit einander, und treiben einander auf der weiten Heide herum. Der Mönch ſieht die Frauen an. Darum ſtraft ihn Meiſter Hildebrand: Pater noster! Bruder! willſt du den Orden um ſchöner Frauen willen ſtören? Der Mönch heißt ihn ſchweigen, und ſagt, ſeine Augen müſſen auf der Minne Spiel ſchießen, da er doch jetzt ein Kämpfer auf der Heide ſei. Nach langem heftigem Kampfe thut der Mönch Ilſan einen Schlag, daß der Fiedler vor ihm auf den Füßen liegt. Volker, der Spielmann, ſpringt wieder auf, und läuft den Mönch an. Dieſer treibt ihn hin und her. Die Königin ſcheidet die unverzagten Recken von einander, und ſagt: eine Jungfrau wolle Ilſan laden (vor Gericht fodern), und in das Kloſter einen Brief ſenden, den er dahin tragen ſolle, daß man ihm viel zur Buße ſetze. Der „Prediger" ſpricht: Chriemhilden liegen hier Ritter und Rieſen erſchlagen, deren Beichte er gehört habe und die Buße, welche ſie empfangen, ſei im Schwerte. Der Fiedler entgegnete: das Kloſter, welchem Ilſan angehöre, müſſe verbrennen, und kündete ſeinen Brüdern an, ihn dem Teufel empfehlen zu wollen, wegen der Streiche ſeines Predigerſtabes. Allein dies machte den kecken Mönch nicht irre; vielmehr müſſe Gott ihn und ſeine Brüder behüten, war ſeine Antwort. Volker fuhr fort, er ſei durch Ilſan in Noth gekommen; dieſer möchte doch ſtatt der Kutte lieber klare Seide tragen, da man ihn aus dem Kloſter nach Streite ausjage. Der Mönch entſchuldigte ſich damit, es ſei ihm dies von den Wölfingen angeboren, in Stürmen und Streiten ſtrebe er nach Ehre; komme er aber in das Kloſter, ſo thue er darnach. Jener aber bemerkt wiederum, wenn er bei den Brüdern dieſes ungewiſſen Kaplans wäre (Ilſan meint er), ſo würde er ſie von ihm gehen heißen, ſeitdem er ſeiner Hand ſo gewahr geworden ſei; es müſſe ein kühner Kellner ſein, der ihn zu pflegen wage. Der Mönch Ilſan mit ſeinem langen Predigerſtabe fragt dagegen ſpottend, ob die Königin bei dem Rheine irgend noch mehr Fiedler habe; ihr Fiedelbogen ſei krank (ſchwach). Viel Übermuth trieb Ilſan in den rothen Roſen, und zertrat das Gras und den Klee, daß es dem Könige Gibich und ſeiner Tochter wehe that. Nachdem die Wölfingen geſiegt haben, gehen die zwölf Helden in den Roſengarten, und jedem eine ſchöne Jungfrau entgegen. Die eilf Helden werden umfangen, jeder erhält einen Roſenkranz aufgeſetzt, und wird auf den Mund geküßt. Der Mönch Ilſan (einer der zwölf) beklagt ſich darüber, daß die Helden belohnt ſind, und ihm noch nichts gewährt iſt, greift grimmig nach dem Schwerte, mit dem er es, wie er ſagt, beſſer verſuchen müſſe; ihm müſſe ein Schapel (Blumenkranz) werden, oder er wolle die Roſen zertreten. Beſonders droht er die künſtlich aus Golde gefertigte Linde und die künſtlich gefertigten ſingenden Vögel auf derſelben zu zerſtören. Chriemhild bittet ihn, er möge ein guter Bruder ſein, und keine Gewalt üben. So möge man ihm ſeinen Kranz geben, verlangt der Mönch. Den Kranz, ſagt Chriemhild, gäbe man ihm gern, aber keine Jungfrau wolle ihn an ſeinen rauchen Bart küſſen. Der Mönch fragt, ob er denn der Teufel darum ſei, daß er einen rauchen Bart habe; um des ſüßen Chriſti willen trage er den Orden recht. — — Er wolle ſein Recht, oder es falle von ſeinen Händen Ritter und Knecht. Die Königin erklärt endlich, ihn und ſie ſolle ein rothes Mündlein verſöhnen. Ein kluges Mädchen ſetzt dem „freien" Mönche auf ſein kurzes Haar ein Roſenkränzlein mit mancher Art Roſen, darunter die klare Seide iſt. Er ſchließt die Jungfrau in ſeine Arme. Sein Leid und ſein Trauren geht von ſeinem Herzen. „Wer ſah," ruft er, „auf der Erde je ein ſo zartes Bild!" Sie küßt den Mönch an ſeinen rauchen Bart. Gäbe ihm, ſagt er, das Kloſter die Luſt ſolcher Freude, er thäte vor die Pforte nicht ſo manchen „Juſt" (Stoß mit dem Speere, hier Stoß überhaupt), er lebte in der Kutte immer ohne Qual; die Minne wolle er küſſen mehr als tauſend Mal dieſem Bilde zu Dienſte, das vor ihm ſtehe; und möchte er in dem Kloſter ſolcher Freuden Vorrath haben, wie ihm hier im Garten die Jungfrau gethan; nun müſſe ihn immer reuen (ſchmerzen), daß er hier ihr Lachen und ihr Koſen und ihr liebliches Angeſicht laſſen müſſe. Der Mönch hatte ſich ihr verpflichtet; er hätte ſich gern der Brüderſchaft begeben, daß er der Jungfrau mit Freuden gepflegt haben ſollte. Der Fürſt von Bern ſagt, das würde der Brüderſchaft ein arger „Wank" (Zurückweichen), und wären Ilſan unter dem Haare die Ohren noch ſo lang, und würde es in dem Kloſter dem Abte von ihm geſagt. Die Falſchheit des Abtes und der Brüderſchaft, erwiedert der Mönch, ſei ſo groß, daß ſie, wenn ihnen Jemand die Nachricht brächte, er ſei todt, ſich alle freuten, und dem Boten reichen Sold gäben; es ſei ihm in dem Kloſter keiner der Mönche hold. Hierauf wird davon gehandelt, wie die verwundeten Helden, namentlich Wolfhart und Hagen, auf der Wahlſtatt ſich verſöhnen. Man ſchickt ſich an, hinweg zu reiten, und empfiehlt die Seelen der Erſchlagenen der Pflege Gottes. Der Mönch Ilſan ſagt: Ihr möget euch wol freuen, daß ich Beichte hören kann; ich vergebe euch eure Sünde und entſchlage euch dem Banne. Ich bin guter Bruder, ich mache euch von Sünden frei, mir wohnet von dem Kloſter ſo große Gnade bei; ſollte ich bei dieſen Frauen in dieſem Garten leben, ich wollte ihnen für ihre Sünde geringe Buße geben.

Während die Sage in A ſich ſo geſtaltet, lautet die in B folgendermaßen. Meiſter Hildebrand fodert ſeinen Bruder auf, gegen Studenfuß, der durch die Roſen geht, zu kämpfen; er ſolle ihm Buße geben, und ſein Beichtvater ſein. Ilſan erklärt ſich willig, den Segen ſo zu ge-

Digitized by Google

ben, daß er ferner nimmermehr eines Streites pflegen ſolle, zieht eine graue Kappe über das ſtählerne Gewand, und ſpringt mit Helm und Schild in den Garten. Seiner ſpotten die Frauen, und lachen, daß er ſo fröhlich durch die Roſen wade, und die Königin fodert ihn auf zu Chore zu gehen und Meſſe ſingen zu helfen, das ſtehe ihm beſſer an, als in den Roſen großen Preis erjagen zu wollen. Der Mönch behauptet dagegen vor Chriemhild, er müſſe auch Roſen brechen und ſeinen Schild kleiden; habe er doch auch ſeine graue Kappe damit bekleidet und um ihrer Roſen willen ſeien Recken erſchlagen; ihm müſſe von den Roſen werden, ſo viel er ihrer tragen könne. Zürnend fragt Studenfuß, wem der von Bern ſeinen Thoren hergeſandt habe. Aber der Mönch droht im Roſengarten es ſchon inne werden zu laſſen, ob er ein Thor ſei, und gibt Studenfuß mit der Fauſt einen Schlag, daß er vor ihm in den Roſen liegt. Studenfuß erklärt jetzt Ilſan für des Teufels Pfaffen, und von ihm geſendet. Ilſan und Studenfuß halten Schwertkampf, daß der Anger vom Blute genetzt wird, und bringen einander in große Noth, bis der Letztere lebensgefährlich verwundet wird. Da werden ſie getrennt. Chriemhild ſetzt dem Mönche ein Roſenkränzchen auf, umarmt ihn und gibt ihm einen Kuß. Doch Ilſan begnügt ſich nicht damit, ſondern ſpricht zu ihr: er habe 52 Brüder, und jedem von ihnen habe er ein Roſenkränzchen gelobt; beſitze Chriemhild der Helden nicht ſo viele, welche mit ihm den Kampf zu beſtehen wagen, ſo werde er die Roſen rauben. Chriemhild verſpricht ihm, wenn die 12 geſtritten, und er dann noch mehr fechten wolle, ſo werde er Gegner finden, und ſo oft er ſiege, ſo oft werde er von ihr einen Kranz, Umarmung und Kuß erhalten. Ilſan verſichert, er werde ſie bei ihrem Verſprechen halten, und er beſtehe gern den wiederholten Streit. Nachdem die Kämpfe der 12, und namentlich zuletzt der Kampf des Berners mit Siegfried vorüber iſt, reitet der Mönch in den Garten, und fragt nach den 52 Recken, die es mit ihm aufnehmen ſollen? Sie erſcheinen auf dem Plan; aber Ilſan ſticht ſie nach einander mit dem Speere nieder und gibt ihnen ſo nach ſeiner Art den Segen. Unter den 52 liegen 12 todt, die übrigen bringt er alle in ſolche Angſt und Noth, daß ſie aus Furcht vor gleichem Schickſale die Finger ausſtreckten (ihm den Eid der Treue oder Vaſallenſchaft ſchworen). Darnach eilt er zur Königin, und ſpricht, ſie möge die Todten begraben, und ihre Hoffahrt laſſen; er habe ſie zugerüſtet und ſei ihr Beichtvater geweſen, daß ſie nicht mehr gelüſte; wenn die Roſen gewachſen, möge die Königin ihn wieder laden. Sie gibt ihm die 52 Kränze; doch er verlangt nun auch von ihr ebenſo viele Küſſe, und betheuert auf ſeinen Orden, daß ſie deſſen nicht erlaſſen werde. Aber wenn ſie ihn küſſen will, ſo reibt er ſie mit ſeinem Barte, daß das roſenfarbige Blut darnach fließt. Sie verdrießt das, doch den Mönch dünkt das gut. Er ſolle ſo, ſagt er neckend, eine ungetreue Maid küſſen; ſicher würde, wenn er beſiegt wäre, es ihm leid ſein.

In der A genannten Geſtalt der Sage fehlt dieſe Geſchichte des Kampfes mit 52 Recken und Chriemhild's Verletzung mit dem Barte. In derſelben küßt Chriemhild den Ilſan auch nach ſeinem Siege über Volker nicht ſelbſt, ſondern eine andere Jungfrau, und der Mönch iſt über dieſen Liebesreiz ganz entzückt. Der Schluß der Erzählung endlich iſt in dieſer Geſtaltung A viel kürzer gehalten. Die Wölfingen werden nach ihren Siegen von der Königin Chriemhild in den ſchönen Saal zu Worms geführt. Sie forſcht nach den Roſen. Mönch Ilſan antwortet: ihm ſei der Sold gegeben, den wolle er für ſich behalten, ſo lange er das Leben habe. Am neunten Morgen reiſen die Herren von Worms hinweg und heim, und namentlich der Mönch Ilſan in das Kloſter. Man will ihn nicht einlaſſen; er ſtößt aber an die Pforte, daß ſie aufbricht, und ſchafft dem Kloſter viel Ungemach. Sein Unfug wird jedoch nicht näher bezeichnet, was in der andern Geſtalt der Sage (B) allerdings geſchieht. Ilſan, heißt es hier, bat den Fürſten von Bern um Urlaub, weil er wieder nach Ilſenburg zu ſeinem Orden müſſe, um jedem ſeiner Mitmönche, wie er verſprochen, Roſen vom Rheine zu bringen. Sein Wunſch wird ihm gewährt in der freundlichſten Weiſe. Er dankt deshalb und reitet nach Ylſenburg in das Kloſter, wo man aber darüber erſchrickt. Er ſetzt nun den Brüdern die mitgebrachten Roſenkränze auf den Kopf, drückt ſie aber ſo in die kahle Stelle deſſelben, daß das Blut über die Stirne rinnt[28]). Dabei bemerkt er, die Kränzchen ſeien nicht ohne weiteres an ihn gekommen, es ſei alſo auch billig, daß jeder von ihnen leide, wie er, da ſie ohnehin Brüder wären. Empfingen ſie die Roſen ohne Schmerzen, ſo würden ſie große Sünde begehen; denn er habe ſie von der Königin für blutigen Kampf zum Lohne erhalten. Der Abt und der Prior und der ganze Convent ertragen ihren Kummer und ihr Ungemach geduldig, aber nur aus Furcht. Allein das iſt Ilſan nicht recht; zürnend verlangt er, ſie ſollen ihm die Sünde, welche er gethan, büßen helfen; und droht ſie zu erſchlagen, wenn ſie nicht wollten. Keiner von ihnen widerſpricht, ſondern jeder erklärt ſich bereit, da er wieder gekommen ſei, ſeine Schuld auf ſich zu nehmen, und zwar ſcheinbar mit Freuden.

Bald hebt alſo die eine, bald die andere Form der Sage den Grundgedanken, daß Thatkraft in Kloſtermauern zu verſchließen, lächerlich ſei, ſtärker hervor. In der einen (A) iſt nur am Anfange, in der andern (B) dagegen mehr am Ende ausgeführt, daß Heldenſtärke eine ſchlechte Geſellſchafterin für ſolche ſchwächere Menſchen ſei, bei denen nicht eben ſehr zu beklagen, daß ſie in Kloſtermauern ihr Leben hinſchlummern. Die Geſtaltung A hat dabei ihre Darſtellung hauptſächlich darauf mit berechnet, das Widernatürliche des Gelübdes, der Frauenliebe zu entſagen, zu veranſchaulichen. An Anſpielungen auf die berühmte Ilſanſage, deren Bekanntſchaft auch ſehr

28) Im Heldenbuche des Kaspar von der Rön (bei v. d. Hagen und Primiſſer S. 218) iſt dieſes verſtärkt. Ilſan ſetzt ihnen die Kränze auf und fragt, ob ſie ihnen gefallen; da ſie es bejahen, zieht er ſein großes Schwert, und ſchlägt jeden aufs Haupt, ſodaß es blutig wird.

Digitized by Google

durch die alten Drucke des Heldenbuches verbreitet wurde, konnte es natürlich nicht fehlen. So ſagt der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. ſchreibende Joh. Fiſchart, Gargantua (1594) 251b: „Wie Mönch Illzan ſeinen Brüdern die Roſenkränze aufſetzt", und 274b: „und fürnemlich an einem (Thurm gemalt) der Mönch Milchzan, ſo groß er war, mit einer Kreuzſtange." Im alten Drucke des Heldenbuches, z. B. dem frankfurter von 1560, findet ſich Bl. 166. 2. S. Sp. 1 nach der Überſchrift: „Wie Münich Ilſan ſeinen Brüdern die Kränzlein auffſetzet, die er ihn auß dem Roſengarten gebracht het, und drucket ſie ihn inn ihre Häupter, das das Blut hernach rann," zwar ein Holzſchnitt, der aber nur geiſtliche Herren vor einem Kloſter, nicht aber das Kranzaufſetzen darſtellt. (*Ferdinand Wachter.*)

ILSE, ILSETHAL, ILSENBURG, ILSENSTEIN. Die Ilſe, ein Flüßchen, entſpringt in der, unter preuß. Hoheit ſtehenden, Grafſchaft Stolberg-Wernigerode, am Brocken. Von ihm und ſeinen Nachbarbergen ſtürzt ſie in herrlichen Waſſerfällen herab in das nach ihr genannte ſchöne Ilſethal. Bei Wolfenbüttel fällt ſie in die, der Weſer zuſtrömende, Oker. Im Ilſethale dient dieſes, hier forellenreiche, Waſſer, zum Betriebe vieler Hüttenwerke und Mühlen, beſpült auch den Fuß des Ilſenſteins, eines 230 Fuß hohen Granitfelſens, von wo man eine herrliche Einſicht in das Ilſethal hat, und auf welchem ein Punkt die höchſt merkwürdige, noch immer nicht hinreichend aufgedeckte Erſcheinung darbietet, daß die Magnetnadel bald öſtlich, bald weſtlich abweicht. Auf der oberſten Spitze des Felſens, wo ein 1814 errichtetes eiſernes Kreuz als Denkmal an einige im J. 1813 im Kampfe für Teutſchlands Freiheit Gebliebene ſteht, findet ſich ein völliger Inverſionspunkt, wo ſich die Nadel raſch durch die Morgenſeite nach Mittag dreht. Dem Ilſenſtein gegenüber iſt der Weſterberg, eine gleich große Granitmaſſe. Wahrſcheinlich wurden bei großen Revolutionen in dieſer Gegend beide getrennt und der Ilſe ein Weg zwiſchen ihnen hindurch gebahnt.

An der Mündung des Ilſethales liegt am nördlichen Abhange des Harzes der Flecken Ilſenburg, den Grafen zu Stolberg-Wernigerode gehörig. Von Wernigerode iſt er zwei, von Goslar fünf Stunden entfernt. Hier iſt ein bedeutendes Eiſenhüttenwerk, das ſchon in der Mitte des 16. Jahrh. angelegt wurde. Die dazu gehörigen Drahthütten ſind, in Anſehung des Umfangs, jetzt die größten des Harzes.

Über Ilſenburg liegt auf einem Berge ein Schloß nebſt Kirche und Bleizuckerfabrik. Schon Kaiſer Otto III. ſchenkte es am Ende des 10. Jahrh. an einen Biſchof von Halberſtadt, der es im Anfange des 11. Jahrh. in eine Benedictinerabtei umſchuf. Von der letzten Hälfte des 17. Jahrh. bis 1710 war es oft der Wohnſitz der Grafen von Wernigerode. (*F. Gottschalck.*)

Ilsenburg und **Ilsenstein**, ſ. unter **Ilse**.

ILSFELD, ein würtembergiſches Pfarrdorf im Neckarkreis und Oberamt Beſigheim mit 1893 evangeliſchen Einwohnern. Der Ort hat drei Krämer-, zwei Viehmärkte und einen Holzmarkt. Im J. 1673 erkauft Herzog Eberhard von Würtemberg Ilsfeld von Philipp Albrecht von Liebenſtein. (*Rigel.*)

ILSHOFEN, ein würtembergiſches Städtchen, im Jagſtkreiſe und Oberamte Hall mit 737 evangeliſchen Einwohnern. Ilshofen hatte ehedem ſeine eigenen Herren, Bertholdus Scultetus de Uelleshofen und Siboto de Uelleshofen kommen in einer Urkunde des J. 1216 als Zeugen vor. Mit der Grafſchaft Flügelau kam der Ort an Hohenlohe, und Krafft II. erhält im J. 1330 von König Ludwig die Erlaubniß eine Stadt daraus zu machen. (*Rigel.*)

ILSINGTON, ein Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Devon, hat 950 Einwohner und liegt eine teutſche Meile ſüdweſtlich von Chudleigh. (*J. C. Schmidt.*)

ILSLEY, 1) Oſt-, ein Marktflecken und Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Berks, hat 750 Einwohner, unterhält zwei Jahrmärkte in den Monaten März und Auguſt, und jedesmal Dinstags einen Wochenmarkt.

2) Weſt-, ein Kirchſpiel Englands in der Grafſchaft Berks, hat 400 Einwohner und grenzt an Oſt-Ilsley. (*J. C. Schmidt.*)

Il tempo crescendo (Accelerando), ſ. **Zeitmass (musikalisches)**.

ILTEN, königl. hanöveriſche, zum Fürſtenth. Lüneburg gehörige Amtsvoigtei, zwiſchen den hildesheimiſchen Ämtern Peine und Ruthe, dem kahlenbergiſchen Amte Hanover, und den lüneburgiſchen Ämtern Meinerſen und Burgdorf belegen, von der Aue bewäſſert, welche der Fuſe, einem Nebenfluſſe der Aller, zufließt. Sitz des Amts iſt das Pfarrdorf Ilten, mit 187 Häuſern und 930 Einwohnern. Das Amt enthält 944 Häuſer und 6362 Einwohner. (*Crome.*)

ILTEN. Ein altes adeliges Geſchlecht im Königreiche Hanover, welches unweit der Hauptſtadt das Rittergut Geſtorf mit ſeinen Enclaven ſchon ſeit dem 15. Jahrh. beſitzt. Im 13. Jahrh. waren ſeine Mitglieder Burgvoigte des Schloſſes Lauenroda, und Pfeffinger in ſeiner braunſchweigiſch-lüneburgiſchen Geſchichte (3. Th. S. 319—338) führt eine namhafte Reihe von Perſonen aus dieſem Geſchlechte an, welche in den braunſchweigiſchen Urkunden vorkommen. Ulrich von J. war Abt des St. Michaeliskloſters in Lüneburg v. J. 1350—63. Mit Heinrich I. fängt zu Ende des 15. Jahrh. die vollſtändige Stammreihe an; mit ſeinen zwei Söhnen Hans, der als kaiſerlicher Oberſt in der Armee Karl's V. in Italien (1525) diente, und Heinrich II. theilte ſich das Geſchlecht in zwei Linien. Die erſte ſtarb mit Georg Chriſtoph 1725 aus. Die jüngere von Heinrich II. theilte ſich wiederum mit deſſen Söhnen Amand und Burkard in die Linien zu Döllſtedt und Geſtorf.

Amand hinterließ von Anna Katharina von Caune einen Sohn, Gottſchalk, der mit Judith von Roſenbaum ebenfalls nur einen Sohn, Ernſt, erzeugte, welcher unter dem kriegeriſchen Biſchof von Münſter, Bernhard von Gahlen, als Oberſter über ein Regiment zu Fuß, durch ſeine Tapferkeit und Waffenkenntniß ſich ſehr ausgezeich-

Digitized by Google

net hatte. Er erwarb ſich das Schloß Dornheim und hatte mit Anna Katharina von Creutzburg drei Kinder, Juliana, an Chriſtoph Kaspar von Diemar zu Walldorf, Anna Margaretha, an Adolf Ernſt von Creutzburg verheirathet, und Joſt Chriſtoph. Dieſer war 1684 ſachſen-gothaiſcher Oberſtwachtmeiſter und ſpäter Oberſt eines fränkiſchen Kreisregiments. Mit Anna Chriſtina von Wildungen erzeugte er drei Söhne: 1) Karl Sigismund, herzogl. würtemberg. Hauptmann; 2) Ernſt Konrad Adam († 1714 zu Königſee), kaiſerl. Oberſt, verheirathet mit Eva Maria von Stetten, und 3) Dietrich Levin, ſachſen-meiningiſcher Geheimer Kriegsrath und Oberſt. Dieſer verkaufte Döllſtedt und Dornheim, und kaufte das Schloß Höllrich unweit Hammelburg, zum ehemaligen Rittercanton Rhön-Werra gehörig. Von Eleonora Franziska Moſer von Filſeck hinterließ er zwei Töchter: Johanna Magdalena († 1760), verheirathet an Joſeph Anton Freiherr von Boyneburg zu Lengsfeld, würzburgiſchen Kammerherrn und Dragonerhauptmann, und Chriſtiana Juliana, verheirathet an Karl Heinrich von Dermbach, heſſiſchen Oberforſtmeiſter zu Schmalkalden, nach deſſen Tode ſie ſich mit Heinrich Karl Frhr. von Bibra zu Gleicherwieſen, ſachſen-hildburghäuſiſchen Oberſchenk- und Amtshauptmann zu Hildung, wieder verheirathete.

Burkard, Stifter der Linie zu Geſtorf, durch Katharina von Kanne, mit welcher er einen Sohn, Georg, erzeugte. Aus der Ehe Georg's mit Anna von Mandelslohe entſproß wieder ein Sohn: Heinrich Burkard, welcher 1624 ſtarb. Seine Söhne waren Juſtus Werner, Geheimerrath bei Herzog Georg von Braunſchweig, dann Joſt Friedrich, deſſen Nachkommenſchaft mit Georg Maximilian Auguſt, welcher als Officier in kaiſerl. öſterreichiſche Dienſte gegangen war, erloſch, und endlich Johann Georg, der mit Margaretha von Bock aus Wülfslingen ſeine Linie in vier Söhnen fortpflanzte. Von dieſen vier Söhnen des Letztgenannten war der älteſte, Joſt Hermann († 1728), kurbraunſchweigſcher wirklicher Geheimerrath und Geſandter zu Kopenhagen; er heirathete 1682 Hedwig Lucie Grote, mit der er drei Söhne und zwei Töchter erzeugte; von dieſen wurde Ernſt Auguſt (geb. 1684, † 1740) kurbraunſchw. Hofrichter und kalenberg. Landrath, und Johann Georg (geb. 1688, † 1749) kurbraunſchw. Generallieutenant und Chef der Garde zu Fuß, lebte in einer kinderloſen Ehe mit Meluſine von Wangenheim, Tochter des Oberhofmarſchalls Auguſt Wilhelm von Wangenheim zu Hanover. Endlich Joſt Herrmann's dritter Sohn, Thomas Eberhard (geb. 1686, † 1758), wurde kur-braunſchw. Geheimer Kriegsrath, General-Kriegscommiſſarius und Landdroſt zu Oſteroda, und von ſeinen Töchtern verheirathete ſich Eleonore Lucie (geb. 1687) an Georg Chriſtoph Graf von Schulenburg, Emilie aber (geb. 1692) ſtarb als Conventualin zu Marienwerder. Johann Georg's zweiter Sohn hieß Ferdinand Friedrich I., wurde Stifter der noch blühenden Linie zu Geſtorf und ſtarb als herzogl. braunſchw. Capitain 1696. Seine Söhne waren Franz, kurbraunſchw. Hauptmann († 1779), der einen Sohn, Hans Heinrich, hinterließ, welcher 1793 im franzöſiſchen Feldzuge blieb; dann Ferdinand Friedrich II., kur-braunſchw. Oberſtlieutenant († 1764), deſſen zwei Söhne 1797 gerichtlich für todt erklärt wurden, und endlich Joſt Philipp, ſtarb als Licentcommiſſarius. Des Letztern einziger Sohn, Joſt Philipp Anton (geb. 1718, † 1778), kur-braunſchw. Hofrichter zu Hanover, hinterließ einen Sohn, Johann Friedrich (geb. 1768), deſſen Söhne ſich in königl. hanöverſchen Dienſten befinden.

Das Wappen: Im blauen Felde zwei über einander rechts laufende ſilberne Hunde mit goldenem Halsband; auf dem Helme ein Wulſt mit einem laufenden Hunde an einer weiß und blau gewundenen Säule, mit einem Pfauenwedel verziert.

(*Albert Frhr. von Boyneburg-Lengsfeld.*)

Iltis, Mustela putorius *Linn.*, ſ. **Mustela.**

ILTISBÄLGE, welche von dem bekannten Raubthiere entnommen werden, geben, wenn ſie zur Winterszeit gewonnen werden, ein ſchönes und dauerhaftes, zugleich wohlfeiles Pelzwerk, das nur darum weniger, als es werth iſt, geſchätzt wird, weil es einen eigenthümlichen, unangenehmen Geruch hat, der auch durch die beſte Bereitung nicht ganz vergeht. Der Balg vom gemeinen Iltis iſt auf dem Rücken dunkelkaſtanienbraun oder auch ſchwarzfahl, der Bauch weißlich, der übrige Theil dunkelfahl, der Rand der Ohren und das Maul weiß, die Grundwolle lichtgelb. Von weitem ſcheint daher der Iltisbalg im Winter ziemlich ſchwarz, im Sommer aber, wenn die ſparſamern und längern Haare abgeſtoßen ſind und der gelbliche Grund mehr vorſchimmert, gefleckt zu ſein. Es gibt auch graue und weiße gemeine Iltisbälge, die aber weit ſeltener und darum auch theurer ſind. Die türkiſchen, aus Natolien, machen die feinſte und koſtbarſte Sorte aus; ſie ſind dunkelſchwarz von Haaren und fühlen ſich ſeidenweich an. Unter den ruſſiſchen ſind die ſibiriſchen die beſten, beſonders werden diejenigen hochgeſchätzt, welche ein weißeres feineres Haar haben. Die nordamerikaniſchen, inſonderheit die canadiſchen, haben eine braune Farbe und ſind, im Ganzen genommen, feiner als die teutſchen, welche gewöhnlich mit gelben und ſchwarzen, weniger dichtern und etwas ſtärkern, daher weniger feinen, Haaren vermiſcht ſind. Der Balg vom Tigeriltis, der vorzüglich in Volhynien, an den beiden Seiten des Dnieſters, auch in Neu- und Kleinrußland ꝛc. angetroffen wird, hat mit dem des gemeinen Iltis viele Ähnlichkeit, nur iſt der Schaft und Schwanz länger, das Haar kürzer und die kaſtanienbraune Grundfarbe wird von ſchmuzig weißen Flecken unterbrochen, wobei der langhaarige Schwanz in das Graue ſpielt. Man gebraucht die Iltisbälge, welche ſich gut zobelartig färben und beizen laſſen, meiſtens zu Gebrämen an Müffen, Mützen und Handſchuhen, zu Vorſtößen, zu Kragen ꝛc., und vorzüglich werden ſie von den Polen als ein leichtes, minder koſtſpieliges, dabei gutes Pelzwerk benutzt. Die längern Haare des Schwanzes geben ſehr brauchbare Malerpinſel. Man handelt die Iltisbälge meiſtens ſackweiſe, ſelten ſtückweiſe, und verkauft die Schwänze beſonders.

(*Fr. Thon.*)

Digitized by Google

ILTSCHI, eine Stadt in der chineſiſchen Provinz Khoten, 12 Tagereiſen von Yarkend entfernt, iſt der Sitz eines Hakim Usbek, und hat viele buddhiſtiſche Tempel und Prieſter *). (*R.*)

ILTYO, auch **ILLTYO**, ein Cameraldorf im arader Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) und Comitate im Kreiſe jenſeit der Theiß Oberungarns, an der von Arad nach Siebenbürgen führenden Straße, im Gebirge, in der Nähe des rechten Ufers des Marosfluſſes gelegen, nur eine teutſche Meile von der ſiebenbürgiſchen Grenze entfernt, mit 136 Häuſern, 676 walachiſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 20 Katholiken und einem Proteſtanten, ſämmtlich nichtunirte Griechen ſind, einer eigenen Pfarre, Kirche und Schule. (*G. F. Schreiner.*)

ILUMDAR, Stadt in der als Schutzland von Afghaniſtan betrachteten Landſchaft Siſtan, am Fluſſe Hilmend, ſüdlich von Dſchellalabad, ummauert und mit einem Fort verſehen, auch bemerkenswerth als Reſidenz des Khans der Beludſchen, welche ſich im ſüdöſtlichen Theile von Siſtan niedergelaſſen haben. (*R.*)

ILURATUM, eine von den 14 Städten, welche Ptolemäus auf der tauriſchen Halbinſel, jetzt Krim, anführt, und die ungefähr in der Nähe des heutigen Kaffa gelegen haben muß. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILURBIDA, eine von Ptolemäus angeführte Stadt in dem alten Spanien (Hispania), die er in das Gebiet der Carpetani, in der Provincia Tarraconensis, zwiſchen die Flüſſe Tajus und Durius, unweit des heutigen Etelesta, verſetzt. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILURGIS. So kommt der Name bei Ptolemäus (II, 4) vor, und bezeichnet eine Stadt in der Hispania Baetica. Wenn Ukert's Vermuthung in ſ. Iberien S. 380 richtig iſt, ſo iſt ſie keine andere Stadt als Illiturgis, dieſelbe, die von Appian in d. Bell. Hisp. c. 32 Ilurgia genannt wird, und wol nichts anderes iſt, als das Ilurgis des Ptolemäus und das Ilurgeia des Stephanus Byzantinus; ſ. d. Art. Iliturgis. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILURO, 1) nach Plinius (H. N. III, 4. ed. Bip. [al. 3]), Eluro nach Pomponius Mela (de situ orb. II, 6) und Diluron (*Διλουρών*) bei Ptolemäus (Geogr. II, 6), eine Stadt der Laletani auf der Küſte im Nordoſten von Hispania Tarraconensis, nordöſtlich von Barcino und ſüdweſtlich von Blanda. Einige halten ſie für das neuere Arenys an der Küſte von Catalonien, zwiſchen Barcellona und Blanes, andere für Mataro in der Nähe von Barcellona, noch andere für die Villa Palamos auf der cataloniſchen Küſte, oder auch für Alora. Nach Pomponius Mela gehörte Iluro zu den kleinern Städten in Hispania Tarraconensis. 2) So viel als Eloro, Elarono oder Oloro, eine Stadt in der zum aquitaniſchen Gallien gehörigen Landſchaft Novempopulania, jetzt Oleron (ſ. d. Art.), in dem Departement der Niederpyrenäen, dem vormaligen Bearn. (*R.*)

*) Mathen die chineſiſche Tatarei und Khoten, im Auslande 1837. Nr. 321.

Ilus, ſ. Ilos.

Ilusa, ſ. Iluza.

ILUWELLIR, ILOWELLIR, Ila's [1]) Felder, Ebene von Ila [2]), jetzt Ilevold, berühmt geworden durch die Nähe der Hauptſtadt Thrandheims, Nidaros (Nideros, der jetzigen Handelsſtadt Trondhjem), eines auch damals ſchon und noch mehr durch den Handel und den Königshof berühmten Ortes. Ila's Felder lagen nämlich im Weſten der Stadt, am Fuße von Steinbjörg. Da man Ebenen vorzüglich zu Schlachtfeldern wählte, ſo wurden die Iluwellir für gleichen Zweck häufig in Anſpruch genommen. So ſagte König Sigurdr, der Jeruſalemsfahrer (im J. 1115), zu ſeinem Kriegsvolke, daß ſie am Morgen darauf in der Frühe ihre Schiffe hinein nach Iluwellir legen, an das Land gehen und ſich gegen den König Eyſtein ſchlagen ſollten [3]). Berühmt iſt die Schlacht auf Iluwellir vom 30. Mai 1180. Die Birkibeinar trieben den König Magnus an, mit ſeiner Flotte bei Eyrar [4]) anzulegen, aber König Magnus reizte ſie an, aus der hölzernen Burg [5]) zu gehen, und ſich mit ihm auf Iluwellir zu ſchlagen. König Swerrir willigte ein, und die Könige gelobten einander, daß ſie am Morgen darauf ſich auf Iluwellir finden, und ſich dort ſchlagen wollten. König Magnus ließ den Tag darauf (den 20. Mai 1180) zum Fortzuge aus dem Hólmr [6]) blaſen, legte draußen vor Ila unter dem Felſen an, ging mit allem ſeinem Kriegsvolke hinauf nach Steinbjörg, und wartete dort, bis die Sonne ſo hoch am Himmel ſtand, daß ſie nicht

1) Wird lateiniſch durch campi Ilenses, und Ilensis planities gegeben. In Iluwellir oder Ilowellir iſt Ilo, Ilu Beugung von Ila; in der Nähe von Ila und den Iluwellir befand ſich auch Ilowik, Iluwik, Bucht oder Hafen von Ila, jetzt Ilswig. Ilwig. Saga Swerris konúngs Cap. 156, in den Fornmanna-Sögur, 8. Bd. S. 377. Saga Hákonar Hákonarsonar, Cap. 212, ebendaſ. 9. Bd. S. 484, in der Fortſetzung der groſſen Ausgabe der Heimskringla. 5. Bd. S. 223. Index Geographicus, ebendaſ. 6. Bd. S. 832. Geografiſk Regiſter zu den Oldnordiſke Sagaer. 12. Bd. S. 249. Stada-Register z. d. Forn. Sag. 12. Bd. S. 310. 2) Ila (Ile), ein Wohnort draußen vor der Stadt, auf der weſtlichen Seite derſelben; ſ. groſſe Ausg. der Heimskringla. 4. Bd. S. 353 u. 6. Bd. S. 332. Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 114. 9. Bd. S. 23. Oldnordiſke Sagaer. 8. Bd. S. 78. 9. Bd. S. 17. 12. Bd. S. 249. 3) *Snorri Sturluson*, Saga af Sigurdhi Jórsalafara, groſſe Ausg. der Heimskringla. 3. Bd. S. 260. Die Saga Sigurdhar Jórsalafara in den Fornmanna-Sögur. 7. Bd. S. 144. Oldnordiſke Sagaer. 7. Bd. S. 122. Scripta Historica Islandorum. Vol. VII. p. 143. 4) So hieß die Stätte bei Nidaros, wo das Eyrathing gehalten ward. 5) Tréborg, Holzburg (Castello ligneo) wird in der lateiniſchen Überſetzung der Swerris-Saga in der Fortſetzung der groſſen Ausgabe der Heimskringla, 4. Bd. S. 80, erklärt durch arce Borga, und S. 81 ſteht dafür munimento ligneo, mit der Erklärung Borga. Es iſt alſo von der Burg in Nidaros, welche auch Borg á Steinbiörg genannt wird, verſtanden. Aber König Magnus zieht hinauf nach Steinbiörg, als er gelandet iſt, und wartet dort, während der König Swerrir ſich auf der andern Seite in der Tréborg befindet. Es iſt daher unter dieſer Tréborg S. 80 u. 81 die Tréborg zu verſtehen, von welcher es S. 105 heißt: Es ward die Tréborg draußen bei Iluwellir wohl erhalten, welche der Erzbiſchof Eyſtein hatte machen laſſen. 6) Iſt derſelbe Hólmr, welcher ſonſt Nidharhólmr, Nidharóshólmr heißt, jetzt Munkholm (Mönchholm) von dem Kloſter, das dort war, genannt.

Digitized by Google

ihnen gegenüberſtände. Als ſie kurze Zeit dort geweilt hatten, ging er herab und ſtellte ſein Kriegsvolk in Schlachtordnung. Da verließ König Swerrir die hölzerne Burg, ſtellte ſein Heer auf, und rückte nun hinaus auf die Ebene, nahe unter dem Felſen den Feinden entgegen. König Magnus hatte ſeine Leibwache (Hirdh) und ſeine Fahne auf den Flügel geordnet, welcher nach der See zuging, denn er ſah davor die ſchöne und große Fahne des Königs Swerrir und dachte, der König werde ſelbſt darunter gehen; aber dieſe Fahne hatte der Hofmarſchall (Stallari) Gudhlaugr, und mit ihm die Bürger von Nidaros, die Männer aus dem Bezirke, und die zum Seezuge entbotenen Bonden (Bauern); König Swerrir dagegen ließ ſeine Fahne oben bei dem Felſen hingehen. Die Leute des Königs Magnus waren nicht alle von Steinbiörg herabgekommen, denn er erwartete, daß von dieſer Seite die Schlacht am heftigſten ſein werde. König Magnus hatte eine anſehnliche Heeresabtheilung dazu beſtimmt, den Birkibeinarn in den Rücken zu fallen; dieſe befehligte Nicolás Arnaſon. Aber Swerrir ſtellte ihr Truppen entgegen, welche der Häuptling darüber, Ulfr von Laufnes, führte, ſodaß ſie dem Könige Magnus keinen beſondern Halt gewähren konnte. Bevor die Schlacht begann, ermunterte er die Seinigen in einer Rede zum rüſtigen Kampfe gegen die Übermacht der großen und ſchönen Schlachtreihen ſeines Gegners; Rettung ſei nur zu erwarten, wenn das Heer ſo feſt als möglich ſtehe. Die Birkibeinar hatten noch keine Schlacht gegen ein ſo großes Kriegsheer beſtanden. Wohin die Fahne des Königs Swerrir zog, folgte ſeine ganze Leibwache, und die zu ihm gehörigen fremden Krieger (Gäſte — Gestir — heißt es in der Quelle); das Heer des Königs Magnus wich auf dieſer Stelle und warf ſich bald auf die Flucht. Aber dort, wo die Fahne des Königs Magnus vorging, war das Verhältniß umgekehrt; die Schlachtreihen des Stallari Gudhlaugr und die Männer der Stadt Nidaros ergriffen davor die Flucht, und nur das ſchleunige Heranſprengen des Königs Swerrir und ſeine Auffoderung, wieder umzukehren und muthig zu kämpfen, ſtellte hier die Schlachtordnung her. Als die Leibwache des Königs Swerrir ſah, daß der größte Theil vom Heere des Königs Magnus nicht Stand hielt, wandte ſie ſich ſogleich dahin, wo ſie deſſen Fahne erblickte, und kam ihnen in den Rücken. Hier entſtand denn ein hitziger Kampf und viele fielen. Da rief ein Mann: Flieht nun König Magnus? und erhielt von einem andern zur Antwort: Noch nicht! und mit dieſer Antwort den Todesſtreich. Es war König Magnus ſelbſt, der dieſes that. Nach dieſer Handlung floh er und all ſein Kriegsvolk. Gefallen war Philippus Arnaſon, Bryniolfr Blanda, der Sohn Eindridhi's Jonsſon's; Iwar Galli war ſehr verwundet. Als die Flüchtigen verfolgt wurden, kam König Swerrir in das Gefilde reitend zu Iwar, und fragte, ob er würde geheilt werden können, und bot ihm Frieden. Iwar hoffte durch Hilfe der Ärzte auf Heilung. Nicht weit davon lag ſehr verwundet Brynjolfr, der Sohn Kalfs Sendimadhr's von Färeyar, brachte ſich auf die Knie und hieb mit dem Schwerte nach dem Halſe des Königs. Aber dieſer fing den Hieb mit dem Rande des Helmes auf, doch ſtreifte das Schwert ihm das Ohr und den Hals. Der König warf ſich zurück, und ſogleich ſtanden die Schwerter und Spieße ſo dicht auf dem Verwegenen, daß er davor nicht zu Boden fallen konnte. Da wurde auch Iwar Galli erſchlagen, und Gyrdhr, ſein Blutsfreund, der ihm unter den Schultern ſaß. Von den Lendir Menn (belehnten Männern, Präfecten der Provinzen) fielen auf Iluwellir folgende: Nikulas Möndull Andresſon, Jon Kula, Kolbein Gislaſon, Eirikr Lauke. Nikulas Möndull war der ſtärkſte aller Männer, und hatte einen ſo feſten Panzer und Panzerhoſen, daß keine Waffe auf ihm haſtete; er hieb mit beiden Händen, und ſtand allein von ſeinen Leuten eine Zeit lang aufrecht, bis er endlich vor Müdigkeit zu Boden fiel. Die Birkibeinar zogen ihm ſogleich den Panzer ab und erſchlugen ihn. König Swerrir erbeutete die große Skeid (eine Art Langſchiff) und viele andere Schiffe. Eine fernere Folge der Schlacht von Iluwellir war, daß die Birkibeinar die geſchlagenen Gegner, welche ſich auf dem Waſſer zu retten ſuchten, auch dort verfolgten und ihnen Schiffe abnahmen, während ein großer Theil des Kriegsvolkes den Landweg nach Bergen zog. Als König Swerrir im folgenden Jahre (1181) nach Nidaros kam, wurde die hölzerne Burg draußen bei Iluwellir im guten Stande gehalten. Auch ließ er außerhalb der Burg auf der vordern Seite an der See hin Pfähle oder Palliſaden (Krakar) ſetzen. Bei den Verhandlungen der beiden Könige im J. 1180 ſagte Swerrir zu Magnus: Gehe hin auf Iluwellir, und rüſte dich und dein Kriegsvolk zur Schlacht, aber ich werde aus der Burg mit allem meinem Kriegsvolke kommen, und du wirſt ebenſo oder noch ſchlimmer fahren, als früher, wo wir uns dort ſchlugen. Magnus aber lehnt es ab, auf jenem „Blutopferfelde“ [7]) abermals zu kämpfen, und ſchlägt einen Kampf zu Schiffe vor. Im J. 1182 legte Magnus mit den Seinen bei Iluwellir an, landete mit dem größten Theile des Heeres nahe der innern Burg (Innborg). Die Birkibeinar rückten heraus ihnen entgegen zu der Burg hin, und es begann ein Gefecht, indem beide Theile auf einander ſchoſſen [8]). König Ingi ſammelte im J. 1206 gegen 1600 Mann in Gaulardal, und zog mit ihnen herab gegen die Stadt Nidaros; als er nach Iluwellir kam, waren die Baglar noch in der Stadt. Das Nä-

---

7) Oder: auf dein Götzenopferfeld, d. h. verfluchtes, verwünſchtes Feld, denn uppá blótvöllinn thinn findet man ganz richtig in der Fortſetzung der großen Ausgabe der Heimskringla S. 112 durch „paa dit Affguds-Offer-Sted“ (Abgotts-Opfer-Stätte), in sacerrimos istos a te devotos campos übertragen; denn ſollte es Blutfeld heißen, müßte nicht blót-, ſondern blódvöllr geſagt ſein. Blótvöllr iſt aber viel ſtärker. Die heidniſchen Götter galten nämlich den Chriſten als böſe Geiſter, und Blótvöllr iſt daher mit gemeinem Ausdrucke am beſten durch Teufelsopferfeld, Teufelsfeld zu übertragen, und wenn die Iluwellir ſo bezeichnet werden, ſo ſoll das heißen, Swerrir habe auf demſelben mit Hilfe der Zauberei oder des Teufels geſiegt, oder mit dem Volksausdrucke: es ſei bei Swerrir's Siege auf Iluwellir nicht mit rechten Dingen zugegangen. 8) Swerris-Saga in der Fortſetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 4. Bd. S. 80. 85. 105. 112. 128. In der Fornmanna-Sögur. 8. Bd. S. 114. 120. 148. 156. 178.

Digitized by Google

here darüber gibt die Saga Inga Bardharsonar [9]). Aus allem dieſem ergibt ſich, daß die Ebene Iluwellir häufig mit Kriegsheeren bedeckt war. Ruheten aber die Waffen, ſo war es die Weide der Roſſe. Auch wurde ſie zur Beluſtigung von den Einwohnern der Stadt benutzt, welche hinaus auf dieſelbe gingen. Die Magnusar Saga Godha erzählt Cap. 45 eine intereſſante Geſchichte, wie dieſes der berühmte Einar Thambarſkelſir thut, die Stutroſſe auf Iluwellir ſehr lobt, und Thorſteinn Sidhuhallsſon ſie ihm anbietet, Einar ſie aber nicht annimmt, und Thorſteinn ſie deſſen Sohn Eindridhi ſchenkt [10]).

(*Ferdinand Wachler.*)

ILUZA, ILUSA (*Ἰλουσα*), eine Stadt in Phrygia Pacatiana, wahrſcheinlich zwiſchen Sebaſte und Akmona (Akmonia), in der ältern Zeit Sitz eines chriſtlichen Biſchofs, welcher z. B. in den Unterſchriften der Synodalacten der dritten conſtantinopolitaniſchen Synode mit vorkommt *). (*R.*)

ILVA, ILUA (*Ἰλούα*), auch **ILOA**, rechnet Pomponius Mela (II, 7) zu den kleinen Inſeln des Mittelmeeres an der italiſchen Küſte, Plinius (H. N. III, 12 ed. Bip. 6 al.) und Ptolemäus (III, 1) zu denen im liguſtiſchen Meere. Plinius ſagt ausdrücklich, daß ſie bei den Griechen Aethalia heiße, und unter dieſem Namen (*Αἰθαλία*) kommt Ilua bei Ptolemäus (a. a. O.) neben Äthale (*Αἰθάλη*) vor. Es iſt unſtreitig die in der neuern Zeit durch Napoleon's Aufenthalt auf derſelben berühmt gewordene Inſel Elba darunter zu verſtehen. Das Nähere ſ. alſo unt. dem Art. (*R.*)

Ilvait (Jenit), ſ. Lievrit.

Ilvarodamus, ſ. Evilmerodach.

ILVATES. Von Livius werden mehre Völkerſchaften in Ligurien angeführt, über deren Sitze und ſonſtige Verhältniſſe weiter nichts bekannt iſt. Unter dieſen Namen kommen auch die Ilvates Libr. XXXI. c. 10 vor. Von gleicher Art ſind die Celelates und Cerdiciates Libr. XXXII. c. 29. (*S. Ch. Schirlitz.*)

ILVESHEIM, Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Ladenburg, ½ teutſche Meile weſtlich von der Amtsſtadt, am rechten Ufer des Neckars, grundherrliche Beſitzung des freiherrlichen Geſchlechtes von Hundheim, hat in 224 Familien 1045 Einwohner, deren gegen 500 katholiſch, 400 evangeliſch, die übrigen Juden ſind, eine katholiſche Pfarrkirche, die ſchon vor uralten Zeiten hier beſtand, ein Pfarrhaus, zwei evangeliſche Kirchen, drei Schulhäuſer, und das zum Lehen gehörige ſehr nette Schloß des Freiherrn von Hundheim, mit einer Schloßkapelle, einem ſchönen Schloßgarten, guten landwirthſchaftlichen Anſtalten und 176 Morgen Herrengut. Das alte Ulvenesheim, Ulvinisheim, Ulvesheim, in den Urkunden des Karolingiſchen Zeitalters, im Lobbengaue unfern der alten untern Ulvena, heutigen Kanzelbach, welche bei Urſenbach und Altenbach auf Höhen des Odenwaldes entſpringt, zu Schrießheim an der Bergſtraße dieſes Gebirge verläßt, von Ladenburg an ihren alterthümlichen Namen Ilve beibehält, und nach einem Wege von etwa 2¼ Meilen, nachdem ſie mehre kleine Bäche aufgenommen und zehn Mühlen in Bewegung geſetzt hat, ¼ Meile unterhalb Ilvesheim in den Neckar fällt. Schon unter dem Frankenkönige Pipin und ſeinem Sohne Karl dem Großen ein ſehr ſtarker Getreide- und Wieſenort, wo das berühmte Gotteshaus Lorſch zu Folge der Frömmigkeit der dortigen Grundherren zahlreiche Beſitzungen erhielt, unter andern von Leidrad und ſeiner Gattin Giſalſuinte im J. 786 7 Huben und 30 Jucherte Landes, mit einem herrſchaftlichen Gute und allen darauf befindlichen Häuſern, Gebäuden und ſonſtigem Zubehör, ohne Zweifel eben dasjenige Hofgut, welches hernach Abt Heinrich v. Lorſch um das J. 1165 dem Kaiſer Friedrich I., oder eigentlich dem Bruder deſſelben, dem Pfalzgrafen Herzoge Konrad verliehen hat, um die Burg Weinheim von der kaiſerlichen Beſatzung frei zu machen. Es kam alſo damals ſchon dieſes Hofgut an die Pfalz, wurde aber nachher an die Schenken von Erpach verpfändet, und erſt im J. 1282 von dem Pfalzgrafen Kurfürſten Ludwig II. wieder eingelöſt. Demſelben Pfalzgrafen Kurfürſten trug auch Konrad, Herr von Strahlenberg, im J. 1287 ſeine Güter zu Ulvensheim als ein Burglehen auf. Im folgenden Jahrhunderte gab der Pfalzgraf Kurfürſt Rudolf II. das Dorf Ulvesheim mit Gericht, Mark und allen Rechten, nebſt den zu der Burg Strahlenberg gehörigen Dörfern Lützel-Sachſenheim, Hornbach und Halb-Kreidach mit Voigtei und Zubehör ſeinem Voigte zu Heidelberg und Vicedom am Rheine, Heinrich von Erlickheim, zu Lehen. Nach Erlöſchung dieſes Geſchlechts mit Hans von Erlickheim, im J. 1550, ertheilte Kurfürſt Friedrich II. das eröffnete Lehen ſeinem Fauthe zu Mosbach, Hans Landſchaden von Steinach, welcher des obengenannten Hanſen von Erlickheim Tochter, Margarethe, zur Ehe hatte; und da auch deſſen männliche Nachkommenſchaft mit ſeinem Enkel, Philipp Bernhard, im J. 1645, mithin grade in der Zeit aufhörte, wo die Pfalz noch als Eroberung im 30jährigen Kriege in kurbairiſchen Händen war, gelangte das Lehen durch die damalige bairiſche Regierung zu Heidelberg an den berühmten kaiſerl. und kurbairiſchen General und damaligen Gouverneur von Heidelberg, Johann von der Horſt. Pfalzgraf Kurfürſt Karl Ludwig, durch den weſtfäliſchen Frieden in ſeine Erblande wieder eingeſetzt, zog dieſes Lehen zur Kammer ein, bei der es auch ſo lange blieb, bis es ſein Nachfolger, Kurfürſt Karl, im J. 1684 ſeinem Großhofmeiſter Wolfgang Dietrich, Grafen von Caſtell, für ſeine treu geleiſteten Dienſte zu einem neuen Mannlehen reichte. Kurfürſt Philipp Wilhelm verwandelte dieſe Belehnung im J. 1687 in eine Pfandſchaft, welche bald mehre Herren zugleich und theilweiſe

9) In der Fortſetzung der großen Ausgabe der Heimskringla. 4. Bd. S. 404. In den Fornmanna Sögur. 9. Bd. S. 134. 135. 10) ſ. Magnúsar Gódha Saga. Cap. 45. In den Fornmanna Sögur. 6. Bd. S. 98. 99. Scripta Historica Islandorum. Vol. VI. p. 94. 95. Über die Sage von Iluwellir handeln das Stada-Register zum 12. Bde. der Fornmanna Sögur. S. 309 und das Geografiſk Regiſter zu den Oldnordiſke Sagaer. 12. Bd. S. 250. In ihnen iſt Iluwellir däniſch gegeben durch Ilesletter (Ile-Ebenen) eller Ilemarker (oder Ile-Felder).

*) *Hierocles*, Synecd. κβ. p. 669. ed. *Wesseling.*

Digitized by Google

inne hatten, ſeit 1691 aber der kurpfälziſch oberſte Kämmerer, Johann Jacob Graf von Hamilton, allein beſaß. Dieſer verkaufte im J. 1698 mit Bewilligung des Kurfürſten ſein Recht an den damaligen Oberkriegscommiſſair, Lothar Friedrich Freiherrn von Hundheim, welcher im J. 1700 ſämmtliche obengenannte Lehenſtücke abermals zu Mannlehen empfing, und das ganze Lehen auf ſeine Nachkommen brachte, die es noch heute im Beſitze haben. Den Pfarrſatz der alten Kirche hatte das Kloſter Hornbach im metzer Bisthume, bis ihn der dortige Abt Johann ſchon im J. 1308 der Domkirche zu Worms überließ. (*Thom. Alfr. Leger.*)

ILY iſt der malabariſche Name des Bambusrohrs (Bambusa arundinacea). (*A. Sprengel.*)

Ily-mullu *Rheed.*, ſ. Spinifex (squarrosus).

ILYSIA *Hempr.* (= Tortrix Opp. *Cuv.*, Torquatrix *Gray*), eine Gattung der Schlangen (Ophidia, ſ. d. Art.), aus der Abtheilung der kleinmäuligen (Stenostoma), unter denen ſie den Repräſentanten einer nach ihr benannten Familie (Ilysina) bildet; heißt zu teutſch Wickelſchlange. Dieſe Familie hat mit den übrigen Stenoſtomen den kleinen Kopf, die ſehr kleine Mundöffnung, die undeutliche Kinnfurche, die unvollkommenen Augen, die gleichmäßige Bedeckung des Körpers von flachen Schindelſchuppen, und den Mangel der Giftapparate gemein; unterſcheidet ſich aber von der zweiten hierher gehörigen Familie der Typhlopina durch die breitern ſechseckigen Schuppen an der Bauchſeite des Rumpfes in der Mittellinie. Ilysia enthält nur amerikaniſche Arten, und ſondert ſich von der die Wickelſchlangen der alten Welt in ſich begreifenden Gattung Cylindrophis *Wagler.* durch die Augenbildung ſehr beſtimmt ab. Es iſt nämlich das Auge noch nicht ſo abgegrenzt, wie bei den höhern Schlangen, ſondern liegt in der Mitte eines größern Schildes, was auch die um das Auge herum befindlichen Gegenden des Kopfes mit bedeckt. Dabei ſind die größern Bauchſchuppen recht deutlich, und namentlich größer, als bei Cylindrophis. Die bekannteſte Art dieſer Gattung iſt Ilys. Scytole, eine gemeine ſüdamerikaniſche Schlange von 1½—2 Fuß Länge, dabei kaum fingersdick, aber ſchön korallroth, mit breiten ſchwarzen Querringen. Sie nährt ſich von Würmern, Inſekten, beſonders von Ameiſen, und gebiert lebendige Junge. Der gemeine Mann fürchtet ſie, wie alle Schlangen, als höchſt giftig, doch ohne Grund, indem er ſie mit der höchſt ähnlichen und ſehr giftigen Elaps corallinus verwechſelt, von welcher jedoch die unſerige durch die angegebenen Charaktere leicht bei ſtrengerer Prüfung zu unterſcheiden iſt. Vgl. Elaps. (*Burmeister.*)

Ilythyia (Myth.), ſ. Eileithyia. 2) Zool., ſ. Ilithyia.

ILZ, ILS, ein Nebenfluß der Donau im bairiſchen Unterdonaukreiſe, aus einem See am vordern Rachel an der böhmiſchen Grenze entſpringend, und bei Paſſau in die Donau fließend. Dieſes Waſſer hat eine ſchwärzliche Farbe, durchzieht den ſogenannten Wald in einem durchaus düſtern, oft ſehr engen Thale, und führt Perlen bei ſich. Dieſe entſtehen in einer Art Klaffmuſcheln, die nur etwas ſchwärzer, ſtärker und ſchwerer ſind, als die gemeinen Flußmuſcheln; ihre Farbe zieht ſich meiſtens ins Bläulich-röthlich-graue; ganz reine und durchſcheinend weiße Perlen finden ſich nur ſelten. (*Eisenmann.*)

ILZA, Name eines Fluſſes und einer an demſelben liegenden kleinen Stadt. Die letztere gehört zu dem Obwod Radom in der Woiwodſchaft Sandomir des Königreichs Polen, hat gut gebaute Häuſer (208 an der Zahl) und viele Töpfer. (*R.*)

ILZGOW, ILZGEW, Ilzgau, ein bairiſcher Gau, hatte ſeinen Namen von dem Fluſſe Ilz, welcher ſich im Winkel der Vorſtadt Ilzſtadt von Paſſau in die Donau ergießt, und erſtreckte ſich an der rechten Seite des Fluſſes Ilz bis an den Nordwald, und nach Reggebrugg an dem Regen[1]). Als die Gauverfaſſung verfiel, und aus den Gaugrafen erbliche Lehengrafen wurden, welche auch ihre Allodbeſitzungen zu ihren vormaligen Gaugrafſchaften ſchlugen, ſodaß ihre Grafſchaften aus gemiſchten Theilen beſtanden, bildete ſich auch aus der Gaugrafſchaft Ilzgow eine Grafſchaft dieſes Namens. Der junge Herzog Otto I. von Meran, welchem aus väterlicher Erbſchaft auch die anſehnlichen Bezirke von Formbach angefallen waren, überließ im J. 1207 dieſe Grafſchaft an das Bisthum Paſſau. Sie erſtreckt ſich, wie eine Urkunde bemerkt, von der Brücke, die Reggeubrugge heißt, bis zu dem Fluſſe Ildce (Ilz), und von der Donau bis an die Grenze Böhmens[2]). Nach weitern Anzeigen begriff, wie von Lang[3]) bemerkt, die Grafſchaft Ilzgowe die Gebiete von Zwieſel, Gräfenau, Bernſtein, Waldkirchen, Wegſcheid, Griesbach, Obernzell, wovon hernach die Biſchöfe unter gewiſſen Bedingungen die Bezirke von Bernſtein und Gräfenau abtraten. In der darauf bezüglichen Urkunde wird kein Preis für Überlaſſung der Grafſchaft an das Hochſtift Paſſau angegeben. Von Lang meint, es ſei nicht zu glauben, daß der jugendliche Herzog von Meran dieſe bedeutende Grafſchaft Ilzgowe dem Hochſtifte Paſſau geſchenkt habe, ſondern daß wol ſein Vater, der mit dem Biſchofe den Kreuzzug mitgemacht, dem Hochſtifte auf Rechnung ſo viel ſchuldig geworden, und zu Tilgung der übrigen Schulden des Kreuzzuges auch den Kaufſchilling der 1800 Mark Silber für die auch im J. 1207 von dem jungen Herzoge Otto von Meran an das Hochſtift Paſſau überlaſſene Herrſchaft Windberg in Öſterreich in der Gegend, welche noch heutzutage am Windberge genannt wird, verwenden zu müſſen genöthigt war. Nach dieſer Überlaſſung der Grafſchaft an das Bisthum Paſſau zeigte ſich, daß ein Theil derſelben früher deswegen als ein Reichslehen ſubſtituirt worden ſei, weil die Güter des Kloſters Niedernburg im Nordwald vorher vom Reiche zu Lehen rührten. Es wurde daher die Einrichtung getroffen,

1) *Bessel*, Chronic. Gottwicense. Lib. IV. p. 643. 2) Die dem Bisthume von Paſſau vom Könige Philipp gegebene Urkunde vom J. 1207 bei *Hund.* Metropol. T. I. p. 208 und *Gewoldus* in not. ad Metropol. Salisburg. T. I. p. 252, edit. noviss.; ſie halten dieſe Grafſchaft für die Grafſchaft Hals. 3) K. H. Ritter von Lang, Bairiſche Jahrbücher von 117—1294. S. 47. Vgl. Desſelben Baierns alte Grafſchaften und Gebiete (Nürnberg 1831).

Digitized by Google

daß der Biſchof einen andern Theil der Grafſchaft Ilzgowe, im Mühlviertel, als neues Reichs-Fahnlehen auszeichnete, welches der Kaiſer Friedrich II. dem Herzoge Ludwig von Baiern verlieh, dieſer es dem Kaiſer wieder aufließ oder reſignirte, damit der Kaiſer den Biſchof ſelbſt auch wieder damit belehnen möchte. Dieſes that Kaiſer Friedrich II., und ſtellte darüber den 24. Jan. 1217 zu Nürnberg eine Urkunde aus. Den 5. Sept. 1220 zu Botzen übergab Kaiſer Friedrich II. dem Biſchofe jenes Reichsfahnlehen der Grafſchaft des Ilzgau, über welches der Kaiſer bereits im J. 1217 die Reichsbelehnung vom Herzoge auf das Bisthum übertragen. Der Biſchof zahlte dem Herzoge dafür, daß er ihm die Grafſchaft aufließ, 500 Mark Silber. Wie die vom Kaiſer Friedrich den 5. Sept. 1220 zu Botzen ausgeſtellte Urkunde beſagt, ging die Grafſchaft Ilskew von der Ipsa (Ilz) bis Untermichel (infra Mahela)[4]), welcher Ort am Fluſſe Großmichel liegt, da, wo er oberhalb Neuhaus im Mühlviertel in die Donau fällt[5]). (*Ferdinand Wachter.*)

Ilzhofen, ſ. Ilshofen.

Ilzstadt, ſ. unt. Paſſau.

IMABA, Fürſtenthum oder Provinz in der Landſchaft Sinando (d. i. Weg an der Nordſeite der Gebirge) *) auf der japaniſchen Inſel Niphon. Es grenzt im Norden an das japaniſche Meer, im Oſten an das Fürſtenthum Taſima, im Süden an Mimaſaka, im Weſten an Foki, und hat von Süden nach Weſten zwei Tagereiſen Länge. Die Oberfläche iſt mit niedrigen Bergen bedeckt, der Boden von guter Beſchaffenheit. Hauptproducte ſind: vegetabiliſches Wachs, Papier, Melonen, getrocknete Fiſche und Ingwer. Eintheilung: in die ſieben Diſtricte Fomi, Jagami, Tſidſu, Domi, Takaguſa, Ketta und Konno. Die Capitale heißt Totſtori. (*Klaehn.*)

IMACHARA. Die Schreibart dieſes Städtenamens ſteht nicht ganz feſt, da in den Ausgaben des Ptolemäus, wo dieſer Name vorkommt, und des Cicero, wo in einigen Stellen das Nomen Gentilitium ſich findet, Verſchiedenheit iſt. Ptolemäus ſchreibt Imichara und Hemichara (Ἡμιχάρα), und Cicero hat bald Ager Imacharensis, bald Ager Macharensis, und in der Stelle Verrin. ultim. c. 7 (Libr. V, 7. §. 15) ſteht ſtatt: in Leonida Imacharensi ſogar in den neuern Editionen: in Leonte Megarensi. Übrigens war Imachara eine Stadt im Oſten Siciliens, zwiſchen Centuripä und Herbita, vielleicht jetzt Traina in der Intendanz Catania.

(*S. Ch. Schirlitz.*)

Imad Eddaula, Imad Eddewlet, ſ. Amad Eddaula im Art. Buwaihiden.

IMÂD-ED-DIN (عماد الدين, Stütze der Religion; ſo die einzig richtige Ausſprache ſtatt des falſchen Amâd-ed-dîn und Omâd-ed-din, und des gewöhnlichen Emâd-ed-dîn) iſt, wie man ſich aus dem Artikel Omâd-ed-dîn, 3. Sect. 3. Th. überzeugen kann, ein bedeutenderen Perſonen der Muhammedaniſchen Welt beigelegter Ehrenname. Ihn führt außer den daſelbſt genannten Männern **Abu'lfeda Ismail Ben Omar**, gewöhnlich Ibn Khetîr geheißen, ein Schafiit und Imam, wahrſcheinlich in Damaskus geboren, oder ſich doch daſelbſt längere Zeit aufhaltend, weshalb ſeinem Namen ſtets der Zuſatz „der Damascener (الدمشقي)" beigefügt ſteht. Auch hatte er ſich den Titel eines Hâfitz erworben, d. h. eines Gelehrten, der ſchon in früher Zeit den Koran und zum großen Theile die Sunna auswendig wußte. Sein Vater, der Kanzelredner Abu Hafs Omar, ſcheint die Richtung ſeiner Studien vorzüglich beſtimmt zu haben. Wir beſitzen und kennen von Imâd-ed-dîn bedeutende Werke, die wir zum Theil hier anführen müſſen. Sie ſind: 1) Eine Sammlung von mündlichen Überlieferungen Muhammed's, die er unter dem Titel: Statuta parva (الاحكام الصغري, cf. *Haji Khalfa* Tom. I. n. 153) herausgab. 2) Ein Tractat zur Aufmunterung zum heiligen Kriege gegen die Chriſten, den er an den Emir Mandſchuk richtete, als die Franken die Feſte Ejâs belagerten. Er führt den Titel: Idschtihâd. 3) Von großem Werthe iſt ſein Geſchichtswerk, was ihm auch den Beinamen des Geſchichtſchreibers (المورخ) erwarb, bekannt unter dem Titel: „Der Anfang und der Endpunkt (البداية والنهاية)." Es beſteht aus nicht weniger als zehn großen Bänden, die nur zum Theil in Europa vorhanden ſind, z. B. in der Hammer-Purgſtall'ſchen Bibliothek. Nach des Unterzeichneten eigener Einſicht in das Werk, aus dem er bedeutende Excerpte beſitzt, hält ſich der Verf. wie gewöhnlich in Bezug auf die Vorgeſchichte des Islam an den Koran und die Traditionen, die er in ſolcher Menge unter den einzelnen Aufſchriften zuſammengeſtellt hat, daß dieſe Capitel faſt nichts als Traditionen ſind. Allein manche hiſtoriſche Thatſache, die wo anders nur angedeutet iſt, ſtellt ſich hier deutlicher heraus, und zumal die nächſte Vorgeſchichte Muhammed's und ſeiner Religion, und treffliche Winke über geſchichtliche Beziehungen im Koran wie in der Sunna machen auch die erſten Bände höchſt ſchätzenswerth. Mit den fortſchreitenden Jahren (es führt die Geſchichte bis zu Ende des J. 772, d. i. ungefähr 1370 n. Chr. fort) ſteigert ſich das Intereſſe an ſeiner Lectüre, und es wird eine wahre Fundgrube für die einzelnen Thatſachen in der großen, Alles umgeſtaltenden Bewegung des arabiſchen Volkes. Das Werk ward auch excerpirt und ins Türkiſche überſetzt (cf. *H. Kh.* T. II. n. 1698). Ebenſo umfaſſend iſt 4) ſein zehn Bände ſtarker Commentar zum Koran, in welchem die Erklärung zum großen Theil eine hiſtoriſche iſt, d. h. ſie ſtützt ſich ebenfalls auf mündliche, die einzelnen Stellen erklärende Traditionen, jedoch ſo, daß er unter dieſen die echten von den unechten kritiſch zu ſichten bemüht iſt. Schon aus dem Angegebenen geht hervor, daß die Sunna ſein Hauptſtudium ausmachte. Daher verfaßte er auch Einzelſchriften zur Kritik derſel-

---

4) *Johannis Aventini* Excerpta Diplomatica Passaviensia ap. *Oefele*, Rer. Boicar. Scriptt. T. I. p. 713. 5) Ritter von Lang, Bair. Jahrbücher. S. 48. 61. 64. 65.

*) Nach Robert's Karte in der Landſchaft Jamaiſoit.

Digitized by Google

ben, z. B. 5) über die Namen der Überlieferer, die man als zuverläſſig kennt, zum Unterſchiede von denen, die keinen Glauben verdienen. Dieſer Tractat führt den Titel: Tekmilet (cf. l. c. Tom. II. n. 3524). 6) Ein Commentar über den Anfang der großen Traditionsſammlung von Bochâri (vgl. ebendaſ. S. 530—540). 7) Ein großes Werk, bei dem er die zehn für kanoniſch gehaltenen Werke über die Überlieferungen zum Grunde legte, über die Autoritäten derſelben, inwiefern der Jslam auf ihnen als den Grundfeſten beruht. Es führt den Titel: Sammler der Traditions-Autoritäten (جامع المسانيد, ebendaſ. n. 3960). 8) Eine Geſchichte der vorzüglichſten Schafiitiſchen Lehrer unter dem Titel: Die Claſſen der Schafiiten (طبقات الشافعية). 9) Ein Auszug aus dem Werke des Jbn-elſalâh Schehrzuri über die Wiſſenſchaften der Traditionslehre (علوم الحديث). 10) Ein Auszug aus ſeinem oben (Nr. 3) angeführten Geſchichtswerke unter dem Titel: Die funkelnden Sterne (الكواكب الدراري). 11) Ein Panegyrikus auf den Jmam Schafii. Jbn Kethir gehörte dem Stamme der Koreiſchiden an, und ſtarb 774 (beg. 3. Jul. 1372). (*Gustav Flügel.*)

IMADUCHI. Unter den mehren Völkerſchaften, welche Plinius (VI, 7) als Anwohner der Palus Mäotis aufzählt, kommen auch die Imaduchi, wenn die Lesart richtig iſt — man lieſt auch Modacae — vor, ohne daß man weiter etwas von ihnen erführe. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IMAGINÄRE oder **UNMÖGLICHE GRÖSSE** nennt man in der Mathematik jeden Ausdruck, welchem keine wirkliche (reale) Größe entſprechend gedacht werden kann. Dergleichen Ausdrücke gebraucht die neuere Analyſis unendlich oft und mit dem größten Nutzen *), denn ſehr häufig hebt ſich bei fortgeſetzter Rechnung das Imaginäre auf, und man darf daher keineswegs ſogleich an der Auffindung eines realen Reſultats verzweifeln, wenn bei einer Unterſuchung imaginäre Größen ſich einmiſchen. Ein Beiſpiel hievon haben wir in dem Artikel **Casus irreducibilis tertii gradus** gehabt, wo ſich zeigte, daß die Anwendung der Cardaniſchen Regel grade dann die eine Wurzel einer kubiſchen Gleichung unter imaginärer Form gibt, wenn, nach vollſtändiger Entwickelung, nicht allein dieſe eine Wurzel, ſondern auch die beiden noch übrigen, welche ebenfalls Anfangs imaginäre Formen annehmen, real ſind.

§. 1. Zuerſt treten die imaginären Größen in der allgemeinen Arithmetik auf beim Ausziehen der Quadratwurzel oder irgend einer andern Wurzel von geradem Exponenten. Iſt nämlich die Größe, aus welcher eine ſolche Wurzel verlangt wird, negativ, ſo iſt es unmöglich, ſich einen ihr entſprechenden realen Werth zu denken; denn dieſer Werth müßte doch entweder poſitiv oder negativ oder Null ſein, aber jede wirkliche Größe, ſei ſie poſitiv oder negativ, iſt im Quadrate oder in jeder andern Potenz mit geradem Exponenten poſitiv, und Null iſt in jeder Potenz entweder wiederum Null oder unendlich.

Die Form, unter welcher imaginäre Wurzelgrößen zuerſt auftreten, iſt hienach $\sqrt[2n]{-a}$, wo n und a beliebige poſitive Zahlen bedeuten, von denen $n > o$ kein Bruch ſein darf. Dieſe Form läßt ſich aber vereinfachen. Bedeutet nämlich 2^r, wo r eine ganze poſitive Zahl iſt, die höchſte Potenz von 2, welche in 2n aufgeht, und iſt $2n = 2^r . p$, ſo iſt p gewiß eine ungerade Zahl, weil ſonſt 2^r noch nicht die höchſte Potenz von 2 wäre, welche in 2n aufgeht. Demnach iſt $\sqrt[p]{-a}$ eine reale negative Größe *), und ſei $= -b$, ſo iſt $\sqrt[2n]{-a} = \sqrt[2^r]{\sqrt[p]{-a}} = \sqrt[2^r]{-b}$ z. B. $\sqrt[24]{-125} = \sqrt[8]{\sqrt[3]{-125}} = \sqrt[8]{-5}$. Da ferner jede negative Zahl $-b$ als Product einer poſitiven Zahl b in -1 angeſehen werden kann, und da dann $\sqrt[2^r]{b}$ real, etwa $= c$, iſt, ſo wird $\sqrt[2^r]{-b} = \sqrt[2^r]{b \times -1} = c \sqrt[2^r]{-1}$. Wir ſind alſo jetzt dahin gelangt, daß jede imaginäre Wurzelgröße als Product einer realen Größe in eine Wurzel aus -1, deren Exponent eine Potenz von 2 iſt, dargeſtellt werden kann, z. B. $\sqrt[80]{-32} = \sqrt[16.5]{-32} = \sqrt[16]{\sqrt[5]{-32}} = \sqrt[16]{-2} = \sqrt[16]{2}\ \sqrt[16]{-1}$. Natürlich kann man auch, wenn man will, $\sqrt[2n]{-a}$ unmittelbar in $\sqrt[2n]{a} . \sqrt[2n]{-1}$ verwandeln. Schon unter dieſer Form iſt es leicht, mit imaginären Wurzelgrößen ebenſo, wie mit realen zu rechnen, wenn man nur nie außer Acht läßt, daß $(\sqrt{-1})^2 = -1$ und allgemein $\left(\sqrt[2n]{-1}\right)^{2n} = -1$ ſein müſſe. Dieſe Rechnung wird aber noch bedeutend erleichtert, wenn man, wie ſogleich gezeigt werden ſoll, der imaginären Größe $\sqrt[2n]{-1}$ oder $\sqrt[2^r]{-1}$ die Form gibt $\alpha + \beta \sqrt{-1}$, wo α und β reale Größen bedeuten.

§. 2. Es iſt $(\cos \varphi + \sqrt{-1} \sin \varphi) (\cos \varphi' + \sqrt{-1} \sin \varphi') = \cos \varphi \cos \varphi' - \sin \varphi \sin \varphi' + \sqrt{-1} (\sin \varphi \cos \varphi' + \cos \varphi \sin \varphi')$ d. i. (vgl. d. Art. Goniometrie) $= \cos (\varphi + \varphi') + \sqrt{-1} \sin (\varphi + \varphi')$. Multiplicirt man dies Product aufs Neue mit $\cos \varphi'' + \sqrt{-1} \sin \varphi''$ ſo erhält man $\cos (\varphi + \varphi' + \varphi'')$

*) Vgl. Euler's Abhandlungen: De summo usu calculi imaginariorum in analysi (Nova Acta Acad. Petropol. T. III. p. 25) und De insigni usu calculi imaginariorum in calculo integrali (ibid. T. XII. p. 3).

*) Daß $\sqrt[p]{-a}$ außer dem einen realen Werthe, von dem hier die Rede iſt, auch noch andere imaginäre Werthe habe, wird in §. 6 gezeigt werden.

Digitized by Google

$+ \sqrt{-1} \sin(\varphi + \varphi' + \varphi'')$ u. ſ. w. Es iſt folglich allgemein für jede beliebige Anzahl ſolcher Ausdrücke das Product $(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)(\cos\varphi' + \sqrt{-1}\sin\varphi')(\cos\varphi'' + \sqrt{-1}\sin\varphi'')(\cos\varphi''' + \sqrt{-1}\sin\varphi''')\ldots = \cos(\varphi+\varphi'+\varphi''+\varphi'''+\ldots) + \sqrt{-1}\sin(\varphi+\varphi'+\varphi''+\varphi'''+\ldots)$ *). Setzt man nun $\varphi = \varphi' = \varphi'' = \varphi'''$ u. ſ. w. und nimmt an, daß die Anzahl ſolcher Größen n ſei, ſo erhellet

erſtlich, daß für jedes ganze poſitive n

$(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^n = \cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi$

ſei. Man kann aber aus dem Vorhergehenden offenbar auch ſchließen $[\cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi][\cos(-n\varphi) + \sqrt{-1}\sin(-n\varphi)] = \cos(n\varphi - n\varphi) + \sqrt{-1}\sin(n\varphi - n\varphi) = \cos o + \sqrt{-1}\sin o = 1$, daher iſt für jedes ganze n

$$\frac{1}{\cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi} = \cos(-n\varphi) + \sqrt{-1}\sin(-n\varphi) = \cos n\varphi - \sqrt{-1}\sin n\varphi$$ (ſ. Goniometrie).

Alſo, da mit Rückſicht auf das Nächſtvorhergehende

$$\frac{1}{\cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi} = \frac{1}{(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^n} = (\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^{-n}$$ iſt, erhält man

zweitens für jedes ganze n

$$(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^{-n} = \cos(-n\varphi) + \sqrt{-1}\sin(-n\varphi) = \cos n\varphi - \sqrt{-1}\sin n\varphi.$$

Hienach muß aber auch, wenn n irgend eine ganze Zahl bedeutet, $\left(\cos\frac{1}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{1}{n}\varphi\right)^n = \cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi$ ſein, woraus wiederum folgt, daß

drittens für jedes ganze, gleichviel ob poſitive oder negative, n

$$(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^{\frac{1}{n}} = \cos\frac{1}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{1}{n}\varphi.$$

Erhebt man dieſen Ausdruck zur mten Potenz, wo m irgend eine ganze, poſitive oder negative, Zahl bedeutet, ſo muß nach dem Vorigen $\left((\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^{\frac{1}{n}}\right)^m = \left(\cos\frac{1}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{1}{n}\varphi\right)^m = \cos\frac{m}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{m}{n}\varphi$ ſein; mithin iſt

viertens für beliebige ganze Werthe von m und n

$$\left(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi\right)^{\frac{m}{n}} = \cos\frac{m}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{m}{n}\varphi.$$

Es iſt alſo allgemein für jeden, ganzen oder gebrochenen, poſitiven oder negativen Werth von n

$(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^n = \cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi$

und, wenn man in dieſer Formel $-\varphi$ ſtatt φ, folglich (ſ. Goniometrie) $-\sin\varphi$ ſtatt $\sin\varphi$ ſetzt,

$(\cos\varphi - \sqrt{-1}\sin\varphi)^n = \cos n\varphi - \sqrt{-1}\sin n\varphi.$

*) Daraus folgt ſehr leicht, daß, wenn man einen Ausdruck, wie $\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi$ durch einen ähnlichen $\cos\varphi' + \sqrt{-1}\sin\varphi'$ dividirt, der Quotient $\cos(\varphi - \varphi') + \sqrt{-1}\sin(\varphi - \varphi')$ ſein müſſe.

§. 3. Wird in den Formeln (§. 2.) das $\varphi = \pm 2k\pi$; wo k jede beliebige poſitive ganze Zahl bedeutet, ſo iſt $\cos\varphi = +1$, $\sin\varphi = o$; wird hingegen $\varphi = \pm(2k+1)\pi$ geſetzt, ſo iſt $\cos\varphi = -1$, $\sin\varphi = o$. Es folgt daher aus den obigen Formeln, daß

$$((+1))^{\frac{1}{n}} = \cos\frac{2k\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{2k\pi}{n}$$

$$((-1))^{\frac{1}{n}} = \cos\frac{(2k+1)\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{(2k+1)\pi}{n}$$

Da das auf der rechten Seite dieſer Gleichungen vorkommende k unzählige Werthe annehmen kann, ſo ſcheint es auf den erſten Anblick, als müſſe auch jede der Größen $((+1))^{\frac{1}{n}}$ und $((-1))^{\frac{1}{n}}$ unzählige Werthe haben. Dem iſt aber nicht ſo; denn bedeutet h jedes Mal diejenige ganze Zahl, welche dem Quotienten $\frac{k}{n}$ am Nächſten kommt, gleichviel ob h nächſt kleiner oder nächſt größer als $\frac{k}{n}$ ſei, ſo iſt $\frac{k}{n} = h \pm \frac{k'}{n}$, wo $\frac{k'}{n} \leqq \frac{1}{2}$ ſein muß, weil ſonſt eine andere ganze Zahl als h näher an $\frac{k}{n}$ läge. Daher iſt dann $\frac{2k\pi}{n} = 2h\pi \pm \frac{2k'}{n}\pi$ und da $\cos\left(2h\pi \pm \frac{2k'\pi}{n}\right) = \cos\frac{2k'\pi}{n}$, $\sin\left(2h\pi \pm \frac{2k'\pi}{n}\right) = \pm\sin\frac{2k'\pi}{n}$ (ſ. Goniometrie), ſo wird

$$((+1))^{\frac{1}{n}} = \cos\frac{2k'\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{2k'\pi}{n},$$

wo aber nun k' keine andern Werthe als die der ganzen Zahlen 0, 1, 2, u. ſ. w. bis zu $\frac{n}{2}$, wenn n gerade iſt, und bis zu $\frac{n-1}{2}$, wenn n ungerade iſt, annehmen kann. Vorſtehende Gleichung gibt daher für $((+1))^{\frac{1}{n}}$ nur n Werthe, welche aber wirklich alle von einander verſchieden ſind; denn ſollten irgend zwei darunter einander gleich ſein, etwa $\cos\frac{2k''\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{2k''\pi}{n} = \cos\frac{2k'''\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{2k'''\pi}{n}$, ſo müßte zwiſchen den Bögen $\frac{2k''\pi}{n}$ und $\frac{2k'''\pi}{n}$ die Gleichung $\frac{2k''\pi}{n} = \pm 2m\pi \pm \frac{2k'''\pi}{n}$ beſtehen, wo m irgend eine ganze Zahl wäre (ſ. Goniometrie). Dann aber wäre $m = \pm\frac{k'' \mp k'''}{n}$, alſo müßte n in $k'' \mp k'''$ aufgehen, wel-

Digitized by Google

ches unmöglich iſt, da k'' und k''' nichts weiter als beſondere Werthe von der oben mit k' bezeichneten Größe ſind, alſo keine derſelben größer als $\frac{n}{2}$, höchſtens eine derſelben gleich $\frac{n}{2}$, die andere aber gewiß kleiner, mithin ihre Summe oder Differenz nie durch n theilbar ſein kann. Unter den Werthen, welche obige Gleichung für $\left((1)\right)^{\frac{1}{n}}$ gibt, befindet ſich ſtets der eine reale Werth $+1$, welcher nämlich entſteht, wenn man $k' = o$ ſetzt. Außerdem wird, wenn n gerade iſt, der Werth, welchen $k' = \frac{n}{2}$ gibt, real, nämlich -1 ſein. Alle übrigen Werthe von $\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$ ſind aber imaginär, weil bei keinem derſelben das Glied $\sqrt{-1}\,\sin\frac{2k'\pi}{n}$ verſchwindet.

Die Bezeichnung $\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$ oder $\left((1)\right)^{\frac{1}{n}}$ werden wir, nach Cauchy's Vorgange, immer gebrauchen, wenn wir andeuten wollen, daß von den nten Wurzeln der poſitiven Einheit irgend eine, unbeſtimmt welche, zu denken ſei, dagegen $\left(1\right)^{\frac{1}{n}}$ oder $1^{\frac{1}{n}}$ nur die eine beſtimmte von jenen Wurzeln bedeuten ſoll, welche $+1$ iſt. Aus ähnlichem Grunde haben wir die Bezeichnung $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$ gewählt, von der wir ſogleich zeigen werden, daß ſie ebenfalls n verſchiedene Werthe andeutet. Bedeutet nämlich jedes Mal h diejenige ganze Zahl, die dem Quotienten $\frac{2k+1}{2n}$ am Nächſten kommt, ſo wird der Unterſchied zwiſchen h und $\frac{2k+1}{2n}$ nie größer als $\frac{1}{2}$ ſein können und wird ein Bruch von ungeradem Zähler ſein müſſen; denn wäre es ein Bruch von geradem Zähler, etwa $\frac{2k'}{2n}$, ſo wäre $\frac{2k+1}{2n} = h \pm \frac{2k'}{2n}$ alſo $2k+1 = 2nh \pm 2k'$, alſo wäre die ungerade Zahl $2k+1$ einer geraden Zahl gleich, welches unmöglich iſt. Wir wollen nun den Unterſchied zwiſchen h und $\frac{2k+1}{2n}$ durch $\frac{2k'+1}{2n}$ bezeichnen, ſo iſt $\frac{2k'+1}{2n} \overline{\gtrless} \frac{1}{2}$, alſo $k' \overline{\gtrless} \frac{n-1}{2}$, und da $\frac{2k+1}{2n} = h \pm \frac{2k'+1}{2n}$, ſo wird $\frac{2k+1}{n}\pi = 2h\pi \pm \frac{2k'+1}{n}\pi$, folglich $\cos\frac{2k+1}{n}\pi = \cos\frac{2k'+1}{n}\pi$, $\sin\frac{2k+1}{n}\pi = \pm\sin\frac{2k'+1}{n}\pi$.

Mithin gibt die vorher aufgeſtellte Gleichung für $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$, wenn man darin dem k nach und nach alle Werthe ganzer Zahlen von Null bis ins Unendliche beilegt, keine andern Werthe als folgende Gleichung:

$$\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}} = \cos\frac{2k'+1}{n}\pi \pm \sqrt{-1}\,\sin\frac{2k'+1}{n}\pi,$$

in welcher k' nur die Werthe der ganzen Zahlen von Null bis $\frac{n-1}{2}$ annehmen kann. Unter dieſen Werthen von k' kommt offenbar der Werth $\frac{n-1}{2}$ nur dann vor, wenn n ungerade iſt. Iſt alſo n ungerade, ſo iſt der eine von den Werthen, welche obige Formel für $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$ gibt, nämlich für $k' = \frac{n-1}{2}$, der Werth $\cos\pi \pm \sqrt{-1}\sin\pi = -1$, folglich real; alle übrige Werthe, welche $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$ nach obiger Formel hat, ſind dagegen imaginär, weil für keinen andern Werth von k' das Glied $\sqrt{-1}\,\sin\frac{2k'+1}{n}\pi$ verſchwindet. Alle in der zuletzt aufgeſtellten Gleichung für $\left((-1)\right)^{\frac{1}{n}}$ enthaltene Werthe ſind aber von einander verſchieden, welches ſich ganz auf ähnliche Art, wie es bei den Werthen von $\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$ geſchehen iſt, leicht zeigen läßt.

§. 4. Die Wurzeln der Einheit haben manche merkwürdige Eigenſchaften, von denen wir hier, um das Folgende gehörig zu begründen, einige anführen müſſen. Da nämlich (§. 2) die Multiplication und Diviſion zweier Ausdrücke von der Form $\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi$ durch bloße Addition und Subtraction der darin vorkommenden Bogen vollzogen werden kann, und da $\cos\varphi - \sqrt{-1}\sin\varphi = (\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)^{-1} = \frac{1}{\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi}$ iſt, ſo ſieht man ſogleich die Richtigkeit nachſtehender Sätze ein: 1) Sind $\alpha_1, \alpha_2, \ldots, \alpha_n$ die n verſchiedenen Werthe der Größe $\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$, ſo iſt jedes Product, welches man aus einer beliebigen Anzahl dieſer Größen bildet, und jede Potenz von ganzem Exponenten, zu welcher man irgend eine derſelben erhebt, immer wieder einer von den Größen $\alpha_1, \alpha_2, \ldots, \alpha_n$ gleich; denn es iſt immer wieder eine Größe, die unter der allgemeinen Form $\cos\frac{2k\pi}{n}$

Digitized by Google

$\pm \sqrt{-1} \sin \frac{2k\pi}{n}$ enthalten iſt, und ſich daher (§. 3) auf die eingeſchränktere Form $\cos \frac{2k'\pi}{n} \pm \sqrt{-1} \sin \frac{2k'\pi}{n}$ d. i. auf eine von den Größen $\alpha_1, \alpha_2, \ldots, \alpha_n$ bringen läßt. 2) Jedes Product aus einem der Werthe von $((+1))^{\frac{1}{n}}$ in einen der Werthe von $((-1))^{\frac{1}{n}}$ iſt gleich einem Werthe von $((-1))^{\frac{1}{n}}$, denn es iſt alle Mal eine Größe von der allgemeinen Form $\cos \frac{2k+1}{n}\pi \pm \sqrt{-1} \sin \frac{2k+1}{n}\pi$, deren Werthe aber alle auch in der eingeſchränkteren Form $\cos \frac{2k'+1}{n}\pi \pm \sqrt{-1} \sin \frac{2k'+1}{n}\pi$ enthalten ſind, zu Folge §. 3.

§. 5. Wenden wir nun das in den §§. 2, 3, 4 Enthaltene auf die in §. 1 vorkommende Form imaginärer Wurzelgrößen an, ſo wird erſtlich leicht klar, daß auch von dieſen jede im Allgemeinen mehr als einen Werth habe, daß es daher, wenn man nicht irgend einen beſtimmten von dieſen Werthen hervorheben will, zweckmäßig ſei, eine beſondere Bezeichnung, etwa mit Cauchy Verdoppelung des Wurzelzeichens oder doppelte Klammern, zu gebrauchen. Es ſei alſo $((-a))^{\frac{1}{2n}}$ die genauere Bezeichnung aller Werthe der in §. 1 betrachteten imaginären Wurzelgröße. Bringt man nun dieſe Größe auf die Form $((+a))^{\frac{1}{2n}} ((-1))^{\frac{1}{2n}}$, ſo könnte man zwar von $((+a))^{\frac{1}{2n}}$ noch den Factor $((+1))^{\frac{1}{2n}}$ ein oder mehr Male losmachen, würde aber dann durch Multiplication von $((+1))^{\frac{1}{2n}}$ und $((-1))^{\frac{1}{2n}}$, oder von $((+1))^{\frac{m}{2n}}$, wo m irgend eine ganze Zahl iſt, und $((-1))^{\frac{1}{2n}}$ immer nur die ſchon in $((-1))^{\frac{1}{2n}}$ enthaltenen Werthe finden. Bedeutet alſo $a^{\frac{1}{2n}}$ den einen poſitiven Werth, welchen man für $\sqrt[2n]{a}$ nach den gewöhnlichen auf dem binomiſchen Satze beruhenden Regeln der Wurzelausziehung findet, ſo iſt $((-a))^{\frac{1}{2n}} = a^{\frac{1}{2n}} ((-1))^{\frac{1}{2n}}$; d. h. jedem Werthe der linken Seite dieſer Gleichung iſt ein Werth der rechten Seite gleich. Das rechts ſtehende Product aber wird, wegen §. 3, ſtets die Form $\alpha + \beta \sqrt{-1}$ annehmen, worin α und β reale Größen bedeuten. Daß $((-a))^{\frac{1}{2n}}$ nicht noch mehr als die in der zuletzt aufgeſtellten Gleichung enthaltenen Werthe habe, wird aus Nr. 8 des folgenden §. noch deutlicher werden.

§. 6. Da wir auch von den übrigen nachher vorkommenden imaginären Größen zeigen werden, daß ſie die Form $\alpha + \beta \sqrt{-1}$, wo α und β reale Größen ſind, annehmen, ſo wird es nöthig, zuvörderſt über dieſe Form Einiges zu bemerken.

1) Alle reale Größen ſind unter der allgemeinen Form $\alpha + \beta \sqrt{-1}$ mit enthalten, weil in dieſer Form β auch den Werth Null haben kann.

2) Sind zwei Größen der Form $\alpha + \beta \sqrt{-1}$ einander gleich, etwa $\alpha + \beta \sqrt{-1} = \gamma + \delta \sqrt{-1}$, ſo iſt $\alpha = \gamma$, $\beta = \delta$; denn aus der Gleichung $\alpha + \beta \sqrt{-1} = \gamma + \delta \sqrt{-1}$ folgt $\sqrt{-1} = \frac{\alpha - \gamma}{\delta - \beta}$, welches widerſinnig ſein würde, wenn man nicht $\alpha = \gamma$, $\delta = \beta$ ſetzte, weil ſonſt $\sqrt{-1}$ einer realen Größe gleich ſein müßte. Setzt man aber $\alpha = \gamma$, $\beta = \delta$, ſo fällt dieſe Widerſinnigkeit weg, weil dann $\frac{\alpha - \gamma}{\delta - \beta} = \frac{0}{0}$, d. i. gleich einem völlig unbeſtimmten Ausdrucke wird, der gar nicht nothwendig real zu ſein braucht.

3) Zwei imaginäre Ausdrücke wie $\alpha + \beta \sqrt{-1}$ und $\alpha - \beta \sqrt{-1}$, die ſich blos durch das Vorzeichen des Coëfficienten von $\sqrt{-1}$ von einander unterſcheiden, nennt man gepaarte oder conjugirte Ausdrücke, dergleichen ſind z. B. je zwei Werthe von $((-1))^{\frac{1}{n}}$ (vgl. §. 3).

4) Jede Größe von der Form $\alpha + \beta \sqrt{-1}$ läßt ſich auch auf die Form $\varrho (\cos \varphi + \sqrt{-1} \sin \varphi)$ bringen, wo ϱ den poſitiven Werth von $\sqrt{\alpha^2 + \beta^2}$, φ einen realen Bogen bedeutet. Setzt man nämlich $\alpha + \beta \sqrt{-1} = \varrho (\cos \varphi + \sqrt{-1} \sin \varphi)$, ſo hat man die Gleichungen $\alpha = \varrho \cos \varphi$, $\beta = \varrho \sin \varphi$, folglich $\alpha^2 + \beta^2 = \varrho^2 (\cos^2 \varphi + \sin^2 \varphi) = \varrho^2$ (vgl. Goniometrie), mithin $\varrho = \sqrt{\alpha^2 + \beta^2}$ und $\cos \varphi = \frac{\alpha}{\varrho} = \frac{\alpha}{\sqrt{\alpha^2 + \beta^2}}$, $\sin \varphi = \frac{\beta}{\varrho} = \frac{\beta}{\sqrt{\alpha^2 + \beta^2}}$, woraus auch folgt $\operatorname{tg} \varphi = \frac{\beta}{\alpha}$. Da ſowol α als β nicht größer als $\sqrt{\alpha^2 + \beta^2}$ iſt, ſo iſt der zu $\cos \varphi$ und $\sin \varphi$ gehörende Bogen φ ſtets real. Iſt $\beta = 0$ und mithin $\alpha + \beta \sqrt{-1}$ real, ſo iſt in jedem Falle $\varrho = + \sqrt{\alpha^2}$, aber, für poſitive Werthe von α, $\varphi = \pm 2 k \pi$, und für negative Werthe von α, $\varphi = \pm (2k + 1) \pi$ zu ſetzen, wo k jede beliebige ganze Zahl, Null mit eingeſchloſſen, bedeutet. Hat man $\alpha + \beta \sqrt{-1}$ auf die Form $\varrho (\cos \varphi + \sqrt{-1} \sin \varphi)$

Digitized by Google

gebracht, ſo heißt letzterer Ausdruck der **reducirte** und ϱ der **Modulus** deſſelben.

5) Jede Summe, jede Differenz, jedes Product, jeder Quotient, jede Potenz mit realem Exponenten von Größen der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ iſt immer wieder eine Größe derſelben Form. Bei Summen und Differenzen leuchtet dies ſogleich ein. Bei Producten u. ſ. w. ſetze man ſtatt zweier Ausdrücke wie $\alpha + \beta\sqrt{-1}$, $\alpha' + \beta'\sqrt{-1}$ ihre gleichgeltenden nach Nr. 4; ſind dies $\varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$, $\varrho'(\cos\varphi' + \sqrt{-1}\sin\varphi')$, ſo iſt (§. 2) das Product von beiden $\varrho\varrho'[\cos(\varphi+\varphi') + \sqrt{-1}\sin(\varphi+\varphi')]$, der Quotient $\frac{\varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)}{\varrho'(\cos\varphi' + \sqrt{-1}\sin\varphi')} = \frac{\varrho}{\varrho'}[\cos(\varphi-\varphi') + \sqrt{-1}\sin(\varphi-\varphi')]$, die Potenz $[\varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)]^n = \varrho^n(\cos n\varphi + \sqrt{-1}\sin n\varphi)$, wo n jede beliebige ganze oder gebrochene, poſitive oder negative Zahl ſein kann (§. 2).

6) Iſt das n der nächſtvorgehenden allgemeinen Formel ein Bruch mit dem Zähler 1, etwa der Bruch $\frac{1}{n}$, oder, mit andern Worten, wird die nte Wurzel des Ausdrucks $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ verlangt, ſo läßt ſich, wie in §. 5, erwarten, daß es mehr als einen imaginären Ausdruck geben werde, der dieſem Verlangen genügt. Wir wollen daher die Bezeichnung $\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}}$ gebrauchen, wenn irgend einer von den Ausdrücken verlangt wird, deſſen nte Potenz gleich $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ iſt. Da nun jeder ſolche Ausdruck (nach Nr. 5) wieder die Form $A + B\sqrt{-1}$ annehmen und ſich mithin (nach Nr. 4) auch auf die Form $\varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$ bringen laſſen muß, ſo mag $r(\cos t + \sqrt{-1}\sin t)$ irgend einer der Werthe von $\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}}$ ſein. Alsdann muß, wenn $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ auf die Form $\varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$ gebracht iſt, $r^n(\cos nt + \sqrt{-1}\sin nt) = \varrho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$, d. i. $r^n\cos nt = \varrho\cos\varphi$, $r^n\sin nt = \varrho\sin\varphi$ ſein, woraus folgt $r^{2n}(\cos^2 nt + \sin^2 nt) = \varrho^2(\cos^2\varphi + \sin^2\varphi)$ d. i. $r^{2n} = \varrho^2$ oder $r^n = \varrho$, und daher auch $\cos nt = \cos\varphi$, $\sin nt = \sin\varphi$, alſo $nt = \varphi \pm 2k\pi$, wo k jede beliebige ganze Zahl bedeutet. Demnach iſt $r = \varrho^{\frac{1}{n}}$ $t = \frac{\varphi \pm 2k\pi}{n}$, mithin

$$\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}} = \varrho^{\frac{1}{n}}\left[\cos\frac{\varphi \pm 2k\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{\varphi \pm 2k\pi}{n}\right]$$

d. i. (§. 2) $= \varrho^{\frac{1}{n}}\left(\cos\frac{\varphi}{n} + \sqrt{-1}\sin\frac{\varphi}{n}\right)\left(\cos\frac{2k\pi}{n} \pm \sqrt{-1}\sin\frac{2k\pi}{n}\right)$

oder (nach §. 3)

$$\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{1}{n}} = \varrho^{\frac{1}{n}}\left(\cos\frac{\varphi}{n} + \sqrt{-1}\sin\frac{\varphi}{n}\right)\left((+1)\right)^{\frac{1}{n}}$$

Hieraus leitet man leicht ab

$$\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{m}{n}} = \varrho^{\frac{m}{n}}\left(\cos\frac{m}{n}\varphi + \sqrt{-1}\sin\frac{m}{n}\varphi\right)\left((+1)\right)^{\frac{m}{n}}$$

$$\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{-\frac{m}{n}} = \frac{1}{\left((\alpha + \beta\sqrt{-1})\right)^{\frac{m}{n}}}$$

$$= \varrho^{-\frac{m}{n}}\left(\cos\frac{m}{n}\varphi - \sqrt{-1}\sin\frac{m}{n}\varphi\right)\left((+1)\right)^{-\frac{m}{n}}.$$

Auch ſieht man ohne Mühe ein, daß die durch die letzten beiden Gleichungen angedeuteten Werthe nur dann alle von einander verſchieden ſind, wenn m und n Primzahlen zu einander ſind. Offenbar kann man die in dieſer Nummer vorkommenden Formeln zuſammenfaſſen in die eine $((\alpha + \beta\sqrt{-1}))^a = \varrho^a(\cos a\varphi + \sqrt{-1}\sin a\varphi)((+1))^a$, wenn man nämlich unter a jeden beliebigen Bruch verſteht.

7) In Nr. 4, 5 und 6 bedeutet φ irgend einen von den unzähligen Bögen, deren Coſinus und Sinus durch die Gleichungen $\cos\varphi = \frac{\alpha}{\sqrt{\alpha^2+\beta^2}}$, $\sin\varphi = \frac{\beta}{\sqrt{\alpha^2+\beta^2}}$ gegeben ſind, oder deren Tangente $= \frac{\beta}{\alpha}$ iſt. Bezeichnen wir unter den unzähligen Bögen, deren Tangente $\frac{\beta}{\alpha}$ iſt, denjenigen, welcher, abgeſehen vom Vorzeichen, der kleinſte iſt, mit ψ; ſo muß $\operatorname{tg}\varphi = \operatorname{tg}\psi$ d. i. $\frac{\sin\varphi}{\cos\varphi} = \frac{\sin\psi}{\cos\psi}$, und zu gleicher Zeit entweder $\cos\varphi = \cos\psi$, $\sin\varphi = \sin\psi$, oder $\cos\varphi = -\cos\psi$, $\sin\varphi = -\sin\psi$ ſein. Da nun ψ ganz gewiß zwiſchen den Grenzen $-\frac{\pi}{2}$ und $+\frac{\pi}{2}$ liegt, ſo iſt $\cos\psi$ gewiß immer poſitiv. Die Gleichungen $\cos\varphi$ $\left(\text{d. i. } \frac{\alpha}{\sqrt{\alpha^2+\beta^2}}\right) = \cos\psi$, $\sin\varphi = \sin\psi$ können daher nur gelten, wenn α poſitiv iſt; iſt hingegen α negativ, ſo muß $\cos\varphi = -\cos\psi$ und darum auch $\sin\varphi = -\sin\psi$ ſein. Im erſtern Falle müſſen daher alle Werthe von φ in dem Ausdrucke $\psi \pm 2k\pi$, im letztern alle in dem Ausdrucke $\varphi = \psi \pm (2k+1)\pi$ enthalten ſein, wo k jede beliebige ganze Zahl, mit Einſchluß von Null, bedeutet. Führen wir dieſe Werthe ein, ſo iſt,

für ein **poſitives** α ſtets

$$\alpha + \beta\sqrt{-1} = \varrho[\cos(\psi \pm 2k\pi) + \sqrt{-1}\sin(\psi \pm 2k\pi)]$$
$$= \varrho(\cos\psi + \sqrt{-1}\sin\psi)$$

$$((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^a = \varrho^a[\cos(a\psi \pm 2ak\pi) + \sqrt{-1}\sin(a\psi \pm 2ak\pi)]$$
$$= \varrho^a[\cos a\psi + \sqrt{-1}\sin a\psi]\,[\cos 2ak\pi \pm \sqrt{-1}\sin 2ak\pi]$$
$$= \varrho^a[\cos a\psi + \sqrt{-1}\sin a\psi]((1))^a \text{ (vgl. §. 3)},$$

Digitized by Google

für ein negatives α

$$\alpha+\beta\sqrt{-1}=\varrho\left\{\cos[\psi\pm(2k+1)\pi]+\sqrt{-1}\sin[\psi\pm(2k+1)\pi]\right\}$$
$$=\varrho\,[\cos\psi+\sqrt{-1}\sin\psi]\,[\cos(2k+1)\pi\pm\sqrt{-1}\sin(2k+1)\pi]$$
$$=\varrho\,[\cos\psi+\sqrt{-1}\sin\psi].(-1)=-\varrho[\cos\psi+\sqrt{-1}\sin\psi],$$
$$((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^a=\varrho^a[\cos a\psi+\sqrt{-1}\sin a\psi]\,[\cos a(2k+1)\pi\pm\sqrt{-1}\sin a(2k+1)\pi]$$
$$=\varrho^a[\cos a\psi+\sqrt{-1}\sin a\psi]((-1))^a \text{ (vgl. §. 3).}$$

Unter den Werthen von $((+1))^a$ befindet ſich ſtets, mag a ſein, was es will, der eine reale und poſitive Werth +1. Setzt man dieſen beſtimmten Werth von $((+1))^a$ in die Gleichung, welche die Werthe von $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^a$ bei poſitivem α angibt, ſo wird dadurch auch ein beſtimmter Werth von $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^a$ herausgehoben, den wir künftig mit $(\alpha+\beta\sqrt{-1})^a$ in einfacher Klammer bezeichnen wollen. Bei negativem α iſt man nicht im Stande, einen ſolchen von dem Exponenten a unabhängigen Werth von $((-1))^a$ herauszuheben, daher hat dann die Bezeichnung $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^a$, ſobald a keine ganze Zahl iſt, im Allgemeinen keine beſtimmte von den übrigen Werthen des Ausdrucks $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^a$ verſchiedene Bedeutung, ſoll daher in dieſem Falle nicht gebraucht werden. Es iſt alſo nun für ein poſitives α

$$(\alpha+\beta\sqrt{-1})^a=\varrho^a[\cos a\psi+\sqrt{-1}\sin a\psi]$$

daher $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^a=(\alpha+\beta\sqrt{-1})^a\,((+1))^a$.

Für ein negatives α wird $-\alpha$ poſitiv und dann iſt

$$-\alpha-\beta\sqrt{-1}=\varrho\,(\cos\psi+\sqrt{-1}\sin\psi)$$

alſo $(-\alpha-\beta\sqrt{-1})^a=\varrho^a[\cos a\psi+\sqrt{-1}\sin a\psi]$

daher $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^a=(-\alpha-\beta\sqrt{-1})^a\,((-1))^a$.

8) Um uns zu überzeugen, ob die in der vorigen Nummer aufgeſtellten Gleichungen für $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^a$ in dem Falle, wo $a=\frac{1}{n}$ iſt, auch wirklich alle Werthe von $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{\frac{1}{n}}$ angeben, oder ob es noch andere nicht in jenen Formeln enthaltene Werthe von $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{\frac{1}{n}}$ gebe, wollen wir jeden Werth des Quotienten

$$\frac{((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{\frac{1}{n}}}{\varrho^{\frac{1}{n}}\left(\cos\frac{\psi}{n}+\sqrt{-1}\sin\frac{\psi}{n}\right)}=u$$

ſetzen, wo dann u natürlich mehre Werthe hat, von denen je einer gleich einem Werthe der linken Seite der Gleichung iſt. Aus dieſer Gleichung folgt aber $u^n=\frac{\alpha+\beta\sqrt{-1}}{\varrho(\cos\psi+\sqrt{-1}\sin\psi)}$ d. i., wenn α poſitiv iſt,

$u^n=\frac{\alpha+\beta\sqrt{-1}}{\alpha+\beta\sqrt{-1}}=+1$, alſo $u=((+1))^{\frac{1}{n}}$; und wenn α negativ iſt, $u^n=\frac{\alpha+\beta\sqrt{-1}}{-\alpha-\beta\sqrt{-1}}=-1$, alſo $u=((-1))^{\frac{1}{n}}$. Da nun, nach der Annahme, in jedem Falle $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{\frac{1}{n}}=\varrho^{\frac{1}{n}}\left(\cos\frac{\psi}{n}+\sqrt{-1}\sin\frac{\psi}{n}\right)u$, ſo ſieht man, daß die Gleichungen der vorigen Nummer wirklich alle Werthe von $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{\frac{1}{n}}$ geben werden, wenn man dort $a=\frac{1}{n}$ ſetzt. Daraus läßt ſich dann leicht folgern, daß dieſelben Formeln für $a=\frac{m}{n}$ und $a=-\frac{m}{n}$ alle Werthe von $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{\frac{m}{n}}$ und $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{-\frac{m}{n}}$ angeben, mag $\frac{m}{n}$ ein rationaler oder ein irrationaler Bruch *) ſein; nur wird im letztgedachten Falle ſowol $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{\frac{m}{n}}$ als $((\alpha+\beta\sqrt{-1}))^{-\frac{m}{n}}$ unzählige von einander verſchiedene Werthe haben.

§. 7. Legt man den veränderlichen Größen x, y, z ... Werthe von der Form $\alpha+\beta\sqrt{-1}$ bei, worunter (§. 6, 1) alle realen Werthe mit enthalten ſind, ſo erhellet aus §. 6, daß alle Summen, Differenzen, Producte und Quotienten ſolcher Veränderlichen, ſowie auch alle Potenzen derſelben, deren Exponent real iſt, immer wieder die Form $\alpha+\beta\sqrt{-1}$ annehmen werden; daß $((x))^{\frac{m}{n}}$, wenn m und n Primzahlen zu einander ſind, n von einander verſchiedene Werthe habe; ferner, daß, wenn α, d. i. der reale Theil von x poſitiv iſt, $((x))^{\frac{m}{n}}=x^{\frac{m}{n}}((+1))^{\frac{m}{n}}$ und, wenn der reale Theil von x negativ iſt, $((x))^{\frac{m}{n}}=(-x)^{\frac{m}{n}}((-1))^{\frac{m}{n}}$ ſein werde, wo $x^{\frac{m}{n}}$ und $(-x)^{\frac{m}{n}}$ in den Ausdrücken $(\alpha+\beta\sqrt{-1})^a$ und $(-\alpha-\beta\sqrt{-1})^a$ des vorigen Paragraphs ihre Erklärung finden. Auch

*) Was eine Potenz mit irrationalem und ſelbſt mit imaginärem Exponenten ſei, findet eben in den Formeln der vorigen Nummer ſeine Erklärung, wenn man dort für a irrationale oder imaginäre Werthe ſetzt.

Digitized by Google

erkennt man aus den §§. 2—6, indem man die Größen $x, y, z, \ldots$ auf die Form $\varrho\,(\cos\varphi + \sqrt{-1}\,\sin\varphi)$ bringt, daß auch jetzt noch die für reale Werthe von $x, y, z \ldots$ und für ganze Zahlen m und n geltenden Relationen $x^m . x^n = x^{m+n}$, $x^m y^m = (xy)^m$, $(x^n)^m = x^{mn}$ gültig bleiben, mag m und n poſitiv oder negativ, oder die eine von beiden poſitiv, die andere negativ ſein. Werden aber die Exponenten reale gebrochene oder irrationale Zahlen, die wir a, b nennen wollen, ſo hat der Ausdruck x^a ohne Klammer nur dann eine beſtimmte Bedeutung, wenn $(\alpha + \beta\sqrt{-1})^a$ eine ſolche hat, alſo (§. 6, 7) nur wenn α, d. i. der reale Theil von x, poſitiv iſt. Sollen alſo die Formeln $x^a x^b = x^{a+b}$, $x^a y^a = (xy)^a$, $(x^a)^b = x^{ab}$ für imaginäre Werthe von x und y und für reale aber gebrochene Werthe von a und b gelten, ſo müſſen die realen Theile von x und y poſitiv ſein; außerdem muß bei der zweiten Formel, wenn $x = \alpha + \beta\sqrt{-1}$, $y = \alpha' + \beta'\sqrt{-1}$ iſt, $\operatorname{arc\,tg}\frac{\beta}{\alpha} + \operatorname{arc\,tg}\frac{\beta'}{\alpha'}$ (worunter wir immer die, vom Vorzeichen abgeſehen, kleinſten Bögen verſtehen, die zu jeder ſolchen Tangente gehören,) eine zwiſchen den Grenzen $-\frac{\pi}{2}$ und $\frac{\pi}{2}$ liegende Summe, und bei der dritten Formel muß $a . \operatorname{arc\,tg}\frac{\beta}{\alpha}$ ein zwiſchen dieſen Grenzen liegendes Product ſein. Daß dieſe Bedingungen auch dann gelten, wenn die Exponenten a und b imaginär werden, wird aus dem Folgenden erhellen.

§. 8. Nach den Formeln (49), (50) und (51) des Artikels Differentialrechnung iſt, wenn A eine poſitive Conſtante, x eine reale Veränderliche, $l(A)$ den natürlichen Logarithmus von A bedeutet, ſtets

$$A^x = 1 + \frac{x}{1} l(A) + \frac{x^2}{1.2}\Big[l(A)\Big]^2 + \frac{x^3}{1.2.3}\Big[l(A)\Big]^3 + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

$$\cos x = 1 - \frac{x^2}{1.2} + \frac{x^4}{1.2.3.4} - \frac{x^6}{1\ldots6} + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

$$\sin x = x - \frac{x^3}{1.2.3} + \frac{x^5}{1\ldots5} - \frac{x^7}{1\ldots7} \text{ u. ſ. w.} \ldots$$

Die in dieſen Gleichungen vorkommenden unendlichen Reihen bleiben aber auch dann convergirend, wenn man der Veränderlichen x imaginäre Werthe von der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ beilegt (ſ. den Art. Reihe). Thut man dies, ſo ſind vorſtehende Gleichungen ſelbſt die Erklärungen von dem, was man dann unter A^x, $\cos x$, $\sin x$ zu verſtehen habe. Macht man nun $A = e$, wo e die Baſis der natürlichen Logarithmen bedeutet, ſo iſt $l(A) = l(e) = 1$, alſo

$$e^x = 1 + \frac{x}{1} + \frac{x^2}{1.2} + \frac{x^3}{1.2.3} + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

Setzt man in dieſe Gleichung ſtatt x nach einander $x\,l(A)$, $x\sqrt{-1}$, $-x\sqrt{-1}$, ſo erhält man

$$e^{x l(A)} = 1 + \frac{x}{1} l(A) + \frac{x^2}{1.2}\Big[l(A)\Big]^2 + \frac{x^3}{1.2.3}\Big[l(A)\Big]^3 + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

$$e^{x\sqrt{-1}} = 1 + \frac{x}{1}\sqrt{-1} - \frac{x^2}{1.2} - \frac{x^3}{1.2.3}\sqrt{-1} + \frac{x^4}{1.2.3.4} + \frac{x^5}{1\ldots5}\sqrt{-1} - \frac{x^6}{1\ldots6} - \text{u. ſ. w.} \ldots$$

$$e^{-x\sqrt{-1}} = 1 - \frac{x}{1}\sqrt{-1} - \frac{x^2}{1.2} + \frac{x^3}{1.2.3}\sqrt{-1} + \frac{x^4}{1.2.3.4} - \frac{x^5}{1\ldots5}\sqrt{-1} - \frac{x^6}{1\ldots6} + \text{u. ſ. w.} \ldots$$

Vergleicht man von dieſen Reihen die erſte mit der für A^x, die beiden andern mit denen für cos x und sin x, ſo ſieht man, daß auch für imaginäre Werthe von x ſtets

(1) $e^{x\,l(A)} = A^x$ und daß

(2) $e^{x\sqrt{-1}} = \cos x + \sqrt{-1}\,\sin x$

(3) $e^{-x\sqrt{-1}} = \cos x - \sqrt{-1}\,\sin x$

Aus den beiden letzten Gleichungen folgt unmittelbar

(4) $\cos x = \dfrac{e^{x\sqrt{-1}} + e^{-x\sqrt{-1}}}{2}$, $\sin x = \dfrac{e^{x\sqrt{-1}} - e^{-x\sqrt{-1}}}{2\sqrt{-1}}$.

Mit Hilfe des Vorſtehenden können wir nun diejenigen Werthe von e^x, A^x, cos x, sin x unter endlicher Form angeben, welche einem imaginären x von der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$, etwa $x = p + q\sqrt{-1}$ entſprechen.

Setzt man in der Gleichung $e^x = 1 + \frac{x}{1} + \frac{x^2}{1.2}$ u. ſ. w. das $x = p + q\sqrt{-1}$, ſo erhält man $1 + \frac{p + q\sqrt{-1}}{1} + \frac{(p + q\sqrt{-1})^2}{1.2} + \frac{(p + q\sqrt{-1})^3}{1.2.3} + \text{u. ſ. w.} \ldots$ Dies iſt aber, zu Folge der Gleichung (61) des Artikels Differentialrechnung, $= e^p\,(\cos q + \sqrt{-1}\,\sin q)$; mithin iſt, für $x = p + q\sqrt{-1}$

(5) $e^x = e^p(\cos q + \sqrt{-1}\sin q)$ d. i. (6) $e^{p + q\sqrt{-1}} = e^p . e^{q\sqrt{-1}}$

folglich

(7) A^x (d. i. $A^{p + q\sqrt{-1}}$) $= e^{x\,l(A)} = e^{p\,l(A)} . e^{q\,l(A)\sqrt{-1}}$
$= A^p\,\Big\{\cos[q\,l(A)] + \sqrt{-1}\,\sin[q\,l(A)]\Big\}$

$$(8)\;\begin{cases} \cos x = \dfrac{e^{(p+q\sqrt{-1})\sqrt{-1}} + e^{-(p+q\sqrt{-1})\sqrt{-1}}}{2} \\[2ex] \quad = \dfrac{e^q + e^{-q}}{2}\cos p - \dfrac{e^q - e^{-q}}{2}\sin p . \sqrt{-1} \\[2ex] \sin x = \dfrac{e^{(p+q\sqrt{-1})\sqrt{-1}} - e^{-(p+q\sqrt{-1})\sqrt{-1}}}{2\sqrt{-1}} \\[2ex] \quad = \dfrac{e^q + e^{-q}}{2}\sin p + \dfrac{e^q - e^{-q}}{2}\cos p . \sqrt{-1}. \end{cases}$$

Iſt $x = p_1 + q_1\sqrt{-1}$, $y = p_2 + q_2\sqrt{-1}$, ſo iſt, zu Folge Gleichung (5),

$e^x . e^y = e^{p_1}(\cos q_1 + \sqrt{-1}\sin q_1)\,e^{p_2}(\cos q_2 + \sqrt{-1}\sin q_2)$
$= e^{p_1 + p_2}\,[\cos(q_1 + q_2) + \sqrt{-1}\,\sin(q_1 + q_2)]$ d. i. zu Folge (2), $= e^{p_1 + p_2} . e^{(q_1 + q_2)\sqrt{-1}}$ alſo, zu Folge (6) $= e^{p_1 + p_2 + (q_1 + q_2)\sqrt{-1}} = e^{x + y}$. Mithin iſt,

Digitized by Google

auch für imaginäre Werthe von x und y, ſtets

(9) $e^x . e^y = e^{x+y}$.

Da auch für imaginäre Exponenten x und y von der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$, nach Gleichung (1), alle Mal $A^x = e^{x l(A)}$ $A^y = e^{y l(A)}$, ſo folgt aus (9)

(10) $A^x . A^y = e^{(x+y) l(A)} = A^{x+y}$.

Aus dieſer Formel erkennt man, daß die bei realen Exponenten geltenden Regeln der Multiplication und Diviſion der Potenzen realer Größen auch für Potenzen realer Grundzahlen A mit imaginären Exponenten gelten. Aus den Formeln (4) und (9) leitet man ferner leicht ab, daß die für reale x und y geltenden Gleichungen

(11) $\cos^2 x + \sin^2 x = 1$

(12) $\begin{cases}\cos(x \pm y) = \cos x \cos y \mp \sin x \sin y \\ \sin(x \pm y) = \sin x \cos y \pm \cos x \sin y\end{cases}$

auch dann gültig bleiben, wenn x und y imaginäre Größen der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ werden. Daraus folgt, für $x = \frac{1}{2}\pi$, $y = z = p + q\sqrt{-1}$, daß auch dann noch

(13) $\sin\left(\frac{\pi}{2} - z\right) = \cos z \quad \cos(\frac{1}{2}\pi - z) = \sin z$.

Aus (12) folgt auch, wenn man $x = o$, $y = z = p + q\sqrt{-1}$ ſetzt, daß

(14) $\cos(-z) = \cos z$, $\sin(-z) = -\sin z$.

Verſteht man unter tg x, cot x, sec x, cosec x nichts Anderes als die Quotienten $\frac{\sin x}{\cos x}, \frac{\cos x}{\sin x}, \frac{1}{\cos x}, \frac{1}{\sin x}$, ſo iſt es vermittelſt der Formeln (12) leicht zu zeigen, daß die für reale x und y geltenden Gleichungen für $tg(x \pm y)$ u. ſ. w. (ſ. Goniometrie) auch jetzt noch gelten, wo x und y imaginär werden.

§. 9. Es ſollen nun die realen oder imaginären Werthe geſucht werden, die man den Größen y und z beilegen muß, um den beiden Gleichungen

$$e^y = x, \qquad A^z = x$$

Genüge zu leiſten. Dieſe Werthe ſind die Logarithmen von $x = p + q\sqrt{-1}$ und zwar y in dem Neperſchen oder natürlichen Syſteme, z in dem Syſteme von der Baſis A. Da ſowol y als z, wie ſich ſogleich zeigen wird, unzählige Werthe annehmen, ſo wollen wir die von y im Allgemeinen durch l((x)), die von z im Allgemeinen durch L((x)) bezeichnen, wovon l(x) und L(x) beſondere Fälle ſind, die wir nachher näher angeben werden. — Weil ſtets, mag z real oder imaginär ſein, $A^z = e^{z l(A)}$ bleibt (§. 8), ſo muß, wenn $e^y = x = A^z$ alſo $= e^{z l(A)}$ ſein ſoll, auch ſtets $y = z\, l(A)$ mithin $z = \frac{y}{l(A)}$ ſein, d. i. es muß immer die Gleichung

(1) $L((x)) = \frac{l((x))}{l(A)}$

ſtattfinden. Wir werden alſo nur die Werthe von l((x)) d. i. die natürlichen Logarithmen von x zu beſtimmen haben, weil ſich daraus die Werthe der Logarithmen von x in jedem andern Syſteme von poſitiver Baſis A durch bloße Diviſion, mit l(A), oder, was ebenſo viel iſt, durch Multiplication mit dem conſtanten Factor $\frac{1}{l(A)}$ ableiten laſſen. Es iſt demnach nur die Gleichung $e^y = x$ aufzulöſen; dieſe geht, wenn wir $x = p + q\sqrt{-1}$, $y = P + Q\sqrt{-1}$ ſetzen, über in

$e^{P+Q\sqrt{-1}} = p + q\sqrt{-1}$ d. i. (§. 8) $e^P(\cos Q + \sqrt{-1}\sin Q) = p + q\sqrt{-1}$.

Bedeutet nun ψ den, abgeſehen vom Vorzeichen, kleinſten unter den Bögen, deren Tangente $\frac{q}{p}$ iſt, und iſt $\varrho = \sqrt{p^2 + q^2}$, ſo iſt (§. 6, 7), wenn p poſitiv iſt, $e^P(\cos Q + \sqrt{-1}\sin Q) = \varrho(\cos\psi + \sqrt{-1}\sin\psi)$, wenn aber p negativ iſt, $e^P(\cos Q + \sqrt{-1}\sin Q) = -\varrho(\cos\psi + \sqrt{-1}\sin\psi)$. Daraus folgt, daß im erſten Falle $e^P\cos Q = \varrho\cos\psi$, $e^P\sin Q = \varrho\sin\psi$, im zweiten Falle $e^P\cos Q = -\varrho\cos\psi$, $e^P\sin Q = -\varrho\sin\psi$. In beiden Fällen iſt daher $(e^P)^2(\cos^2 Q + \sin^2 Q) = \varrho^2(\cos^2\psi + \sin^2\psi)$, daher $e^P = \varrho$, alſo $P = l(\varrho)$. Dies vorausgeſetzt, muß im erſten Falle $\cos Q = \cos\psi$ $\sin Q = \sin\psi$ alſo $Q = \psi \pm 2k\pi$, im zweiten Falle aber $\cos Q = -\cos\psi$ $\sin Q = -\sin\psi$, alſo $Q = \psi \pm (2k+1)\pi$ ſein, wo k jede beliebige ganze Zahl, mit Einſchluß von Null, bedeutet. Man hat folglich

1) wenn der reale Theil von x poſitiv iſt

(2) $l((x)) = P + Q\sqrt{-1} = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1} \pm 2k\pi\sqrt{-1}$

2) wenn der reale Theil von x negativ iſt

(3) $l((x)) = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1} \pm (2k+1)\pi\sqrt{-1}$

Setzt man ins Beſondere $x = +1$ oder $x = -1$, ſo wird $\varrho = 1$, $\psi = 0$ (§. 6, 4) und die Formeln (2) und (3) gehen über in

(4) $l((+1)) = \pm 2k\pi\sqrt{-1}$

(5) $l((-1)) = \pm(2k+1)\pi\sqrt{-1}$ *)

Statt der Formeln (2) und (3) kann man daher auch ſetzen

1) wenn der reale Theil von x poſitiv iſt

(6) $l((x)) = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1} + l((+1))$

2) wenn der reale Theil von x negativ iſt

(7) $l((x)) = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1} + l((-1))$

Hebt man unter den unzähligen Werthen von l((x)), welche die Formel (2) angibt, denjenigen hervor, bei welchem $k = 0$ iſt (oder, was ebenſo viel ſagt, läßt man in Formel (6) den einen beſtimmten Werth von l((+1)) gelten, welcher Null iſt), ſo iſt dies der Werth von l((x)), den wir durch l(x) bezeichnen wollen. Auch ſtimmt dies mit der ſchon früher in dieſem Artikel und in dem Artikel Differentialrechnung gebrauchten Bezeichnung, z. B. l(A), überein, denn iſt in dem allgemeinen Ausdrucke $x = p + q\sqrt{-1}$ das p poſitiv und das $q = 0$, alſo x eine reale poſitive Zahl p, ſo iſt $\varrho = p$, $\psi = 0$, und $l(x) = l(p)$ iſt dann diejenige Größe, welche man nach der Formel $l(1+z) = \frac{z}{1} - \frac{z^2}{2} + \frac{z^3}{3} - \frac{z^4}{4} +$ u. ſ. w. ... (ſ. Differentialrechnung und Logarith-

*) Die Formeln (4) und (5) kann man auch unmittelbar aus §. 8 (2) und (3) ableiten, zu Folge welcher $e^{\pm 2k\pi\sqrt{-1}} = \cos 2k\pi \pm \sqrt{-1}\sin 2k\pi = +1$ und $e^{\pm(2k+1)\pi\sqrt{-1}} = \cos(2k+1)\pi \pm \sqrt{-1}\sin(2k+1)\pi = -1$.

Digitized by Google

nius) und den daraus abgeleiteten Formeln berechnen kann. Kehren wir zu dem allgemeineren Fall, wo q nicht nothwendig Null iſt, zurück, ſo haben wir nach vorſtehender Erklärung

für poſitive Werthe des realen Theils von x

$$(8)\qquad l(x) = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1}$$

und daher, unter derſelben Vorausſetzung

$$(9)\qquad l((x)) = l(x) + l((+1)).$$

Dagegen iſt, für negative Werthe des realen Theils von $x = p + q\sqrt{-1}$, alſo für poſitive Werthe von $-p$ (vgl. §. 6. Nr. 7), $-x = \varrho(\cos\psi + \sqrt{-1}\sin\psi)$ alſo $l(-x) = l(\varrho) + \psi\sqrt{-1}$, und daher in dieſem Falle, ſtatt der Gleichung (7)

$$(10)\qquad l((x)) = l(-x) + l((-1)).$$

Setzt man bei poſitiven Werthen von p in die Gleichung (1) ſtatt $l((x))$ den beſondern Werth $l(x)$, ſo erhält man denjenigen beſondern Werth von $L((x))$, den wir durch die Bezeichnung $L(x)$ andeuten wollen, ſodaß dann

$$(11)\qquad L(x) = \frac{l(x)}{l(A)} = \frac{l(\varrho)}{l(A)} + \frac{\psi}{l(A)}\sqrt{-1}$$
$$= L(\varrho) + \frac{\psi}{l(A)}\sqrt{-1}.$$

Dieſer Gebrauch des Zeichens $L(x)$ ſtimmt, wie man leicht ſieht, mit dem ſchon früher in dem Artikel Differentialrechnung gemachten Gebrauche deſſelben Zeichens, wo wir dem x blos poſitive Werthe beilegten, überein.

Bei Werthen von x, deren realer Theil negativ iſt, wollen wir die Zeichen $l(x)$ und $L(x)$ nicht gebrauchen.

Sehen wir die Baſis A nicht mehr als eine nothwendig poſitive Zahl, ſondern allgemein als eine Größe von der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ an, ſo dürfen wir die Zeichen $L(x)$, $L((x))$ offenbar nur da gebrauchen, wo ſich dieſen Zeichen entſprechende Werthe von z denken laſſen, welche der Gleichung $A^z = x$ Genüge leiſten; mithin nur da, wo die Bezeichnung A^z erlaubt, d. i. (§. 6. Nr. 7) wo der reale Theil von A poſitiv iſt. Für jede ſolche Baſis A laſſen ſich $L((x))$ und $L(x)$ immer noch durch die Formeln (1) und (11) berechnen, nachdem man zuvor $l(A)$ nach Formel (8) berechnet hat. Dagegen iſt ein Logarithmenſyſtem mit einer Baſis, deren realer Theil negativ wäre, gar nicht denkbar.

Man ſieht aus Vorſtehendem, daß jede Größe von der Form $x = p + q\sqrt{-1}$ in jedem Logarithmenſyſteme von einer Baſis A, deren realer Theil poſitiv iſt, unzählige Logarithmen von der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ habe, von denen nur dann ein einziger real iſt, wenn A real, $q=0$ und p poſitiv, alſo wenn x einer poſitiven Zahl gleich iſt.

§. 10. Legen wir einem Sinus x die allgemeine Form $p + q\sqrt{-1}$ bei, ſo iſt vorauszuſehen, daß auch die dazu gehörigen Bögen imaginär, und daß es deren, wie ſchon bei realen Werthen von x, mehre geben werde. Wir wollen daher, wenn von irgend einem dieſer Bögen, unbeſtimmt welchem, die Rede iſt, das Zeichen $\text{arc}\sin((x))$ gebrauchen und annehmen, daß derſelbe $= P + Q\sqrt{-1}$ ſei, wo P und Q reale Größen bedeuten ſollen. Es iſt nun zu unterſuchen, welche Werthe dem P und Q beizulegen ſeien, damit der Gleichung

$$(1)\qquad \text{arc}\sin((x)) = P + Q\sqrt{-1}$$

Genüge geleiſtet werde. Aus (1) folgt unmittelbar

$$(2)\qquad \sin(P + Q\sqrt{-1}) = x = p + q\sqrt{-1},$$

d. i., zu Folge der Gleichung (8) des §. 8,

$$\frac{e^Q + e^{-Q}}{2}\sin P + \frac{e^Q - e^{-Q}}{2}\cos P.\sqrt{-1} = p + q\sqrt{-1}$$

mithin

$$(3)\qquad \frac{e^Q + e^{-Q}}{2}\sin P = p,\quad \frac{e^Q - e^{-Q}}{2}\cos P = q,$$

woraus folgt

$$(4)\qquad e^Q = \frac{p}{\sin P} + \frac{q}{\cos P},\quad e^{-Q} = \frac{p}{\sin P} - \frac{q}{\cos P}.$$

Multiplicirt man letztere Gleichungen, ſo erhält man

$$(5)\qquad 1 = \frac{p^2}{\sin^2 P} - \frac{q^2}{\cos^2 P}.$$

Setzt man hier für $\sin^2 P$ ſein Gleiches $1 - \cos^2 P$, ſo bringt man dieſe Gleichung leicht auf

$$(6)\qquad \cos^4 P - (1 - p^2 - q^2)\cos^2 P - q^2 = 0.$$

Löſt man die Gleichung (6) wie eine quadratiſche für die unbekannte Größe $\cos^2 P$ auf, und beachtet, daß $\cos^2 P$ nothwendig poſitiv iſt, ſo erhält man

$$(7)\qquad \cos^2 P = \frac{1 - p^2 - q^2}{2} + \sqrt{\left(\frac{1 - p^2 - q^2}{2}\right)^2 + q^2}$$
$$= \frac{q^2}{-\frac{1 - p^2 - q^2}{2} + \sqrt{\left(\frac{1 - p^2 - q^2}{2}\right)^2 + q^2}}$$

daher

$$(8)\qquad \sin^2 P = 1 - \cos^2 P = \frac{1 + p^2 + q^2}{2} - \sqrt{\left(\frac{1 - p^2 - q^2}{2}\right)^2 + q^2}$$
$$= \frac{1 + p^2 + q^2}{2} - \sqrt{\left(\frac{1 + p^2 + q^2}{2}\right)^2 - p^2}$$
$$= \frac{p^2}{\frac{1 + p^2 + q^2}{2} + \sqrt{\left(\frac{1 + p^2 + q^2}{2}\right)^2 - p^2}}.$$

Da nun nach der erſten von den Gleichungen (3) sin P und p gleiche Vorzeichen haben müſſen, ſo findet man, wenn man auf beiden Seiten die Quadratwurzel auszieht,

$$(9)\qquad \sin P = \frac{p}{\left\{\frac{1 + p^2 + q^2}{2} + \sqrt{\left(\frac{1 + p^2 + q^2}{2}\right)^2 - p^2}\right\}^{\frac{1}{2}}}.$$

Da hier der Nenner gewiß nicht kleiner als der Zähler iſt, ſo überſchreitet sin P gewiß nicht die Grenzen $+1$ und -1, folglich iſt P ſtets ein realer Bogen. Bezeichnen wir unter den unzähligen Werthen von P, welche die Gleichung (9) gibt, den, welcher, abgeſehen vom Vorzeichen, der kleinſte iſt, mit $\mathfrak{P}$, ſo ſind alle jene Werthe von P in der Formel enthalten:

$$(10)\qquad P = \frac{\pi}{2} \pm \left(\mathfrak{P} - \frac{\pi}{2}\right) \pm 2k\pi,$$

wenn man für k nach einander 0, 1, 2 u. ſ. w. bis ins Unendliche ſetzt. Da hiernach in jedem Falle $\sin P = \sin\mathfrak{P}$, aber $\cos P = \cos\left[\frac{\pi}{2} \pm \left(\mathfrak{P} - \frac{\pi}{2}\right)\right] = \mp\sin\left(\mathfrak{P} - \frac{\pi}{2}\right)$

Digitized by Google

$= \pm \sin\left(\frac{\pi}{2} - \mathfrak{P}\right) = \pm \cos \mathfrak{P}$ wird, ſo erhält man aus der erſten der beiden Gleichungen (4) und aus (10)

$$(11)\quad Q = l\left(\frac{p}{\sin P} + \frac{q}{\cos P}\right) = l\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} \pm \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right),$$

und aus (5) und (10)

$$(12)\quad \frac{p^2}{\sin^2\mathfrak{P}} - \frac{q^2}{\cos^2\mathfrak{P}} = \left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}}+\frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right)\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}}-\frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right) = 1,$$

woraus folgt

$$(13)\quad l\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} - \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right) = -l\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} + \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right).$$

Demnach kann die Gleichung (11) auch ausgedrückt werden durch

$$(14)\quad Q = \pm l\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} + \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right).$$

Von den beiden Vorzeichen + oder — iſt hier ſtets dasjenige zu wählen, welches dem Binom $\mathfrak{P} - \frac{\pi}{2}$ in der Gleichung (10) zukommt. Übrigens hätte dieſe Gleichung ebenſo gut aus der zweiten als aus der erſten der beiden Gleichungen (4) abgeleitet werden können.

Setzt man nun Kürze halber

$$(15)\quad \mathfrak{Q} = l\left(\frac{p}{\sin\mathfrak{P}} + \frac{q}{\cos\mathfrak{P}}\right),\ \text{alſo}\ Q = \pm\mathfrak{Q},$$

ſo geht die Gleichung (1), vermöge (10) und (15) über in

$$(16)\quad \arcsin((x)) = \frac{\pi}{2} \pm \left(\mathfrak{P} + \mathfrak{Q}\sqrt{-1} - \frac{\pi}{2}\right) \pm 2k\pi.$$

Unter den unzähligen Werthen von arc sin ((x)), welche dieſe Gleichung liefert, iſt der einfachſte derjenige, welchen man für $k = 0$ erhält, wenn man zugleich dem Trinom $\mathfrak{P} + \mathfrak{Q}\sqrt{-1} - \frac{\pi}{2}$ das Vorzeichen + gibt. Dieſen beſondern Werth von arc sin ((x)) wollen wir mit arc sin (x) oder ohne alle Klammer arc sin x bezeichnen, daher dann

$$(17)\quad \arcsin x = \arcsin(x) = \mathfrak{P} + \mathfrak{Q}\sqrt{-1}.$$

Beachtet man nun, daß $\pm 2k\pi + \frac{\pi}{2}$ jeden beliebigen von den Bögen darſtellt, deren Sinus = + 1 iſt, ſo ſieht man, daß die Gleichung (16) auch unter der Form

$$(18)\quad \arcsin((x)) = \pm\left(\arcsin x - \frac{\pi}{2}\right) + \arcsin((1))$$

dargeſtellt werden kann.

Will man die Größe $\mathfrak{Q}$ nicht, wie in (15) abhängig von $\mathfrak{P}$, ſondern blos als Function von p und q ausdrücken, ſo erhält man aus den Formeln (9) und (7), indem man dort dem P das $\mathfrak{P}$ ſubſtituirt, und berückſichtigt, daß $\cos\mathfrak{P}$ nothwendig poſitiv iſt:

$$(19)\quad \begin{cases} \sin\mathfrak{P} = \dfrac{p}{\left\{\frac{p^2+q^2+1}{2} + \sqrt{\left(\frac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right\}^{\frac{1}{2}}} \\ \cos\mathfrak{P} = \dfrac{\sqrt{q^2}}{\left\{\frac{p^2+q^2-1}{2} + \sqrt{\left(\frac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right\}^{\frac{1}{2}}} \end{cases}$$

Die Gleichung (15) gibt daher

$$(20)\quad \mathfrak{Q} = l\left\{\left[\frac{p^2+q^2+1}{2} + \sqrt{\left(\frac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right]^{\frac{1}{2}} + \frac{q}{\sqrt{q^2}}\left[\frac{p^2+q^2-1}{2} + \sqrt{\left(\frac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right]^{\frac{1}{2}}\right\}$$

oder, was zu Folge (13) daſſelbe iſt,

$$(21)\quad \mathfrak{Q} = \pm l\left\{\left[\frac{p^2+q^2+1}{2} + \sqrt{\left(\frac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right]^{\frac{1}{2}} + \left[\frac{p^2+q^2-1}{2} + \sqrt{\left(\frac{p^2+q^2+1}{2}\right)^2 - p^2}\right]^{\frac{1}{2}}\right\}.$$

Von den beiden Vorzeichen vor l gilt hier +, wenn $q = \sqrt{q^2} = (q^2)^{\frac{1}{2}}$ d. i. wenn q poſitiv iſt, hingegen —, wenn $q = -\sqrt{q^2}$ d. i. wenn q negativ iſt.

Wird $q = 0$, reducirt ſich alſo der Sinus $x = p + q\sqrt{-1}$ auf die reale Größe $x = p$, ſo verwandeln ſich die obigen Gleichungen für $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{Q}$ in

$$(22)\quad \begin{cases} \mathfrak{P} = \arcsin \dfrac{p}{\left\{\left[\frac{1+p^2}{2} + \sqrt{\left(\frac{1-p^2}{2}\right)^2}\right\}^{\frac{1}{2}}} \\ \mathfrak{Q} = \pm l\left\{\left[\frac{p^2+1}{2} + \sqrt{\left(\frac{1-p^2}{2}\right)^2}\right]^{\frac{1}{2}} + \left[\frac{p^2-1}{2} + \sqrt{\left(\frac{1-p^2}{2}\right)^2}\right]^{\frac{1}{2}}\right\}. \end{cases}$$

Wenn nun $p^2 < 1$, wenn alſo $\sqrt{\left(\frac{1-p^2}{2}\right)^2}$ poſitiv iſt, ſo wird

$$(23)\quad \mathfrak{P} = \arcsin p,\quad \mathfrak{Q} = \pm l(1) = 0;$$

wenn aber $p^2 > 1$, alſo $\sqrt{\left(\frac{1-p^2}{2}\right)^2}$ negativ iſt, ſo wird

$$(24)\quad \mathfrak{P} = \arcsin\frac{p}{\sqrt{p^2}} = \arcsin(\pm 1) = \pm\frac{\pi}{2}\ ^{*)},$$

$$\mathfrak{Q} = \pm l\left(\sqrt{p^2} + \sqrt{p^2 - 1}\right).$$

Im erſten Falle reducirt ſich die Formel (17) auf die identiſche Gleichung

$$\arcsin p = \arcsin p$$

und die Formel (16) auf

$$(25)\quad \arcsin((p)) = \frac{\pi}{2} \pm \left(\arcsin p - \frac{\pi}{2}\right) \pm 2k\pi.$$

Im zweiten Falle wird die Formel (17) nicht mehr einen völlig beſtimmten Werth von arc sin x angeben, weil dann $\mathfrak{Q}$ zwei einander gleiche, aber entgegengeſetzte Werthe hat. Man muß ſich daher in dieſem Falle der Bezeichnung arc sin x enthalten, kann aber aus den Formeln (16) und (24) herleiten, wenn p poſitiv iſt:

$$(26)\quad \arcsin((p)) = \frac{\pi}{2} \pm 2k\pi \pm \sqrt{-1}\, l\left(p + \sqrt{p^2 - 1}\right);$$

---

*) Nämlich ± je nachdem $p = \sqrt{p^2}$ alſo poſitiv, oder $p = -\sqrt{p^2}$ alſo negativ iſt.

Digitized by Google

und wenn p negativ iſt:

$$(27)\quad \text{arc sin}\,((p)) = \frac{\pi}{2} \pm (2\,k \pm 1)\,\pi \pm \sqrt{-1}\;l\,(-p + \sqrt{p^2-1}).$$

Wird in dem allgemeinen Ausdrucke $x = p + q\sqrt{-1}$ nicht, wie oben angenommen wurde, $q = 0$, ſondern vielmehr $p = 0$; alſo $x = q\sqrt{-1}$, ſo verwandeln ſich die Gleichungen für $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{Q}$ in

$$(28)\quad \mathfrak{P} = \text{arc sin}\,(0) = 0, \qquad \mathfrak{Q} = l\,(q + \sqrt{q^2+1})$$

und die Formeln (16) und (17) reduciren ſich auf

$$(29)\quad \text{arc sin}\,((q\sqrt{-1})) = \frac{\pi}{2} \pm 2\,k\,\pi \mp \left\{\frac{\pi}{2} - \sqrt{-1}\;l\,(q + \sqrt{q^2+1})\right\}$$

$$(30)\quad \text{arc sin}\,(q\sqrt{-1}) = \sqrt{-1}\;l\,(q + \sqrt{q^2+1}).$$

Da nach Formel (13) des §. 8 die Formel $\sin\left(\frac{\pi}{2} - z\right) = \cos z$ gültig bleibt, auch wenn z imaginär wird, ſo können wir aus den Gleichungen für die Bögen, deren Sinus die Form $p + q\sqrt{-1}$ hat, leicht auch Gleichungen ableiten für die Bögen, deren Coſinus die allgemeine Form $p + q\sqrt{-1}$ annimmt. Um irgend einen, unbeſtimmt welchen, von den Bögen, deren Coſinus x iſt, anzudeuten, wollen wir wieder die Bezeichnung arc cos ((x)) gebrauchen. Setzen wir nun

$$\text{arc cos}\,((x)) = z,$$

ſo iſt $\cos z = x$ d. i. $\sin\left(\frac{\pi}{2} - z\right) = x$, alſo

$$\frac{\pi}{2} - z = \text{arc sin}\,((x)),$$

mithin, wenn $\mathfrak{P}$ und $\mathfrak{Q}$ die ihnen in Gleichung (16) zukommende Bedeutung behalten

$$(31)\quad z = \text{arc cos}\,((x)) = \frac{\pi}{2} - \text{arc sin}\,((x)) = \pm\left(\frac{\pi}{2} - \mathfrak{P} - \mathfrak{Q}\sqrt{-1}\right) \pm 2\,k\,\pi.$$

Unter den unzähligen Werthen dieſes Ausdrucks verdient derjenige beſonders hervorgehoben zu werden, bei welchem man für arc sin ((x)) den durch die Formel (17) beſtimmten beſondern Werth arc sin x ſetzt. Den Werth, welchen arc cos ((x)) dann annimmt, wollen wir mit arc cos (x) oder arc cos x bezeichnen, ſodaß

$$(32)\quad \text{arc cos}\,x = \text{arc cos}\,(x) = \frac{\pi}{2} - \text{arc sin}\,x,$$

oder, was daſſelbe iſt,

$$(33)\quad \text{arc cos}\,x = \frac{\pi}{2} - \mathfrak{P} - \mathfrak{Q}\sqrt{-1}.$$

Da aus der Gleichung (31) mit Rückſicht auf §. 8 Nr. 14 folgt $\pm\,\text{arc cos}\,((1)) = \frac{\pi}{2} - \text{arc sin}\,((1))$, und aus (31) und (18) $\text{arc cos}\,((x)) = \frac{\pi}{2} \mp \left(\text{arc sin}\,x - \frac{\pi}{2}\right) - \text{arc sin}\,((1))$, ſo iſt mit Rückſicht auf (32)

$$(34)\quad \text{arc cos}\,((x)) = \pm\,\text{arc cos}\,x \pm \text{arc cos}\,((1)).$$

Tritt der beſondere Fall ein, daß $q = 0$ wird, daß ſich alſo cos z auf eine reale Größe p reducirt, ſo erhellet aus dem Vorhergehenden: Wenn $p^2 < 1$ iſt, ſo erhält man aus (23) und (33) die identiſche Gleichung arc cos p = arc cos p und die Formel (34) geht über in

$$(35)\quad \text{arc cos}\,((p)) = \pm\,2\,k\,\pi \pm \text{arc cos}\,p.$$

Wenn aber $p^2 > 1$ iſt, ſo erhält die Größe $\mathfrak{Q}$ zwei einander gleiche, aber entgegengeſetzte Werthe, und man muß ſich daher der Bezeichnung arc cos p, die dann keine völlig beſtimmte Bedeutung mehr hat, in dieſem Falle enthalten. Wohl aber zieht man in dieſem Falle aus (26), (27) und (31),

wenn p poſitiv iſt

$$(36)\quad \text{arc cos}\,((p)) = \mp\,2\,k\,\pi \mp \sqrt{-1}\;l\,(p + \sqrt{p^2-1})$$

und wenn p negativ iſt

$$(37)\quad \text{arc cos}\,((p)) = \pm(2k \pm 1)\pi \mp \sqrt{-1}\;l\,(-p + \sqrt{p^2-1}).$$

Verſchwindet hingegen nicht q, ſondern p, ſodaß $x = q\sqrt{-1}$ wird, ſo zieht man aus (29), (30) und (31)

$$(38)\quad \text{arc cos}\,((q\sqrt{-1})) = \mp\,2\,k\,\pi \pm \left\{\frac{\pi}{2} - \sqrt{-1}\;l\,(q + \sqrt{q^2+1})\right\}$$

$$(39)\quad \text{arc cos}\,(q\sqrt{-1}) = \frac{\pi}{2} - \sqrt{-1}\;l\,(q + \sqrt{q^2+1}).$$

§. 11. Bezeichnen wir irgend einen, unbeſtimmt welchen, von den Bögen, deren Tangente x die allgemeine Form $p + q\sqrt{-1}$ annimmt, mit

$$(1)\quad z = \text{arc tg}\,((x)),$$

ſo iſt (§. 8)

$$(2)\quad x = \text{tg}\,z = \frac{\sin z}{\cos z} = \frac{e^{z\sqrt{-1}} - e^{-z\sqrt{-1}}}{(e^{z\sqrt{-1}} + e^{-z\sqrt{-1}})\sqrt{-1}} = \frac{1}{\sqrt{-1}}\,\frac{e^{2z\sqrt{-1}} - 1}{e^{2z\sqrt{-1}} + 1}$$

folglich

$$(3)\quad e^{2z\sqrt{-1}} = \frac{1 + x\sqrt{-1}}{1 - x\sqrt{-1}}$$

mithin $2z\sqrt{-1} = l((1 + x\sqrt{-1})) - l((1 - x\sqrt{-1}))$, alſo

$$(4)\quad z = \text{arc tg}\,((x)) = \frac{l((1 + x\sqrt{-1})) - l((1 - x\sqrt{-1}))}{2\sqrt{-1}}.$$

Bleibt x real, ſo iſt die Formel (4) auch dann noch gültig, wenn man die Doppelklammern derſelben in einfache verwandelt. Denn bezeichnen wir dann unter den unzähligen realen Bögen, deren Tangente x iſt, denjenigen, welcher, abgeſehen vom Vorzeichen, der kleinſte iſt, mit arc tg x, ſo finden wir leicht nach Formel (8) des §. 9, daß $l\,(1 + x\sqrt{-1}) = \frac{1}{2}\,l\,(1 + x^2) + \sqrt{-1}\,\text{arc tg}\,x$, $l\,(1 - x\sqrt{-1}) = \frac{1}{2}\,l\,(1 + x^2) - \sqrt{-1}\,\text{arc tg}\,x$, alſo

$$(5)\quad \text{arc tg}\,(x) = \text{arc tg}\,x = \frac{l(1 + x\sqrt{-1}) - l(1 - x\sqrt{-1})}{2\sqrt{-1}}.$$

Dehnt man dieſe Gleichung auch auf den Fall aus, wo x die allgemeinere Form $p + q\sqrt{-1}$ annimmt, ſo dient ſie dann grade dazu, den Sinn zu beſtimmen, welchen

Digitized by Google

das Zeichen arc tg x in dieſem Falle hat, und zwar iſt dann

(6) $$\text{arc tg}\,x = \frac{l(1-q+p\sqrt{-1}) - l(1+q-p\sqrt{-1})}{2\sqrt{-1}}.$$

Iſt hier ſowol $1-q$ als $1+q$ poſitiv, oder, was dieſe beiden Bedingungen zugleich ausdrückt, iſt q^2 nicht größer als 1, ſo laſſen ſich die beiden hier vorkommenden Logarithmen nach §. 9, Nr. 8 ausdrücken und man erhält

(7) $$\text{arc tg}\,x = \tfrac{1}{2}\left[\text{arc tg}\,\frac{p}{1-q} + \text{arc tg}\,\frac{p}{1+q}\right] + \frac{\sqrt{-1}}{4}\,l\left\{\frac{p^2+(1+q)^2}{p^2+(1-q)^2}\right\}.$$

Iſt hingegen $q^2 > 1$, iſt alſo entweder $1-q$ oder $1+q$ negativ, ſo darf man (§. 9) eine der beiden Bezeichnungen $l(1-q+p\sqrt{-1})$, $l(1+q-p\sqrt{-1})$ nicht mehr gebrauchen, und muß alſo dann auch die Bezeichnung arc tg x aufgeben.

Wenn q^2 nicht größer als 1 iſt, ſo iſt (§. 9, Nr. 2 und 8) jede der beiden Differenzen

$$l((1+x\sqrt{-1}))-l(1+x\sqrt{-1}),\quad l((1-x\sqrt{-1}))-l(1-x\sqrt{-1})$$

von der Form $\pm 2k\pi\sqrt{-1}$, wo k jede beliebige ganze Zahl bezeichnet. Daher iſt dann die Differenz

$$\text{arc tg}\,((x)) - \text{arc tg}\,x = \frac{l((1+x\sqrt{-1}))-l(1+x\sqrt{-1})-\left\{l((1-x\sqrt{-1}))-l(1-x\sqrt{-1})\right\}}{2\sqrt{-1}}$$

von der Form $\pm k\pi$, mithin iſt in dieſem Falle

(8) $$\text{arc tg}\,((x)) = \text{arc tg}\,x \pm k\pi = \text{arc tg}\,x \pm \text{arc tg}\,((0)).$$

Wird zu gleicher Zeit $p = 0$ und q^2 nicht > 1, ſo zieht man aus Formel (6)

(9) $$\text{arc tg}(q\sqrt{-1}) = \frac{l(1-q)-l(1+q)}{2\sqrt{-1}} = \frac{\sqrt{-1}}{2}\,l\left(\frac{1+q}{1-q}\right).$$

Da die Functionen cot z, sec z, cosec z nichts Anderes ſind als $\frac{1}{\text{tg}\,z}$, $\frac{1}{\cos z}$, $\frac{1}{\sin z}$, ſo iſt es mit Hilfe des Vorhergehenden leicht, auch die Werthe von $\text{arc cot}((x)) = \text{arc tg}\left(\left(\frac{1}{x}\right)\right)$, $\text{arc sec}((x)) = \text{arc cos}\left(\left(\frac{1}{x}\right)\right)$, $\text{arc cosec}((x)) = \text{arc sin}\left(\left(\frac{1}{x}\right)\right)$ zu entwickeln. Die Bezeichnungen arc cot x, arc sin x, arc cosec x dürfen nur da angewendet werden, wo es erlaubt iſt, ſich der Bezeichnungen $\text{arc tg}\left(\frac{1}{x}\right)$, $\text{arc cos}\left(\frac{1}{x}\right)$, $\text{arc sin}\left(\frac{1}{x}\right)$ zu bedienen, und finden in letzteren Bezeichnungen ihre Erklärung.

§. 12. Was die Ausdehnung der für reale Werthe von x, y, a, b ... geltenden Rechnungsregeln auf den Fall betrifft, wo dieſe Größen imaginär werden, ſo iſt von der nöthigen Einſchränkung der Formeln $x^a . x^b = x^{a+b}$, $x^a y^a = (xy)^a$, $(x^a)^b = x^{ab}$, wenn x und y imaginäre, a und b zwar reale, aber gebrochene, Werthe annehmen, ſchon in §. 7 die Rede geweſen. Es iſt leicht, ſich zu überzeugen, daß dieſelbe Einſchränkung ſtattfinde, wenn a und b ebenfalls imaginär werden, ſofern man nur Ausdrücke wie x^a in $e^{a\,l(x)}$ umwandelt und dann §. 9 berückſichtigt *). Ebenſo erhellet aus §. 9, daß die bei realen x und y geltende Gleichung $L(x) + L(y) = L(xy)$ für $x = p + q\sqrt{-1}$, $y = p_1 + q_1\sqrt{-1}$ nur dann gelte, wenn p und p_1 poſitiv ſind, und wenn $\text{arc tg}\,\frac{q}{p} + \text{arc tg}\,\frac{q_1}{p_1}$ die Grenzen $-\frac{\pi}{2}$ und $+\frac{\pi}{2}$ nicht überſchreitet, und die Formel $L(x^a) = a\,L(x)$ nur dann, wenn das Product $a . \text{arc tg}\,\frac{q}{p}$ zwiſchen denſelben Grenzen bleibt. Dagegen wird man die Formel $L((xy)) = L((x)) + L((y))$ als ſtets gültig anſehen können, ſofern man darunter verſteht, daß für jeden Werth von $L((xy))$ ein entſprechender unter den Werthen der Summe $L((x)) + L((y))$ vorkomme. Ferner wird man die Werthe von $L((x^a))$, wenn $a . \text{arc tg}\,\frac{q}{p}$ zwiſchen den Grenzen $+\frac{\pi}{2}$ und $-\frac{\pi}{2}$ bleibt, durch die beiden Gleichungen $L((x^a)) = \frac{l((x^a))}{l(A)}$ und $l((x^a)) = l((e^{a\,l(x)})) = a\,l(x) \pm 2k\pi\sqrt{-1}$ zu berechnen im Stande ſein.

§. 13. Bei allen hier betrachteten Functionen von Größen der Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ hat ſich gezeigt, daß jede ſolche Function immer wieder eine Größe von derſelben Form iſt. Ferner wird in dem Artikel Gleichung bewieſen werden, daß nicht allein die Wurzeln jeder algebraiſchen Gleichung, ſondern auch jeder transſcendenten, wenn letztere auflösbar iſt, eben jene Form haben. Nach der Analogie dürfen wir daher annehmen, daß jeder auf die in der Analyſis vorkommenden Functionen bezügliche Ausdruck die Form $\alpha + \beta\sqrt{-1}$ habe, wo α und β reale Größen ſind, und ſich daher auch (§. 6) auf die Form $\rho(\cos\varphi + \sqrt{-1}\sin\varphi)$ bringen laſſe, wo ρ die poſitive Größe $\sqrt{\alpha^2+\beta^2}$, φ einen realen Bogen bedeutet. Freilich iſt dies nur eine Induction, die ſich aber durch den Erfolg rechtfertigt. — Die Anwendung der imaginären Größen wird ſich in den Artikeln Reihe, Summation, Integralrechnung u. ſ. w. vielfältig zeigen.

Am Gründlichſten behandelt findet man die Theorie der imaginären Größen in Cauchy's Schriften, beſonders in deſſen Cours d'Analyse und in ſeinen Leçons sur le calcul différentiel. Ältere hierher gehörige Schriften ſind verzeichnet in Reuß' **Repertorium commentationum a societatibus literariis editarum. T. VII.**

*) Die Gleichung $e^{x\,l(A)} = A^x$ in §. 8(1) kann man auch verallgemeinern in $e^{x\,l((A))} = ((A))^x$, wo dann A und x beliebige imaginäre Werthe von der Form $p + q\sqrt{-1}$ annehmen können, zu deren jedem aber dann unzählige imaginäre Werthe von $((A))^x$ gehören, die ſich durch die Gleichung $e^{x\,l((A))} = e^{p\,l((A))} . e^{q\,l((A))\sqrt{-1}} = ((A))^p\left\{\cos q\,l((A)) + \sqrt{-1}\sin q\,l((A))\right\}$ berechnen laſſen.

Digitized by Google

p. 76. 77., wozu man noch fügen kann: *Suremain de Missery*, Théorie des quantités imaginaires (Paris 1801), und, beſonders was die geometriſche Darſtellung des Imaginären betrifft, worüber wir hier, aus Mangel an Raum, ſchweigen, *Argand*, Essai sur une manière de représenter les quantités imaginaires dans les constructions géométriques (Paris 1806). (Cf. *Gergonne*, Annales de mathématiques. T. IV. p. 139—147, ſowie in demſelben Bande p. 61—71 und 222—227 eine Abhandlung und ein Brief von J. F. Français, nebſt einer Kritik von Servois p. 228—235, und Réflexions etc. von Argand in T. V. p. 197—210.) Viele hierher gehörige Bemerkungen findet man auch in den Abhandlungen von Gauß (ſ. die Commentationes novae societ. reg. Goetting., beſonders de residuis biquadraticis und Götting. gel. Anz. 1831. St. 64). (*Gartz.*)

Imaginärer Gewinn, ſ. unt. Gewinn.

Imagination, ſ. Einbildungskraft.

Imagines (Bildniſſe), imaginum jus, ſ. unt. Ikonologie.

IMAGINIFER, bei den Römern Träger eines Feldzeichens (einer Fahne), mit dem Bildniſſe des Kaiſers. (*R.*)

IMAGO nennt man in der Entomologie jedes Inſekt während der Periode des reifern Lebensalters, alſo vom Ausſchlüpfen aus der Puppe bis zum Tode. Vgl. Metamorphosis. (*Burmeister.*)

Imahan (Fluß in Nordamerika), ſ. Akansas.

IM AHRN, auch blos Ahrn genannt, das bewohnte Hauptthal und der mittlere Theil des Patrimoniallandgerichts Teufens im Kreiſe im Puſterthale und an der Eiſek der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, welches ringsum, vorzüglich aber gegen Norden und Nordoſten, von den höchſten Gebirgen, einem Theile der Centralhauptkette der Alpen, dem Zemerberg, dem Teufelskamme, dem Hörndle, dem Krimlertauern und dem drei Herrenſpitz, welche mit ausgedehnten Schnee- und Eisfeldern, oder mit förmlichen Gletſchern (Fernern), bedeckt ſind, eingeſchloſſen und von der Aecha (auch Achen und Arhn) durchfloſſen wird. Das Thal erzeugt treffliches Kupfer, das auch hier verarbeitet wird. Der Hauptort des Ortes iſt St. Johann im Ahrn. (*G. F. Schreiner.*)

Imaisch schewairet, ſ. Anthologie (morgenländische).

Imakan (Fluß in Nordamerika), ſ. Akansas.

IMAL, ein Getreidemaß in Lothringen, am Inhalte ungefähr 2¼ alten pariſer Boiſſeaux gleich. Sechs Imals machen ein Reſal. (*Karmarsch.*)

IMÂM (امام), d. i. eigentlich Vorſteher, Vorſtand, der Vorgeſetzte, der Andern als Beiſpiel dient, ihnen voran- oder vorausgeht, hat im kirchlichen Sinne bei den Muhammedanern die Bedeutung: Vorbeter, der die heiligen Gebräuche vor den Augen des Volkes ſo vollzieht, daß dieſes den Theil derſelben, der ihm zukommt, jenem nachmacht, alſo überhaupt Führer, Oberhaupt ꝛc. Das Wort findet ſich ſchon im Koran im Singular und Plural (Aïmme) in verſchiedener Bedeutung. In der Moſchee ſteht der Imam ſtets an der Spitze der Verſammlung; er iſt der Vorbeter des Namaz, nach deſſen Bewegungen die ganze Gemeinde die ihrigen einrichtet. Zu ſeiner hauptſächlichſten Amtsverrichtung gehört es alſo, jenes fünfmal täglich zu vollziehende Gebet zu den feſtgeſetzten Tageszeiten in den Moſcheen zu verrichten, mit Ausnahme des Freitags, wo der beſonders dazu beſtimmte Kirchendiener, Chatib „der Prediger" genannt, daſſelbe vollzieht und daher der Imam des Freitags (Imâm el-dschum'a) heißt. Jene Chatibs oder Kanzelredner, welche von der Redekanzel herab im Namen des Sultans, der als Khalif und Imam eigentlich die oberſte weltliche und geiſtliche Gewalt auszuüben hat, das Gebet ſpricht, ſind natürlich blos an den großen Moſcheen und Kathedralen angeſtellt, die das Vorrecht des Freitagsgebets genießen, während die Imame die eigentlichen Muhammedaniſchen Geiſtlichen ſind, und ſich in Mehrzahl bei den einzelnen Moſcheen angeſtellt finden. Sie zerfallen in mehre Claſſen. So heißen die Hofkaplane oder Almoſeniere Chunkiar Imami, oder Imam Efendi, oder Imam-el-châs, die beſondern Imame, unter denen man die Hauskaplane im Dienſte der Großen ſich zu denken hat; ferner Wesir Imami, d. i. die Imame der Veziere, Mahalle Imami, die Imame der verſchiedenen Stadtviertel. Der erſte Imam an einer Moſchee oder der Geiſtliche, den wir den Pfarrer nennen würden, iſt der Imâm el-hajî, der Imam der Gemeinde, der die Beſchneidungen, Trauungen und Begräbniſſe zu beſorgen hat. Er und ſeine Collegen gehören zu den Imam el-âm, d. h. gemeinſchaftlichen, öffentlich angeſtellten. Sie unterſcheiden ſich, mit Ausnahme des Turbans, in der Kleidung wenig von dem übrigen Volke und beziehen ihre Einkünfte von den Moſcheen, die durch ihre Gründer oder durch Vermächtniſſe hinreichend dotirt ſind. Dagegen müſſen ſie ſich vor der ganzen Gemeinde, die gemeinſchaftlich nur unter ihrer Leitung beten darf, durch die genaueſte Kenntniß alles deſſen auszeichnen, was zur Verrichtung des Namaz und des Gottesdienſtes überhaupt gehört, ſowie durch ihre Anlagen zur Vocalmuſik und Recitirung des Korans. Ferner verlangt man von ihnen, daß ſie ſich durch Frömmigkeit, Alter, Erziehung, ſtattliches Anſehen, Schönheit, Geburt, Beſcheidenheit und reine Kleidung hervorthun; jedoch ſo, daß die erſtgenannten Eigenſchaften einen Vorzug vor den übrigen genießen, und finden ſich in einer Gemeinde mehre Perſonen mit gleich hervortretenden ſie empfehlenden Vorzügen, ſo ſteht der Gemeinde frei, ſich den ihr vorzüglich Gefallenden zu wählen. Jeder hat das Recht auf die Imamſchaft unter obigen Bedingungen, und ſogar der im Sklavenſtand befindliche, der nomadiſche Araber, der Blinde, der Laſterhafte (vicieux), der Ausſchweifende und der Baſtard ſind, das Geſetz ſtreng genommen, von dieſer Würde nicht ausgeſchloſſen, jedoch werden ſie in Wirklichkeit nicht zugelaſſen, da allen den genannten Individuen etwas anhängt, was ſich nicht gut mit der Religion und Moral vereinigen läßt. Der Blinde, der am unſchuldigſten daſteht, würde ſich beim Gebet allein nicht überall nach der Kaaba richten, ſich auch nicht vor den Befleckungen, die den Gläubigen

Digitized by Google

in den Zuſtand der Unreinheit verſetzen, hüten können, während der Sklave der Verachtung preisgegeben, der nomadiſirende Araber der Unwiſſenheit ausgeſetzt iſt, der Laſterhafte und Lüderliche die Geſetze der Religion und Moral verſpotten, und der Baſtard gewöhnlich keine geeignete Erziehung genießt. Die Imame ſind übrigens dem ſtrengen Reinigungsgeſetz unterworfen, wie jeder andere Gläubige, und es iſt vor allem die Würde des höchſten Imams oder das Imâmat, was unter den Muhamedanern ſo große und weſentliche Spaltungen erzeugt hat. Nach Angabe der Geſetzgelehrten nämlich hat das politiſche Oberhaupt als ausübende Gewalt des Oberprieſterthums auch ſeinen beſondern Namen. Das Wort Emir, Fürſt (daher der Titel der Khalifen Emir el-muminin oder Emir el-muslimin, d. h. Fürſt der Gläubigen oder Ergebenen), deutet die weltliche Herrſchaft, und der Titel Imâm die geiſtliche an, während in dem Worte Khalif, d. i. Stellvertreter des Propheten, beide Würden als vereinigt gedacht und durch daſſelbe bezeichnet werden. Da nun der oberſte Imam als ſolcher das öffentliche Freitagsgebet und das der beiden Beiramsfeſte vorzubeten hat, ſo iſt es noch heute wenigſtens die Pflicht des Sultans die bevorrechtete Freitagsmoſchee zu beſuchen, wenn er auch das Gebet ſelbſt durch Stellvertreter, durch angeſtellte Hofimame verrichten läßt. Es iſt demnach ſeit Muhammed unbedingte Nothwendigkeit, daß an der Spitze aller Gläubigen ein oberſter Imam ſteht, der ſie geiſtig beherrſcht, der die Beobachtung des Religionsgeſetzes überwacht, der die Übertreter deſſelben beſtraft, das Gebiet der Gläubigen vor Einfällen vertheidigt, Armeen aushebt, den Zehnten für den öffentlichen Schatz einfodert, Rebellen und alle Störer der öffentlichen Sicherheit, z. B. Räuber, unſchädlich macht, das Richteramt über die Bürger übt, die Streitigkeiten unter den Unterthanen erledigt, rechtskräftigen Beweiſen bei ſtreitigen Fällen Eingang verſchafft, die Obervormundſchaft für verwaiſte Kinder, vorzüglich in Bezug auf ihre Verheirathung, führt, und die geſetzliche Theilung der Beute vornimmt. Dieſes ſind nach Mouradgea d'Ohſſon im Allgemeinen die Hauptpflichten des oberſten Imams, und kraft der Ausübung dieſer Rechte iſt auch der Titel Imam an die Stelle der Bezeichnung „Khalife" getreten, zumal da man das Prieſterthum oder Imamat der vier erſten Nachfolger Muhammed's, die den Titel Khalifen führten, für unvollkommen erklärt. Daher wird noch jetzt in allen Urkunden von den Ulemas oder Geſetzgelehrten der Großherr ausſchließlich entweder Imam in geiſtlicher, oder Sultan in weltlicher Beziehung genannt, je nachdem die eine oder die andere Auctorität in Anſpruch genommen wird, während alle andern Namen bezugloſe Titel ſind, und keine officielle Bedeutung haben. Dieſe unumſchränkte Gewalt kann und darf nur einem Einzigen angehören, und die Einſetzung in dieſe Würde iſt eine kanoniſche Handlung von der größten Wichtigkeit für die Gläubigen, denen ſchon Muhammed zurief: „Wer ſtirbt, ohne das Anſehen des Imams ſeiner Zeit anzuerkennen, wird als in der Unwiſſenheit, d. i. im Unglauben, geſtorben, betrachtet." Selbſt Muhammed, ſobald er geſtorben, erhielt durch die Wahl der Seinigen ſogleich einen Imam zum Nachfolger, und es würde offenbare Auflehnung gegen die Geſetze der Religion und des Staates ſein, wollte irgend ein Land oder irgend eine Stadt ſich von der Auctorität dieſes einzigen Imams entfernen. Hieraus folgt, daß, ſo politiſch getheilt auch die Muhammedaniſchen Staaten ſein mögen, ſie doch in dem einen Imame die Einheit der unumſchränkten Oberherrlichkeit anerkennen und ſeinem höchſten Anſehen in geiſtigen Dingen, oder ſo zu ſagen in Kirchenſachen huldigen müſſen. Einige Lehrer ſind noch ſtrenger, und legen dem oberſten Imam auch die Oberherrſchaft in weltlichen Dingen bei, finden aber ihre Foderung in der Praxis nicht beſtätigt. Noch tiefer aber in das moslimiſche Staatsleben tritt der Lehrſatz derjenigen ein, welche behaupten, daß kein Staat rechtmäßig neben dem oberſten Imamat beſtehe, ſobald ihn nicht Länder oder Meere von der Monarchie des Khalifen trennen, und daß die Fürſten nebſt ihren Ländern, die den vier orthodoxen Sekten huldigen, nur als unter der prieſterlichen Macht des oberſten Imam vereinigte Glieder zu betrachten ſeien. Aus dieſem Lehrſatze erklärt ſich manche Erſcheinung in der Politik und in dem Feſthalten der Pforte an Staaten und der Staaten an der Pforte, die in der Wirklichkeit längſt ihrem Scepter entwunden ſind. Muhammed als Gottgeſandter ſtellte durch ſeine Sendung ſelbſt die kirchliche Gewalt über die politiſche, und heiligte dadurch den oberſten Grundſatz. Ferner iſt es noch heute ein Zeichen von Furcht oder Übermuth, oder Lauheit, wollte ſich der Großſultan in geſunden Tagen nicht zum Freitagsgebet in eine der Kathedralen begeben, da nach kanoniſchen Vorſchriften der oberſte Imam ſichtbar ſein muß, ſich alſo durch keinen Umſtand als durch Krankheit veranlaßt, den Augen der Menge entziehen darf. Wie würde er auch ſonſt die ihm auferlegten Bedingungen, über das Wohl des Staates unter allen Verhältniſſen zu wachen, erfüllen können, wenn er die Öffentlichkeit meiden wollte? Außerdem liegt hierin ein Grund mehr für die gegenſeitigen Anfeindungen zwiſchen den Schiiten und Sunniten, wovon ſpäter. Zu jenen innern Bedingungen der oberſten Imamſchaft kommen aber noch äußere. So muß der Inhaber derſelben zum Stamme Koreiſch, wenn nur in entfernter Beziehung, gehören, ohne daß es nothwendig iſt, Glied des Zweiges der Haſchimiden oder des Ali zu ſein, wie es Muhammed ſelbſt war. Die jetzigen Sultane können ſich gleichwol dieſes Vorzuges nicht rühmen; man hat aber dieſen Mangel dadurch zu erſetzen gewußt, daß man in der Abtretung des letzten abbaſidiſchen Khalifen und in der Huldigung des Scherifs von Mekka an Selim I. gleichſam ein Recht der Geburt zu erlangen geglaubt hat. Außer dieſer von allen Lehrern des Geſetzes zugeſtandenen Vergünſtigung iſt der Imam als ſolcher auch noch in manch anderm Vortheile. Man verlangt von ihm keinesweges überirdiſche Tugend, ja nicht einmal Gerechtigkeit, wenigſtens darf er wegen verübter Tyrannei keinesweges abgeſetzt werden, ſondern man iſt ſchon zufrieden, wenn er wenigſtens ſo viel Geſchicklichkeit beſitzt, um ſeine Gläubigen im Innern und Äußern zu ſchützen. Der höchſte Grund-

ſatz, daß kein Menſch vollkommen ſei, erfährt hier ſeine unbedingte Anwendung; nur männlichen Werth verlangt man, daher auch Frauen und unmündige Kinder von dieſer Würde ausgeſchloſſen ſind, letztere wenigſtens in ihrer Unmündigkeit die von der Perſon des Imam abhängigen Verrichtungen nicht vollziehen dürfen. Die Furcht vor Unruhen läßt ſogar offene Ungerechtigkeiten und die Laſterhaftigkeit des Imams entſchuldigen, weil Abſetzung allemal ein öffentliches Scandal iſt, und dieſe wenigſtens das geheiligte Oberhaupt der Muhammedaniſchen Hierarchie nicht berühren ſoll. Die Imamſchaft hängt lediglich an der Perſon, nicht an der Art ihrer menſchlichen Leidenſchaften, und ſelbſt das Gebet unter ihrer Leitung iſt gültig. Nur Unglaube würde ſtraffällig ſein.

Obwol nun aber von den Sunniten das Imamat oder die Möglichkeit ſeiner Erlangung jedem zugeſtanden wird, der aus irgend einem Zweige des Koreiſchidiſchen Stammes hervorgegangen iſt, ſo nehmen dagegen die Schiiten dieſes Vorrecht einzig und allein für die Abkömmlinge Ali's in Anſpruch, da dieſer der einzig rechtmäßige Nachfolger Muhammed's geweſen ſei. Dieſem allein gebühre das oberſte Anſehen in Glaubensſachen und einzelne Sekten der Aliden ordneten ihrem Oberhaupte ſogar Muhammed unter. Daher werden ſie von den Rechtgläubigen als Abtrünnige, als Rebellen betrachtet, denen man den Krieg erklären müſſe. Andere wiederum, wie die fanatiſchen Karmatier, leugneten gradezu der Familie Muhammed's oder Ali's das Vorrecht ab, und vertheidigten ihre Lehre durch die Gewalt der Waffen. Die Perſer, als Vertreter der Schiiten und folglich derer, die das Imamat in der Familie Ali's allein erhalten wiſſen wollen, glauben einzig an das Daſein von 12 rechtmäßigen Imamen, von welchen der letzte, Mehdi, zu beſtimmter Zeit, nachdem er verſchwunden, wieder erſcheinen und die Einheit des Glaubens herſtellen wird. Dieſe 12 Imame, von denen ſehr oft geſprochen wird und die in dem größten Anſehen bei den Perſern ſtehen, ſind folgende: 1) **Ali**, der Schwiegerſohn Muhammed's; 2) **Hasan**, ſein älteſter Sohn und Nachfolger im Khalifate; 3) **Hosein**, deſſen jüngerer leiblicher Bruder, der im Kampfe bei Kerbela fiel; 4) **Ali**, mit dem Beinamen „der Schmuck der Anbetenden, Zein el-abidin.“ der älteſte Sohn Hoſein's; 5) des Zein el-abidîn Sohn, **Muhammed El-Bakir** (الباقر), welcher letztern Beinamen von ſeinem tiefen Eindringen in die Wiſſenſchaft erhalten hatte; er ſtarb 734 nach der gewöhnlichen Angabe in Syrien, ſein Leichnam aber ward in Medina beigeſetzt; 6) deſſen Sohn **Dschafar**, mit dem Beinamen Sadic, „der Wahrhafte,“ weil er überall die Wahrheit in Schutz nahm, iſt Verfaſſer mehrer Schriften über Alchymie, Zeichendeuterei, ſtarb 765 n. Ch. und iſt ebenfalls in Medina begraben worden; 7) **Musa el-kathim**, d. i. der duldſame, der Beleidigungen erträgt, der Sohn des Dſchafar Sadic, ein höchſt frommer Mann, der faſt ſein ganzes Leben mit Beten hinbrachte, und endlich in etwas freierer Gefangenſchaft in Bagdad (im Sommer 799) ſtarb. Sein Grab, das ſich auf dem Weſtufer des Tigris befindet, hat eine ſehr große Grabcapelle. 8) **Ali El-Ridha**, der Sohn des Muſa, war in Medina im J. 765 geboren, und wurde vom Khalifen Mamun, der ihm ſeine Tochter zur Gemahlin gab, zum Nachfolger ernannt; allein er ſtarb in Folge von übermäßigem Genuſſe von Weintrauben, bei Tus im J. 818, und erhielt ſein Grabmal in der Nähe des Harun Raſchid. 9) **Abu Dschafar Muhammed**, der Sohn des obengenannten Ali, mit dem Beinamen **Dschewwâd** (der Freigebige). Dieſer ſtarb nur erſt 25 Jahre alt 835 nach Chr. und liegt in Bagdad begraben. Sein Nachfolger war: 10) ſein Sohn **Ali**, „der Reine (**Zeki**)“ oder **Hadi** (der zum rechten Weg Führende), oder **Taki** (der Gottesfürchtige), wegen ſeiner Frömmigkeit beigenannt. Er war ein Zeitgenoſſe des Khalifen Motewakkil, und weil er ſich gewöhnlich in Sermenraï oder Samirra, das auch Asker hieß, aufhielt, führt er auch den Namen Askeri. Er ſtarb daſelbſt im J. 868; 11) ebenſo hat ſein Sohn **Hasan** aus demſelben Grunde den Beinamen Askeri. Dieſer ſtarb wahrſcheinlich 874; 12) deſſen Sohn endlich iſt **Muhammed**, mit dem Beinamen **Muntathir**, d. i. der Erwartete, oder **Mehdi**, der noch eine Menge ſymboliſcher Namen führt, und im neunten Jahre ſeines Alters (869) vor den Augen ſeiner Mutter in das unterirdiſche Gemach, in welches man ſich gewöhnlich bei zu großer Hitze zurückzieht, im Hauſe ſeines Vaters zu Samirra gegangen und nicht wieder herausgekommen ſein ſoll. Er ſoll nach der Meinung der Schiiten oder Perſer noch am Leben ſein, und da obige Erzählung der Phantaſie des Morgenländers mancherlei Stoff für ihre Schöpfungsgabe darbietet, ſo iſt ſie auch auf die verſchiedenſte Weiſe ausgebeutet und für die Anſichten der einzelnen Sekten benutzt worden. Nach der gewöhnlichen Annahme wird Mehdi zugleich mit dem Propheten Elias zurückerwartet als Zeuge der bevorſtehenden Ankunft des Meſſias oder auch des Unterganges der gegenwärtigen Welt. (Vgl. den Art. **Mehdi**.)

Außer dieſen 12 Imamen werden noch gewöhnlich mit Auszeichnung die vier Imame oder Begründer der vier orthodoxen Sekten, der Hanefiten (**Abu Hanifa**), als der in der Türkei herrſchenden, der Schafiiten (**Schafii**), Malekiten (**Malik**) und Hanbaliten (**Ahmed Ben Hanbal**) genannt, über deren nähere Beziehungen die beſondern Artikel nachzuſehen ſind. Auch ſonſt noch werden einzelne Gelehrte durch den Titel Imam ausgezeichnet und oft nur unter ihm citirt, wie **Imam el-haramein**, ein Beiname des Abu'lmeâli Dſchoweini, **Imam el-hodâ**, ein Beiname des Samarcandi (**El-Haramein** ſind die beiden heiligen Städte, **el-hodâ** heißt der rechte Weg des Glaubens); allein auch dieſe ſuche man unter ihren Eigennamen, wie den Imam El-Kamilije, der 874 der Fl. in Kahira ſtarb, deshalb auch den Beinamen Kahiri führt, aber eigentlich Muhammed (Ben Muhammed Ben Abd-elrahman) heißt.

(***Gustav Flügel.***)

IMAM ALI oder **Meschhed Ali**, Stadt im Osmaniſchen Ejalet Bagdad, berühmt durch das dort befindliche Grab des Ali, woher auch der Name derſelben entſtanden iſt. Sie liegt in einer dürren und waſſerloſen

Sandebene nordweſtlich von Rumahije, iſt von einer Mauer umgeben, hat zwei Thore und 6—7000 Einwohner in etwa 1000 Häuſern. Prachtvoll iſt die Moſchee, welche ſich über Ali's Grabe erhebt, und beſitzt reiche Schätze; außerdem ſind daſelbſt noch drei Moſcheen. Zwiſchen dieſer Stadt und Hille ſteht eine Art Rotunde, angeblich Grab des Propheten Ezechiel, und öſtlich von Imam Ali, in der Nähe des Frat (Euphrat), finden ſich Trümmer des alten Kufa. Um dem Waſſermangel abzuhelfen, iſt durch die Pietät eines indiſchen Fürſten bei Imam Ali ein Kanal angelegt, welchen aber nur alljährliche Reinigung vor Verſchüttung durch Sand bewahrt. (*R.*)

IMAM AZAM, Andere ſchreiben **IMAM HASEM**, ein Kaſaban oder Flecken im Osmaniſchen Ejalet Bagdad am Tigris, und zwar auf dem öſtlichen Ufer deſſelben, wird als Vorſtadt von Bagdad ſelbſt betrachtet und iſt dadurch berühmt, daß das Grab des Abu Hanifa, des Stifters einer der vier rechtgläubigen Parteien des Islam, ſich darin befindet. (*R.*)

Imam Besmi, ſ. Besmi; Imam Hasem, ſ. Imam Azam.

IMAM HUSSEIN, auch Meschhed Hussein, Stadt im Osmaniſchen Ejalet Bagdad, weſtlich von Hille, an einem Arme des Frat (Euphrat), benannt nach dem Sohne Ali's, welcher hier nach ſeinem unglücklichen Tode beſtattet wurde. Die Stadt hat fünf Thore, eine Moſchee mit dem von den Schiiten hochverehrten Grabe des Hoſein (Huſſein), und 7—8000 Einwohner. Die Hauptnahrung empfängt der Ort durch die alljährlichen Wallfahrten, welche beſonders von Perſien aus dahin unternommen werden. Für die Aufnahme der Pilger wird daſelbſt durch den perſiſchen Schah ein Khan unterhalten, und der Paſcha von Bagdad hat Truppen dort zum Schutze derſelben. Die Wechabiten plünderten im J. 1801 den Schatz bei Hoſein's Grabe und verwüſteten die Stadt; doch hat der perſiſche Schah letztere wieder hergeſtellt. (*R.*)

IMAM MUSA, ein Kaſaban im Osmaniſchen Ejalet Bagdad, als Vorſtadt von der Stadt Bagdad betrachtet, liegt auf der weſtlichen Seite des Tigris, Imam Azam (Imam Haſem) gegenüber, bekannt als Wallfahrtsort der Tadſchiken, von welchen der Ort auch faſt ausſchließlich bewohnt iſt. Es befinden ſich nämlich dort die Grabmäler zweier von Ali abſtammenden Khalifen und bilden einen Gegenſtand der Verehrung. Bemerkenswerth iſt die Moſchee Aga Muhammed. Hier werden auch die Schätze von Imam Ali verwahrt, ſeitdem die Wahabis Imam Huſſein plünderten und demnach auch ein Angriff auf Imam Ali zu beſorgen war. Nicht weit davon iſt Nemrud Tepheſi, angeblich Ruine des babyloniſchen Thurmes. (*R.*)

IMÂMA, (Abu) (ابو امامة), **Muhammed Ben Ali** aus Misr, ein Schriftſteller des 8. Jahrh. der Fl. in Ägypten, hat ſich durch einen Commentar in acht Bänden über das Werk Umdet (عمدة, Grundſtütze) vom Imam Schâſchi (geſt. 507, beg. 18. Jun. 1113), das von den abgeleiteten Schafiitiſchen Rechtslehren handelt, rühmlich bekannt gemacht. Ebenſo ſchrieb er einen Commentar zu dem grammatiſchen Handbuche des Ibn Malik, das ebenfalls den Titel Umdet führt, und zu der bekannten Grammatik Kâfije von demſelben Ibn Malik. Abu Imâma ſtarb 763 (beg. 31. Oct. 1361) oder 762. (*Gustav Flügel.*)

IMAMI, Name des perſiſchen Dichters Abu Abdallah Muhammed Ben Othmân aus Herât, von dem die Bibliographen einen Diwan erwähnen. Er war ein Zeitgenoſſe des großen Dichters Sadi und des Scheich Medſchd-ed-din Hemker Farſi, blühte alſo gegen das Ende des 7. Jahrh. der Fl. (vgl. außer Hadſchi Chalfa von Hammer's Geſchichte der ſchönen Redekünſte Perſiens. S. 203). (*Gustav Flügel.*)

IMAMIJE (امامية), **IMAMIS**, Name der moslimiſchen Sekte, welche ſich dadurch unterſcheidet, daß ſie zwar behauptet, daß das Imamat oder oberſte Prieſterthum offenbar auf Ali übergegangen ſei, keineswegs aber blos damit zufrieden iſt, daß ſie alle Gefährten des Propheten für Ungläubige erklärte, ſondern Ali ſelbſt galt ihr als Ungläubiger, weil er ſein Recht von dem willkürlichen Urtheilsſpruche Anderer abhängig machte. Zu ihr gehören jene 12,000 Männer, die ſich geradezu gegen ihn auflehnten, als er dies that, aber Gebet und Faſten ſtreng feſthielten. Schon Muhammed ſoll ſie jedoch als Heuchler verworfen oder bezeichnet haben. Daher läßt ſich erklären, mit welchen feindlichen Geſinnungen ſie ſich ſelbſt den Schiiten und deren vielverzweigten Sekten gegenüberſtellten. Sie ſelbſt gehörten zu der Hauptclaſſe der Raſidhiten. (Vgl. auch *Maracc.* Prodrom. Part. III. p. 80.) (*Gustav Flügel.*)

IMÂMZADEH, d. h. Ibn Imâm, Sohn des Imam. So hieß 1) **Muhammed Ben Abi Bekr**, mit dem Ehrennamen Rokn-el-islâm, d. i. Pfeiler des Islams, ein Hanefit, der ſich auch als Schriftſteller bekannt machte. Vorzüglich rühmt man von ihm das von mehren Gelehrten mit Commentären verſehene Werk über die mündlichen Überlieferungen des Propheten, das den Titel führt Schirat el-islâm (شرعة الاسلام), d. i. der wahre Weg, das richtige Geſetz des Islam. Ferner gab er das Werk Ocud el-acaïd (عقود العقائد, d. i. die Halsbänder der Glaubensbekenntniſſe) heraus, das ebenfalls commentirt ward. Er war aus Bochâra und ſtarb 573 (beg. 30. Jun. 1177). 2) **Abu Abdallah Muhammed Ben Muhammed Ben Ali Ben Hemmâm**, gewöhnlich Ibnelimâm genannt, iſt Verfaſſer eines Werkes über die Koranleſekunſt unter dem Titel Ilm el-ihtidâ, d. i. Wiſſenſchaft der rechten Leitung. Wann er gelebt, iſt ungewiß. (*Gustav Flügel.*)

IMAN (ايمان), d. h. Glaube, iſt das gemeinſchaftliche Wort bei den Muhammedanern für den ſpeculativen, wie für den praktiſchen Glauben, eine Unterſcheidung jedoch, die nur die Wiſſenſchaft und vorzüglich der philoſophiſche Theil kennt. Der ſpeculative Glaube betrifft die metaphyſiſchen Beziehungen und wird in der ſcholaſtiſchen Theologie (Kelâm) abgehandelt, der praktiſche dagegen beſteht in den Geſetzen der Moral und der Juris-

Digitized by Google

prudenz, die, wie bekannt, zugleich die Theologie umfaßt. Allein, abgeſehen von dieſem Unterſchiede, begreift jeder Muhammedaner unter dem Worte Imân das Bekenntniß, daß nur Allah der wahre Gott und Muhammed ſein Geſandter ſei. Dieſes Bekenntniß iſt der Grundpfeiler des Islam oder des Muhammedaniſchen Glaubens, und ebendeshalb gilt es für den Glauben im Allgemeinen. Der Prophet ſelbſt hat geſagt, daß der Islam auf fünf Grundpfeilern beruhe, und daß der erſte derſelben obiges Bekenntniß über Gott und ſeinen Propheten ſei. Das Erſte alſo, was von einem Gläubigen (Mumin oder Muslim) verlangt wird, iſt, daß er an Gott, ſeine Engel, ſeine offenbarten Schriften, ſeine Propheten, an das letzte Gericht und den höchſten Rathſchluß Gottes über das Gute und Böſe glaube; er muß demnach in ſeinem Innern von der Wahrheit der genannten Punkte überzeugt ſein, und die Bedingung, mit der Zunge jenes Bekenntniß auszuſprechen, beſteht in deſſen Beſtätigung durch äußere Anzeichen und Handlungen. Der Glaube an Gott involvirt ferner das Anerkenntniß aller der Eigenſchaften Gottes in höchſter Potenz, die ihm nach dem Vorgange des Korans und der Sunna beigelegt und gewöhnlich durch die Bezeichnung „die neunundneunzig ſchönen Namen Gottes“ angedeutet werden. Der Glaube reicht ferner allein hin, den Himmel zu erlangen; denn da ſchon die geringſte gute Handlung den Preis der Ewigkeit, wenn auch erſt mit der Zeit, in ſich trägt, in welchem hohen Grade muß dies beim Glauben der Fall ſein, der die erſte aller verdienſtlichen Handlungen iſt? So wenigſtens behaupten die ſunnitiſchen Lehrer ohne Unterſchied. Jene Seligkeit bleibt jedoch eine nach den guten Werken des Gläubigen verhältnißmäßige. Wer alſo nur im Muhammedaniſchen Glauben ſtirbt, iſt auch der Seligkeit verſichert, wie z. B. alle in der früheſten Kindheit verſtorbene, aber im Schooße des Islam geborene Menſchen. Ganz anders lehren die Stifter und Lehrer der 72 Sekten. Dieſe verlangen neben dem Glauben gute Werke, in deren Beſitz, wer ſelig werden will, ſterben muß. Inwiefern nun der Glaube in dem Fürwahrhalten und dem Bekenntniſſe alles deſſen beſteht, was von Seiten Gottes offenbart worden iſt (das die ausdrücklichen Worte des Ibrahim Halebi), wird der Islam ganz gleich mit ihm erachtet; denn wer glaubt iſt einer und derſelbe mit dem, der dem Islam zugethan (der in Gott ergeben) iſt, und umgekehrt. Nur der Ausdruck ſei verſchieden, indem an Gott glauben nicht blos heiße, glauben, daß ein Gott ſei, ſondern auch ſeine Zuſtimmung allen Lehrſätzen der Muhammedaniſchen Religion geben, ſeine Hingebung, ſein völliges Vertrauen auf alle göttlichen Offenbarungen beweiſen. Der Gläubige kann aber ungläubig und der Ungläubige wieder gläubig werden, keine Sünde iſt aber größer, als im Unglauben zu verharren. Daher kennt der Muhammedaner auch keinen größern Schimpf, als den eines Ungläubigen, eines Schakir, Muſchrik oder Kafir. Daß übrigens der Mumin dem Muslim gleich iſt, beweiſen auch die Ausdrücke Emir el-muminin, Emir el-muslimin, Fürſt der Gläubigen, als Beiname oder vielmehr als Titel der Khalifen. Wie gefährlich ferner jene Lehre vom Glauben iſt, beweiſt ſchon in früherer Zeit die Art und Weiſe, wie einzelne arabiſche Heerführer den Krieg gegen die ſogenannten Ungläubigen handhaben zu müſſen glaubten. Auch hängen natürlich von dieſer Lehre die Anſichten von den Handlungen des Unglaubens ab, die Mouradgea d'Ohſſon in ſeinem Tableau général de l'Empire Othoman (Tom. I. von p. 327 an) näher bezeichnet hat. (*Gustav Flügel.*)

IMANDRA, ein großer Landſee im Kreiſe Kola des Gouvernements Archangel im europäiſchen Rußland, welcher ſeinen Abfluß durch einen Strom in den Meerbuſen von Kandalesſkaja hat, und den größten Theil des Jahres mit Eis bedeckt iſt. (*R.*)

Imanuentius, ſ. Imaventius.

Imaos, ſ. Imaus.

IMARET (عمارة) heißen im Morgenlande die Armenküchen, und im engſten Sinne die gewöhnlich bei den Moſcheen angelegten und durch Dotationen erhaltenen Küchen, aus denen täglich nicht nur ältere und jüngere unbemittelte Zöglinge der Schulen und Collegien, ſondern auch überhaupt Arme und Unglückliche geſpeiſt werden. Sie erhalten gewöhnlich Brod und zwei warme Speiſen von Hammelfleiſch und Gemüſe. So werden täglich in Conſtantinopel allein über 30,000 Menſchen ernährt, die zum Theil ſogar noch einen Zuſchuß von drei, vier, fünf bis zehn Aspern erhalten. Faſt in allen bedeutendern Städten der Muhammedaner finden ſich dieſe Imarets, deren ſchon die Khalifen und andere Fürſten eine große Menge ſtifteten. Der erſte Sultan, der im Osmaniſchen Reiche ſeinen wohlthätigen Nachfolgern durch ein rühmliches Beiſpiel in Gründung eines Imâret voranging, war Orchan, der mit großen Feierlichkeiten zu Nicäa ein Imâret eröffnete. Er theilte die Speiſen in eigener Perſon an die Armen aus, und brannte zuerſt die Lampen und Kerzen darin an. Ein Gleiches that Murad II. zu Adrianopel, nach einem Feſte, das er dem Corps der Ulema im Imâret ſelbſt nach vollendetem Ausbau der prachtvollen Moſchee Muradije gab, und ebenſo der Eroberer von Conſtantinopel Muhammed II. und andere Stifter kaiſerlicher Moſcheen in jener Stadt, die ſchon zu Anfange dieſes Jahrhunderts 101 ſolche Anſtalten zählte. Die bekannteſten ſind die der Aja Sofia, der Moſchee Sultan Ahmed, Osmanije, Soleimanije, Muhammedije, Selimije, Bajeſidije ꝛc. Eins der neueſten Imâret iſt das vom Sultan Abdelhamid ſeinem Grabmale gegenüber errichtete am Gartenthore (Bagdsche Kapu), wo täglich 12,000 Brode, ja fünf bis ſechs an ſolche Familien ausgetheilt werden, die durch ein Zeugniß des Muteweli oder Verwalters legitimirt ſind, während Bettler ohne ſolches ein Brod erhalten. Außerdem wird täglich Reis und Fleiſch vertheilt. Es heißt Jeni Imâret, d. i. das neue Imâret, und liegt auf dem Wege von Pera nach Conſtantinopel. (*Gustav Flügel.*)

IMARUM, ital. Dimaro, ein zum k. k. Landgerichte Malé im Nons-, eigentlich Sulzberge, des trienter Kreiſes der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, auf dem Sulzberge am rechten Ufer des Nosfluſſes gelegen, eine Stunde ſüd-

Digitized by Google

weſtlich von dem Hauptorte des Landgerichtes entfernt, von einer großartigen Gebirgsſcenerie umgeben, mit einer eigenen katholiſchen Curatie der Pfarre Malé, welche zum Dekanate dieſes Namens und zum Bisthume Trient gehört, von zwei Prieſtern verſehen wird, und 500 Seelen zählt, und einer dem heil. Märtyrer Laurentius geweihten katholiſchen Kirche. (*G. F. Schreiner.*)

IMATIDIUM *Fabr.* (richtiger Himatidium), eine Inſektengattung aus der Ordnung der Käfer (Coleoptera), zur Zunft der Tetramera gehörig, und Mitglied der Familie der Cassidina oder Schildkäfer (vgl. auch den Art. Cassida). Fabricius' ungenügende Definition hat Illiger dahin verbeſſert, daß die Gattung Himatidium alle diejenigen Arten ſeiner Gattung Cassida aufnehmen muß, bei denen die Erweiterung des Vorderrückens über dem Kopfe einen Ausſchnitt hat, ſodaß der Kopf von Oben frei ſichtbar iſt. Im Übrigen iſt die Form der dahin gehörigen, allermeiſt außereuropäiſchen, zahlreichen Arten höchſt mannichfach, und dieſe Gattung ſowol, als auch die Stammgattung Cassida, zur Zeit noch ſehr ungenügend bearbeitet. (*Burmeister.*)

IMATOPHYLLUM (ſoll heißen Himantophyllum) nannte Hooker eine Pflanzengattung aus der erſten Ordnung der ſechſten Linné'ſchen Claſſe, und aus der natürlichen Familie der Amaryllideen (Spathaceen). Char. Die Scheide vielblumig; die Blüthe doldenförmig; die corolliniſche Blumendecke röhrenförmig, wenig gekrümmt, tief ſechstheilig, mit faſt gleichen, an der Spitze zuſammenſtoßenden Fetzen; die Staubfäden in der Blumenröhre eingefügt, länger als dieſe, an der Baſis zuſammengewachſen; der Griffel fadenförmig, länger als die Staubfäden, mit dreiſpaltiger Narbe; die Frucht iſt eine faſt kugelige, dreifächerige Beere, mit drei Samen in jedem Fache. Die einzige Art, Im. Aitoni *Hook.* (et *Curtis* Bot. mag. new series II. p. et t. 2856), hat das Anſehen eines Cyrtanthus, aber eine faſerig-fleiſchige Wurzel mit zahlreichen, faſt zweizeilig ſich ausbreitenden, geſtreiften, riemenförmigen Wurzelblättern (daher der Gattungsname von φύλλον, Blatt, ἱμάς, άντος, Riemen), deren Rand durchſcheinend und gekerbt, und deren Spitze ſtumpf iſt. Ein oder mehre drehrunde Blüthenſchäfte tragen vielblumige Dolden, deren Blumen herabhängen und grünlich-pomeranzengelb ſind. Die Beeren ſind roth. Wenn man ein Blatt abpflückt, ſo quillt eine grünliche, gallertartige Flüſſigkeit hervor, welche den Geruch und Geſchmack völlig reifer Äpfel hat. Der engliſche Reiſende Bowie, welcher am Vorgebirge der guten Hoffnung Pflanzen und Samen für die königlichen Gärten von Kew, deren Vorſteher Will. Townſend Aiton iſt, ſammelte, hat dieſe Pflanze an ſchattigen Orten in der Quagga-Blakte, und häufiger in den Albany-Tracts in der Nähe des großen Fiſchfluſſes gefunden. (*A. Sprengel.*)

IMATRA, ein mächtiger Waſſerfall des großen Stromes Wuoren, im alt-finniſchen Kirchſpiel Ruo-Kolar, unweit des Dorfes Sitola, in der Provinz Karelen; der größte Waſſerfall im ganzen Finnland. Anderthalb Werſt oberhalb der Katarakten ſüdöſtlich entfällt der gewaltige Wuoren dem meerähnlichen Landſee Saimen; dann fließt er ruhig zwiſchen anmuthigen Ufern (wie denn dieſe Gegend eine der ſchönſten Finnlands iſt); allmälig werden die Ufer bergiger; es folgt die herrliche Katarakte: in Schaum aufgelöſt ſtürzt die ungeheuere Waſſermaſſe in einer ununterbrochenen Länge von etwa 300 Ellen, in mehren, nicht gar hohen, Abſätzen, von welchen insbeſondere drei zu unterſcheiden ſind, mit einem furchtbaren Krachen und mit einer ſolchen Gewalt, daß am unteren Abſatz das Waſſer hoch in die Lüfte zurückgeworfen wird und den Wanderer auf dem, längs des diesſeitigen Ufers führenden, Pfade benetzt. Am jenſeitigen Ufer erblickt man eine unzugängliche Höhle, in welche die Fluthen ſich ſtürzen, und tiefe Schlünde. Beide Ufer bedecken Birken. Die ſchwindelnde Höhe ſchweizeriſcher Waſſerfälle hat der Imatrafall nicht. Auf dem Ufer findet man in Granitfelſen mehre runde Aushöhlungen, Spuren früherer Fluthen. Um dieſe merkwürdigen Excavationen und den Fall in ſeinem ganzen Umfange zu ſehen, muß man beide Ufer beſuchen, wobei man ſich der nicht gefährlichen, aber für Unkundige Furcht erregenden, Föhre bei Sitola, die durch eine Brandung führt, zu bedienen hat. Wer Finnland beſucht, ſollte Imatra nicht unbeſucht laſſen (von der Stadt Willmanſtrand etwa 50 Werſt, von Wiborg etwa 60 Werſt entfernt, noch näher den Städten Kerholm und Taipala). (*v. Schubert.*)

IMAUS. Man kann nicht erwarten, daß bei der ſchwankenden Beſtimmung der Gebirgszüge im Norden Indiens, welche ſelbſt heute herrſcht, feſtere Beſtimmungen in dieſer Hinſicht bei den Alten, deren Kenntniſſe von Hochaſien mangelhafter waren, als die jetzigen, angetroffen werden. Wie daher in der neuern Geographie die Gebirgsnamen Himalaya, Belur, Altai, Da Ur, Mustagh u. a. meiſtens verſchiedenen Ausdeutungen und Beſtimmungen in den Lehrbüchern unterliegen, ſo ergeht es auch gewiſſen Namen von aſiatiſchen Bergen in der alten Geographie. Dahin gehören die Namen Taurus, Kaukaſus, Imaus, Emodus, Parnadres u. a. Für Afrika würde Atlas, für Europa Rhodope, Karpathen und dergl. zu nennen ſein.

Der Name Imaus, griech. Ἰμάος, den Strabon ſo gut wie Ptolemäus kennt, iſt offenbar kein anderer, als der noch heute in der Sprache der Eingeborenen vorkommende indiſche Name Imeia, Ima, Imaas, Himalaya, und bedeutet Wohnung des Schnees, wie ſchon Plinius gewußt hat, der in ſeiner H. N. VI, 17 vom Imaus bemerkt, das Wort bedeute in der Sprache der Eingeborenen nivosus (ſchneeig). Auch hat Strabon im 15. Buche ſeiner Geographie p. 689 Edit. *Casaub.* angeführt, daß die Gebirge in Aſien von Ariane an mit einheimiſchen Namen benannt würden, nämlich Paropamiſos, Imaos, Emodos. Bei Beantwortung der Frage, was die Alten unter Imaus verſtanden, muß man wenigſtens den Ptolemäus für ſich nehmen, weil dieſer ſeinen Imaus offenbar anders und zwar nördlicher fixirt, als die übrigen Geographen, welche wol nur unbeſtimmt unter dieſem Namen alle Gebirge bezeichneten, die im Norden Hindoſtans ſich erheben, und in verſchiedenen Richtungen nord- und oſtwärts unter dem Namen Mustagh, Hima-

Digitized by Google

laya im engern Sinne zwiſchen Hinduſtan und Tibet, Hindu-Kuſch oder indiſcher Kaukaſus, Belurtagh ſtreichen, in welchem Sinne wol auch der Name Himalaya ſelbſt noch jetzt gebraucht wird. Daneben iſt aber nicht zu leugnen, daß Imaus auch bisweilen in einem engern Sinne zu nehmen iſt, wie wenn Plinius in der angeführten Stelle den Imaus ein Promontorium — Vorſprung — der Montes Emodi nennt. Dieſe Berge ſind Fortſetzungen des Paropamiſos, unter welchen das Quellgebirge des Indos nach Süden und des Oros nach Norden zu verſtehen ſind, alſo die Fortſetzung des eigentlichen indiſchen Kaukaſus oder des Hindu-Kuſch; demnach müſſen die Emodi, welche eine öſtliche Fortſetzung des Paropamiſos und die Quellgebirge des Ganges ſein ſollen, diejenigen Gebirgshöhen bedeuten, welche im Norden Hinduſtans als Knoten oder Anfangspunkte des Mustagh, der nach Koſchotai ſtreicht, und des Himalaya anzuſehen ſind, der nach Nepal (Nepaul) fortſtreicht, und zuletzt in ſeinen ſüdlichen Zweigen im bengaliſchen Meerbuſen ausläuft. In dieſem engern Sinne würde alſo der Imaus des Plinius zu faſſen ſein, wenn er ihn Vorſprung der Montes Emodi nennt; und ſo ſtimmt derſelbe mit dem eigentlichen Himalaya zwiſchen Tibet und Hindoſtan überein. Anders verhält es ſich mit dem Imaus des Ptolemäus. Ptolemäus gebraucht noch den griechiſchen Namen für Paropamiſos, alſo Kaukaſus, jetzt Hindu-Kuſch; dehnt dieſen etwas weiter nach Oſten, ſodaß die Emodi Montes ebenfalls eine öſtlichere Ausdehnung erhalten und bei ihm den Mustagh bezeichnen müſſen. Da nun der Imaus auch noch auf die öſtliche Seite der Gangesquellen zu ſetzen war, ſo ſah er ſich gewiſſermaßen genöthigt, noch die Ausdehnung des Himalaya nach Norden als Imaus anzunehmen, etwa von Kaſchmir an, und dadurch die Eintheilung des Landes Scythia intra und extra Imaum zu veranlaſſen, womit alles Land vom Einfluſſe des Rha (Wolga) in das kaspiſche Meer bis an das Land der Seren (China) und den Sinus Oceani Orientalis (ſ. japaneſiſches Meer und Meer von Ochotsk) bezeichnet werden ſoll. Da nun aber in dieſer großen Landesſtrecke mehre Gebirge eine nördliche Richtung nehmen, wie namentlich der hohe Altai und das Da Ur-Gebirge, ſo haben Andere wol auch an dieſes Gebirge bei dem Ptolemäiſchen Imaus gedacht. Man muß ſich immer daran erinnern, daß auch bei Ptolemäus der Name Imaus, wie Kaukaſus (was Andere Paropamiſus nennen) und Emodus, weniger Nomina propria, als appellativa, d. h. mehr allgemeine Benennungen für die Gebirge des mittlern Hochaſiens ſind. Daher werden denn für einzelne, freilich dem Ptolemäus nur ſehr unvollkommen bekannte, Gebirgszüge, woran jenes Land ſo ſehr reich iſt, noch beſondere Namen angeſetzt. So werden die Tapuri Montes und der Berg Askatancas, gr. ὁ Ἀσκατάγκας (wofür 1. Sect. 6. Th. fälſchlich Askatansas gedruckt iſt), als weſtliche Seitengebirge des Imaus vom Ptolemäus angegeben, deren Vergleichung mit Bergen aus der neuen Geographie um ſo ſchwieriger iſt, da das Alpenland des Altai, oder des Himalaya eine faſt unendliche Maſſe von kleinern Gebirgszügen enthält. Über Imaus vergleiche Ritter's Erdkunde. 1. Bd. S. 556. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IMAVENTIUS, nicht ſo richtig IMANUENTIUS, IMMANUANTIUS, König des Staates der Trinobanten, eines ausgezeichneten Volkes in Britannien, wurde von Caſſivellaunus des Lebens und des Reiches beraubt. Sein Sohn, der Jüngling Mandubratius, entging jedoch dem Tode durch die Flucht, und begab ſich nach Gallien zu Cäſar, und erſcheint als deſſen Anhänger, als dieſer ſeine zweite Heerfahrt nach Britannien that *). (*Ferdinand Wachter.*)

IMBAMBURA, Provinz der Republik Ecuador in Südamerika, welche das ehemalige Corregimiento Ibarra, vor der Abtrennung Quito's von Columbien auch Tacamez und Esmeraldas umfaßte, die aber ſeitdem zu beſondern Provinzen erhoben ſind. Sie liegt nördlich und nordöſtlich von Quito, begreift das Hochthal und die beiden Cordilleren, und gleicht daher in allen Beziehungen dem nahen Quito. Hauptſtadt iſt Ibarra (vergl. dieſ. Art.). Ihren Namen erhielt ſie von einem über die Schneelinie aufſtrebenden, wahrſcheinlich ausgebrannten Vulkan (0° 15′ n. Br.) im Südoſten von Ibarra, aus deſſen Zuflüſſen der kleine See San Pablo am ſüdlichen Fuße entſteht. (*E. Pöppig.*)

Imbargo, ſ. Embargo.

IMBARUS war nach Plinius (H. N. V, 22) ein Gebirge im Innern von Cilicia Trachea oder Tracheotis. Wie es ſcheint, lag es nordweſtlich von Soli. Nach Strabon (L. IX.) ward früher in Armenien auch ein Gebirge Imbaros genannt, allein jetzt iſt die Lesart von Koray in Nibaros richtig umgeändert worden. (*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IMBAT, Name des in den kleinaſiatiſchen Höhen während des Sommers von zehn Uhr Morgens bis nach Sonnenuntergang landeinwärts wehenden Windes. (*R.*)

IMBER oder IMBRIM, ſchwediſch IMMER, grönländiſcher Name der großen Taucherart: Colymbus glacialis *Linn.* und Eudytes immer *Illig.* (*Burmeister.*)

Imbercourt, ſ. Humbercourt.

IMBERIDO, ein großes Gemeindedorf (Commune) in dem nach dem Flecken (Borgo) Oggiono benannten Diſtricte der lombardiſchen Provinz Corno, in den Monti di Brianza, auf einer Anhöhe oberhalb des Lago d'Annone in einer überaus lieblichen Gegend gelegen, nur eine Miglie oſtnordoſtwärts von dem Hauptorte des Diſtricts (Capo luogo del diſtretto) entfernt, mit einer Gemeindedeputation, drei Mühlen (Al Layo, Lavalle und Al Muglio) und vier Maſſerien. Zu dieſem Dorfe gehören auch das kleine Dörfchen Molinetto, die Caſſine: Baravighetto, Bozzolasco, al Lago und alla Piana, und die Caſſinaggi Baravigo und Fuarnera. Eingepfarrt iſt die Gemeinde zur Pfarre St. Eufemia in Oggiono. Die Abhänge der Berge dieſer Gegend ſind nur auf eine kleine Strecke hinauf mit Wein bepflanzt; der höher gelegene Theil iſt meiſtens ſchlechte Weide, ſpärlich auf wenigen Stellen

*) *Julius Caesar*, de B. Gall. Libr. V. cap. 20.

Digitized by Google

mit etwas Holz bewachſener und größtentheils nackter Kalkfelſen. (*G. F. Schreiner.*)

IMBERSAGO, ein großes Gemeindedorf (Commune) in dem nach dem Flecken (Borgo) Brivio benannten Diſtricte der lombardiſchen Provinz (Delegation) Como, auf einem anmuthigen Hügel, deſſen öſtlicher Fuß der Addafluß, und deſſen ſüdlichen Rand ein kleines in die Adda ſich ergießendes Bächlein beſpülen, an der von Mailand über Vimercate nach Bergamo führenden Straße gelegen, welche für den Verkehr des bergamaskiſchen Val di St. Martino mit der Hauptſtadt des Königreichs von Wichtigkeit iſt, und auf der man den Addafluß bei Porto d'Imberſago mittels einer Überfuhr überſchreitet, nur ½ teutſche Meile ſüdwärts von dem Hauptorte des Diſtrictes (Capo luogo del diſtretto) entfernt, mit einem Gemeindevorſtande, einer eigenen, zum Erzbisthume Mailand gehörigen, katholiſchen Pfarre und einer dem heil. Marcellin geweihten katholiſchen Kirche. Zu dieſer Gemeinde gehören die Maſſerie: Bellaviſta, Caſcellazzo, Cazzalino, Colombe und Madonna del Boſa, die vereinzelte Villa Monbello und die Caſſinaggi: Ponte dell' Adda und Sabbione. (*G. F. Schreiner.*)

IMBERT, 1) **Barthélemy**, Mitglied der franzöſiſchen Akademie zu Nimes, wo er 1747 geboren war, widmete ſich frühzeitig faſt ausſchließlich den ſchönen Wiſſenſchaften und beſonders der Poeſie. Ein Gedicht in vier Geſängen, le jugement de Paris betitelt, das mehrmals, zuletzt zu Paris 1777, aufgelegt ward, zeigte von Talent. Es iſt mit Anmuth und Leichtigkeit geſchrieben, und mehre Stellen haben ein wahrhaft poetiſches Intereſſe. Imbert erfüllte jedoch in ſpätern Werken nicht die Erwartungen, zu denen jener erſte Verſuch berechtigte. Zu hart und unbillig urtheilt jedoch in jedem Falle der bekannte Kritiker la Harpe von ſeinem Dichtertalent, wenn er ſagt: „Il essaya tout et ne soutint rien; il fit des tragédies, des comédies, des romans, des contes en vers et en prose: tout est oublié depuis long-tems. Von dieſem offenbar zu ſtrengen Urtheile muß man ſein Luſtſpiel: le Jaloux sans amour, das ſich noch auf der franzöſiſchen Bühne erhalten hat, und ſeine leicht verſificirten, höchſt anmuthigen Fabeln und Erzählungen ausnehmen. Sie wurden unter den Titeln: Fables nouvelles, und Historiettes, ou nouvelles en vers zu Amſterdam 1773 und 1774 gedruckt, und befinden ſich auch in ſeinen Oeuvres poétiques. (Haye 1777. 12.) 2 Voll. Ungeachtet der Stoff zu Imbert's Fabeln größtentheils von andern Dichtern, z. B. von Gellert, entlehnt iſt, empfehlen ſie ſich doch durch ihren gefälligen Vortrag. Im J. 1788 veranſtaltete Imbert noch eine Choix de fabliaux. Imbert's philoſophiſche Erzählungen, aus dem Franzöſiſchen überſetzt, erſchienen zu Berlin 1785 in zwei Theilen. Durch eine Überſetzung von K. G. Leſſing (Berlin 1777) war auch Imbert's Roman: „Les egaremens de l'amour ou lettres de Fanny et de Milfort (Nouv. Édit. Paris. 1793. 3 Voll. 12.) in Teutſchland bekannt. Imbert ſtarb zu Paris den 23. Aug. 1790 *). (*Heinrich Döring.*)

2) **Joseph Gabriel**, geboren zu Marſeille 1666, geſt. 1749, der franzöſiſchen Malerſchule angehörend, ein Schüler des Charles le Brun und Franz van der Meulen. Mehr ſeiner Neigung für das hiſtoriſche Fach ſich überlaſſend, iſt in ſeinen Werken von der Schule des van der Meulen gar nichts zu bemerken, aber auch von dem Styl des le Brun liegt Vieles entfernt, ſodaß man wol ſagen könnte, er habe vom Charakter oder Styl ſeiner Lehrer nichts behalten. Sein religiöſer Sinn führte ihn in nähere Verbindung mit der Kirche, ſodaß er in ſeinem 34. Jahre in den Orden des heil. Bruno trat, in der Karthauſe von Villeneuve zu Avignon das Ordenskleid anlegte, und bis zum Tode daſelbſt verblieb. In ſeinem geiſtlichen Berufe wendete er die übrige Zeit für die Kunſt an, indem er mit wahrem frommen Sinn für mehre Klöſter und Kirchen ſeines Ordens, inſonderheit aber für die ſeines Wohnortes, arbeitete und malte. Als eines ſeiner größern Meiſterſtücke bewundert man das Hauptaltargemälde in der Kirche der Karthauſe zu Marſeille, welches den Calvarienberg in ſehr reicher großer Compoſition darſtellt. Dandré Bardon [1]) gibt darüber ein ſehr günſtiges und vollwichtiges Urtheil, indem er ſagt: „Geſchmackvolle Zeichnung, ſchöner Farbenton, ſchöne Abſtufungen im Erfaſſen des Maleriſchen der Bewegung, eine verſtändige Abwechſelung und Richtigkeit des Ausdrucks ſind in dieſem Werke vereinigt, ſodaß nur daſſelbe mit der größten Aufmerkſamkeit betrachtet werden kann" [2]). (*Frenzel.*)

IMBERT-COLOMÈS (Jacques). Dieſer treue Freund und Anhänger der letzten Bourboniſchen Dynaſtie wurde, aus einer alten und begüterten Kaufmannsfamilie ſtammend, 1723 und nicht 1725 zu Lyon in Frankreich geboren. Sein nach wahrem Gewinn ſtrebender Geiſt fand Führer und Wegweiſer in der Schule der Jeſuiten, und das ererbte Vermögen ſeines Vaters ſetzte ihn in den Stand, ſich nicht nur eine, für einen Privaten reichausgeſtattete, Bücherſammlung anzuſchaffen, ſondern auch ein chemiſches Laboratorium anzulegen, welches ſelbſt Fremde zu beſuchen ſtrebten. Doch gehörte er nicht zu denen, welche über ihrem Arbeitszimmer den Zweck, auf welchen ſich jedes Streben beziehen ſollte, die Mitmenſchen, vergeſſen. Sein menſchenfreundlicher Sinn ſprach ſich zu deutlich aus, als daß er nicht hätte erkannt werden ſollen. Man übertrug ihm mehre ſtädtiſche Ämter, und der kalte Winter von 1780 ſah ihn als erſten Scabin (échevin, Schöffen) der Stadt Lyon. Seinem Eifer, den er bei Herbeiſchaffung der Lebensmittel und des Brennmaterials bewies, verdankte Lyon es hauptſächlich, daß es weniger litt, als andere Städte. Dennoch konnte ihn dieſes Verdienſt

*) ſ. Dictionnaire Historique des Poëtes français (Par. 1805) p. 236. J. S. Erſch, Gel. Frankreich. Crabb's Univers. Historic. Dictionary. Ideler's und Nolte's Handb. der franz. Sprache und Literatur. Poetiſcher Theil. S. 536 u. fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie und Beredſamkeit. 6. Bd. S. 394. Baur's neues hiſtor.-biograph.-literariſches Handwörterbuch. 2. Bd. S. 894.

1) Traité sur la peinture suivi d'un essai sur la sculpture et d'un catalogue des Artistes les plus fameux de l'école françoise. p. 169. 2) *Watelet*, Dictionnaire Tom. IV. p. 564.

Digitized by Google

nicht ſchützen gegen die Stürme der Revolution, die ja ſo manches Große und Edle niederſchmettern und vernichten mußten, um die ſeit Jahrhunderten ſtagnirende und faulende Luft der Bürgerwelt Frankreichs und anderer Länder für künftige Geſchlechter zu reinigen. Wie faſt überall in Frankreich, ſo erhob ſich auch die Maſſe des Volkes in Lyon (1790); muthig ſtellte ſich ihr Imbert, da der Prévôt des Marchands (Oberbürgermeiſter) abweſend war, die alte Ordnung der Dinge ſchützend, entgegen, allein ſein Wort verhallte fruchtlos, die Menge brauſte fort, das Arſenal wurde erſtürmt, und Imbert, in ſeinem eigenen Hauſe angegriffen, fand nur Rettung in der Flucht nach Bourg, wohin ihn ein ſchützender Engel geleitete. Die Einwohner dieſer Stadt nahmen ihn willig auf, indeſſen hielt es der conseil général doch für nöthig, über dieſe Sache an das Miniſterium nach Paris zu berichten. Necker ſprach ſich bei dieſer Gelegenheit äußerſt ehrenvoll über Imbert aus, vorzüglich an deſſen erwähnte Verdienſte im J. 1780 erinnernd, und ſo blieb dieſer bis zum J. 1793 ruhig in Bourg. Da zog ihn die Liebe zur Vaterſtadt wieder nach Lyon; die Belagerung der Stadt machte es ihm jedoch unmöglich, in dieſelbe einzudringen. Allein er wurde erkannt und auf dem Fuße verfolgt. Jetzt ſah Imbert nur zu gut, daß für ihn in Frankreich kein Heil mehr zu erwarten ſei, und ſo eilte er mit ſeinem Freunde Poidebard über den Schnee und das Eis der Alpen nach dem der Sache, die er verfocht, befreundeten Piemont, wo er bei den vorangegangenen Emigranten eine gaſtliche Aufnahme fand. Doch auch hier konnte Imbert nicht lange bleiben, er durchwanderte heimathlos Teutſchland und ſuchte ſeinen Fürſten in dem kalten Rußland auf. Dies Letztere hatte zur Folge, daß er, mit geheimen Aufträgen beehrt, 1797 nach Frankreich zurückkehrte, obgleich er noch auf der Emigrantenliſte ſtand und den Nationalconvent zu fürchten hatte, und ſo ſehr hatte dieſer ſich verhaßt gemacht, daß Imbert, der Königsfreund, von dem Rhônedepartement zum Deputirten bei dem Rath der 500 erwählt wurde. Der erſte Schritt ſeiner hier beginnenden kurzen politiſchen Laufbahn zeigte den Mann, der die Heiligthümer ſeiner Mitmenſchen zu achten weiß. Imbert klagte den Verwaltungsrath wegen Verletzung des Briefgeheimniſſes an, und wer weiß, wohin ſeine Anklagen und muthig begonnene Bekämpfung mancher andern Misbräuche geführt haben würde, wäre nicht die Seſſion durch die Ereigniſſe vom 5. Sept. 1797 beendigt worden. Jetzt erſchien Imbert's Name auf der Liſte der zu verbannenden; er ſelbſt entging jedoch dem traurigen Schickſal, welches ſeiner wartete, durch ſchleunige Flucht nach den freien Gauen des teutſchen Landes. Die Conſularen vergaßen ihm jedoch ſeine freie Sprache nicht. Vielen eröffnete die Revolution am 18. Brumaire 1799 den Weg zur Rückkehr in's Vaterland, für Imberten blieb er verſchloſſen, ja es wartete ſeiner noch Härteres. Auf Napoleon's Geheiß, der hier ein Vorſpiel gab, welchem das Nachſpiel von Palm's Ermordung würdig entſprach, wurde Imbert im Julius 1801 in Baireuth mit andern Emigranten überfallen, ſeiner Papiere [1]) beraubt und lange Zeit in ſeinem Zimmer gefangen gehalten [2]).

Ludwig XVIII. tröſtete den Greis von Rußland aus in einem ſchmeichelhaften Schreiben und lud ihn ſpäter zu ſich nach England ein. Imbert, obgleich bereits 80 Jahre alt, begab ſich 1809 in das allein noch freie Inſelreich, wo der Tod den Vielgeprüften noch in demſelben Jahre zu Bath überraſchte. (*G. M. S. Fischer.*)

Imbibition (absorptio), ſ. Einſaugung.

IMBIRIBI heißt in Braſilien eine in Europa noch wenig bekannte officinelle Baumrinde. Sie iſt adſtringirend, der Alcornoquerinde (von Bowdichia virgilioides *Kunth*) ähnlich, blaß-braunroth, hat eine ziemlich glatte, graue Oberhaut, und der grobfaſerige Baſt liegt dicht an. (*A. Sprengel.*)

IMBLOCAT oder Bloc (ſo im Niederländiſchen), ein eigenthümlicher, auf Abhaltung der ſchädlichen Ausdünſtung des verweſenden Leichnams berechneter, Sarg für Excommunicirte, welche nicht begraben werden durften, um ſie bis zur Aufhebung der Excommunication darin aufzuſtellen. (*R.*)

Imbosch, einerlei mit Herzogenbusch (ſ. d. Art.).

IMBRAMOS, ein Beiname des Hermes nach der Inſel Imbros, wo er mit den ſogenannten Kabiren verehrt wurde, war bei den Kariern im Gebrauch. (*R.*)

IMBRASIA (*Ἰμβρασία*) iſt Beiname der Here vom Fluſſe Imbraſios (Imbraso) auf der Inſel Samos, in deſſen Nähe ſie geboren ſein ſoll *), nach Einigen auch der Artemis. (*R.*)

IMBRASUS iſt eins der drei Flüßchen, welche ſich auf der Inſel Samos vorfinden und früher Parthenios hieß (*Strab.* L. X). Es floß bei der Vorſtadt und dem alten Heiligthume der Juno, dem Heräon, vorbei, welche vor der eigentlichen Stadt Samos lagen. Kallimachos belegt daher die Here mit dem Beiworte *Ἰμβρασίη* (*Strab.* XIV. p. 637. *Plin.* V, 37).

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IMBREVIATURA bedeutet in der Gerichtsſprache des Mittelalters im Allgemeinen jede kurz zuſammengefaßte, ſchriftliche Notiz über einzelne Vorgänge vor Gericht; ſodann werden damit Gerichtsprotokolle bezeichnet, die ein ſogenanntes Resumé über die Verhandlungen liefern. Auch verſteht man hier und da überhaupt gerichtliche Protokolle darunter, während anderwärts wieder ſowol gerichtliche Formulare zu Rechtsgeſchäften, namentlich zu Käufen, Dienſtverträgen, Lehensverpflichtungen ꝛc., als auch Acten-Regiſtranden, Inventarien, Verzeichniſſe von Lehenspertinenzen (ſogenannte dinumeramenta feudalia, denombrements féodaux) und ähnliche, zu ge-

1) Die ihm entriſſenen Schriften ließ Napoleon unter dem Titel: Papiers saisis à Bareuth et à Mende in Paris drucken. 2) Man ſagt, daß Delile im vierten Geſange der Frömmigkeit in folgenden Verſen auf dieſes Ereigniß anſpiele:

Gardez-vous donc d'offrir la scandaleuse scène
De ces coeurs généreux punis d'aimer leur roi etc.

*) *Pausan.* Achaic. (L. VII.) cap. 4. §. 4. *Apollon.* Argonaut. I, 187 und Schol. dazu.

richtlichem Behufe dienende Indices unter der Bezeichnung: imbreviaturae vorkommen. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMBRIACO oder IMBRIAGO heißt an den italieniſchen Küſten der Fiſch, welchen Linné als Trigla lineata im Syſteme aufgeführt hat; ſ. Trigla. (*Burmeister.*)

IMBRICARIA. Unter dieſem Namen ſind drei Gewächsgattungen aufgeſtellt worden. Zuerſt gab ihn Commerſon und nach ihm Juſſieu einer Pflanzengattung aus der Familie der Sapoteen; dieſe Imbricaria hat Willdenow mit Mimusops (ſ. d. Art.) vereinigt. Eine andere Gattung aus der Familie der Myrteen, welche Smith (Transact. of the Linn. Soc. III. p. 258) unter der Benennung Imbricaria beſchrieb, iſt nicht weſentlich von Bäckea *L.* (Jungia *Gärtner*, Mollia *Gmelin*, Leptospermi sp. *Forster*, *Labillardière*) verſchieden. Außer den zwei unter Bäckea (Allg. Enc. S. 1. 7. Bd. S. 103) angeführten Arten ſind aber inzwiſchen noch 14 andere, alle Sträucher aus Neuholland und Neuſchottland, bekannt geworden. Die Flechtengattung endlich, welche Acharius Imbricaria und Hoffmann Lobaria nannte, bildet eine Unterabtheilung von Parmelia. (*A. Sprengel.*)

IMBRIOS (*Ἴμβριος*), Gemahl der Medeſikaſte, einer Tochter des troiſchen Königs Priamos, und Sohn des Mentor aus Pedäos in Karien [1]). Da er im trojaniſchen Kriege ſeinem Schwiegervater zu Hilfe gekommen war, tödtete ihn Teukros [2]). (*R.*)

Imbro, Embro, ſ. Imbros u. Osmanisches Reich (S. 334).

IMBROGLIO, teutſch Verwirrung, wird zuweilen als Kunſtausdruck in der Muſik gebraucht. In der Regel verſteht man darunter eine ſolche Verrückung der Taktart, daß z. B. der $\frac{3}{4}$ Takt durch nahefolgende gegen ſeine Natur angebrachte Accente wie $\frac{2}{4}$ Takt klingt. Dies entſteht durch ſyncopirte Noten, die den ſchweren Takttheil verklingen laſſen im Aushallen der Töne und den ſchwachen durch ſcharfes Betonen derſelben empfindlich herausheben und vorherrſchend machen. Koch in ſeinem muſikaliſchen Lexikon und nach ihm das neue ſtuttgarter, führen zum Beweiſe ein Trio einer Menuett von J. Haydn an. Das letztgenannte Werk hätte nur mit einiger Umſicht viel ſchlagendere Beiſpiele aus Beethoven's ſymphoniſchen Menuetten und andern Werken, z. B. aus dem Clavier- und Violoncellſatze, den Himmel mit einem hinkenden Hunde verglich, in Erwähnung bringen können. Auch Cherubini geht nicht ſelten in ſolchen Dingen weit, ſogar in Opernarien, deren eine durchaus ſyncopirte Begleitung hat. Hier werden alſo die Hörer mit Fleiß, aus Abſicht des Componiſten, plötzlich in einen ganz entgegengeſetzten Rhythmus verwickelt, was natürlich beunruhigend oder poſſirlich wirkt. Geſchieht es am rechten Orte, ſo iſt es eben recht. Nur zu lange anhaltend darf dergleichen nicht ſein, wenn es nicht unangenehm werden ſoll. Es verſteht ſich, daß eine ſolche Verwirrung nur für die Hörer, durchaus nicht für die Ausübenden vorhanden ſein darf, wenn ſie nicht gradezu unkünſtleriſch und ein Fehler werden ſoll. Allerdings kann das tempo rubato hierher gerechnet werden; es iſt aber etwas ganz anderes, als eine vom Tonſetzer abſichtlich geſchriebene widertaktige Zuſammenziehung und Verdrehung der Haupttakttheile. Hier liegt das unſichere Tempo mehrer Takte im willkürlichen Vortrage der Sänger und Soloſpieler, deren Geſchmackloſigkeit es nicht ſelten übertreibt, wovor man ſich zu hüten hat. Noch weniger darf eine wirkliche Confuſion unter den Muſikern dadurch entſtehen; ſie iſt und bleibt nur eine ſcheinbare für das Gefühl der Hörer, oder die Sache ſelbſt wird ſchülerhaft und ſchlecht. Mit gleichem Grunde könnte man auch von einem Imbroglio harmoniſcher Art reden, obgleich noch Niemand, ſo viel wir wiſſen, darauf Rückſicht genommen hat, es wäre denn, um damit die Gedankenverwirrung ſchlechter Scribler auszudrücken. Es muß durchaus eine ſolche Unklarheit mit Bedacht am rechten Orte herbeigeführt worden ſein. Eine ſolche und von eingreifendſter Art findet ſich z. B. in Seb. Bach's Motette, wo er „das unausſprechliche Seufzen" ausdrücken will. Die Harmonie wird hier bei aller Regelmäßigkeit ſo verwickelt, daß ſelbſt Muſikkundige, ſahen ſie den Satz nicht, beim bloßen Hören den klaren Zuſammenhang der Accorde ſchwerlich zu verfolgen im Stande ſein werden. Die Abſicht iſt aber klar und die Sänger müſſen rein und ſicher bleiben, wenn die Wirkung nicht völlig verfehlt werden ſoll. (*G. W. Fink.*)

IMBROS, IMBRUS (Geogr.), 1) eine Inſel, ſüdöſtlich von Samothrake gelegen, fünf Meilen von dem Hellespont, hat ſieben Meilen im Umfange und iſt, wie ſchon Homer (Il. XIII, 33) bemerkt, mit ſtarren Ufern umgeben. Die Inſel iſt voll hoher Berge und Wälder, zwiſchen denſelben aber fruchtbare, mit vielen Quellen bewäſſerte Thäler. In den Wäldern iſt viel Wild, beſonders Schweine und Haſen. Die Inſel hatte eine Stadt gleiches Namens, auf der öſtlichen Seite, mit einem Hafen, und war wegen der Verehrung der Kabiren und des Hermes, wie Samothrake berühmt. Die Ruinen ſind noch vorhanden. Bei denſelben befindet ſich jetzt ein Flecken, der durch ein Caſtell vertheidigt wird. Drei andere Flecken oder Dörfer ſind noch vorhanden. Die ganze Bevölkerung ſoll 1500 Menſchen betragen *).

2) Wird auch ſo von Strabon (XIV. p. 651) eine Feſtung genannt, welche auf einer Höhe oberhalb der Stadt Kaunos in Karien erbaut war. Von Diodor (XX, 27) werden zwei Feſtungen Herakleum und Perſicum bei dieſer Stadt genannt.

(*Pet. Friedr. Kanngiesser.*)

IMBROS (Myth.), *Ἴμβρος*, einer der 50 Söhne des Ägyptos und der Kaliande; ihm wurde die Danaide Euippe zur Braut beſtimmt †). (*R.*)

IMBSEN, Pfarrdorf des Königreichs Hanover, liegt im Fürſtenthume Göttingen, hat 21 Häuſer und 141 Einwohner und iſt Hauptort des geſchloſſenen Gerichts derer

---

1) *Homer.* Il. XIII, 171 sq. *Pausan.* Phocic. 25. §. 4. 2) *Homer.* l. c.

*) *Strab.* X. p. 457. *Plin.* IV, 12. *Liv.* XXV, 43. Voyage par *Wheler.* p. 112.

†) *Apollod.* Biblioth. II. c. 1. §. 5.

Digitized by Google

von Stockhauſen mit 161 Häuſern und 1010 Einwohnern. (*Crome.*)

IMBSEN, eine aus dem Paderbornſchen herſtammende Familie, ſcheint um die Mitte des 17. Jahrh. in der Perſon des Johann von J. geadelt worden zu ſein. Deſſen Sohn, Hildebrand Eucharius, des heil. Röm. Reichs Ritter und Edler von Imbſen, fürſtl. paderbornſcher Hof- und Regierungsrath, hatte in der Ehe mit einer von Breitenbach die Söhne Johann Theodor, Johann Wilhelm und Johann Konrad. Johann Theodor, kaiſerl. königl. wirklicher Hofrath, geheimer Staatsſecretair und Kanzler des Ritterordens vom goldenen Vließe, wurde ſammt ſeinen Brüdern den 20. Dec. 1720 in den böhmiſchen und erbländiſchen Herrenſtand, und den 3. Februar 1721 in den Reichsfreiherrenſtand erhoben. In den Jahren 1724 und 1725 ward er in verſchiedenen kaiſerlichen Commiſſionsgeſchäften an mehre Höfe und Reichskreiſe verſendet. Im J. 1733 erkaufte er von dem Grafen von Lamberg um 310,000 Fl. die bedeutende Herrſchaft Kunſtadt in dem brünner Kreiſe von Mähren; außerdem hat er auch die ſlawoniſchen Herrſchaften Pleternicza, Pakracz und Veröcze, in Ausdehnung ſo manchem Fürſtenthume gleich, und in dem glogauſchen Kreiſe von Schleſien die Güter Heinzendorf, Herbersdorf, Neudorf und Neugut erworben. Er ſtarb zu Wien den 13. Febr. 1742, ſeine Witwe, Maria Anna Locher von Lindenhaim, im J. 1759. Von eilf Kindern überlebten ihn, nur um wenige Jahre, zwei Söhne, Johann Nepomuk Theodor Franz und Eugen Friedrich; ſie ſtarben beide unverehelicht. Die jüngſte Tochter, Maria Theodora Johanna Franziska, heirathete den Grafen Franz Karl Podſtazky, und ſtarb unbeerbt im J. 1773; die ihr zugetheilt geweſenen ſlawoniſchen Beſitzungen wurden während ihrer Minderjährigkeit von den Vormündern um eine Kleinigkeit verkauft. Ihre Schweſter, Maria Antonia Januaria, beſaß Kunſtadt und die ſchleſiſchen Güter, heirathete ihren Vetter, den Freiherrn Franz Arnold von Imbſen, und ſtarb als kinderloſe Witwe im J. 1784, daher Kunſtadt einer mütterlichen Verwandten, der Maria Anna Locher von Lindenhaim, verehelichten von Honrichs, zu Theil wurde. Johann Wilhelm, ein Bruder des Staatsſecretairs, war fürſtl. paderborn- und hildesheimiſcher Hofrath, und ſtarb im J. 1731, aus ſeiner Ehe mit Maria Anna Freiin von Dalberg drei Söhne hinterlaſſend. Von dieſen hatte nur der mittlere, Johann Theodor Rochus, kaiſerl. königl. Hauptmann, Nachkommenſchaft, und zwar einzig Töchter. Der jüngſte, Franz Arnold, Freiherr von J., kaiſ. königl. Rath bei dem Appellationstribunal in Mähren, ſtarb zwiſchen den Jahren 1756—1758. Seine Gemahlin, die ſchon genannte Maria Antonia Januaria von Imbſen, hatte ihm keine Kinder geboren; er vermachte daher ſeine Güter im Paderborniſchen, zu Wever und Stuckenbroeck, ſeinem Vetter, Werner Philipp Moritz von J. Dieſer, ein Sohn von Johann Konrad, Freiherrn von J., dem jüngſten Sohne von Hildebrand Eucharius, ſcheint unverehelicht geblieben zu ſein, hatte aber einen Bruder, Ignaz Theodor Wilhelm, der noch 1782 als Pfarrer und Ruraldekan zu Sebranicz, auf der Herrſchaft Kunſtadt lebte, keinesweges aber, wie zwar Wißgrill berichtet, Domicellar zu Hildesheim geweſen iſt. Vermuthlich wird er eine Präbende bei einer Collegiatkirche in der Stadt Hildesheim beſeſſen haben. (*v. Stramberg.*)

IMBSHAUSEN, Pfarrdorf des Königreichs Hannover, im Fürſtenthume Göttingen, mit 60 Häuſern und 530 Einwohnern. Hauptort des geſchloſſenen Gerichts derer von Strahlenheim, mit 108 Häuſern und 850 Einwohnern. (*Crome.*)

Imbst, ſ. Imst.

Imelin, ſ. Imi.

IMENARETE (Eimenarete), Gemahlin des Calchodon und Mutter des Elephenor, welcher den Krieg gegen Troja mitmachte *). (*R.*)

IMER, latein. Imerium, eine zu dem gräflich Welsbergiſchen Patrimoniallandgerichte Primiero gehörige Ortſchaft, im öſtlichſten Theile des trienter Kreiſes der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, im Thale Primör, am Fuße des Berges Ragauna, am rechten Ufer des Cismone gelegen, eine Stunde von dem Hauptorte des Thales und Landgerichtes entfernt, mit einer eigenen katholiſchen Curatie der Pfarre und des Dekanats Primiero, welche zum Bisthume Trient gehört, von zwei Geiſtlichen beſorgt wird und 854 Pfarrkinder zählt, einer eigenen den heil. Apoſteln Petrus und Paulus geweihten katholiſchen Kirche und einer Schule. (*G. F. Schreiner.*)

IMERACH, IMERACHISMUS. Der bekannte Reiſende John Dundas Cochrane erwähnt †) unter dem Namen Imerachismus eine in Kolyma und einigen ſüdlicher liegenden Gegenden des aſiatiſchen Rußlands vorkommende eigenthümliche Krankheitsform, welche den davon Befallenen, Imerach genannt, mit der heftigſten Wuth, Furcht und Verdruß erfüllt, ohne daß ſonſt die Geſundheit weſentlich geſtört würde. Alles was in der Gegenwart eines ſolchen Kranken vorgenommen wird, mag es noch ſo ſonderbar, unpaſſend oder heftig ſein, wird von ihm nachgemacht. Cochrane lernte einen Mann kennen, der beim Angriffe eines weißen Bären plötzlich von ſolchen Paroxismen befallen wurde und alles nachahmte, was der Bär that, zu ſchreien und zu brüllen ꝛc., bis ihm Andere zu Hilfe kamen und das Thier tödteten. Dieſelbe Perſon konnte durch einen bloßen Schlag an die Wand dahin gebracht werden, daß ſie die bei ihm befindlichen Perſonen knuffte. Daß ein ſolcher auffälliger Nachahmungstrieb auch oft zu Foppereien und Scherzen benutzt werden wird, läßt ſich erwarten, und Cochrane verſichert es ohnehin noch ausdrücklich. Wird jedoch durch ſolche Neckereien dieſe krankhafte Neigung genährt und wiederholt in Thätigkeit geſetzt, ſo wird ſie dadurch immer ſtärker, und das Befinden deſſen, in dem ſie wohnt, nach und nach ſchlechter. Cochrane hegt ſogar die Anſicht, daß manche das Übel ſelbſt erſt dadurch in ſich erzeugen, daß ſie die Handlungen der damit wirklich Behafteten zum Spaß öfter wiederholen. (*R.*)

*) *Hygin.* fab. 97.

†) Narrative of a pedestrian Journey through Russia and Siberian Tartary. Ed. 2. (Lond. 1824). Vol. I. p. 293 sq.

Digitized by Google

Imerapura, ſ. **Ammarapura**.

IMERETI, eine kaukaſiſche, ehemals zum türkiſchen Georgien gehörige, nunmehr ruſſiſche Provinz, zu welcher man im weitern Sinne außer der benachbarten Berg- und Küſtengegend Abaſa (Awchaſien) auch Mingrelien und Guria rechnet. Das eigentliche Imereti, im Norden durch das kaukaſiſche Schneegebirge (Elburs), im Oſten durch die alte kolchiſche, nachher laziſche Pforte bei Sarapana, im Süden durch das Kalkgebirge von Akalzighe, im Weſten und Südweſten durch Mingrelien und Guria begrenzt, und durch den Rhion (der erſt am Ausgange ins ſchwarze Meer den Namen Phaſis, jetzt Faſche, führt) durchſchnitten, gehörte zum Gebiete des alten Kolchis. Früher unter der Herrſchaft der georgiſchen Könige von Kartueli ſtehend (daher man dieſe Gegend für einen Theil des alten Iberiens gehalten hat), erhielt Imereti im 15. Jahrh. ſeine eigene Zaren, welche bald Vaſallen des türkiſchen Kaiſers wurden. Der letzte Fürſt von Imereti, der unglückliche Salomo II., der in Folge der ruſſiſchen Invaſion des Kaukaſus nach und nach ſeines Anſehens und ſeiner Einkünfte beraubt wurde, war aus der alten georgiſchen Familie Bagration; nachdem er ſich 1804 für einen Vaſallen Rußlands erklärt hatte, wurde er, wie man ſagt, ſeiner Untreue wegen, gefangen geſetzt; im J. 1810 nach ſeiner Entfliehung ließ er ſich durch ein Jahrgehalt abfinden, und irrte eine Zeit lang wie ein armer Verbannter umher. (Vgl. das Tagebuch von Felix Lagorio in den geograph. Ephemeriden. 31. Bd.) Damals wurden auch die alten Landesherren von Mingrelien und Guria ruſſiſche Lehenträger, und unter polizeiliche Aufſicht des kaiſerlichen Statthalters von Imereti geſtellt; ſo entſtand eine neue politiſche Ausdehnung von Imereti, womit die Abaſa (Awchaſien) in Verbindung geſetzt wurde. Der Rhion, auf der Oſtſeite des Schneegebirges von Elburs entſpringend, nimmt in Imereti alle Flüſſe, beſonders die Quirila (Kwirili), auf, durchzieht das Land in ſchiefer ſüdweſtlicher Richtung, iſt bei Kotais (Cotatis), der Hauptſtadt von Imereti, 200 Schritte breit, trennt Mingrelien von Guria und fällt als Phaſis oder Faſche (nach türkiſcher Ausſprache) bei Pothi ins ſchwarze Meer. Die Zahl der Städte und Flecken aber iſt in dieſem ehemals ſo blühenden Lande, wo Berge und Thäler unter einem weder zu kalten noch zu warmen Klima abwechſeln, ſo gering, daß ganz Imereti einem platten ſchlechtbebauten Erdſtriche gleicht; in den Wäldern hauſen nicht blos Dachſe und Füchſe, ſondern auch Wölfe, Bären, Schakals und Tiger. Die Weide und Viehzucht, auch Pferdezucht, iſt gut, auch die Bienenzucht (es findet ſich hier der feſte gewürzhafte wilde Steinhonig in Felſenſpalten) und der Seidenbau ſtehen hier auf einer höhern Stufe, als in andern Gegenden des Kaukaſus. Auch findet man hier Ghomi, eine Hirſenart, die ſtatt des Brodes zu Brei gekocht wird, vortrefflichen Tabak, und nach dem Urtheile reiſender Engländer würde hier der Indigo nicht minder gedeihen. Aber Reis, Flachs und Hanf, und die nach Güldenſtädt erzreichen Gebirge werden vernachläſſigt, an Salz fehlt es (ungeachtet eines hier bemerkten Salzſees, deſſen Dunſt, dem Veilchengeruche ähnlich, die Gicht heilen ſoll,) faſt gänzlich; auch der Wein, welcher in hölzernen Trögen gekeltert und in großen in die Erde gegrabenen Töpfen aufbewahrt wird, verdient eine beſſere Pflege; denn ſchon jetzt wird er dem kachetiſchen, und noch mehr dem doniſchen, kislarſchen und krimmiſchen vorgezogen. Im Nordoſten von Imereti, wo das Klima bei einer höhern Lage kälter, und beim Mangel des Waſſerabzuges feuchter iſt, findet man Kröpfe, die ſonſt im Kaukaſus ſelten ſind. Gamba (Voyage dans la Russie méridionale [Paris 1826]), welcher die Länge des Landes auf 132, die Breite auf 25 franzöſiſche Stunden berechnet, nimmt die Anzahl der Einwohner (unter denen ſich viele Armenier und Juden befinden) auf 81,000 an, wenngleich die ſelbſt durch den Überfluß der Vegetation herbeigeführte Sterblichkeit von Zeit zu Zeit jede Rechnung der Art unſicher macht. Auch wandert der arme Imeretier, durch Jahrhunderte unter dem Drucke des Lehenſyſtems und von Fürſten und Edelleuten ausgeſogen, mit ſeinem Steinhonig in der Taſche, durch eine außerordentliche Ausdauer und Schnelligkeit als Fußgänger unterſtützt, oft aus, gewöhnlich nach Tiflis, wo man ihn als Laſtträger gebraucht; kleine hier eigenthümliche Mützen, langes Haupthaar, ein geſchorenes Kinn mit einem Stutzbarte, kurze, nicht bis an die Kniee reichende Röcke, auf den Hüften zuſammengeſchlagene Tuchfalten, Bänder um die Waden, und ein breiter Bauchgürtel zeichnen ihn aus. Gamba ſchildert die Imeretier als groß, ſtark, und im Trinken und Jagen unvergleichlich. Aber bei aller Unwiſſenheit ſind ſie meiſtens in allen Ständen ſo betrügeriſch, daß man noch unter ihren letzten Fürſten die Namen der Urkunden radirt und verfälſcht fand, und daß die ruſſiſchen Commiſſarien alle Erbgüter neu regiſtriren mußten. Die Ruſſen haben außer andern guten Einrichtungen insbeſondere durch die in Folge der Ukaſe von 1821 eingeführte Handelsfreiheit den innern Verkehr befördert (der Freitag iſt hier wie in Mingrelien nach einer alten aſiatiſchen Sitte als der Tag vor dem Sabbath der allgemeine Markttag); auch die böſe Sitte der habgierigen Stammesfürſten und Vaſallen, auf Unkoſten der Landbewohner in den Dörfern umherzuziehen und die Vorräthe aufzuzehren, ſehr beſchränkt. Die griechiſche Religion hat hier, wie in ganz Georgien, wenig Einfluß auf die Milderung der Leibeigenſchaft. Die Edelleute, Bediente der Fürſten, hielten ihre Leibeigene, wie die Biſchöfe; ſelbſt der gemeine Klerus war leibeigen. Dem eigenen Patriarchen oder Katholikos von Imereti war auch der von Guriel unterworfen; das Patriarchat iſt aber ſeit der ruſſiſchen Organiſation dem Katholikos von Tiflis unterworfen, deſſen Bezirk nunmehr, unter Oberaufſicht der Synode zu Petersburg, alle ehemalige georgiſche Provinzen begreift. Statt der ehemaligen nach den fürſtlichen Erbfamilien benannten Diſtricte [1]) iſt nach

1) Vgl. Güldenſtädt's Reiſe nach Georgien und Imereti, 1815 durch Klaproth herausgegeben, ob man gleich die von Pallas beſorgte Ausgabe (1791 in 2 Bänden) dieſes trefflichen Naturforſchers und Geographen dabei nicht entbehren kann. Ferner Gaſpari's und Haſſel's vollſtändige Erdbeſchreibung. 12. Bd. S. 684.

Gamba die Provinz jetzt in vier Hauptcantons oder Kreiſe vertheilt: 1) Kotais, 2) Twala, 3) Scharapana, 4) Radſcha. (Andere nennen [außer Kotais und Radſcha] noch Wakin, Sadſcher, Tſchcher und Bagdat.)

Die Hauptſtadt war immer das ſchon im Alterthume bekannte, nachher von den Genueſern befeſtigte, aber verfallene Kutais oder Cotais, nach Procopius, der dieſen Ort Kutatiſium nennt, die uralte Reſidenz des Äetes, wenigſtens in der Nähe derſelben, und demnach, wie ſie d'Anville nennt, die Vaterſtadt der Medea. Die alte Stadt lag auf einem Berge am rechten Ufer des Rhion oder Phaſis, die neue liegt links [2]) in einem Felde, in einem Halbzirkel von Gebirgen umgeben, aber außer der alten verfallenen Kathedrale (von byzantiniſcher Bauart) und einigen andern kleinern Kirchen nur mit Strohhütten verſehen. Das ruſſiſche Gouvernement hat jedoch hier zur Garniſonirung eines Bataillons und 500 Koſaken, die im Innern den Waarenvertrieb ſichern ſollen, Kaſernen und Spitäler erbaut. Auch hat ein zur Hälfte mit Imeretiern beſetztes ruſſiſches Civil- und Criminalgericht hier ſeinen Sitz. Der ruſſiſche Gouverneur Gortſchakow hat auch die Stadt durch Baumpflanzungen (Pappeln, Feigen und Nußbäume) verſchönert, und die Waaren des neubelebten Bazars (800 Juden, die Hälfte der ganzen Bevölkerung, treiben ſich hier umher,) kommen nicht nur aus Tiflis und Akalziche, ſondern auch aus Conſtantinopel. Kotais, anmuthig gelegen und durch große Wohlfeilheit der Lebensmittel ausgezeichnet, kann eine der bedeutendſten Städte im Kaukaſus werden. Der alte König Salomo hielt hier eine Buchdruckerei unter Aufſicht des Stadtpredigers; ſeine Ärzte waren die drei italieniſchen Prieſter der dortigen für ungefähr 40 arme katholiſche Familien eingerichteten römiſch-katholiſchen Kirche. Auch liegt noch ein Frauenkloſter vor Kotais. Weiter öſtlich an der Kucha, einem Nebenfluſſe des Rhion, liegt der große Marktflecken Choni, ehemals der Sitz des imeretiſchen Erzbiſchofs, von 200 Familien bewohnt, welche treffliche Seide, Tabak, Hanf und Wein bereiten, auch mit Obſt und Gemüſe handeln. Hier werden die einheimiſchen grauen Tuchmützen, Tuchröcke, Baumwollenwaaren von allerhand Farben, Taffet mit Saflor gefärbt, kupferne Keſſel und Sprachröhre bereitet; auch iſt hier eine Niederlage des Salzes aus der Krim, und der Hauptſitz des imeretiſchen Pferdehandels. Von da gelangt man die Quirila entlang bis Sarapana, wo, der Sage nach, Medea auf der Flucht ihren Sohn zerhackte (Sara heißt auf perſiſch Kopf, pana das Glied), bei Procop Sarapanis [3]), nach der Zerſtörung der Lazier als Feinde der Perſer von den Türken in Form eines Parallelogramms wieder erbaut und Choraban genannt, dann wieder zerſtört, und endlich von den Ruſſen als Hauptort eines Kreiſes wieder hergeſtellt. Hier, wo an der Grenze des alten Iberiens der alte aſiatiſche Waarenzug des kaspiſchen und ſchwarzen Meeres, des Cyrus und Phaſis, ungeachtet eines ſteilen Landweges von vier Tagereiſen, ſtattfand, war der Rhion oder Phaſis von der Mündung aus erſt mit größern, dann mit kleinern Schiffen befahren (noch 1737 ſollen türkiſche Schiffe dieſen Waſſerweg bis Sarapana gefahren ſein), während er jetzt ausgehöhlte Baumſtämme und kleine Barken trägt, nach Strabon durch 120 Brücken beſetzt; eine Nachricht, welche Gamba, der den Gibbon ſtatt des alten Cappadociens zum Gewährsmanne hat, wegen der dermaligen ſchlechten Beſchaffenheit des Rhions und der hier einſtrömenden Quirila mit Unrecht bezweifelt. Im Norden von Imereti liegt an der Grenze der Baſianen und Dugoren der hochgelegene, den obern Rhion einnehmende fruchtbare Diſtrict Radſcha, von 5000 georgiſchen Familien bewohnt, welche, ſtolz auf ihre Induſtrie, die andern Imeretier und Mingrelier als Gomophagen (Hirſenfreſſer) verachten. Hier gibt es in den Ebenen alle Arten von Feld- und Gartenfrüchten, welche bei einer zugleich naſſen und heißen Luft gedeihen; auf den Bergen, außer den Bären und Wölfen, Steinböcke und Gemſen, in der niedern Waldgegend Rehe und Hirſche, aber weder Büffel noch Eſel. Auch werden die kleinen ſtarken Pferde und das Rindvieh von Radſcha gerühmt. Da die Luft hier rein und zur Geneſung von Fiebern geſchickt iſt, ſo verpflanzt man von Zeit zu Zeit die in Kotais garniſonirenden Soldaten hierher. Auch hat man nach Yermolof's Vorſchlag die Weiber der ruſſiſchen Heere aus Georgien hier angeſiedelt. Gamba bemerkte hier mineraliſche Heilwaſſer, und hatte von Silberminen gehört. Auch fand man hier alte Saſſanidenmünzen. In der Mitte des Waldes (wie ſich denn hier Ruinen alter Thürme und Kaſtelle finden) iſt eine alte, dem St. Gregor geweihte Kapelle, wohin man noch jetzt wallfahrtet. Merkwürdig iſt in dieſem Diſtricte das Dorf Oni wegen des Handels, den hier Imeretier, Armenier und Juden mit Eiſenwaaren aus dem imeretiſchen Dorfe Zadis (Zediſſi), mit Baumwollenzeuch aus Kardueli, und mit Salz treiben. Bei Zadis findet man groben Blutſtein, und das daraus nach dreimaligem Schmelzen gewonnene Eiſen wird hier zu allen Arten von Geräthſchaften bearbeitet. Radſcha hatte ſonſt einen eigenen Satrapen, Radſchis Eriſtani genannt, Vaſallen von Imereti; der Letzte derſelben wurde 1769 von Salomo als Rebell entſetzt. (*Rommel.*)

IMERKOTEILAK, grönländiſcher Name der Seeſchwalbe (Sterna hirundo *Linn.*). (*Burmeister.*)

IMERSAY, ein ſehr kleines zu den Hebriden gehöriges Eiland, liegt an der Südweſtküſte der Inſel Islay. (*J. C. Schmidt.*)

IMEUSIMOS (*Ἰμεύσιμος*), ein Sohn des Ikarios, welchen er mit der Periböa (Periboia) erzeugte [*]). (*R.*)

IMGARTEICHEN, Dorf und Kirchſpiel im Kreiſe Siegen des königl. preuß. Regierungsbezirks Arnsberg,

---

2) Haſſel's Angabe iſt hier verſchieden. 3) Daß Pharnabazes, der erſte vermeintliche König von Georgien, dieſe Stadt erbaut habe, iſt eine von St. Martin (Mémoires historiques sur l'Arménie) mitgetheilte, aber unverbürgte Nachricht. Aber noch weniger kann man mit Mannert dieſen Ort für das Zadris des Ptolemäus halten, da der Name deſſelben ſich immer erhielt; dagegen gibt es dieſes Namens einen Ort an der oſſetiſchen Grenze (Zadis, Zebiſſi).

*) *Apollod.* Biblioth. III, 10. §. 6.

hat etwa 1400 Einwohner. In Hainchen daſelbſt iſt ein altes Schloß, Sitz der erloſchenen Familie v. Bicken. (*Rauschenbusch.*)

IMGENBROICH, Pfarrdorf im Kreiſe Montjoie des königl. preuß. Regierungsbezirks Aachen, hat 782 Einwohner, und wichtige Tuch- und Kaſimirmanufacturen. (*Rauschenbusch.*)

Im Haarmann rauhen, ſ. unt. Tuchscheren.

Imham (Himham), ſ. Buchdruckerkunst (14. Th. S. 222).

IMHOF, IM HOF oder **IMHOFF.** I. Genealogie. Ein in vielen Zweigen ausgebreitetes freiherrliches Geſchlecht, das noch jetzt in drei Hauptlinien, der ſchwäbiſchen, fränkiſchen und italieniſchen, mit vielen Unterabtheilungen fortblüht. Im 12. Jahrh. kommt es unter dem Namen de Curia oder in Curia in fränkiſchen und bairiſchen Urkunden öfters vor; es würde aber unnütz ſein, alle einzelnen Glieder deſſelben anzuführen, welche als Zeugen in Unterſchriften oder in Verkauf- und Schenkungsbriefen bis zum Anfange des 14. Jahrh. vorkommen. Schon im 13. Jahrh. theilte ſich das Geſchlecht in zwei Hauptſtämme und nahm verſchiedene Wappen an. Der ältere blieb auf ſeinem Stammſitze in der Stadt Lauingen in Schwaben, in welcher Gegend ſich noch ein Ort Imhoff befindet; der jüngere zog ins Voigtland, erwarb die Rittergüter St. Johann bei Baireuth und Trebgaſt bei Culmbach, und erloſch erſt zu Anfang des 17. Jahrh. (1603), worauf ein Zweig aus dem älteren Stamme mit kaiſerlicher Genehmigung das Wappen der jüngern Linie zu dem ſeinigen hinzufügte.

Johann Imhoff, welcher 1341 ſtarb und zu Lauingen begraben liegt, iſt der Erſte, von dem ſich die Geſchlechtsfolge bis auf die jetzigen Zeiten documentiren läßt. Von ſeiner Frau, Anna von Gundelfingen, hinterließ er drei Söhne und eine Tochter, unter denen ſich Johann der Ältere als Kanzler des Herzogs Heinrich von Baiern bemerkbar machte (er ſtarb 1368 unverheirathet), und Johann der Jüngere, welcher durch ſeine Frau, Anna von Groß, das Bürgerrecht in Nürnberg erhielt und unter den rathsfähigen Geſchlechtern daſelbſt aufgenommen wurde. Von ſeinen ſieben Söhnen waren Konrad, Nicolaus und Balthaſar Stifter ebenſo vieler Linien. Die beiden letzten ſind aber erloſchen, während von dem erſtgenannten Konrad die jetzt noch blühenden Linien abſtammen. Aus der Linie von Nicolaus, welcher 1402 in den Rath zu Nürnberg gewählt wurde und 1418 ſtarb, iſt deſſen Enkel Georg zu erwähnen, welcher Bürgermeiſter in Lauingen war. Mit Fortunata Ehingen von Baltzheim erzeugte er ſechs Söhne und vier Töchter, nämlich: Wolfgang, der unter dem kaiſerlichen Heere bei der Belagerung von Rom 1527 blieb; Chriſtoph, der ſein Leben beim Sturme von Mailand verlor; Michael, welcher den Kriegsdienſt verließ und in Venedig ſtarb, wo er ſich verheirathet hatte; Wendlin, der nach Böhmen zog; Georg, welcher Proviantmeiſter des kaiſerlichen Heeres in Ungarn war, woſelbſt er ſich verheirathete, und Servaz, der nach Spanien ging, um in dem neuentdeckten Welttheile ſein Glück zu verſuchen. Von den Töchtern war Eliſabeth, Kloſterfrau zu Lauingen, Beatrix zog zu ihrem Bruder Michael nach Venedig und ging daſelbſt in ein Kloſter, und Margaretha wurde Kloſterfrau zu Telbingen.

Aus der Linie von Balthaſar, die in Augsburg blühte, iſt deſſen Urenkelin Regina zu bemerken, welche ſich an Georg Fugger, Herrn zu Kirchberg und Weißenhorn, 1488 vermählte, und die Stammmutter des jetzigen fürſtlichen Hauſes iſt. Mit ihrem Bruder Michael, Bürgermeiſter zu Donauwerth, ſtarb dieſe Linie 1520 aus. Der ältere Bruder Konrad I., welcher 1396 zu Venedig ſtarb, hinterließ von Anna Schürſtab 12 Kinder, wovon Konrad II. und Chriſtian ihre Linien fortpflanzten. Georg ſtarb als Chorherr in Nürnberg. Anna und Agnes waren Clariſſerinnen in Bamberg, Margaretha aber und Helena Nonnen in dem St. Katharinenkloſter zu Nürnberg. Die Linie von Chriſtian erloſch mit deſſen Enkel 1537, der mit einer ſpaniſchen Armada nach Amerika gezogen war. Konrad II., welcher 1449 ſtarb, hinterließ von vier Weibern 13 Kinder, darunter Johann, den Stammvater der früher genannten vier Hauptlinien. Er war 1419 geboren, ſtarb in ſeinem 80. Jahre 1499 und hatte mit zwei Frauen, Margaretha Neudung und Urſula Lembl, 17 Kinder erzeugt. Seine acht Söhne ſtifteten zwar ebenſo viel Linien, dieſe ſind indeſſen bis auf die vier vorher erwähnten Hauptlinien erloſchen. Die erloſchenen ſind nämlich: die von Konrad, von Hieronymus, von Veit und von Simon; die blühenden dagegen ſind: die von Peter, von Johann und von Ludwig abſtammenden.

Konrad (geb. 17. Jun. 1463, † 21. Apr. 1515) wurde zu Nürnberg in den Rath gewählt, darauf Bürgermeiſter daſelbſt, 1505 als Geſandter nach Venedig geſchickt, um einen neuen Handelsvertrag abzuſchließen, auch die durch die italieniſchen Kriege verurſachten Hinderniſſe und Beſchwerden im Verkehr zu beſeitigen. Durch ſeine Frau, Urſula Nützel zu Sündersbühl bei Nürnberg, eine Erbtochter, erwarb er deren Beſitzung. Mit ſeinen Kindern erloſch aber die Linie ſchon wieder.

Hieronymus (geb. 7. Apr. 1468, † 31. Aug. 1539), Bürgermeiſter und Bauherr der Reichsſtadt Nürnberg, hinterließ von Urſula Hunold fünf Kinder, darunter Ulrich, welcher auf einer Reiſe durch Italien 1517 zu Neapel von ſeinem Reiſegefährten, Hans von Furtenbach, im Duell erſtochen wurde. Leonhard (geb. 1498, † 1557), welcher bei Kaiſer Karl V. in beſondern Gnaden ſtand, wurde bei dem Aufenthalte des Kaiſers in Augsburg (1548) auf deſſen Befehl zum Mitgliede des geh. Raths zu Augsburg erwählt. Mit ſeinen beiden Frauen, Monika von Baumgarten und Veronica von Rehlingen, hatte er einen Sohn und zwei Töchter: Hieronymus den Jüngern, dann Monika, an Andreas Welſer, geh. Rath des Kaiſers Karl V., und Veronica, an Johann Heinzel, Mitglied des geh. Raths in Augsburg, vermählt. Mit Hieronymus' Tochter, Katharina, der Ehefrau von Konrad von Rehlingen, erloſch 1577 auch dieſe Nebenlinie.

Die Linie von Veit (geb. 1473, † 1501), welcher mit Katharine Stark von Reckenhoff vermählt war, ſtarb ſchon mit ſeinem Sohne Alexander aus, welcher unver-

Digitized by Google

heirathet 1546 mit Tode abging. Desgleichen erloſch auch die Linie von Simon (geb. 1476, † 1557), welcher ebenfalls durch Kaiſer Karl V. Mitglied des neuen Raths in Augsburg (1548) wurde, mit deſſen Töchtern, die er mit Sibylla von Baumgarten erzeugt hatte.

I. Die ſchwäbiſche Linie.

Peter I. (geb. 27. Oct. 1477, † 22. Mai 1528) erkaufte von ſeinem Bruder Konrad den Ritterſitz Gündersbühl und Güter zu Breuersdorf. Mit ſeiner Frau, Margaretha Holzſchuer, erzeugte er drei Söhne: Paul, welcher bei dem Könige Johann III. von Portugal wegen ſeiner ausgebreiteten Kenntniſſe ſich ſehr beliebt gemacht hatte, und auch in Liſſabon ſein Leben beſchloß; dann Peter und Sebaſtian, welche die würtembergiſche und die augsburgiſche Linie ſtifteten.

Peter II. († 1533) hatte mit Helena Memminger acht Söhne und vier Töchter; davon ſind erwähnenswerth Paul und Chriſtoph, die auf ihrer Reiſe durch Italien in Neapel 1539 und 1545 ſtarben; Wolfgang, Kriegscommiſſarius und Proviantmeiſter des kaiſerlichen Heeres in Ungarn, und Hieronymus (1569), mit Cordula Ölhafen verheirathet. Der zuletzt Genannte erzeugte 11 Kinder; darunter die Söhne: Georg, welcher ſein Leben an den Höfen zu Stuttgart und Caſſel zubrachte, und 1606 ſtarb; Maximilian, ein großer Adept in Bamberg, welcher ein Jahr ſpäter verſchied, und Johann (geb. 1526, † 13. Dec. 1598), welcher mit Anna Neuner verheirathet war und ſeine Linie fortpflanzte. Dieſer Johann diente 18 Jahre in dem Heere des Kaiſers Karl V. in den Niederlanden, Frankreich und Ungarn gegen die Türken (1566) und wohnte den Belagerungen von Magdeburg, Metz und St. Quintin bei. Er nahm darauf ſeinen Abſchied und zog zu ſeinem einzigen Sohne, Peter III., der 1570 würtembergiſcher Oberforſtmeiſter zu Aurach war, und beſchloß daſelbſt ſein Leben. Peter III. († 1633) trat in die Fußtapfen ſeines Vaters. Nachdem er Frankreich und Italien bereiſt hatte, ging er 1580 nach Malta, machte als Freiwilliger etliche Kreuzzüge gegen die Türken auf der Galeerenflotte mit, und beſuchte bei dieſer Gelegenheit die Küſte von Aſien und Afrika. Nach einem ſiebenjährigen Aufenthalte daſelbſt reiſte er über Venedig nach Stuttgart, wo er dem Herzoge Ludwig von Würtemberg zehn Falken überreichte. Bis zu dem Tode des Herzogs (1593) blieb er an dem Hofe, wurde dann Oberforſtmeiſter zu Aurach, und begab ſich mit dem Herzoge Friedrich von Würtemberg 1599 des Jubiläums halber nach Rom. Da er 1601 das Rittergut Kirchbellinsfurth bei Tübingen erkaufte, wurde er zum Mitgliede der Reichsritterſchaft in Schwaben angenommen. Von Regina Maria Entzel zu Hochdorf hinterließ er ſechs Söhne und eine Tochter. Darunter iſt bemerkenswerth: Peter IV. (geb. 1603, † 1653), würtembergiſcher Oberſtlieutenant; er machte den 30jährigen Krieg mit, und lebte mit Magdalena, Gräfin von Pappenheim, in einer kinderloſen Ehe. Ferner Matthäus (geb. 1612, † 1632); er diente als Lieutenant im königlich ſchwediſchen Heere; dann Octavian (geb. 1618, † 1637); er that Kriegsdienſte unter dem Herzog Bernhard von Sachſen-Weimar, ſtarb aber bald darauf zu Frankfurt a. M., und Johann Ernſt (geb. 1614, † 1682). Der letzte pflanzte dieſe Linie mit ſeiner Gattin Maria Katharina von Braunig zu Büchenbach in acht Kindern fort. In ſeiner Jugend hatte er im königlich franzöſiſchen Heere gedient, ſich aber ſpäter auf ſein Schloß Kirchbellinsfurth zurückgezogen und ſich dort verheirathet. Obgleich von ſeinen Kindern Johann Ernſt, Ritterrath des Cantons Neckar, und Johann Jacob, verheirathet waren, ſo erloſch doch ihre Nachkommenſchaft noch vor dem Vater, und die Linie ſtarb 1707 aus.

Sebaſtian I. († 1534), der Sohn von Peter I., war durch Katharina Futterer Stifter des jetzt noch blühenden augsburgiſchen Stammes. Mit ſeinen beiden Söhnen Sebaſtian IV. und Hieronymus theilte ſich dieſer wieder; aber der vom älteren Sohne ausgehende Zweig hatte ſchon mit deſſen Sohne Paul, Bürgermeiſter zu Nürnberg, 1584 wieder ein Ende. Hieronymus I. aber (geb. 1512, † 1577), Mitglied des geh. Raths, Einnehmer und Baumeiſter in Augsburg, hinterließ aus drei Ehen, mit Anna Welſer, Helena Seuter von Landſperg und Katharina Kraft von Ulm mehre Söhne, welche vier Nebenlinien ſtifteten; nämlich Karl, Raimund, Octavian und Hieronymus III.

A. Karl I. aus erſter Ehe (geb. 1546, † 1613), Mitglied des Raths zu Augsburg, hatte mit Euphemia Böhl von Frickenhauſen und Ungershauſen drei Söhne und vier Töchter erzeugt: Anna, ſie ſtarb als Äbtiſſin des Kloſters Kiebach (1636); Regina, Kloſterfrau zu Marienburg bei Amberg (1621); Barbara, Kloſterfrau zu St. Marienſtein (1621); Karl, welcher als Ordensprovinzial der Franziskaner zu Paſſau ſtarb (1627), und Conſtantin (geb. 1574, † 1615) Mitglied des großen Raths und Bauherr zu Augsburg. Der letzte hatte mit Dorothea Zech von Deibach vier Söhne und eine Tochter, wovon Hieronymus IV. als Kanonikus zu St. Moritz 1659 im 49. Jahre ſeines Alters ſtarb, Johann Franz, aber ſo wie Raimund und Ferdinand, ihr Geſchlecht fortpflanzten. Doch erloſchen dieſe Zweige mit ihren Söhnen, indem ſie entweder Karmeliter, Ciſtercienſer, Benedictiner, Auguſtiner, Capuciner oder Franziskaner wurden, wie z. B. Paul Ernſt, Provinzial des Karmeliterordens, als der Letzte dieſer Linien 1716 ſtarb.

B. Raimund (geb. 1548, † 1591), Mitglied des großen Raths zu Augsburg, kaufte das Schloß Untermeitingen, und war mit Juliana Peutinger verheirathet, ohne Kinder von ihr zu erhalten. Nach ihrem Tode trat er mit Regina Pimplia von Reinerſthauſen in eine zweite Ehe, die ihm drei Söhne und drei Töchter gewährte. Regina war eine ſehr gottesfürchtige Frau und ſtiftete nach dem Tode ihres Mannes eine Kirche Unſerer lieben Frauenhilfe nebſt Wallfahrt auf dem Lechfelde, wo ſie auch begraben liegt († 1622). Ihre Söhne waren: Hieronymus Anton (geb. 1579); Friedrich Raimund, Rathsherr zu Augsburg, mit deſſen Sohn, Raimund (geb. 1618), Kanonikus zu St. Georg in Augsburg, dieſe Nebenlinie wieder endigte; Leonhard (geb. 1583, † 1631),

Digitized by Google

Ritter des St. Stephansordens in Florenz, welcher vom dortigen Großherzog den Befehl über eine Galeere erhielt, auf welcher er ſeine Karavane perſönlich gegen die Türken verrichtete. Er ſtarb auf einer Geſandtſchaftsreiſe zum Könige Heinrich VII. von England, nach London, als er ſeine Brüder in Untermeitingen beſuchen wollte.

Hieronymus Anton (geb. 1582, † 1635), Raimund's älteſter Sohn, war in ſeiner Jugend Hauptmann unter dem Heere des Kaiſers Rudolf II., wurde dann Mitglied des geh. Raths der Stadt Augsburg. Von ſeiner Gemahlin, Helena Langermantel von Sparr, der letzten ihres Geſchlechtes, hinterließ er zehn Kinder. Unter ihnen ſind zu bemerken: Maria Eliſabeth, Stiftsfrau zu Göß in Oberſteiermark; Hieronymus Dominicus (geb. 1621, † 1676), Truchſeß bei dem Erzbiſchofe von Salzburg, dann fürſtlich augsburgiſcher Rath und Pfleger zu Boppingen, und Johann (geb. 1629, † 1689), fürſtl. augsburgiſcher Rath und Pfleger zu Wöhringen und Boppingen. Dieſer Johann wurde vom Kaiſer Leopold I. im J. 1685 für ſich und ſeine Nachkommen in den Reichsfreiherrnſtand erhoben und das Wappen mit dem Wappen der Stammmutter und der Mutter aus den ausgeſtorbenen Geſchlechtern der Gundelfinger und der Langermantel vermehrt. Anna Katharina von Deuring gebar ihm fünf Söhne und vier Töchter. Die Söhne waren: Johann Adrian (geb. 1668, † 1718), kaiſerlich oberöſterreichiſcher Regierungsrath in Insbruck; Franz Anton (geb. 1670), Domherr zu Freiſingen und Propſt des Stiftes St. Peter zu Augsburg; Johann Joſeph (geb. 1666, † 1728), kaiſerl. Hofkammerrath zu Insbruck, hierauf Adminiſtrator und Statthalter der zum Fürſtenthum erhobenen Reichsherrſchaft Mindelheim, welches der Herzog von Marlborough vom Kaiſer und Reich nach der Schlacht von Höchſtedt (1704) zum Geſchenk erhalten hatte. Als dieſe Beſitzung verkauft wurde, erhielt Johann Joſeph die Oberforſtmeiſterſtelle in der Markgrafſchaft Burgau. Seine Gemahlinnen waren Marie Magdalena, Freiin von Herwey, die Tochter des k. k. Oberſten und Commandanten von Olmütz, und Maria Thereſia, Freiin von Bodmann, Schweſter des Fürſtabts von Kempten. Aus dieſen Ehen entſproſſen, außer vier Töchtern, vier Söhne, wovon aber nur einer, Johann Nepomuk (geb. 1714, † nach 1770), ſein Geſchlecht fortpflanzte. Deſſen Sohn, Franz Xaverius auf Untermeitingen (geb. 17. Jan. 1753), ſtarb als königl. bairiſcher Kämmerer 1820.

Das Wappen der Linie zu Untermeitingen beſteht aus einem vierfach getheilten Schilde, mit einem Mittelſchilde, welches das Familienwappen enthält, im rothen Felde einen rechtsgekehrten goldenen Seelöwen mit zwei Füßen, auf deren einem er ruht, den andern aber zum Streite gerichtet emporhebt. Der geſchuppte Schwanz iſt über den Kopf zurückgeſchlagen und der Rachen geöffnet, aus dem die rothe Zunge hervorgeſtreckt iſt. Das erſte und vierte, roth und ſilbern der Länge herab getheilte Feld enthält einen Ring, umgekehrt von den Farben des Schildes. (Das Wappen der Gundelfinger.) Das zweite und dritte Feld ſilbern mit einem bis an das Ende auſſteigenden rothen Sparren. (Das Wappen der Langermantel.) Auf dem Schilde drei Helme; auf dem mittleren den goldenen Seelöwen, auf dem rechten den halb ſilber und roth getheilten Ring; auf demſelben ſechs roth und ſilbern abwechſelnde Straußfedern; auf dem linken zwei rothe Flügel, aus deren jedem ein ſilbernes Büffelhorn herauswächſt.

C. Octavian I., Sohn von Hieronymus I. aus deſſen dritter Ehe (geb. 1557 als Zwilling, † 1610), Mitglied des geh. Raths zu Augsburg, erwarb ſich die Herrſchaft und das Schloß Günzelhofen, war mit Katharina Welſer, der Tochter von Johann Welſer zu Spielberg, kaiſerl. Rathe und Stadtpfleger zu Augsburg, verheirathet, und ſeine Ehe mit 15 Kindern geſegnet, von denen folgende: Johann Jacob (geb. 1579, † 1640), Propſt des Stiftes St. Martin zu Landshut und kurbairiſcher geh. Rath; Johann (geb. 1582, † 1620), Mitglied des großen Rathes zu Augsburg, hinterließ von Magdalena von Rehlingen keine Kinder; Johann Anton (geb. 1588), Kanonikus zu Streubingen; Johann Melchior, welcher das Geſchlecht fortſetzt; Johann Chriſtoph (geb. 1596), k. k. Fähndrich, blieb in der Schlacht bei Budweiß 1619; Johann Sebaſtian (geb. 1596, Zwilling), k. k. Fähndrich, blieb in einem Scharmützel in Niederſachſen 1616; Euphemia (geb. 1589) Kloſterfrau zu St. Katharina in Augsburg; Eliſabeth (geb. 1592), Kloſterfrau zu Regensburg; Katharina und Helena, welche an die Brüder Georg und Salomon Stengel von und zu Neuhauß und Ilbach verheirathet waren. Der vierte Sohn, Johann Melchior (geb. 1587, † 1638), Mitglied des Raths zu Augsburg, heirathete 1619 Suſanna von Aſch aus Streubing, und hinterließ zwei Söhne und fünf Töchter, nämlich Octavian II. (geb. 1632, † 1692), kurbairiſchen Kriegsrath, der mit Anna Maria von Liegſaltz verheirathet, mit deſſen Sohn aber, Karl Octavian, kurbairiſchem Hofkammerrath in München, dieſe Seitenlinie 1730 erloſch. Ein zweiter Sohn von Joh. Melchior war Hieronymus III. (geb. 1632, † 1659), kurbairiſcher Regimentsrath und Oberforſtmeiſter in Burghauſen; er wurde von Kaiſer Leopold in den Reichsfreiherrnſtand erhoben. Mit ſeiner Frau, Maria Clara Gabel, hatte er einen Sohn, Anton Marquard (geb. 1655), welcher kurmainziſcher Kammerherr wurde und die Stelle ſeines Vaters erhielt. Aus einer dreifachen Ehe mit Katharina, Freiin von Berkheim, Maria Franziska von Neuchingen und Maria Franziska Clara, Gräfin von Wolfsthal (einer reichen Erbtochter) erzielte Anton Marquard ſechs Söhne und eine Tochter, wovon Joſeph Anton als Kanonikus zu Alt-Öttingen und Philipp Ferdinand Kanonikus zu Fritzlar wurden; Philipp Ferdinand ſtarb als der letzte dieſer Linie 1743. Das Wappen dieſer Linie beſtand aus einem vierfach getheilten Schilde, in dem erſten und vierten rothen Felde der Seelöwe, jedoch links gekehrt, und mit blauem Schwanze; im zweiten und dritten ſilbernen Felde ſind drei von der linken gegen die rechte Hand ſchräg gekehrte rothgezinnte Mauerlatten. Auf dem Schilde zwei gegen einander gekehrte, gekrönte Helme; auf dem erſten der Seelöwe, auf dem zweiten ein ſilberner geſchloſſener Adlersflug mit den gezinnten rothen Mauerlatten.

Digitized by Google

D. Hieronymus II., Sohn von Hieronymus I. aus deſſen vierter Ehe (geb. 1573, † 1636), wurde kaiſerlicher Rath und Stadtpfleger zu Augsburg, reſignirte aber 1635, und erwarb durch ſeine Frau, Roſina Welſer, Tochter von Johann Welſer, die Schlöſſer Spielberg und Oberſchwambach. Von ſeinen vier Söhnen und fünf Töchtern pflanzten drei Söhne: Johann Ernſt, Philipp Jacob und Franz ihre Linie weiter fort.

1) Johann Ernſt (geb. 1596, † 1632), kurbairiſcher geh. Rath und Pfleger zu Schongau, erhielt von Maria Regina Stauber vier Söhne und eine Tochter, wovon Conſtantin, der nach dem Tode ſeines Vaters geboren wurde, den Stamm fortpflanzte. Dieſer kaufte auch die Güter und Schlöſſer Siegmundsluſt und Mutterhard, und hinterließ nur drei Töchter: Maria Eliſabeth, die Frau von Rudolf von der Halden, Freiherr von Trazberg, k. k. geh. Rath und Vicekanzler, Abgeſandtem bei den Friedenstractaten zu Riswig und Comitialgeſandtem zu Regensburg; dann Maria Suſanna, die als Kloſterfrau zu St. Martin ſtarb, und Maria Regina, die Frau von Ferdinand Karl, Graf Tieger von Hirſchberg, Pfandinhaber der Herrſchaft Höchberg, Erbjägermeiſter von Tyrol, k. k. Kämmerer und Hofkammerrath.

2) Philipp Jacob (geb. 1589, † 1671), Mitglied des Raths zu Augsburg und Bauherr, erzielte mit Afra Rembold 12 Kinder, von denen nur Johann Melchior (geb. 1633) ſein Geſchlecht dauerhaft fortſetzte. Dieſer beſaß das Gut Genckhofen, war Mitglied des geh. Raths zu Augsburg und erzeugte mit Maria Kunigunde Welſer 15 Kinder, fünf Söhne und zehn Töchter, die größtentheils in der Jugend ſtarben. Den Vater überlebten nur Philipp David (geb. 1663, † 1718), Weltprieſter in Augsburg, Maria Eliſabeth und Afra Thereſia, Kloſterfrauen des Dominikanerkloſters St. Katharina in Augsburg, und Franz Xavier (geb. 1669, † 1721), Mitglied des innern geh. Raths in Augsburg. Der letzte wurde durch Maria Katharina Schönich von Aurdorf Vater von Franz Joſeph Ignaz (geb. 1697, † 1760). Dieſer ſtudirte zu Prag, wurde Aſſeſſor des Stadtgerichts zu Augsburg, darauf Baumeiſter, heirathete Maria Thereſia Holtzapfel von Kch und nach deren Tode Maria Johanna von Prugg. Aus erſter Ehe war ein Sohn entſproſſen, Joſeph Franz Anton Xaver Jacob (geb. 1724). Seine Nachkommen ſind die Gebrüder: Alexander Joſeph Anton Philipp (geb. 1766), ehem. kaiſerl. Reichspoſtdirector und fürſtl. thurn und tariſcher geh. Rath; Ernſt Chriſtoph (geb. 1774), fürſtl. thurn und tariſcher Oberforſtmeiſter; Joſeph Karl (geb. 1776, fürſtl. thurn und tariſcher Regierungs- und Oberdomainenrath, und Anſelm Karl Anton (geb. 1780), königl. bairiſcher Forſtmeiſter.

3) Franz (geb. 1615, † 1679), der jüngſte Sohn von Hieronymus II., erhielt die väterlichen Beſitzungen Spielberg und Oberſchwambach, war Mitglied des Raths zu Augsburg; verheirathet mit Maria Eleonora Jäckl von Hohenwald erzeugte er ſieben Söhne und vier Töchter, wovon Marcus Anton, Johann Jacob und Joſeph Adrian die Linie weiter fortſetzten, Octavian aber als Dechant des Stifts St. Peter und St. Moritz 1705 ſtarb. Von den Töchtern war Maria Magdalena Dominikanerin zu Augsburg. Marcus Anton (geb. 1634, † 1709), Bürgermeiſter und Kriegsherr zu Augsburg, verheirathete ſich mit Maria Regina Schellenberg von Haunberg, und hatte einen einzigen Sohn, Franz Hieronymus, welcher als Kanonikus des regulirten Stifts zum heil. Kreuz in Augsburg ſtarb. Der zweite Sohn von Franz, Johann Jacob (geb. 1644, † 1714) zu Spielberg und Oberſchwambach, war am fürſtl. augsburgiſchen Hofe erzogen worden, erhielt die Stelle eines Bau- und Steuerherrn zu Augsburg und heirathete Maria Thereſia von Rehlingen, welche durch ihn Mutter von drei Söhnen und ſieben Töchtern wurde. Von dieſen lebte Franz Joſeph Ignaz (geb. 1677, † 1730), Mitglied des innern geh. Raths zu Augsburg, in kinderloſer Ehe mit Maria von Zech, und blos Anton Ignatz (geb. 1697, † 1750) pflanzte die Linie fort. Es hatte Letzterer in Beſançon und Strasburg den Wiſſenſchaften obgelegen, Frankreich, Holland und die Niederlande durchreiſt, und ging als Geſandtſchaftscavalier mit dem kaiſerl. öſterreichiſchen Geſandten Hugo Graf von Virmont nach Conſtantinopel, von wo er 1720 wieder zurückkam. Nach ſeiner Zurückkunft wurde er kurpfälziſcher Ober-Marſch- und Kriegscommiſſarius, und Hauptpfleger der Ämter Laber und Eybburg. Er verheirathete ſich mit Maria Joſephine, Freiin Tänzel von Tratzberg, und erzeugte mit ihr einen Sohn, Karl Joſeph (geb. 1727). Endlich Joſeph Adrian I. (geb. 1678, † 1717), der dritte Sohn von Franz, k. k. Rath und Stadtpfleger zu Augsburg, erzielte mit Maria Dorothea von Imhof, einer Tochter Ferdinand's und der Maria Langermantel, fünf Söhne und vier Töchter, unter denen Joſeph Ferdinand als Kanonikus zu St. Moritz in Augsburg, Franz Sebaſtian als Mitglied des Jeſuitenordens, Johann als Franziskaner ſtarben, Leopold Anton (geb. 1689, † 1748) und Johann Joſeph (geb. 1690) kaiſerl. oberöſterreichiſcher Regierungsrath, darauf Hofkammerrath, im J. 1735 aber, wirklicher geh. Rath und kurbairiſcher Kämmerer wurde. Leopold Anton, als Page am fürſtl. Fürſtenbergiſchen Hofe erzogen, kam 1726 in den Rath zu Augsburg, wurde dann 1729 zum Bürgermeiſter und endlich 1742 zum Stadtpfleger erwählt. Er war zweimal verheirathet; das erſte Mal mit Maria Joſepha Langermantel von Weſtheim, das andere Mal mit Marianna, Freiin von Rehling. Aus der zweiten Ehe waren ſeine Söhne. Von den Nachkommen werden genannt: Joſeph Adrian (geb. 1758), ehem. Stadtpfleger zu Augsburg, k. k. öſterreichiſcher Kämmerer und Ritter des Ordens vom heil. Michael; Jacob, k. k. öſterreichiſcher Major und Commandant der Militairhoſpitäler in Wien, und Johann Nepomuk, k. k. öſterreichiſcher Major und Kämmerer, welcher 1806 Maria Anna, Gräfin von Schallenberg, Sternkreuzordensdame, heirathete, von welcher ein Sohn, Moritz, im J. 1835 als Cadet bei dem k. k. Pioniercorps in Wien ſich befand. Brudersſöhne ſind: Auguſtin, königl. bairiſcher quiescirter Polizeicommiſſarius von München (geb. 1780); Joſeph (geb. 1785), und Werner (geb. 1791), beide königl. bairiſche Hauptleute.

Digitized by Google

II. Der fränkiſche Stamm.

Johann II., der Sohn von Johann I. aus deſſen zweiter Ehe, iſt der Stifter des noch in mehren Seitenäſten ausgebreiteten fränkiſchen Stammes. Er war geb. den 24. Jul. 1461 und ſtarb 1536 als Bürgermeiſter von Nürnberg. Von Katharina Muffel hinterließ er ſechs Söhne und ſechs Töchter, von denen Johann III., Andreas und Gabriel, drei beſondere Linien ſtifteten. Von den Töchtern war Helena an Sebald Reichel, Rathsherrn in Nürnberg, Suſanna an Chriſtoph Fürer von Haimendorf, Bürgermeiſter zu Nürnberg und Feldhauptmann des ſchwäbiſchen Bundes, und Clara an Friedrich Böheim von Schwarzenbach, Kriegsrath und Mitglied des innern Raths zu Nürnberg, verheirathet; Suſanna ſtarb 1579 als Priorin des Benedictinernonnenkloſters zu Eichſtädt.

A. Johann III. (geb. 1488, † 1526), brachte ſeine Jugendzeit vom J. 1501—17 auf Reiſen in Teutſchland, in den Niederlanden und in Italien zu, war mit Felicitas Pirkheimer, der Tochter des berühmten Wilibald Pirkheimer, verheirathet, und erzeugte mit derſelben drei Söhne und drei Töchter, von denen Wilibald (geb. 1519, † 1580) die Linie dauerhaft fortpflanzte. Er ſtand bei dem Herzoge Albrecht von Baiern wegen ſeiner vielen ausgebreiteten Kenntniſſe, vorzüglich in der Numismatik, in beſonderem Anſehen. Da er mit Anna Harsdorfer ſechs Söhne und vier Töchter hatte, ſo ſtiftete er aus ſeinem großen Vermögen, wozu auch das ererbte, von ihm aber noch anſehnlich vermehrte, Kunſtcabinet Wilibald Pirkheimer's gehörte, ein Fideicommiß, welches noch unter dieſem Namen in dieſer Linie aufrecht gehalten wird. Vier von ſeinen Söhnen errichteten wieder beſondere Linien, nämlich Wilibald II., Philipp, Karl und Johann IV., deren letzte bis jetzt noch blüht. Die Linie von Wilibald II. dagegen erloſch ſchon mit ſeinem Sohne gleiches Namens 1591; die von Philipp, mit deſſen Urenkel 1692; die von Karl (geb. 1555, † 1619), mit deſſen Tochter 1682. Dieſer Karl ging 1587 zur katholiſchen Kirche über, gab 1590 das Bürgerrecht in Nürnberg auf, und wurde von dem Fürſtbiſchof von Regensburg zu deſſen Rath ernannt. Hierauf ging er nach Prag, wo ihn Kaiſer Rudolph II. zum Appellationsrath ernannte, und ihn auch als Geſandten zum Fürſten Stephan Bathory nach Siebenbürgen ſandte. Er erwarb ſich die Hofmark Altenburg in Baiern und liegt in dem Kloſter zu Plaukersletten begraben, wo ihm ein ſehenswerthes Monument errichtet iſt.

Johann IV. (geb. 1563, † 1629), Schöff in Nürnberg, war ein Freund der Gelehrten, und da er der Beſitzer der Bibliothek und des literariſchen Nachlaſſes von Wilibald Pirkheimer war, ſo ließ er deſſen Werke, unter andern von Rittershus, durchſehen und herausgeben. Er ſelbſt edirte das Theatrum virtutis et honoris, oder Tugendbüchlein aus etlichen fürtrefflichen griechiſchen und lateiniſchen Scribenten ins Teutſche gebracht (Nürnberg 1606). Aus ſeinen beiden Ehen mit Anna Maria Baumgarten von Hohlenſtein, mit der er das Rittergut Lohnerſtadt erwarb, und mit Anna Maria Schmidmair von Schwarzenbruck, hinterließ er die Söhne Johann Hieronymus I. und Paul, Urheber zweier Linien. Letztere jedoch erloſch ſchon wieder mit ſeinem Enkel Johann, Pfleger der Stadt und des Amtes Gräffenberg 1668. Johann Hieronymus I., Herr zu Lohnerſtadt (geb. den 15. Nov. 1596), ſtarb als Director des Stadtgerichtes zu Nürnberg, hatte mit Maria Pfinzing und Dorothea Beck zwei Söhne und fünf Töchter, von denen ſich Johann Hieronymus II. als Gelehrter auszeichnete. Dieſer war den 20. Jun. 1627 geboren, ſtudirte zu Jena, wo er öffentlich unter Sagittarius über die Diſſertation speculum boni legati disputirte, machte dem damaligen Herkommen gemäß die große Tour, und wurde darauf bei dem Stadtgerichte angeſtellt. Doch legte er dieſe Stelle 1654 nieder, und lebte blos den Wiſſenſchaften, fand ſich veranlaßt zur katholiſchen Confeſſion überzugehen (1675), und als Rath und Pfleger zu Vilſeck in fürſtl. bambergiſche Dienſte zu treten. Im J. 1698 erhielt er vom Pfalzgrafen von Neuburg den Antrag, bei ihm Regierungsrath zu werden, welchen er annahm. Da er nun das Rittergut Mörlach in der Oberpfalz erkaufte, ſo wurde er im Canton Gebörg als reichsritterſchaftliches Mitglied angenommen. Seine vielen Diſſertationen ſind größtentheils hiſtoriſch-politiſchen und juriſtiſchen Inhalts. Er ſtarb zu Nürnberg am 5. Oct. 1705 und hinterließ von Regina Imhoff, der Tochter von Georg und Sibylla Katharina Pfinzing, acht Söhne, von denen Andreas Lazarus, Ulrich Karl und Johann Chriſtoph drei beſondere Linien bildeten.

1) Andreas Lazarus, Stifter der Linie zu Braunſchweig (geb. den 12. Jan. 1656), pfalzneuburgiſcher Kammerjunker, Geheimerrath, Kanzleidirector und Pfleger zu Floß, wurde zwar als wirklicher geb. Rath nach Braunſchweig berufen, ſtarb aber noch zu Sulzbach, ehe er ſeine neue Stelle antreten konnte am 23. Auguſt 1704. Über ſeine ſchriftſtelleriſchen Verdienſte ſ. den beſondern biographiſchen Artikel. Er heirathete zwei Schweſtern nach einander, Töchter des gräflich ſtolbergiſch-wernigerodiſchen Hofmeiſters und Landeshauptmannes Chriſtoph Georg von Woytta, Anna Eſther und Luiſe Suſanna, von denen er drei Söhne und eine Tochter hinterließ. Der älteſte Sohn, Ferdinand Lazarus (geb. den 23. Jun. 1691), wurde fürſtl. braunſchweigiſch-wolfenbüttleriſcher Kammerjunker und Hauptmann (1726); Regina Suſanna (geb. 27. Mai 169.), war Hofdame bei der Herzogin von Holſtein-Plön, und heirathete dann Jacob Wilhelm von Imhoff; Karl Albrecht (geb. 1696), ſtudirte 1710 zu Jena und ſtarb als fürſtlich braunſchweigiſch. geh. Kammerrath und Burghauptmann zu Zellerfeld, und Philipp Ernſt (geb. 17. Dec. 1702), fürſtl. braunſchweigiſch-wolfenbüttleriſcher Generallieutenant, ſtarb 1768 als der letzte dieſer Linie unverheirathet.

2) Ulrich Karl, auch ein Sohn von Johann Hieronymus II., iſt Stifter der Linie zu Mörlach in der Oberpfalz (geb. 28. Oct. 1657, † 16. März 1723), wurde des fränkiſchen Kreiſes Hauptmann eines Dragonerregiments, und nahm als Oberſtwachtmeiſter ſeinen Abſchied.

Digitized by Google

Von Anna Sabina Rieter von Kornburg hinterließ er drei Söhne: Chriſtoph Albrecht, Johann Sigismund und Adam Hieronymus. Chriſtoph Albrecht (geb. 1692, † 1756), war heſſiſch-caſſelſcher Rittmeiſter, nahm ſpäter ſeinen Abſchied und ging auf ſeine Güter, wo er ſich mit Maria Juliana Sophie von Calenberg zu Wetterſingen aus Heſſen verheirathete und neun Söhne und fünf Töchter erzeugte, von denen Johann Albrecht Karl als fürſtl. oldenburg. Landrath 1760 ſtarb, und Moritz Karl Wilhelm ſeine Linie fortpflanzte. Der letzte war früher in braunſchweigiſch-wolfenbüttelſchen Dienſten Oberſt, nahm ſeinen Abſchied, kaufte das Rittergut Hohenſtein im Rittercanton Rhön und Werra, und ſtarb als ſachſen-hildburghauſiſcher Landſchaftsdirector. Johann Sigismund (geb. 1695) ging als Volontair unter das kaiſerliche Heer in Ungarn, wurde Adjutant bei dem Herzoge Alexander von Würtemberg, und blieb im Monat Auguſt 1717 vor Belgrad. Adam Hieronymus (geb. 1702, † 1745), k. k. Oberſtwachtmeiſter, blieb in der Schlacht bei Friedburg, und ob er gleich mit Sophia Magdalena, Freiin von Seckendorf, drei Söhne und vier Töchter hinterließ, ſo erloſch doch mit ihnen dieſe Linie.

3) Johann Chriſtoph, ebenfalls Sohn von Johann Hieronymus II., iſt Stifter der Linie zu Solar Stephansmühl (geb. 9. Oct. 1659, † 1736). Nachdem er ſeine juriſtiſchen Studien auf den Univerſitäten vollendet hatte, ging er mit einem Grafen von Giech auf Reiſen, trat darauf 1703 in brandenburg-baireuthiſche Dienſte als Kammerjunker, erhielt das Prädicat eines kurmainziſchen und fürſtl. würzburgiſchen Hofraths (1713), wurde 1718 geh. Rath. In gleicher Eigenſchaft diente er auch dem Großherzoge von Toscana, und wurde von demſelben namentlich wegen der ſachſen-lauenburgiſchen Succeſſion als Deputirter gebraucht. Zugleich war er auch zum Mitgliede des geh. Raths in Nürnberg gewählt, und Beiſitzer des Banko, zuletzt Reichsſchultheiß zu Nürnberg. Von ſeiner erſten Frau, Maria Roſina, einer Tochter von Chriſtoph Andreas von Imhof, Pfleger zu Altdorf, erhielt er ſechs Kinder, und nach ihrem Tode mit Urſula Sabine Löffelholz einen Sohn und eine Tochter. Doch nur ein Sohn, Johann Chriſtoph II., ſetzte dieſe Linie fort. Dieſer war am 28. Febr. 1688 geboren, ſtudirte zu Altorf, ging mit ſeinem Vater nach Florenz, wo er ſpäter nach deſſen Tode den geh. Rathstitel erhielt und die Erbſchaftsangelegenheiten der letzten Großherzogin Anna Maria von Toscana, geborenen Prinzeſſin von Sachſen-Lauenburg, beendigte. Darauf wurde er zum großherzogl. pfalzbairiſchen Geheimenrath ernannt. In ſeiner Vaterſtadt erhielt er die Stelle eines geheimen Appellationsrathes. Auch war er Landpfleger in Nürnberg. Er war zweimal verheirathet, zuerſt mit Juliana Regina Muffel von Eſchenau, die ihm ſieben Kinder gebar, welche aber alle in der Jugend ſtarben. Nach dem Tode ſeiner erſten Frau verheirathete er ſich mit Regina Eleonora Tucher von Simmelsdorf, von der er einen Sohn hinterließ, den Vater der bekannten Dichterin Amalie Freiin von Imhof (geb. 16. Aug. 1776), welche ſich an Herrn von Helwig verheirathete (ſ. über ſie den beſondern biographiſchen Artikel). Mit ihrem Bruder erloſch 1803 dieſe Linie. Das Wappen der Ulrich Karl'ſchen und Johann Chriſtoph'ſchen Linie ſeit 1703, wo es vom Kaiſer Leopold vermehrt wurde, beſteht aus einem vierfach getheilten, mit einem Mittelſchilde verſehenen, Wappen. Im rothen Mittelſchilde den goldenen rechtsgekehrten, auf einem Fuße ſtehenden und mit dem andern zum Kampfe gerüſteten Seelöwen. Im erſten und vierten ſilbernen Felde drei ſchwarze rechtsgekehrte Büffelsköpfe mit rother Zunge und Hörnern, zwei und eins geſtellt. Im zweiten und dritten Felde roth und ſilbern in der Länge gleich getheilt, mit einem in der Mitte befindlichen Ringe, roth und ſilbern getheilt, aber umgekehrt wie im Schilde. (Das Gundelfingiſche Wappen.) Auf dem Schilde ſind zwei gegen einander gekehrte gekrönte Helme; auf dem rechten ein links gekehrter Seelöwe, auf dem linken ein hervorwachſender ſchwarzer Büffelskopf mit rother Zunge.

B. Andreas I. (geſt. 24. Oct. 1579), der zweite Sohn von Johann II. und Katharina Muffel, hatte ſich auf Univerſitäten im In- und Auslande, und durch einen 14jährigen Aufenthalt (von 1504—1519) in Frankreich und Italien gebildet, und war ein ſehr kenntnißreicher Mann; in ſeiner Vaterſtadt erwählte man ihn zum Oberſthauptmann des geh. Raths und zum Reichsſchultheiß. Von ſeiner erſten Frau, Urſula Schlauderbach, hatte er keine Kinder, aber mit Magdalena Reichel drei Söhne und ſechs Töchter. Durch zwei von jenen, Jacob I. und Andreas II., theilten ſich dieſe Linien wieder von Neuem.

1) Jacob I. zu Weidenmühl (geb. 1537, † 1599), war Mitglied des geh. Raths in Nürnberg, verheirathet mit Maria Schmidtmayr. Sein Sohn Jacob II. (geb. 1572, † 1602) hinterließ von Maria Bohm von Schwarzbach einen Sohn, Jacob III. (geb. 1600, † 1649), der, wie ſein Vater nicht einmal das 50. Lebensjahr erreichte, aber mit Suſanna Haller von Hallerſtein fünf Söhne und fünf Töchter erzeugte, von denen nur Andreas (geb. 1627, † 1685) ſeine Linie mit Suſanna Fürer von Haimendorf fortpflanzte. Dieſer Andreas war Aſſeſſor des Stadtgerichtes zu Nürnberg und Oberpfleger zu Goſtenhoff. Seine Söhne waren Georg Andreas (geb. 1656), welcher als Oberfeuerwerker in der Belagerung von Ofen am 24. Jun. 1684 blieb; Gabriel Moritz (geb. 1659, † 1705), welcher als Page an dem Hofe des Markgrafen Karl von Baden-Durlach erzogen war, als Volontair den Krieg gegen die Türken in Ungarn 1685 mitmachte, darauf den niederländiſchen, wo er in der Schlacht von Fleurus (1690) gefangen wurde, und von ſeiner Frau, Maria Katharina von Öhlhaf von Schöllenbach, keine Kinder hinterließ; und endlich Chriſtoph Jacob (geb. 30. Dec. 1654). Dieſer letzte hatte zu Altdorf und Jena ſtudirt, ging darauf nach Speier, um ſich in den reichskammergerichtlichen Proceß einzuüben, dann nach Nürnberg zurück, wo er, aus Liebe zu der Geſchichte, die Stelle eines Archivars verſah und ſich durch ſeine anſehnliche Bibliothek berühmt machte. Vorzüglich wandte er allen Fleiß an, dasjenige anzuſchaffen, was über Nürnberg und ſeine Gelehrten geſchrieben war, ſammelte alſo Urkunden, Manuſcripte,

Digitized by Google

Münzen, Bildniſſe, Lebensbeſchreibungen, genealogiſche Nachrichten und dergl. über ſeine Vaterſtadt und deren Gebiet. Sein außerordentliches Gedächtniß kam ihm bei dieſen Beſtrebungen ſehr zu Hilfe, und die Gelehrten damaliger Zeit (der Abt J. Andreas Schmidt, Joh. Peter von Ludewig, Guſt. Georg Zeltner, Chriſt. Gottlieb Schwarz, Joh. Jac. Köhler, Jac. Wilh. Feuerlein, Jac. Burgkhard und Joh. Alex. Döderlein) geben ihm das rühmlichſte Zeugniß. Er war in der Kirchengeſchichte und in der Geſchichte ſeines Vaterlandes ſo bewandert, daß man ihn eine lebendige Bibliothek, ein **museum** oder **archivum obambulans** nannte. Er ſtarb am 24. Jan. 1726 als der letzte der Jacob'ſchen Linie zu Weidenmühl und Glaishammer; denn die mit ſeinen beiden Frauen, Anna Eliſabetha von Imhof und Helena Clara Voit von Wendelſtein, erzeugten Kinder verſtarben noch vor ihm.

2) Andreas II., der älteſte Sohn von Andreas I. und Magdalena Reichel, Stifter einer Linie, die ſich in mehren Äſten ausbreitete, und wovon bis jetzt noch drei blühen. Er war geb. am 20. Februar 1529 und Loſunger im ältern geh. Rath zu Nürnberg. Von ſeinen drei Frauen, Urſula Schmidtmayr von Schwarzenbrück, Maria Römer und Barbara Marlich, hinterließ er bei ſeinem Abſterben (16. Dec. 1556) eine zahlreiche Nachkommenſchaft. Er hatte nämlich vier Söhne, die alle ihr Geſchlecht fortpflanzten, und zehn Töchter, die ebenfalls verheirathet und mit Kindern geſegnet waren. Die Söhne waren: Wilhelm, Andreas III., Jeremias und Georg. Die Linie von Georg und Suſanna Löffelholz von Kollberg erloſch ſchon mit ihm (1652), da die drei Söhne deſſelben noch vor dem Vater ſtarben.

Wilhelm I. (geb. 27. Jan. 1588, † 29. Nov. 1630), Mitglied des innern geh. Raths zu Nürnberg und Landpfleger, war Stifter der ſogenannten Wilhelm'ſchen Linie, die ſich mit fünf Söhnen, welche ihm von ſeiner Frau, Katharina Imhof, geb. wurden: Sebaſtian, Wilhelm II., Gabriel, Raphael und Hieronymus, in ebenſo viele Zweige ſpaltete. Sebaſtian (geb. 1589, † 1613), war mit Katharina Pfinzing zu Henffenfeld vermählt; in ſeinen Kindern erloſch ſchon 1662 dieſe Nebenlinie. Wilhelm II. (geb. 7. Aug. 1586, † 28. Jan. 1661) hatte vier Frauen, aber nur von Katharina Tetzel zu Kirchenſittenbach und Dorothea Kreß von Kreſſenſtein zu Retzelsdorf hinterließ er vier Söhne und fünf Töchter. Unter dieſen pflanzte nur Wilhelm III. ſeine Linie mit Maria Helena Pömer fort. Dieſer war am 23. Jul. 1622 geboren, ſtudirte zu Altdorf vier Jahre lang, trat 1642 eine Reiſe durch Holland, England und Frankreich an, von welcher er erſt 1645 zurückkam, verheirathete ſich 1648, und ſah ſeine Ehe mit vier Söhnen und zwei Töchtern geſegnet. Als Mitglied des ältern geh. Raths, Septemvir, Kirchenpfleger und Curator zu Altdorf, ſtarb er am 2. Febr. 1692. In ſeinen Mußeſtunden beſchäftigte er ſich mit der Geſchichte Nürnbergs, mit Genealogie und Alterthümern, worüber er große Sammlungen hinterließ. Einer ſeiner Söhne, der berühmte Jacob Wilhelm, hat vorzüglich dieſe Sammlungen ſeines Vaters benutzt. Er war verheirathet mit Maria Helena Pömer. Seine vier Söhne waren: Lazarus (geb. 1652), Oberforſtmeiſter des St. Laurentiiwaldes, welcher mit Maria von Franeau aus Artois, und nach deren Tode mit Maria Fürer von Haimendorf, verehelicht, blieb aber kinderlos; Jacob Wilhelm (geb. 1651, † 1728), welcher ſein Geſchlecht mit Anna Felicitas Holzſchuer von der Neubürg durch acht Kinder fortpflanzte. Durch ſeine Liebe zu den Wiſſenſchaften und durch langjährige Reiſen in Frankreich und Italien mit den berühmteſten Männern damaliger Zeit bekannt, ſuchte er ſich ebenfalls in genealogiſch-hiſtoriſchen Schriften verdient zu machen (ſ. über ihn den beſondern biographiſchen Art.). Von ſeinen acht Kindern überlebte ihn nur eine Tochter, Anna Maria (geb. 1684), an Guſtav Philipp Fürer von Haimendorf, k. k. Rath, pfalz- und ſulzbachiſchen Geheimenrath und erſten Kriegsrath zu Nürnberg, verheirathet, und ein Sohn, Jacob Wilhelm (geb. 21. Oct. 1691), herzogl. pfalz-ſulzbachiſcher geh. Rath und Kammerdirector. Dieſer letztere reſignirte 1736 ſeinen Dienſt und nahm das Pflegamt Hippoltſtein an, welches er jedoch 1747 auch wieder aufgab. Er war dreimal verheirathet, und hatte alle drei Weiber aus ſeinem Geſchlechte genommen, nämlich: Maria Helena Sophia, Tochter von Hans Chriſtoph von Imhof zu Mörlach; dann Regina Suſanna, Tochter von Andreas Lazarus von Imhof, und endlich Roſina Chriſtina, die Tochter von Ulrich Karl von Imhof. Von vier Söhnen und drei Töchtern überlebten den Vater: Johann Wilhelm (geb. 1725), welcher in fürſtl. heſſiſche Militairdienſte trat und nach genommenem Abſchied in Nürnberg in den innern geh. Rath kam und Landpfleger wurde; Juliana Regina, verheirathet an Moritz Wilhelm von Calenberg zu Rothweſten, und Maria Sophia, welche in dem adeligen Urſulinerſtift zu Kitzingen 1746 Profeß that.

Gabriel (geb. 1591, † 1631), ein Zwilling, der dritte Sohn von Wilhelm I., Capitain-Lieutenant in dem ſchwediſch-weimariſchen Heere, war mit Anna Scheurl verheirathet, und obgleich dieſe Ehe mit neun Kindern geſegnet war, ſo ſtarben dieſe doch alle unverheirathet.

Raphael (geb. 1591, † 1667), ein Zwilling, der vierte Sohn von Wilhelm I., hatte Maria Peller von Schoppershof zur Frau, die fünf Söhne und fünf Töchter gebar, von denen Wolfgang Martin und Johann Jacob zu bemerken ſind. Erſterer war 1625 geboren, ſtudirte zu Altdorf und bereiſte von 1644—49 Holland, die Niederlande, Frankreich und Italien; machte auch als Volontair in der ſpaniſchen Armee unter dem Befehle von Herkules Visconti den Feldzug vom J. 1650 mit, und wurde bei der Belagerung von Porto longone in den Approchen verwundet. Er zog ſich darauf in ſeine Vaterſtadt zurück, wo er als Aſſeſſor und Schöff des Ehegerichts am 12. März 1672 ſtarb, ohne von Maria Magdalena Holzſchuer Kinder zu hinterlaſſen. Sein Bruder aber, Johann Jacob, pflanzte dieſe Linie fort. Dieſer war am 8. Dec. 1627 geboren, ſtudirte ebenfalls zu Altdorf, Strasburg und Hardewick in Geldern, machte, wie ſein Bruder, die **grand tour**, und begab ſich darauf in die Dienſte des Herzogs Chriſtian von Liegnitz, mit dem

Digitized by Google

er ſtudirt hatte, und wurde deſſen Hofmarſchall. Nach deſſen Tode und 20jähriger Dienſtzeit ging er nach Nürnberg (1672) wieder zurück, wo er am 8. Mai 1700 mit Tode abging. Mit ſeiner Gemahlin, Sibylla Katharina von Börſtell aus dem Hauſe Pletzgau, hatte er 13 Kinder, ſechs Söhne und ſieben Töchter, erzeugt; aber die Söhne ſtarben unverheirathet, und beſchloſſen ſomit dieſe Linie.

Hieronymus (geb. den 12. April 1606), der fünfte Sohn von Wilhelm I., ſtudirte auf mehren teutſchen Univerſitäten, ging zuletzt noch nach Genf, wo er unter dem berühmten Rechtsgelehrten Jacob Gottfried de testamentis ordinandis disputirte (1625), darauf Frankreich, die Niederlande, Holland, England und Italien bereiſte, in welchen Ländern er die Jahre 1625—1632 zubrachte und ſich ausgezeichnete Kenntniſſe erwarb. Er trat darauf bei dem Pfalzgrafen Auguſt von Sulzbach als Hofjunker in dienſtliche Verhältniſſe, reiſte mit demſelben nach Dresden, ging dort in die Dienſte des ſchwediſchen Kanzlers Axel Oxenſtierna über, und beſuchte mit demſelben verſchiedene teutſche Höfe, Frankreich und Holland in diplomatiſchen Angelegenheiten. Mit dem Sohne des Kanzlers ging er als Geſandtſchaftscavalier nach Dänemark und Schweden (1635), wurde darauf an den Hof des Herzogs Friedrich III. von Holſtein-Gottorp berufen, um die von demſelben abgeſchickte Geſandtſchaft nach Rußland zum Zar Michael und nach Perſien zum Schah Seſi zu begleiten (1635—39). Nach ſeiner Zurückkunft zog ihn Chriſtine von Schweden in ihren Dienſt, und beauftragte ihn 1640 in wichtigen Angelegenheiten an den Zar Michael. Seine Reiſeluſt oder vielmehr Wißbegierde war ſo groß, daß er nach Vollendung dieſes Geſchäfts ſich in das Gefolge des portugieſiſchen Geſandten begab, um Liſſabon zu ſehen und Portugal zu bereiſen (1641). Nach einem Jahre kehrte er über Holland zurück, wo er ſich Kenntniſſe in der Fortification erwarb (1642), in der Abſicht, in der ſchwediſchen Armee unter dem General Torſtenſon davon Gebrauch zu machen (1644). Da er jedoch bald ſich zurückgeſetzt glaubte, ſchiffte er nach Schweden über (1645), um ſich bei der Königin, die ihm ſehr gewogen war, zu beklagen; aber der Erfolg entſprach nicht ſeinen Wünſchen. Er verließ daher Schweden und ließ ſich in Homburg nieder (1646). Der Herzog Auguſt von Braunſchweig berief ihn darauf nach Wolfenbüttel (1648), übergab ihm ſeine beiden Söhne, die Prinzen Anton Ulrich und Ferdinand Albrecht, zur Erziehung, und ertheilte ihm den Titel eines Hofraths. In dieſem Poſten wurde J. vom Tode ereilt, am 19. Jan. 1668, zu Wolfenbüttel, und in die Kloſterkirche zu Riddagshauſen begraben. Von ſeiner Gemahlin, Margaretha von Levenzau aus dem Hauſe Scharentien, welche in ihrem 82. Jahre 1710 ſtarb, hinterließ er drei Söhne: Rudolf Chriſtian, Anton Albrecht, Wilhelm Heinrich, und eine Tochter, Maria Eliſabeth. Dieſe war geboren den 7. Jun. 1658, wurde Hofdame bei der Prinzeſſin Henriette von Braunſchweig und Fürſt-Abatiſſin von Gandersheim, in welcher Stelle ſie 14 Jahre blieb, bis ſie die Gemahlin des herzogl. braunſchweig-wolfenbüttelſchen Premierminiſters und Kanzlers, Friedrich Ludwig, Propſt von Wendhauſen zu Schöningen und Riddagshauſen (1699) wurde. Sie ſtarb 1709, vor ihrer Mutter. Ihr älteſter Bruder, Rudolf Chriſtian (geb. am 21. Nov. 1660, † am 22. Jun. 1717), ſtudirte zu Helmſtedt und Leipzig, wurde darauf Hofjunker in Wolfenbüttel, und dann Hofmeiſter des Prinzen Ludwig Rudolf, mit dem er auf Reiſen ging. Als dieſer Prinz ein Regiment Dragoner im holländiſchen Dienſte erhielt, ertheilte er ſeinem ehemaligen Hofmeiſter eine Rittmeiſterſtelle. Bald darauf berief die Herzogin Witwe, Eliſabetha Juliana, Imhof nach Wolfenbüttel zurück, und ernannte ihn zu ihrem Oberhofmeiſter und Geheimenrathe. Von hier wurde J. nach Wien zum Kaiſer Leopold geſchickt (1693), wegen der an den Herzog Ernſt Auguſt von Hanover gelangten Kurwürde; dieſe Reiſe mußte er zum zweiten Male 1697 unternehmen. Bei dieſer Gelegenheit wurde er ſammt ſeinen Brüdern von dem Kaiſer in den Reichsfreiherrenſtand erhoben, mit Vermehrung des Wappens. Im J. 1700 befand er ſich als braunſchweig. Geſandter auf dem Fürſtentage zu Nürnberg, und wurde als Organ dieſer Verſammlung an den kaiſerl. Hof und 1701 in der nämlichen Eigenſchaft nach Paris geſandt, um die Misverhältniſſe mit der franzöſiſchen Regierung wegen der domcapitulariſchen Statthalterſchaft zu Strasburg, die der Herzog Anton Ulrich zur Entſchädigung wegen der verlorenen Coadjutorſtelle zu Halberſtadt durch den münſterſchen Friedensſchluß erhalten hatte, zu beſeitigen. Nach dem Tode des Kaiſers Leopold wurde er zur Gratulation an den neuen Kaiſer Joſeph I. geſandt (1705) und im folgenden Jahre noch einmal nach Wien, die Inveſtitur der braunſchweigiſchen Länder zu empfangen. Auch wurde er vom Herzoge Ludwig Rudolf ausgeſucht, um ſeine Tochter, Eliſabetha Chriſtina, als Braut des deſignirten Königs von Spanien, Karl, nachherigen Kaiſers, nach Wien zu begleiten (1707), und in Folge davon vom Kaiſer Joſeph zum Reichshofrath ernannt. Der Kaiſer war mit ſeinen geleiſteten Dienſten ſo zufrieden, daß er die Braut ſelbſt nach Spanien begleiten mußte. Am 30. März 1709 kam er von Barcellona wieder nach Wien zurück, worauf ihn der Kaiſer zu ſeinem wirklichen Kämmerer ernannte. Als ſein Herr die katholiſche Religion annahm, trat auch er zu derſelben über (1710). Nach dem Tode des Kaiſers Joſeph wurde er 1711 nach Barcellona geſchickt, mit einem großen Gefolge, um den König Karl in der Annahme der römiſchen Kaiſerwürde zu beſtärken. Er blieb bei demſelben bis zu ſeiner Einſchiffung (1713), und kehrte mit demſelben nach Wien zurück. Im J. 1715 ging er als außerordentlicher Geſandter nach London, um Georg I., König von England, zur königl. Würde zu beglückwünſchen; von da nach Paris, um am franzöſiſchen Hofe manche Ausgleichungen zu bewirken. Im Monat Sept. 1716 erhielt er einen Schlaganfall, der am 22. Jul. 1717 ſich wiederholte und ihn tödtete. Er iſt zu Braunſchweig in der katholiſchen Kirche begraben; ein ſchönes marmornes Epitaphium erwähnt ſeine wirklichen Verdienſte um das braunſchweigiſche Regentenhaus. Von ſeiner Frau, Ilſa Luiſa Stiſſer von Wendthauſen, Tochter des braunſchwei-

Digitized by Google

giſchen Geheimenraths und Reichstagsgeſandten zu Regensburg, Joachim Chriſtoph, hinterließ er keine Erben. Sein mittlerer Bruder

Anton Albrecht (geb. den 17. Dec. 1653, † den 11. Dec. 1715), war in ſeiner Jugend Page am wolfenbüttelſchen Hofe, ſtudirte auf mehren Univerſitäten, trat die grand tour an, wurde bei ſeiner Zurückkunft vom Herzoge Anton Ulrich zum Hofcavalier und Kammerrath ernannt, und ſtieg bis zum Oberſchenk, Geheimenrath und Kammerpräſidenten empor. In Folge eines Zerwürfniſſes legte er alle dieſe Stellen nieder, und ging in königl. polniſche und kurſächſiſche Dienſte, und wurde dort ebenfalls wirklicher Geheimerrath, Kammerpräſident und Oberberghauptmann (1704). Als Plenipotentiarius ſchloß er im Namen ſeines Herrn den Frieden zu Altranſtädt (im November 1706). Da aber der König von Polen glaubte, daß er ſeine Inſtruction überſchritten, ſo fiel er in Ungnade und wurde auf die Feſtung Königſtein gebracht (1707), von wo er erſt 1714 entlaſſen wurde. Er ſtarb bald darauf zu Dresden am 11. Dec. 1715, und wurde zu Hohenprießnitz, einem Rittergute, welches er mit Oberglochau erkauft hatte, begraben. Von ſeiner Gemahlin, Sophia Henriette von Lenthe, die früher Kammerfräulein bei der Herzogin Eliſabetha Juliana zu Braunſchweig geweſen, und die Tochter des kurbrandenburgiſchen Oberſtallmeiſters und Landdroſten zu Petershagen, Wilhelm und Eleonora Sophia von Wittenberg war, hinterließ er drei Söhne und eine Tochter, Eliſabeth Juliana, die Gemahlin des königl. polniſchen und kurſächſiſchen Oberſten und Commandanten zu Thorn, Baron von Bardeleben. Seine Söhne waren: Rudolf Auguſt, königl. polniſcher und kurſächſiſcher Hauptmann, Auguſt Wilhelm (geb. 1704, † 1770), holländiſcher Oberſt, darauf 1750 Generalmajor und Commandant zu Coeverden, verheirathet 1739 mit Anna von Noſtitz, aber ohne Kinder zu erhalten, und Anton Ulrich (geb. den 3. Jul. 1695, † 1755), kaiſerl. königl. Hauptmann, welcher Ober- und Niederglochau, Hohenprießnitz und Möckern bei Leipzig beſaß. Der Letzte pflanzte dieſe Linie durch Hedwig Wilhelmine von Dießkau, aus dem Hauſe Schepplin, fort. Sein Sohn, Rudolf Chriſtian, war geboren den 28. Nov. 1720. Zu ſeinen Nachkommen gehörte Auguſt, herzogl. ſachſen-coburg. Schloßhauptmann zu Saalfeld, welcher am 17. März 1829 ſtarb und einen Sohn hinterließ, welcher herzogl. ſachſen-coburg. Oberſtlieutenant und Ritter des kaiſerl. königl. Leopoldordens iſt.

Endlich Wilhelm Heinrich (geb. den 17. Dec. 1663, † 1725), der dritte Sohn von Hieronymus und jüngſter Bruder von Rudolf Chriſtian und von Anton Albrecht. Nachdem er auf in- und ausländiſchen Univerſitäten den Wiſſenſchaften mit Erfolg obgelegen, und den damaligen Sitten gemäß auf Reiſen ſich gebildet hatte, kam er in die Dienſte des Fürſten Chriſtian Eberhard von Oſtfriesland, wo er Hofcavalier und Kammerrath wurde, und bis zum Geheimenrathe und Landdroſten zu Leer emporſtieg. Er war mit Iſabelle Sophia von Borell, der Tochter Jacob's von Borell, Herrn von Hünbeck ꝛc., Bürgermeiſter von Amſterdam und erſtem Abgeſandten der Generalſtaaten bei dem ryßwicker Frieden, verheirathet, die ihm ſechs Söhne und vier Töchter gebar, von denen Anton Wilhelm in der Ems 1724 ertrank, Hieronymus Rudolf zu Batavia 1734, Heinrich Franz auf der Reiſe nach Batavia, ohne von ſeiner Frau, Mechtilda Florentina von Bentinck, Kinder hinterlaſſen zu haben, 1743 ſtarb. Ein vierter Sohn deſſelben, Guſtav Wilhelm (geb. den 9. Auguſt 1705), wurde bei ſeinem Großvater mütterlicher Seite, der zugleich Director der oſtindiſchen Compagnie war, erzogen. Durch dieſen bekam er Gelegenheit, in die Dienſte der Compagnie zu treten. Auf Schulen und Univerſitäten hatte er ſich mancherlei Kenntniſſe erworben, die ihm in einer ſolchen Laufbahn nützlich werden konnten; dabei war er auch in den Geſchäften des Krieges geübt, ſodaß er im Cabinet und im Felde Glück erwarten durfte. Hierzu kam noch ſeine Verwandtſchaft mit den angeſehenſten Familien in Holland und deren Empfehlung. Am 25. Jan. 1725 ging er nach Batavia, wußte ſich ſchon nach kurzer Zeit die allgemeine Achtung zu erwerben, und gewann in der Tochter des Generaldirectors von Batavia, Anton Huysman von der Hille, eine Gemahlin von großem Anſehen. Im J. 1730 wurde er ſchon Staatsſecretair von Batavia, 1735 ordentlicher Rath bei der Regierung, und 1736 Gouverneur von Ceylon. Da er ſehr menſchenfreundlich war, ſo führte er auch die ihm anvertraute Regierung nach echt moraliſchen Grundſätzen. Daher kam es auch, daß ihn alle Religionsparteien hochſchätzten und liebten, um ſo mehr, weil ſein Vorfahrer ein wilder, grauſamer und drückender Mann geweſen, welcher deswegen auch in Batavia hingerichtet wurde. Guſtav Wilhelm Imhof ſtiftete dagegen viel Gutes, und trug dadurch zur Ausbreitung des Chriſtenthums bei. Er ließ eine eigene Druckerei anlegen, um Religionsbücher in der Landesſprache drucken zu laſſen und ſie dadurch mehr bekannt zu machen. Gegen Erwartung mußte er Ceylon verlaſſen und nach Batavia eilen.

Die Veranlaſſung dazu gab ein Racheplan der in den holländiſchen Beſitzungen wohnenden Chineſen gegen die Holländer. Durch die Gelderpreſſungen und Grauſamkeiten des holländiſchen Gouverneurs Valkenier auf Java zur Verzweiflung gebracht, hatten ſie ſich vorgenommen, alle Chriſten auf einen Tag zu vertilgen. Nicolo entwarf den Plan zur Eroberung Batavia's und Ermordung der Holländer, Niko-King aber übernahm die Ausführung, die auf den 9. Oct. 1740 feſtgeſetzt war. Die Verſchworenen waren ſchon mit vielem Pulver, Blei und Geſchütz verſehen, als einer von ihnen wenige Tage vor der Ausführung ihre Anſchläge verrieth. Es wurden daher Truppen von den benachbarten Inſeln nach Batavia gezogen und auch Guſtav Wilhelm Imhof mußte dahin. Bald nach ſeiner Ankunft näherte ſich wirklich ein Corps von 12,000 Chineſen der Stadt, in Hoffnung, ihre Mitverſchworenen in der Stadt würden, ſobald von Außen her ein Angriff geſchehe, im Innern einen Aufſtand erregen. Dieſen war aber ſtreng verboten, ſich auf den Gaſſen, oder auch nur aus den Fenſtern ſehen zu laſſen. Denen aber, welche die Stadt von Außen bedrohten, wurde Imhof mit einiger Mannſchaft entgegengeſchickt.

Digitized by Google

Anfangs beſchränkte er ſich darauf, ſie auszukundſchaften, aber nach erhaltener Verſtärkung griff er an und ſchlug ſie in die Flucht. Allein ſie ſammelten ſich wieder, verſtärkten ſich, und wollten ſogar am 8. Oct. die Stadt angreifen. Man erfuhr zugleich, daß ſich in der Wohnung eines Chineſen 600 Mann verborgen hätten. Dies verurſachte eine ſolche Erbitterung, daß die Einwohner alles, was chineſiſch war, ermordeten, die Häuſer derſelben plünderten, und ſogar mit Kanonen niederſchoſſen, während der Feind die Umgegend verheerte und durch ſein Geſchütz das Feuer in der Stadt vermehrte. Jedoch zu ſchwach, um ohne Beiſtand ſiegen zu können, zog ſich die chineſiſche Kriegsſchar ins Gebirge, ließ aber keinen Fußtritt unbezeichnet von Verwüſtung. Guſtav Wilhelm Imhof bekam nun den Auftrag, derſelben nachzuſetzen, und ſie zu vertilgen. Er ſtieß zuerſt auf einen Haufen von 3000 Mann bei einer Zuckermühle, ſchlug ihn und nahm den Reſt gefangen. Indeſſen fiel ſeine Mannſchaft auf die Beute und zugleich auf den Zuckervorrath in der Mühle; weil aber der Feind den Zucker vergiftet hatte, ſo kamen viele von ſeinen Leuten um. Er drang aber doch mit dem Reſte weiter vor, und fand einen andern Haufen in einem Lager, das um und um mit dornigen Fußangeln belegt war. Doch machte er ſich dadurch den Zugang möglich, daß er Reißſtroh, Gebüſche, und was er ſonſt Brennbares hatte, anzünden ließ. Nun griff er das Lager mit Sturm an, und weil die Feinde ſchon durch das Feuer in Schrecken geſetzt waren, ſo war ihm der Sieg über ſie leicht; alle wurden umgebracht. Auf dieſe Art wurde Batavia gerettet, die Ruhe im Lande glücklich wieder hergeſtellt. Der Rath von Indien ließ hierauf die Urſachen dieſer Empörung erforſchen. Einige, darunter Guſtav Wilhelm Imhof, bezeichneten freimüthig den Geiz und die Grauſamkeit des Gouverneurs Valkenier als ſolche. Aber dieſer war darüber ſo erzürnt, daß er alle, welche ihm dieſe Vorwürfe machten, gefangen nehmen und bis zum Abgange eines Schiffes bewachen ließ. Im Frühjahre 1741 wurde daher Guſtav Wilhelm Imhof in engem Arreſt nach Amſterdam abgeführt; er fürchtete ſich aber nicht. Vor ſeiner Ankunft waren ſchon aus Batavia Nachrichten angelangt, welche die Unſchuld des Gefangenen bezeugten und den Gouverneur in ſeiner wahren Geſtalt ſchilderten. Es hatte auch die Compagnie ſchon vorher ſo viele Klagen wider den Gouverneur gehört, daß ſie, ehe ſie noch etwas von dem Aufruhre wußte, ihn abzulöſen beſchloß und Guſtav Wilhelm zu ſeinem Nachfolger beſtimmt hatte. Um ſo unerſchrockener konnte ſich Letzterer vor ſeinen Richtern verantworten, die ihn auch gleich bei ſeiner Ankunft in Freiheit ſetzten, für ſeine Dienſte dankten und ihm das Gouvernement von Batavia übertrugen, mit der Beſtimmung, den bisherigen Gouverneur in Batavia vor Gericht zu ſtellen und ihn nach Verdienſt zu beſtrafen. Weil ſich aber ſeine Abreiſe etwas verzog, ſo war der Gouverneur mit allem ſeinem Reichthume ſchon auf dem Vorgebirge der guten Hoffnung angelangt, als er daſelbſt ankam. Imhof nahm ihn alſo hier gefangen, und führte ihn mit ſich nach Batavia zurück, wo er zwar zu keiner Todesſtrafe, aber zu ewiger Gefangenſchaft auf dem Caſtell verurtheilt wurde. Der neue Gouverneur hatte viele Arbeit, das entvölkerte und verwüſtete Batavia wieder in gute Umſtände zu bringen. Der ſchon bekannte Ruf ſeiner Menſchenliebe, ſeine liebreiche Einladung, ſeine Verſprechungen, von deren Wahrheit man längſt überzeugt war, brachte jedoch auch bald wieder Chineſen dahin, durch neuen Anbau der Verwüſtung ein Ende zu machen. Dabei gab er den Truppen eine beſſere Einrichtung, half der Polizei auf, hielt auf Gerechtigkeit, und nahm auf alle Vortheile der Handlung Bedacht. So regierte er ſieben Jahre lang mit aller Rechtſchaffenheit und ſtarb unvermuthet am 1. Nov. 1750. Seine Frau und Kinder waren bereits vor ihm geſtorben. Bald nach ſeinem Tode erfuhr man zu Batavia, daß, ſeines unſträflichen Wandels ungeachtet, Klagen wider ihn nach Holland gekommen, welche ſeine Abrufung bewirkt haben würden. Man beſchuldigte ihn, daß er den Vater des Kaiſers von Java ungerechterweiſe vom Throne geſtoßen und dadurch zu Misvergnügen Anlaß gegeben habe, wodurch nachher ein gefährlicher Krieg für die Compagnie entſtanden ſei. Auch habe er von den Engländern gekaperte franzöſiſche Schiffe erkauft, und von einem engliſchen Schiffe 30 Mann tödten laſſen, und in den holländiſchen Beſitzungen nach der Oberherrſchaft geſtrebt. Darf man aber Beſchuldigungen, die man nach dem Tode einem Manne macht, Glauben beimeſſen? *)

Das Wappen der ſeit 1703 freiherrlichen jetzt noch blühenden Wilhelminiſchen Linie beſteht aus einem quadrirten Schilde, mit einem Mittelſchilde verſehen. Das erſte und vierte Feld enthält das Imhof'ſche Wappen, das zweite und dritte das ſchon beſchriebene Gundelfinger'ſche Wappen, das goldene Mittelſchild den doppelten ſchwarzen Reichsadler, mit ausgebreiteten Flügeln und Füßen, und über den Köpfen ſchwebender Krone. Auf dem Schilde die Freiherrenkrone mit drei Helmen; auf dem rechten der Imhof'ſche Seelöwe, auf dem mittlern der ſchwarze Reichsadler und auf dem linken der Gundelfinger'ſche Ring, mit ſechs roth und ſilber abwechſelnd beſteckten Federn.

Andreas III. (geb. den 6. Febr. 1562, † den 7. April 1637), der zweite Sohn von Andreas II. und Urſula Schmidtmayr, Stifter der jetzt noch blühenden Linie, wurde in ſeiner früheſten Jugend (1577) nach Venedig geſchickt, von wo er nach Rom und Neapel ging. Nachdem er 1582 nach Nürnberg zurückgekommen, wurde er daſelbſt in den Rath gewählt, wurde Pfleger der Reichsfeſtung und während des teutſchen Krieges Oberpfleger der teutſchen Herrencommande zu Nürnberg. Er hinterließ von Regina Rehlingen eine zahlreiche Familie, acht Söhne und vier Töchter. Die Söhne ſind: 1) Andreas IV. (geb. 1590), er ſtudirte zu Altdorf, Piſa und Siena, wo er in ſeinem 20. Jahre 1610 ſtarb und bei den Dominikanern begraben liegt. 2) Maximilian (geb. 1591, † 1627)

*) Handverſches Magazin. 1753. S. 833. Neues hiſtoriſches Handlexikon. 1. Bd. S. 94. Hirſching, hiſtor.-literar. Handbuch. 3. Bd. S. 53.

Digitized by Google

zeugte mit Anna Maria Harsdorf drei Söhne, wovon Johann Karl als der letzte dieſer Nebenlinie 1684 ſtarb, ohne von ſeiner Frau, Helena Pömer, Nachkommen hinterlaſſen zu haben. 3) Raymund (geb. 1592, † 1659) blieb, obgleich dreimal verheirathet, doch ohne männliche Nachkommenſchaft, und hatte vier Töchter, von denen Anna Maria als die letzte 1689 unverheirathet verſchied. 4) Karl (geb. 1593) ſtarb zu Hamburg 1638. 5) Albrecht und 6) Georg, welche beide das Geſchlecht blühend erhielten. 7) Chriſtian (geb. 1603) war in den Dienſten der Generalſtaaten, begleitete die Kriegsflotte, welche nach Guinea ſegelte, und verlor an der Goldküſte am 21. Dec. 1623 ſein Leben, iſt auch daſelbſt bei dem Fort Naſſau begraben. Endlich 8) Octavian (geb. 1607) war in ſeiner Jugend kaiſerlicher Officier und ſtarb 1648, ohne von ſeiner Frau, Margaretha Beßler, Kinder hinterlaſſen zu haben.

Albrecht (geb. 1598, † 1651), der fünfte Sohn von Andreas III., iſt Stifter einer erloſchenen Linie, machte den 30jährigen Krieg unter dem von Helmſtädtiſchen Regiment mit, und hinterließ nur aus der zweiten Ehe mit Sibylla Veronika Öhlhaf von Schöllenbach männliche Nachkommenſchaft, wovon Andreas ſich als Kriegsmann ſehr ausgezeichnet hat. Dieſer war 1637 geboren, ging darauf als Fähndrich in königlich ſchwediſche Dienſte, avancirte bis zum Lieutenant 1671, worauf er ſeinen Abſchied nahm und als Hauptmann unter die münſterſchen Truppen des kriegeriſchen Biſchofs Bernhard von Galen trat. Da es ihm daſelbſt nicht gefiel, verließ er auch dieſe Dienſte, wurde Oberſtwachtmeiſter im Baden-Durlachiſchen Regiment des ſchwäbiſchen Kreiſes (1673) und 1676 Commandant und Pfleger zu Lichtenau. Im Jahr 1681 ſtand er als Oberſtlieutenant bei den fränkiſchen Kreistruppen, die in Ungarn gegen die Türken fochten, und zeichnete ſich bei der Belagerung von Ofen ſo aus, daß er einer der Erſten in den Verſchanzungen war. Obgleich er von einer Mine in die Luft geworfen und ſehr beſchädigt wurde, kam er doch glücklich davon. Der Kaiſer Leopold belohnte ihn mit einer goldenen Kette ſammt einem anhängenden Gnadenpfennig (eine goldene Medaille mit dem Bildniſſe des Verleihers) und mit dem Titel eines kaiſerlichen Oberſten. Erſt im Jahre 1697 verließ Andreas Imhof die kriegeriſche Laufbahn und wurde Pfleger des Amtes Hippoltſtein. Einige Jahre darauf reſignirte er aber dieſe Stelle und ging 1710 zu Bamberg zur katholiſchen Confeſſion über, und beſchloß daſelbſt als kurmainziſcher und fürſtlich bambergiſcher Kriegsrath ſeine irdiſche Laufbahn. Durch Suſanna Magdalena Löffelholz von Colberg wurde er Vater von ſechs Söhnen und einer Tochter, wovon drei das männliche Alter erreichten, aber alle unverheirathet ſtarben, nämlich: Johann Andreas, geb. 1663, ſtarb als Generaladjutant des kaiſerlichen Feldherrn in Ungarn 1687 im 24. Jahre ſeines Alters; Andreas, geb. 1665, blieb als Lieutenant eines fränkiſchen Kreisregiments bei dem Sturme auf Mainz am 27. Aug. 1689; Jacob Andreas, geb. 1672, machte als Volontair in einem ſächſiſch-gothaiſchen Regiment den Feldzug in Polen mit, ging darauf in kaiſerliche Dienſte, wo er als Hauptmann und Generaladjutant des Generals von Erfa in dem Feldzug am Rhein am 2. Febr. 1708 als der letzte ſeiner Linie ſtarb.

Georg (geb. 1601, † 1659), der ſechste Sohn von Andreas III., widmete ſich den Wiſſenſchaften auf den Univerſitäten zu Tübingen (1617), zu Gießen (1620), zu Strasburg (1621) und zu Baſel (1622). Nach Vollendung der akademiſchen Studien machte er dem Zeitgebrauch gemäß die große Tour durch Frankreich und Italien. In Venedig nahm er Sprachunterricht, ging von da nach Florenz an den Hof des Großherzogs, wo er bei Matthäus Tornaquinti, einem ſehr angeſehenen Manne, ſich eine Zeit lang aufhielt. Im Jahre 1625 wohnte er dem Jubiläum in Rom bei und wurde von dem kenntnißreichen Cardinal Moritz von Savoyen an ſeinen Hof gezogen. Von hier unternahm er eine Reiſe nach Barri in Apulien, um die Bekanntſchaft ſeiner Verwandten, der italieniſchen Imhofe unter dem Namen de Curia, zu machen und reiſte über Neapel, Loretto, Ancona und Venedig nach Nürnberg zurück. Hier wurde er in den ältern geheimen Rath aufgenommen und Kirchenpfleger, machte ſich um Kirchen und Schulen ſehr verdient, führte die proteſtantiſche Religion in der St. Eliſabethen-Kapelle ein, und war ein vorzüglicher Beförderer der Erneuerung der berühmten St. Sebalds-Kirche. Auf der Univerſität zu Altdorf ließ er ein anatomiſches Theater errichten, den botaniſchen Garten verbeſſern und die Bibliothek vermehren. Während des Friedens-Executionstages, der im Jahr 1650 zu Nürnberg gehalten wurde, fand er wegen ſeiner Sprachkenntniß und ſeiner vielen Erfahrungen bei den anweſenden Fürſten und Geſandten, vorzüglich bei dem kaiſerlichen Principal Ambaſſadeur, Fürſten Piccolomini, ſehr freundliche Aufnahme. Im Jahre 1655 wurde er zum oberſten Hauptmann und 1658 zum andern Loſunger erwählt. Er hatte ſich ſchon 1630 mit Sibylla Katharina Pfinzing von Henffenfeld verheirathet und drei Söhne und fünf Töchter erzeugt, von denen zu bemerken: Regina Clara, geb. 1633, verheirathet an Johann Hieronymus von Imhof auf Mörlach, kurpfalz- und bambergiſchen Hof- und Regierungsrath; Anna Katharina, geb. 163.., verheirathet an Georg Sigismund Fürer von Haimendorf, Oberſthauptmann und Kirchenpfleger; Maria Urſula, geb. 1645, verheirathet an Johann Chriſtoph Muffel von Eſchenau, herzoglich würtembergiſchen Rath; Georg Andreas, als Stammfortführer wichtig; Georg, geb. 1638, ſtarb 1691 als Aſſeſſor des Untergerichts zu Nürnberg. Von ſeiner erſten Frau Anna Polirena Vinckher von Erkheim hinterließ er nur eine Tochter, Anna Eliſabeth, welche ſich an Chriſtoph Jacob von Imhof zu Weidenmühl verheirathete, und einen Sohn Georg Karl (geb. 1665, † 1719). Dieſer war in ſeiner Jugend in venetianiſchen Kriegsdienſten in dem Feldzuge nach Morea und zuletzt Hauptmann in dem Schönbergiſchen Regiment, erwarb ſich das Rittergut Kalchreuth und erzielte aus zwei Ehen mit Clara Eſther Öhlhaf von Schollenbach und Maria Katharina von Sparneck zwölf Kinder, von denen ſich nur Philipp Ernſt mit Katharina Magdalena Diether von und zu Anwandten verheirathete, aus welcher Ehe drei Kinder entſproßten, die

Digitized by Google

aber frühzeitig ſtarben, ſodaß er als der letzte ſeiner Linie 1778 ſein Leben beſchloß.

Georg Andreas, der vierte Sohn von Georg und Enkel von Andreas III., iſt Stifter der jetzt noch blühenden Linie zu Ziegelſtein. Er war am 6. Mai 1640 geboren, beſuchte das Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, wo er ſich ſo in den alten Sprachen auszeichnete, daß er bei ſeinem Abgang auf die Univerſitäten zwei Reden, in lateiniſcher und griechiſcher Sprache, öffentlich hielt. Er beſuchte 1656 Helmſtedt, 1661 Gießen, wo er eine ſelbſt verfertigte Disputation öffentlich vertheidigte, und trat darauf eine Reiſe nach Holland, England und Frankreich an, die 1663 beendigt war. Im J. 1682 erhielt er das Pflegamt zu Altdorf, und machte ſich als Pfleger durch die Erneuerung und Verbeſſerung der Kirchen und frommen Stiftungen, auch anderer öffentlichen Anſtalten, rühmlichſt verdient. Als ein Freund der Wiſſenſchaften zog er die Profeſſoren und Studenten in ſeine Geſellſchaft, wohnte allen öffentlichen Disputationen bei, und opponirte öfters aus dem Stegreif. Er war daher von Jedermann ſehr geliebt und geachtet, vorzüglich auch von der Bürgerſchaft, indem er das ſtädtiſche Intereſſe zu fördern ſuchte. Im Jahr 1694 wurde er nach Nürnberg in den geheimen Rath gewählt, und ſtarb als der ältere und vorderſte Landpfleger am 27. Jun. 1713. Mit ſeiner Gemahlin Helena Katharina Schlüſſelfeld von Kirchen Sittenbach, lebte er in einer 48jährigen Ehe, worin ihm fünf Söhne und acht Töchter geboren wurden, von denen nur Georg Paul den Vater überlebte. Dieſer war geboren 1672, und nachdem er auf Univerſitäten und auf Reiſen in Frankreich und in den Niederlanden ſich gebildet, erhielt er in ſeinem Vaterlande die Pflege über die Ämter Petzenſtein und Stirberg, ſtarb aber bald in ſeinem 36. Jahr am 23. Jul. 1709, mit Hinterlaſſung eines Sohnes Georg Chriſtoph, von ſeiner Frau Helena Eliſabeth Fürer von Haimendorf. Dieſer ſein Sohn war am 24. Dec. 1701 geboren, ſtudirte zu Altdorf, unternahm darauf eine Reiſe durch Teutſchland, die Niederlande und Frankreich, wurde dann Pfleger zu Reicheneck und Kaſtenamtspfleger zu Hersbruck. Ihm wurden von ſeinen zwei Frauen Anna Maria Geuder von Heroldsberg und Barbara Sabina Pömer mehre Kinder geboren, darunter zwei Söhne, von denen nur Johann Sigismund ſein Geſchlecht fortpflanzte. Dieſer (geb. am 23. Oct. 1745) widmete ſich den Wiſſenſchaften und wurde nach vollendeten Univerſitätsjahren in ſeiner Vaterſtadt zum Stadt- und Ehegerichts-Aſſeſſor und Burgamtmann ernannt. Er hinterließ zwei Söhne, von denen Chriſtian Andreas als ehemaliger Aſſeſſor des Landgerichts zu Nürnberg am 27. März 1828 ſtarb.

Jeremias II. (geb. den 15. Febr. 1566, † den 16. Jun. 1632), der dritte Sohn von Andreas II. und Urſula Schmidtmayr, iſt Stifter der Hauptlinie zu Helmſtedt, erzeugte mit Katharina Muffel drei Söhne: Jeremias III., Georg Paul II. und Chriſtoph Andreas, durch welche dieſe Linie in drei Abtheilungen zerfiel. Sein vierter Sohn dagegen, Chriſtoph Gabriel II., ſtarb unverheirathet, in kaiſerlichen Kriegsdienſten bei Aleſſandra in Savoyen 1626.

1) Jeremias III. (geb. 1599, † 1655), Aſſeſſor am Landgericht und Loſungsrath, war erſt mit Maria Magdalena Löffelholz, dann mit Suſanna Weiß verheirathet, und hatte von der erſteren fünf Söhne und ſieben Töchter, jedoch nur drei davon: Jeremias IV., Michael und Chriſtoph Gabriel, pflanzten ihr Geſchlecht fort. Der letzte (geb. 1632) war Stadtlieutenant zu Lauf und hinterließ von Magdalena Maximiliane Staleck von Schluttenhofen eine Tochter, gleiches Namens mit ihrer Mutter, welche an Johann Georg von Wingersky, brandenburgiſch-baireuthiſchen Kammerjunker und Oberamtmann zu Creuſen verheirathet war, und drei Söhne: Karl, Johann Joſt und Sigismund Gabriel. Der älteſte (geb. 1669) ſtudirte zu Altdorf, machte darauf in bairiſchen Dienſten den Feldzug in Holland mit, ging dann in königlich polniſche und kur-ſächſiſche Kriegsdienſte, und wurde als Lieutenant und Generaladjutant des Generals von Hallart in der Schlacht an der Narva von den Schweden erſchoſſen (am 30. Nov. 1700). Johann Joſt dagegen (geb. 1676) war Page am Hohenloh'ſchen Hofe, ging in kaiſerliche Dienſte, und ſtarb als Hauptmann in Ungarn 1705. Endlich Sigismund Gabriel war Pfleger des Amtes und Schloſſes Hohenſtein und war mit Hedwig Tucher von Simmelsdorf verheirathet (am 30. Aug. 1722).

Jeremias IV. (geb. 1630), ein Sohn von Jeremias III., heirathete 1655 Juliana Schleicher von Baldringen. Zwei mit ihr erzeugte Söhne überlebten ihn: Der jüngere Georg Jeremias (geb. 1658), kurpfälziſcher Hauptmann, und ſeit 1696 Commandant zu Lichtenau, hinterließ von ſeiner Gemahlin, Suſanna Helena, keine Nachkommenſchaft. Der ältere, Michael (geb. 1656), widmete ſich ebenfalls der kriegeriſchen Laufbahn, die er unter der Leibgarde des Pfalzgrafen von Sulzbach anfing, wurde darauf Lieutenant in der königlich däniſchen Armee, mit der er 1690 den Feldzug in Irland mitmachte. Als er darauf ſeinen Abſchied nahm und mit ſeiner Frau, Lucretia von Sparr, und drei Kindern ſich nach Teutſchland einſchiffte, ſtrandete das Schiff an der Küſte von Wallis und es traf ihn das Unglück, daß ſeine drei Kinder ertranken. Er ging darauf als Hauptmann in kaiſerliche Dienſte, wo er im folgenden Jahre 1698 zu Groswardein ſein Leben beſchloß. Mit ſeinen zwei Söhnen, Chriſtoph Michael, der als Volontair in kaiſerlichen Dienſten im Feldlager bei Temeswar 1716 blieb, und Georg Paul, der in brandenburg-baireuthiſchen Dienſten ſtand, endete dieſe Nebenlinie.

2) Georg Paul, der zweite Sohn von Jeremias II. und Katharina Muffel, war 1603 geboren, bekleidete in Nürnberg das Reichsſchultheißenamt und ſtarb in ſeinem 86. Jahre (1689). Mit ſeiner Frau, Helena Scheuerl, hatte er ſieben Kinder erzeugt, von denen nur Michael II. ſein Geſchlecht mit Chriſtina Peller fortpflanzte. Dieſer Michael war 1637 geboren, ſtudirte zu Altdorf, brachte einige Jahre auf Reiſen zu, wurde Aſſeſſor am Stadtgericht zu Nürnberg und ſtarb 1677, mit Hinterlaſſung eines Sohnes, Georg Chriſtoph, der einige Jahre darauf ebenfalls ſtarb, ſodaß mit ihm auch dieſe Nebenlinie erloſch.

3) Chriſtoph Andreas I., der dritte Sohn von Jere-

Digitized by Google

mias II. und Katharina Muffel, pflanzte die Linie zu Mark Helmſtedt mit drei Frauen fort, nämlich mit Clara Juliana Haller von Hallerſtein, welche ihm einen Sohn und ſieben Töchter gebar, mit Maria Roſina Harsdorf, von der er zwei Töchter hatte, und Helena Sibylla Scheuerl, welche Mutter von einem Sohn und zwei Töchtern wurde. Er war am 16. Aug. 1608 geboren, diente von Jugend auf in der ſchwediſchen Armee bis zum Jahr 1636, war auch als Hauptmann mit in der Schlacht von Leipzig, nahm darauf ſeinen Abſchied, wurde Pfleger und Commandant der nürnbergiſchen Feſtung Lichtenau, und endlich 1653 Stadtpfleger zu Altdorf, wo er 75 Jahre alt am 7. Jan. 1683 ſtarb. Zwei Söhne, Chriſtoph Andreas II. und Friedrich Wilhelm, überlebten ihn, waren beide verehelicht und erhielten Kinder. Doch nur der erſtere pflanzte mit Johanna Regina Volckammer ſein Geſchlecht dauerhaft fort. Er war am 20. Jan. 1639 geboren, ſtudirte zu Altdorf, wo er öffentlich disputirte, machte darauf die grand tour durch Europa und wurde bei ſeiner Rückkehr als Aſſeſſor des Stadtgerichts zu Nürnberg 1678 angeſtellt. Er ſtarb am 9. April 1686 und hinterließ einen Sohn, Chriſtoph Friedrich: und zwei Töchter: Clara Regina, verheirathet an Chriſtoph Scheurl von Defersdorf und Maria Magdalena, verheirathet an Johann Paul Tucher von Simmelsdorf-Winterſtein, Herrn zu Riſſelbach. Chriſtoph Friedrich, geb. den 19. März 1666, ſtudirte ebenfalls in Altdorf, legte ſich auf Künſte und ſchöne Wiſſenſchaften, und ſammelte ein ausgeſuchtes Naturalien- und Curioſitäten-Cabinet, nach damaligem Geſchmack. Er ſtarb als junger Bürgermeiſter zu Nürnberg am 24. Sept. 1723 und hatte von ſeiner Gemahlin, Maria Helena Löffelholz von Colberg, zwei Söhne: Chriſtoph Andreas III. und Chriſtoph Friedrich II. Erſterer, am 19. Jan. 1704 geboren, pflanzte ſeine Linie dauerhaft fort; der jüngere war ebenfalls verheirathet, aber ſeine Kinder ſtarben noch vor ihm. Chriſtoph Andreas III., mit Maria Barbara Pömer vermählt, ſtarb als Aſſeſſor des Stadtgerichts zu Nürnberg 1781 mit Hinterlaſſung eines Sohnes, Chriſtoph Andreas IV., welcher Geheimer- und Kriegsrath in ſeiner Vaterſtadt war, uud drei Söhne hinterließ, von denen Chriſtoph als kaiſerlich königlicher Hauptmann im 18. Linienregiment ſteht.

III. Die italieniſche Linie.

Ludwig (geb. 1466, † 12. Febr. 1533), der Sohn von Hans und Urſula Lemml aus der zweiten Ehe, hatte mit Eliſabeth Holzſchuer ſieben Söhne und drei Töchter erzeugt, von denen Chriſtoph (geb. 1502) als Officier unter dem kaiſerlichen Heer bei der Erſtürmung von Rom, unter der Anführung des kaiſerlichen Feldoberſten Konrad von Boyneburg, der kleine Heß genannt, 1527 das Leben verlor; Joachim (geb. 1511) ebenfalls als kaiſerlicher Hauptmann unter dem Feldoberſten von Schwendi vor Namur auf dem Felde der Ehre 1557 blieb; Georg aber Stifter der italieniſchen Linie wurde. Er war geboren am 17. Sept. 1498, diente unter dem kaiſerlichen Heer, welches Neapel einnahm, wo er ſich mit Laura Beltramo aus einem edlen Geſchlecht verband, daſelbſt blieb und indem er ſeinen teutſchen Namen latiniſirte (in Curia), unter den dortigen Adel- und Ritterſtand aufgenommen wurde. Mit ſeiner Frau hatte er eine Beſitzung bei Barri in Apulien erheirathet, woſelbſt er auch 1548 ſtarb. Eine Tochter, Prudentia (geb. 1526) an Hannibal di Roſſi verheirathet, und Ludwig waren ſeine Kinder. Ludwig, welcher 1592 ſtarb, hatte von ſeinen Gattinnen, Iſabella Saracina di Jaravazzo und Juliana di Roſſi eine Tochter, Namens Laura (geb. 1560) und drei Söhne: Nicolaus Donatus und Georg, die ihre Linie fortpflanzten, und Johann Peter, welcher als Kanonikus zu Barri ſtarb, hinterlaſſen. Nicolaus Donatus I. (geb. 1572, † 1610) war Syndicus der apuliſchen Ritterſchaft, und ließ ſich, da man über ſeinen Adel Zweifel erregte, ein Atteſtat von ſeiner Vaterſtadt Nürnberg ausſtellen, welches den Adel des Imhof'ſchen Geſchlechts bewies (13. Jul. 1610). Er war mit Caſſandra Doppala vermählt, welche ihm drei Söhne gebar. Dieſe ſind: Nicolaus Franz, Malteſer-Ordens Ritter, Johann Laurenz, ein gelehrter Jeſuit, der durch den König Sigismund von Polen zum Cardinal vorgeſchlagen wurde, und am Tage der päpſtlichen Publication 1626 ſein Leben beſchloß, und Ludwig II. (geb. 1593, † 1620). Der letzte hinterließ von Clariſſa de Angelis, Baroniſſa di Caglia, eine Tochter, Antonia, welche ſich an ihren Vetter Joſeph in Curia vermählte, und Nicolaus Donatus II. (geb. 1617), welcher unverheirathet 1686 ſein Leben beſchloß. Georg (geb. 1573, † 1630), ein Sohn von Ludwig II., hatte von Iſabelle, Baroniſſa di Torres, zwei Söhne: Balthaſar, der Jeſuit wurde, und Joſeph (geb. 1611, † 1679), welcher mit Antonia in Curia ſechs Kinder (fünf Söhne und eine Tochter) erzeugte, wovon drei Söhne in der Jugend ſtarben. Die beiden übriggebliebenen Söhne waren: Nicolaus (geb. 1647, † 1722), Abt zu Barri, und Ludwig III. (geb. 1643, † 1719). Der Letzte wurde nach dem Tode ſeiner Frau, Iſabelle Mancini aus Rom, die ihm nur eine Tochter, Antonia, (1671) geboren hatte, Kanonikus zu Barri. Antonia vermählte ſich mit Octavian di Taſſi und iſt die Stammmutter des neuen Geſchlechts di Taſſi in Curia. Ihr einziger Sohn wurde von ihrem Vater adoptirt und erbte das anſehnliche Vermögen unter der Bedingung, daß er und ſeine Nachkommen Wappen und Namen in Curia annähmen. (*Albert Freih. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

II. Biographie. 1) Albrecht v. I. ſ. unt. Imhof (Geneal.) und Altranſtädter Friede.

2) Amalie von, war den 16. Aug. 1776 zu Weimar geboren, von wo ihre Mutter bald nachher ſich wieder nach dem Gute Mörlach begab, das ihr Gatte in der Nähe von Nürnberg beſaß. Den erſten Unterricht verdankte das geſunde, lebendige Kind dem Vater, einem liebevollen und geiſtreichen Manne, der in frühen Jahren die Stelle eines Majors bei der engliſch-oſtindiſchen Compagnie bekleidet hatte. Mit Vergnügen erinnerte er ſich oft ſeines ſiebenjährigen Aufenthaltes in Indien, und das Bild, das er von jenem wunderſamen Lande entwarf, machte einen tiefen Eindruck auf die rege Phantaſie ſeiner Tochter. Zur frühen Entwickelung ihrer Geiſtesanlagen ſcheinen auch die Reiſen ihrer Ältern in Frankreich, Eng-

Digitized by Google

land und Holland weſentlich beigetragen zu haben. Sie muß ſehr früh im Engliſchen und Franzöſiſchen unterrichtet worden ſein, weil ſie ſich ſchon in ihrem achten Jahre in jenen beiden Sprachen gewandt auszudrücken wußte. Für das Engliſche blieb ihr ſtets eine gewiſſe Vorliebe. Freundlich waren die erſten Eindrücke ihrer Jugend in einer heitern Wohnung mit einem daran ſtoßenden anmuthigen Garten. Es war vielleicht der erſte tiefe Schmerz, der ſie berührte, als ſie das freundliche Mörlach verlaſſen mußte. Ihr Vater hatte das Gut verkauft und Weimar zu ſeinem Wohnorte gewählt. In einer Penſionsanſtalt zu Erlangen, wohin Amalie bald nachher geſandt ward, ward die Feier ihres zwölften Geburtstages durch die Nachricht von dem Tode ihres Vaters getrübt. Von einer wackern Erzieherin, Madame Diez mit Namen, zur ſtrengen Erfüllung ihrer Pflichten angehalten, fand ſie Troſt und Erheiterung in wiſſenſchaftlichen Studien, beſonders aber in der Beſchäftigung mit der Dichtkunſt. Ihr poetiſches Talent war ſehr früh erwacht. In einem Alter, wo ſie noch kaum alle Buchſtaben ausſprechen konnte, fand ſie ſpielend den Reim auf jedes gegebene Wort. Es hat ſich noch ein Impromptu aus ihrem zehnten Jahre erhalten, das ſie einem Freunde ihrer Ältern auf einem Spaziergange im ronneburger Bade auf dieſen von ihm aufgegebenen Gegenſtand, „mit leuchtendem Bild und unbeſchreiblichen Gefühl" recitirt haben ſoll [1]). In der Neigung zur Poeſie ward Amalie von ihrer Erzieherin nicht gehindert; aber ihre übrigen Beſchäftigungen gönnten ihr nur wenig Muße zur höhern Ausbildung ihres Talents. Sie gelangte dazu erſt während ihres Aufenthalts in Weimar.

Dorthin hatte ſie ſich in ihrem funfzehnten Jahre begeben. Zwei jüngere Schweſtern und die Beſorgung des kleinen Haushalts, dem ſich ihre kränkelnde Mutter nicht unterziehen konnte, foderten dringend ihre Gegenwart. Poetiſche Studien füllen jede Muße aus, die ihr unter dieſen Umſtänden gegönnt war. Unter den teutſchen Dichtern, die ſie damals kennen lernte, ſprachen vorzüglich Bürger, Hölty, Stolberg u. a. ihr zartfühlendes Gemüth an. Im Hauſe ihres Oheims bot ſich ihr eine willkommene Gelegenheit, im Griechiſchen unterrichtet zu werden. Bereits in vier Wochen las ſie mit ihrem Lehrer den Homer, der das Muſter und gewiſſermaßen der Rahmen ward für ihre ſpätern, größtentheils epiſchen Dichtungen. Auch zur Lectüre des Oſſian kehrte ſie immer wieder mit erneuetem Genuſſe zurück. Mit der Poeſie vereinigte ſie mannichfache Kunſtſtudien. Meyer's Bekanntſchaft, der ihr ſeine aus Italien mitgebrachten reichen Sammlungen mittheilte, ward ihr in mehrfacher Hinſicht förderlich. Durch ihn lernte ſie Winkelmann's Werke kennen, und gelangte zu einem Verſtändniß der Antike durch die Betrachtung trefflicher Gemälde italieniſcher Meiſter in getreuen Copien. Auf ihre abwechſelnden poetiſchen und künſtleriſchen Studien, wie auf ihre Verhältniſſe und ihren Charakter werfen einige Briefe an Matthiſſon, deſſen Bekanntſchaft ſie in ihrem zwanzigſten Jahre gemacht zu haben ſcheint, ein erwünſchtes Licht.

„Wie vielen Dank," ſchrieb ſie den 3. Nov. 1797, „bin ich Ihnen für Ihren gütigen Brief ſchuldig, und wie gern erfüll' ich die Pflicht, welche ihre Freundſchaft mir auferlegt! Denn ob ich gleich, wie Sie ſich ausdrücken, das Tintefaß nie als Thermometer derſelben betrachtet wiſſen möchte, ſo bin ich doch der Meinung, daß es ein gutes Mittel iſt, um ſie vor dem Gefrierpunkte zu bewahren, und als ein ſolches iſt es doch nicht zu verachten. Sie hätten ſchon früher von mir gehört, wenn nicht ein großer Auszug mich Ende dieſes Monats beſchäftigt hätte. Meine Mutter hat ein Haus gekauft, welches wir nun mit unſrer Großmutter bewohnen. Es iſt um vieles comfortabler, als dasjenige, wo Sie uns zuerſt beſuchten, und hat eine freundliche, heitere Ausſicht auf das Leben und Weben der Menſchenkinder. — Haben Sie den beſten Dank für die ſchöne Ausgabe Ihrer Dichtungen. Sie ſind gar gut, daß Sie ſich auch hierdurch mir wieder nähern wollen. Aber ich werde nicht hinter Ihnen zurückbleiben, und dieſen Winter ſoll unter Meyer's Leitung die ſchönſte transparente Mondſcheinlandſchaft zu Stande gebracht werden, die Sie in ſtillen Abendſtunden hoffentlich erfreuen wird. — Unter der Nebelhülle dieſer letztern düſtern Tage hab' ich eine kleine melancholiſche Romanze gedichtet, die dem Oſſian, den ich jetzt engliſch leſe, ihr Daſein verdankt. Sie hat ſeinen Nebelhorizont und ſeine Wehmuth, aber nicht den hohen poetiſchen Charakter dieſes unſterblichen Barden. An den beiden letzten Strophen ſind noch einige Änderungen zu machen, die mir die Zeit jetzt nicht erlaubt. Sie erhalten daher das Gedicht erſt ſpäter und mit ihm noch allerlei Nachrichten, die dies Blättchen nicht mehr aufnehmen kann."

Den 26. Nov. ſandte ſie das verſprochene Gedicht, unter der ausdrücklichen Bedingung, ihr Product der ſtrengſten Kritik zu unterwerfen. „Die Wahrheit aus dem Munde des Freundes," ſchrieb ſie, „iſt immer willkommen, und wie nothwendig zugleich, da ſo viele trügende Stimmen das Ohr umgeben. Wie werde ich mich glücklich preiſen, wenn jene zwei Himmelstöchter, die ſo ſelten dem Sterblichen erſcheinen, Hand in Hand zu mir herniederſchweben, und meinem Pfade die Weihe geben, Wahrheit und Freundſchaft, die hohen verſchwiſterten Geſtalten, welche die täuſchenden Zwielichte des Irrthums ſiegend verſcheuchen. — In Schiller's Muſenalmanach werden Sie mein Gedicht die Schatten nicht gefunden haben. Ich habe, trotz dem Widerſpruche Schiller's, meinen Willen durchgeſetzt, ſie, wenigſtens für's erſte, noch in der Dunkelheit der Regionen zu laſſen, denen ſie angehören. Mein erſter Eintritt in die literariſche Welt ſollte ſo ſtill als möglich ſein, und Sie werden am beſten fühlen, daß ein Gedicht, ſchon als Handſchrift bekannt und geleſen, dieſer Stille ſehr entgegen geweſen wäre."

Dem in dieſem Briefe erwähnten Gedichte hatte Amalie Schiller's nähere Bekanntſchaft zu verdanken gehabt. Sie hatte es mit ihrer Mutter, als Schatten aus Elyſium, der Herzogin Luiſe von Sachſen-Weimar an dem Geburtstage dieſer Fürſtin auf einem Maskenballe über-

1) L. L. F. v. Bilderbeck's Roman: Wilhelmine von Roſen (Berlin 1803). S. 46.

Digitized by Google

reicht. Schiller, der es durch Knebel erhalten, lud die Verfaſſerin freundlich zu ſich ein in ſeine damalige Wohnung in Jena. Schiller's Gattin war eine Freundin ihrer Mutter, und Amalie brachte daher oft mehre Wochen in dem geiſtreichen Kreiſe zu, der ſich in dem Hauſe des genannten Dichters zu verſammeln pflegte. Göthe kam damals oft von Weimar herüber. Dem lebhaften Ideenumtauſche jener beiden großen Männer verdankte ihr Geiſt zuerſt eine beſtimmte Richtung. Ihre Anſichten über Poeſie und Literatur erhoben ſich allmälig zur Klarheit. Aber die beſcheidene Meinung, die ſie früher von ihrem Talent gehegt, war ihr noch immer geblieben. Nur unter der Bedingung, daß ihre Gedichte mit dem Endbuchſtaben ihres Namens f. unterzeichnet würden, geſtattete ſie die Aufnahme derſelben in Schiller's Muſenalmanach [2]). Göthe äußerte ſich günſtig über dieſe Beiträge. „Fräulein v. Imhof," ſchrieb er den 14. Jul. 1797, „entwickelt ein recht ſchönes poetiſches Talent, ſie hat allerliebſte Sachen zum Almanach gegeben." Nicht minder günſtig lautete ein wenige Tage ſpäter gefälltes Urtheil Göthe's. „Unſere Freundin Amalie," ſchrieb er den 21. Jul., „hat ſich in der Dichtkunſt wunderſam ausgebildet, und ſehr artige Sachen gemacht, die mit einiger Nachhilfe recht gut erſcheinen werden. Man merkt ihren Productionen ſehr deutlich die ſoliden Einſichten in eine andere Kunſt an, und wenn ſie in beiden fortfährt, ſo kann ſie auf einen bedeutenden Grad gelangen."

Ermuntert durch den Beifall, den ihr Gedicht in ſechs Geſängen, Abdallah und Belſora, und ein anderes, das Feſt der Hertha betitelt nach dem Abdruck in Schiller's Horen gefunden, wagte ihre Phantaſie einen noch höhern Flug in dem Gedicht: die Schweſtern von Lesbos, das ebenfalls ſechs Geſänge umfaßt. Göthe, dem ſie die erſten Geſänge vorgeleſen, entdeckte bald ihre mangelhafte Kenntniß der Versart, die ſie für ihr poetiſches Product gewählt, und rieth ihr den Bau des Hexameters in der Luiſe von Voß zu ſtudiren, nachdem er ihr das Schema für jene Form ſelbſt aufgeſchrieben hatte. Er und Schiller unterzogen ſich der Durchſicht des Manuſcriptes, und bereiteten es durch mannichfache Abänderungen und Verbeſſerungen zum Druck vor. Hiermit gradezu im Widerſpruche ſteht die Notiz, „daß beide nie eine Zeile in den Arbeiten der jungen Dichterin geſtrichen" [3]). Ihr Briefwechſel zeigt, daß ſie jenes Gedicht, bei aller Anerkennung des Talents der Verfaſſerin, doch keineswegs für ein vollendetes Werk gehalten. Zwar hatte Schiller in einem Briefe vom 19. März 1799 gemeint: „das Gedicht ſei überaus zart und rein entwickelt, mit einfachen Mitteln und ungemeiner Anmuth" [4]). Dagegen gab Göthe einige Monate nachher ſein lebhaftes Mißfallen über die Schweſtern von Lesbos zu erkennen. „Gegen den erſten Geſang des Gedichtes," ſchrieb er den 29. Mai 1799 [5]), „gelten alle die Gravamina, die ich Ihnen ſchon mündlich vorerzählt. Es fehlt alle epiſche Retardation; dadurch drängt ſich alles auf und über einander, und dem Gedichte fehlt, wenn man es lieſt, durchaus Ruhe und Klarheit. In dem ganzen Geſange iſt kein einziger Abſchnitt angegeben, und wirklich ſind die Abſchnitte ſchwer zu bezeichnen. Die ſehr langen Perioden verwickeln die Sache mehr, als daß ſie durch eine gewiſſe Vollendung dem Vortrag eine Anmuth gäben. Es entſtehen viel dunkle Parentheſen und Beziehungen, die Worte ſind oft ohne epiſchen Zweck umgeſtellt, und der Gebrauch der Principien nicht immer glücklich. Ich will ſehen, das Mögliche zu thun. Ob ich das Schema ſehr gefördert ſchicken oder bringen werde, iſt noch eine ſehr große Frage."

„Ich begreife wol," ſchrieb Schiller den 31. März 1799 [6]), daß Ihnen das Gedicht unſrer Dilettantin immer weniger Freude machen wird, je näher Sie es betrachten. Denn auch darin zeigt ſich der Dilettantism beſonders, daß er, weil er von einem falſchen Princip ausgeht, nichts hervorbringen kann, das nicht im Ganzen falſch iſt, alſo auch keine weſentliche Hilfe zuläßt. Mein Troſt iſt, daß wir bei dieſem Werke den dilettantiſchen Urſprung ja ankündigen dürfen, und daß wir, indem wir eine Toleranz dafür beweiſen, blos eine Humanität zeigen, ohne unſer Urtheil zu compromittiren. Das Schlimmſte dabei iſt die Mühe und die Unzufriedenheit, die es Ihnen macht. Indeſſen müſſen Sie die Arbeit als eine sectionem cadaveris zum Behuf der Wiſſenſchaft anſehen."

So getröſtet, unterzog ſich Göthe mit großer Ausdauer der mühſamen Durchſicht des Gedichtes, und den Abänderungen, die es zu bedürfen ſchien. Den 1. Jun. 1799 meldete er: es gehe damit ſchon beſſer, ſeit er ernſtlich darüber nachgedacht, wie der Sache zu helfen ſei. „Geſtern Abend," ſchrieb er [7]), „iſt eine Conferenz dar-

2) Der Muſenalmanach auf das J. 1798 enthält von ihr folgende Gedichte: Sonnet. S. 45. Der verlorene Maitag. S. 80 fg. Die Mode. S. 194 fg. Die Jungfrau des Schloſſes. S. 242 fg. An Daphne. S. 283 fg. Die Freuden der Gegenwart. S. 301 fg. In dem Muſenalmanach auf das J. 1799 befinden ſich: Die Geiſter des Sees. S. 165 fg. und: Der Abſchied. S. 232 fg. Aus dem zuletztgenannten Gedichte, das nebſt den übrigen in Matthiſſon's lyriſcher Anthologie (17. Th.) wieder abgedruckt worden, wählen wir die erſten Strophen, als Proben einer eigenthümlichen Zartheit der Diction.

Dicht wob der Linde grünes Dach
  Den Schatten um mich her;
Es wallte ſilberklar der Bach
  Vom ſchilfumkränzten Wehr;
Mit dunklem Purpurlicht umgoß
  Das Abendroth den Hain,
Und roſig in der Quelle floß
  Der zarte Wiederſchein.

Und wie die Welle ſank und ſchwoll,
  So hob mir unbewußt
Sich ſchmerzlich jetzt und ahnungsvoll
  Die tiefbewegte Bruſt.
Vom duftenden Geſträuch des Mai's,
  In Silberflor gehüllt,
Brach ich manch blüthenvolles Reiß,
  Geſchiedner Freuden Bild.

3) ſ. v. Schindel, Die teutſchen Schriftſtellerinnen des 19. Jahrh. 3. Th. S. 161. 4) ſ. Schiller's auserleſene Briefe. Herausgegeben von Heinrich Döring. Zeitgenoſſ. 1835. 3. Bd. S. 105. 5) ſ. Briefwechſel zwiſchen Schiller und Göthe. 5. Th. S. 53 fg. 6) a. a. O. S. 54 fg. 7) a. a. O. S. 58.

Digitized by Google

über bei Frau von Wolzogen geweſen und unſre Freundinnen ſchienen ſich vor meinen rigoriſtiſchen Foderungen nicht zu entſetzen, ſodaß ich Hoffnung habe, es werde ſich die Sache nach unſerm Wunſche doch noch geben.“ — Deſſenungeachtet bemächtigte ſich ſeiner bei einer nochmaligen Reviſion der beiden erſten Geſänge des Gedichts ein Gefühl von Muthloſigkeit. „Es iſt und bleibt eine böſe Aufgabe,“ ſchrieb er den 24. Jul. „Das Werk iſt wie eine bronzene Statue, artig gedacht und gut modellirt, wobei aber der Guß verſagt hatte. Je weiter man in der Ausführung kommt, deſto mehr gibt's zu thun. Freilich hilft nun nichts weiter, man muß machen, daß man durchkommt.“ In einem ſpätern Briefe vom 14. Aug. vermochte Göthe nicht die Äußerung zu unterdrücken: daß ihm in einem Augenblicke, wo ihn eine ſtrenge Reviſion ſeiner eignen Arbeiten beſchäftige, „die Frauenzimmerlichkeiten der lieben kleinen Freundin“ noch etwas loſer und lockerer erſchienen, als früher. Eine Stelle in einem Briefe vom 21. Aug. faßt das Endreſultat ſeiner Anſicht von dem vielfach beſprochenen Gedicht in die Worte zuſammen: Es iſt keine Frage, daß es viel Anlage und viel Gutes hat; doch bleibt es in der Ausführung zu weit hinter dem zurück, was es ſein ſollte.

Bald nach der Erſcheinung der Schweſtern von Lesbos, die 1800 gedruckt und 1801 in Frankfurt am Main neu aufgelegt wurden [8]), hatten die äußern Lebensverhältniſſe der Dichterin eine günſtige Wendung genommen. Sie war Hofdame am weimariſchen Hofe geworden. Dort lernte ſie ihren nachherigen Gemahl, den k. ſchwediſchen Oberſten und Generalinſpector der Artillerie, v. Helwig, kennen, der damals (1802) von ſeinen Reiſen in der Türkei und Griechenland über Italien und Wien nach Weimar gekommen war. Dort feſſelte ſie die Sorge für ihre kranke Mutter, als ihr Gemahl (1803) nach Schweden zurückkehrte. Dorthin ging ſie, begleitet von ihren jüngern Schweſtern erſt ſpäter, nachdem ihre Mutter und ihr einziger Bruder geſtorben. Das Klima in Stockholm ſchien nachtheilig auf ihre Geſundheit einzuwirken, die durch mehre krankhafte Zufälle erſchüttert ward. Erſt in Teutſchland fand ſie längſt gehoffte Geneſung [9]). Sie hatte ſich mit ihren drei Kindern im Jahre 1810 nach Heidelberg begeben. Das Wiederſehen ihres Gemahls, der ſie dort (1812) beſuchte, ward getrübt, als ihn das Schickſal traf, auf Napoleon's Befehl nach Mainz transportirt zu werden. Der Fürſprache ſeiner Gattin, die ſich an die Großherzogin von Baden wandte, verdankte er ſeine Befreiung. Geſchäftsangelegenheiten führten ſie das Jahr 1814 nach Schweden zurück, wo ſie die früher angeknüpfte Bekanntſchaft mit mehren dortigen geachteten Gelehrten und Schriftſtellern erneuerte, doch ſich bald wieder nach Heidelberg begab. Eine Anſtellung, die ihr Gemahl als General im preußiſchen Heer erhalten, führte ſie bald nachher nach Berlin, das ſeitdem, wenn man einige Reiſen nach Dresden ausnimmt, ihr Wohnſitz blieb bis zu ihrem den 17. Dec. 1831 erfolgten Tode.

Als ſie im Jahr 1820 ihre Vaterſtadt Weimar beſuchte, gab ihr Göthe, in freundlicher Erinnerung früherer Verhältniſſe das Zeugniß, daß ſie in der Malerei auf dem Grund fortgebaut, den ſie in Geſellſchaft der Kunſtfreunde vor mehren Jahren in Weimar gelegt. Jenen Studien, denen ſie, neben ihren poetiſchen Beſchäftigungen, ſowol in Stockholm, als in Heidelberg und Berlin immer treu geblieben war, hatte ſie ſchon im Jahr 1804 die Auszeichnung zu danken gehabt, an der Maler- und Bildhauer-Akademie zu Kopenhagen zum Mitgliede ernannt zu werden.

Zu ihren poetiſchen Werken gehören noch außer den Schweſtern von Lesbos und den bereits erwähnten Beiträgen zu Schiller's Muſenalmanach und den Horen, die unter dem Titel dramatiſche Idyllen herausgegebenen Gedichte: „Die Schweſtern auf Corcyra“ [10]) und „Die Tageszeiten“ [11]). Das erſtgenannte Gedicht fällt noch in die Zeit ihres Aufenthalts zu Stockholm. Das Studium der altteutſchen Kunſt veranlaßte das von ihr in zwei Jahrgängen herausgegebene „Taſchenbuch in Sagen und Legenden“ [12]), und das Mährchen, die „Sage vom Wolfsbrunnen“ betitelt [13]). Auch im Romane verſuchte ſie ſich. Die Erzählung: „Helene von Tournon“ [14]), auf einer hiſtoriſchen Grundlage ruhend, iſt in pſychologiſcher Hinſicht bemerkenswerth. Sie zeugt von ihrer tiefen Kenntniß des weiblichen Herzens. Ihr zartes Gefühl ward ſchmerzlich bewegt durch das unglückliche Schickſal der Griechen. Der begeiſternde „Zuruf an Griechenland“ und das Gedicht: „Die Zaudernden“ [15]), beide in Dresden niedergeſchrieben, ſind ſprechende Beweiſe dafür. Mit einigen ſpätern Poeſien bildeten ſie die zu Berlin 1826 von ihr herausgegebene Sammlung von Gedichten zum Beſten unglücklicher Griechen. Gleichzeitig erſchien von ihr eine Überſetzung der Frithiofs Sage von Tegner (Stuttgart 1826), über welche nach den öffentlich mitgetheilten Proben [16]), ihr vielberühmter treuer Freund Göthe ſehr günſtig urtheilte. Ihre Anſichten über die bildende Kunſt legte ſie in mehren Zeitſchriften nieder. In Fr. Schlegel's teutſchem Muſeum theilte ſie (1812) zwei Briefe mit über die Gemäldeſammlung von Boiſſerée und Bertram in Frankfurt am Main, und in dem Kunſtblatt zum Morgenblatt (1820. Nr. 64) einen Aufſatz über die Gemälde des Profeſſors Schadow in Berlin und einen andern (ebend. Nr. 69) über die Arbeiten des Profeſſors Vogel in Dresden, über deſſen Deckengemälde in Pillnitz (ebend. Nr. 99), über die berliner Kunſtausſtellung im Herbſte 1822 (ebend. 1823. Nr. 25) u. a. m. Die Abfaſſung eines ausführlichen Werks, mit dem ſie ſich längere Zeit beſchäftigt, und das den Titel: Die Künſtler Schwedens

8) Die neueſte Ausgabe erſchien zu Heidelberg 1833. 9) ſ. das im Mai 1810 niedergeſchriebene Gedicht: Die Geneſung, im Morgenblatte. 1810. Nr. 274.

10) Taſchenbuch auf das J. 1812. Mit zwei Kupfern u. Muſik. (Amſterd. u. Leipz. 1812. 12.) 11) Ein Cyklus griechiſcher Zeit und Sitte in vier Idyllen, als Taſchenbuch auf das J. 1812. (Ebend. 1812. 12.) 12) Mit Kupfern nach Zeichnungen von Cornelius, gemeinſchaftlich mit Fr. Baron de la Motte-Fouqué herausgegeben. (Berlin 1812 u. 1817. gr. 12.) 13) Berlin 1814. N. A. Ebend. 1821. 14) Ebend. 1824. 15) Im Morgenblatte 1821. Nr. 195. 1822. Nr. 63. 16) Im Morgenblatte 1822. Nr. 70. 77 u. 165.

Digitized by Google

erhalten ſollte, unterblieb. Ein Bruchſtück findet man im Morgenblatt 1823. Nr. 94 [17]). (*Heinrich Döring*.)

3) **Andreas Lazarus v. I.**, den 12. Jan. 1656 zu Nürnberg geboren, blieb Proteſtant, als ſein Vater, der bamberger Geheimerath Johann Hieronymus, 1675 zu ſeiner eigenen ſpätern Pein, wie erzählt wird, zur katholiſchen Kirche übergegangen war, und ſtieg am pfalzgräflichen Hofe zu Sulzbach vom Hofjunker bis zum Geheimenrathe. In derſelben Würde war auch ein Ruf vom braunſchweiger Hofe zu Wolfenbüttel an ihn ergangen, wohin er eben abgehen wollte, als ihn der Tod noch zu Sulzbach am 23. Aug. (? 11. Sept.) 1704 ereilte. Wir haben hier ſonderlich ſein ſchriftſtelleriſches Wirken zu berückſichtigen, welches bekannter, geſchätzter und berühmter geworden iſt, als ſeine Thätigkeit in den amtlichen Stellungen, die er nach einander eingenommen hatte. Als Schriftſteller gründete er ſeinen guten Namen zuerſt durch die beliebte Flugſchrift: Gallia titubans (1690. 4.), welche, wie ſeine größern Werke auch, ohne Nennung ſeines Namens erſchienen ſein mag. Als nun neben dem Baron von Wagenfels der Ruf an ihn erging, für die Bildung und Belehrung des jungen Erzherzogs und römiſch-teutſchen Königs (nachmals Kaiſers) Joſeph I. ein Geſchichtswerk zu ſchreiben, ſo widmete er ſeine Studien der Ausarbeitung des „hiſtoriſchen Bilderſaales" in fünf ſtarken Octavbänden [1]), welcher, obſchon der Feder eines Proteſtanten entfloſſen, für jene Zeit doch ſo viele Mäßigung enthält, daß er bei keiner chriſtlichen Confeſſion Anſtoß erweckte, vielmehr dem jungen Monarchen, dem es allererſt zugewieſen worden war, ein ſehr willkommenes Lehrbuch, und andern fürſtlichen Jünglingen und Söhnen vornehmer Familien zum Unterrichte in der Geſchichte hauptſächlich in die Hände gegeben und angeprieſen wurde. Im Allgemeinen aber beſtimmte der Verfaſſer, wie er ſich ſelbſt ausſpricht, das Werk zur Belehrung der gebildeten Jugend vom reiferen Alter überhaupt, es wurde aber vom großen Publicum ſelbſt zu einem Leſebuche für Jedermann umgeſchaffen, was ſich nur zu deutlich durch die öfteren Auflagen der einzelnen Theile kund gibt. Die erſtaunliche Beleſenheit des gelehrten Barons hatte den Geſchmack ſeiner Zeit, welcher ein ſchlechter war, getroffen, d. h. nach unſerm heutigen Maßſtabe: er ſchrieb ein Leſebuch der allgemeinen Weltgeſchichte in der damals noch ungebildeten, rauhen, holperichten teutſchen Sprache, voll von ausländiſchen Wörtern und unteutſchen Redensarten, ein Werk reich an Vorurtheilen und Aberglauben, von theilweiſe geſchmackloſer und unkritiſcher Auswahl des Stoffes, der häufig durch ſchwierige, zwiſchen den Text geſchobene bildliche Darſtellungen zur Ergötzung und Anregung verſinnlicht, jedoch aber durch künſtleriſche Ungeſchicklichkeit ſowol, als bisweilen durch unglückliche Wahl der Gegenſtände unangenehm und widerlich wird. Das Werk war aber in ſeiner Art eine ſeltene Erſcheinung, ſein Styl, gleich der in den politiſchen Schriften, wenn ſie teutſch geſchrieben, damals üblichen Darſtellungsweiſe ohne Rückſicht auf die Mahnungen zu reinerer Sprache, die hin und wieder wol ſchon ausgeſprochen, aber verachtet wurden, wie es auch durch Imhof geſchah, und in deſſen Vorrede ehrlich eingeſtanden wird. Nach den Urtheilen ſeiner Zeitgenoſſen hingegen ſchrieb von Imhof beſonnen, redlich, höchſt vorſichtig, namentlich in religiöſen Dingen, vermied Entſcheidungen in zweifelhaften Fällen, war ausführlich und ſorgfältig, und wurde von Struve, dem nur die Kupferchen mit Recht misfielen, bis zu Gundling hinauf geprieſen; der berühmte Wagenſeil hielt dieſen Bilderſaal für ein Werk von großem Verſtande, das mit nicht genug zu lobender Deutlichkeit und Ordnung geſchrieben, und jedem jungen Manne, der die allgemeine Geſchichte kennen lernen wolle, ſo unentbehrlich wäre, daß, wenn er kein Geld zum Ankaufe deſſelben beſitze, er es dazu zuſammenbetteln müſſe. Die unerwartet gute Aufnahme dieſes Werkes gab Anlaß, daß es, und vorzugsweiſe zur Belehrung des Kronprinzen Friedrich Wilhelm von Preußen, ins Franzöſiſche überſetzt, und zu Leyden 1703 in zwei Folianten und fünf Abtheilungen mit dem Titel gedruckt wurde: Le grand théatre historique, ou Nouvelle histoire universelle, tant sacrée que profane depuis la création du monde jusqu'au commencement du XVIIIe siècle, mit Merianiſchen Kupfern, die beſſer ſein mögen, als die des Originalwerkes. Auch einer italieniſchen Überſetzung, vielleicht nach der franzöſiſchen verfaßt, erfreute ſich das Werk mit dem Titel: Gran Teatro storico o sia Storia universale etc. (1738. 4.).

Das Schickſal dieſes berühmt gewordenen und jedenfalls eine fühlbare Lücke in damaliger Literatur ausfüllenden Originalwerkes beſonders belangend, ſo erſchienen die drei erſten Bände zu Sulzbach von 1692—94, der vierte und fünfte 1697 (? 1695) und 1701 [2]) zu Nürnberg, wo auch alle nachfolgende Auflagen ſammt den Fortſetzungen herauskamen. Jeder Band erlebte ſeine beſondern Auflagen, ſo der erſte 1697, 1702 und 1752, der zweite 1698, 1704, 1727 und 1753, der dritte erlebte nur vier Auflagen, der vierte und fünfte ebenſo viele, und daß ſich der Geſchmack an dieſem Werke ſehr lange erhielt, beweiſt die Erſcheinung einer neuen Ausgabe des fünften Bandes im J. 1765. Der vor uns liegende erſte Theil der dritten Auflage führt den Titel: Neueröffneter hiſtoriſcher Bilderſaal, das iſt kurtze, deutliche und unpaſſionirte Beſchreibung der Historiae Universalis, von Anfang der Welt biß auf unſere Zeiten

17) Vgl. v. Schindel's teutſche Schriftſtellerinnen des 19. Jahrh. 1. Th. S. 201 fg. 3. Th. S. 158 fg. Fr. Horn's Umriſſe zur Geſchichte und Kritik der ſchönen Literatur Teutſchlands. S. 236 fg. Fr. v. Matthiſſon's literar. Nachlaß. 4. Bd. S. 27 fg. Meuſel's gel. Teutſchland. 14. Bd. S. 238. 18. Bd. S. 269 fg. 23. Bd. S. 43 fg. Den Neuen Nekrolog der Teutſchen. 9. Jahrg. 2. Th. S. 1062 fg. O. L. B. Wolff's Encyklopädie der teutſchen Nationalliteratur. 4. Bd. S. 32 fg.

1) Vgl. D. H. Kemmerich's neueröffnete Akademie der Wiſſenſchaften. I, 356, und Joſeph's des Sieghafften Römiſchen Kayſers Leben und Thaten, Cölln, im jahr 1712, I, 30 fg., mit den bekannten Werken von Ropitſch, Hirſching und Meuſel.

2) Nach Struve's Selecta biblioth. histor. p. 199 erſchien der fünfte ſchon 1697; doch findet ſich in der uns vorliegenden Ausgabe durchaus keine Hinweiſung auf einen frühern Druck dieſes Theiles.

und das J. 1701, in ordentliche und merckſame Periodos und Capitul eingetheilt. Der vierte Band ſchließt mit Kaiſers Ferdinand III. Tode, und gibt in einem Anhange die Weltbegebenheiten in chronologiſcher Form von Leopold's Thronbeſteigung bis 1695. Erſt im fünften Bande iſt dieſe Periode bis zum Abſchluſſe des 17. Jahrh. unter dem Titel verarbeitet: Europäiſche Chronica, oder Beſchreibung, was ſich in dieſen zurückgelegten allerdenkwürdigſten Semi-Seculo Zeit währender Regierung unſers Glorwürdigſten Käyſers Leopoldi I. von 1656—1701 in der gantzen Welt, ſonderlich in Europa, Merckwürdiges zugetragen. Der Verfaſſer gab dieſen Theil, auf öffentliches Verlangen, als ein für ſich beſtehendes Ganzes. In keinem dieſer Theile nennt er ſich, ebenſo wenig gibt er die nächſte Veranlaſſung dazu an, er blieb im Allgemeinen faſt ungenannt, während ſein Werk gefeiert wurde; nur wenigen Gelehrten und Schriftſtellern wurde er bekannt, da Viele glaubten, daß Werk ſei von Jacob Wilhelm v. Imhof, dem berühmten Genealogen, geſchrieben worden. Allem Anſcheine nach trugen Wagenſeil, May und Gundling zuerſt zur Verbreitung der Bekanntſchaft mit dem wahren Verfaſſer bei. Nicht zu überſehen iſt, daß mit dem Abſchluſſe des fünften Bandes dieſes hiſtoriſchen Bilderſaales ein großes Verlangen nach einer Fortſetzung dringend geäußert wurde. Der Reiz, welchen die fortgeſetzten ſpaniſchen Kriege und Peter's des Großen Umgeſtaltungen des nordiſchen Reiches gaben, erregte vorzugsweiſe dieſe Sehnſucht. Die nürnberger Verleger fanden ſich bereit, und da v. Imhof inzwiſchen geſtorben war, ſo verbanden ſich nach einander mehre teutſche Gelehrte, zuerſt der altdorfer Profeſſor Eucharius Gottlieb Rinck, zu dieſem Unternehmen, um in dem Geiſte ihres Vorgängers, d. h. „in moderater Schreibart die authentiſchen Thatſachen ihrer Zeit wahr, doch in den Schranken einer unverfänglichen Beſcheidenheit," mit Verſinnlichung durch bildliche Darſtellung einzelner Hauptbegebenheiten zu beſchreiben. Mit großer Ausführlichkeit und mit denſelben Vorurtheilen, die ihr Vorgänger, den ſie — beiläufig bemerkt — nicht einmal einer dankbaren namentlichen Erwähnung werth achteten, bewieſen hatte, gingen ſie an die Sache, und ſchloſſen in einem ſechsten Bande (1710) die Erzählung der Welthändel von 1700—1704 den vorangegangenen unter demſelben von Imhof gewählten allgemeinen Titel an. Nun wünſchte man für den folgenden ſiebenten Band einen Ruhepunkt der Zeitereigniſſe zu haben, allein es währte dem Verfaſſer und den Verlegern zu lange, ehe derſelbe von den europäiſchen Machthabern gegönnt wurde; daher ſandten ſie inzwiſchen aus Rinck's Feder (1715) eine Chronik der Begebenheiten von 1705—1714 unter dem Titel voraus: Neueröffneten hiſtoriſchen Bilderſaales Anhang ꝛc., mit kleinen Kupfern, welcher endlich (1719) in dem ſiebenten Bande ausführlich bearbeitet erſchien, und an den ſich nach und nach zehn Bände, ebenfalls in gr. 8. bis 1778 (1782), mit Kupfern anſchloſſen, wie Hirſching, Ropitſch und Cyriès bemerken [3]), während mehre dieſer Theile ihre Wiedergeburten erlebten, aber auch den urſprünglichen Zweck verloren, und durch ihre große Ausführlichkeit manchem Geſchichtsforſcher eine nicht unwillkommene Quelle geworden ſein mögen. Uns ſind blos zehn Bände des geſammten Werkes, davon einige in unmäßigem Umfange, bekannt; der letzte von ihnen erſchien 1744, und erzählt die Begebenheiten von 1734—1743. Im Übrigen ſchreibt Ropitſch dem Barone von Imhof noch folgendes Werk zu: Neueröffneter Hiſtorienſaal, d. i. Beſchreibung der allgemeinen Welt- und Kirchengeſchichten (Baſel 1736. 5 Bde. 4.), wenn dies nicht ein Nachdruck des hiſtoriſchen Bilderſaales mit verändertem Titel iſt. (*B. Röse.*)

3) Die Verfaſſer der eilf letzten Bände nennt Meuſel's Biblioth. histor. I, 109 sq.

4) und 5) Christoph Jacob und Gustav Wilhelm v. I., ſ. unt. Imhof (Genealogie).

6) Jacob Wilhelm v. I., aus einer alten nürnbergiſchen adeligen Familie, war zu Nürnberg, wo ſein Vater Mitglied des Raths war, am 8. März 1651 geboren; ſtudirte anfänglich im Ägidianiſchen Gymnaſium ſeiner Vaterſtadt, dann auf der Univerſität zu Altdorf; erwarb ſich beſonders in alten und neuern Sprachen große Kenntniſſe, und machte hierauf Reiſen durch den größten Theil Teutſchlands, die Niederlande, Frankreich und Italien. Unter den Gelehrten, die er auf dieſer dreijährigen Reiſe kennen lernte, wurden beſonders Böcler in Straßburg, und Spener, damals in Frankfurt a. M., für ihn wichtig, da er durch ſie in ſeinen Lieblingsſtudien, der Genealogie und Heraldik, großen Vorſchub erhielt. Die Vorliebe für dieſe Studien hatte er ſchon von ſeinem Vater angenommen, der ſich hierin ebenfalls nicht gemeine Kenntniſſe erworben hatte, ohne jedoch als Schriftſteller darin aufzutreten. Nachdem er 1673 ſeine Reiſen beendigt hatte, wählte er zwar Nürnberg zu ſeinem beſtändigen Aufenthaltsorte, nahm jedoch die ihm angebotene Stelle im Rathe nicht an, um ſich deſto ungeſtörter mit den Wiſſenſchaften beſchäftigen zu können; doch diente er ſeiner Vaterſtadt Anfangs in den Gerichten, und dann als Loſungsrath, welche Stelle er 40 Jahre lang, bis zu ſeinem, am 20. Dec. 1728 erfolgten, Tode bekleidete. Er hatte den Ruhm eines nicht nur überaus gelehrten, ſondern auch ſehr uneigennützigen, beſcheidenen und wohlthätigen Mannes. Außer, daß er, mit Hilfe ſeiner großen Bibliothek (von der er eine große Anzahl, beſonders ausländiſcher, ſeltener genealogiſcher Werke, noch bei ſeinem Leben, der nürnbergiſchen Stadtbibliothek zum Geſchenk machte), die Studien anderer Gelehrten beförderte, und mit Fürſten, Staatsmännern und Gelehrten einen ausgebreiteten Briefwechſel unterhielt, war er auch ſelbſt ein fleißiger Schriftſteller. Alle ſeine Schriften gehören in das Gebiet der Genealogie und der damit verwandten Heraldik; denn in dieſen Wiſſenſchaften hatte er ſich ſo tiefe und ausgebreitete Kenntniſſe erworben, daß man ihm und Spener'n darin unter ſeinen Zeitgenoſſen einſtimmig den erſten Rang anwies. Sein Hauptwerk iſt die Notitia S. R. G. Imperii Procerum tam ecclesiasticorum quam secularium historico-heraldico-genealogica, die zuerſt zu Tübingen 1684 in 2 Bänden in 8; dann 1687 in 4; ferner 1693 und abermals 1699 in Fol., jedesmal ſehr vermehrt und verbeſſert erſchien,

Digitized by Google

worauf, nach Imhof's Tode, Köler eine neue, bis auf ſeine Zeit fortgeſetzte Ausgabe veranſtaltete [1]), die alle damaligen reichsſtändiſchen, fürſtlichen und gräflichen Häuſer umfaßt, und ſich nicht nur durch Vollſtändigkeit, Freiheit von den alten genealogiſchen Träumereien und Fabeln, Genauigkeit der Genealogie und Richtigkeit der Wappen, unter allen ältern Werken dieſer Art vortheilhaft auszeichnet, ſondern in gewiſſer Hinſicht auch bis jetzt noch nicht ganz entbehrlich geworden iſt. Seine übrigen Schriften ſind hauptſächlich der Genealogie ausländiſcher Geſchlechter gewidmet; und obgleich Imhof zu ſeiner Zeit faſt der Einzige in Teutſchland war, der ſich damit in ſo ausgedehntem Umfange beſchäftigte, und einen ungewöhnlichen Vorrath von Materialien zuſammenbrachte, ſo iſt es doch leicht erklärlich, daß er hierin nicht mit ebenſo viel Genauigkeit und Kritik, wie bei der Geſchlechtskunde der teutſchen Häuſer, verfahren konnte, daher auch dieſe Werke, ungeachtet ſie ihm weit mehr Mühe gekoſtet haben mögen, doch im Ganzen weit weniger verdienſtlich, und jetzt größtentheils vergeſſen ſind [2]).

(*H. A. Erhard.*)

7) Johann Hieronymus v. I., ſ. unt. **Imhof** (Genealogie).

IMHOFIA nannte Heiſter zu Ehren ſeines Gönners, des herzoglich braunſchweigiſchen Rathes von Imhof, eine Pflanzengattung, welche Linné mit **Amaryllis** vereinigte. Neuerdings ſtellte Herbert die Gattung **Imhofia** wieder her; allein ſie iſt nicht weſentlich von **Brunsvigia** (ſ. d. Art.) verſchieden.

(*A. Sprengel.*)

IMI oder **IMMI** (auch wol Immel und Imeli, franzöſiſch émine) iſt ein in der Schweiz und in einigen Theilen des Würtembergiſchen und Badiſchen gebräuchliches Getreidemaß, deſſen Größe an verſchiedenen Orten abweicht. In Bern enthält ein Imi, welcher in zwei Achterli oder vier Sechzehnerli untergetheilt wird, 176,585 altfranzöſiſche Kubikzoll, und iſt gleich 3,50275 Liter, 0,06373 berliner Scheffel, 0,0326 dresdener Scheffel, 0,05696 wien. Metzen. Vier Imi machen ein Mäß, 48 Imi ein Mütt. In Fryburg iſt ein Sack = 8 Mäß = 16 Quaterons = 96 Imi, und enthält 805 franz. Kubikzoll, wonach 1 Imi = 8,3854 franz. Kubikz. In Luzern und Unterwalden iſt 1 Malter = 4 Mütt = 16 Viertel = 160 Imi = 256 Becher; 1 Imi = 175,2 frz. Kubikz., oder 0,06323 berl. Scheffel, oder 0,0565 wien. Metzen. In Zürich rechnet man 1 Mütt = 4 Viertel = 16 Vierling = 64 Mäßli = 144 Imi; 1 Imi hält 28,75 frz. Kubikz. = 0,01038 berl. Scheffel, oder 0,5703 Liter, oder 0,00934 wien. Metzen. In Solothurn iſt der Imeli der vierte Theil von 1 Mäß, = 0,0536 wien. Metzen. Ein Immel in Heidelberg iſt der achte Theil von 1 Vierns el, der vierte Theil von 1 Simmer, die Hälfte von 1 Kumpf, und = 175,4 frz. Kubikz., mithin ſehr nahe mit dem luzerner Imi übereinſtimmend. In Ulm hat 1 Imi 4 Mittle, 24 Metzen oder 96 Viertele, und iſt = 11,548 frz. Kubikz., 2,29784 Hektoliter, 4,18088 berl. Scheffel, 2,13884 dresdn. Scheffel, 3,73676 wien. Metzen. Auch als Maß zu flüſſigen Dingen wird der Imi an verſchiedenen Orten gebraucht. Der Imi in Solothurn iſt = 2½ wien. Maß; in Heidelberg = 2,446 wien. Maß. Im Königreiche Würtemberg machen 96 Imi 6 Ohm (Eimer) oder 1 Fuder; der Imi (untergetheilt in 10 Maß oder 40 Schoppen) enthält, bei dem gewöhnlichen Hellaichmaß, 926,1 frz. Kubikz., 18,3704 Liter, 16,043 berl. Quart, 19,62 dresdn. Kannen, 15,158 leipz. Kannen, 12,982 wien. Maß.

(*Karmarsch.*)

Imier (Val St.), ſ. Immerthal.
Imilko, ſ. Himilko.
Imireti, ſ. Imereti.

IMITATION, Nachahmung in der Ton- und Redekunſt. Nachahmen heißt etwas in der Art eines Andern, nach einem Vorbilde geben. Das Vorbild kann ein Menſch in ſeiner eigenen Kunſtweiſe oder die Natur ſelbſt ſein. Beides kann auf unwürdige und auf würdige Art geſchehen. In beiden Fällen ſoll aber weder von kindiſcher Nachäfferei, noch von einer gefliſſentlichen bloßen Copie eines ſchon Vorhandenen die Rede ſein, ſondern davon, daß man ſich in Hervorbringung eines Neuern theilweiſe an irgend ein Vorbild hält, und zwar mit Bewußtſein. Legt man hier irgend ein Muſter zum Grunde, das dem Zwecke des neuen Werkes in den Hauptſachen entſpricht, und läßt dabei nicht nur die unpaſſenden Einzelnheiten und nicht mehr zeitgemäßen Richtungen hinweg, und vertauſcht ſie dagegen mit andern paſ-

1) Dieſe Ausgabe führt den Titel: *Jac. Wilh. Imhofii* Notitia Sacri Rom. German. Imperii Procerum tam ecclesiasticorum quam secularium historico-heraldico-genealogica, ad hodiernum Imperii statum accommodata, et in supplementum operis genealog. Rittershusiani initio adornata. Edit. quinta, partim ex annotat. et schedis ipsius b. autoris, partim ex propriis observat. etc. multis supplem. instaurata etc. stud. et op. *Jo. Dav. Koeleri* (Tubing. 1732. fol.), mit Imhof's Bildniß als Titelkupfer, und 19 Wappentafeln, die zuſammen 156 Wappen enthalten. 2) Die übrigen Imhof'ſchen Schriften ſind: Spicilegium Rittershusianum (Tubing. 1683), Spicileg. Rittershusiani Pars posterior (1685. fol.), enthalten zuſammen 70 neue Stammtafeln und Supplemente zu den Rittershuſiſchen Tafeln. Excellentium in Gallia familiarum genealogiae. (Norimb. 1687. fol.) Genealogiae familiarum Bellomaneriae, Claromontanae, de Gallerande et Memmiae. (Norimb. 1688. fol.) Regum Pariumque Magnae Britanniae historia genealogica. (Norimb. 1690. fol.) Cum append. (Norimb. 1691. fol.) Genealogiae historicae caesarearum, regiarum et principalium familiarum, quae in terris Europaeis post Romanae extinctionem monarchiae hucusque imperarunt. (Francof. et Lips. 1701. fol.) Historia Italiae et Hispaniae genealogica, exhibens instar prodromi stemma Desiderianum. (Norimb. 1701. fol.) Weil der Verf. durch falſche, ihm mitgetheilte Nachrichten wegen der Nachkommen des Deſiderius hintergangen worden war, unterdrückte er den zweiten Theil. Corpus Historiae genealogicae Italiae et Hispaniae. (Norimb. 1702. fol.) Recherches historiques et généalogiques des Grands d'Espagne. (Amst. 1707. 12.) Stemma regium Lusitanicum. (Amst. 1708. fol.) Genealogiae XX. illustrium in Italia familiarum. (Amst. 1710. fol.) Genealogiae XX. illustr. in Hispania familiarum. (Lips. 1712. fol.) Genealogia Ruthenorum Comitum ac Dom. in Plauen. (Norimb. 1715. fol.) Albanensis familiae arbor genealogica illustrata historica relatione. (Norimb. 1722. fol.) Eine ausführliche Lebensgeſchichte Imhof's gibt Köler, Hiſtor. Münzbeluſtigung. 2. Th. 51. St., bei Gelegenheit einer zu ſeinem Andenken von Weſtner gearbeiteten Medaille; und hiernach Will im Nürnb. Gelehrten-Lexikon. 2. Th. S. 241 fg.

ſenden, durch wohl angebrachte, hierher gehörige, Zwecke und wirkungsmäßige Selbſterfindungen: ſo wird eine ſolche Nachahmung eine würdige. Wo dagegen ohne Einſicht und Geſchmack auch das Hindernde und Störende, ja ſelbſt das Mangelhafte irgend eines menſchlichen Vorbildes nachgeahmt würde, könnte die Nachahmung keine Ehre bringen. Mit der Nachahmung der Natur in den Künſten verhält es ſich ziemlich ebenſo. Der Künſtler ſoll und muß die Natur zu ſeinem großen Vorbilde nehmen: aber wie? Nicht Alles in der Natur iſt vom Künſtler nachzuahmen, und nicht in jeder Kunſt daſſelbe. Der Künſtler muß wiſſen, welche Gegenſtände er in ſeiner Kunſt nachahmen kann, und welche nicht. Selbſt beim Maler und Bildhauer, die doch am meiſten an Nachahmungen der Natur gewieſen ſind, wird es ſogar im Portraitiren noch nothwendig, daß er für ſeine Ähnlichkeiten den ſeinem Zwecke zuſagendſten Augenblick wähle. Wie viel mehr wird er in freieren Nachahmungen der Natur Geiſt entwickeln müſſen? Indem er, wenn auch mit Recht, die Natur außer ihm nachbildet, darf ſeine eigene Natur, die Geiſtigkeit und Idealität ſeines Weſens nicht darunter leiden. Bei allen Nachahmungen des Einzelnen, ſo weit ſie ſeiner Kunſt grade zuträglich ſind, darf die höchſte Nachahmung der Natur, die jedesmalige Zweckmäßigkeit, die treffend das überall Rechte gibt, weder zu viel noch zu wenig, nicht fehlen. Das iſt das Ziel der würdigſten Nachahmung, die zugleich die ſelbſt eigene geiſtige Natur am lebendigſten in Anſpruch nimmt. Der Redner und Dichter hat in ſeinen Geiſtes- und Empfindungsdarſtellungen nicht ſelten Scenen und Weſen der großen Natur möglichſt treu zu ſchildern. Thut er dies mit den Worten, die ſeine Abſicht am Beſten und am Schnellſten vor die Sinne und durch ſie in die Seele ſeiner Hörer tragen, ſo hat er ſich als Meiſter erwieſen. Diejenigen Worte, die den Gegenſtand am lebendigſten an ſich und grade ſo ſtark, als es ſein Zweck erheiſcht, abbilden, ſind die eben rechten, z. B. brauſen, dröhnen, murmeln, plätſchern und dergl. Aber er darf nicht zu viel, nicht zu breit ſich beim Malen einer Naturerſcheinung mit Worten aufhalten, und muß übergehen, was ſeinem geiſtigen Zwecke nicht frommt, ihn im Gegentheil in Schatten ſtellen würde. Zuweilen wird es dem Dichter ſogar nothwendig, das Häßliche, Widrige, ja Ekelhafte, kurz einzuführen, wo es am Orte ſteht, worauf Alles ankommt. Das darf er, weil ſeine Bilder vorüberziehen und von andern verdrängt werden, deren Schönheit von jener zweckmäßig herbeigeführten, oder wie von ſelbſt ſich aufdrängenden Häßlichkeit noch Vortheil ziehen. Der Maler und Bildhauer kann das nicht, weil ſeine Bilder ſtehen und nicht vorüberziehen. So ſind denn alle Tropen und Bilder gut, wenn ſie geben, was ſie ſollen und die Tendenz der Rede oder der Dichtung herausſtellen und ſie lebendiger machen helfen. Komiſches ſogar kann am rechten Orte aus der Natur genommen und im hierher gehörigen Grade nachgeahmt und unter Ernſtes geſtellt werden, abſonderlich, wenn des Hörers tief bewegtes Gefühl frei gemacht und für lebendigen Antheil am Folgenden wieder gewonnen werden ſoll. Jede rechte Nachahmung wird alſo vom geiſtigen Zwecke bedingt, der als Eigenthümliches des Schaffenden in ſein Werk übergehen und aus ihm auf Andere wirken muß. Auf ähnliche Weiſe iſt es mit der Nachahmung hochſtehender Menſchen. Man ſtudirt ihre Werke, bildet und erwärmt ſich an ihnen, läßt ihre Art auf ſich einwirken, entwickelt ſich Regeln aus ihnen, die man im Ganzen und Großen, aber nicht mit Entäußerung ſeiner Eigenthümlichkeit in ſein Weſen aufnimmt. Übend mag man ſie nachbilden, ſo viel man will und kann, mit Ausſchluß deſſen, was man als nicht groß, oder blos als vergänglich, zeitgemäß erkennt: beim Schaffen eines Werkes hingegen walte keine andere Rückſicht, als eigene Wärme des Gefühls, verbunden mit Klarheit des über dem Gefühle wachenden und lenkenden Geiſtes. Selbſt wenn die Nachahmung eines gegebenen Hauptwerkes vorherrſchendes Ziel geworden iſt, darf ſie die eigene Schöpfungskraft nicht völlig aufheben; das Bewußtſein ſeiner ſelbſt, der Stand der veränderten Zeit und Volkseigenheit muß über der Nachahmung ſelbſt lebendig ſchweben, wie z. B. in Göthe's Iphigenie. Auch wo dageweſene große oder auf irgend eine Weiſe wirkſame Formen auf das Beſtimmteſte mit Fleiß nachgeahmt werden, was oft einen eigenen Reiz gibt, muß doch der Inhalt ſelbſt etwas Eigenthümliches darzulegen haben.

Die muſikaliſche Nachahmung kann in dieſer Hinſicht durchaus keine andere ſein. Es gibt auch im Tonkünſtleriſchen Fälle, wo man ſich die Nachahmung der ganzen Schreibart irgend eines geſchätzten Mannes zur Hauptaufgabe macht, ſodaß das neue Werk für eins von jenem, das man nachahmt, gehalten werden könnte, und zwar im Ernſte, daß man alſo ſein Vorbild keineswegs ins Komiſche ziehen will. Aber auch hier muß das Werk, wie ein neues aus der Feder des Vorbildes, wie eine Bereicherung erſcheinen, folglich Erfindungskraft in ſich tragen, die ſich einer andern als ſeiner ſelbſtigſten Manier getroffen anſchließt. Ein ſolches Werk heißt Pasticcio im edeln Sinne (ſ. Pasticcio). Von der freien Nachahmung eines großen Lieblingsmeiſters gilt daſſelbe, wie beim Redner und Dichter, nicht minder von der Nachahmung der Natur, die in der Muſik am wenigſten zu weit getrieben werden, aber ebenſowenig völlig verworfen werden dürfen. Das rechte Maß läßt ſich hierin theoretiſch ſchwer finden; ja es dürfte darum kein allgemeines Maß feſtzuſtellen ſein, weil das Gefühl der Menſchen zu verſchiedenartig iſt, hier in einer Sache, in welcher kaum ein allgemein gültiges Vernunftgeſetz für alle Fälle geſtellt werden möchte. Dieſe Art der Nachahmung heißt Tonmalerei und erfodert ihrer Wichtigkeit wegen einen eigenen Artikel (ſ. Tonmalerei). Die Lehrer des Tonſatzes haben aber von je her, ſo lange es einen ausgebildeten Contrapunkt gab, unter dem Worte Nachahmung, gewöhnlich mit dem fremden Worte Imitazion benannt, einen andern Begriff verbunden. Imitation heißt ihnen nichts anderes, als eine gleichmäßige oder ähnliche Wiederholung eines kurzen muſikaliſchen Satzes, oder einer Figur in einer oder in mehren andern Stimmen, ſodaß irgend eine andere Stimme die Aus-

Digitized by Google

drucksbewegung der vorhergegangenen übernimmt. Es iſt alſo hier weder von einer Nachahmung irgend eines andern Componiſten noch der Natur die Rede, ſondern von einer wiederholten Einführung eines ſelbſterfundenen muſikaliſchen Einſchnittes oder Motivs in eine zweite Stimme. Da ein ſolcher Satz nothwendig die Hauptmelodie enthält oder deren Charakterausdruck angemeſſen erfunden vorausgeſetzt wird: ſo wird durch ſolche Wiederholung der Satz nicht allein feſter in den Sinn geprägt, ſondern es wird auch jede Stimme, welche jenen Satz oder jene Charakterfigur ergreift, zu einer weſentlich melodiſchen und gleich charakteriſtiſchen erhoben, ſodaß ſie nicht mehr als bloße Begleitungs- oder Füllſtimme angeſehen werden kann. Dadurch wird folglich der im Reiche der Töne ohnehin weit dunklere Ausdruck, als im Felde der Rede, ſtärker hervorgehoben und eindringlicher, erhält durch die verſchiedene Klangſtärke einer andern Stimme mehr Mannichfaltigkeit und Anmuth, ohne die Einheit des Charakterausdrucks zu ſtören, vielmehr wird er ſie verſtärken. Während diejenige Stimme, welche den Hauptgedanken zuerſt vorbrachte, ihn einer andern überläßt, ſchreitet ſie in neuer Bewegung fort, die um ſo beſſer iſt, je weniger ſie blos harmoniſch ausfüllt, je ſelbſtändiger ſie, verſchieden von ihrer angegebenen Bewegung, melodiſch und charakteriſtiſch bleibt. Die Verwebung der verſchiedenen Stimmen erhält alſo dadurch das mannichfaltigſte Leben und jenen Reiz eines gebildeten Vereins, wo jeder den Gedanken eines Andern durch Zuſatz und beſtimmtere Entwickelung verklärt. Ja es kann und wird ſich in ſolchem Tongeſpräch durch irgend eine Antwort ein neuer Gedanke entwickeln, der abermals von einer andern Stimme ergriffen und verſchönt wird. Es wird alſo dadurch für guten und doch zuſammenhängenden Fortgang der Unterhaltung geſorgt, was in ſolchen Nachahmungen von hauptſächlichſter Bedeutung iſt. Denn wenn jede Stimme, eine nach der andern, den gegebenen Hauptſatz blos gleichförmig nachſprechen und die andern immer blos ein einförmiges Ja wiederholen wollten: ſo müßte eine ſolche zu lange und noch dazu von keiner anſprechend geiſtigen Antwort gehobenen Wiederholung eines und deſſelben Gedankens höchſt langweilig werden; es liefe dies wider alles Geſelligkeitsrecht, wo kein Gebildeter bei einem und demſelben Gedanken ſo lange verweilt, bis ihm die letzte Kraft entgangen iſt. Solche Wiederholungen dürfen daher nicht zu gleichförmig und zu lange ausgedrückt und ſteif und matt gemacht werden; der Wechſel muß in der Einheit herrſchen. Das hat man hierbei auch wol bedacht und den Nachahmungen ſelbſt ſehr vielfache Mannichfaltigkeit gegeben. Man wiederholt einen Satz in einer andern Stimme nicht allein im Einklange und in der Octave, ſondern auch auf allen andern diatoniſchen Intervallen, alſo auf der Secunde, Terz, Quarte, Quinte, Sexte und Septime, wodurch die Nachahmung an harmoniſcher Vielſeitigkeit nicht wenig gewinnt, was von weſentlichem Nutzen iſt, da in der Kunſt überall Mannichfaltigkeit mit Einheit Hand in Hand gehen ſoll. Die vielfache Modulation gibt dem bekannten Melodienſatze reichen Wechſel und unerwartete Biegungen, die natürlich um ſo ſchöner hervortreten, je mehr man Herr über die harmoniſchen Verhältniſſe geworden iſt, die dabei nothwendig vorausgeſetzt werden. Dieſe Nachahmung auf allen Intervallen, die man dazu als die beſten für dieſen Ausdruck etwa auswählen will, hat nicht nöthig, immer eine gleiche zu ſein, d. h. eine ſolche, welche die Töne der nachahmenden Stimme in derſelben Ordnung, wie in der vorbildenden Stimme, folgen laſſen müßte. Man kann ſtreng und frei verfahren, d. i. man kann alle Töne der erſten Stimme den Intervallen und der Dauer des Taktverhältniſſes nach unverändert wiederholen, oder in einem und dem andern davon abweichen. Der nachgeahmte Satz kann der Währung ſeiner Töne nach am rechten Orte vergrößert oder verkleinert werden, d. h. der Nachahmungsſatz kann aus Achteln Viertel und aus Vierteln Achtel machen ꝛc. Dabei kann der Nachahmungsgang, am meiſten in der Vergrößerung der Tonwährungen, durch Pauſen unterbrochen werden. Ferner wird die Nachahmung verkehrt, wenn ſie nicht in gerader Bewegung, wie der vorbildende Satz, ſondern ſo geſchieht, daß ſteigende Töne in fallende und umgekehrt verwandelt werden. Die nachzuahmende Figur wurde ſogar nicht ſelten, was jetzt weniger geſchieht, krebsgängig wiederholt, d. h. ſo, daß man ſie von der letzten Note an bis zur erſten ſowol in gleicher, als in verkehrter Nachahmung erklingen läßt. Zu dieſen vielen Mannichfaltigkeiten kommt noch, daß die Einſätze der Nachahmungen bald nach der Beendigung eines melodiſchen Abſchnittes, bald mitten im Fortklingen deſſelben, ſowol auf dem guten, als auf dem ſchlechten Takttheile eintreten können. Man ſieht, was mit ſolchen Stimmenverwebungen imitatoriſcher Art anzufangen iſt; die beſten Meiſter haben ſie gebraucht und benutzen ſie noch immer, wie ſie es verdienen. Es gehört aber genaue Kenntniß aller toniſchen und rhythmiſchen Verhältniſſe und guter Geſchmack dazu, wenn ſie lebendig eingreifen und wahrhaft verſchönern ſollen. In den Artikeln Kanon und Fuge muß mehr davon die Rede ſein, und bei Verhandlung der Fuge dürfen auch näher erklärende Notenbeiſpiele nicht fehlen. (*G. W. Fink.*)

Imitatione Christi (De), ſ. Nachfolge Christi (Von der).

IMITYI. Unter den wenig verbürgten Völkernamen, welche Plinius VI, 7, wo er von den Völkern an der Palus Mäotis (aſowſchen Meere) ſpricht, aufzählt, kommen auch die Imityi vor, wobei es, wie bei mehren andern Namen, die daſelbſt ohne den geringſten Nachweis genannt werden, ſehr problematiſch bleibt, ob die Lesart richtig iſt; daſſelbe gilt auch von dem Fluſſe

Imitys, der in derſelben Stelle des Plinius genannt wird, um deſſen Quelle herum die Imityi wohnen ſollen. Wir erlauben uns, hier eine Stelle Mannert's aus ſ. Norden Europa's S. 348 in Bezug auf jene Stelle des Plinius zu wiederholen: „Wer wird die angegebenen Völker- (und Fluß-) Namen aus dem Wuſte verdorbener Worte (ſelbſt die ältern Ausgaben des Plinius leſen ganz anders; vielleicht waren dieſe Worte oftmaliger Verſtümmelung unterworfen, ehe ſie bis auf uns ka-

Digitized by Google

men) wieder hervorſuchen können. Die ganze Stelle dient blos zum Beweiſe (Mannert hat ein größeres Stück davon überſetzt), daß es anfing, in dieſen Gegenden für die Römer zu dämmern, daß ſie viele kleine übelverſtandene Namen (ſoll wol heißen: übelverſtandene Namen vieler kleinen Völkerſchaften) gehört hatten. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Imlak, ſ. Ilak.

IM LICHTEN, ein Ausdruck im Bauweſen, einen Raum ohne die Raumeinfaſſung zu bezeichnen; z. B. ein Zimmer iſt im Lichten 12 Fuß breit, 15 Fuß tief und 11 Fuß hoch, heißt, das Zimmer hat dieſe Maße ohne die Dicke ſeiner Umfaſſungswände und ſeiner Decke zu rechnen. (*Thms. Alfr. Leger.*)

IMM, IMMA, eine Art feiner Bolus, rothe Erde oder Eiſenocher, deſſen ſich die Maler und Färber häufig als Pigment bedienen. Die Perſerinnen, inſonderheit öffentliche Tänzerinnen, gebrauchen ihn als Schminke, um ſich damit die Wangen roth zu malen, und dadurch ihrem Geſichte ein ſchönes und lebhaftes Anſehen zu geben. Der beſte Imm wird aus dem Berge Chiampa unweit Bender-Abaſſi oder Bender Congo gewonnen. (*Fr. Thon.*)

IMMA (Ἴμμα), eine ſyriſche Stadt, deren Name auch im Plural Immae (gr. Ἴμμαι), und daraus wol verſchrieben Timae, bald auch Emma bei den alten Geographen geſchrieben gefunden. Nach Plinius (H. N. V, 24) liegt ſie in derjenigen Landſchaft Syriens, welche Kommagene heißt, und die nördlichſte des Landes iſt, woſelbſt ſie eine Grenzſtadt geweſen ſei: Cingilla Commagenen finit, Imma civitas incipit; nach Ptolemäus aber lag dieſelbe Stadt in der Landſchaft Seleukis, im nordweſtlichen Theile des Landes. Nach der Peutinger'ſchen Tafel betrug die Entfernung 33 Milliarien von Antiochien und 20 Milliarien von Chalkis. Nach Sextus Rufus und Jornandes wurde die palmyreniſche Königin Zenobia bei Imma vom Kaiſer Aurelian im J. 272 beſiegt, mit dem Zuſatze des letztern Schriftſtellers, daß Imma ein vicus Antiochiae ſei, was auch andere Nachrichten über dieſe Schlacht, welche gewöhnlich in die Nähe von Antiochien verlegt wird, beſtätigen. Das will nun auf die Ptolemäiſchen Angaben der Lage und auf die Entfernung der Tabula Peutingeriana nicht paſſen, daher man ſogar zwei Städte dieſes Namens hat annehmen wollen, was vielleicht das Richtigſte iſt. Nach Pococke iſt das heutige Kuph in Syrien das alte Imma in Seleukis. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Immaculateneid, ſ. unt. Maria.

IMMADRAE. Nach dem Itiner. Anton. iſt dies eine Stadt auf der Straße von Maſſilia bis Forum Julii in der Provincia Narbonenſis, die nach Sickler in ſ. Handb. der alten Geogr. 2. Aufl. 1. Th. S. 80 das jetzige Madraque de Podestat ſein ſoll. (*S. Ch. Schirlitz.*)

IMMAK, eine kleine Inſel an der Oſtküſte der Halbinſel Kamtſchatka im aſiatiſchen Rußland, iſt nur wenig bevölkert, aber von vielen Füchſen verſchiedener Farben bewohnt. (*J. C. Petri.*)

IMMANCATION. Um die gewöhnliche Erklärung dieſes Wortes durch Conservatio membrorum oder Cura, ne quis mancus fiat, verſtändlich zu machen, muß man auf die Gewohnheit der Geiſtlichen des Mittelalters zurückgehen, nach welcher ſie in den Aſylen der Kirchen und Klöſter einzelnen Verbrechern, die ſich dahin geflüchtet, die Zuſage zu ertheilen pflegten, daß ſie dieſelben vor Verſtümmelung ihres Körpers — der gewöhnlichen Folge vieler damals üblicher Strafen — ſchützen wollten. Dieſer Zuſage gemäß pflegte der Klerus ſolche Verbrecher nicht eher auszuliefern, als bis der Verfolger geſchworen hatte, daß er ihnen ein lebens- oder leibesgefährliches Leid nicht zufügen werde: und hiernach wurde ſowol der auf ſolche Art vom Klerus ertheilte Schutz, als auch der zuletzt erwähnte Eid ſelbſt immancatio genannt. In den beim Baluzius aufbewahrten Formulis Bignomanis findet ſich unter andern form. 22 ein Beiſpiel hiervon: in mehren neuern Schriften über Rechtsalterthümer wird jedoch der ganze Gebrauch mit Stillſchweigen übergangen, ſo häufig er auch, dem Charakter des Mittelalters zufolge, im Leben ſelbſt vorkommen mochte *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMANENT heißt dem Wortſinne nach ſo viel, wie einwohnend, bleibend (vom latein. manere, bleiben), innerlich oder darinbleibend, iſt übrigens blos als philoſophiſcher terminus technicus üblich und als ſolcher beſonders in der Kant'ſchen und Hegel'ſchen Philoſophie in Gebrauch gekommen, in welchen beiden Syſtemen dieſer Begriff die Hauptrolle ſpielt. Bei Kant wird zunächſt im Theoretiſchen das Immanente oder Einheimiſche dem Transſcendenten oder Überſchwänglichen entgegengeſetzt, je nachdem eine Erkenntniß in ihrem gehörigen Gebiete, nämlich der Erfahrung, iſt und bleibt, oder über ihr Gebiet hinausgeht, in Gemäßheit des Kant'ſchen Princips, daß unſere Vernunft nicht die Dinge an ſich erkennt, dieſe vielmehr jenſeit aller möglichen Erkenntniß liegen. So ſind nach Kant alle diejenigen Grundſätze immanent, deren Anwendung ſich ganz und gar in den Schranken möglicher Erfahrung hält; z. B. der Grundſatz, daß jede Wirkung oder Veränderung ihre Urſache habe, iſt ein Princip des blos empiriſchen Gebrauchs, und wird deshalb ein immanenter Grundſatz der reinen Vernunft genannt. Dagegen heißen die Aufgaben der Vernunft über gewiſſe Erkenntniſſe (Gott, Freiheit, Unſterblichkeit), die das Feld aller möglichen Erfahrung verlaſſen, transſcendente oder überſchwängliche, und gleichergeſtalt nennt Kant diejenigen Grundſätze transſcendent, welche die Grenzen möglicher Erfahrung überfliegen ſollen, oder, wie er ſich ausdrückt, „die uns zumuthen, alle Grenzpfähle, die das Feld der Erfahrung

---

*) Bemerkenswerth bleibt es, daß auch mehre ältere weitläufige Abhandlungen über das Aſylrecht der Kirchen, z. B. Peter Sarpi's Monographie de jure Asylorum (Lugd. Bat. 1622. 4.), und der noch weit umfaſſendere Tractatus de jure Asylorum, tam ecclesiasticorum, quam secularium von Nicolaus Myler von Ehrenbach (Tübingen 1686. 4.), die Immancatio ganz unerwähnt laſſen, ſo gute Gelegenheit ſich auch den Verfaſſern an mehr als einem Orte zur Auseinanderſetzung der Sache dargeboten hätte, und ſo ſehr ſie dazu ſchon an ſich wegen des innigen Zuſammenhanges mit dem Aſylrechte überhaupt verpflichtet geweſen wären.

Digitized by Google

abſtecken, niederzureißen, und ſich einen ganz neuen Boden, der gar keine Demarcation anerkennt, anzumaßen." In Hinſicht dieſes Gegenſatzes iſt jedoch noch zu bemerken, daß Kant, indem er die transſcendenten Vorſtellungen oder Ideen, als ſolche, aus dem Gebiete des Wiſſens (der theoretiſchen Philoſophie) gleichſam eliminirt, doch einen immanenten Gebrauch von ihnen geſtattet, ſowie er dieſelben, was hier nur kurz angedeutet, nicht vollſtändig erörtert werden kann, durch die Hinterthüre des moraliſchen oder praktiſchen Glaubens wieder hereinläßt. Er nennt den Gebrauch jener transſcendenten Ideen immanent in Anſehung der geſammten möglichen Erfahrung, inwiefern ſie dienen, die geſammte Erfahrungserkenntniß ſyſtematiſch und vollſtändig zu machen. So iſt z. B. die Idee von Gott nicht immanent, weil Gott kein Erfahrungsgegenſtand iſt und kein Naturphänomen, oder Naturding aus dem Begriffe deſſelben (phyſiſch, d. h. erkennbar) erklärt werden kann; aber wol iſt dieſelbe von immanentem Gebrauch in Anſehung der geſammten möglichen Erfahrung, weil ſie die Reihe der Urſachen und Wirkungen in der Natur in eine oberſte Urſache vereinigt, und dadurch das Syſtem aller Urſachen und Wirkungen ſchließt, daß ſie den letzten Grund aller Erſcheinungen in ein intelligibles Weſen ſetzte. In Beziehung auf das Praktiſche wird der Gebrauch der reinen Vernunft (oder die Anwendung jener Ideen) als ein immanenter bezeichnet, denn das Gebiet der reinen Vernunft in ihrem praktiſchen Gebrauch iſt der Wille oder die Beſtimmung deſſelben, und nur die reine Vernunft ſoll ausſchließungsweiſe den Beſtimmungsgrund des Willens abgeben oder ihn allein beſtimmen, ſich ſelbſt zur Bewirkung der den Vorſtellungen entſprechenden Gegenſtände zu determiniren. Der empiriſch-bedingte Gebrauch der Vernunft hingegen, wenn er ſich die Alleinherrſchaft anmaßt, iſt transſcendent, d. h., wenn die Vernunft etwa aus der Erfahrung hergenommene Regeln dem Willen, als denſelben zu oberſt beſtimmend, vorſchreiben will, oder ihn durch ein Erfahrungsobject allein beſtimmen will, ſo überſchreitet ſie ihr Gebiet, welches im Theoretiſchen das Feld der Erkenntniß und im Praktiſchen das Feld der Klugheit, aber nicht das Feld der Moralität ſein ſoll. Die empiriſch-bedingte Vernunft wird alſo transſcendent, wenn ſie ſich in Zumuthungen und Geboten gegen den Willen äußert, die ganz über ihr Gebiet, die Erfahrung, hinausgehen, welches grade das umgekehrte Verhältniß von dem iſt, was von der reinen Vernunft im ſpeculativen Gebrauche gilt. Kant lehrt alſo: daß das moraliſche Geſetz den transſcendenten Gebrauch der Vernunft in einen immanenten verwandelt. Er zeigt, daß die Vernunft durch ihre Ideen im Felde der Erfahrung nichts erkennen kann, ſondern die Grenzen ihres Gebiets überſchreitet, wenn ſie z. B. den Begriff von Gott gebraucht, um durch denſelben etwas zu erklären; daß hingegen die Vernunft durch ihre Ideen ſelbſt wirkende Urſache werde, indem ſie z. B. die Idee des freien Willens und Gottes aufſtellt, um dem moraliſchen Geſetze ſeine Realität zu ſichern. Er lehrt, daß das moraliſche Geſetz den Begriff einer den Willen unmittelbar beſtimmenden Vernunft, d. i. eines nicht nur von allen äußern Beſtimmungsgründen unabhängigen, ſondern auch ſich ſelbſt beſtimmenden, d. h. freien Willens, gibt. Die Vernunft wird alſo überſchwänglich (transſcendent), wenn ſie im Felde der Erfahrung durch Ideen etwas begreifen will, iſt aber einheimiſch (immanent), wenn ſie im Felde der Erfahrung durch Ideen etwas bewirken will. So iſt denn das, was für die ſpeculative Vernunft transſcendent war, in der praktiſchen immanent, aber nur in praktiſcher Abſicht (zur moraliſchen Willensbeſtimmung). Denn wir erkennen dadurch (durch die Idee von der Ewigkeit und Unſterblichkeit der Seele) weder unſerer Seele Natur, noch (durch die Idee von der Freiheit des Willens) die intelligible Welt, noch (durch die Idee vom Daſein Gottes) das höchſte Weſen, als Dinge an ſich. Sondern wir haben nur die Begriffe von ihnen a priori im praktiſchen Begriffe des höchſten Guts vereinigt, als dem Objecte unſers Willens, aber ſie ſelbſt (wie ſie möglich ſind und wirken) erkennen wir nicht.

Man erſieht hieraus, daß der Begriff des Immanenten nebſt ſeinem Gegenſatze des Transſcendenten den eigentlichen Kern oder Mittelpunkt des Kriticismus enthält. Ebenſo verhält es ſich mit demſelben im Hegel'ſchen Syſtem, nur daß hier grade das Entgegengeſetzte gelehrt wird, inſofern dieſe Lehre behauptet, die volle adäquate Erkenntniß von Gott u. ſ. w. zu beſitzen, und Immanenz und Transſcendenz in ihr zuſammenfallen. Wir müſſen hier einen kurzen Überblick des Hegel'ſchen Syſtems vorausſchicken, weil ſonſt die Bedeutung, welche immanent darin hat, nicht klar werden würde. Der Grundgedanke deſſelben iſt bekanntlich die aus der frühern Schelling'ſchen Identitätslehre entlehnte, übrigens nirgends gerechtfertigte Behauptung oder Vorausſetzung der Identität des Denkens und Seins, woraus folgt, daß der Begriff die Sache ſelbſt (oder, wie Hegel es ausdrückt, die Wahrheit der Sache) iſt[1]). Sein und Wiſſen iſt nach ihm ſo identiſch, daß Sein, als Nichtgewußtes oder Nichtwiſſendes, etwas Unmögliches, Ungereimtes wäre. Hegel nimmt ein reines Denken an, d. h. ein Denken ohne gedachtes Object, ohne anderen Inhalt, als ſeine eigenen allgemeinen Formen und Beſtimmungen[2]), und ein ſubſtantielles Denken, d. h. ein Denken ohne denkendes Subject[3]), oder ein Denken, welches nicht denkt, ſondern das Denken iſt. Dieſes Denken ohne Object und Subject,

1) Wir verweiſen in Hinſicht dieſer Punkte hier ein- für allemal auf die bekannten Gegenſchriften gegen Hegel von Bachmann, Beckers, Fortlage u. ſ. w., ferner auf Fichte's d. j. Charakteriſtik der neuern Philoſophie, und Deſſelben Schrift über Gegenſatz und Wendepunkt der Philoſophie, Stahl's Rechtsphiloſophie, Sengler's Weſen und Bedeutung der ſpeculativen Philoſophie und Theologie. S. 168 fg., und Chalybäus' Entwickelung der ſpeculativen Philoſophie. S. 358. 2) z. B. die Vorſtellungen des Seins, Nichts, Daſeins, Urſache und Wirkung, Begriff, Urtheil, Schluß u. ſ. w. 3) Subſtantiell heißt, im Gegenſatze des Actuellen, Subjectiven, Perſönlichen, das, was ſeine Eigenſchaften nicht annimmt, ſondern dem ſie nothwendig anhaften.

Digitized by Google

der Inbegriff aller reinen Denkbeſtimmungen als Syſtem iſt nun, nach Hegel, das *Abſolute* oder *Gott*; es iſt aber auch das *All* oder die ſogenannte *wirkliche Welt*, denn dieſe iſt nichts Anderes, als die mit ihm zugleich gegebene Analyſe dieſes Denkens. Die reinen Denkformen ſind das allein Seiende, Selbſtändige und Urſächliche, alles Andere iſt nur von ihnen bewirkt, oder vielmehr aus ihnen folgend, nur gleichſam zur ſogenannten Realität verdichtete *Begriffe*. Alles ſogenannte *Wirkliche* entſteht nur aus der dialektiſchen Selbſtbewegung des Begriffs. Es iſt das Geſetz alles Denkens: jede Vorſtellung und jede Sache iſt nicht blos ſie ſelbſt (abſtractes Moment), ſondern ſie iſt auch die ihr entgegengeſetzte und hebt ſich ſomit ſelbſt auf (dialektiſches Moment), ſowie eine dritte, welche ihre Einheit iſt, d. h. welche ihr gegenſeitiges Sichaufgeben, als die Wahrheit beider, ſetzt; (ſpeculatives oder rein vernünftiges Moment) und lediglich in dieſem Sichſetzen, Sichentgegenſetzen und Sichinſichzurückerfaſſen des Denkens oder des Syſtems der Begriffe beſteht das Sein der Dinge ſelbſt. Wirklich oder wahrhaft ſeiend, ſubſtantiell iſt alſo nur der *Begriff*, das Abſolute, die abſolute Idee, welche auch erklärt wird als die abſolute Einheit des Begriffs und der Objectivität, d. h. als der freie, ſich ſelbſt zur Realität auswirkende Begriff, oder als das ſubjective Princip, welches ſich ſelbſt als ſeinen Zweck realiſirt hat und alſo zu ſich ſelbſt zurückgekehrt iſt. Dieſe Idee iſt weſentlich *Dialektik*, d. h. ewiges Sichinſichſelbſtunterſcheiden und wieder Mitſichzuſammengehen, die ewige Lebendigkeit, Schöpfung, das ewige Urtheilen und Schließen, das unendliche Selbſtbewußtſein, das Welt-Ich, welches in ſeinem innerlich geſetzten Unterſchiede, als dem *anderen*, dem Nicht-Ich, ſich ſelbſt anſchaut. Daher darf dieſes Abſolute oder Gott, das Alles und Jedes in ſich Faſſende, das All oder Sein überhaupt, welches alle unterſchiedenen Geſtalten der Gegenſätze in ſich hervorruft, nicht als eine ſtarre, oder feſte *Subſtanz* und ebenſo wenig als ein Aggregat aller verſchiedenen Dinge, noch als der blos abſtracte Begriff derſelben angeſehen werden, ſondern nur als ein ewig ruhelos, ohne Anfang und Ende Sichinſichſelbſtgeſtalten, als ewig lebendige *Bewegung* in ſich ſelbſt, oder als *abſoluter Proceß*. Ganz richtig wird von Hegel ſelbſt ſein Syſtem als das des *abſoluten Idealismus*, ſowie von Anderen als *pantheiſtiſcher Idealismus* oder *idealiſtiſcher Pantheismus* bezeichnet; denn die geſammte unendliche Mannichfaltigkeit der Dinge des Univerſums iſt in Wahrheit nichts Anderes, als die ewig zwiſchen der Einheit, dem Gegenſatze mit ſich und dem Zurücknehmen deſſelben ſich hin- und herbewegende *abſolute Idee*. Es gibt keine von einem vor und außer der Welt vorhandenen und von dieſer verſchiedenen *Gott* geſchaffenen endlichen Weſenheiten, die in einer beſtimmten Form ihren Lebenslauf vollbringen, überhaupt keine einzelnen Dinge, ſondern Alles, was uns in der Natur und Geſchichte ſo erſcheint, ſind nur einzelne vorüberſchwindende, beſtandloſe *Momente*, in denen ſich der *Begriff* oder die *abſolute Idee* verwirklicht, der es (mit Schelling[4] zu reden), man weiß nicht warum? — wenn es nicht iſt, um die Langeweile ihres blos logiſchen Seins zu unterbrechen — beigeht oder einfällt, ſich in ihre Momente *aus einander* fallen zu laſſen. Die volle Wirklichkeit dieſes göttlichen Proceſſes in dem Elemente des Geiſtes iſt die *Weltgeſchichte*, darin der Weltgeiſt in dem ganzen Reichthum ſeiner Gegenſätze ſich herausläßt, zugleich aber damit das *Weltgericht* übt, über die einzelnen Geiſter und Individualitäten, nicht zwar nach ihrer Heiligkeit oder Heilloſigkeit, was auf dieſer Höhe der Betrachtung gar keine wiſſenſchaftliche Beſtimmung für ſie wäre, ſondern, da ſie nur Momente ſind in jenem unendlichen Proceſſe, gleichgültig ſich ſetzend und zurückfahrend in die Identität mit ſich ſelbſt! Der Gipfel dieſes Proceſſes im Geiſte iſt, daß das Allgemeine (Gott) völlig eingeht in das Einzelne (das endliche Ich), ſodaß dieſes Einzelne ſich nun als Eins *weiß* mit dem Allgemeinen, wo alſo in völliger Wechſeldurchdringung des Allgemeinen und Einzelnen Gott zuerſt ſich erfaßt in individuell menſchlichem Bewußtſein. Erſt dadurch iſt er Geiſt, *Ich*, *Perſon* geworden, und nimmer ſteht ihm ein anderes Selbſtbewußtſein offen, als was er in uns findet; nur indem *wir* ihn wiſſen, weiß er ſich ſelbſt. Dieſer Einſchlag des Allgemeinen ins Einzelne iſt nun in *Chriſto* vollendet worden: *in ihm hat Gott zuerſt Ich zu ſich geſagt*. Und damit iſt der Inhalt und Mittelpunkt der „*offenbaren*" Religion gegeben, deren Vollendung gegen die Unwahrheit und Ungenügſamkeit der früheren Religionen lediglich darin beſteht, daß der Menſch in ihr ſich *als Eins mit Gott weiß*. Denn was in Chriſto zuerſt zum Bewußtſein hindurchgebrochen, wiederholt ſich durch ihn und breitet ſich aus in ſeiner Gemeine, welche das *Selbſtbewußtſein Gottes* im Menſchen (die *Gott-Menſchheit*), der *gegenwärtige*, ſelbſtbewußte wirkliche Gott iſt (oder, wie Hegel es auch ausdrückt, um dem Vorwurfe des Pantheismus zu entgehen, Gott iſt nach ihm nicht *alle Dinge*, ſondern *alle Geiſter*[5], in die er ſich aus einander gelaſſen, um *in ihnen ſich ſelbſt zu erkennen*). Da nun dieſe göttliche Selbſterkenntniß lediglich im *menſchlichen Bewußtſein* zu Stande kommt, ſo iſt dieſe *unſere theoretiſche Thätigkeit*, welche zugleich die Gottes iſt, wahrhaft der höchſte Zweck alles Daſeins, und zwar iſt die höchſte Stufe und das letzte Ziel alles Daſeins die *Philoſophie*. Denn erſt in dieſer iſt Gott vollkommen *bei ſich ſelbſt* (!), weil in ihr ſein höchſtes Selbſtbewußtſein zum Durchbruche gekommen. Gleichergeſtalt iſt hiernach die unmittelbare Wirklichkeit der *Geſchichte* ganz eigentlich die *Gegenwart Gottes*; ſie iſt die jeweilige höchſte Stufe ſeiner Entwickelung; daher denn auch ganz folgerecht der berüchtigte Satz: „*was vernünftig* (göttlich) *iſt, das iſt wirklich*, und *was wirklich iſt, iſt vernünftig!*" Die *wirkliche Welt* iſt nämlich nach He-

4) In der Vorrede zu *Beckers'* Überſ. der Schrift *Couſin's* über teutſche und franzöſiſche Philoſophie. S. XV. Vergl. *Fichte*, über Gegenſatz ꝛc. S. 57.

5) Daß Hegel mit dieſer Wendung keineswegs über den *Pantheismus* hinausgekommen, zeigt *Fichte*, über Gegenſatz u. ſ. w. S. 50. Vgl. *Beckers*, über Göſchel's Erweis der perſönlichen Unſterblichkeit. 1836. S. 34.

Digitized by Google

gel ohne Rückhalt der gegenwärtige Gott; denn das Verhältniß oder der Gegenſatz zwiſchen Ewigem und Endlichem, Idealem und Realem wird ja nach dieſem Syſteme immer ſo gedacht, daß Beides ſchlechthin Eins iſt im Unterſchiede, daß die Wirklichkeit ohne Rückhalt darſtellt, was die Idee an ſich iſt. — Hieraus ergibt ſich auch der politiſche Quietismus der Hegel'ſchen Lehre ganz conſequent. Es bleibt offenbar die höchſte Weisheit und Tugend, mit der wirklichen Welt abſolut zufrieden zu ſein, wie ſchlecht es auch im Einzelnen um ſie ſtehe; muß doch Gott ſelbſt mit ihr zufrieden ſein, da es ihm noch nicht gelungen, eine höhere Geſtalt derſelben aus ſich hervorzuarbeiten!! Alles ſogenannte Ideale im Gegenſatze gegen die Wirklichkeit iſt leere Abſtraction. Das realiſirte Ideale des Diesſeits iſt der Staat als höchſte reelle Geſtaltung der abſoluten Vernunft, als Wirklichkeit der ſittlichen Idee, oder als das ſittliche Univerſum! — Ebenſo conſequent iſt es für dieſe immanente Philoſophie des Diesſeits, daß ſie allen Glauben an ein höheres Daſein, an ein Jenſeits, oder die perſönliche Unſterblichkeit der Seele durchaus leugnet, was die Hegelianer Richter („von den letzten Dingen") Feuerbach und A. auch unumwunden bekennen, und was nothwendig aus Hegel's Philoſophem folgt[6]). Wir ſehen demnach, daß die Immanenz des Hegel'ſchen Syſtems ſich zeigt 1) in der Nichtanerkennung von Schranken der menſchlichen Vernunft, die eben demzufolge die göttliche ſelbſt iſt, d. h. in der Transcendenz der Erkenntniß), 2) in der Nichtanerkennung eines von der Welt verſchiedenen Gottes, d. h. im Pantheismus, 3) in der Nichtanerkennung des Unterſchiedes zwiſchen der Idee und Wirklichkeit, d. h. in der Vergötterung des Poſitiven, namentlich des Staates, 4) in der Nichtanerkennung des Glaubens an ein Jenſeits, d. h. in der Leugnung der perſönlichen Unſterblichkeit. Daß nun dieſe Sätze alle mit der echten Philoſophie ebenſo ſehr als mit dem Chriſtenthume in directem Widerſpruche ſtehen, bedarf wol keines weitern Beweiſes.

(*K. H. Scheidler.*)

IMMANUEL (עִמָּנוּאֵל) d. i. Gott mit uns, am nächſten unſerm Gotthilf verwandt, bedeutſamer Name des Kindes, bei deſſen Geburt nach Jeſ. 7, 14 ff. die damals drohende Gefahr vom Reiche Juda abgewendet ſein wird. Nach der verſchiedenen Auffaſſung des hebräiſchen Wortes im V. 14, welches gewöhnlich Jungfrau übertragen wird (nämlich הָעַלְמָה), weichen auch die Anſichten über den Knaben, welcher dieſen Namen empfangen ſoll, gar ſehr von einander ab. Wegen Jeſ. 8, 8 glauben die neuern Bibelerklärer darunter einen Sohn des Propheten Jeſaias verſtehen zu müſſen. In älterer Zeit jedoch wurde Jeſ. 7, 14 ff. bei den Chriſten ziemlich allgemein meſſianiſch gedeutet, und ſchon Matth. 1, 23 offenbar auf Jeſus bezogen. Daher kommt es, daß Chriſtus gradezu auch Immanuel genannt wird und in der poetiſch-aſcetiſchen Literatur ſteht unſer Immanuel gradezu für unſer Erlöſer. Wenn im Teutſchen die hebräiſche Form beibehalten wurde, haben dagegen mehre neuere Sprachen ſich mehr an die griechiſche ('Εμμανουήλ) angeſchloſſen, und bilden Emanuel, auch wol Manuel. Da die hiſtoriſch wichtigen Perſonen grade den Ländern angehören, wo dieſe Geſtalt des Namens gewöhnlich iſt, ſo hat man ſie unter Emanuel zu ſuchen. (*A. G. Hoffmann.*)

Immariniren. ſ. Mariniren.

IMMATERIALITÄT oder Unkörperlichkeit (Spiritualität) bezeichnet der Etymologie und dem gewöhnlichen Begriffe nach die der Körperlichkeit entgegengeſetzte Beſchaffenheit eines blos geiſtigen oder denkenden Weſens. Gehen wir von dem allgemeinen (metaphyſiſchen) Begriffe des Daſeins überhaupt aus, und bezeichnen wir daſſelbe als die Erfüllung eines beſtimmten Raum- oder Zeittheils durch eine innere Selbſtthätigkeit oder Kraft der Natur, (indem wir nur von ſolchem Daſein wiſſen, was Gegenſtand der äußern oder innern Wahrnehmung iſt, oder entweder in den äußern oder innern Sinn fällt, wofür die Bedingung iſt, daß es entweder die Zeit allein oder Zeit und Raum zugleich erfüllt), ſo ergibt ſich der Gegenſatz oder Dualismus geiſtiger und materieller Kräfte und Weſen oder Erſcheinungen, indem bei letztern zugleich eine Erfüllung des Raumes, bei erſtern bloße Erfüllung der Zeit ſtattfindet. Alle Dinge, ſo verſchieden ſie unter einander ſein mögen, haben doch darin eine Einheit oder das Eine gemeinſam, daß ſie zu irgend einer Zeit (irgendwann) vorkommen, irgend eine Dauer in der Zeit beſitzen, daher wir uns in der That gar keine beſtimmte Vorſtellung von einem Daſein außer aller Zeit (ſ. Ewigkeit) machen können. Für die Körperwelt iſt noch weiter eine Einheit im Raum gegeben, indem alle körperliche Dinge in irgend einem Raume (irgendwo) ſind, irgend einen Ort, eine Lage, Stellung u. ſ. w. behaupten. Dagegen nehmen wir bei unſern geiſtigen Thätigkeiten im Erkennen, Fühlen und Begehren oder Handeln durchaus keine Spur von Raum oder Raumerfüllung wahr; ſie ſind Kräfte, die blos in der Zeit wirken, oder deren Producte allein in die Zeit fallen. Die Erfahrung ſelbſt iſt es demnach, die uns zwar die Arten des Daſeins kennen lehrt, indem ſie uns nöthigt, Wahrnehmungen durch den äußern Sinn, z. B. der Farben, Töne, Maſſen, als ein Wirkliches und Wirkendes im Raum, oder als ein Materielles, und Wahrnehmungen durch den innern Sinn, z. B. der Vorſtellungen, Gefühle, Willensbeſtrebungen, als ein Wirkliches und Wirkendes in der bloßen Zeit, oder als ein Immaterielles zu unterſcheiden. Auf ihr beruht nun jeder empiriſche Begriff der Immaterialität, den wir zunächſt unſerer eignen Seele oder unſerm Geiſte beilegen, weil wir ſie als durchaus verſchieden von unſerm Leibe oder Körper anſehen, und den wir ſodann auf alle denkende oder geiſtige Weſen ausdehnen. Die ſpeculativen Unterſuchungen über Materialismus und Spiritualismus ſ. unter dieſen Art. Hierüber auch Dualismus.

Die Immaterialität Gottes bezeichnet die (ſo-

6) Ausführlicher iſt dies nachgewieſen von C. Reinhold, Geſchichte der Philoſophie. II, 2. S. 782. Bachmann, über Hegel's Syſtem. S. 310 fg. Beckers, über Göſchel's Verſuch eines Erweiſes der perſönl. Unſterblichkeit, und Chalybäus, Hiſtor. Entwickelung der ſpeculativen Philoſophie. S. 335.

genannte negative) Eigenſchaft Gottes, kraft welcher er als das allervollkommenſte Weſen, als von aller Beſchränkung durch die Materie (oder das Raumerfüllende) frei gedacht werden muß, eine Anſicht, die ſchon der Moſaiſche Theismus hat (Pſ. 139, 7) und noch mehr das Chriſtenthum (Luc. 24, 39. Joh. 4, 24. Hebr. 11, 27. Röm. 1, 20), wogegen die heidniſchen Religionen zu dieſer Vorſtellung einer reinen Geiſtigkeit ſich nicht zu erheben vermochten. Vgl. d. Art. Gott und Spiritualismus. Es gab übrigens auch einige chriſtliche Sekten, z. B. die Audianer (ſ. d. Art.) und Anthropomorphiten, welche die Immaterialität Gottes leugneten, indem ſie durch Misverſtändniß der in der heil. Schrift herrſchenden, nach morgenländiſcher Art von Gottes Gliedmaßen bildlich redenden Darſtellungsweiſe, Gott eine Geſtalt oder einen Körper beilegten; und zu leugnen möchte wol noch heutzutage nicht ſein, daß der große Haufe der gemeinen Chriſten nichts von dieſer Immaterialität Gottes weiß, und ſich letztern vorſtellt als einen freundlich-ernſten alten Mann mit einem ſchönen langen Barte! (*K. H. Scheidler.*)

Immatriculation, ſ. unt. Matrikel und Universität.

Immbo, ſ. Mambukki.

Imme, ſo viel als Ameiſe, ſ. auch Formica.

IMMEDIAT heißt überhaupt: ohne Mittelsperſon (persona mediata), unmittelbar. Eine Immediat-Commiſſion z. B. iſt eine ſolche Commiſſion, die unmittelbar von dem Landesherrn oder von der höchſten Landesregierung zu irgend etwas beauftragt iſt, und auch von daher allein ihre Inſtructionen empfängt, ohne mit einer andern Landesbehörde darüber verhandeln zu müſſen. Die Art und Weiſe, wie die höchſte Regierungsgewalt in einem Lande durch verſchiedene, ſich in ihren Wirkungskreiſen mehr oder weniger gegenſeitig berührende Behörden ausgeübt zu werden pflegt, bildet einen weſentlichen Abſtand gegen das unmittelbare Verfahren vom Cabinet des Fürſten aus, worauf ſich Immediatbefehle u. dgl. zu beziehen pflegen. Doch kann man es nicht immer Misbrauch nennen, wenn ein ſolches Immediatverfahren von Zeit zu Zeit Platz ergreift; vielmehr iſt es mit dem wahren Landeswohl allerdings verträglich, wenn der Regent zwar in der Regel namentlich alle Rechtsangelegenheiten durch die gewöhnlichen Behörden beurtheilen und entſcheiden läßt, allein für außergewöhnliche, ſeltene Fälle ſeine Befugniß ausübt, entweder ſelbſt zu entſcheiden, oder wenigſtens die Entſcheidung auf eine beſondere Art, durch ausdrücklich dafür niedergeſetzte Commiſſionen u. ſ. w. zu bewirken.

Das auf die frühere teutſche Reichsverfaſſung ſich beziehende Immediatverhältniß findet unt. d. Art. Immediatät ſeine Erklärung. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMEDIATÄT. Im Allgemeinen verſteht man unter der Immediatät die Unmittelbarkeit als den Vorzug, nur vor der höchſten Landesbehörde Recht nehmen zu müſſen; insbeſondere aber wird die auf der frühern teutſchen Verfaſſung beruhende ſogenannte Reichs-Unmittelbarkeit darunter verſtanden, mit welcher es bis zur Auflöſung der ältern teutſchen Rechtsverhältniſſe im J. 1806 folgende Bewandtniß hatte. Alle Unterthanen des teutſchen Reichs überhaupt ſtanden der Regel nach unter einer doppelten Hoheit; einmal unter der Territorialhoheit des beſondern teutſchen Landes, dem ſie zunächſt angehörten, und dann unter der allgemeinen Hoheit von Kaiſer und Reich. Ausnahmsweiſe jedoch waren gewiſſe Perſonen, Corporationen oder auch Sachen von der Territorialhoheit befreit, und nur der Hoheit von Kaiſer und Reich untergeben, und dieſe nannte man reichsunmittelbare, und ſprach von ihrem Vorzuge der Immediatät. Die Erwerbung dieſes Vorzugsrechts gründete ſich theils auf beſondere Privilegien, theils auf das Herkommen und die Verjährung; immer aber wurde daſſelbe mit den daraus fließenden Befugniſſen lebhaft vertheidigt. Namentlich gilt dies von der rheiniſchen und weſtfäliſchen Reichsritterſchaft, deren Corporationsgeiſt und Vorliebe zur Selbſtgeſetzgebung oder Autonomie ſogar durch die entgegenſtehenden Beſtimmungen der rheiniſchen Bundesacte vom 12. Jul. 1806 und die neue Organiſation Teutſchlands von 1815 nicht ganz hat unterdrückt werden können; wie ganz neuerlich wieder die mit den Religionsirrungen in Verbindung ſtehenden Ereigniſſe in Weſtfalen deutlich bewieſen haben.

Übrigens wurde im Bezug auf die ehemals reichsunmittelbaren Standesherren in der teutſchen Bundesacte von 1815 Art. 14 ausdrücklich beſtimmt, daß diejenigen ehemals unmittelbaren Glieder des teutſchen Reichs, ſowol Fürſten und Grafen, als Reichsritter, welche ſeit den Zeiten des rheiniſchen Bundes unter fremde Landeshoheit gezogen (mediatiſirt) worden waren, derſelben durch die Verfaſſung des teutſchen Bundes nicht entnommen ſein ſollten. Auch wurden nach dieſem Artikel die noch beſtehenden Familienverträge nach den Grundſätzen der frühern teutſchen Verfaſſung aufrecht erhalten, und den betheiligten, früher reichsunmittelbaren Perſonen die Befugniß zugeſichert, über ihre Güter und Familienverhältniſſe verbindliche Verfügungen zu treffen, welche jedoch dem Souverain des betreffenden Landes vorgelegt, und bei den höchſten Landesſtellen zur allgemeinen Kenntniß und Nachachtung gebracht werden müſſen.

Über die ehemals reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen (mit Ausſchluß der Reichsritterſchaft) heißt es in ebendieſem Artikel der Bundesacte: „Sie werden fortan nichtsdeſtoweniger zu dem hohen Adel in Teutſchland gerechnet werden, und das Recht der Ebenbürtigkeit in dem bisher damit verbundenen Begriffe verbleibt ihnen. Die Häupter dieſer (fürſtlichen und gräflichen) Häuſer ſind die erſten Standesherren in dem Staate, zu dem ſie gehören. Sie und ihre Familien bilden die privilegirteſte Claſſe in demſelben, insbeſondere in Anſehung der Beſteuerung. Es ſollen ihnen überhaupt in Rückſicht ihrer Perſonen, Familien und Beſitzungen alle diejenigen Rechte und Vorzüge zugeſichert werden oder bleiben, welche aus ihrem Eigenthume und deſſen ungeſtörtem Genuſſe herrühren, und nicht zu der Staatsgewalt und den höhern Regierungsrechten gehören. Die Häupter der fürſtlichen und gräflichen ehemals reichsunmittelbaren Häuſer ſind die erſten Standesherren in dem Staate, zu dem ſie gehören (ſie bilden alſo die erſte Claſſe der Landſtandſchaft). Von

Digitized by Google

den ehemaligen Reichsrittern haben die Begüterten ebenfalls Antheil an der Landſtandſchaft. Ferner genießen ſämmtliche ehemals reichsunmittelbare Perſonen eines privilegirten Gerichtsſtandes; auch haben ſie die unbeſchränkte Freiheit, ihren Aufenthalt in jedem zu dem teutſchen Bunde gehörenden oder mit demſelben in Frieden lebenden Staate zu nehmen."

Nach dieſem Artikel der Bundesacte genießen auch die ſonſt reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen, mit Ausſchluß der Reichsritterſchaft, die Befreiung von der Militairpflichtigkeit für ſich und ihre Familien. Ebenſo wird ihnen die Ausübung der bürgerlichen und peinlichen Gerechtigkeitspflege in erſter, und wo die Beſitzung groß genug iſt, in zweiter Inſtanz zugeſprochen. Dagegen ſoll der ehemalige Reichsadel nur die Patrimonialgerichtsbarkeit genießen; während die Forſtgerichtsbarkeit beiden zugetheilt iſt, ebenſo, wie die Handhabung der Ortspolizei. Ferner wird den ſonſt reichsunmittelbaren Fürſten und Grafen die Aufſicht in Kirchen- und Schulſachen, auch über milde Stiftungen zugeſtanden; dem ehemaligen Reichsadel aber nur das Patronatrecht. Alles dies jedoch wird mit der Beſchränkung verwilligt, daß die ehemals reichsunmittelbaren Standesherren den Landesgeſetzen, der Militairverfaſſung und der Oberaufſicht der betreffenden Regierung über jene Zuſtändigkeiten unterworfen bleiben.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMEDIATISIREN, einer Perſon oder Sache das Vorzugsrecht der Unmittelbarkeit verleihen, insbeſondere aber im Sinne der früheren teutſchen Reichsverfaſſung dergleichen Perſonen oder Sachen für reichsunmittelbar, nur Kaiſer und Reich ſelbſt untergeordnet, erklären. Das Befugniß hierzu gehörte, während des Beſtandes der früheren teutſchen Reichsverfaſſung, ſo gut, wie das Recht der Standeserhöhung überhaupt, unter die ſogenannten Reſervatrechte des Kaiſers, kam aber nur noch ſelten vor.

In der allgemeinen Bedeutung heißt übrigens Immediatiſiren: von irgend einem Abhängigkeitsverhältniſſe frei erklären, keineswegs aber, davon frei werden, oder ſich frei machen (ſ. Immediat und Immediatät).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMEDIATISIRTE FÜRSTEN. Im Allgemeinen Fürſten, welche für reichsunmittelbar erklärt ſind. Im Bezug auf Teutſchland beſaßen alle Mitglieder teutſcher fürſtlicher Familien als Reichsſtände, während des Beſtandes der frühern Verfaſſung, das Prärogativ der Reichsunmittelbarkeit ipso jure; und wer vom teutſchen Kaiſer zum Reichsfürſten erhoben wurde, erhielt, mit der feierlichen Einführung in das Reichsfürſtencollegium, Sitz und Stimme darin als teutſcher Reichsſtand. Daher kann man im Sinne der ältern Verfaſſung nicht von immediatiſirten teutſchen Fürſten ſprechen. Wer den Fürſtenſtand nur als leere Titulatur erhielt, hatte keinen Anſpruch auf die Immediatät, und konnte dieſe auch ſpäterhin nur zu Folge der, ihm als Territorialherrn (wenn er dies etwa nachträglich noch geworden war) verwilligten Reichsſtandſchaft erlangen.

Aber auch im Bezug auf die Rheinbundsacte ſpricht man nur irrigerweiſe von immediatiſirten Fürſten. Denn durch dieſe Acte geſchah mit den bisherigen reichsunmittelbaren Fürſten und Herren nur zweierlei; theils wurden ſie der Landeshoheit ihrer ehemaligen Reichsmitſtände unterworfen, mediatiſirt (ſ. d.), theils für ſouverain oder politiſch unabhängig erklärt. Daß die letztere Erklärung keine Immediatiſirung genannt werden kann, liegt am Tage; denn auf den Souverainitätsbegriff der Rheinbundsacte läßt ſich der Begriff der Immediatät der ältern teutſchen Reichsſtände nicht übertragen.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMEKEPPEL, ein im Kreiſe Mülheim des königl. preuß. Regierungsbezirkes Cöln liegendes Pfarrdorf und Kirchſpiel mit 437 Einwohnern. (*Rauschenbusch.*)

Immel, ſ. Imi.

Immemorialverjährung, ſ. Verjährung.

Immenbär (Landbär), ſ. Ursus.

Immenblatt, ſ. Melittis Melissophyllum *L.*

IMMENBROD heißt der von den Bienen an den Schaufeln ihrer Hinterfüße eingetragene und in den Zellen mit Honig durchknetete Blumenſtaub, woraus ſie theils das erfoderliche Futter für ihre Brut, theils aber, indem ſie es ſelbſt genießen, das Wachs bereiten. (*R.*)

IMMENDINGEN, Pfarrdorf an der Donau im großherzogl. badiſchen Bezirksamte Möhringen und in der fürſtl. Fürſtenbergiſchen Landgrafſchaft Baar, ¼ teutſche Meile ſüdweſtlich von der Amtsſtadt, eine grundherrliche Beſitzung des freiherrlichen Geſchlechts von Reiſchach, mit 636 katholiſchen Einw. in 104 Familien, welche ein angenehmes Thal, von Kalkſteinfelſenbergen gebildet, mit einem ſehr ſchönen Steinbruche, bewohnen, und vortreffliche Viehzucht haben, aber wegen des ſchlechten Getreidebodens ihrer Gemarkung ſich nur kärglich ernähren können, daher ihre männlichen Kinder größtentheils auswärts in Dienſte ſchicken, während die weiblichen Familienglieder zu Hauſe ihren Unterhalt durch Sticken für die Schweizermouſſelinfabriken verdienen. Wenigſtens ſechs Jahrhunderte lang beſtanden hier zwei Edelmannsſitze, die obere Burg und die untere Burg zu Immendingen, deren jede ihre beſondere Leibeigenen hatte. Die niedere Gerichtsbarkeit übten beide gemeinſchaftlich aus, aber die hohe Gerichtsbarkeit ſammt dem Forſt- und Jagdrechte gehörte dem Hauſe Fürſtenberg, bis ſolche durch die große Staatsveränderung unſerer Zeit an Baden überging. Die obere Burg war von 1190—1400 im Beſitze des nun ausgeſtorbenen Geſchlechtes der Junker Streit von Immendingen. Auf dieſe folgten die Herren von Allmenshofen bis 1527, und von da bis 1594 die Herren von Knöringen. Von dieſem Geſchlechte kam die obere Burg an Wolf Walter von Julach, und als dieſer im Türkenkriege gefallen war, verkaufte ſie ſeine hinterlaſſene Witwe im J. 1602 an Hans Georg Eglof von Zell; Gottfried Heinrich Eglof verkaufte ſie wieder im J. 1672 an Konrad Roth von Schröckenſtein und endlich Friedrich von Schröckenſtein im J. 1807 an ſeinen Mitherrn Joſeph von Reiſchach. In der untern Burg hauſten von 1344—1564 die Herren Jäger von Späth, von welchen ſie an die Herren von Reiſchach kam. Das Patronatrecht

Digitized by Google

der hieſigen Kirche gehörte aber mit allem Zehnten dem Gotteshauſe St. Blaſien, und in den päpſtlichen Bullen von 1173 und 1178 wird Imindingin, Imindeingin als eine St. blaſiſche Beſitzung angeführt.
(*Thms. Alfr. Leger.*)

IMMENDORF, 1) ein Dorf im Kreisgerichte und Diſtricte Wolfenbüttel des Herzogthums Braunſchweig mit mehr als 200 Einwohnern und einer Poſterpedition. (*R.*)

2) Immendorf, vor Alters Immindorf und auch Ymzinſtorf genannt, 1) eine dem Grafen Hermann von Locatelli gehörige Herrſchaft im V. U. M. B. des Erzherzogthums Öſterreich unter Ens, in ſanft gebirgiger Gegend zwiſchen Bullersdorf und Mailberg gelegen; 2) ein großes Dorf und Hauptort der gleichnamigen Herrſchaft in demſelben Viertel und Lande, in etwas ſumpfiger Lage am ſüdweſtlichen Abhange des bewaldeten Puchberges, zwiſchen Guntersdorf und Oberſtrickenbrunn gelegen, nur ½ Stunde von der nach Znaym führenden Poſtſtraße entfernt, mit 146 Häuſern, 966 teutſchen Einwohnern, die einſt ihrer Bienenzucht wegen berühmt waren, gegenwärtig aber ſich meiſt mit Wein- und Feldbau beſchäftigen, und mehre Wein- und Getreidehändler unter ſich zählen, einer eigenen alten katholiſchen Pfarre des Benedictinerſtiftes Melk, welche zum Dekanate an der obern Schmida des wiener Erzbisthums gehört, unter dem Patronate des genannten Stiftes ſteht und mit den Gliedern deſſelben beſetzt wird, einer katholiſchen Kirche, einer außerhalb des Ortes liegenden Kapelle, einer Trivialſchule, einem herrſchaftlichen Meierhofe mit einer Schäferei von 600 Schafen, einer Mahlmühle, einer Reihe von Kellern, die am Fuße des genannten Berges liegen und einem Schloſſe, das mit einem Waſſergraben umgeben iſt und noch deutliche Spuren ſeiner vormaligen Befeſtigung zeigt. (*G. F. Schreiner.*)

3) Zwei Pfarrdörfer im Königreiche Preußen, von denen das eine im Regierungsbezirke Aachen, mit 384 Einwohnern, in der Bürgermeiſterei Immendorf und dem Kreiſe Geilenkirchen; das andere mit 114 Einwohnern im Regierungsbezirke Cöln und Landkreiſe Cöln liegt, wozu außer Immendorf auch Godorf mit 319 und Rondorf mit 347 Einwohnern gehören. (*Rauschenbusch.*)

Immengelelte, ſ. Geleite.

IMMENHAUSEN, eine kleine, ehemals mit mehren alten Burgſitzen (beſonders der Herren von Stokhauſen und Meyſenburg) verſehene kurheſſiſche Stadt am Fuße des Rheinhartswaldes, drei Stunden von Caſſel, eine Stunde von Grebenſtein, zu deſſen Juſtizamte ſie gehört (1830 mit 220 Häuſern und 1546 Einwohnern verſehen). Urſprünglich zur Herrſchaft des Grafen Dodico von Warburg und zum ſächſiſchen Heſſengau gehörig ſtand dieſer Ort unter dem mainziſchen Kirchſprengel des Propſtes zu Hofgeismar. Landgraf Heinrich I. erwarb Immenhauſen und Grebenſtein von dem Erben der Grafen von Daſſel, einem Grafen von Eberſtein; auch wurde 1429 beim Ausgange der alten Herren von Schonenberg (Schönberg bei Hofgeismar) die auf Immenhauſen ruhende Pfandſchaft abgelöſt. Inzwiſchen war in der Fehde des Landgrafen Hermann mit dem Herzoge Otto dem Quaden von Braunſchweig und mit den Erzbiſchöfen von Mainz und Cöln 1385 die Stadt von dieſen Fürſten durch Feuerpfeile angeſteckt, und bei einem Blutbade, wo ſelbſt der in den Kellern verborgenen Einwohner nicht geſchont wurde, faſt gänzlich zerſtört worden. Das Andenken an dieſe Begebenheit hat eine alte Inſchrift der 1409 zuerſt erbauten noch durch einige Glasmalereien ausgezeichneten Kirche erhalten. In derſelben ließ L. Philipp der Hochherzige, einer alten Tradition nach, insgeheim die erſte evangeliſche Predigt halten. Vermuthlich 1521, als die erſte teutſche Meſſe in Caſſel gefeiert wurde. Auch verfertigte ein geſchickter Schmied zu Immenhauſen die künſtlichen Nachſchlüſſel zu L. Philipp's Gefängniß zu Mecheln, womit Hans Rommel und Kurt Breidenſtein im J. 1550 den verunglückten Verſuch zur Befreiung dieſes Fürſten aus den Händen Karl's V. unternahmen. Nach einem Brandſchaden im J. 1603 iſt die ganze Stadt 1631 unter Tilly bis auf vier bis fünf Häuſer durch die kaiſerlichen und bairiſchen Truppen abgebrannt, und erſt nach und nach wieder hergeſtellt worden. In der Nähe von Immenhauſen, an dem ſogenannten Hopfenberge, wird Eiſenſtein gefunden, den man in den Schmelzhütten zu Veckerhagen verarbeitet*). (*Rommel.*)

Die Stadt treibt meiſt Ackerbau und wird ſchon 1015 genannt, indem Kaiſer Heinrich II. in dieſem Jahre hier das Pfingſtfeſt feierte [1]. Später findet ſich Immenhauſen als der Sitz eines Dynaſtengeſchlechtes, von dem wir zuerſt zwei Brüder, Dudo und Gebhard, kennen lernen, wovon der erſtere zwiſchen 1123—1155 lebte und mainziſcher Burggraf auf Rüſteburg, oder, was gleichbedeutend iſt, Oberamtmann des Eichsfeldes war, und von ſeinem Bruder Gebhard überlebt wurde. Dieſer, der mehre Schenkungen an Klöſter machte, hatte einen Sohn Berthold (1160, 1163), und findet ſich im J. 1189 zuletzt. Seitdem verſchwindet ſowol dieſes Geſchlecht, als auch der Ort, der erſt im Anfange des 14. Jahrh. wieder genannt wird. Er ſcheint zerſtört geweſen und erſt durch die Landgrafen von Heſſen wieder aufgebaut worden zu ſein. Eine Urkunde vom J. 1303 zeigt ihn uns als eine heſſiſche mit einer Burg verſehene Stadt. Als beide im J. 1385 vom Erzbiſchof Adolf von Mainz zerſtört wurden, wurde nur die Stadt wieder hergeſtellt [2]. (*G. Landau.*)

Immenkäfer, ſ. Clerus.

IMMENRIED, ein würtembergiſches Pfarrdorf im Donaukreiſe und Oberamte Wangen, zur fürſtl. Standesherrſchaft Waldburg-Wolfegg gehörig, mit 239 kathol. Einwohnern. Der Ort kam erſt im J. 1806 an Würtemberg, bis dahin war er der Landeshoheit des Fürſten von Waldburg-Wolfegg unterworfen. (*Rigel.*)

IMMENSEE (Ober- und Nieder-), zwei nahe bei

---

*) Vergl. Martin's topographiſche Nachrichten von Niederheſſen. 2. B. 2. Heft.

1) Annaliſta Saxo ap. *Eccard.* Corp. histor. medii aevi I, 435. 2) ſ. Ausführlicheres in einer Abhandlung von mir in der Zeitſchrift des Vereines für heſſiſche Geſchichte und Landeskunde I, 316—325.

Digitized by Google

einander liegende Dörfchen des eidgenöſſiſchen Cantons Schwyz, am Zugerſee, im jetzigen Bezirke Küßnacht. Sie liegen in einer Bucht, die durch den Kiemen, einen in den See hinausragenden waldigen Hügel, gebildet wird. Von Immenſee führt der Weg nach dem eine kleine halbe Stunde entfernten Dorfe Küßnacht am Vierwaldſtätterſee durch die hohle Gaſſe an der Kapelle vorbei, die zum Andenken Wilhelm Tell's, der an dieſer Stelle den Voigt Geßler erlegte, erbaut wurde. Neben den vielen Reiſenden, welche die hohle Gaſſe und dann den unmittelbar daneben ſich erhebenden Rigi beſuchen, belebt auch der Transport der Waaren von dem einen See zum andern dieſe Straße; doch iſt derſelbe nicht ſo bedeutend, daß die früher projectirte Waſſerverbindung der beiden Seen mit Vortheil hätte ausgeführt werden können; daher wurde das Project wieder aufgegeben. (*Kocher.*)

IMMENSTAAD, Pfarrdorf im großherzogl. badiſchen Bezirksamte und der ſtandesherrlichen fürſtl. Fürſtenbergiſchen Grafſchaft Heiligenberg, 2¼ teutſche Meilen ſüdlich von dem Fürſtenbergiſchen Schloſſe und badiſchen Amtsſitze Heiligenberg, am Bodenſee und auf der Poſtſtraße von Meersburg nach Friedrichshafen und Lindau, mit dem Schlößchen und Hofgute Helmsdorf, das einen vortrefflichen Weinbau und eine ſehr gute Meierei hat, und mit 684 katholiſchen Einwohnern in 142 Familien, die von Wein- und Obſtbau, von Viehzucht und von der Schiffahrt auf dem Bodenſee leben. Der Ort war ehemals dreiherrlich: Fürſtenberg beſaß ein Drittel, ein anderes kam von der Reichsſtadt Überlingen an das fürſtliche Stift Einſiedeln, von dieſem an die Reichsabtei Weingarten, und endlich 1779 an Fürſtenberg. Das dritte Drittel war eine Beſitzung der Edeln von Helmsdorf, die ſich von dem ebenbezeichneten Hofe, ihrem Stammgute, nannten, kam von dieſen an die Grafen von Montfort, dann an die Teutſchordens-Commende Mainau, und 1783 ebenfalls an Fürſtenberg. (*Thms. Alfr. Leger.*)

IMMENSTADT, 1) ein Landgericht und Rentamt im bairiſchen Oberdonaukreiſe, mit 5¼ □M., auf welchen 12,000 Menſchen in 2483 Familien wohnen. 2) Ein Städtchen im gleichnamigen Landgerichte, zwiſchen der Iller und dem Alpſee, am Fuße der Allgaueralpen, und an der Straße von Kempten nach Sonthofen, vier Stunden von Lindau. Es umfaßt 159 Häuſer, 1000 Einwohner, ein Schloß, die Sitze des gleichnamigen Landgerichtes, Rentamtes und Zollamtes, Forſt- und Pfarramtes, einer Poſtexpedition und Salzfactorei, ein Waiſenhaus, ein Spital, ein Centralcapucinerkloſter, Waffen- und Nagelſchmieden, Jahr- und Viehmärkte, und Handel mit Leinwand nach Italien und Frankreich. Der Ort war ſonſt die Reſidenz der regierenden Grafen von Königseck-Rothenfels, und nachdem die Grafſchaft an Öſterreich verkauft worden, der Sitz eines Oberamtes. (*Eisenmann.*)

IMMENWOLF oder **IMMENFRESSER**, ein ſüdteutſcher Vogel, **Merops apiaster** ***Linn.***, ſ. **Merops**. (*Burmeister.*)

IMMER, 1) Zool., ſ. Imber. 2) Geogr., ein kleines zum heiligen Geiſtarchipel in Auſtralien gehöriges Eiland, unter 187° 15′ öſtl. Länge, nordöſtlich von der Inſel Tanna. (*R.*)

IMMERATH, Pfarrdorf mit 745 Einwohnern im Kreiſe Coblenz des königlich preußiſchen Regierungsbezirkes Aachen. (*Rauschenbusch.*)

Immergeten, ſ. Taufgesinnte.

IMMERGRÜN iſt der teutſche Name ſowol des Epheu's (Hedera Helix *L.*), als auch des Wintergrüns (Vinca minor *L.*). (*A. Sprengel.*)

Immerkuh, ſ. Inventarium.

IMMERSCHÖN oder **IMMORTELLE** werden viele Gewächſe genannt, deren ſaftarme Blumen ſich lange, ohne Form und Farbe zu verlieren, erhalten laſſen; namentlich aus den Gattungen: Gnaphalium, Elichrysum, Xeranthemum und Gomphrena. (*A. Sprengel.*)

IMMERSION bezeichnet in der Aſtronomie den Umſtand, wenn ein Stern oder Planet der Sonne ſo nahe ſteht, daß man ihn nicht ſehen kann, weil er durch ihre Strahlen verborgen wird.

Ferner bedeutet dieſer Ausdruck den Anfang einer Mondfinſterniß, d. h. den Moment, wenn der Mond in den Schatten der Erde tritt. Man ſpricht wol auch von einer Immerſion der Sonne, worunter man den Moment verſteht, wenn der Mond anfängt uns den Anblick der Sonne zu verbergen (vgl. d. Art. Mondfinsterniss und Sonnenfinsterniss). Noch häufiger wird dieſer Ausdruck von den Jupiterstrabanten gebraucht, und bezeichnet den Augenblick, wenn ſie in den Schatten dieſes Planeten treten. Der Immerſion iſt die Emerſion entgegengeſetzt und bedeutet den Augenblick, wenn der verdunkelte Körper wieder anfängt ſichtbar zu werden. Früher wurde die Beobachtung der Immerſion und Emerſion der Jupiterstrabanten faſt ausſchließlich zur Beſtimmung der Länge angewandt (ſ. d. Art. Länge). Jetzt bedient man ſich dieſer Methode ſeltener, weil die Beobachtung der Sternbedeckungen genauere Reſultate gibt. Man nennt auch Immerſion den Moment, wenn ein Fixſtern oder Planet von dem Monde oder einem andern Planeten bedeckt wird. (*Stern.*)

Immersor ſ. unt. Taufe.

IMMERTHAL, St.; **Imier**, Val St.; **Erguel**. Dieſe Namen werden oft als gleichbedeutend in politiſcher Beziehung gebraucht; in geographiſcher macht das St. Immerthal einen Theil des Erguels aus. Das ganze Erguel liegt im Jura und gehört jetzt zum Canton Bern. Das eigentliche St. Immerthal iſt ein ſtark bevölkertes Bergthal von ſechs Stunden Länge. Seine Richtung geht von Südweſt nach Nordoſt und Oſt. In ſeiner ganzen Länge fließt die im weſtlichſten Theile entſpringende Süze (Schüß), die ſich in den Bielerſee ergießt, und von welcher das Thal in frühern Zeiten den Namen Suſingerthal gehabt haben ſoll. In dem Zweige des Jura, durch welchen es von dem berniſchen Amte Nidau und von dem neuſchatelliſchen Val de Rüz getrennt wird, erhebt ſich der 4950 Fuß hohe Chaſſeral. Im Weſten grenzt er an das neuſchatelliſche Chaux-de-Fonds. Die nördliche Kette, welche der Sonnenberg heißt, trennt das Thal von dem berniſchen

Digitized by Google

Amte Saignelegier und dem Münſterthal. Durch dieſen Zweig des Jura iſt der berühmte Paß Pierre-Pertuis (ſ. dieſ. Art.) geſprengt, der aus dem St. Immerthal nach dem Münſterthal und nach Pruntrut führt. — Das Thal enthält von Weſten nach Oſten die Pfarrdörfer Renan, St. Imier, Courtelari, Corgemont und Sombeval, mit den Nebenorten Les Convers, Sonvillier, Villeret, Cormoret, Cortebert und Sonceboz. Alle dieſe Dörfer liegen auf der linken Seite der Süze, alſo auf der Nord- oder, wie es im Canton Bern heißt, auf der Sonnenſeite. Auf der Süd- oder Schattenſeite ſind nur einzelne Häuſer. Die Sonnenſeite heißt Droit, die Schattenſeite Envers. — Der Thalboden iſt für den Getreidebau von mittlerer Güte. Deſto ſchöner iſt die Wieſencultur, und die Viehweide auf den Bergen. Es wird theils Alpenwirthſchaft auf denſelben getrieben, theils eine große Menge Schlachtvieh dort gemäſtet, und dann wieder ausgeführt, ſowol Ochſen als Schafe. Es werden auch gute Pferde gezogen. Neben der Landwirthſchaft iſt dann die Fabrik-Induſtrie eine Hauptquelle des großen, im ganzen Thale und auf den Bergen verbreiteten Wohlſtandes, der ſich in den Wohnungen, im Hausgeräthe, der Lebensart und den Unternehmungen der Einwohner zeigt. Ein Hauptzweig dieſer Induſtrie iſt die Uhrmacherkunſt, die ſich aus dem Neuſchatelliſchen ſchon ſeit Langem hierher verbreitet hat, und eine Menge Hände beſchäftigt. Auch das Spitzenklöppeln iſt ſehr häufig. — Das eigentliche St. Immerthal endigt bei Sonceboz, in deſſen Nähe die Felſen von Süden und Norden her ganz nahe an einander treten. Die Senkung des Bodens wird bald bedeutend ſtärker, und die Süze, die durch das große Thal ziemlich ſanft gefloſſen war, wird hier wilder und bildet in der noch zur Pfarre Corgemont gehörigen Gegend Tourneboz mehre ſchöne Fälle. Wird indeſſen der Name St. Immerthal in politiſcher Bedeutung, und als gleichbedeutend mit Erguel gebraucht, ſo gehören nun auch noch die folgenden Theile dazu. — Durch eine enge Bergkluft, in deren Tiefe die Süze tobt, gelangt man wieder in ein kleines fruchtbares Thal, wo zuerſt das Dörfchen Hütte, dann das Pfarrdorf Pery (oder Büderich) erſcheint, wo die Früchte ſchon zehn Tage früher zur Reife gedeihen, als in dem höher liegenden St. Immerthal; nach Pery iſt auch das folgende Dorf Reuchenette kirchgenöſſig, welches noch am linken Ufer der Süze liegt, die aber hier eine ſüdliche Richtung erhält, und dann in das ehemalige Stadtgebiet von Biel eintritt. Der Erguel hingegen geht in öſtlicher Richtung durch ein ſteil anſteigendes Thal nach dem Pfarrdorfe Vauffelin (Füglisthal, wohin auch das Dorf Plagne (Plentſch) gehört; dann über den Berg nach Romont (Rothmund) und hinab nach Perles (Paterlen), Montmenil (Meiniſperg) und Reiben an die Aare. — Ferner gehören zum Erguel noch mehre bedeutende Orte, welche theils auf und an dem Sonnenberg, theils jenſeits zwiſchen demſelben und den ſogenannten Freibergen liegen. Sie ſind folgende: La Ferrere, welches nach Renan kirchgenöſſig iſt, eine ſehr zerſtreute Gemeinde von 1260 kunſtfleißigen und wohlhabenden Einwohnern, größtentheils Nachkommen von Auswanderern aus der zu Neuſchatel gehörigen Grafſchaft Valangin, die im 17. Jahrhundert ſich in dieſer Gegend anbauten. Die hier ſtark betriebene Uhrmacherkunſt iſt eine Hauptquelle ihres Reichthums. Ferner Vallenoſon, Clermont, La Chaux d'Abel; ebenfalls Orte, die durch Kunſtfleiß, beſonders in mechaniſchen Künſten, zu Wohlſtand gelangt ſind; das Thal Les Fontaines mit den zur Pfarre Tramelan gehörigen Orten Vacheries und La Pole, und das Thal Tramelan, welches die beträchtlichen Dörfer Tramelan dessus (Ober-Tremlingen), Tramelan dessous (Unter-Tremlingen) enthält. Nördlich von Tramelan iſt noch ein Nebenthal, welches die Orte Les Reuſálles, La Clef, La Chaux de Tramelan und Le Cereil enthält. Alle dieſe Orte nähren ſich theils von Land- und Alpenwirthſchaft, theils von den ſchon bezeichneten mechaniſchen Beſchäftigungen.

Die angeführten Orte gehören alle zum Erguel oder zum S. Immerthal in weiterer Bedeutung. Die Bevölkerung beträgt über 10,000 Seelen. Die Sprache iſt ein franzöſiſches Patois, mit Ausnahme der Dörfer Perles, Montmenil und Reiben, wo teutſch geſprochen wird. Jetzt gehört das ganze Erguel zu dem berneriſchen Amte Courtelari. Der Name kommt von einer, jetzt in Trümmer zerfallenden, Burg Erguel, auf einem Felſen über Sonvillier, wo ehemals die Voigte des Biſchofs von Baſel ihren Sitz hatten, der erſt um die Mitte des 18. Jahrhunderts nach Courtelari verlegt wurde. Der Name des Haupt- oder St. Immerthales wird von einem Local-Heiligen, St. Immer (St. Imier, Himmerius) abgeleitet, der, aus einem Dorfe in der Gegend von Pruntrut gebürtig, im ſiebenten Jahrhunderte in der Wildniß, wo jetzt St. Imier iſt, das Land angebaut haben ſoll. Die Legenden erzählen von einer Wallfahrt, die er nach Jeruſalem gemacht, von den Thaten, die er verrichtet, und wie er nach ſeiner Rückkehr, indem er einen Zweig in die Erde ſteckte, eine Heilquelle hervorgebracht habe. Später entſtand an dieſer Stelle ein Chorherrenſtift, das aber bei der Reformation aufgehoben wurde. Die Landeshoheit ſowol als die niedern Gerichte über das ganze Erguel beſaßen bis zu Ende des 18. Jahrhunderts die Biſchöfe von Baſel: das Mannſchaftsrecht hingegen gehörte der Stadt Biel; und die Einwohner mußten unter dem Panner von Biel zu Felde ziehen. Daher wurde dieſer Theil des biſchöflich baſelſchen Gebiets, ebenſo wie Orvin, das auch zum Panner von Biel gehörte, ferner Neuenſtadt, der Teſſenberg und das Münſterthal immer zur Schweiz gerechnet, indeſſen der nördlichere Theil des Biſthums zum teutſchen Reiche gerechnet wurde, im Anfange der franzöſiſchen Revolution an Frankreich kam, und erſt 1815 mit der Schweiz vereinigt wurde. Dieſes Verhältniß zu Biel war dem Erguel beſonders während des 30jährigen Krieges vom größten Nutzen, indem dadurch ſeine Neutralität erhalten wurde, zu einer Zeit, wo der zum teutſchen Reiche gehörige Theil des Biſthums bald durch franzöſiſche, bald durch kaiſerliche Truppen auf's Schrecklichſte erſchöpft wurde. — Zwar hatte Herzog Bernhard von Weimar 1637 nach einem mit den Einwohnern geſchloſſenen Vertrage das Erguel beſetzt. Allein 1639 bewirkten die Städte Zürich, Bern, Baſel und Schaffhauſen die Räumung des Landes. Die Einwohner

Digitized by Google

des Erguels erſcheinen wegen jenes Verhältniſſes auch bei allen Feldzügen der Eidgenoſſen, an welchen Biel vermöge ſeines Bündniſſes mit Bern, Freiburg und Solothurn Theil nahm; namentlich auch in dem burgundiſchen, dem Schwaben- und dem italieniſchen Kriege. Zwar erregte das verwickelte Verhältniß von Biel ſelbſt, das zwar ein zugewandter Ort der Eidgenoſſenſchaft war, aber in gewiſſen Beziehungen ſelbſt unter biſchöflich baſelſcher Hoheit ſtand, und die Beſtrebungen der Biſchöfe, ihre Gewalt auszudehnen, öftere und beſonders gegen Ende des 16. und im Anfange des 17. Jahrhunderts langwierige Streitigkeiten. Dennoch wurde durch den in manchen Punkten für Biel ungünſtigen Vergleich im J. 1610 das Mannſchaftsrecht neuerdings anerkannt. Nur gegen den Biſchof ſollte Biel und das Erguel den Eidgenoſſen nicht zuziehen dürfen. Vermöge dieſes Mannſchaftsrechtes ordnete die Stadt Biel im Erguel Alles an, was auf's Kriegsweſen Bezug hatte, gab dem Lande die Officiere, warb dort Soldaten für ſeine Truppen im franzöſiſchen Dienſte und geſtattete dem Biſchofe, als er um die Mitte des 18. Jahrhunderts ein Regiment im franzöſiſchen Sold errichtete, nur für diejenigen Compagnien Werbung im Erguel, deren Hauptleute Bürger der Stadt Biel waren. Ebendieſes Mannſchaftsrecht hat auch, nachdem die Reformation zu Biel geſiegt hatte, die Einführung und Behauptung derſelben gegen die wiederholten Umtriebe der Biſchöfe im ganzen Erguel befördert. Denn nach dem ſtaatsrechtlichen Begriffe der Eidgenoſſen gehörte das Religionsweſen zum Mannſchaftsrechte. — Als das franzöſiſche Directorium im J. 1797 den Angriff auf die Schweiz beſchloſſen hatte, wurde zuerſt durch plötzlichen Überfall, ohne Kriegserklärung, das ganze Erguel nebſt Biel beſetzt, um zum Voraus ſich dieſes wichtigen Eingangs in den Canton Bern zu verſichern. Es blieb bis zum pariſer Frieden mit Frankreich vereinigt, mußte dann aber wieder an die Schweiz abgetreten werden, und wurde 1815 dem Canton Bern einverleibt. (*Escher.*)

IMMICHENHAIN (Ymmichenhagen, in alten Urkunden ab indagine, und im gemeinen Leben auch Haynchen genannt), ein 1173 (nach Gerſtenberger's Chronik) geſtiftetes, aber erſt im 13. Jahrhunderte urkundlich vorkommendes Auguſtinerkloſter (Anfangs Nonnen-, dann Mannskloſter) anderthalb Stunden von Neukirchen in der Grafſchaft Ziegenhain in Heſſen, welches zur Zeit der Reformation aufgehoben wurde. Das Dorf ſelbſt, worin dieſes Kloſter lag (nach der Zählung von 1830 mit 403 Einwohnern und 62 Häuſern, gehört zum Juſtizamte Neukirchen. (*Rommel.*)

IMMIG (Christoph), auch Imming geſchrieben, ward 1650 zu Leipzig geboren, ſtudirte daſelbſt, nachdem er die Thomasſchule beſucht, die Rechte, und begann ſeit 1680 als Advocat zu prakticiren. Später wendete er ſich in gleichem Berufe nach Dresden; und da er hier mit dem Stifter der Herrnhuter-Colonie, Grafen von Zinzendorf, näher bekannt ward und deſſen religiöſe Anſichten ihm gefielen, ſo trat er bei ihm als Privatſecretair in Dienſt, und lebte ſeitdem bis zu ſeinem Tode (3. Febr. 1728) zu Herrnhut in des Grafen Hauſe. Er war ein Mann von mannichfaltiger Gelehrſamkeit, wie ſeine, ſowol auf Mathematik und Theologie, als praktiſche Jurisprudenz ſich beziehenden Schriften deutlich beweiſen; allein zugleich ein ziemlich hypochondriſcher Grübler, der ebenſo viel Vergnügen an der Zuſammenſtellung unvereinbarer Rechtsſätze fand, als an der innern Ausgleichung deſſen, was uns die vier Evangeliſten über die Geſchichte Chriſti aufbehalten haben*). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMISSIO, die Einweiſung oder Einſetzung namentlich in den Beſitz einer Sache (immissio in possessionem). In beſonderm juriſtiſchen Sinne ſpricht man hier von der immissio in bona, als Einweiſung in den Beſitz von Gegenſtänden, worauf die Anſprüche bisher ſtreitig waren; z. B. wenn damit die gerichtliche Übergabe der Güter eines Gemeinſchuldners an ſeine Gläubiger bezeichnet wird. Bei den Römern kam es dem Prätor zu, ſolche Einweiſungen in den Beſitz vorzunehmen. Die Wichtigkeit dieſes Befugniſſes zeigte ſich vorzüglich dann, wenn er aus Gründen der Billigkeit oder des Rechts ſich beſtimmt fand, denen, die nach dem Civilgeſetz kein Erbrecht hatten, ein ſolches zu verleihen, und ſie hiernach in den Beſitz der Erbſchaft einzuweiſen (bonorum possessio). Das ſummariſche Verfahren dabei half über die vielen Weitläufigkeiten der bürgerlichen Erbſchaftsklage (hereditatis petitio) hinweg; und daher wurde es ſpäterhin ſogar auch zum Beſten derer angewandt, die ſchon nach dem Civilrechte ein Erbrecht hatten (bonorum possessio utilis). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMOBILIAR-MASSE. So heißt im Concursproceß das in unbeweglichen Sachen beſtehende Vermögen des Gemeinſchuldners. Dabei verſteht man unter unbeweglichen Sachen nicht blos ſolche, die unbeweglich im eigentlichen Sinne ſind, d. h., die ohne Verletzung ihrer Subſtanz nicht von Ort zu Ort gebracht werden können, wie z. B. Stadt- und Landgrundſtücke, ſondern auch ſolche, die im juriſtiſchen Sinne den letztern gleich geachtet werden; wie unter andern nach ſächſiſchem ſowol als gemeinem Rechte Bibliotheken von bedeutenderem Umfange, vollſtändige Waarenlager, Buchhandlungen, Apotheken u. ſ. w. Die juriſtiſche Gleichachtung der letzteren Gattung von Sachen mit der erſtern ſtützt ſich dabei auf die gleichmäßige Sicherheit, welche beide Gattungen gewähren.

Außerdem gibt es aber auch noch beſondere Fälle, in denen, dem ausdrücklichen Willen der Geſetze nach, bewegliche Sachen den unbeweglichen vollkommen, das heißt hier, in Anſehung aller rechtlichen Wirkungen, gleichgeachtet werden. Nämlich I. Wenn eine an ſich bewegliche Sache mit einer unbeweglichen, entweder durch die Wirkung der Natur oder einer menſchlichen Handlung zufolge dergeſtalt zuſammenhängt, daß ſie einen Theil der letztern

*) In Adelung's Fortſetzung von Jöcher's Gelehrten-Lexikon. 2. Bd. (Leipzig 1787. 4.) Sp. 2280, befindet ſich ein vollſtändiges Verzeichniß von Immig's Schriften. Daß er übrigens auch in den letzten Lebensjahren die Jurisprudenz über der Theologie und Mathematik keineswegs ganz vergaß, beweiſt der dort mit aufgeführte, erſt zwei Jahre vor ſeinem Tode erſchienene Tractat unter dem Titel: Materiae concordantes ex universo jure. (Lips. 1726. 4.)

Digitized by Google

ausmacht. So werden z. B. Bäume und Pflanzen, inſofern ſie Wurzeln geſchlagen, ferner Gewächſe und Früchte, die noch nicht abgenommen ſind, wegen ihres Zuſammenhangs mit dem Grundſtücke, worauf ſie ſtehen, für einen Theil deſſelben, und alſo auch für unbeweglich gehalten. Ebendies wird auch angenommen, ſobald eine bewegliche Sache einer unbeweglichen ſo feſt einverleibt iſt, daß ſie ſich ohne Schaden des Ganzen nicht wol trennen läßt; oder, wenn die feſtgemachte Sache zwar ohne Nachtheil abgeſondert werden kann, allein deren Befeſtigung zum beſtändigen Gebrauche eines Grundſtücks, nach deſſen eigentlicher Beſtimmung, dient. Aus dieſem Grunde rechnet man die Riegel und Schlöſſer an den Thüren; die Ziegel auf dem Dache; die eingemauerten Keſſel auf dem Küchenherde, inſofern ſie nur zum ökonomiſchen Gebrauche des Hauſes eingemauert ſind; die im Boden feſtgemachten zum wirthſchaftlichen Gebrauche des Grundſtücks dienenden Kornbehälter; die in einem Weinkeller oder Weinlager befindlichen größeren Weinfäſſer; die in einem Weinberge angebrachte Kelter u. ſ. w. zu dem Grundſtücke, in welchem dieſe Dinge befeſtigt ſind. Hieraus haben die Praktiker die Regel abgeleitet: „Alles, was Erd=, Wand=, Bau=, Mauer=, Nied= und Nagelfeſt in einem Grundſtücke iſt, muß für ein Zubehör deſſelben gehalten werden." Indeſſen iſt doch dieſe Regel nicht ganz ausreichend für das praktiſche Bedürfniß: beſonders weil die künſtliche Cohäſion allein die befeſtigte Sache noch nicht zu einem Theile des Ganzen macht, wenn nicht die Befeſtigung entweder zum ökonomiſchen Gebrauche des Grundſtückes ſelbſt, nach deſſen beſonderer Beſtimmung geſchah, oder wenn nicht wenigſtens, ſobald das letztere nicht der Fall iſt, aus der Lostrennung der befeſtigten Sache ein weſentlicher Nachtheil für das Ganze entſpringt. II. Auch alsdann werden bewegliche Sachen für unbewegliche im juriſtiſchen Sinne gehalten, wenn ſie nicht nur in der Abſicht angeſchafft oder gemacht worden ſind, daß ſie einer unbeweglichen Sache zum beſtändigen Gebrauche dienen ſollen, ſondern ſich auch wirklich zu dem Ende an dem Orte ihrer Beſtimmung befinden. Bewegliche Pertinenzſtücke dieſer Art erfodern keine Cohäſion, um für unbeweglich zu gelten.

Wie ſehr nun alle dieſe Begriffsbeſtimmungen bei der Frage nach dem Inbegriffe deſſen, was man beim Eintritt eines Concurſes „Immobiliarmaſſe" nennt, in Erwägung kommen, bedarf nicht erſt eines Beweiſes.

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMOBILIAR-VERMÖGEN. Der Inbegriff alles deſſen, was Jemand an unbeweglichem Gute beſitzt. Sind körperliche Sachen ſo beſchaffen, daß ſie ohne Beſchädigung oder Vernichtung ihrer Subſtanz nicht von einem Orte zum andern gebracht werden können, ſo nennt man ſie überhaupt unbewegliche Sachen, und ſobald man dieſe Sachen zu einem gewiſſen Werthe anſchlägt und als Gegenſtände des bürgerlichen Beſitzthums in Erwägung zieht, legt man ihnen den Charakter des Immobiliarvermögens bei. Namentlich kommt hierbei ihre Fähigkeit in Betrachtung, im gewöhnlichen bürgerlichen Verkehr aus einer Hand in die andere zu gehen, oder das, was die Römer: in commercio civili esse, oder noch eigentlicher in bonis esse, nannten. Die nähere juriſtiſche Anſicht über den relativen Begriff der Beweglichkeit und Unbeweglichkeit einzelner Gegenſtände iſt bei dem Artikel Immobiliarmaſſe (ſ. d. Art.) entwickelt. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMOBILIEN, unbewegliche Gegenſtände. Wenn man im Allgemeinen ſagt, unbewegliche Sachen ſind ſolche, die nicht ohne Beſchädigung oder Vernichtung ihrer Subſtanz von einem Orte zum andern gebracht werden können, ſo iſt damit für das juriſtiſche Bedürfniß, d. h. für das richtige Urtheil über die juriſtiſchen Beziehungen, in welchen Sachen ſtehen können, noch nicht genug gewonnen. Man muß vielmehr hinzufügen, daß der Grund, warum gewiſſe Sachen ihren Ort nicht ohne Nachtheil für ihre Eigenthümer ſelbſt ändern oder anders angewieſen erhalten können, theils in der Natur dieſer Sachen ſelbſt, theils außer ihnen in einer beſondern Vorſchrift der Geſetze liegt. Sachen von der erſteren Art nennt man unbewegliche im eigentlichen Sinne (res naturaliter immobiles), und ſie ſind wieder theils ſolche, die ihren Standort ganz und gar nicht verändern können, wie z. B. Äcker, Wieſen, Gärten, Weinberge, Wälder u. ſ. w., theils ſolche, die man nicht ohne Zerſtörung von ihrer Stelle bringen kann, wie z. B. Gebäude. Die Sachen der zweiten Art ſind dagegen zwar ihrer Natur nach beweglich, allein ſie werden nach der Vorſchrift der Geſetze ſo angeſehen, als ob ſie unbeweglich wären (res civiliter oder juris intellectu immobiles). Auch dieſe kann man aus einer doppelten Beziehung beurtheilen. Sie gelten nämlich theils in Anſehung jeder rechtlichen Wirkung für unbeweglich, theils nur in Anſehung einer einzelnen, beſondern rechtlichen Wirkung. Zu der letztern Gattung gehören unter andern die ſogenannten mobilia pretiosa der unter Vormundſchaft oder Curatel ſtehenden Perſonen; welche im Bezug auf das geſetzliche Veräußerungsverbot den wirklich unbeweglichen Gütern ſolcher Perſonen gleichgeachtet werden. Was ſonſt in dieſer Beziehung noch geſagt werden kann, iſt ſchon bei dem Art. Immobiliarmaſſe erinnert worden*). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Immodica donatio, ſ. unt. Schenkung.

Immortelle, ſ. Immerſchön.

IMMUNITÄT (Immunitas). A. Im Allgemeinen. Das Wort Immunität bezeichnet in der Rechtswiſſenſchaft überhaupt die Befreiung von der Obliegenheit, für einen Andern etwas zu leiſten, insbeſondere aber die Befreiung von der Leiſtung öffentlicher Dienſte und Abgaben, welche letztere in der mittleren Zeit vorzugsweiſe munera genannt zu werden pflegten. Die Güter des Königs und ſeiner nächſten Umgebungen genoſſen in Teutſchland ſchon in alten Zeiten dieſer Befreiung; ſie hing jedoch genau mit einem andern, noch älteren wichtigen Vorzugsrechte dieſer Güter zuſammen, welches ebenfalls immunitas genannt wurde: nämlich mit dem Rechte der Befreiung von der Gewalt der gewöhnlichen öffentlichen Gerichtsbeam-

*) Vgl. die akademiſche Abhandlung von Gottfr. Ludw. Mogen: Commentatio de vera ac genuina rerum mobilium et immobilium indole secundum diversa juris Romani et Germanici principia. (Gießen 1760. 4.)

Digitized by Google

ten, für die Zeit, wo der Herr des Gutes für die auf deſſen Territorium angeſeſſenen Unfreien zu Recht zu ſtehen verſprach; weshalb er von Zeit zu Zeit ſelbſt darin Gericht zu hegen pflegte, oder es durch beſondere Beauftragte hegen ließ. Vorzugsweiſe wurden die königlichen Domainen nach und nach häufig für geſchloſſene Bezirke erklärt, die darin wohnenden Unterthanen von der Gerichtsbarkeit des gewöhnlichen Richters ausgenommen, und ihnen eigene Bezirksrichter gegeben. Solche Bezirke nannte man dann im Gegenſatze zu den gewöhnlichen Ortſchaften auch ſelbſt **Immunitates**. Bei der zunehmenden Verwickelung der Rechtspflege und Höhe der Abgaben wurden dergleichen, auf dieſe beiden Verhältniſſe bezügliche Befreiungen immer wichtiger, und man fing bald an, ſie als Gnadenſachen bei den Regenten zu ſuchen. Die teutſchen Kaiſer ſchufen allmälig große Diſtricte als privilegirt in ſogenannte Reichsvoigteien um, wo die Gerichtsbarkeit nicht, wie gewöhnlich in älterer Zeit, durch Grafen, ſondern durch beſonders beſtellte kaiſerliche Voigte ausgeübt ward; und an das Gerichtsprivilegium ſchloß ſich dann meiſtens auch das Steuerprivilegium an. Daß beides ſo häufig der Fall war, muß beſonders dem Eifer zugeſchrieben werden, mit welchem die Geiſtlichkeit darauf bedacht war, ſowol Befreiung vom weltlichen Gerichtsſtande, als von den bürgerlichen Dienſten und Abgaben ſich zu verſchaffen. (S. gleich nachher den Art. immunitas ecclesiastica.) Die Laien ahmten hierin meiſtens nur das Beiſpiel des Klerus nach; und während die begehrlichen Wünſche des letztern häufig durch die eigene Frömmigkeit der Fürſten, oder auch durch ihre Bußfertigkeit unterſtützt wurden, lag in der Nothwendigkeit, ſich gegen dienſteifrige oder durch Macht und Anſehen ausgezeichnete Vaſallen gnädig zu beweiſen, für die Regenten ein ebenſo ſtarker Anlaß zur Ertheilung von Immunitätsprivilegien (ſ. d. Art.).

Die Steuerfreiheit der Rittergüter, welche von den ältern Staatsrechtslehrern gewöhnlich auch in dieſe Kategorie geſtellt wird, iſt wenigſtens inſofern davon verſchieden, als ſie nicht von den Regenten, ſondern von den dadurch begünſtigten Gutsbeſitzern ſelbſt ihren Urſprung nahm. Denn dieſe gaben in den ältern Zeiten ihre Einwilligung zur Erhebung von Steuern nicht im Bezug auf ihre eigenen Güter, ſondern nur für ihre Unterthanen, nämlich für die Bauern auf ihrem Territorium und für die einzelnen Bewohner der von ihrer Grundherrlichkeit abhängigen Städte, ſodaß ſie dabei die Verſchonung ihrer eigenen Güter mit ſolchen Leiſtungen zur Bedingung zu machen pflegten. Ihre perſönliche Thätigkeit im Lehnskriegsdienſte gab den gewöhnlichen Anlaß für die Behauptung dieſes Vorzugsrechts; namentlich in Verbindung mit dem Befugniſſe der Grundherrlichkeit.

B. Kirchliche Immunität (immunitas ecclesiastica) iſt der Inbegriff aller, den Kirchen, ſowie ihren Dienern und Gütern zuſtändigen Vorzugsrechte, im Bezug auf die Befreiung derſelben von der Verbindlichkeit, die gewöhnlichen Staatslaſten und Staatsdienſte zu leiſten, und den weltlichen Gerichtsſtand anzuerkennen. Daß in der eigenthümlichen Stellung der Geiſtlichkeit, namentlich der chriſtlichen, zu den übrigen Staatsbürgern ſchon an ſich eine Auffoderung lag, ihr einige Bevorzugung von dieſer Art zuzugeſtehen, kann nicht geleugnet werden: allein ebenſo gewiß ſteht das hiſtoriſche Factum, daß die Geiſtlichkeit mit ebenſo viel Ehrgeiz als Habſucht die Ausdehnung dieſer Vorzugsrechte ſelbſt auf Koſten des allgemeinen Wohles geſucht habe: wobei ihr die von ihr ſelbſt meiſtens erſt hervorgerufene Bigotterie der Fürſten, und deren Abhängigkeit von dem gelehrten Monopol und Schriftthum des Klerus in der ältern Zeit trefflich zu ſtatten kam.

Schon der erſte chriſtliche Kaiſer, Conſtantin, machte mit dieſer unverhältnißmäßigen Begünſtigung der Geiſtlichkeit den Anfang. Während er Kirchen und Prieſter mit verſchwenderiſchen Geſchenken überhäufte, und ſeine Unterthanen zur Nachahmung einlud, indem er ihnen erlaubte, von ihren Gütern an die Kirchen und den Klerus einen beliebigen Theil zu vermachen, befreiete er zugleich die Geiſtlichkeit von den bürgerlichen Pflichten, und die Kirchengüter von den öffentlichen Abgaben[1]). Dieſe Privilegien wurden die Grundlage von verſchiedenen neueren unendlich wichtigeren, welche der ſpätere Aberglaube — zugleich mit der Entfernung von der apoſtoliſchen Zeit beſtändig im Zunehmen begriffen — dem Klerus bereitwillig zukommen ließ. Kaiſer Conſtantius befreiete die Geiſtlichen von der Abgabe des Hundertſten, den man für liegende Gründe bezahlte; von der Abgabe, die bei der Regierungsfeier der Kaiſer von den Kaufleuten erhoben ward (welchem Stande ſich ſchon viele Geiſtliche aus Habſucht zugeſellt hatten); von der Verpflichtung, Pferde und Wagen zu den öffentlichen Fuhren, und Mehl, Brod und Kohlen für die kaiſerliche Hofhaltung und die von ihr ausgeſendeten Beauftragten zu liefern; ja er dehnte dieſe Begünſtigungen ſogar auf ihre Weiber, Kinder und Sklaven aus; weil die meiſten Geiſtlichen damals noch, ſelbſt mit Einſchluß der Biſchöfe, verheirathet waren[2]). Natürlich wurden nun die Geiſtlichen ſchnell reich; da jedoch hiermit nur ihre Habſucht, nicht aber ihre Mildthätigkeit ſich ſteigerte, ſo legte ihnen Kaiſer Valentinian I. eine Beiſteuer für die Armen mit der Andeutung auf, daß es ihre beſondere Pflicht wäre, den Unglücklichen zu helfen[3]). Sogleich erhoben namentlich die Biſchöfe ein Geſchrei wider dieſes Geſetz, und klagten laut über das Unrecht, welches ihnen geſchehe, wenn die ihnen einmal verwilligten Privilegien widerrufen würden. Der bekannte Biſchof Gregor von Nazianz, welcher der dortigen Kirche damals vorſtand, hielt vor dem kaiſerlichen, mit Einrichtung der öffentlichen Abgaben zu Nazianz beauftragten Abgeordneten eine noch vorhandene Rede, worin er die Armen, die Geiſtlichkeit und die Philoſophen (ſo nannte er die Mönche!) ihm anempfahl: „Kein Band" — ſprach er dabei — „kein Band bindet ſie hienieden; ſie beſitzen kaum ihre Leiber; ſie ha-

---

1) Vgl. Const. 1 et 2. Cod. Theod. de Episcopis et Clericis. 2) Const. 10. Cod. Theod. eod. Const. 13 et 14. Cod. Theod. de extraord. Zur Beſchönigung wurde im Geſetze angeführt, es ſei gewiß (ſo wenig dies auch der Fall war), daß der Gewinn, welchen die Geiſtlichen aus ihren Waarenlagern zögen, zum Beſten der Armen diene. 3) Const. 9. Cod. Theod. de Episc. et Clericis.

Digitized by Google

ben Nichts für den Kaiſer; Alles gehört Gott, die Lobgeſänge, die Gebete, die Nachwachen, die Thränen; ihre Güter ſind keinem Angriffe bloßgeſtellt!" Eine Behauptung, die durch die entgegenſtehenden Angaben der Zeitgenoſſen hinreichend widerlegt wird! Auch iſt noch vom heiligen Baſilius ein Brief (Epiſt. 304) vorhanden, worin er einen Officier erſucht, die Mönche von den öffentlichen Abgaben zu befreien, weil ſie ſeiner Meinung nach ihre Güter nicht mehr beſäßen, ſondern ſie den Armen gegeben hätten, auch nicht mehr Beſitzer ihrer Körper wären, weil ſie dieſelben durch die Buße abzehrten! Angaben, die abermals erſt im rechten Lichte erſcheinen, wenn man damit die Ausſage des wahrheitliebenden Zoſimus vergleicht, welcher B. V. Cap. 23 ſeiner Geſchichte ganz offen ſagt, die Mönche hätten bereits unter Honorius und Arkadius faſt den ganzen Orient arm gemacht[4]).

Nichtsdeſtoweniger hörte der Kaiſer Honorius die Klagen der Geiſtlichkeit geneigteſt an, und entſchädigte ſie reichlich für das angebliche Unrecht, welches ſie durch jene Verordnungen erlitten. Durch ein Geſetz vom Jahre 412 n. Chr. beſtimmte er ausdrücklich, daß die Ländereien der Kirchen von „unangemeſſenen und außerordentlichen" Laſten frei ſein ſollten; ebenſo von der Pflicht zur Ausbeſſerung der Wege, zur Wiederherſtellung von Brücken, zum Transport der fiscaliſchen Sachen oder der Lebensmittel für die Truppen, und von der oben erwähnten Abgabe bei der Regierungsfeier der Kaiſer[5]).

Dieſe Geneigtheit der erſten chriſtlichen Kaiſer, dem Klerus auf alle Weiſe zu ungeſchmälertem Reichthume zu verhelfen, wurde von den höheren Geiſtlichen, die ſich am Hofe bald unentbehrlich machten, ſo gut zum Vortheile des ganzen Standes benutzt, daß wir uns nicht wundern dürfen, ſpäterhin den Klerus faſt überall mit ſo großer irdiſcher Macht ausgeſtattet zu ſehen. Wol aber mag das Erſtaunen erregen, daß die Regenten ſo ſpät erſt auf die großen politiſchen Nachtheile aufmerkſam wurden, die für das geſammte Volks- und Staatsleben aus dieſer Übermacht entſprangen[6]).

Die andere wichtige Begünſtigung der Geiſtlichkeit, welche einen weſentlichen Beſtandtheil der **immunitas ecclesiastica** ausmachte, bezog ſich auf die ihnen verwilligte eigene Gerichtsbarkeit. Hier war es auch wieder Kaiſer Honorius, welcher zuerſt in eben dem Jahre (412 n. Chr.) den Biſchöfen eine eigene Jurisdiction gab, und beſtimmte, alle Geiſtlichen und Prieſter ſollten nur vor den Biſchöfen belangt werden können; jeder Ankläger ohne Unterſchied ſolle für ehrlos gelten, wenn er ſeine Klagen gegen die Geiſtlichen nicht beweiſe, und die öffentlichen Unterſuchungen darüber ſollten von den Biſchöfen ſchriftlich und actenmäßig geführt werden. Zwar erklärte Honorius gleichzeitig auch, dieſe Verordnung ſolle nur von Sachen gemeint ſein, welche die Religion beträfen; wobei er der weltlichen Juſtiz die Unterſuchung über öffentliche Verbrechen, ſelbſt gegen die Biſchöfe, vorbehielt: allein ſchon Juſtinian gab den Biſchöfen die Gerichtsbarkeit über die Kleriſei auch in weltlichen Sachen[7]).

Nach dieſen Vorgängen fiel es der Geiſtlichkeit nicht ſchwer, ihre doppelte Immunität immer mehr zu erweitern, ſich als eximirten Stand in jeder Beziehung geltend zu machen, und ſelbſt die Angelegenheiten der Laien unter dem Vorwande der **connexitas causarum** vor ihre geiſtliche Gerichtsbarkeit zu ziehen: was der letztern bald ein überwiegendes Anſehen im allgemeinen Rechtsverkehr verſchaffen mußte; ſowie es auch weſentlich dazu beitrug, die überwiegende Auctorität des kanoniſchen Rechts beim gerichtlichen Verfahren zu befördern, und unſerem Civil- und Criminalproceß die jetzt übliche Form zu geben[8]).

---

4) Seine Worte lauten a. a. O. in der Überſetzung des Leunclavius folgendermaßen: „Plane intercepta fuit Christianorum ecclesia ab iis, qui Monachi vocantur (*ἀπείληπτο ἡ τῶν χριστιανῶν ἐκκλησία ὑπὸ τῶν λεγομένων μοναχῶν*). Hi legitimis nuptiis abstinent, et tam in urbibus, quam vicis populosa collegia complent hominibus non maritatis, nec ad bellum, nec alium reipublicae necessarium usum idoneis: nisi quod via quadam progressi, ab eo tempore in hunc usque diem magnam agrorum partem ad se transtulerunt, et sub praetextu quasi cum pauperibus omnia communicent, omnes, prope dixerim, ad inopiam redegerunt."

5) Vgl. Const. 40. de Episcopis et Clericis. Const. 6 de sacrosanctis Ecclesiis. Cod. Theodos. Blos die gewöhnliche Grundſteuer, die man ihres hergebrachten regelmäßigen Beſtehens wegen illatio canonica nannte, mußten nach dieſen Geſetzen die Geiſtlichen auch von ihrem Grundeigenthume zahlen; und doch arbeiteten ſie zeitig genug dahin, ſich vom derſelben wieder zu befreien, was ihnen um ſo leichter gelang, je beſſer ſie es verſtanden, ſich ſtets arm zu ſtellen.

6) Niemand hat dieſe Nachtheile ſchärfer gezeichnet, als der geiſtvolle Agrippa von Nettesheim in ſeiner bekannten Schrift: De incertitudine et vanitate scientiarum (Francof. ad M. 1544.), wo er unter andern im 92. Capitel bei Erwähnung der Art und Weiſe, in welcher das kanoniſche Recht dieſem falſchen Streben der Geiſtlichen Vorſchub geleiſtet, ausdrücklich ſagt: „A jure civili demanavit jus canonicum seu pontificium, quod plerisque sacrosanctissimum videri posset, tam *ingeniosae avaritiae* praecepta ad rapiendi formulas specie pietatis adumbrat; cum tamen paucissima in eo statuantur ad pietatem, religionem ac Dei cultum sacramentorumque ritus spectantia; taceo, quod nonnulla Dei verbo contraria aut repugnantia" u. ſ. w., und einige Zeilen nachher: „Ex Pontificum Canonibus et Decretis didicimus, Christi patrimonium esse regna, castra, donationes, fundationes, allodia, opes ac possessiones; Sacerdotium Christi Ecclesiaeque Primatum esse imperium, regnum; gladium Christi esse jurisdictionem ac potestatem temporalem; petram Ecclesiae esse personam Pontificis; et bona ecclesiae esse non modo doctrinam evangelicam, ardorem fidei, contemtum mundi, sed vectigalia, decimas, oblationes, collectas, purpuram, mitra, aurum, argentum, gemmas, praedia, pecunias, potestatem" u. ſ. w.

7) Vgl. Const. 23. Cod. Theod. de Episcopis et Clericis und Const. 29. Cod. Justin. Die Geiſtlichen ſelbſt haben zwar hier und da verſucht, ihrer beſondern Gerichtsbarkeit einen noch ältern geſetzlichen Urſprung beizulegen; allein vergebens. So hat z. B. Gratian in ſein Decret (C. XI. qu. I. c. 5) ein angebliches Geſetz der Kaiſer Valentinian, Theodoſius und Arkadius eingerückt, welches beweiſen ſoll, daß dieſe Kaiſer den Biſchöfen eben die Jurisdiction gegeben haben, die ſie doch erſt durch und ſeit Juſtinian erhielten: allein Gratian hat nach ſeiner Gewohnheit dieſes Geſetz verſtümmelt und verfälſcht; wie ſich ſogleich zeigt, wenn man deſſen wahren Inhalt in der Const. 10. Cod. Theod. de Episcopor. jud. aufſucht.

8) Vgl. hierzu die Schrift von Johann Strauch: De origine, libris, nec non auctoritate juris canonici (Jenae 1673. 4.); ferner die Abhandlung von Kaspar Ziegler: De origine et incrementis juris canonici (Jenae 1745. 4.); beſonders aber die Diſſertation von Bruno Schilling: De ori-

Digitized by Google

Erſt allmälig überzeugten ſich die Regierungen von der Schädlichkeit der ſo ausgedehnten, geiſtlichen Immunität; beſonders, nachdem durch die Vorgänge der Lutheriſchen Reformation der praktiſche Beweis davon geliefert worden war, daß ein wohlgeordnetes Kirchenthum recht gut ohne ſo große Privilegien in weltlichen Dingen beſtehen könne. Seitdem fingen auch ſelbſt die neuern katholiſchen Kanoniſten an, dem Staate ein Beſchränkungsrecht in dieſer Rückſicht einzuräumen, und ihm das Befugniß zur Abgabenerhebung von den geiſtlichen Gütern zu gewähren. Doch hängt das poſitive Recht in dieſer Beziehung in den einzelnen europäiſchen Staaten ſehr von beſondern Vereinbarungen, Verträgen, herkömmlichen Verwilligungen u. dgl. ab, es läßt ſich daher nicht unter eine allgemeine Regel bringen.

Ob man übrigens gut daran gethan, daß man in einigen proteſtantiſchen Ländern die ſeit der Reformation beſtehende „Conſiſtorialverfaſſung" mit ihren Vorzugsrechten für die Geiſtlichkeit ſofort aufhob, darüber darf jeder, welcher einſieht, wie wenig rathſam es ſei, den Geiſtlichen „alle" Immunitäten zu entziehen, gerechte Zweifel hegen. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMMUNITÄTS-PRIVILEGIEN. Im Mittelalter erhielten die Biſchöfe und Äbte häufig von den Königen dergleichen Privilegien. Vermöge derſelben wurde alle Gewalt der königlichen Richter, in Anſehung der Kirchengüter, aufgehoben, und die darauf anſäſſigen Leute ſtanden in Gerichtsſachen nicht mehr unter ihnen, ſondern unter ihren Biſchöfen und Äbten, welche die Gerichtsbarkeit durch ſich ſelbſt oder ihre Voigte (Advocatos) ausübten. Inſonderheit wird den Richtern unterſagt, *keine Fried- oder Wehrgelder (freda) mehr von den Leuten der Kirche zu fodern.* Vermöge dieſer Immunität wurde auch den Kirchen geſchenkt, was nur immer an Zinſen, oder auf irgend eine andere Weiſe, der Fiscus von den freien Leuten ſowol, als den Knechten, die auf den Kirchengütern anſäſſig waren, zu fodern hatte. Endlich ſollen auch die Leute der Kirche nicht gehalten ſein, den königlichen Richtern oder Beamten Obdach (mansiones), Atzung oder freie Zehrung (paratas) und Vorſpann (paravedos) zu geben. Dieſes war noch ein trauriger Überreſt aus der römiſchen Kaiſerperiode, wodurch die Unterthanen ſehr beſchwert wurden. Die Biſchöfe und Äbte ſuchten daher die Kirchen und ihre Leute ſobald als möglich von dieſer Laſt zu befreien. Die Chartularien der trierſchen Kirchen enthalten mehre Immunitätsprivilegien, z. B. vom Könige Pipin in den Jahren 761, 763, von Karl dem Großen in den Jahren 773, 775, von Ludwig dem Frommen im J. 816, von Zwentebold, König von Lothringen, in den Jahren 898, 899 ꝛc. (*Wyttenbach.*)

IMNAU, kleines Dorf im Fürſtenthume Hohenzollern-Sigmaringen, an der Eyach, einem Seitenflüßchen des Neckars, im Oberamte Haigerloch, eine kleine Meile von der Stadt Haigerloch, im ſogenannten ſigmaringiſchen Unterlande, an den nördlichen Vorterraſſen der rauhen Alp, in einer mittlern Höhe von 1400 Fuß, nahe an der würtembergiſchen Grenze gelegen, mit ungefähr 500 Einwohnern und einem edeln, alkaliſch-erdigen Stahlwaſſer, deſſen obere Quelle von Kielmeyer, die untere von Klaproth chemiſch unterſucht worden iſt, und große Ähnlichkeit mit den Waſſern von Schwalbach und Spaa hat. Die untere Quelle hat Jahrhunderte lang ihre vorzügliche Heilkraft im Stillen bewährt; ſeit 40 Jahren iſt auch die Badeeinrichtung und der Gaſthof auf den Fuß beſuchter Bäder eingerichtet worden. Die ſpäter entdeckte obere Quelle, die Fürſtenquelle benannt, wird vorzugsweiſe zum Trinken benutzt. Sie liegt am öſtlichen Ende des Badegartens, 400 Schritte von der untern Quelle entfernt. Beide ſind mit niedlichen Häuschen gedeckt und durch Baumalleen verbunden. Das eigentliche Badehaus ſteht weſtlich vom Gaſthofe. Es iſt zu bedauern, daß dieſer Curort, der ſchlechten Wege halber, von Fahrenden nur durch Umwege beſucht werden kann, wenn nicht die neueſte Zeit, welche in der Cultur dieſer Gegenden raſch vorſchreitet, auch hier ſchon das Nöthige gethan hat. Vgl. Wanderungen durch Schwaben ꝛc., von Guſtav Schwab ꝛc. (Leipzig). S. 139. (*Fr. Thon.*)

Imoglin, Inſel im aſiatiſchen Rußland, ſ. Gwosdewy oder Nelkeninſeln.

IMOLA. A. Geographie. 1) Eine in der vormaligen Romagna, der jetzigen zum Kirchenſtaate gehörenden Delegation Ravenna, unter 44° 21′ 32″ der Länge und 29° 21′ 15″ der Br. liegende Stadt Italiens. Sie befindet ſich auf einer kleinen Inſel, welche der Santerno bildet, in einer fruchtbaren Ebene, umgeben von einem Pappelwalde, und wird für das Forum Cornelii oder Forum Cornelium der Römer gehalten. (Vgl. über dieſe alte Stadt unt. d. Art. Sulla.) Nach Paul Warnefrid[1]) beſaß ſie ein Caſtell, Namens Imola, von welchem ſie allmälig ſelbſt ſo genannt wurde, mit Beiſeitſetzung der frühern Bezeichnung. Dies war um ſo natürlicher, nachdem der Ort durch Eroberung unter dem römiſchen Feldherrn Narſes bedeutend gelitten hatte[2]), und erſt durch ſeine Feſtung eine höhere Bedeutung erhielt. Zum Kirchenſtaate kam derſelbe unter dem Papſte Alexander IV., wo ihn Cäſar Borgia einnahm. Imola iſt Sitz eines Biſchofs, welcher dem Erzbiſchofe von Ravenna untergeordnet, hat ein altes Schloß, außer der Kathedrale 15 Pfarrkirchen, 17 Klöſter, ein Collegium, eine Akademie, bekannt unter dem Namen der Industriosi, und wird von Mauern, Thürmen und Gräben geſchützt. Die Zahl der Einwohner beträgt etwa 9000, welche ſich hauptſächlich vom Weinbau nähren. Auch bereitet man zu Imola vielen Weinſtein, im Handel unter dem Namen Tartaro di Bologna bekannt. Bemerkenswerth iſt Imola auch als Geburtsort des Dichters Zappi und einiger Maler, welche davon benannt wurden. (*R.*)

gine jurisdictionis ecclesiasticae in causis civilibus (Lips. 1825. 4.) und in Bezug auf das Criminalrecht die beiden Abhandlungen von Karl Auguſt Tittmann: De causis auctoritatis juris canonici in jure criminali germanico. Dissert. I et II. (Lips. 1798. 4.)

1) De Gestis Longob. L. II. c. 18. 2) *Procopius*, De bell. Goth. L. II. c. 19.

2) Ein mehren adeligen Familien gehöriges Dorf im putnoker Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der gömörer Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Donau Oberungarns, in der Nähe der tornaer Comitatsgrenze, im höhern Gebirge, an einem in den Sajó ſich ergießenden Bache gelegen, nur ungefähr eine halbe Meile von dem Hauptrücken der Sylva Cſellény entfernt, mit 87 Häuſern, 672 magyariſchen Einwohnern, welche von Feldbau und von der Landwirthſchaft überhaupt leben, und mit Ausnahme von 42 Katholiken ſämmtlich Reformirte ſind, einem eigenen Bethauſe der evangeliſchen helvetiſchen Confeſſion und einem Wirthshauſe. In der Nähe wird auch Frauenglas gegraben. *(G. F. Schreiner.)*

B. Biographie. 1) **Francesco da Imola**, welcher eigentlich Bandinelli [1]) hieß, Schüler des Francia, wird auch von Malvaſia in ſeinem Werke über die bologneſiſchen Künſtler genannt.

2) **Gaspero da I.**, wird noch von Lanzi als ein Maler angeführt, der in Ravenna gegen 1521 lebte.

3) **Innocenz da I.**, oder **Francescei**, ein berühmter bologneſiſcher Künſtler aus der Schule des Franceſco Francia oder Raibolini (nach Vaſari auch Schüler des herrlichen, nur zu wenig gekannten Malers Albertinelli) [2]), geboren zu Imola 1490, geſtorben gegen 1542, 58 Jahre alt. Seine frühern Arbeiten huldigen nach Vaſari's Urtheile ſehr dem Geſchmacke der frühern Florentiner oder der Quatrocentiſten [3]). Später erhielten ſeine Werke jedoch durch den Einfluß des Francia und des Rafael Sanzio eine freiere Bewegung. Daneben hat die Zeichnung edlen Anſtand in den äußern Formen und erhabenen Ausdruck in den Köpfen, ſowie ſeelenvolle Lieblichkeit. In vielen ſeiner größern Gemälde, beſonders der Altarbilder, hatte Innocenz die Sitte, die heiligen Jungfrauen in dem Charakter des Fra Bartolomeo und des Andrea del Sarto zu formen. Überhaupt ſpricht ſich ein eigenthümlicher Geiſt in ſeinen Werken aus, da er zugleich, wie an dem großen Gemälde im Dome zu Faenza und in einem andern, dem Prinzen Ercolani gehörenden zu ſehen iſt, ein tüchtiger Architekturmaler, meiſt im antiken Geſchmacke, war. In der Landſchaft wußte er, wie einige Gemälde, hauptſächlich bei den Obſervanten in Peſaro, deutlich lehren, einen herrlichen Ton der Perſpective und der allgemeinen Haltung zu treffen. Hierin war er für jene Periode dem Lenardo da Vinci gleich, welcher auch die Landſchaft mit den Figuren in ſchöne Harmonie zu bringen verſtand. Er malte auch mehre hiſtoriſche Gemälde in kleinem Maßſtabe. Eine Anbetung der Hirten in San Giacomo zu Bologna hat ungemein viel Liebliches und außerordentlich viel Rafael'ſches, weshalb ihn Manche für einen Schüler jenes Meiſters gehalten haben [4]). In dem berühmten Kloſter San Michele di Bosco bei Bologna, wo die herrlichen Werke des Lodovico Carracci ſind, befanden ſich auch mehre Arbeiten von Innocenz da Imola, die, mit denen von Faenza verglichen, zeigen, was er leiſtete, und den Beweis liefern, daß er für Bologna und andere nahe Städte viel gemalt hatte. Verſchiedene Kunſtrichter haben mehre der Kunſtwerke Imola's aus den genannten Orten, denen von Franceſco Francia und Bagnacavallo vorgezogen. Der Künſtler war übrigens nach der von ihm gegebenen Schilderung von äußerſt ruhigem Charakter, welcher ſich auch durchaus in ſeinen Compoſitionen ausdrückt. Die Originalzeichnungen Imola's gehören in den öffentlichen Sammlungen zu großen Seltenheiten; ſie ſind leicht, obſchon mit einer gewiſſen Vollendung mit dem Pinſel in Biſter entworfen, und bilden ein ſchönes Ganze. Die mit den Kupferſtichſalon vereinigte königl. ſächſ. Handzeichnungſammlung in Dresden beſitzt eine Biſterzeichnung von ihm: Maria von einer Engelsglorie umgeben, welche wegen der reichſten Zuſammenſtellung und des lieblichſten Ausdrucks als vorzüglich zu nennen iſt. *(Frenzel.)*

IMÖLY und IMELY, eine dem graner Erzbiſthume gehöriges großes Dorf im udvárder Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der komorner Geſpanſchaft, im Kreiſe jenſeit der Theiß Niederungarns, in der obern oder kleinern ungariſchen Ebene, nahe dem linken Ufer des Neitrafluſſes gelegen, zwei teutſche Meilen nordwärts von der Stadt und Feſtung Komorn entfernt, mit 158 Häuſern, 1079 ſlowakiſchen und magyariſchen Einwohnern, welche 888 Katholiken und 191 Evangeliſche helvetiſcher Confeſſion unter ſich zählen, einer eigenen im J. 1787 errichteten katholiſchen Pfarre, welche zum udvárder Vice-Archidiakonatsdiſtricte des graner Erzbiſthums gehört, unter dem Patronate des Erzbiſchofs von Gran ſteht, und im J. 1834 990 katholiſche Pfarrkinder zählte, einer katholiſchen Kirche und einer Schule. Die Einwohner nähren ſich vom Feldbaue. *(G. F. Schreiner.)*

IMOSCHI oder IMOSKI, 1) einer der zehn Diſtricte im Kreiſe von Spalato des Königreichs Dalmatien, mit einer politiſch-gerichtlichen Prätur der erſten Claſſe an der Spitze, welche ihren Sitz in dem Markte Imoſchi (Capo luogo del distretto) hat; er umfaßt einen Flächenraum von eilf öſterr. □Meilen, mit einer Volksmenge (1834) von 18,105 Seelen; doch befindet ſich in dieſem Diſtricte eine einzige Gemeinde (Commune), nämlich der Hauptort des Diſtricts. Dieſer Diſtrict grenzt an die Türkei, wird von dem Verlicafluſſe durchfloſſen, und iſt voll hoher Gebirge. 2) Ein kleiner, befeſtigter, aber volkreicher Marktflecken, Hauptort des nach ihm benannten Diſtrictes, folglich unter der Prätur gleiches Namens ſtehend, unfern von der türkiſchen Grenze, ober dem Berge Pode, zwiſchen hohen Gebirgen, an der nach Makarska führenden Poſt- und türkiſchen Karavanenſtraße liegend, eine halbe öſterr. Meile vom Fluſſe Verlica und gegen 35 Meilen von Zara, der Provinzial-Hauptſtadt, entfernt, mit 770 Einwohnern, unter denen

1) Aber nicht mit Baccio Bandinelli, dem Florentiner, zu verwechſeln iſt. 2) Da er mit dieſem einige Zeit in Florenz arbeitete. 3) Ein Ausdruck, der in der neuern Zeit bei Darlegung der ältern Kunſterzeugniſſe, beſonders der florentiner Meiſter, ſehr gebräuchlich geworden. 4) Es iſt ſehr erfreulich zu ſehen, wie viele größere und achtbare Talente jener blüthenreichen Kunſtepoche dem Geiſte Rafael's nachſtrebten, ſodaß mehre ihrer hinterlaſſenen Werke oft unerkannt und ohne Löſung der Zweifel, unbedingt in ſpäterer Zeit für Werke des großen Meiſters gehalten wurden.

Digitized by Google

ſich auch ein eigens angeſtellter Diſtrictschirurg befindet, einer eigenen Podesteria, einer Pfarre, Kirche und Elementarſchule; einem alten Caſtell, das von den Spaniern erbaut wurde, als ſie Alliirte von Venedig waren; einem Franziskanerkloſter; einer Wohlthätigkeitscommiſſion und Anſtalt; einem Mauth- und Steuereinnehmeramte; einem Raſtelle für den Handel mit türkiſchem Vieh und andern Producten, und einem Sicherheitswachcommando, deſſen plattes Land hart an die Türkei grenzt. Imoſchi (borgata) iſt der Sitz einer politiſch-judiciellen Prätur. (*G. F. Schreiner.*)

IMOTIZZA, eine Hauptgemeinde (Commune) und Dorf im Diſtricte Slano des Kreiſes Raguſa im Königreiche Dalmatien, in der Nähe der Dörfer Topolo und Oſglie gelegen, 2¼ Meilen von Stagno entfernt, mit einer eigenen Pfarre und Kirche, einer Schrankenmauth, einem Militaircommando und einem Sanitätscordon. Die ganze Umgegend iſt durchaus gebirgig, und der Boden trocken und felſig, welcher dem Anbaue bedeutende Hinderniſſe in den Weg legt. (*G. F. Schreiner.*)

IMPANATIO, bisweilen Assumtio, heißt in der Kirche diejenige Anſicht, nach welcher zwar die reale Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti im Abendmahle zugegeben, aber nicht als eine Folge der Transſubſtantiation, ſondern der ſubſtantiellen Verbindung des Leibes und Blutes Chriſti mit den Abendmahlselementen gedacht wird. Mochten auch vielleicht ſchon frühere Kirchenlehrer zur Zeit, als die Vorſtellungen über das Abendmahl noch nicht genauer firirt waren, ähnliche Meinungen hegen, ſo findet ſich doch der Ausdruck *impanari* zuerſt ungefähr in der Zeit von 1073—1077. Berengar von Tours nämlich hatte bekanntlich die Lehre des Paſchaſius Radbertus von einer ſubſtantiellen Brodverwandlung verworfen, wol aber eine höhere geiſtige Verwandlung der Abendmahlselemente in den überirdiſchen, nur für den Glauben gegenwärtigen, Chriſtus zugegeben [1]). Dagegen führt Guitmund, Biſchof von Averſa, ein heftiger Gegner Berengar's, im erſten Buche ſeiner Schrift de corporis et sanguinis Christi veritate in eucharistia (Bibl. P. P. max. Lugd. T. XVIII. p. 441) verſchiedene Meinungen der Schüler jenes Mannes an, und unter ihnen auch folgende: Alii vero rectis ecclesiae rationibus cedentes, nec tamen a stultitia recedentes, ut quasi aliquo modo nobiscum esse videantur, dicunt: ibi corpus et sanguinem domini revera, sed latenter contineri et ut sumi possint quodam modo (ut ita dixerim) *impanari*. Et hanc ipsius Berengarii subtiliorem sententiam esse ajunt. Man ſieht aus dieſen Worten nicht nur, daß der katholiſche Eiferer die Impanationstheorie milder beurtheilte, als andere abweichende Anſichten, ſondern auch, daß er wol zuerſt das Wort *impanari* gebrauchte, indem aus dem Beiſatze, ut ita dixerim, hervorzugehen ſcheint, daß es bis dahin noch nicht gebraucht worden ſei.

War nun dieſe Impanationstheorie, wie ſie Guitmund als die einiger Berengarier referirt, noch höchſt unbeſtimmt ausgedrückt, ſo ſuchten ſpätere ihr zugethane Theologen ſie genauer zu beſtimmen und zur Klarheit des Begriffs zu erheben, zu welchem Zwecke ſie ſich beſonders des Dogma's von der Incarnation als Analogie bedienten, ohne zu bedenken, daß hiermit die Frage nach dem Wie der realen Gegenwart des Leibes und Blutes Chriſti nur weiter hinausgeſchoben wurde, indem ja die Vereinigung der beiden Naturen in der Perſon des Erlöſers ſelbſt als Geheimniß galt. Der erſte dieſer Theologen war Rupert von Duyz (Rupertus Tuitiensis, † 1135). Er lehrte [2]): Daß Leib und Blut Chriſti im Abendmahle gegenwärtig ſeien, geſchehe in Folge der Wirkſamkeit des heiligen Geiſtes. Gleichwie dieſer dereinſt die menſchliche Natur des Erlöſers nicht zerſtört, ſondern deren Vereinigung mit der göttlichen Natur bewirkt habe, ſodaß jene von dieſer angenommen worden ſei, gleichwie ferner die göttliche Natur nicht in die menſchliche verwandelt worden ſei, ſondern die letztere angenommen habe: ganz daſſelbe Verhältniß finde auch im Abendmahle zwiſchen deſſen Elementen und Leib und Blut Chriſti ſtatt. (Daher auch der Ausdruck Assumtio = Impanatio.) Brod und Wein werden nicht in Leib und Blut Chriſti verwandelt, ſondern ſie nehmen auf unſichtbare Weiſe die göttliche und menſchliche Subſtanz Chriſti in ſich auf [3]). Dieſe Meinung fand ſchon damals an einem Zeitgenoſſen, dem Presbyter Alger von Lüttich, nachherigem Cluniacenſermönch [4]), einen Gegner, der ſie eine neue Ketzerei nannte; ſpäterhin wurde ſie auch von Bellarmin ausdrücklich für ketzeriſch erklärt [5]).

Mit noch größerer, ſcholaſtiſcher Spitzfindigkeit entwickelte dieſelbe Anſicht auch Johann von Paris, ein Dominikanermönch († 1306), in ſeiner Schrift: Determinatio Fr. Jo. Parisiensis, Praedicatoris, de modo existendi corpus Christi in sacramento Altaris alio quam sit ille, quem tenet ecclesia (Ed. *P. Alix* [Lond. 1686]). Er beſtreitet darin ausdrücklich die Anſicht, welche er als die Berengariſche anſah, und welche der Neſtorianiſchen von den beiden Naturen in Chriſtus analog ſein würde, als ſei der Leib Chriſti ins Brod eingeſchloſſen und von demſelben „bedeckt,“ weil nach dieſer Anſicht keine Mittheilung der Eigenſchaften (communicatio idiomatum) zwiſchen dem Brode und Leibe Chriſti ſtattfinden würde und man gar nicht würde ſagen können: Panis est corpus Christi oder caro mea est vere cibus. Dagegen ſtellte Johann von Paris als mögliche

---

1) Vgl. Baumgarten-Cruſius, Dogmengeſch. S. 465.

2) ſ. deſſen Comment. in Exod. L. II. c. 10. (Opp. ed. Col. T. I. p. 267.) 3) Quomodo verbum a summo demissum caro factum est, *non mutatum* in carnem, sed *assumendo* carnem: sic panis et vinum, utrumque ab imo sublevatum, fit corpus et sanguis Christi, non mutatum in carnis saporem, sive in sanguinis horrorem, sed assumendo invisibiliter utriusque, divinae scilicet et humanae, quae in Christo est, *immortalis substantiae veritatem*. 4) In ſeiner Schrift: De corpore et sanguine Domini in der Bibl. patrr. max. T. XXI. Im Prologe zu dieſer Schrift gebraucht er von der in Rede ſtehenden Anſicht das Wort *impanari:* Alii dicunt, panem non solum sacramentum, sed *in pane Christum quasi impanatum*, sicut Deum in carne personaliter incarnatum. 5) De controversiis christianae fidei, T. II. L. III. c. 11 et 15.

richtigere Erklärung von der realen Gegenwart Chriſti im Abendmahle Folgendes auf: Da die Subſtanz des Leibes Chriſti und des Abendmahlsbrodes eine und dieſelbe Eigenſchaft der Körperlichkeit gemein haben, oder, da die Brodheit und ſpecielle Körperlichkeit nur Species der generellen Körperlichkeit ſeien: ſo könne auch eine ſo eigenthümliche (unzertrennliche und doch unvermiſchbare) Vereinigung beider ſtattfinden, wie die der göttlichen und menſchlichen Natur in der Perſon des Erlöſers. (Vgl. Johann's angeführte Schrift S. 86 und 102.)

Obſchon Johann von Paris im Eingange der genannten Schrift ſeine Anſicht nur als einen möglichen Verſuch, die Idee der realen Gegenwart Chriſti im Abendmahle zu begreifen, aufgeſtellt, und ſich ausdrücklich zum Widerrufe bereit erklärt, wenn die Kirche etwas Anderes lehre oder noch lehren werde; ungeachtet er ſich (a. a. O. S. 97) auf die Übereinſtimmung mit gleichzeitigen pariſer Theologen berufen und ungeachtet einer dieſer letzteren, Guido de Cluvigny, von Johann's Lehren erklärt hatte: quod si esset papa, confirmaret eam: ſo wurde er dennoch ſeines Lehramts entſetzt, und hatte mannichfache Anfechtungen zu erdulden, denen er nur durch den Tod entzogen wurde (ſ. den Art. Johann von Paris).

Auch Wilhelm Occam († 1347) war der Impanationstheorie nicht abgeneigt, indem ſie mit der Vernunft mehr übereinſtimme und alle die Schwierigkeiten vermeide, mit denen die kirchliche Annahme einer Trennung der Accidenzen von der Subſtanz der Abendmahlselemente nothwendig verbunden ſei, wagte aber deſſenungeachtet nicht, von der katholiſchen Lehre abzugehen, welche er aus einer beſondern, der Kirche zu Theil gewordenen Offenbarung ableitete [6]).

Dagegen darf die Meinung des Durandus von St. Pourcain nicht mit der bisher erörterten Theorie vermiſcht werden. Zwar nahm er mit den Anhängern der Impanation an, daß die Subſtanz des Brodes bleibe, ſuchte ſie aber mit der Kirchenlehre von der Verwandlung dadurch in Einklang zu bringen, daß er lehrte: Wie der Nahrungsſtoff durch die Kraft der Natur in die Subſtanz unſeres Leibes ſich verwandele, alſo das Abendmahlsbrod durch göttliche Kraft in die Subſtanz des Leibes Chriſti [7]).

Auch der Lutheriſchen Theorie von der Unio sacramentalis wurde ſeit ihrer Entſtehung, namentlich von Karlſtadt, ſpäterhin von den Katholiken und Reformirten, ſowol der Vorwurf der Impanations- oder Einbrödungslehre in dem Sinne, daß nach ihr eine Einſchließung des Leibes im Brode (inclusio localis), als auch der der Consubstantiatio gemacht, d. h., daß ihr zufolge eine Verſchmelzung zweier Subſtanzen zu Einer Maſſe gelehrt werde. Die Gegner beriefen ſich auf die in einem Lutheriſchen Kirchenliede vorkommenden Worte: „Verborgen im Brod ſo klein," hauptſächlich aber auf die bekannten, in der Formula Concordiae beſtätigten, Worte Luther's: *in*, *sub* et *cum* pane et vino, und entlehnten daher die Vorwürfe der Impanatio, suppanatio und companatio, ungeachtet ſich die Verfaſſer dieſes ſymboliſchen Buches nicht nur (p. 729 ed. *Reckenb.*) gegen die Deutung ihrer Lehre von der Unio sacram., als einer inclusio localis, ausdrücklich erklärten, ſondern auch (p. 729 ed. *Reckenb.*) von Leib und Blut Chriſti und den Abendmahlselementen als von zwei verſchiedenen Subſtanzen geredet hatten. Alle dieſe der Lutheriſchen Theorie gemachten Vorwürfe hat referirt und zu widerlegen geſucht Leonhard Fuſſenegger in ſeiner Diss. de impanatione et consubstantiatione (Jen. 1677) [8]).

Die Anhänger der Impanationslehre wurden auch bisweilen *Adessenarii* genannt [9]), wahrſcheinlich, weil ſie blos eine Gegenwart (Adesse) des Erlöſers im Abendmahle, nicht aber die Verwandelung, lehrten.
(*Wilibald Grimm.*)

IMPARATO oder **IMPERATO** (wie oft geſchrieben wird), 1) Francesco, geboren gegen 1520, blühte nach Lanzi (Vol. II. p. 335) gegen 1565. Er wird als ein Schüler des Titian betrachtet, obwol auch G. B. Lama und Giov. Filippo Criscuolo (welcher letztere lange in Rom arbeitete und Perin del Vaja's Schüler war) als ſeine Lehrer genannt werden. Wie ſich dies auch verhalten möge, Francesco Imparato iſt als ein glücklicher und trefflicher Nachahmer des Titianiſchen Styls bekannt, und gilt für die zweite Epoche der Neapolitaniſchen Schule als ein tüchtiger Meiſter. Als eins ſeiner Hauptwerke nennt man das Altargemälde in der Kirche Petri des Märtyrers zu Neapel, welches die Marter des Heiligen vorſtellt. Giov. Baptiſta Caracciuolo, Imparato's Schüler, hat davon eine ebenſo günſtige Schilderung gemacht.

2) Girolamo, der Sohn des Vorigen, ſtarb gegen 1620. Wegen ſeiner wirklich künſtleriſchen Verdienſte ſtand er überall in Anſehen; da er nach ſeinen Studien bei Francesco Curia in Neapel längere Zeit in Venedig zubrachte, und bei ſeinem Aufenthalte in Rom ſich die großen Meiſter zum Vorbilde nahm, ſo vereinigte er in ſich den Styl der römiſchen und der lombardiſch-venetianiſchen Schule auf die glücklichſte Weiſe. Beſonders glänzte er in einem ſehr warmen und kräftigen Colorit, wozu er die ſchönſte Anleitung durch Palma's des Jungen und Tintoretto's Lehren erhielt. Ein großes Gemälde in der Kirche des heil. Thomas von Aquino zu Neapel, welches in reicher Compoſition die Vertheilung des Roſenkranzes darſtellt, ſowie mehre andere Werke, die man von ihm zu Neapel und in andern Städten des Königreichs beider Sicilien findet, zeigen die Früchte ſeines ausgebreiteten Talents [1]). Der Künſtler genießt in einigen biographi-

6) Quodlibeta Lib. IV. Qu. 35. 7) ſ. Meier's Geſchichte der Transſubſtantiationslehre (Heilbronn 1832). S. 81.

8) Fälſchlich wird dieſe Schrift von Wegſcheider (Instit. dogmat. ed. VI. p. 541. not. h) unter dem Namen des bekannten jenaiſchen Theologen Johann Wilh. Baier aufgeführt; denn ſie iſt, wie in der vorgedruckten Dedication ſich ausdrücklich bemerkt findet, von Fuſſenegger ſelbſt verfaßt, und wurde nur unter Baier's Vorſitz vertheidigt. 9) Cf. *Prateolus*, De vitis, sectis et dogmatibus omnium haereticorum (Col. 1581). p. 8 sub v. *Adessenarii*.

1) Ebenſo wird ein großes Gemälde in der Kirche der Dominikaner zu Gaeta: Die Vertheilung des Roſenkranzes an den heil.-

Digitized by Google

ſchen Mittheilungen nicht den Ruf der Beſcheidenheit, im Gegentheil wird ihm der Vorwurf einer allzugroßen Eigenliebe und Eitelkeit über ſeine Werke gemacht; beſonders tadelt man, daß er ſeine Gemälde mit ſeinem Namen in ganz großen Buchſtaben bezeichnete. Dieſe Schwäche wäre aber wol weniger an dem Künſtler zu rügen, wenn ſonſt ſeine Werke ſich eines allgemeinen Rufs erfreuen dürfen und ſie das eigentliche Talent ihres Meiſters bewähren. Der Cavaliere Maſſimo Stanzioni ſcheint einer von des Künſtlers Gegnern zu ſein, indem er deſſen Ruhm beſtreitet und die Werke des Vaters denen des Sohnes vorzieht. In *Dominici* vite dei pittori, scultori ed architetti napolitani etc. (Napoli 1743)[2]) iſt eine ziemlich lange und ausgebreitete Biographie dieſes Meiſters enthalten, woraus Füßli, Lanzi und Andere geſchöpft haben. (*Frenzel.*)

IMPASTATION, IMPASTIREN, IMPASTIRUNG. 1) In der Baukunſt verſteht man unter Impaſtation eine Art Teig, der aus Mörtel und zu Pulver geſtoßenen Steinen, oder auch aus klein geriebenen und durch einen Kitt, der an der Luft hart wird, zuſammen verbundenen Stoffen von allerlei Farben, gemacht iſt, und zu Mauerwerk gebraucht wird. Das aus einem ſolchen Teige verfertigte Mauerwerk heißt ebenfalls Impaſtation. (*Thms. Alfr. Leger.*)

2) Die aus dem Franzöſiſchen und Italieniſchen entlehnten Ausdrücke Impaſtiren, Impaſtirung, finden auch in der Malerei, in der Kupferſtecherkunſt und in der Pharmacie Anwendung und Gebrauch.

In der Malerei bedeutet Impaſtiren einmal ſo viel als untermalen, wenn nämlich zu einem Gemälde die Anlage und Grundlage gemacht, und zu Bildung einer Figur die verſchiedenen Orte und Stellen mit Farben zwar bedeckt, dieſe jedoch noch nicht gehörig verſchmolzen werden. Man ſagt daher: ein Gemälde iſt nur impaſtirt, wenn es noch nicht ausgemalt, noch nicht vollendet iſt. Dann aber heißt Impaſtiren, wenn die Farben eines Gemäldes ſehr ſtark, dick und fett, aber nur locker aufgetragen werden, und weder zu ſtark geſtrichen, noch verrieben ſind. Ein Gemälde iſt gut impaſtirt, ſofern es den behufigen Farben nicht an Körper und Colorit fehlt, ſie frei und keck behandelt worden ſind, und die erfoderliche Feſtigkeit (Fixirung) haben. Impaſtirung iſt alſo das gehörig ſtarke Auftragen der Farben auf Leinwand, Holz oder irgend einen andern ſchicklichen Gegenſtand.

In der Kupferſtecherkunſt wird das Wort Impaſtiren nur figürlich genommen, und man verſteht darunter die mit dem Grabſtichel und der Nadel gemachten Punkte, welche durch Linien, Striche und Schraffirungen mit einander gehörig verbunden und vermiſcht worden ſind; Impaſtirung ſelbſt iſt alſo die Vermiſchung der mit dem Grabſtichel und der Nadel gemachten Punkte, Striche und Schraffirungen zu einem geordneten Ganzen, um dadurch die gewünſchte Wirkung zu erreichen. Die Impaſtirung iſt gerathen, wenn die Punkte und Striche weder zu tief, noch zu flach ſind, weder zu viel, noch zu wenig Schwärze aufnehmen und ſich regelmäßig (ſcharf und deutlich) abdrucken.

In der Pharmacie oder Apothekerkunſt verſteht man unter Impaſtation die Methode, irgend eine trockene pulveriſirte Subſtanz durch verhältnißmäßige Zuſetzung einer geigneten Flüſſigkeit dergeſtalt in einen biegſamen Teig zu verwandeln, daß man daraus beliebige Formationen bewerkſtelligen kann. Auf dieſe Weiſe laſſen ſich durch Reduciren aus den Maſſen entweder Tafeln, oder Kugeln und andere beliebige Geſtalten bilden, und die Chokolade, die mancherlei Arten von Pillen, die Morſellen, die Zeltlein ꝛc. ſind namhafte Erzeugniſſe eines ſolchen Verfahrens. (*Fr. Thon.*)

IMPATIENS. Mit dieſem Namen, welchen zuerſt Dodonäus für das Springkraut einführte, wird eine Pflanzengattung bezeichnet, welche zu der erſten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe gehört und eine eigene kleine Familie, **Balsamineae** (ſ. unten), bildet. Char. Der Kelch mit zwei Stützblättchen verſehen, unregelmäßig, gefärbt, hinfällig, fünfblätterig, durch Fehlſchlagen und Verwachſen meiſt dreiblätterig: das äußerſte, bei aufgeſchloſſener Blume unterſte Blättchen mit einem Sporn oder Höcker verſehen, die beiden obern mit dem unpaarigen Corollenblättchen zu einem Blatte verwachſen, die beiden ſeitlichen, ſehr kleinen, oft fehlend. Die Corolle unregelmäßig fünfblätterig, meiſt dreiblätterig: vier Blättchen ſind gewöhnlich paarweiſe mit einander, das fünfte obere mit den beiden obern Kelchblättchen verwachſen (nach Bernhardi). Die Staubfäden kurz, oberhalb zuſammengewachſen, mit zweifächerigen (nicht, wie Candolle angibt, zum Theil einfächerigen), oft an der Baſis gegenſeitig verwachſenen, Antheren, welche bald der Länge, bald der Quere nach ſich öffnen. Fünf Narben. Die Kapſel fünffächerig, bei der Reife gewöhnlich einfächerig, vielſamig, elaſtiſch, in fünf Klappen aufſpringend, mit fadenförmigem, in der Mitte ſtehendem Mutterkuchen; die Samen ohne Eiweißkörper, mit geradem Embryo und nach Oben gerichtetem Würzelchen. Die Gattung zerfällt in zwei Untergattungen: 1) **Impatiens.** Die beiden ſeitlichen Kelchblättchen ſchuppenförmig; die Narben verwachſen; die Klappen der langgeſtreckten Kapſel öffnen ſich an der Baſis und rollen ſich nach der Spitze zu in Form einer offenen Spirale zurück; die Samenlappen flach. 2) **Balsamina.** Die beiden äußeren Kelchblättchen fehlen faſt immer; die Narben getrennt; die Klappen der eiförmigen Kapſel ſpringen an der Spitze auf und rollen ſich nach Innen; die Samenlappen dick. Die Zahl der Arten der Gattung Impatiens hat ſich in neuerer Zeit erſtaunlich vermehrt. Linné kannte nur acht Arten, und auch dieſe zum Theil ungenügend; bei Perſoon (Synops. 1805) finden ſich deren zehn, bei Römer und Schultes (Syst. veg. 1819) 16, bei Candolle (Prodr. 1824) 31, bei Sprengel (Syst. veg. cur. post. 1827) 34, bei Wallich (List of the plants in the Herb. of the East-Ind. Co. 1831) allein 47 oſtindiſche, zu welchen noch Royle, Walker-Arnott und Wight wol die gleiche An-

gen Dominikus, die heilige Katharina von Siena und andere Heiligen, als merkwürdig geſchildert.

2) Vol. II. p. 212—218.

Digitized by Google

zahl hinzugefügt haben. Bei weitem die größte Mehrzahl dieſer Arten wächſt in Oſtindien und auf den benachbarten Inſeln an kühlen und feuchten Standorten; drei ſind in China und Cochinchina, zwei in Nordamerika einheimiſch, eine kommt am Vorgebirge der guten Hoffnung, eine auf Madagaskar, eine in Sibirien und eine in Europa und Mittelaſien vor. Alle dieſe Arten ſind einjährige zarte Kräuter mit knotigem, ſaftigem Stengel, meiſt abwechſelnden, einfachen, geſägten Blättern, ein= oder mehrblumigen, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenſtielen, und rothen, bläulichen, gelben oder gefleckten, oft großen, aber immer geruchloſen Blumen. Die beiden bekannteſten Arten ſind: 1) Imp. Noli tangere *L.* (Sp. pl. 1328. Flor. dan. t. 582. Engl. bot. t. 937. Svensk bot. t. 371. Schkuhr, Handb. T. 270. Sturm, Teutſchl. Fl. I, 5. Impatiens herba *Dodon.*, Springkraut, Judenhütlein, Hirſchmelde), mit aufrechtem, zwei bis drei Fuß hohem, unten einfachem, oberhalb äſtigem, ſaftigem, zerbrechlichem, faſt durchſcheinendem, knotigem, hohlem Stengel, langgeſtielten, eiförmig=ablangen, grobgeſägten, glatten Blättern, drei= bis vierblumigen, fadenförmigen Blüthenſtielen, welche kürzer als die Blätter ſind, zollgroßen, herabhängenden, citronengelben, innen rothpunktirten Blumen, deren Sporn an der Spitze umgebogen iſt und länglichen Kapſeln, welche bei der leiſeſten Berührung und bei der Reife mit Geräuſch aufſpringen und die Samen herausſchnellen (daher der Gattungs= und der Trivialname). Dieſe ſchöne und merkwürdige Pflanze wächſt durch faſt ganz Europa in ſchattigen, feuchten Wäldern, an den Ufern der Flüſſe und Bäche; auch in Mittelaſien findet ſie ſich; aber die beiden nordamerikaniſchen Arten, welche man früher für Abarten derſelben hielt, ſcheinen doch ſpecifiſch verſchieden zu ſein (Imp. fulva und pallida *Nuttall* gen. am. I. p. 146). Das Kraut (Herba Impatientis s. Balsamines luteae) war ehemals officinell: es iſt ſcharf von Geſchmack und ſoll brechenerregend, purgirend und harntreibend wirken; äußerlich angewendet empfahl es K. Geßner (Epist. p. 21) gegen Strangurie. Mit dem Kraute kirrt man die Haſelhühner; Kraut und Blumen geben eine ſchöne gelbe Farbe. 2) Imp. Balsamina *L.* (l. c. Balsamina altera *Fuchs*, B. femina *Camerar.*, *Tournefort* inst. p. 418. t. 235. *Gärtner* de fruct. II. p. 151. t. 113. B. hortensis *Desportes* dict. des sc. nat. III. p. 485. Var. Imp. coccinea *Sims* bot. mag. t. 1256. Bals. coccinea *Cand.* Prodr. I. p. 685, Gartenbalſamine), mit mehr als fußhohem, ſaftigem, drehrundem, knotigem, oberhalb wenig äſtigem Stengel, lanzettförmigen, geſägten, oberhalb abwechſelnden Blättern, gehäuft in den Blattachſeln ſtehenden, einblumigen Blüthenſtielen und großen Blumen mit kurzem, gekrümmtem Sporn. Dieſe Pflanze, welche in Oſtindien einheimiſch, aber ſchon ſeit dem 16. Jahrh. als Zierpflanze in Europa eingeführt iſt, kommt cultivirt mit rothen, purpurnen, violetten, roſafarbenen, weißen und gefleckten, häufig auch mit gefüllten Blumen vor. Die dikotyledoniſche Familie der Balſamineen wurde als ſelbſtändig zuerſt von J. S. Presl (in einer außerhalb Böhmen wol kaum bekannten Schrift: Roſtlinar 1820) erkannt. Dieſelbe Familie ſtellte Ach. Richard (Dict. class. d'hist. nat. II. p. 173), gewiß ohne Kunde von der erwähnten Schrift zu haben, zwei Jahre ſpäter auf und gab zugleich eine neue richtigere Deutung ihrer Blüthentheile. Dieſe Deutung führte dann Kunth (Mém. de la Soc. d'hist. nat. de Par. 1827. p. 384) weiter aus, worin ihm Lindley (Introd. to the nat. syst. of bot. p. 142. 1830) und Walker=Arnott (Linnaea IX, p. 113. 1834) durchaus beitraten, während jene Auslegung durch Röper (De floribus et affinitatibus Balsaminearum 1830, Linnaea l. c. p. 118, Flora 1834. p. 81), Bernhardi (Linnaea 1833. p. 453, 1838. p. 669) und C. B. Presl (Bemerk. über den Bau der Blumen der Balſamineen 1836) in mehren weſentlichen Punkten modificirt wurde und Agardh (Flora 1833. p. 609) eine ganz abweichende Anſicht, daß nämlich die Blüthentheile der Balſamineen analog denen der Cruciferen gebildet ſein ſollten, zu begründen verſuchte. Die Balſamineen, deren Familiencharakter (bis auf die abweichende Fruchtbildung bei Hydrocera) mit dem oben gegebenen Charakter der Gattung Impatiens zuſammenfällt, begreifen nur die beiden genannten Gattungen in ſich und ſind ſowol mit den Geranieen, mit denen ſie Juſſieu vereinigt hatte, als mit den Oxalideen und beſonders den Tropäoleen nahe verwandt. Die erſtgenannte Familie weicht ab durch regelmäßige, ungeſpornte Blumen und durch die Fruchtbildung, die zweite durch regelmäßige, ungeſpornte Blumen und zuſammengeſetzte Blätter, die dritte durch die Fruchtbildung; alle drei durch ihre Tracht (Habitus). Über die Gattung Hydrocera mag hier das Nöthige folgen. Sie wurde von Blume (Bijdr. tot de Flor. van nederl. Ind. p. 241) geſtiftet und aus ihr eine eigene kleine Familie, Hydrocereae, welche auch Lindley (Introd. p. 141) anerkannte, gebildet. Walker=Arnott aber (Linnaea IX. p. 115) fand bei Hydrocera den regelmäßigen Typus der Balſaminenblume. Char. Der Kelch beſteht aus fünf freien, gefärbten, hinfälligen Blättchen, von denen das untere geſpornt oder mit einem Höcker verſehen iſt; fünf ungleiche, freie Corollenblättchen, von denen das oberſte gewölbt iſt; fünf oberhalb zuſammengewachſene Staubfäden mit leicht zuſammenhängenden, zweifächerigen, an der Spitze ſich öffnenden Antheren; fünf zugeſpitzte, aufſitzende Narben. Die Frucht iſt eine fünfeckige, fünffurchige, fünffächerige knochenharte, mit einer ſaftigen Hülle verſehene Kapſel, welche in jedem Fache ein Samenkorn enthält. Es ſind zwei Arten dieſer Gattung bekannt: 1) H. angustifolia *Blum.* (l. c.), ein Kraut mit eckigem Stengel, abwechſelnden, ſchmalen, geſägten Blättern, vielblumigen, in den Blattachſeln ſtehenden Blüthenſtielen, und geſporntem unterſtem Kelchblättchen. Wächſt in den Sümpfen der Inſel Java (der Gattungsname ſoll den Standort und den Sporn andeuten: κέρας, Horn, ὕδωρ, Waſſer). 2) H. triflora *Walk.-Arn.* (l. c. Impatiens triflora und natans *Willdenow* Sp. pl. I. p. 1175) mit lanzettförmigen Blättern, dreiblumigen Blüthenſtielen, und höckerigem unterſtem Kelchblättchen. In Oſtindien. (*A. Sprengel.*)

IMPENNES hat Illiger eine Schwimmvögelfamilie

Digitized by Google

genannt, zu welcher blos die Gattung Aptenodytes *L.* von ihm gezogen wird. Vgl. den Art. (*Burmeister.*)

Impensae, ſ. Kosten.

IMPENSAE FUNERIS. Zwar wird unter dieſem Ausdrucke im Allgemeinen der bei der Leichenbeſtattung vorkommende Aufwand verſtanden; indeſſen werden, juriſtiſch genommen, dieſe Begräbnißkoſten gewöhnlich nur in einer beſondern Beziehung wichtig; alsdann nämlich, wenn Jemand, ohne Miterbe bei einer noch ungetheilten Erbſchaft zu ſein, und ohne Auftrag erhalten zu haben, ein Begräbniß für Andere beſorgt hat, welche ihrem perſönlichen Verhältniſſe zu dem Verſtorbenen gemäß, dieſe Pflicht ſelbſt hätten erfüllen ſollen. In dieſem Falle nämlich beſtimmt ſchon das römiſche Recht, daß der fragliche Beſorger gegen die urſprünglich verpflichteten Perſonen auf Wiedererſtattung alles deſſen klagen dürfe, was zu einer, den Vermögensverhältniſſen und dem Stande des Verſtorbenen angemeſſenen Beerdigung nöthig war [1]).

Wer ſich in dieſer Beziehung der ſogenannten actio funeraria bedienen will, hat ſich namentlich davor zu hüten, daß ihm nicht der Einwurf unnützen Aufwandes gemacht werden könne; weil dagegen nicht einmal die Entſchuldigung gültig iſt, daß der Verſtorbene ſelbſt Alles ſo, wie es geleiſtet worden, verlangt und angeordnet habe [2]). Die Beklagten werden ſich, wenn der Kläger dieſe Hauptbedingung beobachtet hat, immer der Klage fügen müſſen; es wäre denn, daß ſie den animus donandi auf Seiten des Beſorgers erweiſen, oder ausdrücklich darthun könnten, Letzterer habe durch auffallend *karg* veranſtaltete Beſtattung des *vermögenden* Verſtorbenen, dieſen noch in der Erde beſchimpfen wollen: in welchen beiden Fällen die exceptio obligationis non competentis allerdings ſtatthaft ſein würde, wofür ſie auch das römiſche Recht alsdann ausdrücklich erklärt. Übrigens beſitzt der, welcher die impensas funeris unter den vorbemerkten Bedingungen auf angemeſſene Weiſe getragen hat, ſelbſt nach neuerem Rechte ſo gut, wie nach römiſchem, eine ſich darauf beziehende ſpeciell privilegirte Hypothek an der Verlaſſenſchaft des Verſtorbenen: während auf der andern Seite die Erben ſelbſt, die den hierher gehörigen Aufwand aus der Erbmaſſe entnehmen, zu deſſen gleichmäßiger Vertheilung auf ihre Erbantheile der Natur der Sache nach verpflichtet ſind [3]).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMPERATA. Nach dem auch als Botaniker ausgezeichneten Ferrante Imperati, welcher in der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. Apotheker in Neapel war und eine Naturgeſchichte herausgab (Dell' historia naturale libri 28 [Nap. 1599. fol.], lateiniſch Colon. 1695. 4.), nannte zuerſt Mönch eine Pflanzengattung, welche er aus Gypsophila Saxifraga *L.* bildete. Bei dieſer Pflanze finden ſich nämlich vier Schuppen an der Baſis des Kelches, wie bei Dianthus. Die zweite Gattung dieſes Namens, welche Cyrillo aufſtellte, bildet eine Unterabtheilung der Gattung Saccharum (ſ. den Art.).

(*A. Sprengel.*)

Imperativ, ſ. Modus, Imperativ (kategorischer), ſ. Kategorischer Imperativ.

Imperativae feriae, ſ. Feriae.

Imperato, ſ. Imparato.

IMPERATOR. Die Behauptung von Varro (de Ling. latin. IV, 16), daß der Ausdruck Imperator urſprünglich blos im Allgemeinen einen *Herrſcher* bedeutet habe, und erſt ſpäter zur Bezeichnung eines *Feldherrn* gebraucht worden ſei, hat viel natürliches Gewicht. Es mußte dies ſo kommen, da bei allen roheren Völkern die Könige nur durch militairiſche Verdienſte ſich Geltung verſchafften, und das Ehrenprädicat für ſie erſt durch dieſe Beziehung volksthümlich ward. Bei den Römern kam urſprünglich der Imperatortitel nur ſolchen Feldherren zu, die durch ihren einſichtsvollen Oberbefehl (imperium) den Staat aus einer dringenden Gefahr gerettet, und dadurch den Senat bewogen hatten, ihnen dieſes Ehrenprädicat, welches die Armee ſelbſt oft gleich nach dem Siege durch Acclamation in Anwendung brachte, vermöge eines förmlichen Beſchluſſes zuzuerkennen. Auch war dieſes Prädicat in den ältern Zeiten

---

1) Vgl. fr. 14. §. 3 u. 4—6. fr. 12. §. 5 u. 6. D. de religiosis et sumtibus funerum et ut funus ducere liceat (XI, 7).

2) Vgl. fr. 14. §. 5 u. 6. D. l. c., wo es ausdrücklich heißt: „Haec actio, quae funeraria dicitur, ex aequo et bono oritur: continet autem *funeris causa* tantum impensam, non etiam ceterorum sumtuum. Aequum autem accipitur ex dignitate ejus, qui funeratus est; ex causa, ex tempore et ex bona fide; ut neque plus imputetur sumtus nomine, quam factum est, neque tantum, quantum factum est, si *immodice* factum est. Deberet enim haberi ratio facultatium ejus, in quem factum est, et ipsius rei, quae ultra modum sine causa consumitur. Quid ergo, si ex voluntate testatoris impensum est? Sciendum est, nec voluntatem sequendam, si res egrediatur *justam* sumtus rationem; pro modo autem facultatium sumtum fieri." (Der Ausdruck: facultates bezieht ſich hier ebenſo wol auf die bürgerliche Stellung, als die Vermögensverhältniſſe des Verſtorbenen. Vergl. übrigens *G. d'Arnaud*, Var. Conject. [Leovard. 1744. 4.] p. 372. *J. Gutherius*, De jur. manium [Lips. 1671]. p. 374. 508. 519. 527 und *Sonnemann*, Praelectiones ad leges notabiliores [Francof. et Lips. 1695]. p. 115 u. 163.)

3) In Bezug auf die privilegirte Hypothek der impensae funeris ſagt Mäcian im fr. 45. D. l. c. ausdrücklich: „Impensa funeris semper ex hereditate deducitur, *quae etiam omne creditum solet praecedere*, quum bona solvendo non sint." (Das Letztere heißt ebenſo viel, wie der bekannte Satz: „Hereditas non intelligitur, nisi deducto aere alieno.") Unter den verſchiedenen Monographien über die Impensas funeris und Actio funeraria behauptet unbeſtritten den erſten Platz: *C. G. Hübner*, Histor. leg. roman. ad sepulturas pertinentium, adjuncta earum comparatione cum patriis institutis. Spec. I et II. (Lips. 1794. 95. 4.) Die ältern Abhandlungen über dieſen Gegenſtand, wie z. B. *G. Heintz*, De actione funeraria (Lips. 1666. 4.), *J. A. Kurrer* — resp. *J. C. Eckher* — de actione funer. (Tubing. 1684. 4.) und *J. P. Slevogt* — resp. *J. N. Rademacher* — de actione funer. (Jen. 1690. 4.), ſind weniger bedeutend; außerdem aber verdienen in *caſuiſtiſcher* Beziehung hier noch bemerkt zu werden: *J. G. Siegel* — resp. *G. S. Creuziger* — de legitimo successore hereditatem omittente, actionis fun. reo (Lips. 1725. 4.) und *C. L. Crell* — resp. *L. Magen* — de vasallo ad impensas in funus decessoris faciendas in subsidium obligato (Wittenb. 1737. 4.).

Digitized by Google

kein bloßer Titel, ſondern umſchloß vielmehr den Oberbefehl über alle römiſche Truppen, ſowie die Ausübung des Jus vitae et necis in Rom ſelbſt. Allmälig jedoch wurde man freigebiger mit dieſer Auszeichnung, und ſo verlor ſie denn auch ihre praktiſchen Wirkungen, bis ſie ganz zum bloßen Titel herabſank *).

Da übrigens das Wort Imperium ſeiner allgemeinſten Bedeutung nach, bei den Römern das Regierungsrecht der höchſten Staatsgewalt bezeichnete, ſo war es ſehr natürlich, daß mit dem Erlöſchen der Republik Auguſtus und deſſen Nachfolger ſich vorzugsweiſe Imperatores nannten; zumal, da die nationelle Vorliebe für militairiſche Verdienſte, die ja noch immer fortbeſtehend, hierdurch zugleich ein ſtilles Compliment empfing. So wurde allmälig der Imperatortitel gleichbedeutend mit dem aus dem fortgepflanzten Familiennamen Caesar entſprungenen Kaiſer-Titel, und gewann wieder, ohne militairiſche Beziehung, ſeine urſprüngliche allgemeine Geltung für die Bezeichnung des oberſten Herrſchers im Staate. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMPERATORIA. Eine zuerſt von Matthiolus ſo benannte Pflanzengattung aus der zweiten Ordnung der fünften Linné'ſchen Claſſe und aus der Gruppe der Selineen (Peucedaneen) der natürlichen Familie der Umbelliferae. Char. Die gemeinſchaftliche Doldenhülle fehlt, die beſondere iſt wenigblätterig; der Kelch abgeſtutzt; das Doppel-Achenium flach gedrückt, mit breitem, ebenem Rande, und drei nervenförmigen Rippen auf jeder Seite, zwiſchen deren jeder ein Saftgang ſich befindet. Es ſind nur drei Arten dieſer Gattung bekannt, welche, als glatte, perennirende Kräuter mit drehrundem, geſtreiftem Stengel, doppelt oder dreifach zuſammengeſetzten Blättern und großen zuſammengeſetzten, weißen Dolden, ſehr ſporadiſch vorkommen. 1) Imp. Ostruthium *L.* (Sp. pl. 372. *Gärtner* de fruct. t. 21. *Lamarck* illustr. t. 199. f. 1. Engl. Bot. t. 1380. Svensk bot. t. 368. Schkuhr, Handb. T. 74. Hayne, Arzneigew. VII, 15. Astrantia *Brunfels* III. p. 65. Imp. *Matthiol.* ed. *C. Bauh.* p. 567. Imp. major *Morison* Sect. 9. t. 4. Selinum Imp. *Crantz.* Peucedanum Ostruthium *Koch.* Angelica officinalis *Bernhardi*, Meiſterwurz, Kaiſerwurz), mit gedreit-gefiederten Blättern, breit eiförmigen, gelappten, eingeſchnitten-geſägten, an der Baſis ungleichen Blättern und großen Blattſcheiden. Wächſt hin und wieder in den Wäldern von Europa und New-Foundland; eine Abart mit dreifach gebreiten Blättern hat Viviani bei Genua gefunden. Die knollige, äſtige, geringelte, außen ſchwarzbraune, innen ſchmutzig-weiße Wurzel hat einen ſtarken, eigenthümlichen Geruch und einen ſcharfen, bittern, aromatiſchen Geſchmack. Nach Wackenroder's Unterſuchung enthält ſie einen kryſtalliſirbaren, dem Piperin ähnlichen Stoff, welchen dieſer Chemiker Imperatorin nennt. Die Meiſterwurz gehört zu den kräftigſten ätheriſch-ſcharfen Reizmitteln und ſtand ſonſt als Heilmittel gegen Schleim- und Wechſelfieber, Koliken u. dergl. in hohem Anſehen. Neuerdings iſt ſie durch die nahe verwandte Angelica und durch die Arnica faſt ganz verdrängt, aber doch wieder äußerlich gegen den Krebs, innerlich gegen Delirium tremens empfohlen worden. 2) Imp. angustifolia *Bellardi* (Stirp. t. 3. Imperatoria minor *Morison* l. c. Angelica angustifolia *Hoffmann.* Peucedanum imperatorioides *Link*), mit doppelt gedreiten Blättern und ablangen, zerfetzten, geſägten, an der Baſis verſchmälerten Blättchen. Auf den Alpen ſelten, beſonders in Piemont und Krain. 3) Imp. caucasica *Spreng.* (Prodr. umb. p. 17. Selinum caucasicum *Marschall Bieberst.* taur. cauc. I. p. 213. Oreoselinum caucasicum *M. B.* suppl. p. 209) mit doppelt gedreiten Blättern, ei-keilförmigen, eingeſchnitten-gelappten Blättchen, von denen das mittelſte geſtielt und faſt dreilappig iſt, und einſeitigen, dreiblätterigen, herabhängenden beſondern Doldenhüllen. In ſchattigen Wäldern des gruſiſchen Kaukaſus. Imp. Seguieri *Spr.* iſt Ligusticum Seg. *Koch*; Imp. palustris *Bess.* = Ostericum pratense *Hoffm.*; Imp. montana und Sylvestris *Cand.* = Angelica m. *Schleich.* und sylv. *L.*; Imp. Chabraei *Spr.* = Palimbia Ch. *Cand.*; Imp. Chabraei *Bess.* = Peucedanum Schottii *Bess.*; Imp. verticillaris *Cand.* = Peucedanum vert. *Koch.*

(*A. Sprengel.*)

Imperatoriae constitutiones, ſ. Corpus juris civilis.

IMPERATORII NUMI, Imperatorenmünzen. Man betrachtet dieſe gewöhnlich als eine Unterabtheilung der römiſchen und griechiſchen Kaiſermünzen, und benennt mit dem angegebenen Namen diejenigen der letzteren, auf welchen ſich (bei den römiſchen) das Wort imperator oder (bei den griechiſchen) das Wort *αὐτοκράτωρ* findet. Streng genommen ſollten aber die imperatorii numi eine eigene Claſſe bilden; da das Wort Kaiſermünzen ſich weiter ausdehnen läßt, als auf die Münzen der römiſchen und griechiſchen Kaiſer, und ſich unter den imperatoriis numis viele finden, die die angegebenen Worte imperator oder *αὐτοκράτωρ* führen, ohne daß ſie von

*) Zur Beſtätigung des eben Geſagten kann dienen, was Roſinus in ſeinen Antiquitt. Roman. c. not. *Dempsteri* (Traj. ad Rhen. 1701. 4.) p. 723 über dieſen Gegenſtand ſagt: „Imperatoris nomen appellatio fuit militaris, qua dux praesens re bene gesta primum militum acclamatione in castris, deinde sententia Senatus in Urbe ornatus est. Etenim Imperatoris vocabula duobus modis usi sunt, uno pro quocunque exercitus duce, qui suis auspiciis rem gereret, et qui imperium, id est, jus belli gerendi, haberet; altero, qui hostibus magno proelio fusis ac profligatis, eo nomine militum acclamatione affectus esset. Scribit autem *Appianus* Lib. 2. bellorum civilium: Observatum esse antiquitus, ut non nisi magnis rebus gestis acclamaretur. At sua aetate (fuit autem Hadriani aequalis) decem millibus occisis acclamatum esse. Addit *Dio* libr. 60 non nisi semel de uno bello aliquem appellari *imperatorem* licuisse. Neque vero solum si ipsi, sed si Legati, et Quaestores, quibus imperium commisissent, rem bene se absente gessissent, iidem hoc etiam honoris adipiscebantur, ut ex Legatorum Quaestorumque secundo proelio Imperatores appellarentur. Testis est Cicero in Pisonem, de Q. Martio, Legato Pisonis, et M. Terentius Varro in Re Rustica de Trebellio, Quaestore Licinii Nervae, quorum secundo proelio ipsi duces sive Praetores Piso et Nerva *Imperatores* sunt appellati."

einem wirklichen Kaiſer herrühren, oder doch eher geſchlagen wurden, bevor der, deſſen Namen ſie tragen, Kaiſer wurde. Da jedoch die meiſten imperatorii numi wirklich zu den einmal ſogenannten römiſchen und griechiſchen Kaiſermünzen gehören, ſo ſuche man das Nähere über ſie unter dieſen, wo auch nachgewieſen werden wird, daß es beſſer wäre, wenn man das Wort Kaiſermünze in ſeiner wirklichen Bedeutung nähme und die jetzt ſogenannten Kaiſermünzen, welche nur Münzen römiſcher und griechiſcher Kaiſer begreifen, imperatorii numi nennen wollte. (*G. M. S. Fischer.*)

IMPERATORIN, ein neues im J. 1831 von Oſann in Jena in der Meiſterwurz (Imperatoria Ostruthium) entdecktes Alkaloid, das durch Ausziehen der Wurzel (welche gewürzhaft, ſcharf und bitter iſt, und als ein anhaltend flüchtig reizendes, nervenbelebendes, ſchleimauflöſendes, ſchweiß- und harntreibendes Mittel wirkt) durch das Ausziehen mit Äther auf gewöhnliche Weiſe erhalten wird. Nach ſeinen Eigenſchaften kryſtalliſirt es in farbloſen, durchſichtigen, langen und ſcharfen, rhombiſchen Prismen, hat keinen Geruch, aber einen ſehr ſcharfen, brennenden Geſchmack, reagirt weder ſauer, noch baſiſch, ſchmelzt ſchon bei einer Temperatur von 52 Grad nach R., wird in der Hitze zerſtört, ohne daß ſich Ammoniak entwickelt, iſt im Waſſer unlöslich, aber im Alkohol und Äther löslich, und die Löſungen ſchmecken brennend ſcharf. Auch Ätzkali bewirkt beim Erwärmen eine Löſung und concentrirte Salpeterſäure färbt es vorübergehend roth und löſt es mit goldgelber Farbe auf. Sonach hat das Imperatorin große Ähnlichkeit mit dem Peucedanin und unterſcheidet ſich von dieſem weſentlich dadurch, daß es an ſich ſchon viele Schärfe beſitzt, während jenes keinen Geſchmack äußert. (*Fr. Thon.*)

Imperfectum, ſ. **Tempora**.

Imperforation, ſ. **Verwachsung**.

IMPERIAL im ſüdlichen Chile. Der unternehmende Pedro de Valdivia hatte durch Begründung einer Colonie und Errichtung einiger kleinen Forts am Biobio dem Staate Chile eine natürliche Grenze gegeben, als er, verführt durch die Mittheilung des von einem Entdeckungszuge wiederkehrenden Geronimo de Alderete, die Eroberung des Indierlandes im Süden jenes Fluſſes unternahm. Möglich, daß ihn die unaufhörlichen Angriffe ſeiner wilden Nachbarn gereizt hatten, oder daß er keine genaue Kenntniß von ihrer Zahl und Tapferkeit hatte, und alſo ein Kriegszug Entſchuldigung verdiente, ſo trifft ihn doch der Vorwurf des erſten der amerikaniſchen Geſchichtſchreiber[1], „daß er unvorſichtiger, als einem Kriegshelden von ſeiner Erfahrung ziemte, die Unterjochung eines Schwarmes von wilden Völkern und die Coloniſirung ihres Landes mit einer unzulänglichen Macht unternommen habe." Auf ſeinem Marſche nach Süden hatte er den entſchloſſenſten Widerſtand der Eingebornen zu bekämpfen, gelangte aber endlich bis zu dem Punkte, wo der Rio de las Damas ſich mit dem Rio Cauten verbindet. Angezogen durch die Schönheit der Landſchaft, die Fruchtbarkeit des Bodens und die Herrlichkeit des Klima's, beſchloß er eine Stadt zu gründen. Die Schiffbarkeit des Stromes und alle Nebenumſtände verſprachen ihr künftige Größe, er nannte ſie daher zu Ehren Kaiſer Karl's V. Imperial, und vertheilte das Land an ſeine in Coloniſten umgewandelten Soldaten, und die als Hilfstruppen mitgezogenen Indier von St. Jago und Coquimbo. Es geſchah dieſes im J. 1551. Noch weiter vordringend begründete er Valdivia, und auf dem Rückmarſche mit einem Theile ſeines Heeres durch die ſchönen Ebenen am Fuße der Anden, legte er und ſein Begleiter Villagran, der ihm 180 Mann Verſtärkung aus Peru zugeführt hatte, die Orte Villa ricca, Puren, Tucapel, Tolten und Arauco an. Die ſcheinbar unterworfenen Indier begannen, nachdem ſie ſich an den Anblick ihrer Feinde gewöhnt, ſchon im folgenden Jahre (1552) geheime Verbindungen zu ſchließen, griffen zuerſt Puren an[2], wurden zwar an andern Orten zurückgeworfen, überfielen endlich ſelbſt den mit geringer Begleitung reiſenden Valdivia, erſchlugen ihn, und drangen zuletzt bis in die Gegend von St. Jago vor, nachdem ſie alle bisher gegründete Städte zerſtört hatten. Imperial hielt ſich zwar einige Zeit, doch zerſtreuten ſich ſchon die Coloniſten, als Francisco de Villagran mit Verſtärkung bis zu ihnen ſich durchſchlug und ihnen neuen Muth einflößte. Bald darauf brachte derſelbe Anführer den Indiern unter Lautaro, einem ehemaligen Diener Valdivia's, eine entſcheidende Niederlage bei, und tödtete den letztern. Die Unruhen hörten aber nicht auf, bis Don Garcia de Mendoza, der neue Vicekönig von Peru, mit einem kleinen, aber tapfern Heere, in welchem ſich auch Ercilla, der berühmte Dichter der Araucana, befand, ſich nach Chile verfügte. Alle Anſtrengungen konnten aber nur Pauſen des Kriegs herbeiführen, unter welchem die wichtige Colonie zurückkam, obgleich ſie innerhalb der erſten funfzehn Jahre ſich ſo gehoben hatte, daß der Papſt Pius IV. im J. 1564 Imperial zu einem Bisthume machte, welches dem Franziskaner Antonio de San Miguel übertragen, aber 1620 nach Concepcion verlegt wurde[3]. Angeblich ſollen damals nur im Sprengel dieſer Stadt an 80,000 Indier gelebt haben. Die Spanier waren zuletzt nicht mehr im Stande die Koſten an Leben und Schätzen auszuhalten, unterſtützten die Colonie jenſeit des Biobio weniger, und die Indier benutzten dieſen Umſtand, um ſich gemeinſam zu erheben, ſodaß ſie von 1599—1604 das ganze Land eroberten, alle Städte aber zerſtörten. Dieſer Krieg iſt mit furchtbarer Grauſamkeit geführt worden, und allein 1000 Weiße ſollen in Sclaverei geſchleppt worden ſein. Imperial hielt die Belagerung ein volles Jahr aus, die Beſatzung nährte ſich zuletzt mit gekochten Häuten, und unterlag entweder dem Hunger oder Krankheiten. Die Stadt war auf einem ſchwer zugänglichen Felſen gelegen, vier Leguas vom Seeſtrande, und iſt nie wieder aufgebauet worden, obgleich in den unaufhörlichen Kriegen des folgenden Jahrhunderts und auch der neueſten Zeit ſowol ſpaniſche als chileniſche Truppen

1) *Herrera*, Dec. VIII. L. 7. c. 6.

2) Sie nahmen das Fort durch eine beſondere Kriegsliſt. *Agueros*, Descr. hist. del Archipiel. de Chiloe (Lima 1791). p. 41.

3) *Fr. Diego Cordova de Salinas*, Chron. de Lima. L. VI. c. 17.

Digitized by Google

häufig bis dahin vorgedrungen ſind[4]). Gegen 1730 entſtand jedoch in derſelben Gegend eine Miſſion der Jeſuiten, die ſpäter von den Franziskanern übernommen wurde, und noch jetzt als Dorf, von einigen Weißen und Farbigen und einem Prieſter bewohnt, von den Indiern geduldet wird. Von der alten Stadt ſollen kaum noch Trümmer zu entdecken ſein. Der Sprengel von Imperial erſtreckte ſich im Süden bis zum Fluſſe Queule, im Norden bis zum Biobio. Das Land iſt ſehr fruchtbar, dicht bewaldet, zur Weizencultur und Viehzucht ungemein geeignet, allein zu kalt für den Weinbau, obgleich Trauben an Spalieren ebenſo wie in Valdivia ſehr ſüß werden. Der Hafen wird durch die Mündung des Rio Cauten gebildet, die zwar ſchwer zugänglich ſein, im Innern einer Barre aber ſehr guten und tiefen Ankergrund beſitzen ſoll. Die Indier der Umgegend gehören zum Stamme der Araucanos, die man Coſteños nennt, ſind dem Trunke ſehr ergeben, durch die Kriege mit der Republik Chile ſehr vermindert und haben ihre frühere Furchtbarkeit ſo verloren, daß es höchſt wahrſcheinlich iſt, Chile werde in dem nächſten Menſchenalter ſich in den Beſitz jenes ſchönen Landes ſetzen. Die Lage von Imperial iſt bisher zu 38° 15′ ſüdl. Br. angenommen worden, wird aber durch den engliſchen Seefahrer King vermuthlich eine Berichtigung erhalten haben.

(*E. Pöppig.*)

IMPERIAL, ruſſiſche Goldmünze. Man hat ganze und halbe, alte und neue Imperialen und die erſten wurden 1745 unter der Kaiſerin Eliſabeth geprägt. Bis 1801 zeigte ihr Avers das kaiſerliche Bruſtbild mit dem Namen und Titel in der Umſchrift, der Revers aber den gewöhnlichen ruſſiſchen Adler mit dem Ritter St. Georg im Bruſtſchilde. Seit dem angegebenen Jahre iſt der Adler dem Avers zu Theil geworden, der Revers enthält die Angabe des Werthes. Sowol die alten, von 1745—1789 geprägten, als die neuen, von da ab geſchlagenen ruſſiſchen Imperialen haben 22karatiges Gold zum Korn, und es gehen von jenen, welche 344$\frac{1}{2}$ holländ. Aß ſchwer ſind, 14$\frac{1}{25}$ auf die rauhe und 15$\frac{2}{3}$ auf die feine cölniſche Mark, von dieſen aber, welche 270$\frac{1}{3}$ holl. Aß ſchwer ſind, 18 auf die rauhe, 19$\frac{1}{11}$ auf die feine cölniſche Mark. Daher haben die älteren einen Werth von 12 Thlr. 19$\frac{1}{3}$ Gr. Gold, die neuen aber von 10 Thlr. Gold. Man nennt dieſe Imperialen auch Zehn- und Fünf-Rubelſtücke. Ehemals wurden auch in den öſterreichiſchen Niederlanden Imperialen geſchlagen, welche auf der einen Seite das kaiſerliche Bruſtbild, auf der andern das Wappen zeigten. Ihr Werth betrug 4 Thlr. Gold. Sie halten etwas mehr als Dukatengröße.

(*G. M. S. Fischer.*)

IMPERIALE. 1) Biographie. Hieronymus Imperiale, aus einer edlen Familie von Genua ſtammend, geboren gegen 1600. Obgleich er die Kunſt mehr aus Liebhaberei ausübte, wird er deſſenungeachtet, da er ſie wirklich mit Ernſt ſtudirte, in die Reihe der achtbarſten Künſtler der genueſiſchen Schule geſetzt. Die Werke des Antonio da Correggio und des Francesco Parmeggiano, die er bei ſeinem Aufenthalte in Parma ſah, feſſelten ſeinen Geiſt ſo ſehr, daß er ſich dem Studium der Malerei daſelbſt ganz hingab. Indeſſen ſpäter bei ſeiner Rückkehr in ſeine Vaterſtadt, beſchäftigte er ſich weniger mit der Malerei, benutzte aber doch die freien Augenblicke von ſeinem andern Geſchäfte für das Studium der Zeichnung, worin er ſich ſehr vervollkommnete. Zu gleicher Zeit ſtudirte er bei dem Maler Julius Benſo die Radir- und Ätzkunſt mit ziemlichem Eifer und wirklich mit recht glücklichem Erfolge, und hinterließ ſo der Kunſtwelt, beſonders den Sammlern von Kupferſtichen, mehre geiſtreich radirte und kräftig geätzte Blätter, welche Bartſch im Peintre Graveur Vol. XX. S. 119—122 aufgezeichnet hat. Sie beſtehen in vier Blatt: 1) Eine heil. Jungfrau mit dem Kinde auf einer Erhöhung ſitzend, vor ihr der kleine Johannes. 7 Zoll 6 Linien hoch, 5 Zoll 11 Linien breit. 2) Die heil. Jungfrau von der heil. Katharina und dem heil. Hieronymus umgeben. 7 Zoll 9 Linien hoch, 6 Zoll breit. 3) Die heil. Jungfrau mit dem Kinde, welches den kleinen Johannes liebkoſen will. 8 Zoll 2 Linien hoch, 6 Zoll 2 Linien breit. 4) Der Schutzengel, welcher ein Kind leitet, Angelus Custos. 8 Zoll 3 Linien hoch, 7 Zoll breit. Das letzte Blatt iſt mit dem Namen des Künſtlers und mit: Parma 1622 bezeichnet. Obſchon alle vier Blätter dem breiten, etwas manierirten Style des 17. Jahrhunderts folgen, zeigen ſie doch in den Compoſitionen einen guten Geſchmack und eine mit Kenntniß und maleriſch geführte Nadel. Dieſer Künſtler ſtarb gegen 1630 auf dem Landgute eines ſeiner Verwandten, Georg Vincentio Imperiale, im Königreiche Neapel, und würde der Welt gewiß mehre ſeiner Werke hinterlaſſen haben, wenn nicht der Tod ihn in der Blüthe der Jahre überraſcht hätte.

(*Frenzel.*)

2) Botanik. Imperiale oder Imperialis, ſ. Fritillaria.

3) Geographie. Imperiale, bei Anderen Imperio oder Impero bezeichnet, ein kleiner Küſtenfluß, welcher auf den Apenninen entſpringt, im Königreiche Sardinien die zur Grafſchaft Nizza gehörige Provinz Oneglia durchfließt, die Städte Maro und Ponte Aſſiſio berührt und bei der Hauptſtadt der erwähnten Provinz, ebenfalls Oneglia genannt, in den Golf von Genua (das liguſtiſche Meer der Alten) mündet.

(*R.*)

4) Waarenkunde. Imperiale, eine Art geköperten Flanell's aus franzöſiſchen (auch aus ſächſiſchen) Fabriken. Die Fabriken in Rheims liefern denſelben in $\frac{7}{8}$ pariſer Stab Breite und in Stücken von 40 bis 50 Stab Länge; zu Montpellier, Nimes, Beauvais ꝛc. wird er $\frac{1}{2}$ Stab breit, 36 bis 40 Stab lang verfertigt. Er geht in den Handel nach Italien, Portugal, Spanien und der Levante. Die ſächſiſchen (und heſſiſchen) Imperiales ſind gewöhnlich $\frac{7}{8}$ Elle breit, in Stücken von 16$\frac{1}{2}$ Ellen. Auch ein anderer Wollenſtoff, der Perpetuel, Perpetuan oder Sempitern, führt oft den Namen Imperiale.

(*Karmarsch.*)

5) Zoologie. Imperiale, eine Art Stieglitz, ſ. Fringilla.

---

4) Vgl. auch noch Ercilla. *Ovalle*, Hist. de Chile. L. V. c. 16. 17.

Digitized by Google

IMPERIALES (toiles impériales) ſind glatt gewebte, buntgeſtreifte oder karrirte Baumwollzeuche (feine Ginghams), welche in flandriſchen Fabriken, beſonders zu Tournay, verfertigt werden, und viel nach Portugal, Spanien und Italien gehen. Eine Gattung oſtindiſcher leichter Baumwollſtoffe mit eingewebten Blumen führt denſelben Namen. (*Karmarsch.*)

Imperial-Fractur, eine Art teutſcher Lettern, ſ. Fractur.

Imperialharfe, ſ. Buccinum.

IMPERIALI, genueſiſches Patriziergeſchlecht, das ſeinen Namen von dem bei Oneglia in das Meer von Genua mündenden Flüßchen Imperio zu entlehnen ſcheint. Bekanntlich hat Andreas Doria im J. 1528 eine Anzahl von Geſchlechtern, überhaupt 28, von allen übrigen abgeſondert, und ſie allein zu obrigkeitlichen Ämtern, insbeſondere zu der Dogenwürde befähigt (eine Auszeichnung, die jedoch nicht von Dauer geweſen iſt); unter dieſen 28 Familien, oder dem ſogenannten alten Adel, haben die Imperiali jederzeit einen ausgezeichneten Rang eingenommen, ſodaß ſie ſich unmittelbar an die vier großen Häuſer der Doria, Spinola, Fieschi und Grimaldi anſchließen. Allein auch über die Grenzen des genueſiſchen Gebiets hat dieſe Familie ſich ausgebreitet, nachdem ſie um das J. 1576 von dem H. Karl Borromäus für den Preis von 100,000 Goldgulden das Fürſtenthum Oria, Francavilla und Caſal nuovo, in der neapolitaniſchen Terra d'Otranto, erkaufte. Johann J. wurde im J. 1617 zum Dogen erwählt. Sein Sohn, Johann Vincentius, Herzog von S. Angelo, in dem Neapolitaniſchen, erwarb ſich, als der Republik Geſandter bei König Philipp IV., das Vertrauen dieſes Monarchen in dem Maße, daß ihm zugleich die Wahrnehmung wichtiger Intereſſen in der ſpaniſchen Monarchie an dem päpſtlichen Hofe und bei dem Herzoge von Mantua übertragen wurde. Die Gunſt des Monarchen, der in ſeinen Händen die Schickſale Italiens trug, war der Republik geſichert durch die Gunſt, deren ſich ihr Geſandter erfreute, aber auch noch in anderer Weiſe wurde J. für ſie ein höchſt wohlthätiger Bürger. Er reinigte die Küſten von den zahlreichen Seeräubern, verſchaffte, ſo lange er den Oberbefehl der Galeeren führte, der genueſiſchen Flagge die geziemende Achtung, und war nicht minder thätig für die Verſchönerung ſeiner Vaterſtadt und in der Sorge für das Aufblühen nützlicher, vor ihm ſogar dem Namen nach unbekannter Anſtalten. Die Liebenswürdigkeit ſeiner Sitten und grenzenloſe Freigebigkeit machten ihn zum Lieblinge des Volkes, und dieſes gewahrend, fürchtete der Senat, J. könnte etwa ſeine Herrſchaft über die Gemüther mißbrauchen. Darum wurde ihm Verbannung angekündigt. Ohne Murren unterwarf er ſich dem ungerechten Ausſpruche, um in der Einſamkeit den Wiſſenſchaften zu leben. Es kam aber die Stunde der Vergeltung, und diejenigen, die ihn vertrieben hatten, ſahen ſich veranlaßt, den Gekränkten in ehrender Weiſe zurückzurufen. Er ſtarb in ziemlich vorgerücktem Alter zu Genua, im J. 1645. Seine Dichtungen fanden bei den Zeitgenoſſen ungetheilten Beifall, ſind aber längſt vergeſſen. Das Gedicht, lo stato rustico, in Scioltiverſen, erſchien zu Genua 1611, zu Venedig 1613, in 12°. Es iſt ein Gemälde ländlicher Beſchäftigungen und Freuden, und machte großes Aufſehen, kann aber, nach Tiraboschi's Urtheil, neben des Alamanni Coltivazione nicht beſtehen. Il ritratto del Cazalino abozzato, poëma in quarta rima, trägt in der älteſten Quart-Ausgabe weder Jahrzahl noch Druckort. Eine andere Ausgabe erſchien zu Bologna 1637, in 4°. Von minderem Umfange ſind: Gl' indovini pastori, la santa Teresa. Ferner il funerali del cardinale Orazio Spinola und Cento discorsi politici. In früher Jugendzeit hat J. auch eine Ausgabe des befreiten Jeruſalems geliefert, Genua, 1804, mit Hinzufügung von neuen, den einzelnen Geſängen vorausgeſchickten Argumenten, und man glaubt, daß er nicht minder der Herausgeber von ſeines Landsmannes, des Kanonikus Bapt. Vernacia Opere spirituali geweſen ſei. Viele italieniſche Akademien hatten ihn in die Zahl ihrer Mitglieder aufgenommen. — Laurentius Imperiali, Michael's, des Marcheſe von Oria, Sohn, geb. 1612, bekleidete unter Papſt Urban VIII. verſchiedene Ämter, wurde Kammer-Clericus, General-Commiſſarius von Caſtro und 1653 Governatore der Stadt Rom; eine Stelle, die er beibehalten mußte, auch nachdem er 1654 mit dem Cardinalshute beſchenkt worden. Sie wurde ihm jedoch genommen bei Gelegenheit des Angriffs der corſicaniſchen Wache auf den Palaſt des franzöſiſchen Geſandten, des Herzogs von Crequi (20. Aug. 1662), und der Cardinal fand es ſogar dienlich, für eine Zeit lang Rom zu meiden. Von Genua aus ſuchte er in einem demüthigen Schreiben ſich bei dem Könige von Frankreich zu entſchuldigen, er fand damit aber kein Gehör und die Genueſer, die ohnehin den Zorn Ludwig's XIV. zu fürchten hatten, nöthigten den Landsmann in Eile und Geheimniß ihre Stadt zu verlaſſen. J. begab ſich nach Carrara, und von dannen, um beſſerer Sicherheit willen, nach Lucca. Endlich wurde die Sache doch beigelegt, und der Cardinal erhielt 1664 Verzeihung, nachdem er vor dem Könige in Paris perſönliche Abbitte gethan. In einer beißenden Pasquinade, worin nach Clemens' IX. Tode die Prätendenten zu der päpſtlichen Würde beurtheilt wurden, heißt es von ihm:

Imperialis amor pro lucro labilis auri,
In turpe emporium verteret imperium.

Er ſtarb 1672, und das Urtheil der Zeitgenoſſen, die ihn als einen verſtändigen und geſchäftserfahrenen Mann ſchildern, findet in dem Grolle Ludwig's XIV. ſeine volle Beſtätigung. Schwerlich würde dieſer einem unbedeutenden Prälaten das Gewicht ſeines Zorns haben empfinden laſſen. — Franz Maria Imperiali-Lercari war Doge von Genua in jener Zeit, die ſich Ludwig XIV. auserſehen hatte, um die Genueſer für ihre unwandelbare Anhänglichkeit an Spanien zu züchtigen. Die Republik hatte vier Galeeren ausgerüſtet, und der König gab vor zu glauben, dieſes furchtbare Geſchwader ſei beſtimmt, im Vereine mit den ſpaniſchen Flotten gegen Frankreich Feindſeligkeiten zu üben. In dieſer Beſorgniß verlangte er die augenblickliche Abtakelung der Galeeren, und daß außerdem die Equipagen zu ſeiner Verfügung geſtellt würden. Eine ſo unziemliche Zumuthung wurde abgewieſen, und alsbald, während eine franzöſiſche Armee mitten im Frie-

Digitized by Google

den die Belagerung von Luxemburg betrieb, erſchien eine mächtige Flotte vor Genua. Sie wurde von dem berühmten Duquesne angeführt, hatte aber auch den Marquis de Seignelay am Bord. Nach einigen Unterhandlungen begann das Bombardement, und in den erſten zwei Tagen, 18. und 19. Mai 1684, wurden 5000 Bomben in die Stadt geſchickt. Die Schreckniſſe zu vermehren ließ Duquesne am 22. durch 4000 Mann bei der Vorſtadt S. Pietro d'Arena eine Landung bewerkſtelligen und dieſe Vorſtadt, gleichwie das zu ihrem Schutze angelegte Fort, ſo viel möglich, zerſtören. Der Ungeſtüm des Meeres nöthigte ihn indeſſen, ſeine Truppen wieder einzuſchiffen, aber das Bombardement dauerte bis zum 27. Mai, bis wohin alle Vorräthe der Flotte erſchöpft waren. So großes Unglück, in Allem waren 10,000 Bomben abgeſchoſſen worden, ertrug die Republik mit jener Standhaftigkeit, die von den älteſten Zeiten her der Ligurer Erbtheil geweſen iſt, und ſie erwartete ſich eines zweiten Angriffs, als der Papſt Innocentius XI. ſeine Vermittelung eintreten ließ. Die Unterhandlung endigte mit dem zu Verſailles, am $\frac{2}{12}$. Febr. 1685 abgeſchloſſenen Vergleich. Vermöge der Hauptbedingung mußte der Doge J., von vier Senatoren begleitet, nach Frankreich gehen, um dem Könige zu eröffnen, wie ſehr die Republik bedauere, ſich ſein Misfallen zugezogen zu haben. Der Doge und ſein Begleiter erſchienen vor dem Könige in voller Amtstracht (15. Mai). Der Doge ſprach ſtehend, aber bedeckten Hauptes, während die Senatoren ihre Kopfbedeckung abgenommen hatten. Seine Rede, im Weſentlichen von Seignelay vorgeſchrieben, wurde von dem Könige mit Güte angehört, der Redner überhaupt mit vieler Artigkeit behandelt. Darin entſchlüpfte ihm auch jene bekannte Vergleichung des Königs und ſeiner Miniſter: „Der König feſſelt unſere Herzen durch die Weiſe ſeines Empfanges, aber ſeine Miniſter geben uns die Freiheit zurück." Von Seignelay befragt, was er am meiſten von den Merkwürdigkeiten von Verſailles bewundere, erwiederte J.: „daß ich mich hier ſehe." Nach dem ausdrücklichen Willen des Königs mußte ſeine Würde ihm verbleiben, obgleich nach dem Geſetze der Doge ihrer verluſtig wird, ſobald er die Stadt verläßt. Joſeph Renat J., geb. den 29. April 1651, wurde durch ſeinen Vetter, den Cardinal Laurentius J., nach Rom gezogen, und erhielt 1686 von Innocentius XI. das General-Schatzmeiſteramt der apoſtoliſchen Kammer, und am 23. Febr. 1690 von Alexander VIII. die Cardinalswürde, tit. S. Georgii. Gleich darauf ging er als Legat nach Ferrara, wo er, während eines ſechsjährigen Aufenthaltes auf jede Weiſe den Sinn für Wiſſenſchaft und nützliche Künſte zu wecken ſich bemühte. Mit dem J. 1696 kehrte er nach Rom zurück, wo er eine ſchöne Bibliothek ſammelte, häufig mit Gelehrten verkehrte, Protector des Auguſtinerordens, nachmals auch der reformirten Karmeliten, des Malteſerordens und des Königsreichs Irland wurde, und die Präfectur del buon governo erhielt. In dem Conclave von 1700 arbeitete er für den Cardinal Marescotti; ſeiner Bemühungen ungeachtet wurde aber Clemens XI. erwählt J., der zugleich ein heimlicher Anhänger der öſterreichiſchen Partei war, ſah ſich hierdurch von den Geſchäften ausgeſchloſſen, und erhielt volle Muße, ſich des Umganges mit ſeinen gelehrten Freunden zu erfreuen. Im J. 1703 ſtiftete er die Academie de Pizzardani, worin die ſtudirende Jugend in den Rechten und Gebräuchen der Kirche unterrichtet wird. Im J. 1708 nahm er Sitz in der außerordentlichen Congregation, die unterſuchen ſollte, ob Karl III. für einen rechtmäßigen König von Spanien zu halten ſei, und 1711 hatte er die Ehre, als Legatus a latere, dieſen Monarchen, bei deſſen Rückkehr aus Barcelona, in Mailand zu becomplimentiren, ein Umſtand, der vorzüglich gewirkt zu haben ſcheint, ihm den unverſöhnlichen Haß des ſpaniſchen Hofes zuzuziehen. Im J. 1720 war er Mitglied der zur Unterſuchung von Alberoni's angeblichen Vergehungen angeordneten außerordentlichen Congregation, und im J. 1721 mußte er den Papſt Innocentius XIII. erwählen helfen, nachdem er, abermals vergebens, den Cardinal Paolucci unterſtützt hatte. Im J. 1724 erſchien ihm, den der Cardinal Ottoboni und eine bedeutende Partei kräftig unterſtützten, die zuverſichtliche Hoffnung, ſich mit der dreifachen Krone ſchmücken zu dürfen, allein die beiden bourboniſchen Höfe gaben ihm die Excluſion, worauf der Cardinal Orſino als Benedict XIII. den päpſtlichen Thron beſtieg. Im J. 1726 trat J. aus der Ordnung der Cardinal-Diakonen aus, um unter dem Titel von S. Lorenzo und S. Lucina das Oberhaupt oder der Vorſteher der Cardinal-Prieſter zu werden. Er blieb aber ſtets in der Oppoſition und misbilligte gleich ſehr die Erhebung der Cardinäle Coscia und Bichi, das von Coscia ausgehende Finanzſyſtem, und die dem ſardiniſchen Hofe gemachten Bewilligungen. Im J. 1730 würde er unfehlbar zur päpſtlichen Würde gelangt ſein, wenn ihm nicht der Cardinal Bentivoglio im Namen der Krone Spanien, die auch ſpäter dieſen Schritt genehmigte, die Excluſion gegeben hätte. Bentivoglio glaubte hier die Gelegenheit gefunden zu haben, ſich an dem Excludirten zu rächen, daß dieſer, während ſeiner Legation in Ferrara, einen Verbrecher aus dem Hauſe Bentivoglio der Strenge der Geſetze überlaſſen hatte. Selbſt die franzöſiſchen Cardinäle erkannten des Bentivoglio Unrecht, und ſuchten ihn auf andere Gedanken zu bringen, allein ihre Vorſtellungen ſcheiterten an des Mannes Hartnäckigkeit, deren Folge die Erhebung des Cardinals Corſini, Clemens XII., war. J. ertrug auch dieſes Unrecht mit großer Faſſung, und fand dafür bei dem neuen Papſte die volle Anerkennung ſeiner Verdienſte. Es blieben ihm nicht nur alle ſeine wichtigen Ämter, z. B. die Prefetture del buon governo und della discipline reguliere, ſondern er wurde auch zu allen außerordentlichen Congregationen gezogen, namentlich zu denjenigen, welche ſich mit der Unterſuchung gegen den Cardinal Coscia, mit der polniſchen Wahlangelegenheit und mit der Verbeſſerung des Handels- und Fabrikweſens beſchäftigten. Er ſtarb den 15. Jan. 1737. Sein anſehnliches Vermögen fiel größtentheils an ſeinen Vetter, den alten Fürſten Imperiali-Francavilla, doch hatte er auch bedeutende Legate für andere Anverwandte und für milde Stiftungen ausgeſetzt. Seine reiche Bibliothek, eine der koſtbarſten, die je von einem Privatmanne zuſammengebracht worden, widmete der Cardinal dem öffentlichen Gebrauche, und der Fürſt von Francavilla erhielt den Auftrag, ſie zu ordnen, auch zu ihrer

Digitized by Google

Unterhaltung und Vermehrung eine Rente zu entrichten. Fontanini hat den Katalog dieſer Bibliothek, Romae, 1711, fol. geliefert; eine zweite Ausgabe des Katalogs, in italieniſcher Sprache, iſt ebendaſelbſt 1793 in zwei Octavbänden erſchienen. Des Cardinals Palaſt war für alle Gelehrte ein offenes Haus: er unterſtützte ſie mit ſeiner Börſe, ließ auf ſeine Koſten ihre Werke drucken, und empfahl ſie der Aufmerkſamkeit des Publicums. Beſonders viel hatten ihm Philipp de la Torre und Fontanini, welchen letztern er ſich zum Bibliothekar erwählt, zu danken. Des Cardinals Sendung an den Kaiſer und König Karl VI. hat Chiapponi beſchrieben, unter dem Titel: Legazione del card. Gius. Ren. Imperiali a Carlo III. re delle Spagne, l'an 1711. (Roma, 1712. 4°.) Des Cardinals Haupterbe, der alte Fürſt J. Francavilla, iſt auch als Landwirth und durch verſtändige Bemühungen um die Aufnahme ſeiner großen Beſitzungen in Terra d'Otranto merkwürdig. Zu einer Zeit, wo der Gedanke an landwirthſchaftliche Verbeſſerungen den Italienern noch unbekannt, bewohnte er ununterbrochen Francavilla oder Oria, die ausgedehnte Wirthſchaft unterlag ſeiner perſönlichen Leitung, ſeine Gefälle nahm er von den Unterthanen in Waaren, und Meiſter in der großen Kunſt alle ſeine Waaren mit Vortheil anzubringen, machte er bedeutende Gewinnſte, neben der Erleichterung, die er ſeinen Vaſallen in einem ſo geldarmen Lande zukommen ließ. Sein Sohn, Michael J., früher der Königin von Neapel Oberſthofmeiſter, bekleidete ſeit Junius 1753 die gleiche Stelle bei des Königs Hofſtaat, mit ſeinem Enkel aber iſt die ganze Linie ausgeſtorben, und ihre neapolitaniſchen Beſitzungen ſind der Krone anheimgefallen. In dem Königreiche Neapel kann nämlich kein Collateralerbe über den dritten Grad der Verwandtſchaft ein Lehengut erben. — Cosmus J., geb. zu Genua den 24. April 1685, ſuchte unter des Cardinals Joſeph Renat J. Auſpicien, Beförderung in Rom, konnte aber erſt unter Benedict XIII. zu einem kleinen Gouvernement gelangen. Clemens XII. ertheilte ihm, Junius 1732, jenes von Viterbo, welches er nachmals mit dem gleichen Amte in Perugia und 1738 in Macerata vertauſchte. Benedict XIV. verlieh ihm das durch Simonetti's Beförderung erledigte, wichtige Gouvernement der Stadt Rom, womit die Stelle eines Vicekämmerlings der römiſchen Kirche verknüpft iſt. Er nahm davon den 17. April 1747 Beſitz und begleitete ſein Amt mit großem Ruhm bis zu ſeiner Aufnahme in das Cardinals-Collegium, die am 26. Nov. 1753 vor ſich ging. Am 29. Nov. empfing er den Hut und am 10. Dec., an dem Tage, wo ihm der Mund geöffnet wurde, den Prieſtertitel von S. Clemens, den er nachmals mit dem von S. Cäcilia vertauſchte. Die Republik Genua ernannte ihn zu ihrem Protector bei dem päpſtlichen Hofe, und in der Krankheit Benedict's XIV., December 1756, wurde er öffentlich als einer der papſtmäßigen Cardinäle genannt, ohne daß er jedoch in dem Conclave von 1758 in Vorſchlag gekommen wäre. Clemens XIII. bediente ſich ſeiner vielfältig, jedoch ohne ſonderlichen Erfolg, in den Verhandlungen mit der Republik Genua, die durch die Abſendung eines apoſtoliſchen Viſitators nach Corſica, 1760, veranlaßt worden. Cosmus ſtarb zu Rom, den 10. Oct. 1764. — Keyßler meint, was die angenehme Ausſicht eines Eigenthumsherrn betreffe, ſo würden es wenige Häuſer in Städten dem Palaſte Imperiali in Campetto zu Genua zuvorthun, indem er in zwei dazu gehörige Straßen ſehe, und der Beſitzer deſſelben aus einem Fenſter und in einem kleinen Bezirke einen Platz, der ihm jährlich 100,000 Livres einbringe, in Augenſchein nehmen könne. Der nämliche Reiſende rühmt auch die Villa Imperiale in der Vorſtadt S. Pietro d'Arena, mit ihren Gartenanlagen, ungeheuern Cypreſſen, Statuen, Fontainen, Teichen, einem Thiergarten u. ſ. w. Es iſt das die Villa, welche zweimal von der Kaiſerin, Gemahlin Karl's VI., bewohnt worden. (*v. Stramberg.*)

Imperial-Papier, eine Art ſehr großen Papieres, ſ. unt. Papier.

Imperialis *Juss.*, ſ. Fritillaria.

IMPERIAL-WASSER (Aqua imperialis, Aqua Fioravantae) wird ein von dem italieniſchen Arzte Fioravanta erfundenes Schminkwaſſer genannt, welches auf folgende Art verfertiget wird und bei vielen Damen ſehr beliebt iſt. Man nimmt guten, ſtarken, reinen Kornbranntwein, oder auch weißen Franzwein, 35 Pfund; Pimpinell und ſüße Mandeln, von jedem 4 Loth; Myrrhen, Maſtix, Storax, Weihrauch, Benzoe und arabiſches Gummi, von jedem 2 Loth; und wenn man es wohlriechend haben will, einige Gran Biſam oder Ambra, macht alles zu Pulver, thut es in den Branntwein oder Wein, läßt es einige Tage digeriren und zieht es hierauf über einen gläſernen Helm ab. Das Deſtillat hat zwar Anfangs eine etwas trübe Beſchaffenheit, wird aber durch ruhiges Stehen in kurzer Zeit hell und klar. Es gibt noch andere Vorſchriften von Junker, Schröder u. ſ., welche in den verſchiedenen Zuthaten von einander abweichen. Werden z. B. ſtatt obiger Ingredienzien Zimmet, Muskatnuß, Citronenſchalen, Nelken, Kalmus, Salbei, Lavendel, Violwurz und beſonders Rosmarin u. dgl. mit weißem Weine, Franzbranntweine, oder auch mit Waſſer (Roſenwaſſer) übergetrieben; ſo erhält man ein Deſtillat, deſſen ſich die Frauen nicht nur äußerlich als Schönheitsmittel, ſondern auch innerlich gegen Schwindel und hyſteriſche Anfälle mit Vortheil bedienen können. (*Fr. Thon.*)

Imperio, ſ. Imperiale.

Imperiosus (Beiname des T. Manlius), ſ. Manlius.

IMPERIUM. Dieſer Ausdruck kommt namentlich auch im juriſtiſchen Sinne unter ſehr verſchiedenen Bedeutungen vor. Er bezeichnet nämlich: 1) überhaupt den Inbegriff der Vorrechte, die von der höchſten Staatsgewalt als ſolcher in einem Lande geltend gemacht werden; alſo das „Regierungsrecht der höchſten Staatsgewalt." 2) Den Inbegriff der Geltung, Macht und Amtswürde, welche den höhern Magiſtratsperſonen zukommt. In dieſem Sinne hat das Wort imperium im römiſchen Rechte eine eigene techniſche Beziehung, und dient zum Unterſcheidungsmerkmale der Magistratus majores, qui imperium habent, von den Magistratibus minoribus, quibus imperium non est concessum, oder penes quos non est imperium. 3) Die öffentliche amtliche

Digitized by Google

Stellung der höheren Magiſtratsperſonen, z. B. der Prätoren; von welchen man ſagte: deponunt imperium, wenn ſie in den Privatſtand zurücktraten. 4) Die „executive Gewalt" der höheren Magiſtratsperſonen, im Gegenſatze zu der bloßen richterlichen oder geſetzgebenden Gewalt. In dieſem Sinne wurden zur Unterſcheidung dieſer beiden Gewalten mitunter die Worte imperium und magistratus einander ſo entgegengeſetzt, daß man von einer und derſelben Perſon ſagte: fuit tam in imperio, quam in magistratu[1]). 5) Im engſten Sinne: die vollziehende Gewalt bei der Handhabung des Rechts; in welcher Bedeutung man ſagt: imperium est ejus, qui jus dicit, und dabei das jus dicere (die Fürſorge für die Handhabung des Rechts) dem jurisdictionem exercere (der geſetzmäßigen Entſcheidung über Rechtsangelegenheiten) gegenüberſtellt.

Bei dieſer engſten Bedeutung des Wortes imperium unterſcheidet man aber wieder zwiſchen imperium merum und imperium mixtum. Das imperium merum wird auf die Handhabung der peinlichen Gerichtsbarkeit (jus quaestiones instituendi) bezogen und begreift namentlich das jus gladii in ſich; das imperium mixtum dagegen betrifft blos die allgemeine Civilgerichtsbarkeit (potestatem juris dicendi). Letzteres wird mixtum genannt, weil es zugleich in das Gebiet der jurisdictio hineinſtreift, und alſo den Charakter nicht „rein" behauptet, welcher eigentlich dem imperium zukommt; das erſtere dagegen heißt ebendeshalb merum imperium, weil es ſeine eigenthümliche Stellung als ſolche behauptet.

Die eben angeführten Grundſätze ſind zwar nicht als völlig unbeſtritten anzuſehen, ſie enthalten jedoch die Summe deſſen, was als Hauptreſultat der oft ſchwankenden Quellenanſichten des römiſchen Rechts über dieſen Gegenſtand betrachtet werden kann. Mehre beſondere Unterſuchungen über dieſen Gegenſtand ſind deshalb misrathen, weil ihre Urheber aus einzelnen Fällen zu viele allgemeine Grundſätze abgeleitet haben[2]).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

Impero (geogr.), ſ. Imperiale.

Impersonalia, ſ. unt. Verbum.

IMPERSONALRECHNUNG heißt die in größern Handlungen zur Erleichterung der Überſicht des Geſchäfts über das Waarenlager, die Caſſe, das Grundeigenthum und ähnliche wichtige Gegenſtände eigends angelegte Rechnung. Ihr Name iſt dadurch, daß ſie ſich nicht auf Perſonen bezieht, entſtanden. (*R.*)

IMPERTINENTES ARTICULI. Hierunter verſteht man beim gerichtlichen Verfahren ſolche Fragſtücke, welche als nicht zur Sache gehörig betrachtet und daher von einem aufmerkſamen Gegner ſtets zurückgewieſen werden. Schlechte Advocaten bedienen ſich oft vorſätzlich ſolcher Artikel, um das Verfahren in die Länge zu ziehen, oder den Gegner zu verwirren, und da bei der Verhandlungsmaxime die Connivenz der richterlichen Behörden auch in dieſem Puncte nur zu groß zu ſein pflegt, ſo läßt ſich wol behaupten, daß ein guter Theil der unnöthigen Weitläufigkeiten beim gewöhnlichen teutſchen Gerichtsverfahren auf die Zulaſſung ſolcher Artikel ſich ſtütze *).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

IMPETIGO bezeichnet einen krankhaften Zuſtand der Haut; nur wird das Wort bald in weiterem, bald in engerem Sinne gebraucht. In den Schriften der griechiſchen Ärzte, gibt man an, werde das, was die Römer Impetigo nannten, mit λειχὴν bezeichnet. Galenus in den Definitiones medicae ſagt: λειχὴν ἐστι τραχύτης ἐπιφανείας μετὰ πολλοῦ κνησμοῦ. (Ed. *Kühn* T. XIX. p. 428.) In dieſer Definition (Rauhigkeit der Haut mit vielem Jucken) wird nichts von einer Secretion der kranken Hautſtelle erwähnt. Dies geſchieht aber an einer andern Stelle, und wir dürfen daraus ſchließen, daß Galenus ſelbſt keinen ganz beſtimmten Begriff mit dem Worte λειχὴν verband. Er ſagt nämlich in dem Commentar zu *Hippocratis* libr. 3 de alimento: ἐστι ὁ λειχὴν πάθος τοῦ δέρματος· διττὸν δὲ εἶδος λειχῆνος, ὁ μὲν ἥμερος καὶ πρᾳότερος, ὁ δὲ ἄγριος καὶ χαλεπώτερος· ἀφίσταται δὲ καὶ ἐπὶ τούτων καὶ αἱ λεπίδες τοῦ δέρματος καὶ ὑπὸ τὰς λεπίδας τόπος ἐρυθρότερος καὶ ἐγγὺς ἡλκωμένου φαίνεται. (Ed. *Kühn* T. XV. p. 348.) Ganz daſſelbe wird auch in dem dem Galen zugeſchriebenen Buche Introductio s. *Medicus* (ib. T. XIV. p. 757) wiederholt. In dieſen zwei Stellen iſt das, was wir jetzt als Genus impetigo bezeichnen, nicht zu verkennen. Unrichtig iſt es aber offenbar, wenn Jourdan im Dictionnaire des Sciences médicales T. 24. p. 144 behauptet, die Griechen hätten jeden kruſtenartigen, trocknen, feſtſitzenden Hautausſchlag λειχὴν genannt. Die römiſchen Ärzte gebrauchen das Wort lichen in dem Sinne der zuerſt angeführten Stelle von rauhen, trocknen, borkigen Ausſchlägen; ſie gebrauchen aber auch daneben das Wort Impetigo für Formen von Hautkrankheiten, die ſich unter den Galen'ſchen Begriff λειχὴν an den letztgenannten Stellen unterordnen laſſen. Celſus (Lib. V. cap. 28. §. 17. p. 205. edit. *Ritter* et *Albers*) unterſcheidet vier Arten von Impetigo. Die erſte krätzenähnliche Form gehört offenbar zu dem jetzigen Genus impetigo; die drei andern dagegen ſind wol Formen vom Lepra und Psoriasis. Bei dieſer Unbeſtimmtheit des Begriffes impetigo kann es nicht auffallen, wenn man das Wort nicht mehr zur Bezeichnung eines Krankheitsgenus, ſondern zur Bezeichnung der ganzen Familie der Hautkrankheiten zu benutzen anfing. So belegt Pet. Frank alle chroniſchen Hautkrankheiten mit dem Namen Impetigines, und hierin iſt ihm neuerer Zeit Schönlein gefolgt, der aber das Wort außerdem auch noch für ein beſtimmtes Genus von Hautkrankheiten gebraucht.

In den neuern noſologiſchen Syſtemen verſteht man

1) Vgl. z. B. Sueton in Vita Jul. Caes. c. 54. 2) Cf. *Alard van Kuyck*, Disp. jur. de imperio mero et mixto. (Traj. ad Rhen. 1697. 4.) *J. L. Albrecht*, De mero imperio. (Lips. 1751. 4.) *C. A. F. Berger*, De iis, qui apud Romanos cum mero imperio erant. P. I. De iis, qui sub regibus cum mero imperio erant. (Lips. 1828. 4.)

*) Vgl. über dieſen nicht unwichtigen Gegenſtand die Abhandlung von *J. A. Reichardt* — resp. *C. H. Domrich* — Quatenus articulorum impertinentia ante definitivam sententiam consideranda sit? (Jen. 1767. 4.)

Digitized by Google

unter Impetigo jene Formen von Hautausſchlägen, die in Willan's Syſteme der Hautkrankheiten darunter verſtanden werden. Impetigo (feuchter, näſſender Grind; Dartre crustacée, Lepre humide; humid scall, running scall) gehört bei Willan zur Ordnung der Pustulae; in Schönlein's, auf botaniſchen Merkmalen fußender Eintheilung gehört ſie zur Gruppe Herpes, die ſich durch die Entwickelung mehrer krankhafter Hautproductionen (Früchte) auf einer gemeinſamen pathologiſch umgeänderten Hautſtelle (Pericarpium) charakteriſirte Puſteln ſind nach Willan Erhebungen der Oberhaut, mit entzündeter Baſis und mit Eiter unter der erhobenen Haut; ſie zerfallen nach Größe, Form, Inhalt, in Phlyzacium, Psydracium, Achor und Favus, die aber freilich durch keine ſcharfen Grenzen von einander getrennt ſind.

Willan ſtellt nun folgenden Charakter der Impetigo auf: eine Eruption gelber, juckender Puſteln, die in Gruppen erſcheinen und mit einer gelben, dünnen, ſchuppigen Borke endigen. — Die Hautſtelle, auf welcher die Puſteln entſtehen, iſt dunkelroth gefärbt, ins Violette, Purpurrothe ſpielend. Die Puſteln ſind klein, nur wenig über die Haut erhoben, an der Baſis nicht ganz kreisrund, gehören alſo zu der als Psydracium bezeichneten Art. Der Ausſchlag iſt fieberlos, ohne Contagioſität, nach Willan auch nicht einmal durch Inoculation mittheilbar. Er kann an allen Stellen des Körpers vorkommen, wenngleich hauptſächlich an den Extremitäten. Selten geht dem Ausſchlage ein Gefühl von Mattigkeit, Kopfſchmerz vorher; öfter eine Störung der Digeſtionsorgane. Eine Erſcheinung, die bei der Eruption wol nie fehlt, iſt ein mehr oder weniger heftiges ſchmerzhaftes Brennen.

Über die einzelnen Species vom impetigo herrſcht bei den Pathologen keine Übereinſtimmung. Willan und Bateman unterſcheiden fünf Arten, nämlich Impetigo figurata, sparsa, erysipelatodes, scabida, rodens; Schönlein nimmt nur Impetigo figurata, sparsa und rodens als beſondere Arten an, was mir am richtigſten zu ſein ſcheint; endlich Cazenave und Schedel, ebenſo Rayer nehmen nur zwei Hauptformen an, nämlich Impetigo figurata und sparsa.

1) Impetigo figurata (Dartre crustacée flavescente *Alibert*; figured scall, herpetic scall), die häufigſte Art des feuchten Grindes, befällt hauptſächlich junge Perſonen, namentlich Individuen des weiblichen Geſchlechts mit lymphatiſcher Conſtitution und zarter Haut. Sie entſteht an den Extremitäten, namentlich den obern, aber auch am Halſe, im Geſichte, namentlich an der Wangenhaut, an den Lippen, an den Naſenflügeln. Entſteht ſie im Geſichte, ſo findet der Arzt aus leicht begreiflichen Gründen am leichteſten Gelegenheit, den Verlauf des Ausſchlags zu beobachten. Man bemerkt zunächſt auf der Geſichtshaut einen röthlichen Fleck, oder auch mehre, die von einander getrennt ſind, gewöhnlich eine kreisrunde Form haben, bald an Röthe zunehmen, von einem entzündeten Rande umgeben ſind; damit verbindet ſich ein heftiges Jucken und meiſtens auch ein ſtarkes Brennen. Dieſe Flecken erheben ſich etwas und bedecken ſich mit dichtgedrängten kleinen gelblichen Puſteln. Nach 2—3 Tagen, ſelbſt wol früher, berſten die Puſteln unter Entleerung einer gelblichen, dünnen, ichoröſen Flüſſigkeit. Es bilden ſich daraus allmälig hellgelbliche, auch wol ins Grünliche ſpielende Kruſten, die halbdurchſcheinend, riſſig, leicht zerreiblich ſind. Unter dieſen Kruſten erſcheint die Haut wie von kleinen Löchern durchbohrt, die den geplatzten Puſteln entſprechen. Das Ausſickern der beſchriebenen Flüſſigkeit aus denſelben dauert fort und dadurch werden die Kruſten allmälig dicker. Die ganze Hautſtelle unter den Kruſten iſt lebhaft geröthet. Auch der Rand um die Kruſten iſt geröthet, und hier finden ſich wol kleine noch nicht geborſtene Puſteln. An den obern Extremitäten entwickelt ſich die Impetigo figurata gewöhnlich auf kreisrunden Flecken, an den untern auf größern mehr ovalen Flecken. Das Vorkommen an den untern Extremitäten findet mehr bei alten Leuten ſtatt, und die Stellen gehen hier auch leichter in Fußgeſchwüre über. — Wirkt nun keine beſondere Schädlichkeit ſtörend auf den Verlauf des Ausſchlags ein, ſo verſchwindet er bei ſonſt geſunden, kräftigen Individuen innerhalb 2—4 Wochen. Das Brennen und Jucken, ebenſo die Secretion, mindern ſich allmälig bis zum gänzlichen Verſchwinden, die Borken trocknen immer mehr ein und trennen ſich in unregelmäßigen Stücken ab. Die Haut unter den abgefallenen Borken erſcheint noch roth und etwas aufgetrieben; ſie iſt mit einer zarten, geſpannten, leicht aufſpringenden Epidermis bedeckt, und es erfolgt auf ihr leicht eine neue Puſtel- und Borkenbildung. Bei fortſchreitender Heilung ſenkt ſich die Hautſtelle, und zwar von der Mitte aus, ſodaß ein ringförmiger Rand durch ſtärkere Röthung und ſtärkeren Glanz als der noch zumeiſt krankhafte Theil erſcheint. Die Haut bleibt übrigens nach dem Abfalle der Borken noch einige Wochen lang roth, glänzend und zart. Nicht ſelten erfolgt vor vollendeter Heilung eine neue Eruption von Puſteln, wenn örtliche oder conſtitutionelle Schädlichkeiten einwirken, und dann kann das Übel längere Zeit, ſelbſt Jahre lang, andauern. In manchen Fällen iſt der Verlauf ſo, daß die zuerſt ergriffene Stelle von der Mitte aus ſich der Heilung nähert, während im Umfange noch ringförmig geſtellte neue Puſteln entſtehen, die den gewöhnlichen Verlauf nehmen, ſodaß eine Ähnlichkeit mit Herpes circinatus entſteht.

2) Impetigo sparsa (scattered running scall) hat den Namen davon erhalten, daß die dicht gedrängten Puſteln nicht auf einer begrenzten größeren oder auf mehren Hautſtellen ſtehen, ſondern ohne alle Regelmäßigkeit an einer Körperſtelle oder auch an mehren gleichzeitig ſich entwickeln. Das Geſicht, die Ohren, der behaarte Theil des Kopfs, der Hals, die Extremitäten, beſonders die untern, bilden den Herd für die Entwickelung dieſer Impetigoform. Die entzündeten Hautſtellen ſind nicht kreisrund, ſondern unregelmäßig; die zwiſchen ihnen liegende Haut iſt nicht geſund, ſondern roth und glänzend. Entwickelung und Verlauf der Puſteln, Borkenbildung und Abheilung ſind im Weſentlichen wie bei Impetigo figurata; nur iſt das Übel meiſtens hartnäckiger. Jucken, Brennen und Schmerz beim Ausbruche der Puſteln ſind meiſtens heftiger. Wie die Impetigo figurata ſchwerer

Digitized by Google

heilt, wenn ſie an den untern Extremitäten ſitzt, ſo gilt dies im Allgemeinen von der Impetigo sparsa, die häufiger an den untern Extremitäten vorkommt, und noch dazu bei ältern Perſonen. Es wiederholt ſich hier leicht die Eruption neuer Puſteln; das Übel dringt auch wol in die Tiefe, daß ſich das Zellgewebe verhärtet und verdickt, oder ödematös wird; oder der Ausſchlag geht in einen geſchwürigen Zuſtand über. Die Impetigo sparsa verſchwindet wol im Frühjahre, kehrt aber im Herbſte wieder; Impetigo figurata verſchwindet dagegen leichter während des Winters und kehrt im Frühjahre wieder.

3) Impetigo rodens. Auch hier bildet ſich ein dunkler Fleck, auf welchem Puſteln aufſchießen, die bald platzen. Die Entleerung des Secretums aus der freien Fläche oder unter einer dicken, grünen oder bräunlichen Borke iſt andauernd; außer der Haut werden aber auch das unterliegende Zellgewebe, die Muskeln, an den Naſenflügeln ſelbſt die Knorpel in den Bereich der Zerſtörung gezogen, wodurch das Übel den Verdacht der krebsartigen oder ſyphilitiſchen Natur erweckt. Es ſind die heftigſten Schmerzen damit verbunden. Nach Willan würde Impetigo rodens gewöhnlich an der Seite der Bruſt oder des Rumpfes beginnen; nach Schönlein kommt ſie am häufigſten neben den Naſenflügeln vor, ſeltener an den Brüſten, und zwar beſonders bei Frauen vor der Pubertät und in der Involutionsperiode. Es iſt ein ſelten vorkommendes Übel; Bateman z. B. ſah es niemals.

Willan und nach ihm Andere unterſcheiden nun noch, wie erwähnt, als beſondere Formen Impetigo erysipelatosa und scabida.

Impetigo erysipelatodes beſchreibt Willan folgendermaßen: Sie bietet beim Beginn faſt die gewöhnlichen Erſcheinungen von Eryſipelas dar, nämlich Röthe und gedunſene Anſchwellung des obern Theils des Geſichts, mit Ödem der Augenlider, und iſt während zwei oder drei Tagen von leichten febriliſchen Symptomen begleitet. Aber bei genauerer Unterſuchung findet man ſtatt der gleichmäßigen Glätte des Eryſipelas, daß die Oberfläche eine leichte Unebenheit zeigt, als ob ſie undeutlich papulös wäre, und in einem oder zwei Tagen manifeſtirt ſich der wahre Charakter der Krankheit durch die Eruption vieler pſydraciſcher Puſteln auf der entzündeten und angeſchwollenen Haut, ſtatt der großen und unregelmäßigen Blaſen von Eryſipelas. Dieſe Puſteln erſcheinen zuerſt unter den Augen, bedecken aber bald den größern Theil des Geſichts und erſtrecken ſich zuweilen bis zum Hals und der Bruſt; ſie ſind von einem beſchwerlichen Gefühl von Hitze, Schmerz und Jucken begleitet. Brechen ſie auf, ſo entleeren ſie eine hitzige und ſcharfe Flüſſigkeit, welche die Irritation und Excoriation der Oberfläche vermehrt. In dieſem ſchmerzhaften Zuſtande bleibt das Geſicht zehn oder vierzehn Tage, worauf die Abſonderung ſich zu vermindern anfängt und ſich zu dünnen, gelblichen Borken verdickt. In den Zwiſchenräumen der Borken erheben ſich jedoch von Zeit zu Zeit friſche Puſteln mit erneuerter Hitze und Schmerz, entleeren ſich darauf, eitern und bilden Borken, wie die früheren. So dauert das Übel hartnäckig und beſchwerlich eine unbeſtimmte Zeit hindurch fort, von einem bis zwei oder drei Monate, und hinterläßt zuletzt die Oberhaut in demſelben trocknen, rothen und ſpröden Zuſtande, welcher nach den andern Formen von Impetigo zurückbleibt. Die Conſtitution leidet kaum während des Verlaufs der Krankheit, und iſt bei dem Anfange weit weniger geſtört, als bei Eryſipelas. Die Verwandtſchaft des Übels mit Impetigo beſtätigte ſich in manchen Fällen dadurch, daß während ſeines Verlaufs an den Extremitäten andere Formen des Ausſchlags vorkamen, die ſich in der That bisweilen über die ganze Oberfläche von Kopf bis zu den Füßen verbreitete. — Man muß wol den franzöſiſchen Pathologen beiſtimmen, die hierin keine beſondere Form ſehen, ſondern nur eine gewöhnliche Impetigo mit ſtärkerem inflammatoriſchen Charakter der Haut.

Impetigo scabida (crusted running scall). Die Entwickelung des Ausſchlags iſt hier mit ſehr heftigem Brennen und Jucken verbunden, und der Ausſchlag entwickelt ſich auf einer umfangreicheren Hautſtelle, z. B. vom Ellenbogen bis zum Handgelenke, oder am ganzen Unterſchenkel. Die Bildung der Borken beginnt erſt ſpäter in der dritten oder vierten Woche. In der großen Kruſte entſtehen dann Riſſe und Spalten, wodurch ſie der Rinde eines Baumes ähnelt; aus den Riſſen ergießt ſich Flüſſigkeit, die zu neuen Schichten gerinnt, ſodaß die Kruſte ſehr dick und dunkelbraun wird. An den untern Extremitäten iſt das Übel beſonders heftig und hartnäckig; es verbindet ſich hier leicht mit Ödem oder geht allmälig in Ulcerationen über. Das Übel erſtreckt ſich bisweilen bis auf die Zehen und Finger, und veranlaßt wol ſelbſt ein Abfallen der Nägel, die dann dick, unregelmäßig und wulſtig wieder nachwachſen. — Es beſteht hier wol nur eine extenſiv und intenſiv ſtärkere Entzündung der Haut, als bei der gewöhnlichen Impetigo. Daher wird auch das Secretum abgeändert, nämlich mehr ichorös, ſodaß es erſt ſpäter zur Kruſtenbildung kommt. Die Krankheit hat deshalb einen längeren Verlauf, zumal, da ſie beſonders bei alten geſchwächten Individuen vorkommt.

Diagnoſe der Impetigo. Man muß die verſchiedenen Zeiträume des Übels, die Puſtelbildung, die Kruſtenbildung, den Zuſtand der Haut nach dem Abfallen der Borken ins Auge faſſen. Im Stadium der Puſtelbildung kann eine Verwechſelung mit Porrigo ſtattfinden. Letztere erſcheint aber vorzugsweiſe am Kopfe, ſowie bei Kindern; der Inhalt der Puſteln iſt dick und geht ſchnell in Kruſten über, ſodaß man faſt keine Flüſſigkeit bemerkt; bei Impetigo hält erſt der Ausfluß einer dünnen, ichoröſen Flüſſigkeit an, ehe es zur Kruſtenbildung kommt. Entſteht die Impetigo am Kinn, ſo kann ſie mit Mentagra verwechſelt werden; bei letzterer ſtehen aber die Puſteln nicht ſo dicht gedrängt, und ihr Inhalt iſt weniger liquid und ichorös. Bei der Impetigo figurata entſtehen zwiſchen den Puſteln, zumal an den obern Extremitäten, oftmals durchſichtige Vesiculae, und dann kann man ungewiß ſein, ob das Übel Impetigo oder Eczema iſt. In der That ſcheint auch in dieſer Weiſe ein Übergang zwiſchen dieſen beiden Hautübeln ſtatt zu finden, und eine Form des letztern hat man mit dem Na-

Digitized by Google

men Eczema impetiginodes belegt. Theoretiſch würde das unterſcheidende Merkmal darin beſtehen, daß bei Eczema die Grundbildung in Vesiculae beſteht, bei Impetigo in Pustulae; allein in der Wirklichkeit iſt dies oftmals ſehr ſchwer zu erkennen. Auch verdient wol Plumbe's Bedenken Rückſicht, welcher glaubt, in der erſten Periode der Impetigo ſei das Wort Puſtel, womit man ihr vorzügliches Kennzeichen bezeichnet, unpaſſend, indem die Flüſſigkeit der Bläschen durchſichtig iſt, obwol die Trübung binnen einigen Stunden erfolgt. Entſtehen übrigens bei Impetigo neben und zwiſchen den Puſteln Vesiculae, dann iſt das Jucken und Brennen des Ausſchlags heftiger, als bei reiner Impetigo; damit iſt aber ebenfalls ein Übergang zu Eczema gegeben. Auch mit Scabies könnte wol Verwechſelung vorkommen. Dieſe hat aber Vesiculae, der Ausſchlag ſteht auf keiner gemeinſchaftlichen Baſis, iſt nur von Jucken, nicht von Brennen und Schmerz begleitet, die geborſtenen Bläschen ſondern keinen reichlichen Ichor ab. Die puſtulöſe Form der Scabies aber unterſcheidet ſich durch die anſehnliche Größe der Puſteln, die mit einem dicken, gelben Eiter gefüllt ſind. Im Zeitraume der vollendeten Kruſtenbildung kann Verwechſelung mit den ſchuppigen Hautausſchlägen, namentlich mit Pſoriaſis und Lepra, ſtattfinden. Die vorgängige Entleerung einer Flüſſigkeit, ehe es zur Kruſtenbildung kam, unterſcheidet aber beſtimmt die Impetigo. Dieſes zuletzt genannte Moment wird auch anamneſtiſch die Impetigo noch erkennen laſſen, nachdem die Kruſten abgefallen ſind, und die Haut nur noch geröthet und riſſig erſcheint. Auch findet in den Narbenſtellen von Impetigo keine Ablagerung eines gelblichen oder bräunlichen Pigments ſtatt, wie häufig bei ſyphilitiſchen Flecken.

Die Ätiologie der Impetigo iſt im Ganzen wenig aufgehellt; das Wichtigſte iſt, daß ſie nicht durch ein Contagium entſteht. Das ſanguiniſche und lymphatiſche Temperament, einen gedunſenen Habitus, mit weicher, dünner Haut, bezeichnet man als prädisponirende Momente. Daß die Jahreszeiten darauf von Einfluß ſind, die Impetigo figurata mehr im Frühjahre, die Impetigo sparsa mehr im Winter auftritt, wurde ſchon bemerkt. Störungen des Digeſtionsapparates führt man als veranlaſſende Urſache von Impetigo an, und der Umſtand, daß ſie bei der Dentition, bei der erſten wie bei der zweiten, nicht ſelten vorkommt, ſcheint dafür zu ſprechen. Wenigſtens ſind nicht ſelten neben der Impetigo Digeſtionsbeſchwerden zugegen, zumal bei der Impetigo sparsa an den untern Extremitäten alter Perſonen. Schlechte Wohnung, ſchlechte Nahrung, Decrepidität begünſtigen ebenfalls die Impetigoentwickelung. Störungen der Menſtruation ſollen nach Schönlein der Impetigo rodens zu Grunde liegen. Heftige Körperanſtrengungen, Unmäßigkeit, Temperaturwechſel, deprimirende Affecten, beſonders Furcht und Kummer, führt man auch als veranlaſſende Momente der Impetigo an. Ferner wird ſie durch örtliche Hautreize erzeugt. Dieſe Art iſt die ſogenannte Gewürzkrämerkrätze an den Händen und Fingern derjenigen, welche in Zucker arbeiten, die ſogenannte Maurerkrätze an den nämlichen Theilen als Folge der reizenden Einwirkung des Kalkes, die indeſſen oftmals mehr zu Eczema gehören. Auch an den Händen der Bäcker entwickelt ſich Impetigo nicht ſelten. Endlich ſetzen andere Hautausſchläge manchmal in Impetigo um, namentlich der Lichen agrius.

Die Prognoſe iſt im Allgemeinen günſtig. Die Krankheit iſt, mit Ausnahme der Impetigo rodens, ohne Gefahr; allein wegen des Juckens und ſchmerzhaften Brennens, welches den Schlaf raubt, iſt ſie unangenehm, und in den chroniſchen Formen, ſowie bei alten geſchwächten Individuen iſt ſie oftmals recht langwierig. Rayer beobachtete bei einer Frau den Fall, daß während jeder Schwangerſchaft Impetigo entſtand, die ſich durch kein Mittel beſeitigen ließ, und nach der Niederkunft immer von ſelbſt heilte.

Die Cur beſteht theils in einer innerlichen, theils in einer topiſchen Behandlung.

Liegen Störungen beſonderer Functionen, z. B. der Verdauung, der Menſtruation, zu Grunde, ſo ſind innerlich die geeigneten Mittel anzuwenden; alſo im erſtern Falle Diät, kühlende, gelind abführende Salze; im letztern Falle Emmenagoga. Gegen den Ausſchlag ſelbſt empfiehlt Willan innerlich Schwefel in mäßigen Gaben. Bei chroniſch inveterirten Formen ſind Holztränke und Alterantia paſſend. Statt der Alterantia empfiehlt Anthony Todd Thomſon die jeweilige Anwendung des Calomels zu 5—8 Gran vor Schlafengehen und eines Draſticum am folgenden Morgen. Man hat ferner die Mineralſäuren bei hartnäckigen Formen empfohlen; namentlich rühmt Rayer die Salpeterſäure, zu ¼ Drachme täglich, in einem ſchleimigen Vehikel, nebſt interponirten warmen Bädern. Bei hartnäckigen Fällen hat man ſelbſt den Arſenik innerlich gegeben.

Die örtliche Behandlung iſt nach den Stadien und nach der Form des Ausſchlags verſchieden. Iſt die Hautentzündung heftig, z. B. bei Impetigo erysipelatosa, dann ſind örtliche oder ſelbſt allgemeine Blutentziehungen paſſend Sitzt der Ausſchlag an behaarten Theilen, ſo iſt es vor Allem zweckmäßig, die Haare abzuſcheren. Gegen das heftige Jucken und Brennen dient die Abhaltung jeder Reizung durch Kleider, durch Reiben, durch Seifenwaſſer und die Anwendung erweichender, ſchleimiger Mittel (Milch, Rahm, Kleienbäder) oder narkotiſcher Umſchläge (Capita papaveris, Cicuta, Belladonna u. ſ. w.). Nach Willan ſoll der Schmerz bei Impetigo rodens nur durch Opium gemildert werden können. Thomſon empfahl als reizminderndes örtliches Mittel die Blauſäure in folgender Formel:

℞ Acid. hydrocyan. ʒjv
Aq. destill. ℥vjj
Alcohol. ʒjv.

Dieſer Miſchung fügte er ſpäter noch 16 Gran Bleizucker zu. Sie ſoll nicht nur den Reiz leicht beſeitigen, ſondern auch die Haut zur Rückkehr zur geſunden Thätigkeit disponiren. Plumbe ſtimmt dieſem Lobe nicht ganz bei, und gewiß iſt die Menge der Blauſäure viel zu groß, wenn das Waſſer auf einer größern Hautſtelle angewendet wird. Iſt der Ausſchlag ſehr näſſend, dann iſt wol

Digitized by Google

eine Blei- oder Zinkſalbe, oder eine ſchwache Alaunauflöſung paſſend; nur erfodern ſolche austrocknende Salben oftmals Vorſicht. Denn ſehr richtig iſt Rayer's Bemerkung, daß, wenn bei zarten Kindern acute Impetigo am behaarten Kopfe entſteht, zumal während der Dentition, die Behandlung ſich oftmals blos auf Sorge für Reinlichkeit beſchränken ſollte, wenn ſich der allgemeine Geſundheitszuſtand während der Eruption beſſert; daß ferner der impetiginöſe Ausſchlag oftmals ein Ableitungsmittel für veraltete, hartnäckige Übel iſt. Iſt der Ausſchlag hartnäckiger, dann wendet man rothen oder weißen Präcipitat, oder ſalpeterſaures Queckſilber in Salbenform an; nur wird der Merkur manchmal gar nicht vertragen, beſonders dann, wenn der Ausſchlag mit häufigen Bläschen verbunden iſt. In dieſem Falle bekommen manchmal alkaliniſche Bäder gut. Sehr wirkſam ſind ferner die natürlichen oder auch die künſtlichen Schwefelbäder. Bateman empfiehlt auch warme Seebäder mit darauf folgenden Bädern in offener See. Alibert empfahl Waſchungen mit Jodſchwefel. In hartnäckigen Fällen hat man ſelbſt die Cauteriſation der ganzen impetiginöſen Stelle mittels eines Blaſenpflaſters empfohlen. Rayer wandte an den untern Extremitäten, bei Impetigo scabida, mit Ödem, Varices u. dgl., mit Erfolg die Compreſſion an. Im Zeitraume, wo die Kruſte ganz gebildet und die Secretion unbedeutend iſt, namentlich bei Impetigo scabida, iſt das Ablöſen der Borken durch Waſſerdämpfe, durch warme Bäder, durch erweichende Umſchläge oder (wenn die Reizung aufgehört hat) durch aromatiſche Umſchläge ein ſehr zweckmäßiges Verfahren. Aber auch in einem frühern Zeitraume ſind reinigende Bäder ſehr vortheilhaft, und gewiß oftmals, wie Plumbe richtig bemerkt, weit vorzüglicher als alle Salben und fettigen Mittel; zumal da letztere von mancher Haut gar nicht vertragen werden. Spirituöſe Waſchungen vollenden dann die Rückkehr der noch gerötheten Haut zum normalen Zuſtande*).

(*Fr. Wilh. Theile.*)

Impetrant und Impetrat (Kläger und Beklagter), ſ. unt. Klage.

IMPFARZT. Die mit dem Geſchäfte der Kuhpockenimpfung vom Staate beauftragte oder dazu berechtigte Medicinalperſon. In der Regel liegt dem Phyſikus, Polizeiarzt, Bezirksarzt ꝛc. das Impfgeſchäft ex officio ob; indeſſen ſind in den meiſten Staaten alle praktiſchen Ärzte und Chirurgen höherer Ordnung zu demſelben berechtigt, aber geſetzlich verpflichtet, den Phyſikern ꝛc. alljährlich die genauen Impfliſten einzuſenden (vgl. Impfung).

(*H. Haeser.*)

IMPFEN (Inoculiren, Oculiren). 1) In der Medicin, ſ. Impfung. 2) In der Pomologie, heißt: ein Auge von einem edeln Baume oder Reiß ausſchneiden und daſſelbe vermittels eines Einſchnittes in die Rinde eines wilden Stammes ähnlicher Gattung einſchieben, wodurch eine genaue und feſte Verbindung dieſer beiden Theile durch Ineinanderwachſen hervorgebracht wird.

Dieſe für die Pomologie ſo wichtige Erfindung verliert ſich ins graue Alterthum. Die älteſte Nachricht und die richtigſte Theorie über die künſtliche Vermehrung der Fruchtbäume durch das Impfen findet ſich in einer dem Hippokrates beigelegten Schrift, welche die Überſchrift führt: Von der Natur des Kindes. Auch die Römer kannten ſchon 200 Jahre v. Chr. das Impfen, worüber uns Plinius der Ältere († 79 n. Chr.) ſchriftliche Nachrichten hinterlaſſen hat. In Teutſchland verbreitete ſich erſt unter und durch Karl den Großen, um das J. 800 n. Chr., die Obſtbaumzucht und damit auch die Kenntniß des Impfens. Doch fand man von da an in den nächſten Jahrhunderten die edeln Obſtſorten nur in den Gärten der Mächtigſten und Reichſten, ſowie in den Gärten der Klöſter, kannte daher auch nur da die Veredelung der wilden Stämme durch's Impfen. Erſt im 17. Jahrh. kam für Teutſchland die Epoche, in welcher die Obſtbaumzucht mit beſonderer Vorliebe von wiſſenſchaftlich gebildeten Männern betrieben wurde. Jean de Quintinye, geb. 1626 zu Poitiers, war nicht allein für Frankreich, ſondern auch für Teutſchland der Erſte, welcher den Grund zu dem jetzigen Umfange der Obſtbaumlehre gelegt hat, wovon das von ihm geſchriebene älteſte claſſiſche pomologiſche Werk: Instruction pour les jardins fruitiers et potagers etc. den Beweis liefert. Ihm verdanken wir daher auch zunächſt die Veredelung der Obſtbäume durchs Impfen.

Das Impfen der Obſtbäume ſelbſt kann zu drei verſchiedenen Zeiten geſchehen: Ende März und April; dann 8—12 Tage vor dem Sommerſolſtitium (den 21. Jun.) bis 14 Tage nach demſelben; und endlich im Juli und Auguſt, ſo lange ſich die Rinde der Bäume noch leicht ablöſt. Das Impfen in den beiden erſten Zeiten nennt man „auf das treibende," das in der letzten Zeitperiode „auf das ſchlafende Auge." Das Impfen in der erſtgenannten Zeit iſt weniger im Gebrauche und verdient auch keiner beſondern Empfehlung, indem man zu dieſer Zeit ſicherer copulirt oder pfropfet. Soll es aber geſchehen, ſo ſchneidet man ſich im Februar oder März von dem Edelſtamme ſolche Reißer, welche erſt voriges Jahr gewachſen ſind, und ſteckt ſie bis zum Gebrauche an einen ſchattigen Ort in die Erde oder in feuchten Sand. Die Manipulation beim Impfen ſelbſt iſt dieſelbe, wie die unten genannte. Zum Impfen in der zweiten und dritten Zeitperiode gebraucht man vom Edelſtamme Reißer, welche erſt in dieſem Frühjahre gewachſen ſind, wobei aber, beſonders für die zweite Zeitperiode, dahin zu ſehen iſt, daß die Reißer ſchon hinlänglich verholzt ſind; auch nimmt man davon, wie überhaupt bei allem Impfen, ſtets nur die mittlern Augen des Edelreißes. Die zu impfenden Wildlinge können von der Stärke eines Federkieles bis zur Stärke eines Daumens ſein. Man ſucht ſich an die-

*) Vgl. Bateman, Willan's prakt. Darſtellung der Hautkrankheiten, herausgegeben von Calmann und Blaſius (Leipz. 1835). S. 176—189. Plumbe, Prakt. Abhandlung über die Hautkrankheiten. Aus d. Engl. (Weimar 1825). S. 270 fg. *Rayer*, Traité de maladies de la peau. 1826, und Dictionnaire de Médecine et de Chirurgie pratiques. T. X. p. 353—365. *Willan*, Practical treatise on impetigo. 1814. Abbildungen der Impetigo figurata, sparsa und scabida, nach Bateman, in Froriep's chirurgiſchen Kupfertafeln. Taf. 160. 161.

Digitized by Google

ſen eine glatte gerade Stelle und ſchneidet mit dem Oculirmeſſer einen Querſchnitt bis aufs Holz; von der Mitte dieſes Schnittes wird wieder ein Schnitt abwärts ½—1 Zoll lang gemacht, ſodaß das Ganze etwa dieſe Form ⊤ hat. Ganz gleich iſt es aber auch, wenn die Schnitte umgekehrt ⊥ gemacht werden. Alle Seitentriebe unter und über der Impfſtelle werden weggeſchnitten. Nun wird aus dem Edelreiſe, welches wo möglich erſt kurz vorher geſchnitten worden, oder doch bis zum Gebrauche in friſchem Waſſer geſtanden, und von welchem die Blätter ſo abgeſchnitten worden, daß nur der Blattſtiel noch ſtehen geblieben, ein Auge auf folgende Art herausgeſchnitten. Man ſetzt das Meſſer einige Linien über dem Auge an und ſchneidet ein möglichſt dünnes Stückchen Holz heraus, auf deſſen Mitte das Auge ſitzt. Früher löſte man an den herausgeſchnittenen Augen, bis aufs innere Auge (die Seele) das Holz ganz ab; allein dies iſt nicht nöthig, wenn das Ausſchneiden des Auges ſo geſchieht, daß nur wenig Holz auf dem innern Auge ſitzen bleibt. Nun werden die, durch die Einſchnitte am Wildlinge entſtandenen Lappen mit dem am Impfmeſſer befindlichen Beinchen etwas gelüftet und das Edelauge in die gemachte Öffnung eingeſchoben. Iſt der Querſchnitt am Wildlinge oben, ⊤, ſo wird das Auge abwärts, iſt derſelbe unten, ⊥, ſo wird es aufwärts eingeſchoben. Der Längenſchnitt am Wildlinge darf eher zu kurz als zu lang ſein, indem, wenn erſteres iſt, man immer noch mit dem Meſſer nachhelfen kann, was jedoch bei vollſaftigen Wildlingen nicht einmal nöthig iſt, weil ſich beim Einſchieben des Auges der Schnitt dann ſo viel als es nöthig, von ſelbſt verlängert. Zuletzt wird nun mit weichem, etwas angefeuchtetem Baſte die Impfſtelle ſo verbunden, daß man oben dicht über dem Einſchnitte anfängt einige Male bis nahe an das Auge herumzuwickeln, unterhalb des Auges damit fortfährt, bis von den Einſchnitten nichts mehr zu ſehen iſt, hinter dem Auge wieder herauffährt und die beiden Enden in eine einfache Schleife oder Knoten bindet. Der Verband braucht nicht übermäßig feſt gemacht zu werden. Die ganze Operation muß möglich ſchnell geſchehen, weil die Luft ſowol auf das ausgeſchnittene Edelauge, wie auf die Einſchnitte am Wildlinge, nachtheilig wirkt. Die beſte Tageszeit zum Impfen iſt Vormittag und gegen Abend; beſonders aber nach einem warmen Regen. Bei ſtarkem Winde, großer Hitze oder während des Regens muß es ganz unterbleiben. Jedes Impfauge, das gedeihen ſoll, muß ſich in 24 Stunden ſchon angeſaugt haben und in acht bis zehn Tagen angewachſen ſein, was man bemerkt, wenn der am Auge gelaſſene Blattſtiel grün wird und bei einem leichten Drucke auf denſelben von Oben nach Unten, vom Auge abſpringt.

Nach glücklicher Impfung in der zweiten Zeitperiode muß der Wildling oberhalb des eingeſetzten Auges, ſobald letzteres zu treiben anfängt, ſo weggeſchnitten werden, daß man das Meſſer an der dem Auge entgegengeſetzten Seite anſetzt und aufwärts in einer ſchrägen Richtung durchſchneidet, ohne über dem Auge einen Sturzel ſtehen zu laſſen. Der Verband wird etwas gelüftet; alle etwa wieder ausgetriebenen Augen unterhalb der Impfſtelle weggeſchafft und ein Stab neben dem Wildlinge auf der Seite der Impfſtelle eingeſteckt, an welchem der junge Trieb des Impfauges, ſobald er einige Zoll Länge erreicht hat, locker angebunden wird. Nach ebenfalls glücklicher Impfung in der dritten Zeitperiode geſchieht dies Alles im Frühjahre, ſobald das geimpfte Auge zu treiben anfängt.

Das Impfen läßt ſich bei allen Obſtbäumen anwenden, ja bei Pfirſichen und Aprikoſen verdient dieſe Veredelungsart vor allen andern den Vorzug. Zu Unterſtämmen für Pfirſichen bedient man ſich der Haferpflaume (Prunus insititia), zu Aprikoſen der gemeinen Hauszwetſche (Prunus domestica). (*A. Zitzling.*)

IMPFINGEN, Pfarrdorf im großherz. badiſch. Bezirksamte Tauber-Biſchofsheim, zur Standesherrſchaft des Fürſten von Salm-Krautheim gehörig, ½ teutſche M. nördlich von ſeiner Amtsſtadt, an der Tauber und auf der Poſtſtraße nach Wertheim, mit 580 Einwohnern in 146 Familien, die alle, außer etwa 30 jüdiſchen Individuen, katholiſcher Confeſſion ſind. Früher war der Ort biſchöflich-würzburgiſch und dem würzburgiſchen Amte Grünfeld einverleibt; ſeine Pfarrei wurde vom Domſtifte zu Mainz und von Würzburg abwechſelnd beſetzt, gehörte aber in den würzburgiſchen Kirchſprengel. (*Thms. Alfr. Leger.*)

Impfling, das der Impfung unterworfene Individuum, ſ. Impfung.

IMPFUNG (Einimpfung, Einpfropfung, Impfen, Inoculiren, Blatternpfropfen, Blatternbelzen, insbeſondere Kuhpockenimpfung, Vaccination, Inoculatio variolae et variolae vaccinicae) iſt, im weitern Sinne, künſtliche Übertragung eines Krankheitscontagiums durch eine Hautwunde, behufs der Hervorrufung einer mit der das Contagium erzeugenden gleichnamigen Krankheit, welche durch dieſes Verfahren in der Regel weit leichter auftritt, als es durch die Anſteckung auf dem gewöhnlichen Wege der Fall geweſen ſein würde. Die Vornahme der Impfung hat in der Regel einen prophylaktiſchen, zuweilen einen therapeutiſchen, in ſeltenern Fällen einen diagnoſtiſchen Zweck. In Fällen der erſten Art bezieht ſie ſich ſtets auf Krankheiten, welche erfahrungsgemäß den Menſchen nur ein einziges Mal zu befallen pflegen. Die Erſcheinung einer gelindern Krankheit nach Vornahme der Impfung erklärt ſich ſehr leicht theils aus der geringeren Energie des gewöhnlich zur Impfung benutzten Contagiums (indem man in der Regel z. B. nur bei gutartigen Blattern- und Maſernepidemien dieſe Krankheiten einimpft), theils aus dem gewöhnlich ſtattfindenden Mangel oder doch dem geringern Grade der Receptivität von Seiten des Impflings (indem man nur geſunde Perſonen impft, während die gewöhnliche Anſteckung am leichteſten bei Schwächlichen ꝛc. haftet), theils und vorzüglich aus der örtlichen Beſchränkung des einwirkenden Contagiums, während daſſelbe bei der gewöhnlichen Anſteckung durch mehre ſehr große Berührungsflächen darbietende Atrien (vorzüglich die Lungen und die äußere Haut) aufgenommen wird.

Am ausgedehnteſten und wichtigſten iſt die Einimpfung der Blattern, in neuerer Zeit beſonders der Kuh-

Digitized by Google

blattern, geworden; außerdem hat man aber auch zu verſchiedenen Zwecken die Maſern, das Scharlach, die Peſt, die Krätze und die Syphilis eingeimpft.

Die Geſchichte der Impfung ſteht mit der der Blattern im innigſten Zuſammenhange. Durch andere Unterſuchungen ſteht feſt, daß die genannte Krankheit ein faſt abſolut hohes Alter beſitzt, und daß in ein ebenſo graues Alterthum ſich die erſten Spuren der Impfung verlieren [1]). Es unterliegt nach theoretiſchen und vorzüglich nach hiſtoriſchen Gründen keinem Zweifel, daß die Blattern, wie alle übrigen verwandten Krankheiten, auf den meiſten Punkten der Erde unter gewiſſen Einflüſſen der epidemiſchen Conſtitution ſich originär zu entwickeln im Stande ſind, und wenn wir dieſelben, zugleich mit der Impfung, am früheſten bei den Indern und Chineſen antreffen, ſo iſt dies aus der frühen Cultur dieſer Völker und dem damit gegebenen Vorhandenſein uralter ſchriftlicher Überlieferungen leicht erklärlich. Die Blattern theilen mit den übrigen ſogenannten acuten Exanthemen, den Maſern und dem Scharlach, die Eigenthümlichkeit, den Menſchen in der Regel und im vollkommenen Verlaufe nur einmal zu befallen. Dieſe Erfahrung mußte ſich ſehr früh bilden und ihre nothwendige Folge war der Verſuch, durch künſtliche Übertragung des Blatterncontagiums in weniger gefährlichen Epidemien größere Gefahr für die Folge zu verhüten. Indeſſen würde man gewiß zu einem ſolchen Verſuche kaum kühn genug geweſen ſein, wenn nicht gleichzeitige oder ſelbſt frühere Erfahrungen über die große Gelindigkeit und ſichere Schutzkraft der durch Anſteckung von Thieren, namentlich Kühen, übertragenen Krankheit zu der Impfung aufgefodert und ihr das Wort geredet hätten. Da indeſſen die Blatterkrankheit bei dem Menſchen häufiger iſt, als bei den Wiederkäuern, da man vielleicht auch ſich ſcheute, für unrein gehaltene thieriſche Stoffe dem menſchlichen Körper einzuverleiben (noch im J. 1799 wollten zwei engliſche Ärzte, Moſeley und Rowley, aus dieſem Grunde die Vaccination verdammen), ſo iſt es erklärlich, daß die älteſten Impfmethoden nur vom Menſchen zum Menſchen ſtatthatten.

Schon der Athar-Veda der Hindus ſpricht auf unzweideutige Weiſe von den Blattern, und enthält nicht allein eine Beſchreibung des Dienſtes der Göttin Mariatale (Patragali, Guti ka Takurani, Göttin der Pocken), welche noch jetzt, indeſſen ohne die frühern grauſamen Gebräuche von den Parias in vielen Tempeln verehrt wird, ſondern auch Vorſchriften zu Gebeten bei der Impfung. Die Brahminen ſind in Indien noch heute die Impfärzte. Ihr Verfahren iſt ein doppeltes. Nachdem der Impfling durch magere Diät zur Operation vorbereitet worden iſt, reiben ſie mehre Stellen des Vorderarms wund, und legen mit Impfſtoff getränkte Baumwolle auf dieſelben; oder ſie ziehen ſeidene mit dem Gifte getränkte Fäden durch die Haut. Die engliſche Regierung hat indeſſen in neuerer Zeit ſehr viel zur Einführung der Vaccination in Indien beigetragen. Die Chineſen, denen die Impfmethode der Europäer nicht unbekannt geblieben iſt, ohne indeſſen ihren Beifall erlangt zu haben, wickeln zwei bis vier friſche Pockenkruſten mit einem Stückchen Moſchus in Baumwolle, und ſtecken dieſe in die Naſenlöcher. Sie nennen dieſe, nach ihrem eigenen Geſtändniſſe nicht immer gelingende, Operation „Pockenſäen." In Arabien wird mit einer gewöhnlichen Nadel geimpft; vorzügliche Sorgfalt aber verwendeten von je her die Circaſſier und Georgier, um die Schönheit ihrer Mädchen zu erhalten, auf die Pockeninoculation, welche bei ihnen von alten Weibern unter abergläubiſchen Ceremonien und nach einer von der europäiſchen wenig verſchiedenen Methode ausgeführt wird. Sehr alt iſt die Impfung auch in der Berberei und am Senegal, obgleich ſie bei allen Muhammedanern durch den Fatalismus des Islams ſehr beſchränkt worden iſt. Die Neger im Innern von Afrika üben ebenfalls die Impfung ſeit undenklichen Zeiten. In einzelnen Gegenden Europa's war das „Blatterkaufen" ſchon lange vor der Einführung der griechiſchen Impfmethode bekannt, namentlich in Dänemark, in einzelnen Gegenden Frankreichs, vorzüglich in Südwales und Schottland. Ebenſo in Griechenland, wo die Kenntniß derſelben originär entſtanden zu ſein ſcheint; unter den Griechen in Conſtantinopel war ſie zu Anfange des 18. Jahrh. allgemein üblich. Hier lernten ſie einzelne Europäer kennen, und mehre franzöſiſche und engliſche Ärzte ſprachen öffentlich zu ihren Gunſten.

Die eigentliche Einführung der griechiſchen Impfmethode in England verdanken wir der Gemahlin des engliſchen Geſandten zu Conſtantinopel, Lady Montague, welche ſich von der Vortrefflichkeit derſelben durch die Impfung ihres eigenen Sohnes überzeugt hatte, und, nach London zurückgekehrt, wo damals (im J. 1721) eine Blatternepidemie herrſchte, einen Arzt, Dr. Keith, veranlaßte, ſeinen Sohn zu impfen. Die Prinzeſſin von Wales, deren Tochter an den Blattern hart darniederlag, veranlaßte die Impfung von ſechs Verbrechern, welche, wie mehre andere ſich nun raſch folgende Verſuche, den günſtigſten Erfolg hatten. Seitdem wurde die Impfung mit Menſchenblattern, deren Vortheile ſich trotz aller Einreden und Verleumdungen immer deutlicher herausſtellten, in England faſt allgemein. Misachtung der nöthigen Vorſichtsmaßregeln indeſſen, Nichtverhütung der eigentlichen Anſteckung der Menſchenblattern bei den Impflingen, Mangel an Umſicht bei der Wahl des Impfſtoffes, der Impflinge und der Zeit der Impfung, falſche Behauptungen, Übertreibungen und Fehlgriffe der Vertheidiger der Inoculation, vorzüglich aber die Allmacht des Vorurtheils, riefen bald zahlreiche Gegner des Verfahrens hervor, die mit Waffen aller Art gegen daſſelbe zu Felde zogen, ja daſſelbe ſogar an heiliger Stätte als Teufelswerk verdammten. So ſehr es ſich auch einzelne aufgeklärte Männer angelegen ſein ließen, die unendlichen Vortheile der Impfung in zahlreichen Schriften zu erörtern, ſo hatte die gute Sache doch noch lange von den Anfeindungen Verblendeter und Übelwollender zu leiden. Ähnlich und im Ganzen ungünſtig waren die Schickſale der Impfung in Frankreich, wo ſie de la Coſte einzuführen

1) Vgl. unter Andern H. Häſer, Hiſtoriſch-pathologiſche Unterſuchungen (Leipz. u. Dresd. 1839). 1. Th. S. 91 fg.

Digitized by Google

ſuchte, aber trotz der Empfehlungen von Aſtruc, Dodart, Helvetius und Chirac nicht vermögend war, das Gegengewicht der fanatiſchen Schmähungen Hecquet's zu überbieten. Ebenſo wenig konnte ſie in Teutſchland, wo Maitland, im J. 1724 nach Hanover gerufen, um den Prinzen Friedrich zu impfen, ihr erſter Verfechter wurde, allgemein durchdringen. Überall ſcheiterte die gute Sache an dem ſtarren Feſthalten des Alten und Verjährten.

Erſt im J. 1746 nahm ſich Iſaak Maddox, Biſchof von Worceſter, mit größtem Eifer der Impfangelegenheit wieder an, errichtete einzelne Impfanſtalten, belehrte in Kanzelvorträgen das Volk über die unendlichen Segnungen derſelben, und ſeitdem konnte zwar die Inoculation noch häufig verdächtigt, ſie konnte in Paris ſelbſt ſehr heftig angegriffen werden, aber ſie blieb ſeit dieſer Zeit das unverlierbare Eigenthum der Menſchheit und der Wiſſenſchaft, und wurde in Kurzem in allen cultivirten Ländern eingeführt. Zu dieſem Erfolge trugen, um nur Wenige zu nennen, de la Condamine, Tiſſot, Schulz von Schulzenheim, Röderer und der Mathematiker d'Alembert (durch die Nachweiſung der außerordentlichen Abnahme der Sterblichkeit in Folge der Impfung) ſehr viel bei, und es iſt einer von den Flecken in de Haën's ſtörrigem Charakter, daß er als Gegner der Impfung auftrat, und durch ſein Anſehen die Einführung derſelben in Öſterreich viele Jahre hinderte. Ohne eigentliche Beweiſe aufzuſtellen, begnügte er ſich mit apodiktiſchem Widerſpruche; er war ſelbſt Fataliſt genug, um in der Impfung einen verbrecheriſchen Eingriff in die Rechte der Vorſehung zu erblicken. Selbſt Tiſſot's Widerlegung vermochte ſeinen Starrſinn nicht zu brechen; aber ſpäter überzeugten ſich doch die teutſchen Ärzte, vorzüglich durch Henſler's, Lentin's und Störk's Schriften, vor Allem aber durch die an vielen Orten wahrgenommenen günſtigen Erfolge von dem hohen Werthe der Inoculation.

Zu den häufigen Widerſprüchen und Anfeindungen, welchen die Impfung ausgeſetzt war, trug ohne Zweifel das Verfahren bei derſelben (im Ganzen das griechiſche, mit mannichfaltigen Modificationen), namentlich die Vorbereitung zu, und das Verhalten nach der Operation, nicht wenig bei. Die alten Übertreibungen von der kritiſchen Natur des Ausſchlags und der giftigen Beſchaffenheit des Pockeninhalts hatten noch zu viel Macht, als daß man von der erhitzenden Behandlung der Pockenkranken ſowol, als der Impflinge hätte nachlaſſen ſollen, bei welcher die Vortheile der Impfung, ſo bedeutend ſie auch an ſich waren, nicht glänzend genug hervortreten konnten. Und bekannt genug iſt es ja, daß der große Haufe *ein* Beiſpiel unglücklichen Erfolgs für hinreichend hält, um hundert günſtige Thatſachen zu entkräften, wenn er durch letztere ein altverjährtes Vorurtheil gefährdet glaubt.

Einen wichtigen Abſchnitt in der Geſchichte der Impfung bildet deshalb die im J. 1764 durch Sutton eingeführte antiphlogiſtiſche Behandlung der Impflinge, verbunden mit einer einfacheren Impfmethode, durch unmittelbare Übertragung der Lymphe vermittels der Lanzette. Sutton bereitete ſeine Impflinge durch einige Gaben Kalomel und Abführungen vor, und nach der Impfung ließ er ſie nicht allein durchaus ihre vorige Lebensweiſe fortführen, ſondern auch viel kaltes Waſſer trinken, ſich viel im Freien bewegen und ſelbſt die Zugluft nicht ängſtlich vermeiden. Sutton betrieb das Impfgeſchäft rein kaufmänniſch, ſeine Emiſſaire durchzogen alle Länder Europa's, und es war mehr der pecuniäre Erfolg, welcher die Unternehmungen dieſes ſpeculativen Kopfes krönte, als die überaus günſtigen Reſultate ſeiner Methode (er verlor bis zum J. 1767 von 17,000 Geimpften ſechs oder ſieben), durch welche er auf die Menge zu Gunſten der Impfung überaus wohlthätig einwirkte.

Die überraſchend günſtigen Erfolge, welche die Inoculation in Bezug auf die Verminderung der Pocken herbeiführte, regten bald bei einzelnen Ärzten den Wunſch an, ein über dieſe Reſultate noch hinausgehendes, die gänzliche Ausrottung der Blattern, zu gewinnen. Die hierzu vorgeſchlagenen Mittel waren je nach den Anſichten der Einzelnen ſehr verſchieden. Medicus glaubte durch China, van den Boſch durch Antimonialia und Mercurialia, Boerhave durch dieſelben Mittel und eine ſtreng antiphlogiſtiſche Behandlung die Krankheit vertilgen zu können. Die meiſte Hoffnung ſetzte man indeſſen, im Vertrauen auf die Infallibilität des Dogma's von der perennirenden Dauer und beſtändigen Exiſtenz des Pockencontagiums auf Contumaz- und Impfhäuſer. Schon früher waren Vorſchläge der Art gemacht worden, aber mit größtem und zum Theil blindem Eifer nahmen ſich in den achtziger Jahren des vorigen Jahrhunderts Juncker und Fauſt der Pockenſperre an. Es iſt kaum zu berechnen, wie große Nachtheile eine ſo verkehrte Maßregel hätte nach ſich ziehen können, wenn ſie ausgeführt und die Impfung ſelbſt vielleicht über dem blinden Eifer der Contagioniſten vernachläſſigt worden wäre. Da beſchenkte Eduard Jenner, einer der tüchtigſten Ärzte ſeiner Zeit und einer der größten Wohlthäter der Menſchheit, die Welt mit ſeiner Entdeckung der Kuhpockenimpfung (vgl. d. Art. Jenner). Von dem Volke hatte er gelernt, das Mauke-, Kuhpocken- und Menſchenblatterncontagium als verwandte, ſich in ihrer Wirkſamkeit gegenſeitig ausſchließende, Krankheitsproducte zu betrachten. Vor Allem wurde die von ihm vernommene Behauptung einer Bäuerin, daß ſie, ſeitdem ſie die Kuhpocken überſtanden habe, vor einer Anſteckung durch Menſchenpocken nach uralten Erfahrungen der Melkerinnen geſichert ſei, für Jenner zur nie verſtummenden Anregung, den ungeheuern Ergebniſſen dieſes ſo einfachen Zeugniſſes nachzuſinnen. Nach 18 Jahren raſtloſen Forſchens, Beobachtens und Unterſuchens gelang es ihm endlich, unter den mancherlei Ausſchlägen an den Eutern der Kühe die echte Kuhpocke herauszufinden, und die Bedingungen feſtzuſtellen, unter denen ſie ihre ſchützende Kraft entfaltet. Zahlreiche Impfverſuche überzeugten ihn bald nicht allein von der Sicherheit des neuen Verfahrens, ſondern auch von der ungleich größern Gelindigkeit der auf dieſe Weiſe erzeugten Krankheit. Jenner's große Entdeckung fiel glücklicherweiſe in eine wiſſenſchaftlichen Reformen ſehr zugängliche Zeit, und hatte deshalb, wenn ſie auch Anfangs für chimäriſch gehalten und ſpäter hin und wieder ſelbſt angefeindet wurde, im Ganzen

Digitized by Google

nur wenige Kämpfe zu beſtehen. Nach dem Vorgange einer beſondern Kuhpockenimpfanſtalt (Anfangs unter dem Namen Jennerian Society, ſpäter als National Vaccine Etablishment) in London, trat unter Heim in Berlin im J. 1800, und ebenſo in Paris eine ähnliche Geſellſchaft zuſammen; noch früher aber führten Stromeyer und Ballhorn die Vaccination in Hanover ein. Gar bald verdrängte die Vaccination die ältere Impfmethode gänzlich, und gegenwärtig wird in allen cultivirten Staaten auf die pünktliche Ausführung des Impfgeſchäfts mit gerechter Strenge geſehen, und ſelbſt die Erlangung bürgerlicher Vortheile von der in gehöriger Weiſe vorgenommenen Vaccination abhängig gemacht.

Das zweckmäßigſte Verfahren bei der Impfung, welche am geeignetſten im Frühlinge vorgenommen wird, möchte folgendes ſein. Man benutzt zu der Impfung wo möglich wirkliche, unmittelbar von einer blatterkranken Kuh entlehnte Pockenlymphe (ſ. unten), oder die Lymphe von einem durchaus geſunden, mit normalen und zum Weiterimpfen geeigneten Vaccinepuſteln verſehenen Kinde, und trägt dieſelbe vermittels der Lanzette auf mehre verwundete Hautſtellen am Oberarm (gewöhnlich in der Gegend der untern Inſertion des Deltoideus) des Impflings über. Dies geſchieht am beſten, indem man mit zwei Fingern der linken Hand die Haut der Impfſtelle mäßig anſpannt, und die ganz flach gehaltene, an ihrer Spitze einen Tropfen Vaccinelymphe haltende, etwas ſpitzige Lanzette einige Linien tief unter der Epidermis einſchiebt, bis dieſelbe in das Malpighi'ſche Netz eingedrungen iſt, was ſich durch die Erſcheinung eines Bluttröpfchens an der Spitze der Lanzette zu erkennen gibt. Hierauf zieht man die Lanzette langſam zurück, während man ſie zugleich etwas hebt, um den Abfluß und die Aufnahme der Lymphe von der taſchenartigen Wunde zu erleichtern. Zuletzt ſtreicht man die Lanzettſpitze an der Impfſtelle ab und wiederholt ſodann die Operation an den übrigen Impfſtellen, denen man eine gegenſeitige Entfernung von einem Zoll gibt. Eine eigentliche Nachbehandlung findet nicht ſtatt. Der Arm wird bedeckt gelaſſen und in den gewöhnlichen Lebensverhältniſſen des Impflings nichts geändert. Bei ſehr jungen Kindern iſt die Impfung zuweilen etwas ſchwieriger wegen des Wollhaares, womit ihre feine, ſehr leicht blutende Haut dicht beſetzt iſt; bei ältern Perſonen iſt oft die Rauhheit der Haut des Oberarms hinderlich. In ſolchen Fällen wähle man andere mit feinerer Haut begabte Körperſtellen, z. B. die Waden, die innere Seite der Schenkel, die Bruſt ꝛc. Einige Ärzte ſcarificiren, wenn ſie keine friſche Kuhpockenlymphe benutzen können, die Impfſtelle mit der Lanzette und reiben alsdann auf dieſe die auf elfenbeinernen oder fiſchbeinernen Stäbchen aufbewahrte Lymphe ein. Eine von der griechiſchen nicht ſehr verſchiedene, wenig ſichere, namentlich aber zeitraubende und ſchmerzhafte Impfmethode, bei welcher oft ſtärkere Blutungen, breite, unförmliche zuſammenfließende Pockenpuſteln, zuweilen ſelbſt tiefe Geſchwüre entſtehen. Weit zweckmäßiger iſt es in Fällen ſolcher Art, die Lymphe zwiſchen zwei hermetiſch verſchloſſenen Glasplatten, oder in einer ebenſo verwahrten feinen Glasröhre aufzubewahren, oder auch die Stäbchen lanzettförmig fein zuzuſpitzen, bei der Anwendung in die vorher von der Lanzette gemachte Öffnung zu bringen, und in derſelben behufs der Auflöſung der Lymphe einige Mal um ihre Axe zu drehen. Andere Ärzte appliciren die Kuhpockenlymphe auf die vorher durch ein Veſicator ihrer Epidermis beraubte Haut, ein offenbar gänzlich unzweckmäßiges Verfahren. Als ſehr brauchbar wird die von Dr. Günz zu Leipzig erfundene Impffeder gerühmt (ſ. Schmidt's Jahrbücher für die geſ. Medicin. 7. Bd. S. 255).

Es unterliegt keinem Zweifel, daß es aus vielen Gründen (auf deren wichtigſte wir unten zurückkommen) am ſicherſten iſt, zur Vaccination die Lymphe aus urſprünglichen Kuhpocken zu benutzen. Es kommen zwar an den Eutern der Kühe mancherlei puſtulöſe Ausſchläge vor, die entweder originär, oder durch von Menſchen übertragene Contagien entſtehen; unter ihnen aber zeichnet ſich die Kuhpocke durch beſondere charakteriſtiſche Merkmale aus, welche im Ganzen die der bei Menſchen auftretenden modificirten Kuhpocke ſind. Der Verlauf der Kuhpocke bei dem Menſchen iſt im regelmäßigen Verlaufe folgender. Am erſten und zweiten Tage bemerkt man an der Impfſtelle nur die unbedeutende, in Folge der örtlichen Verwundung entſtandene Entzündungsröthe, welche am dritten Tage ſelbſt verſchwindet. Am vierten Tage zeigt ſich an allen oder doch an mehren Impfſtellen ein blaßrothes Knötchen, welches am fünften Tage größer wird, am Rande erhaben und in der Mitte etwas eingedrückt iſt. Bei zarteren Kindern entſtehen gegen Abend des vierten oder fünften Tages mehr oder weniger deutliche Fieberbewegungen; Eruptionsfieber (primäres Kuhpockenfieber nach Eichhorn). Am ſechsten und ſiebenten Tage wird die Puſtel allmälig größer, etwas durchſichtig und umzieht ſich mit einem dunkelröthlichen Rande. Am achten bis zehnten Tage vergrößert ſie ſich immer mehr, die Vertiefung ihrer Mitte wird immer deutlicher, und ſie enthält eine waſſerhelle, zum Weiterimpfen brauchbare Lymphe, welche in zelligen Fächern eingeſchloſſen iſt, die im Mittelpunkte durch eine Verbindung niedergehalten werden und mit einander nicht communiciren. Die Puſtel ſelbſt iſt mit einem mehr oder weniger breiten rothen Hofe umgeben, welcher ſpäter an Umfang noch zunimmt und erſt am 14. Tage verſchwindet. Am neunten und zehnten Tage wird die Lymphe etwas trübe, milchig und dickflüſſig, die Haut zwiſchen den einzelnen Blattern iſt heiß und geſpannt, es ſtellen ſich von Neuem Fieberbewegungen ein, der Urin iſt trübe, zuweilen leiden die Kinder an gelindem Durchfalle; bei einigen ſchwellen die Achſeldrüſen an ꝛc.; Eiterungsfieber (ſecundäres Kuhpockenfieber nach Eichhorn). Die Puſtel wird in der Mitte trocken, dunkelgelb, an der Peripherie weißgelblich. Vom eilften bis vierzehnten Tage verliert ſich allmälig vom Centrum nach der Peripherie hin der die Pocke umgebende Entzündungshof; dieſe letztere bekommt eine dunkelbraune, ſchwärzliche convexe Kruſte, welche nach acht bis zehn Tagen abfällt und eine kleine mehr oder weniger tiefe Narbe hinterläßt. Dieſe letztere iſt anfänglich noch et-

Digitized by Google

was roth, ſpäter wird ſie weißer als die übrige Haut und es zeigen ſich an ihr ſtrahlenförmig vom Centrum nach der Peripherie ſich erſtreckende weißere Linien, und zwiſchen denſelben kleine punktartige Vertiefungen. Die Kuhpockennarbe bleibt zeitlebens unverändert. Der Verlauf der Kuhpocke iſt zuweilen etwas ſchneller, zuweilen etwas langſamer, und dieſe Varietäten hängen theils von der Individualität der Impflinge, von der größern oder geringern Reizbarkeit ihrer Conſtitution, von ihrem Alter, theils und vorzüglich von dem Klima, der Witterung und der Temperatur ab; nach dieſen Verhältniſſen erreichen ſie zuweilen ihre Akme ſchon am ſechsten bis ſiebenten, zuweilen erſt am zehnten bis vierzehnten Tage, ohne deshalb an Schutzkraft zu verlieren. In der Regel jedoch erreicht die Kuhpocke ihre Akme am achten bis neunten Tage; am kräftigſten aber ſcheint das Contagium am ſiebenten bis achten Tage zu ſein, an welchen Tagen auch gewöhnlich die Weiterimpfung vorgenommen wird. Nach Bousquet's Verſuchen ſoll die Lymphe ſchon am fünften Tage kräftig ſein, ja eine zweite Impfung, nachdem man an dieſem Tage die Puſteln durch ein Ätzmittel zerſtört hat, keinen Erfolg haben. Bei einigen Kindern erſcheint am ſiebzehnten bis zwanzigſten Tage ein feines, aus kleinen rothen Stippchen, die ſich wie Maſernknötchen anfühlen, und nur ſelten eine klare Flüſſigkeit enthalten, beſtehendes Exanthem, welches meiſt nach 48 Stunden wieder verſchwunden iſt, zuweilen aber acht bis vierzehn Tage anhält und alsdann nicht ſelten ſich faſt ganz wie Varicellen verhält. Von den echten ſind die falſchen Kuhpocken (variolae vaccinae spuriae) genau zu unterſcheiden. Sie bilden ſich entweder bei Individuen, welche ſchon früher mit Erfolg vaccinirt worden ſind, oder die wahren Blattern überſtanden haben; ferner, wenn zur Impfung untaugliche Lymphe benutzt worden iſt, zuweilen nach der Impfung mit ſonſt normaler, aber von Erwachſenen gewonnener Lymphe, bei ſchwächlichen, atrophiſchen, rhachitiſchen Kindern ꝛc. Dieſe falſche Kuhblatter (Vaccinoide, Vaccinois) beendigt ihren Verlauf in drei bis fünf Tagen. Schon am zweiten Tage zeigt ſich ein kleines Bläschen mit trüber Lymphe von einer dunkeln Röthe kreisförmig umgeben. Daſſelbe iſt in der Mitte nicht eingedrückt, wird nicht größer als eine Linſe und vertrocknet ſchon am dritten Tage, indem es eine gelbliche oder bräunliche Borke zurückläßt. Dabei iſt das Jucken viel ſtärker als bei echten Kuhpocken, und es fehlen die Fieberbewegungen. Häufig wird der normale Verlauf der Kuhpocke geſtört, insbeſondere beſchleunigt, wenn die Kinder während des Eruptionsſtadiums die ſich bildenden Kuhpocken durch Reiben, Kratzen ꝛc., ganz oder theilweiſe zerſtören.

Völlige Schutzkraft beſitzen nur die normal verlaufenen Kuhpocken, auf deren Anzahl übrigens nichts ankommt, indem ſelbſt eine einzige Kuhpocke als ſchützende zu betrachten iſt, wenn nur ihre Entwickelung von einem gehörigen Eruptionsfieber begleitet war. Aus dieſem Grunde iſt es deshalb am ſicherſten, auf beiden Armen eine hinreichende Anzahl von Impfſtichen zu machen (6—10), indem auf dieſe Weiſe die allgemeine Reaction des Organismus und die Durchdringung des Contagiums ſicherer herbeigeführt wird.

Die Erfahrung eines Zeitraums von 40 Jahren hat die unendlichen Vortheile, welche die Vaccination darbietet, zwar ſo überzeugend dargelegt, daß dieſe Entdeckung für alle Zeiten das Eigenthum der Menſchheit bleiben wird; indeſſen konnte es nicht fehlen, daß ſich im Fortgange der Zeit einzelne Thatſachen darboten, welche die abſolute Schutzkraft der Vaccine in Zweifel ſtellten. Trotz aller Sorgfalt der Staatsverwaltungen entzogen Vorurtheile, Nachläſſigkeit und Indolenz noch immer viele Menſchen den Wohlthaten der Vaccination, und die Menſchenblattern erhoben noch häufig genug ihr Haupt und foderten unter Nichtgeimpften ſowol, als Vaccinirten, zahlreiche Opfer. Dazu kam, daß die erſten Lobredner der Vaccination ſie als das abſolute Vertilgunsmittel der Menſchenblattern dargeſtellt hatten, von dem gänzlich irrigen, aber noch heute in vielen Köpfen ſpukenden Dogma der fortwährenden Gegenwart des Blatternzunders in irgend einem Theile der Welt ausgehend, die große und doch ſo einfach ſich darbietende Wahrheit verkennend, daß noch heute die echten Menſchenblattern, wie Peſt, Scharlach und das ganze Geſchlecht der epidemiſchen Contagionen, ja ſelbſt die Syphilis, ſich originär zu erzeugen im Stande ſind [2]). Beſonders gab das Erſcheinen der vorher unbekannten Varioloiden (ſ. d. Art.) den Zweiflern eine Veranlaſſung, den abſoluten Werth der Jenner'ſchen Entdeckung zu beſtreiten. Man zeigte, daß früher Geimpfte nicht allein von den Varioloiden befallen und von den ſchlimmern Formen derſelben getödtet worden, ſondern daß auch die wahren Menſchenpocken gar manchen durch die Vaccination vermeintlich Geſchützten ergriffen. Dieſe Streitigkeiten, vorzüglich lebhaft in den Jahren 1830—1834 angeregt, wo Varioloiden und wahre Menſchenblattern, vielleicht in Folge der damals höchſt ausgebildeten gaſtriſchen Krankheitsconſtitution, faſt überall in epidemiſcher Verbreitung herrſchten, dienten indeſſen nur dazu, das wahre Verhältniß dieſer hochwichtigen Angelegenheit aufzuklären und den unbeſtreitbaren Werth der Jenner'ſchen Entdeckung in ein immer helleres Licht zu ſetzen. Vor Allem wurde behauptet, und die angeführten Thatſachen mußten zugeſtanden werden, daß die Wirkſamkeit der Vaccine ſich nicht über eine gewiſſe Zeit (10, 15—20 Jahre) hinaus erſtrecke, und daß nach dieſer Zeit theils wahre Menſchenpocken, theils Varioloiden bei Geimpften entſtehen könnten. Aber es wurde nicht ſchwer, dieſe Einwürfe zum Vortheil der Vaccine zu entkräften. Jenner ſelbſt hatte der Vaccinelymphe volle Schutzkraft nur bis zur vierten Generation zugeſtanden. Dieſer hochwichtige Satz war vergeſſen worden, und man berechnete, daß die gegenwärtig zur Impfung benutzte Lymphe bereits durch 1600 Generationen hindurchgegangen ſei. Indem man dieſen Fehler eingeſtand, gab man in der möglichſt häufigen Erneuerung der Vaccine ein einfaches und ſiche-

2) Dieſe zuletzt ausgeſprochene Anſicht hat neuerlich Ollenroth in Bezug auf die Blattern ſehr gründlich durchgeführt. (Med. Zeit. d. Ver. f. Heilk. in Pr. 1835. Nr. 17 fg.

Digitized by Google

res Mittel an, die Schutzkraft derſelben für die Zukunft zu ſteigern. Ferner wurde hervorgehoben, daß die Impfung von je her ſehr häufig ohne die gehörige Vorſicht angeſtellt worden ſei, und daß man oft ſolche Individuen für geſchützt gehalten habe, die es vermöge der ganz ungehörig angeſtellten Impfung durchaus nicht geweſen ſeien. Man wies darauf hin, wie im Anfange dieſes Jahrhunderts bei dem allgemeinen Eifer für die Vaccination ſehr viele Impfungen durch Laien, z. B. Prediger, Schullehrer, Gutsbeſitzer, Hebammen, unwiſſende Chirurgen, herumziehende Impfärzte ꝛc., angeſtellt worden ſeien, die wol nur ſelten die Qualität der von ihnen benutzten Vaccinelymphe zu würdigen, noch weniger aber die Impfung kunſtgerecht auszuführen oder den Verlauf der Vaccine zu beobachten und zu beurtheilen verſtanden. Man bewies, daß grade die vorſichtigeren Impfärzte der Behauptung von der nur temporären Schutzkraft der Vaccine widerſprachen; man zeigte den Irrthum, durch welchen man von der Vaccination nicht allein Schutz vor den Menſchenpocken, ſondern auch vor den Varioloiden verlangte, man benutzte mit Recht grade die Erſcheinung der vor der Einführung der Vaccination unbekannten Varioloiden als Beweis der Schutzkraft der Vaccine, und bewies durch eine Menge von Thatſachen, daß die Varioloiden nichts ſeien, als die durch den Einfluß der Vaccine modificirten und außerordentlich gemilderten Menſchenblattern. Sacco [5]) und mehre Andere bewieſen, daß die Varioloiden nur bei Vaccinirten entſtehen, und daß Einimpfung der Varioloiden in der erſten Generation wieder ſie ſelbſt, in der zweiten Generation aber die wahren Menſchenpocken erzeugen. (Nach andern Erfahrungen ruft dagegen die Anſteckung durch Varioloiden bei Nichtgeblatterten die echte Variola hervor.)

In Folge dieſer Streitigkeiten wurde der Wunſch rege, ſo oft als möglich unmittelbar erneuerte Kuhpockenlymphe zur Impfung zu benutzen. Die Sache hatte aber ihre Schwierigkeiten, da theils die Kuhpocken ſelten originär vorzukommen ſcheinen, theils in der Regel überſehen, oder ſelbſt verheimlicht werden. Einzelne Regierungen ſetzten deshalb Prämien für die Anzeige pockenkranker Kühe aus; man ſuchte den Kühen das Pockencontagium mitzutheilen, indem man ſie mit Decken umhing, auf welchen menſchenpockenkranke Perſonen gelegen hatten ꝛc.; aber nur ſelten haftete das Contagium. (Die Einimpfung der Mauke bei den Kühen iſt, ſo viel uns bekannt, neuerdings nicht wieder verſucht worden.) In den letzten Jahren indeſſen hat man ein Verfahren entdeckt, durch welches zu jeder Zeit urſprüngliche Kuhpockenlymphe erhalten werden kann, die Impfung der Kühe mit von Menſchen gewonnener Vaccinelymphe. Die erſten Verſuche ſtellte, ſo weit dem Unterzeichneten bekannt iſt, Dr. Carganico in Darkehmen an. Derſelbe impfte ſeit 1830 alljährlich eine Kuh und benutzte die gewonnene Lymphe zur Vaccination. Die ſo entſtehenden Vaccinepuſteln unterſchieden ſich nach demſelben in Nichts von den mit nicht erneuerter Vaccinelymphe erzielten. Ausgedehnter und etwas abweichend ſind die, ſo viel Unterzeichnetem bekannt iſt, noch nicht veröffentlichten Verſuche der Dr. Lentin und Weilinger zu Weimar, welchen der Unterzeichnete zum Theil ſelbſt beigewohnt hat. Dieſelben impfen ſeit mehren Jahren alljährlich acht bis zehn Kühe mit von Menſchen entlehnter Vaccinelymphe. Die unter allgemeinen Fieberbewegungen, verminderter Freßluſt u. ſ. w. entſtehenden Puſteln ſind aber in ihrer Form ſo verſchieden von den Vaccinepuſteln bei Menſchen, daß man ſie bei oberflächlicher Unterſuchung kaum für echt und wirkſam halten möchte. Die Epidermis erhebt ſich faſt gar nicht und bildet nur einen ziemlich dicken Schorf, unter welchem jedoch die zellenartig gebaute Puſtel ſich entwickelt. Impft man am ſechsten bis neunten Tage mit der überaus reichlich erzeugten Lymphe, ſo entſtehen ganz vollſtändig und außerordentlich kräftig entwickelte Vaccinepuſteln, welche mit einem breiten Hofe umgeben und von einem ziemlich heftigen Eruptions- und Eiterungsfieber begleitet ſind. Die Narben ſind tiefer und ſtrahliger. In manchen Fällen entſtehen ſelbſt an nicht geimpften Stellen des Arms mehr oder weniger vollſtändig entwickelte Vaccinepuſteln, und der Unterzeichnete, welcher in dem (freilich durch ungewöhnliche Hitze ausgezeichneten) Sommer des Jahres 1834 38 Kinder mit ſolcher unmittelbar erneuerten Vaccine impfte, beobachtete bei einem kräftigen Kinde, welches auf jedem Arme mit drei Stichen geimpft worden und bei welchem das Eruptionsfieber ſehr heftig war, über 30 von ſelbſt entſtandene Vaccinepuſteln, von denen acht bis neun ebenſo vollſtändig als die auf den Impfſtellen entſtandenen entwickelt waren. Die meiſten Ärzte des Großherzogthums Weimar impfen gegenwärtig mit ſolcher alljährlich erneuerter Vaccinelymphe. Ganz dieſelben Reſultate erhielten auch im Jahre 1834 Dr. Reinhardt und Standwundarzt Fietkow zu Mühlhauſen, Kreischirurg Schmidt zu Erfurt und Dr. Meyer zu Rade vorm Walde (ſ. med. Zeit. des Ver. f. Heilk. in Pr. 1835. Nr. 25 u. 26). Neuerlich beobachtete auch ein römiſcher Arzt, Horaz Maceroni, originär entſtandene Kuhpocken und benutzte dieſelben mit dem beſten Erfolge zur Vaccination, wobei er zugleich bemerkte, daß die Borken, in welche man Butter eingerieben hatte, kein Contagium entwickelten. (In Bezug auf letzteren Umſtand glauben wir an die Öleinreibungen in der Peſt erinnern zu dürfen.)

Die Verhandlung dieſer und vieler anderer zur Sache gehöriger Punkte hat gegenwärtig bei den meiſten Ärzten folgende Reſultate feſtgeſtellt:

1) Die gehörig und vollſtändig ausgeführte Vaccination ſchützt in der Regel auf Lebenszeit vor den Menſchenblattern. Die Vollſtändigkeit der Vaccination wird bedingt

2) durch das gehörige, nicht zu zarte Alter des Impflings;

---

5) Ich erlaube mir mein eignes Beiſpiel anzuführen. Ich wurde im J. 1811 von Sacco zu Mailand vaccinirt. Im J. 1833 wurde ich von einem an confluirenden Menſchenblattern leidenden Kinde, welches ich behandelte, angeſteckt, und nach 14 Tagen brachen bei mir Varioloiden aus, die ganz regelmäßig und bis auf das ſehr ſtürmiſche Eruptionsfieber ziemlich leicht verliefen. Vierzehn Tage vorher hatte ich mehrmals einen varioloidenkranken Freund beſucht, ohne von demſelben angeſteckt zu werden.

Digitized by Google

3) durch Benutzung wirklicher Kuhpockenlymphe, entweder ſtets unmittelbar erneuerter, oder doch ſolcher, welche durch nicht mehr als vier Menſchengenerationen hindurchgegangen iſt;

4) durch eine hinreichend große Anzahl von Impfſtichen;

5) durch den gehörigen Verlauf der Vaccine ſelbſt, vor Allem durch den gehörigen Eintritt des Eruptionsfiebers. Dieſes letztere iſt von ſolcher Wichtigkeit, daß es allein ſchon, auch ohne den Ausbruch einer einzigen Vaccinepuſtel, vollkommenen Schutz gewährt, während im Gegentheile die Vaccination als mislungen oder doch unſicher anzuſehen iſt, ſobald das Eruptionsfieber fehlt, wenn auch der Verlauf der Kuhpocken örtlich ein ganz gehöriger war.

6) Die größte Sicherheit wird erreicht, wenn die Impfung in der Periode der Pubertät wiederholt wird (Revaccination), indem es allerdings einzelne Fälle gibt, in denen die Vaccination vor der ſpäteren Entſtehung der Menſchenblattern nicht ſchützt. Die große Seltenheit ſolcher Fälle beweiſt aber grade die Richtigkeit der ihnen entgegenſtehenden Regel.

Hin und wieder hat man auch mit wechſelndem Erfolge die Vaccination vorgenommen, um durch dieſelbe den Verlauf anderer Krankheiten zu unterbrechen. Es ſind günſtige Erfahrungen über die Heilung der Rhachitis, der Skrofeln, des Keuchhuſtens ꝛc. durch die Vaccination aufgezeichnet. Ebenſo hat man Muttermäler (naevi) und kleine Teleangiektaſien, z. B. im Geſicht, mit Erfolg durch die Vaccination entfernt. (Daſſelbe Reſultat ſoll man durch Einreibung von Autenrieth'ſcher Salbe erhalten. Ja es iſt ſogar behauptet worden, daß die Impfung mit der Flüſſigkeit aus den blatterähnlichen Puſteln, welche dieſe Salbe erzeugt, wieder ähnliche Puſteln hervorrufe und daß dieſe vor den Menſchenblattern ſchützen??) Dagegen läßt ſich nicht leugnen, daß die Vaccination durch die mit ihr gegebene bedeutende Aufregung des Organismus zuweilen auch die Veranlaſſung zu Erweckung anderer Krankheitskeime wird, namentlich der Skrofeln und der Rhachitis, des Hydrocephalus acutus ꝛc., wenn die Anlage zu denſelben ſchon vorher vorhanden war. Ein Nachtheil, deſſen Übertreibung der Sache der Impfung hin und wieder geſchadet, der aber, bei Erwägung der unendlichen Segnungen der Vaccination in Nichts verſchwindet. Auf ebenſo unbegründete Weiſe behauptet man, daß ſeit der Vaccination das Scharlach bösartiger geworden ſei und auf dieſe Weiſe die Sterblichkeit der Kinder geſteigert habe. Der erſte Theil dieſes Satzes indeſſen iſt hiſtoriſch unwahr, der zweite beruht inſofern auf einem Irrthume, als er vergißt, daß die Blattern früher den Verheerungen des Scharlachs eine weit geringere Menge von Kindern übrig ließen, als gegenwärtig.

Die unendlichen Vortheile der Vaccination brachten ſchon ſehr früh auf die Idee, auch andere Krankheiten, welche erfahrungsmäßig den Menſchen nur einmal befallen, einzuimpfen. Namentlich machte man Verſuche der Art mit den Maſern, welche in einzelnen, namentlich früheren Epidemien, den Pocken an Bösartigkeit wenig nachgaben. Franz Home impfte im J. 1757 zwölf Kindern die Maſern ein, indem er Baumwolle, die mit dem Blute von Maſerkranken getränkt war (er gewann daſſelbe durch Scarificationen zwiſchen den einzelnen Maſernflecken) auf den verwundeten Oberarm der erſteren brachte. Die Maſern brachen am ſechsten Tage aus und erzeugten außer häufigen Thränen der Augen und Nieſen keinen beſondern Zufall. Bei Kindern, welche vorher an andern Ausſchlägen gelitten hatten, verſchwanden dieſe mit den Maſern von ſelbſt. Monro ſchlug vor, die Maſernimpfung durch den Speichel und die Thränen des Kranken zu bewirken. Später ſind dieſe Verſuche von Willan, Themmen, Thueſſink, Büchner, Sprey, James Cook, Borſieri, R. A. Vogel, Locatelli, Tellegen, Caldwell und Speranza wiederholt worden. Willan impfte mit der in den Maſernbläschen enthaltenen Flüſſigkeit zwei Kinder; die erſte Impfung hatte keinen Erfolg, bei dem andern dagegen erſchienen ſehr gelinde Maſern, vorher aber die gleichzeitig eingeimpften Kuhpocken. Erfolglos war Themmen's im J. 1816 an fünf Kindern ganz nach Art der Vaccination vorgenommene Maſernimpfung. Am ausgedehnteſten hat neuerlich Albers dieſe Verſuche wiederholt. Derſelbe impfte theils nach Home's, theils nach Themmen's Methode. Indeſſen hatten dieſe Impfungen nicht den geringſten Erfolg (ſ. v. Gräfe's und v. Walther's Journ. f. Chir. u. Augenheilk. Bd. 21. Heft 4). Dagegen hatten Speranza's Impfungen die Entſtehung einer ſehr leichten Maſernkrankheit zur Folge. Man erreicht indeſſen den Zweck gewiß weit ſicherer, wenn man in gelinden Maſerepidemien die zu ſchützenden Individuen der Anſteckung durch Zuſammenſchlafen mit den Kranken ꝛc. ausſetzt.

Wichtiger würde es ſein, die Einimpfung des weit bösartigeren Scharlachs zu verſuchen, und hier würde ſich ein der Vaccination analoges Verfahren bei der Form, welche ſich durch maſernartige, papulöſe Entwickelung des Exanthems auszeichnet (Scarlatina miliaris, in Thüringen z. B. die häufigſte) ohne Schwierigkeit bewerkſtelligen laſſen. Wirklich hat kürzlich ein franzöſiſcher Arzt, Dr. Miquel zu Amboiſe, bei einer Scharlachfieber-Epidemie dergleichen Impfungen nicht ohne Erfolg vorgenommen. Sein erſter Verſuch wurde an einem 28monatlichen Kinde gemacht, welches das Scharlach noch nicht gehabt hatte. Um Materie zu bekommen, ſtach er mit einer Lanzette einige der ſichtbarſten Plaques bei einem 16jährigen vom Scharlach ergriffenen Mädchen an, worauf kein Blut, ſondern blos eine gelbliche Feuchtigkeit ausfloß. Dieſe Feuchtigkeit wurde durch acht Stiche in die Arme des Kindes inoculirt. Am dritten Tage waren die meiſten von einem rothen Kreiſe umgeben; am fünften war Alles verſchwunden. Eine zweite Inoculation wurde ſpäter zum Gegenbeweiſe verſucht, allein die Stiche veranlaßten keine Röthe. Am 18. Jan. 1834 zeigte ſich das Scharlach bei einem kleinen vierjährigen Mädchen inmitten einer zahlreichen dürftigen Familie, wo die Iſolirung der Kranken nicht möglich war. Miquel wartete den dritten Tag ab und inoculirte dann eine zehnjährige ältere Schweſter der Kranken. Den Tag darauf waren die Stiche von einem rothen Hofe umgeben. Am dritten Tage war die Haut im Umfange

Digitized by Google

heiß und widerſtrebend; am fünften war Alles verſchwunden. Eine andere bei einem kleinen Knaben der nämlichen Familie verſuchte Inoculation hatte den nämlichen Erfolg. Vom Monat Januar bis Monat April haben dieſe beiden Kinder bei ihrer kranken Schweſter zugebracht, ohne ein Symptom des Scharlachfiebers zu bekommen. Im vergangenen Julius hat Miquel noch drei andere Verſuche gemacht und einer ſeiner Collegen hat ihm eine gleiche Anzahl mitgetheilt, die ebenſo glücklich waren (ſ. Schmidt's Jahrb. 7. Bd. S. 373).

Was die Einimpfung der Peſt betrifft, ſo iſt dieſelbe zwar vorgeſchlagen, aber wol nie ausgeführt worden, wenn man hierher nicht die kühnen Verſuche einiger Waghälſe rechnen will, welche dieſelbe an ſich ſelbſt unternahmen, um nicht auf dieſe, einige Male hart genug geſtrafte, Weiſe die Schutzkraft vorgeblicher Antidota zu beweiſen. Dieſelbe erſcheint auch durchaus zwecklos, da die Peſt den Menſchen mehr als einmal (ſelbſt fünf bis ſiebenmal) befallen kann.

Die künſtliche Einimpfung der Krätze hat rein therapeutiſche, niemals prophylaktiſche Zwecke, obwol die Erreichung der letztern recht wol denkbar iſt, wenn man ſich erinnert, daß Perſonen, welche mit der Krätze behaftet ſind, nach dem Geſetze der gegenſeitigen Ausſchließung der Contagien, ſelten oder nie von der Peſt oder andern anſteckenden Krankheiten ergriffen werden. Die Einimpfung der Krätze wird gewöhnlich bei Krankheiten verſucht, welche auf einer Krätzmetaſtaſe beruhen (ſ. Scabies retropulsa) und iſt häufig genug von dem gewünſchten Erfolge begleitet. Sie wird entweder durch die directe Übertragung derſelben in eine verwundete Hautſtelle, oder zweckmäßiger durch Zuſammenſchlafen mit Krätzigen, den Gebrauch ihrer Kleidungsſtücke ꝛc. bewirkt. Die neueren Verhandlungen über die Krätzmilbe haben außerdem, behufs der Beobachtung dieſes Geſchöpfs, in Paris zu Impfungen mit Krätzlymphe geführt.

In ähnlicher Weiſe hat man zuweilen die Einimpfung des Tripperſtoffs in die Schleimhaut der Harnröhre oder der Scheide bei Trippermetaſtaſen, z. B. heftiger gonorrhoiſcher Augenentzündung, vorgenommen.

Die Impfung der Syphilis dagegen verfolgt rein diagnoſtiſche Zwecke. Schon Harriſon, Hunter und Bell nahmen die Inoculation des Trippercontagiums vor, um durch dieſelbe die Identität des Trippers mit der Syphilis zu beſtätigen. Die Verſuche lieferten aber ein von dem erwarteten ſo gänzlich verſchiedenes Reſultat, daß Bell wenigſtens durch daſſelbe veranlaßt wurde, ſeinen Glauben an die Identität beider Krankheitsproceſſe aufzugeben. Dieſelben Verſuche, ſtets mit dem Ergebniſſe der Nichtidentität, ſtellten ſpäter Cooper, Ricord, Eiſenmann, Rueff, Cullerier u. A. an. Ricord, Hacker u. A. haben in anderer Zeit die Impfung der Syphilis zu noch einem andern ebenfalls diagnoſtiſchen Zwecke vorgenommen. Es kommen an den Geſchlechtstheilen ſowol, als an andern Stellen des Körpers Ausſchläge und Geſchwüre vor, die ſich durch ihr Ausſehen allein von ſyphilitiſchen nicht unterſcheiden laſſen. Da es aber für die Behandlung von der größten Wichtigkeit iſt, die Natur dieſer Affectionen genau zu erkennen, ſo ſchien ſich in der Übertragung der Abſonderungsſtoffe jener Geſchwüre ꝛc. ein ſicheres Mittel zur Erkenntniß ihres Charakters darzubieten, da es bekannt iſt, daß Flechtengeſchwüre, die oberflächlichen Chanker, welche ſich durch Anſteckung von Fluor albus, bei Blennorrhoea balani, bei Onaniſten, Hämorrhoidalkranken ꝛc. finden, nicht contagiös ſind, und, wenn ſie übergeimpft werden, nur eine örtliche Entzündung, oder höchſtens ein kleines, von ſelbſt wieder verſchwindendes Geſchwür erzeugen. Ricord wählt zur Impfſtelle die innere Seite der Schenkel, Andere den Arm. Die Erfahrung hat über den Werth dieſes Verfahrens bereits entſchieden und ihm eine wichtige Stelle unter den Hilfsmitteln zur Diagnoſe der Syphilis geſichert, obwol einzelne Punkte, z. B. das Verhalten der Mercurialgeſchwüre in der Überimpfung, noch näherer Unterſuchungen bedürfen.

Literatur.

Für die Geſchichte der Impfung vgl. vorzüglich Sprengel's Verſ. ein pragmat. Geſch. d. Heilk. 3. Aufl. 5. Bd. S. 873—934 und die daſelbſt zahlreich verzeichneten Schriften. Die Schriften Jenner's ſ. unt. dem Art. Jenner. Die vorzüglichſten in Teutſchland erſchienenen Schriften und Überſetzungen über die Kuhpockenimpfung ſind (mit Ausſchluß der populären Schriften) folgende:

Mich. Sarcone, Von den Kinderpocken und der Nothwendigkeit die Ausrottung derſelben zu verſuchen. Aus dem Ital. überſ. und mit Anmerk. vermehrt von L. F. B. Lentin (Götting. 1782). — H. M. Huſſon, Unterſuchungen über die Kuhpockenkrankheit. Aus d. Franz. überſ. v. J. D. Buſch (Marb. 1797). — Daſſelb. aus d. Franz. überſ. v. S. J. L. Döring (Marb. 1801). — Will. Woodville, Beſchreibung einer Reihe von Kuhpockenimpfungen, nebſt Bemerk. u. Beobacht. darüber. Aus d. Engl. mit Anmerk. von F. G. Frieſe (Bresl. 1800). — C. R. Aikin, Darſtellung wichtiger, die Kuhpocken betreffender Thatſachen. Aus d. Engl. v. Hunnemann. Mit einem illum. Kupf. (Hanov. 1801). — Ch. H. Pt. Altersleben, die Ausführbarkeit der allgemeinen Einimpfung mit Kuhpocken (Halb. 1801). — Jac. Ez. Aronſſon, Rechtfertigung der Schutzblattern oder Kuhpockenimpfung gegen die Einwendungen von M. Herz und von J. Val. Müller verſucht (Berl. 1801). — J. G. Bremſer, über die Kuhpocken (Wien 1801). — *Car. Glo. Kühn*, de exanthemate, vulgo variolar. vaccinar. nomine insignito. Fasc. I. (Lips. 1801. 4.). — Derſelbe, Die Kuhpocken, ein Mittel gegen die natürlichen Blattern. Mit nach der Natur gemaltem Kupfer, welches die Geſtalt der Kuhpocken und ihre Veränderung bis zum 17. Tage vorſtellt. 2. Ausg. (Leipz. 1816). — Joh. Heinr. Lavater, Abhandl. über die Milchblattern oder die ſogenannten Kuhpocken. 2. Aufl. (Zür. 1801). — Alex. Herm. Macdonald, Krit. Überſ. der Theorie und Praxis der Kuhpockenimpfung. 1. Bd. (Hamb. 1802). — Derſelbe, Abhandl. über die jetzt faſt allgemein eingeführte Inoculation der Kuhpocken und den Zweck, vermittels derſelben die Blatternſeuche gänzlich zu vertilgen. Aus dem Engl. von J. P. F. Lochet (Hamb. 1801). — Derſ., Bemerk. über die gegen die Einimpfung der Kuhpocken von einem ungenannten Verfaſſer in Berlin angebrachten Gründe (Hamb. 1801). — Fr. Benj. Oſiander, Ausführliche Abhandlungen über die Kuhpocken. Mit einem Kupf. (Gött. 1801). — Derſ., Verlauf der mittels Blaſenpflaſter geimpften Kuhpocken, vorgeſtellt in einer aufs Genaueſte illum. Kupfert., oder Cours de la vaccine inoculée par le moyen de l'emplâtre vésicatoire etc. Fol. (Tüb. 1802). — Sammlung von Nachrichten, Beobachtungen und Erfahrungen über Kuhpockenimpfung. Aus dem Franz. mit Anmerk. und einigen Wahrnehmungen und

Digitized by Google

Beobachtungen von F. F. Heſſert und M. H. F. Pilger (Marb. 1801). — Mark. Herz, Briefe an Dohmeyer über die Blatterimpfung (Berl. 1802). — Joh. Ulr. Gli. Schäffer, Beiträge zu einer Theorie der engliſchen Pockenimpfung (Regensb. 1801). — Derſ., Verſuch einer Theorie der engl. Pockenimpfung, als Gegenſtück zu M. Herz's Brutalimpfung (Nürnb. 1802). — Widemann, Himly und Rooſe, über das Impfen der Kuhblattern, herausgegeb. von Th. H. A. Rooſe (Frankf. 1801). — Joh. K. Sybel, Erfahrungen über die Kuhpocken, ein ſicheres Mittel, um Menſchen vor der Entſtellung, Verkrüppelung und dem Tode der Pocken zu bewahren. Mit einem Kupf. (Berl. 1801). — John Addington, Bemerk. über die Kuhpocken ꝛc. Aus dem Engl. von F. G. Frieſe (Bresl. 1802). — Fr. Geo. Aug. Bouchholz, Vollſtänd. Abhandl. über die Kuhpocken (Berl. 1802). — *Jean de Carro*, observations et expériences sur la vaccination. Avec 1 planche. 2. edit. (Vienne 1802). — Derſ., Beobachtungen und Erfahrungen über die Impfung der Kuhpocken. Aus dem Franz. von J. v. Portenſchlag. Mit einem Kupf. (Wien. 1802). — Derſ., Histoire de vaccination en Turquie, en Grèce et aux Indes orientales. Avec 1 pl. (Vienne 1804). — Derſ., Geſchichte der Kuhpockenimpfung in der Türkei, in Griechenland, in der Moldau ꝛc. Aus dem Franz., mit Zuſätzen des Verf. und Anmerk. von G. F. Frieſe (Liegn. 1804). — Joh. Chr. Ehrmann, über den Kuhpockenſchwindel. 3. Heft. (Frankf. 1802). — Paskal Joſ. v. Ferro, über den Nutzen der Kuhpockeneinimpfung (Wien 1802). — Sam. Gli. Ficker, Vertheidigung der Kuhpockenimpfung gegen die von Herz dagegen erhobenen Zweifel (Liegn. 1802). — Joh. Jac. Günther, Geſchichte der Vaccine und ihrer Impfung, als Mittel, die Blattern auszurotten (Cöln 1802). — Pt. Gfr. Jördens, Apologie der Schutzblattern (Altenb. 1802). — Ad. Fr. Nolde, Beobachtungen über die Kuhpocken mit einigen Bemerk. (Erfurt und Gotha 1802). — Frz. Joſ. Schelver, Unterſuchung über die Natur der Menſchen- und Kuhblattern (Halle 1802). — Joh. Heinr. Schmidt, Die Kuhpockenimpfung nach den Geſetzen des thieriſchen Organismus betrachtet (Braunſchw. 1802). — Derſ., Die echten Schutzblattern ſchützen vor Anſteckung mit gewöhnlichen echten Menſchenblattern nicht abſolut, nicht unfehlbar und nicht immer (Braunſchw. 1819). — Chr. Aug. Struve, Anleitung zur Kenntniß und Impfung der Kuhpocken, nebſt einer Reihe eigner Erfahrungen über dieſen Gegenſtand (Bresl. 1802). — Derſ., inwiefern können und ſollen die Geiſtlichen zur Verbreitung der Schutzpocken wirken (Leipz. 1807). — Frhr. Geo. v. Wedekind, Theor. prakt. Abhandl. von den Kuhpocken und eine Einleitung in die Lehre von anſteckenden Krankheiten (Baſ. 1802). — Joh. Evangeliſt Wetzler, über die Kuhpocken und deren Impfung (Straubing. 1802). — Derſ., Gedanken über die beſte Art und Weiſe, die Impfung der Kuhpocken allgemein zu machen, und Maß- und Vorſichtsregeln bei vorzunehmender Impfung der Kuhpocken in einem ganzen Diſtricte (Sulzbach 1803). — Derſ., Actenſtücke über die Schutzpockenimpfung in der königl. bairiſchen Provinz in Schwaben. Nebſt einer Abhandl. über die Maßregeln und Anſtalten, welche die Regierungen in Hinſicht der Schutzpockenimpfung treffen ſollen (Ulm 1807). — Derſ., Anweiſung zur Schutzpockenimpfung, vorzüglich f. Wundärzte (Ulm 1807). — Jam. Bryce, Prakt. Beobachtungen über die Impfung der Kuhpocken. Aus dem Engl. von F. G. Frieſe (Bresl. 1803). — A. J. Chreſtien, über die Impfung der Blattern, nebſt Bemerkungen über Kuhpockenimpfung. Aus dem Franz. (Berl. 1803). — Geo. Heinr. Maſius, Unterſuchung und Beobachtung über natürliche, zufällige und geimpfte Kuhpocken (Leipz. 1803). — Ign. A. Mattuſchka, Blatternausrottung und Kuhpockenimpfung (Prag 1803). — Geſchichte der Vaccination in Böhmen (Prag 1804). — Joh. Dav. Wilh. Sachſe, Betrachtungen und Bemerkungen über die Kuhpocken, mit Rückſicht auf die Einwendungen des Hofraths Herz (Berl. 1804). — Joh. Joſ. Kauſch, Iſt die Vaccination an der bisherigen Bösartigkeit der Scharlachfieber ſchuld? (Leipz. 1806). — Conr. Joſ. Kilian, Iſt die Vaccination an der Bösartigkeit des Scharlachfiebers Schuld? (Leipz. 1806. 4.). — Chr. Pfeufer, über die Hinderniſſe gegen die Verbreitung der Kuhpockenimpfung auf dem platten Lande, und über die Mittel zu ihrer Beſeitigung. Nebſt einem Anhange (Bamb. 1807). — *Greg. Ueberlacher*, de vaccina antivariolosa epitome, in qua de ejus specie ordinaria febrili et extraordinaria non febrili ac de vaccinis spuriis disseritur. (Viennae 1807). — Rob. Willan, über die Kuhpockenimpfung. Aus dem Engl., mit Zuſätzen von G. F. Mühry. Mit zwei Kupf. (Gött. 1808. 4.). — J. J. Börner, Die Kuhpocken. M. Kpf. (Berl. 1810). — Joh. Imm. Bremer, Die Kuhpocken. 3. Ausg. M. e. Kpf. (Berl. 1810). — Ludw. Sacco, Neue Entdeckung über die Kuhpocken, die Mauke und Schafpocken. Aus dem Ital. von W. Sprengel. Mit einer Vorrede und Anmerk. von Curt Sprengel und vier illum. Kupf. (Leipz. 1812). — Abr. A. Hanemann, Die Schutzkraft der Kuhpocken durch den neueſten Bericht der Nationalvaccinationsanſtalt zu London außer Zweifel geſetzt ꝛc. Aus dem engl. Werke des Jam. Moore: the history and practice of vaccination (Hamb. 1818). — C. Fr. Kraus, Die Schutzpockenimpfung in ihrer endlichen Entſcheidung als Angelegenheit des Staats ꝛc. (Nürnb. 1820). — Matth. Macher, über die Urſache und das Weſen der in neuerer Zeit ſo ſehr überhandnehmenden Skrofelkrankheiten, ihr Verhältniß zur Menſchenpocke und zur geimpften Kuhpocke (Wien 1821). — Bergeron, Die Schutzpockenimpfung, das ſicherſte Mittel gegen die Menſchenblattern. Aus dem Franz. von L. Cerutti. Mit acht Steindr. (Leipz. 1822). — W. Leo-Wolff, Die Gefahren der bisher befolgten Maßregeln zur Verbreitung der Kuhpocken (Hamb. 1823). — *Jo. Ludw. Casper*, De vi atque efficacitate insitionis variolae vaccinae in mortalitat. civium Berolinensium hucusque demonstrata. Commentar. politico-medicus. (Berolini 1824. 4.). — Fr. L. A. Koele, über die in den verſchiedenen europäiſchen Ländern genommenen Maßregeln, um das Sträuben der Leute gegen die Impfung der Schutzblattern zu überwinden. Eine gekr. Preisſchr. (Utrecht 1825). — Fr. W. Rudlack, Die Kuhpocken und die Menſchenblattern. Mittheilungen aus dem Gebiete der Erfahrung (Dresd. 1826). — Karl Guſt. Heſſe, Von den Folgen der Kuhpocken und Blatternimpfung bei Vaccinirten oder Geblatterten, und über das Zuſammentreffen von Kuhpocken mit Blattern (Leipz. 1827). — *J. Ed. Hedenus*, De Variolis vaccinis earumque vi tutoria recens in dubium vocata (Lips. 1829). — Bibliothek der ausländiſchen Literatur für praktiſche Medicin. 13 Bde. — L. J. M. Robert, Blattern, Varioliden, Kuhpocken und ihr Verhältniß zu einander, auf Grund neuer, in der jüngſten Epidemie v. Marſeille gewonnener Erfahrungen dargeſtellt. Nach d. Franz. bearb. u. mit Zuſätz. u. Not. verſ. v. Ed. W. Güntz (Leipz. 1830). — Frz. S. Giel, Die Schutzpockenimpfung in Baiern, von Anbeginn ihrer Entſtehung und geſetzlichen Einführung bis auf gegenwärtige Zeit, dann mit beſondern Beobacht. derſelben in auswärtigen Staaten (Münch. 1830). — Joh. Chr. Albers, über das Weſen der Blattern und ihre Beziehung zu den Schutzblattern. Ein diagn. Verſuch (Berl. 1831). — Fr. Wilh. Wilmans, Beitrag zur genauen und vollſtändigen Unterſcheidung der Varioloid- von der Variola- und der Varicellenkrankheit; nebſt beſondern Einwürfen gegen die Identität der Contagien jener beiden erſteren Exantheme und Erinnerung an Regeln für die Ausübung der Vaccination (Lemgo 1831). — P. Hecking, Neue Vaccinationsart, nebſt Bemerk. über Variolen, Varicellen und Varioloiden, als Reſultat einer 32jährigen Erfahrung (Crefeld 1833. 12.). — Karl Schreiber, Gründe gegen die allgemeine Kuhpockenimpfung für Ältern, Ärzte und Regierungen. 2. Aufl. (Eſchwege 1834). — Karl Fr. Wilh. Funke, Die urſprüngliche Vaccine, das wahre und unſchädliche Mittel gegen die Menſchenblattern, nebſt Widerlegung der Gründe gegen die allgemeine Kuhpockenimpfung ꝛc. von Karl Schreiber. Ein Wort zur allgemeinen Beherzigung (Leipz. 1833). — A. F. Zöhrer, Abhandlungen über die Einimpfung der Kuhpocken (Wien 1834).

(*H. Haeser.*)

IMPHY, Dorf im Canton und Arrondiſſement Nevers des franzöſiſchen Departements der Nièvre. Es zählt 500 Einwohner, welche Eiſenhämmer, Eiſenſchmelzen und Manufacturen in Kupfer und Eiſenblech unterhalten.

(*Klaehn.*)

Impia *Bluff* et *Fingerh.*, ſ. Filago.
Impietät, ſ. Pietät.
Implectum, ſ. Emplecton (Emplectum).
Implementum, ſ. unt. Vertrag.
Implorant und Implorat, ſ. Imploration.

IMPLORATION (processual.) iſt die allgemeine Benennung für minderfeierliche Klagvorträge, Klagſchreiben oder mündliche Klaganbringen in ſummariſchen Rechtsſachen. Ebenſo erhält gewöhnlich beim Verfahren in dergleichen Rechtsſachen der Kläger den Namen Implorant, der Beklagte den Namen Implorat. Imploratio officii judicis iſt die, ebenſo überflüſſige als gegenwärtig veraltete, Clauſel der Klaglibelle und überhaupt eines ſchriftlichen Exhibitums im Civilproceſſe, welche die Bitte bezweckt, daß der Richter, wenn auch nicht ſpeciell dazu aufgefodert, das Beſte der Partei wahrnehmen möge. (*B. Emminghaus.*)

Impluvium, ſ. Ädes.

IMPONDERABILIEN. Mit dem Namen Imponderabilien oder Incoërcibilien bezeichnet man diejenigen Potenzen, welche die Erſcheinungen von Licht, Wärme, Elektricität, Galvanismus und Magnetismus hervorbringen. Nimmt man, um die in jene Gebiete gehörigen Phänomene zu erklären, an, daß ein Lichtſtoff, eine Wärmematerie, elektriſche, galvaniſche und magnetiſche Fluida die Körper durchdringen und dadurch dieſe eigenthümlichen Modificationen hervorbringen, ſo ſcheint es allerdings auf den erſten Anblick nothwendig, anzunehmen, daß Imponderabilität und Incoërcibilität zu den weſentlichen Eigenſchaften dieſer Materien gehören, d. h. man ſcheint genöthigt zu ſein, ſie als unwägbare und uneinſchließbare Stoffe zu betrachten, weil es noch nicht gelungen iſt, nachzuweiſen, daß ſie ſchwer ſind, und weil ſie, alle Körper durchdringend, ſich nicht in abgegrenztem Raume ſelbſtändig darſtellen laſſen. Die Imponderabilien wären demnach ſolche Materien, deren Hauptweſen darin liegt, daß ihnen ſolche Eigenſchaften fehlen, die man durchgängig an allen übrigen Körpern wahrnimmt. Der Phyſiker kann die Materie unmöglich anders, als durch die Eigenſchaften definiren, welche die Erfahrung ihn kennen lehrt, und von dem auf die Erfahrung gegründeten Begriffe der Materie, wie er faſt in allen Lehrbüchern der Phyſik entwickelt iſt, weicht der oben angedeutete Begriff der Imponderabilien völlig ab.

Unter allen für ſich ſelbſtändig darſtellbaren Körpern findet ſich kein Analogon, welches die Exiſtenz der Imponderabilien beſtätigte; ſie ſind deshalb vollſtändig hypothetiſcher Art. Der Phyſiker nimmt zur Erklärung ſolcher Erſcheinungen, die ihm auf anderem Wege unmöglich erſcheinen, ein Agens an, welches die Körper durchdringt, und legt dieſem Agens grade diejenigen Eigenſchaften bei, die ihm zur Erklärung der Phänomene nöthig zu ſein ſcheinen, ohne ſonſt irgend ein directes Argument für ſeine Annahme anführen zu können. Die Exiſtenz der Imponderabilien kann demnach durchaus nie der Gegenſtand unmittelbarer Wahrnehmung ſein. Die Annahme von Materien, für welche ſich in der Erfahrung gar keine Analogie nachweiſen läßt, die Vorſtellung der abſoluten Imponderabilität und Incoërcibilität mag für manchen Phyſiker, namentlich aber für den Atomiſtiker, immer etwas Anſtößiges und Widerſtrebendes haben, und dadurch mag wol die vermittelnde Anſicht entſtanden ſein, daß die ſogenannten Imponderabilien nicht abſolut imponderabel und incoërcibel ſein möchten, ſondern daß es nur Materien von ſo außerordentlicher Feinheit ſeien, daß ihr Gewicht viel zu gering iſt, um auf unſern unvollkommenen Inſtrumenten gewogen werden zu können; und daß ſie ihrer Feinheit wegen leicht alle Poren der Körper durchdringen. Daß die Leichtigkeit, womit die Imponderabilien die verſchiedenen Körper durchdringen können, nicht von der Dichtigkeit derſelben abhängt, ſondern rein ſpecifiſch iſt, läßt ſich leicht durch die Annahme erklären, daß die ſpecifiſch verſchiedenen Atome der verſchiedenen Körper auch verſchiedene Wirkungen auf die Imponderabilien hervorzubringen im Stande ſind. Daß ein Körper ein ſo geringes ſpecifiſches Gewicht hat, daß dieſes unſern Beobachtungen gänzlich entſchwindet, iſt gar nicht undenkbar. Nimmt man nun an, daß die Imponderabilien um ebenſo vielmal leichter ſind, als Waſſerſtoffgas, wie Waſſerſtoffgas leichter iſt als Platina, ſo iſt wol leicht einzuſehen, daß es alsdann wol ſchwerlich je möglich ſein wird, dieſes geringe Gewicht durch die Erfahrung nachzuweiſen. Eine ſolche Vorſtellungsart von den Imponderabilien widerſtrebt durchaus nicht dem gewöhnlichen Begriff der Materialität. Gewiß würde es eine entſcheidende Entdeckung in der Phyſik ſein, wenn es gelänge, die Exiſtenz nur eines jener hypothetiſchen Stoffe durch die Nachweiſung ſeiner Schwere zu beſtätigen. Es iſt dies bis jetzt noch nicht gelungen, und wird auch wahrſcheinlich nie gelingen, obgleich es an Verſuchen, die darauf hinzielen, gewiß nicht gefehlt hat, und auch nicht fehlen wird. Einer der neueſten Verſuche der Art iſt von einem Chemiker in Wien gemacht worden. Seine Reſultate müſſen jedoch nicht ſehr ſchlagend ſein, indem die übrigen Phyſiker und Chemiker ſehr wenig Notiz von ſeiner Entdeckung genommen haben.

Es folgen hier nur noch einige Worte über die einzelnen Imponderabilien, deren nähere Betrachtung in die entſprechenden Artikel gehört.

Die Erklärung der Lichtphänomene durch die Annahme einer Lichtmaterie, welche den leuchtenden Körpern entſtrömt, fand ſchon in frühern Zeiten wichtige Gegner, unter denen wol Carteſius, Huygens und Euler die bedeutendſten ſind, welche die Lichterſcheinungen aus Wellenbewegungen erklären, denen ähnlich, durch welche der Schall entſteht. Ihre Lichttheorie wird deshalb mit dem Namen der Vibrations-, der Undulations- oder der Wellentheorie bezeichnet, im Gegenſatze zu der beſonders von Newton ausgebildeten Emanations- oder Emiſſionstheorie.

Lange Zeit blieb der Streit zwiſchen beiden Theorien unentſchieden, bis endlich durch die mehr und mehr unterſuchten Beugungserſcheinungen, und namentlich durch die von dem Engländer Thomas Young entdeckten Interferenzſtreifen, welche ſich nicht wohl nach der Emanationstheorie erklären laſſen, ja ihr ſogar direct widerſpra-

Digitized by Google

chen, die Undulationstheorie ein entſchiedenes Übergewicht erhielt. Von nun an wurde die Vibrationstheorie mehr cultivirt, und erhielt namentlich durch Freſnel's Arbeiten eine ſolche Ausbildung, daß ſie bald einen entſchiedenen Sieg über die Emanationstheorie davon trug, die nun von allen Phyſikern verlaſſen iſt, ſodaß man es jetzt wol für entſchieden halten kann, daß das Licht ſo wenig wie der Schall zu den Imponderabilien gerechnet werden kann, daß alſo der Lichtſtoff aus der Reihe der Imponderabilien ausgeſtrichen werden muß. (Das Nähere ſ. unt. d. Art. Licht.)

Nicht ſo entſchieden iſt es mit dem Wärmeſtoff; Licht und Wärme ſcheinen in ſo enger Verwandtſchaft mit einander zu ſtehen, daß es ſchwer fällt, ſich des Gedankens zu erwehren, daß die Licht- und Wärmeerſcheinungen von einem und demſelben Agens herrühren. Dieſe Meinung hat namentlich in den neueſten Zeiten durch Melloni's treffliche Verſuche über die ſtrahlende Wärme eine ſtarke Stütze gefunden; Melloni's Verſuche haben nämlich das Reſultat geliefert, daß die ſtrahlende Wärme genau denſelben Geſetzen der Brechung, der Spiegelung, der Polariſation ꝛc. unterworfen ſind, wie die Lichtſtrahlen, und daß alſo ſämmtliche Phänomene der ſtrahlenden Wärme durch die Vibrationstheorie erklärt werden können. Da es jedoch noch nicht gelungen iſt, auch die Erſcheinungen der latenten Wärme, der ſpecifiſchen Wärme ꝛc. durch die Vibrationstheorie zu erklären, während dieſe Erſcheinungen durch die Annahme eines Wärmeſtoffs ſich ſehr leicht erklären laſſen, ſo iſt es noch ſehr zweifelhaft, ob die Wärme zu den Imponderabilien gerechnet werden muß oder nicht. Bei dem jetzigen Standpunkte der Wiſſenſchaft iſt wol zu hoffen, daß dieſe Frage bald ihre Erledigung finden wird.

Gegen die Annahme, daß die Agentien, welche die Erſcheinungen der Elektricität, des Galvanismus und des Magnetismus hervorbringen, zu den Imponderabilien gezählt werden müſſen, iſt noch kein haltbarer Zweifel erhoben worden; dieſe Anſicht iſt deshalb auch die von den Phyſikern allgemein angenommene. Seitdem es Örſtedt gelang, durch galvaniſche Ströme die Magnetnadel abzulenken, ſeit man im Stande iſt, durch galvaniſche Ströme Magnete hervorzubringen, welche alle Stahlmagnete an Stärke bei Weitem übertreffen, ſeit endlich Faraday umgekehrt durch Magnete elektriſche Funken hervorgebracht hat, iſt es wol nicht mehr zweifelhaft, daß Elektricität, Galvanismus und Magnetismus nur verſchiedene Modificationen eines und deſſelben Agens ſind. (*J. Müller.*)

Impositio, ſ. Steuer.

IMPOST, 1) die bekannte Auflage, ſ. unt. Steuer. 2) Impost, Incumba, Kämpfer, das oben an einem Pfeiler vorſpringende Geſims, Pfeilerhaupt, worauf ein Bogen ruht. (*Th. Alfr. Leger.*)

IMPOSTORIBUS (De tribus). In der zweiten Hälfte des 16. und zu Anfange des 17. Jahrh. verbreitete ſich in Italien, Frankreich und Teutſchland das Gerücht von dem Vorhandenſein eines Buches unter dem Titel: „De tribus impostoribus,“ worin der Satz durchgeführt würde, daß die Welt dreimal, das heißt, von den Stiftern der drei geoffenbarten Religionen, Moſes, Chriſtus und Muhammed, betrogen worden ſei. Der Parlamentsrath Florimond de Raemond zu Bordeaux († 1602) verſicherte (De la naissance et progrès de l'hérésie, liv. II. ch. 16), das Buch bei ſeinem Lehrer Petrus Ramus (geb. 1515, † 1572), da er bei ihm im Collegium geweſen, geſehen zu haben, und ſpricht davon nach Génébrard's Vorgange, welcher es in einer Schrift an Lambert Daneau im J. 1581 erwähnt; der ſpaniſche Karmeliter Geronymo de la Madre de Dios führte in ſeinen „Diez lamentaciones del miserable estado de los Atheistas“ (Bruss. 1611) daſſelbe als in Teutſchland gedruckt an, und behauptete, wie Raemund, daß es von einer ketzeriſchen Sekte herrühre. Der franzöſiſche Gelehrte Merſenne gab in ſeinen „Quaestt. in Genesin“ (Paris 1623) nach der Relation eines andern den Inhalt an, und Campanella (Atheism. triumph. 1636. praef. 2) nannte ebenfalls Teutſchland als Druckort, obſchon er gegen Heinr. Ernſtius (Variar. observatt. lib. II. cap. 36. [Amstelod. 1636. 12.]) zu Rom geſagt hatte, daß er Muret für den Verfaſſer halte; ſowie er auch gegen den Franzoſen Patin geäußert, daß er das Buch zu Rom in den Händen des Florentiners Franc. Pucci geſehen habe. Bei ſo beſtimmten Nachrichten von dem Vorhandenſein der berüchtigten Schrift unterließ man, da es zu anziehend war, den Verfaſſer derſelben ausfindig zu machen, keineswegs fleißig darnach umzuſchauen, und glaubte, gewiß auch nicht mit Unrecht, denſelben unter den lebenden oder kürzlich verſtorbenen Zeitgenoſſen zu entdecken, welche Anſicht ſpäter auch Chr. Kortholt (De tribus impostt. mag. liber [Kiloni 1680] zu Anfange der Vorrede) und Chrſtph. A. Heumann (Conspect. reipubl. lit. ed. VI. [Hanov. 1753. — ed. I. 1718. —] Cap. VI. §. 33) beſtimmt ausſprachen. Die Aufregung in Teutſchland in Folge der Reformation durch Luther und den Schweizer Zwingli, ſowie die ziemlich gleichzeitige Gährung in der Philoſophie in Italien, boten Anknüpfungspunkte genug, um hier oder dort den Verfaſſer zu vermuthen, wobei man ſich gern durch einzelne verdächtige Äußerungen freidenkender philoſophiſcher Schriftſteller oder ketzeriſcher Sektenſtifter leiten ließ. So kam der Ariſtoteliker Pomponazzio (1462—1525) in Verdacht durch die Worte (Tract. de immort. animae. [1534. 12.] Cap. XIV. p. 121): „Ad quartum, in quo dicebatur, quod fere totum universum esset deceptum, cum omnes leges ponant, animam immortalem esse. Ad quod dicitur, quod si totum nihil sit, quam suae partes, veluti multi existimant, quum nullus sit homo, qui non decipiatur, ut dicit Plato in de Republica, non est peccatum, illud concedere, immo necesse est, concedere aut quod totus mundus decipitur, aut saltem major pars, supposito, quod sint tantum tres leges, scilicet Christi, Moysis et Mahometis. Aut igitur omnes sunt falsae et sic totus mundus est deceptus, aut saltem duae earum, et sic major pars est decepta.“ So kamen Bernh. Ochin, Dolet, Servet, Poſtel, Vanini u. A. wegen ihrer Ketzereien auf die Liſte der Männer, unter denen man den Verfaſſer ſuchte;

Digitized by Google

da man aber gegen keinen von ihnen Beweis aus der Sache oder durch vollgültiges Zeugniß führen konnte, verirrte man ſich immer weiter in Muthmaßungen, ging immer weiter in die Vergangenheit zurück, brachte ſogar den Boccaccio (1313—1375) wegen ſeiner Novelle: „Di tre anella“ (Giorn. I. Nov. 3) in Verdacht, und blieb endlich gar bei Kaiſer Friedrich II. († 1250) ſtehen. Es war natürlich, daß man, da die Forſchung nicht aus dem Buche geführt, und die unzuverläſſigſten Angaben von Gelehrten gemacht wurden, — wie denn Campanella, um den Verdacht der Autorſchaft von ſich abzuwälzen, erklärte: das Buch ſei ſchon 30 Jahre vor ſeiner Geburt (1566 geb., alſo 1536) erſchienen und von Muret (geb. 1526) geſchrieben; — auf eine ganz andere Entſtehungszeit kommen mußte. Kaiſer Friedrich II. war aber eine bequeme Perſon; er war nach Überlieferung der Chroniſten (cf. *B. G. Struvii* Corpus hist. germ. [Jenae 1730. fol.] T. I. p. 460) vom Papſte Gregor IX. in dem Ausſchreiben an die Fürſten und Prälaten Europa's vom J. 1239 beſchuldigt worden, geſagt zu haben: „A tribus Baratoribus, scilicet Christo Jesu, Moyse et Machometo, totum mundum fuisse deceptum,“ wie er denn ebenſo die göttliche Empfängniß der Maria geleugnet, und Ähnliches; einen dieſen Äußerungen entſprechenden Titel führte aber das Buch. Friedrich's Entſchuldigungen und Klagen deshalb in der noch vorhandenen Briefſammlung von Petrus de Vineis (cf. *Struve* l. c. p. 461) kamen nicht in Betracht, und man ſchob dem Kaiſer den Inhalt, dem Kanzler die Form des Buches zu, ohne das Buch geſehen zu haben; die Neugier nach demſelben nahm aber ſehr zu, und reiche Perſonen boten große Summen, um es nur zu Geſicht zu bekommen. Ganz ſeltſamer Weiſe kamen einige Gelehrte auch darauf, daß von Kaiſer Friedrich Rothbart das Buch herrühre. Nachdenkendern Männern war aber ein ſo frühes Alter doch zu unwahrſcheinlich, denn vor der zweiten Hälfte des 16. Jahrh. war nichts vom Vorhandenſein des lib. de trib. impost. verlautet, und dies beſtimmte zuerſt den gelehrten Hugo Grotius († 1645) in dem Append. ad tract. de Antichrist. p. 84, das Ganze für eine Fabel zu halten, worin ihm de la Monnaye beiſtimmte, welcher in ſ. Lettre à Mr. Bouhier sur le prétendu livre des trois Imposteurs zuerſt 1693 und dann ausgeführter 1712 (cf. *Menagiana* 1716. T. IV. p. 374—418) geradezu behauptete, das Buch exiſtire nicht. Der ſcharfſinnige Gelehrte wurde durch folgende Gründe beſtimmt: „Es ſind nur wenige Perſonen, welche das Buch wirklich geſehen haben wollen, und dieſe weichen in ihren Angaben über Format, Umfang, Druck ꝛc. völlig von einander ab; dabei ſind Zeugniſſe, wie von Flor. de Raemond (Judicat sine conscientia, libros scribit sine scientia, aedificat sine pecunia), von Vorn herein verdächtig, alle übrigen Berichterſtatter haben aber ihre Nachrichten nur aus der dritten oder vierten Hand. Dazu kommt, daß in Folge jenes Gerüchts von dem Vorhandenſein des Buches, bei ſeiner Unſichtbarkeit, Verwechſelungen, verſchiedene Täuſchungen und abſichtliche Betrügereien ſtattgefunden haben durch Schriften mit ähnlichem Titel und muthmaßlich ähnlichem, auch wol ganz fremdartigem Inhalte (man ſ. De Impostura religg. breve compendium seu liber de trib. impostt. Nach zwei Manuſcr. und mit hiſtor.-literar. Einleit. herausgegeben von F. W. Genthe [Leipz. 1833]. S. 13—20). Der Wahnſinn war in der That ſo weit gegangen, daß ein engliſcher Antiquar (brocanteur) den Pentateuch hebräiſch, das N. T. griechiſch und den Koran lateiniſch hatte zuſammenbinden, mit einer kurzen Vorrede und dem Titel Libri de tribus Impostoribus verſehen laſſen (cf. *Marchand*, Dict. p. 321). Kurz nach dem Erſcheinen der Abhandlung von de la Monnaye erfolgte eine Reponse à la diss. de Mr. de la Monnaye sur le traité: De tribus impostt. (à la Haye chez Henry Scheurler 1716), deren Verf. (der Arzt Lucas Atheus zu Amſterdam, nach einem Briefe Uffenbach's vom 13. April 1725 an Maturin Veiszier la Croze) dem gelehrten Franzoſen Oberflächlichkeit vorwarf, die Exiſtenz des Buches auf das Beſtimmteſte behauptete, ſowie Kaiſer Friedrich's II. Autorſchaft und daſſelbe zu beſitzen verſicherte (man ſ. die angeführte Schrift: De impost. religg. etc. p. 16 sq. u. 29 sq.). Allein das Ganze war eine Betrügerei, die ſich um ſo leichter entdecken ließ, da der Verf. am Ende ſeiner Reponse den Inhalt der aus ſechs Capiteln beſtehenden Schrift, welche er aus dem Lateiniſchen in das Franzöſiſche überſetzt haben wollte, angab, welcher genau mit dem Inhalte der Schrift übereinſtimmt, von welcher Tentzel (Curiöſe Biblioth. 1704. S. 493 fg.) nach einer brieflichen Mittheilung vom 12. Auguſt 1700 berichtet, und die nach dortiger Angabe italieniſch abgefaßt ſein ſollte. Obſchon nun in derſelben Cap. 3, §. 15 die Worte: „St. Paul disait de son vivant qu'il (l'Antichrist) était déjà né, par conséquent qu'on était à la veille de l'avénement de J. C. Cependant il y à plus de 1600 ans depuis la prédiction de la naissance de ce précurseur“ ꝛc., und ebendaſelbſt Papſt Leo X. († 1521), und Cap. 5. §. 6 die philoſophiſchen Meinungen des Descartes (geb. 1596, † 1650) über die Seele angeführt werden, hielt man das Manuſcript doch hin und wieder für die echte Schrift und hielt es hoch im Werthe, wie auch die Druckausgabe hiervon: A Francfort sur le Mein 1721. kl. 4., aux dépens du Traducteur. Dieſe franzöſiſche Schrift iſt aber weiter nichts als die ſchon 1719 und dann öfter unter dem Titel l'Esprit de Spinoza erſchienene, welche aus acht Capiteln beſteht, von denen aber der ſpeculirende Betrüger das dritte, vierte und fünfte zu einem (dem dritten) zuſammengezogen hat, welches dadurch an Umfang allen übrigen zuſammen gleichkommt. Dieſelbe oder eine ähnliche franzöſiſche Schrift war es, welche Struve (cf. Diss. de dict. impostt. 1703. §. XVIII. p. 30) als Manuſcript unter dem Titel: De tribus impostt., bei einem Gönner in Halle geſehen hatte.

Dieſe abſichtlichen Betrügereien und zufälligen Täuſchungen, ſowie der etwas anders lautende Titel (der auch Reimann irrte, cf. Bibl. *Reim.* Hildes. 1731. p. 980), hatten die Aufmerkſamkeit von einer kleinen lateiniſchen Schrift abgelenkt, welche als diejenige zu betrach-

Digitized by Google

ten iſt, die zuerſt erwähnt wurde und die echte iſt. Sie iſt in zwei Recenſionen vorhanden, von denen die eine, unſtreitig die ältere, den Titel führt: „De Imposturis religionum breve compendium,“ in 29 Paragraphen abgetheilt iſt, und ſich endigt: a quo currere incepisti. FINIS; die andere unter dem Titel: „De Tribus Impostoribus Liber,“ iſt nicht in Paragraphen getheilt, gibt nach dem Schluſſe der erſtern noch auf einigen Seiten eine Beleuchtung der Moſaiſchen Religion, ohne nothwendige Verbindung, und endigt ſich: et similia fabulantur. TANTVM! Von der erſtern Schrift, welche ſich in Joh. Friedr. Mayer's († 1712, man ſ. Jöcher's Gelehrten-Lex.) Bibliothek befand, und bei deren Verſteigerung für den Prinzen Eugen von Savoyen um 80 Reichsthaler im J. 1716 erſtanden wurde, ſind vielfältige Abſchriften genommen, auch darnach der Druck in: „Zwei ſeltene antiſupranaturaliſtiſche Manuſcripte eines Genannten und eines Ungenannten. Pendants zu den wolfenbüttelſchen Fragmenten (Berlin [oder vielmehr Gießen, man ſ. Wachler's Literärgeſch.] 1792. 12.) gemacht worden (S. 3—34, aber ohne Paragraphen, doch mit entſprechenden Abſätzen). Jedoch finden ſich ſchon ältere Drucke unter dem Titel: De tribus impostt. lib. und Ebert im bibliographiſchen Lexikon führt darüber Folgendes an: „De tribus Impostoribus. Anno MDIIC. kl. 8. Titelblatt und 64 S. mit der Sign. A—F. Die 64. Seite hat nur 5½ Zeilen Text, und darunter ſteht Tantum! Mit Gewißheit kennt man drei Exemplare dieſer gedruckten Ausgabe; in der königl. Bibliothek zu Paris (für 474 Liv. aus Vallière, der es für 300 Liv. gekauft hatte), in der ehemaligen Crévenna'ſchen und in Rénouard's Bibliothek. Rénouard glaubt dieſe Ausgabe wirklich im J. 1598 oder doch im nächſtfolgenden gedruckt; Brunet hingegen, welcher ebenfalls Rénouard's Exemplar vor Augen hatte, hält ſie für einen teutſchen Druck des 18. Jahrh.; Crévenna vermuthet einen Druckfehler für 1698.“ Daß es im erſten Drittel des 17. Jahrh. einen Druck gegeben haben muß, geht aus den Zeugniſſen hervor, welche zu Anfange dieſes Aufſatzes beigebracht ſind und keinem Zweifel unterliegen.

Was nun die Zeit der Abfaſſung betrifft, ſo geht dieſe nicht über die zweite Hälfte des 16. Jahrh. hinaus, wird auch, wie oben bemerkt iſt, von denen, welche das Buch zuerſt erwähnen, nicht früher angenommen, auch weiſt die Schrift ſelber darauf hin, denn §. 20 heißt es: „An vero credendum est quia bonae foemiunculae FRANCISCVM, IGNATIVM, DOMINICVM et similes tanto cultu prosequantur, dictare rationem ad minimum *sanctorum* hominum aliquem esse colendum, et istas ex lumine naturae prospicere cultum alicujus potentiae superioris jam non visibilis?“ Da nun Ignatius von Loyala hier zu den Heiligen geſtellt wird, er aber erſt 1609 ſelig und 1622 heilig geſprochen wurde, ſo müßte man das 17. Jahrh. als Abfaſſungszeit annehmen, wenn das Buch nicht früher erwähnt würde; aber Génébrard in ſeiner Antwort an Lambert Daneau (Paris 1581. S. 39) erwähnt daſſelbe bereits, und der früheſte Zeitpunkt kann alſo erſt nach 1540, dem Stiftungsjahre der Geſellſchaft Jeſu, fallen, wonach die Unrichtigkeit von Campanella's Äußerung, daß es 30 Jahre vor ſeiner Geburt geſchrieben, ſich herausſtellt. Man darf ſogar annehmen, daß Ignaz von Loyola, welcher 1556 ſtarb, nicht vor ſeinem Tode als Heiliger würde genannt ſein, und wenn Florimond de Raemond wirklich das Buch geſehen hätte, welches der gelehrte Ramus ſeinem Charakter nach wol leſen konnte, ſo mußte dies vor 1566 geweſen ſein, wo er zur katholiſchen Religion übertrat; es wäre möglich, daß er es in der Zeit von 1563—1566 geſehen hätte, weil Ramus vor und nach dieſer Zeit von ſeinem Amte abgeſetzt war. Noch ein anderer Grund ſtimmt für die Abfaſſungszeit von etwa 1550—1566. Alle oben angeführten Gelehrten ſagen, daß das Buch in Teutſchland gedruckt ſei, und die es geſehen haben, beſchreiben den Druck dem Rachow'ſchen in Polen ähnlich, obſchon nicht behauptet wird, daß ein Teutſcher der Verfaſſer ſei. Die Lucianiſten in der Pfalz können nicht ſehr in Betracht kommen, da ſie nur die Moſaiſchen Schriften nicht als Religionsſchriften anerkennen wollten; der Inhalt des Buches ſelbſt geht aber, alle geoffenbarte Religion bekämpfend, auf eine ſogenannte Vernunftreligion hinaus, beſtreitet die Göttlichkeit Chriſti, ſpricht von Prieſterbetrug und dergl. Dies ſind aber Grundſätze, welche Lälius Socinus (1525—1562) und Fauſtus Socinus (1539—1604), der Erbe und Verbreiter der Grundſätze und Schriften ſeines Oheims, im Geheimen lehrten. Beide hatten ſich auf Reiſen gebildet, beide, die Heimath meidend, ließen ſich in Polen nieder, und ſuchten die Unitarier für ſich zu gewinnen, und Fauſtus verbreitete von hier aus ſeine und ſeines Oheims ketzeriſche Schriften anonym. Daher möchte ſich als nicht unbegründete Vermuthung ausſprechen laſſen, daß wenn nicht von den beiden Socinus ſelbſt, doch von einem ihrer Anhänger die Schrift herrühre, und zunächſt unter dem Titel: „De imposturis religionum,“ handſchriftlich verbreitet wurde, dann aber von einem andern Verfaſſer, welcher mit den Nachrichten über Kaiſer Friedrich's II. angebliche Äußerung: „A tribus impostoribus (es werden von den verſchiedenen Chroniſten verſchiedene Ausdrücke gebraucht, als baratores, deceptores und and.) totum mundum deceptum esse,“ bekannt war, der Titel des Buches darnach abgeändert, und der Zuſatz über die Moſaiſche Religion gemacht. Dieſer Zuſatz könnte allerdings von einem Lucianiſten herrühren; denn dergleichen Schriften mochten ſich leicht bei den verſchiedenen Sekten einführen. Die kritiſche Analyſe des Inhalts ſowol von De imposturis religionum als vom Livre des trois imposteurs ſehe man in: „Der Zweifel am Glauben. Kritik der Schriften: De tribus Impostoribus, von Dr. Karl Roſenkranz (Halle u. Lpz. 1830). (*F. W. Genthe.*)

IMPOTENZ, 1) medicin., J. iſt eine auf die geſchlechtlichen Verrichtungen bezügliche Unvollkommenheit. Gemäß dem Weſen des Zeugungsactes, wobei der Mann activ, das Weib mehr paſſiv, empfangend ſich verhält, ſollte das Wort Impotenz in Übereinſtimmung mit ſeiner Ableitung, nur vom Manne gebraucht werden. Indeſſen iſt es eingeführt, den entſprechenden unvollkommenen Zu-

Digitized by Google

ſtand des weiblichen Körpers ebenfalls als Impotenz zu bezeichnen. Übrigens involvirt das Wort für beide Geſchlechter einen doppelten Sinn, je nachdem man A. den Act der Begattung oder des Beiſchlafs ins Auge faßt, oder B. die Einwirkung auf einen Keim, der zur lebendigen Entwickelung angeregt wird.

Beim Manne bezeichnet Impotenz (Unvermögen) eigentlich die Unfähigkeit, den Beiſchlaf auszuüben (Impotentia coëundi), und in dieſem Sinne wird auch das Wort meiſtens im gewöhnlichen Leben verſtanden. Der Arzt und der gerichtliche Arzt hat es aber auch mit der Unfähigkeit der Zeugung oder Befruchtung (Impotentia generandi) zu thun, für welchen Begriff die Römer das Wort Infoecundabilitas hätten bilden können. Das Unvermögen zum Beiſchlafe ſoll Zeugungsimpotenz einſchließen (Henke, Ger. Med. 7. Aufl. §. 135). Dies iſt aber nicht ganz richtig, ſelbſt nicht einmal hinſichtlich der abſoluten Impotentia coëundi, wie ſich weiter unten ergeben wird. Daß neben Zeugungsimpotenz, ſelbſt abſoluter, das Vermögen des Beiſchlafs beſtehen kann, iſt allgemein anerkannt.

Beim Weibe bezeichnet Impotenz vorzugsweiſe die Unfähigkeit befruchtet zu werden, die Unfruchtbarkeit (Impotentia concipiendi, Agenesia, Infoecunditas). Für die Unfähigkeit, den Act des Beiſchlafs auszuüben (Impotentia coëundi), fehlt es an einem beſondern Worte, und auch dafür muß das Wort Impotenz aushelfen. Die Behauptung, das Unvermögen zum Beiſchlafe involvire immer das Unvermögen zur Empfängniß (Henke, Ger. Med. 7. Aufl. §. 148) iſt ebenfalls nicht ganz richtig. Daß vollkommene Beiſchlafsfähigkeit häufig genug mit Unvermögen zur Empfängniß begleitet iſt, iſt eine bekannte Sache.

Die Unterſuchung der Impotenz fällt gar nicht ſelten in den Bereich des praktiſchen Arztes, wie des gerichtlichen Arztes, und zwar ſowol die Impotentia coëundi als die Impotentia generandi et concipiendi. In forenſiſcher Hinſicht kommt ſie zunächſt als ein die Eheſcheidung geſtattender Fehler in Betracht, in der proteſtantiſchen wie in der katholiſchen Kirche, wenn die Impotenz bereits vor dem Ehebündniß beſtand, und nicht erſt in der Ehe oder vielleicht gar in Folge derſelben ſich bildete. Sie wird ferner nicht ſelten bei Paternitätsklagen vorgeſchützt. Ebenſo wird aber auch wol impotenten Perſonen, Kindern, Greiſen, die Paternität aufgebürdet.

Um die Überſicht zu erleichtern, wird es zweckmäßig ſein, die Impotenz beim männlichen und beim weiblichen Geſchlechte beſonders abzuhandeln, und auch die beiderlei Arten derſelben zu trennen. Unpaſſend möchte es aber ſein, dasjenige beſonders abzuhandeln, was davon in die gerichtliche Medicin einſchlägt.

Männliche Impotenz.

A. Impotentia coëundi. Zur Ausübung des Beiſchlafes wird von Seiten des Mannes die Gegenwart eines männlichen Gliedes erfodert, das durch innere oder äußere Reize in Erection geräth, und in dem ſteifen Zuſtande, ohne Beihilfe beſonderer Manipulationen, in die Scheide natürlich geformter weiblicher Geſchlechtstheile einzubringen vermag. Damit hat der Beiſchlaf begonnen. Zur Vollendung deſſelben gehört aber noch zweierlei: a) die Bewegung des Gliedes in der Axenrichtung der Scheide, verbunden mit einem gewiſſen Grade wechſelſeitiger Friction der beiderlei Geſchlechtstheile; b) die Ejaculatio spermatis in den Kanal der Scheide hinein. Fehlt eine der beiden letzten Bedingungen, dann iſt der Beiſchlaf nur ein halb vollendeter. Hieraus ergibt ſich ſchon, daß ſich die als Impotenz bezeichneten Zuſtände keineswegs ſubſummiren laſſen, wenn man ſagt, dieſelbe habe ihren Sitz in den corporibus cavernosis penis, die ſich nicht mit der zur Erection nöthigen Menge Blut füllen. Ohne die Berückſichtigung dieſer verſchiedenen Momente des Beiſchlafs iſt es aber überhaupt unmöglich, das auf Impotenz Bezügliche logiſch zu ordnen.

Die Urſachen nun, welche Impotentia coëundi hervorrufen, geſtatten entweder nicht einmal den Beginn des Beiſchlafes, oder ſie laſſen denſelben nur bis zur unvollendeten Ausführung gelangen. Nach den Urſachen kann man übrigens die Impotenz in relative und abſolute, in bleibende und vorübergehende unterſcheiden. Für die gerichtliche Medicin kann man auch wol die von äußerlich wahrnehmbaren Urſachen bedingte Impotenz, und die auf nicht wahrnehmbaren Urſachen beruhende unterſcheiden, eine Eintheilung, die praktiſchen Werth hat, wenngleich die Grenze beider Abtheilungen durch Vervollkommnung der diagnoſtiſchen Hilfsmittel abändern kann. Wichtiger ſcheint mir die Eintheilung der Impotenz, je nachdem ſie von conſtitutionellen oder von localen Urſachen herrührt.

I. *Impotentia coëundi* aus allgemeinen oder conſtitutionellen Urſachen. Dieſe ſind theils phyſiſche, theils pſychiſche.

Phyſiſche Urſachen: 1) das Lebensalter. Vor dem Eintritte der Pubertät und nach dem Beginne des Greiſenalters ſind die Geſchlechtstheile unthätig. Hinſichtlich der impuberes iſt nun aber feſtzuhalten, daß zwar vor der Pubertät, vor der beginnenden Samenabſonderung, die nach den klimatiſchen und andern Verhältniſſen wechſelt, Impotentia generandi beſteht, dagegen aber eine Impotentia coëundi, wenn ſündliche Reizungen auf die Geſchlechtstheile einwirken, nicht behauptet werden kann. Die Impotenz des Greiſenalters tritt nach der Individualität früher oder ſpäter ein, und zwar allmälig; daher gelingt es noch häufig, durch Hetärenkünſte eine mit dem übrigen Körper im Misverhältniß ſtehende Potentia coëundi hervorzurufen.

2) Die ſomatiſche Conſtitution. Mit dem phlegmatiſchen Temperamente verbindet ſich bisweilen eine ſolche Gleichgültigkeit und Trägheit (frigiditas) zum Beiſchlafe, daß die Frequenz deſſelben und ebenſo die Energie mit dem, was in einer gewöhnlichen Ehe vorkommt, im Misverhältniß ſteht. Die Beſchwerden der hierdurch verkürzten Ehehälfte können zu einer forenſiſchen Unterſuchung in puncto impotentiae Veranlaſſung geben. In dieſem Falle ſoll der Arzt darüber entſcheiden, ob bei dem Angeſchuldigten Erection und Ausſpritzung des Samens, die Bedingungen eines in der Ehe gefoderten vollkommenen

Digitized by Google

Beiſchlafs, vorkommt. In Frankreich, dem Lande der Galanterie, waren zu dieſem Ende bis zum Jahre 1677 Probecongreſſe üblich, wo der Angeſchuldigte in Gegenwart gerichtlicher Zeugen Proben ſeiner Virtuoſität ablegen mußte. Die Moral geſtattet dieſen Beweis nicht mehr, und ebenſo wenig kann ſie die Erzielung eines Beweiſes durch Manipulationen an dem Gliede geſtatten. Verſuche mit Canthariden, Biſam, der gerühmten chineſiſchen Ninſengwurzel und andern die Geſchlechtstheile reizenden Subſtanzen anzuſtellen, iſt auch mit der Moral nicht wol verträglich; zudem wäre der hierdurch gewonnene Beweis nichtig, da ja aus der Wirkung ſolcher aphrodisiaca nicht auf eine natürliche Erectionsfähigkeit geſchloſſen werden dürfte. Das Nämliche gilt mehr oder weniger vom kalten Bade, von der Anwendung von Dämpfen, der Erwärmung des Gliedes durch die Hand, vom Reiben, Bürſten, Peitſchen mit Neſſeln, von Anwendung der Elektricität u. ſ. w. Worauf ſoll nun aber der gerichtliche Arzt im betreffenden Falle ſein Urtheil gründen? Er muß vor Allem die geſammte Conſtitution des Individuums, und namentlich die mit dem Geſchlechtsapparate in näherer ſympathiſcher Beziehung ſtehenden Theile unterſuchen. Kleine, welke, ſchlaff herabhängende Hoden, Dünnheit der Samenſtränge, eine runzlige, wenig empfindliche Eichel, fehlende oder ſehr ſparſam entwickelte Haare an den Geſchlechtstheilen, Mangel des Bartes, eine helle, ſchwache Stimme, Kleinmuth und Apathie im pſychiſchen Leben ſind Umſtände, die auf eine ſchwache potentia coëundi hinweiſen. Die Ermittelung aber, ob Samenergießungen bei dem Betreffenden ſtattfinden, bleibt dem Scharfſinne des Arztes im einzelnen Falle überlaſſen. Wenngleich im Allgemeinen hier, wie überall, der Grundſatz feſtgehalten werden muß, daß alles gegen die Decenz und die Moralität Verſtoßende vermieden werde, ſo iſt doch andrerſeits auch nicht zu vergeſſen, daß die ganze Frage, ſobald ſie zur Rechtsfrage wurde, ins Gebiet der indecenten an und für ſich gehört, und daß doch Ermittelung der Wahrheit auf die eine oder die andere Weiſe möglich iſt. Je nach der Individualität der Angeſchuldigten wird übrigens der gerichtliche Arzt hier den einen, dort den andern Weg zur Unterſuchung einſchlagen.

Die ärztliche Hilfe, welche bei dieſer Form von Impotenz rathſam iſt, fällt im Ganzen mit der zuſammen, welche bei Impotenz durch

3) Erſchöpfung oder Entnervung des Körpers paßt. Als Urſache dieſer Form von Impotenz iſt zuvörderſt der zu frühe, der übermäßige Gebrauch der Geſchlechtstheile, beſonders in der Form der Onanie, und wenn künſtliche Reizungen der Geſchlechtstheile durch aphrodisiaca dabei ſtattfanden, zu nennen; ferner übermäßige Anſtrengung des Körpers und Geiſtes durch anhaltendes Arbeiten und Nachtwachen, z. B. bei Gelehrten; kümmerliche Lebensweiſe; Erſchöpfung des Körpers durch übermäßigen Genuß von Spirituosis, namentlich durch Fuſelbranntwein, wie ja auch während der Trunkenheit von Branntwein bisweilen eine vorübergehende Impotenz beſtehen ſoll; Herabſtimmung der Senſibilität durch heftige Einwirkung von Narcoticis, namentlich durch Opium und nach Fodéré auch durch vergiftende Einwirkung des Kohlendampfes; Inanition des Körpers durch großen Säfteverluſt, durch Hämorrhagien, künſtliche Blutentziehungen; anhaltende Einwirkung von Subſtanzen, die ſchwächend auf die Sphäre der Geſchlechtstheile wirken, wie Kampher, Nitrum u. ſ. w.

Die Behandlung dieſer Impotenz erfodert zunächſt die Vermeidung und Abhaltung der veranlaſſenden Urſachen. Das Gleichgewicht der organiſchen Kräfte des Körpers iſt durch geſunde, kräftige, nach Umſtänden etwas reizende Nahrung, durch Genuß friſcher Luft, durch Herbeiführung heiterer Lebensverhältniſſe, z. B. Reiſen, durch Bäder, theils kalte, z. B. Seebäder, Eiſenbäder, theils warme künſtliche, mit aromatiſchen ſtärkenden Mitteln verſetzte, durch allgemeine ſtärkende innere Mittel zu erzielen. Bei der von Frigidität bedingten Impotenz wird eine Erweckung der Sinnlichkeit am Platze ſein. Die Auswahl der Mittel hierzu richtet ſich nach der Individualität: hier Einwirkung auf die Phantaſie durch ſinnreizende Lectüre, Gemälde, Umgebung mit ſchönen Frauen (Tiberius ließ ſich von nackten Frauen bedienen), Tanz, Oper, Ballet, in einzelnen Fällen beſonders durch Muſik; dort eine mehr ſomatiſche, die Geſchlechtstheile excitirende Einwirkung durch örtliche kalte Bäder, aromatiſche, ſpirituöſe, cantharidenhaltige, ammoniakaliſche Einreibungen und Dämpfe auf die Geſchlechtstheile, fliegende Blaſenpflaſter im Kreuz, Anwendung des Galvanismus, der Elektricität, der Urtication. Innerlich können hier kleine Gaben von Canthariden oder Kampher vortheilhaft wirken, die man namentlich bei der Impotenz Gelehrter empfohlen hat.

4) Abnorme Reizbarkeit des ganzen Körpers, insbeſondere der Geſchlechtstheile. Hierher kann man den höchſt merkwürdigen Fall zählen, der in der Allg. med. Zeitung (Jahrgang 1832 oder 1833 oder 1834), ſo viel ich mich entſinne, von Dr. Wunder mitgetheilt wurde. Ein junger Mann bekam in gewöhnlicher Weiſe Erectionen, konnte es aber nie bis zur Immissio penis bringen, weil ſogleich, wenn er ſich den weiblichen Geſchlechtstheilen näherte, Entleerung des Samens und Erſchlaffung der Ruthe eintrat. Auch bei weiblichen Vertrauten, die ſeinen Zuſtand kannten und auf alle Weiſe beförderlich waren, zum gewünſchten Ziele zu verhelfen, gelang der Verſuch doch niemals. Da kam dem verzweifelnden jungen Manne der Rath, das Glied in die Scheide zu bringen, bevor noch Erection eingetreten war. Dieſe erfolgte alsbald, der Beiſchlaf konnte jetzt wirklich vollzogen werden, und ſeit dieſer Zeit trat die Ejaculatio spermatis nicht mehr vor der Immissio penis ein. Ich habe dieſen Fall unter den von phyſiſchen Urſachen bedingten Arten der Impotenz aufgezählt; doch läßt er ſich vielleicht auch unter die Kategorie der pſychiſchen Urſachen ſubſummiren, inſofern das Bewußtſein des Nichtgelingens der Immissio penis die vorſchnelle Ejaculatio spermatis veranlaſſen konnte, die nicht mehr eintrat, ſobald der einmal vollbrachte Coitus Vertrauen einflößte. Jedenfalls gehört aber hierher die ganz gleiche Impotenz mancher jungen Ehemänner, die nur ſo lange andauert, bis die heftige Leidenſchaft allmälig ins ruhige Geleiſe tritt. Auch hier kann bisweilen

Digitized by Google

der pſychiſche Eindruck, den die vergeblichen Verſuche erzeugen, als ein neues ſchädliches Moment wirken.

Pſychiſche oder moraliſche Urſachen. Sie ſind auch ſehr mannichfaltig; die hierher gehörige Impotenz iſt meiſtens nur eine relative. Hierher gehören: der Widerwille, der Haß gegen das Weib, mit dem der Beiſchlaf ſtattfinden ſoll, der ſchon vor dem Begattungsacte beſtand oder im Momente deſſelben erregt wird durch Entdeckung von Krankheiten und Unvollkommenheiten (ſtinkender Athem, Misbildungen, Geſchwüre, Unreinlichkeit der Genitalien, Hautausſchläge, thierartige Bedeckung des Körpers mit dichten langen Haaren[1]), fehlendes Hymen); die Scham, die auf vielfache Weiſe erregt werden kann (durch das Gefühl von Hochachtung oder Verehrung, die man dem Weibe zollt, durch die Beſorgniß, demſelben wegen Kleinheit oder beſonderer Bildung des Gliedes u. ſ. w. nicht zu genügen, durch den Gedanken, eine Jungfrau unglücklich zu machen, einen Freund, eine Freundin zu hintergehen); der Glaube von Natur impotent zu ſein; der Aberglaube, durch ſogenanntes Neſtelknüpfen impotent zu ſein u. ſ. w. Auch die zu heftige Begierde kann, wie bereits erwähnt, vorübergehende Impotenz erzeugen, indem es ſchon zur Ejaculation kommt, ehe noch der Beiſchlaf begonnen hat; ein Fall, der die erſten Nächte Neuverheiratheter nicht ſelten verbittert.

Ärztlicher Rath wird bei dieſer Art vorübergehender und relativer Impotenz im Allgemeinen wenig geſucht, ausgenommen von Eheſtandscandidaten, die in ihre Kräfte Mistrauen ſetzen, oder von jungen Ehemännern. Das Heilmittel iſt vorzugsweiſe ein pſychiſches, nämlich Erweckung des Vertrauens. Doch werden auch örtliche Mittel, Waſchen des Gliedes mit kaltem Waſſer u. ſ. w., oftmals mit Vortheil angewendet. Sollte dieſe Form zu gerichtlichen Unterſuchungen Veranlaſſung geben, ſo wird es meiſtens nicht ſchwer fallen, den Beweis zu erlangen, daß nur eine relative Impotenz beſteht.

II. *Impotentia coëundi* aus örtlichen Urſachen. Hierher gehören wirklich oder angeblich:

1) Gänzlicher Mangel der Ruthe durch angebornen Fehler oder durch Verluſt des Gliedes. Es wird hierdurch abſolute Impotentia coëundi geſetzt. Iſt die Abtrennung des Gliedes in einiger Entfernung von der Wurzel deſſelben erfolgt, ſodaß der zurückgebliebene Theil durch Turgescenz der corpora cavernosa vielleicht zwei Zoll lang wird, ſo wird noch ein freilich ſehr mangelhafter Beiſchlaf ſtattfinden können, namentlich mit einzelnen weiblichen Individuen und bei beſondern Stellungen; eine durch den Zollſtab genau anzugebende Grenze läßt ſich hierbei nicht feſtſetzen[2]).

2) Hernien, Geſchwülſte neben oder an den Geſchlechtstheilen, z. B. Hydrocele, Sarcocele, welche ſich bedeutend über die Haut erheben und bewirken, daß das Glied, auch im Zuſtande der Erection, gar nicht oder höchſt unbedeutend hervorragt, können den Beiſchlaf unmöglich machen oder wenigſtens ſehr erſchweren. Daſſelbe gilt von übermäßigen Fettbäuchen. Bei Hernien kommt es übrigens darauf an, ob ſie ſich leicht reponiren laſſen. Auch können beſondere Stellungen zum erwünſchten Ziele führen.

3) Bifurcation oder Duplicität der Ruthe. Kommt es bei dieſer Misbildung nur zur Erection, ſo iſt wol auch Beiſchlaf möglich, wenngleich eine relative Impotenz damit verbunden ſein mag. Der Beiſchlaf kann hier z. B. bei einer Jungfrau unmöglich, bei Frauen mit weiter Scheide aber ohne beſondere Vorkehrung ausführbar ſein.

4) Übermäßige Länge des Gliedes kann natürlich um ſo weniger als eine Urſache von Impotenz gelten, als ſich durch einfache Vorkehrungen das Zuviel für den Begattungsact beſeitigen läßt.

5) Ein widernatürlich großes Volumen der Ruthe kommt wol nie in dem Grade vor, daß es abſolute Impotentia coëundi erzeugte. Dagegen kann es bei weiblichen Genitalien mit gewöhnlichen Dimenſionsverhältniſſen der Scheide, noch mehr bei jungfräulichen Genitalien, relative Impotenz bewirken, und ſo bei Verheiratheten den Beiſchlaf für immer unmöglich machen. Man führt auch noch an, daß bei widernatürlich dicker Ruthe der Beiſchlaf ſchmerzhaft werden und dadurch Unfruchtbarkeit veranlaſſen könne. Die Erfahrung jedoch lehrt, daß ein ſchmerzhafter Beiſchlaf keineswegs die Befruchtung ausſchließt. Geſchwülſte der Ruthe, die weit vorn ſitzen und ſehr voluminös ſind, können relative oder ſelbſt abſolute Impotentia coëundi erzeugen, wenn ſie ſich nicht exſtirpiren laſſen. Das Nämliche gilt von hornartigen Excrescenzen auf der Eichel.

6) Fehlerhafte Richtungen des Gliedes im Zuſtande der Erection, z. B. ſtarke Krümmung deſſelben, können den Beiſchlaf erſchweren oder auch wol ſelbſt unmöglich machen.

7) Verwachſung der Ruthe mit der Haut des Schenkels, des Scrotums, der Bauchdecken, z. B. nach ſchlecht behandelten Combuſtionen dieſer Theile, macht impotent, wenn die chirurgiſche Operation nicht Hilfe ſchafft.

8) Phimoſis und Paraphimoſis zählt man auch hierher. Die Phimoſis erzeugt aber zunächſt nur Impotentia generandi, indem ſie die Ausſpritzung des Samens hindert. Die Paraphimoſis ſoll wegen des mit der Erection verbundenen Schmerzes den Beiſchlaf hindern.

9) Mangel der Hoden durch Caſtration braucht zwar keine Impotentia coëundi zur Folge zu haben, der Beiſchlaf kann aber natürlich nur halb vollendet werden.

10) Lähmung der Muskeln am Becken, an den Schenkeln, deren Wirkſamkeit zur Vollbringung eines vollkommenen Beiſchlafs erfodert wird, macht impotent. Denn wenn auch bei dieſem Zuſtande eine Erection ſtattfinden ſollte, ſo wäre doch die Bewegung des Gliedes in der Axenrichtung der Scheide nicht möglich.

11) Krebs der Ruthe, mit Ulceration und Erweichung kann zwar noch Erectionen geſtatten, allein die Gefahr für die Geſundheit des Weibes muß hier vom me-

1) *Cesare Ruggieri*, Storia ragionata di una donna avente gran parte del corpo coperta di pelle e pelo nero (Venezia 1815). 2) Als Fälle von abſoluter Impotentia coëundi ſind noch denkbar die Obliteration beider Arteriae pudendae internae, ſowie die Durchſchneidung aller Fäden der nervi penis, wenn das Glied nur noch vegetirend mit dem übrigen Körper verbunden bliebe.

Digitized by Google

vicinalpolizeilichen Standpunkte aus eine moraliſche Impotenz ſtatuiren.

B. Impotentia generandi. Die Urſachen und Arten derſelben laſſen ſich wol am naturgemäßeſten zuſammenreihen, indem man auf die Zeugungsflüſſigkeit Rückſicht nimmt. Der männliche Same kann nun aber ganz fehlen, oder er hat eine abnorme Beſchaffenheit, oder bei ſeiner Ausführung und Fortleitung treten Verhältniſſe ein, die eine Befruchtung unmöglich machen.

I. Fehlen des männlichen Samens. Die Hoden ſecerniren vor der Pubertät keine Samenflüſſigkeit und die Secretion hört mit dem Greiſenalter auf; Kinder und Greiſe ſind demnach impotent. Wie lange aber die Impotenz bei Knaben dauert, das iſt nach Clima und Conſtitution verſchieden; in gerichtlichen Fällen, wenn Knaben der Paternität beſchuldigt würden, wird der Arzt, neben der Beſchaffenheit der Geſchlechtstheile, den ganzen Körperbau, die Lebensweiſe u. ſ. w. des Angeſchuldigten in Erwägung ziehen. Man führt einzelne Beiſpiele an, wo auch in unſerem Klima neunjährige Knaben befruchteten. Iſt mit der vorſchnellen Pubertät, wenn bei Kindern von einem Jahre oder einigen Jahren eine männliche Entwickelung der Geſchlechtstheile in Größe, äußerer Geſtaltung, Erectionsfähigkeit, Pollutionen u. ſ. w. eintritt, auch eine vorſchnelle Befruchtungsfähigkeit verbunden? An Beobachtungen darüber fehlt es, ſo viel mir bekannt; doch iſt es mir ſehr wahrſcheinlich, daß ſolche Kinder bereits zeugungsfähig ſind. Noch unbeſtimmter iſt die Grenze, wo das Greiſenalter anfängt, und die Abſonderung des Samens aufhört. In gerichtlichen Fällen muß auch hier die Unterſuchung der Zeugungstheile ſowol, als der geſammten Conſtitution einen, immer nur auf Wahrſcheinlichkeit beruhenden, Beweis liefern. Das Aufhören der Samenabſonderung in Folge des Alters tritt nicht auf einmal, ſondern allmälig ein, und es iſt nicht unwahrſcheinlich, daß dem gänzlichen Aufhören die Abſonderung eines unvollkommenen, vielleicht gar nicht mehr befruchtungsfähigen Samens vorhergeht. Wird ärztliche Hilfe von ſolchen in Anſpruch genommen, deren Alter mit ihren Wünſchen nicht harmonirt, z. B. von bejahrten Männern, die eine junge Frau heiratheten, ſo können für einzelne Fälle die Empfehlung einer reizenden Diät, die örtliche Anwendung der gegen Frigidität empfohlenen Mittel, ſelbſt wol kleine Gaben von Canthariden innerlich, erſprießlich ſein; im Allgemeinen aber iſt hier die Kunſthilfe am Ende, und es verlangen die eben genannten Mittel große Vorſicht, damit nicht durch Aufreizung und forcirte Thätigkeit der Geſchlechtsſphäre der ganze Organismus leide. Theoretiſch wird ein Kriterium, ob die bei Knaben und Greiſen durch Beiſchlaf oder Reizung der Geſchlechtstheile entleerte Flüſſigkeit Samen iſt, vielleicht darin zu ſuchen ſein, ob dieſelbe Spermatozoen enthält oder nicht.

Der männliche Same fehlt ferner, wenn die Hoden fehlen oder dergeſtalt desorganiſirt ſind, daß ſie nicht mehr als Samendrüſen fungiren können. Der Mangel der Hoden iſt entweder angeboren oder erworben. Fehlen ſie im Scrotum, ſo beweiſt dies noch keineswegs den Mangel derſelben; ſie ſind vielmehr häufig noch im Unterleibe zurück, wo ſie das ganze Leben hindurch bleiben, oder von wo ſie ſpäter noch herabſteigen (Crypsorchides s. Testicondi). Solche Perſonen ſind natürlich vollkommen zeugungsfähig. Käme die Frage zu beantworten, ob ein Individuum, in deſſen Scrotum niemals Hoden ſich befanden, Testicondus iſt, oder der Hoden und ſomit der Zeugungskraft wirklich gänzlich entbehrt, ſo wird die Entſcheidung, bisweilen wenigſtens, nicht grade ſehr ſchwer fallen. Denn mit dem angebornen Hodenmangel vergeſellſchaften ſich gewöhnlich eine Kälte gegen das andere Geſchlecht, und Eigenthümlichkeiten des moraliſchen wie des pſychiſchen Lebens; auch iſt die Ruthe meiſtens nur wenig entwickelt. Der durch Zufall oder durch Caſtration erworbene Hodenmangel bedingt abſolute Zeugungsunfähigkeit, wenn beide Hoden fehlen und die Caſtration vor dem Beginne der Samenabſonderung ſtattfand. Die Gegenwart nur Eines Hoden (Monorchides) thut der Zeugungsfähigkeit keinen Eintrag. Wichtig iſt die Frage, ob ein Caſtrirter längere oder kürzere Zeit nach der Operation noch befruchtenden Beiſchlaf ausüben kann. Eine temporäre Potentia generandi räumt man, wegen der Anhäufung von Samen in den Samenbläschen, allgemein ein; unſtatthaft ſcheint es aber, den Zeitraum, wie lange die Befruchtungsfähigkeit ſich erhalten kann, auf ein Jahr ausdehnen zu wollen. Man beruft ſich dabei auf eine Beobachtung, daß bei einem Manne ein Jahr nach der Caſtration noch Same in den Samenbläschen gefunden wurde. Ich möchte nun aber ſehr bezweifeln, daß dieſe Flüſſigkeit, wenn ſie auch zum Theil noch das Product des weggenommenen Hoden war, nach ſo langer Zeit noch die Eigenſchaften eines befruchtungsfähigen Samens beſitzt. Beim erworbenen Hodenmangel offenbart ſich die früher ſtattgefundene Verletzung durch die Gegenwart einer Narbe am Scrotum, und dieſe wird dem gerichtlichen Arzte von Wichtigkeit ſein, wenn ein Testicondus ſich für einen Caſtraten ausgeben und Impotentia generandi vorſchützen ſollte.

Daß Caſtraten halben Beiſchlaf ausüben können, zu welchem Ende ſie auch von Tugendſcheuen gemisbraucht worden ſind (*Gruner*, de causis impotentiae in sexu potiori, §. 15 erzählt einen Fall von einer jungen Dame in Berlin), wurde ſchon oben erwähnt. Haller erwähnt auch des Falles, daß einem Caſtraten aus der ſächſiſchen Kapelle die Heirath erlaubt wurde. Die Medicinalpolizei und der Zweck der Ehe müſſen zwar eine ſolche Ehe verwerflich finden; mit Recht bemerkt aber Haller, daß die Kirche ſolche Heirath ebenſo gut erlauben könne, als die mit alten Männern.

Atrophie der Hoden, die in manchen Ländern faſt endemiſch vorzukommen ſcheint, erzeugt auch Impotentia generandi, wenn ſie beide Hoden betrifft. Kleinheit und Welkheit derſelben und Berückſichtigung der ganzen Conſtitution geben hier Aufſchluß. Doch würde in gerichtlichen Fällen um ſo weniger eine beſtimmte Verneinung der Zeugungsfähigkeit ſtatthaft ſein, als auch hier der bei Caſtraten erwähnte Streitpunkt in Frage kommt, ob nämlich nicht der von der Atrophie abgeſonderte Same noch theilweiſe in den Samenbläschen verweilte. Wird für

Digitized by Google

dieſe Impotenz ärztliche Hilfe geſucht, ſo ſind allgemein ſtärkende und örtlich gelind reizende Mittel indicirt. Vor Allem aber muß die Urſache der Atrophie aufgeſucht werden, um entſprechende antagoniſtiſche Reize anwenden zu können.

Den an Atrophie der Hoden Leidenden ſtehen jene Caſtraten gleich, die in der Kindheit durch Zerquetſchung der Hoden caſtrirt wurden (Thlibiae s. Thlasiae). Bei dieſen kann aber möglicherweiſe noch Zeugungsfähigkeit beſtehen, wenn noch ein Theil des Hoden zur Samenabſonderung tauglich geblieben iſt. Das Nämliche gilt von Vereiterung, von Geſchwüren, ſchwammigen Auswüchſen, von Sarcocele und andern Desorganiſationen der Hoden. In der Regel befallen dieſe nur den einen Hoden, und dann kann die Zeugungskraft ganz ungeſchwächt ſein. Sind aber auch beide Hoden zugleich ergriffen, ſo kann doch noch eine einzelne Stelle geſund und zur Abſonderung eines befruchtungsfähigen Samens geſchickt ſein.

II. Krankhafte Beſchaffenheit des männlichen Samens. Daß ebenſo, wie das Blut, auch alle andern Säfte des Körpers krankhaft verändert, für ihre Beſtimmung mehr oder weniger ungeeignet vorkommen können, läßt ſich wol nicht in Abrede ſtellen. In Bezug auf den männlichen Samen läßt ſich dies wol um ſo weniger bezweifeln, da wir ſehen, daß mittels deſſelben ſelbſt die ganze Natur des Gezeugten in eigenthümliche Verhältniſſe geſtellt wird; ich meine nämlich die erbliche Anlage zu Krankheiten. Es wird daher gewiß die Samenflüſſigkeit durch allgemeine oder örtliche krankhafte Zuſtände die Befruchtungsfähigkeit vorübergehend (oder permanent) einbüßen können, wie wir es von dem Samenbläscheninhalte der Caſtraten vermuthet, und von der Zeugungsflüſſigkeit im angehenden Greiſenalter wahrſcheinlich gefunden haben. Entnervung des ganzen Körpers durch übermäßigen, zu frühzeitigen Geſchlechtsgenuß, beſonders aber durch Onanie, veranlaßt ohne Zweifel häufig die Secretion eines nicht fruchtbaren Samens. Krankheiten des Hoden ſelbſt, Cirsocele, gehören vermuthungsweiſe auch hierher. Iſt die Beimiſchung des Liquor prostaticus nöthig, um den Samen befruchtungsfähig zu machen, ſo wird auch die abnorme Beſchaffenheit dieſer Secretion in Betracht kommen. Allerdings führt man die Vergrößerung und ſkirrhöſe Verhärtung der Proſtata unter den Urſachen der Impotenz mit auf. Übrigens kennen wir noch gar keine Hilfsmittel zur Beurtheilung eines pathologiſchen Zuſtandes des Samens, wenngleich vermuthet werden darf, daß ſich bei dieſer Flüſſigkeit noch verhältnißmäßig am leichteſten Merkmale eines krankhaften Zuſtandes werden ausfindig machen laſſen, namentlich wol durch die mikroſkopiſche Unterſuchung.

III. Störungen in der Ausführung und Fortleitung des Samens. Dieſe können im vas deferens, an deſſen Einmündung in die Urethra, oder in der Urethra ſelbſt vorkommen. Nur die an der letztern vorkommenden laſſen ſich bei Lebzeiten beſtimmt oder doch mit Wahrſcheinlichkeit erkennen.

1) Obliteration oder Durchſchneidung des vas deferens wird bei einem Monorchiden Impotentia generandi zur Folge haben müſſen, mit der bei den Caſtraten erwähnten Reſtriction. Inwiefern die reſervoirartige Ausſtülpung des vas deferens, nämlich des Samenbläschens, durch Obliteration oder Durchſchneidung ſeines Ausführungsganges den nämlichen Zuſtand erzeugt, bleibt noch zweifelhaft.

2) Die Einmündungsſtelle des ductus ejaculatorius in die Urethra kann fehlerhaft ſein, die Ejaculatio spermatis hindern und dadurch die Befruchtung. Folgende Beobachtung von de la Peyronie, die im Dict. des Sc. méd. T. 24. p. 206 erzählt wird, ſpricht dafür: Bei einem Manne hatten alle Anſtrengungen der Ejaculatio spermatis keinen andern Erfolg, als daß einige Zeit nachher der Same ohne allen Strahl abfloß. Der Harn konnte ohne Beſchwerde entleert werden. Nach dem Tode des Mannes, der an einer acuten Krankheit ſtarb, fand ſich auf dem veru montanum eine Narbe, durch deren Ränder die Öffnungen der ductus ejaculatorii rückwärts gegen die Blaſe gewendet waren, welcher Richtung daher der eintretende Same zunächſt folgen mußte.

3) Die Fortleitung durch die Urethra kann auf doppelte Weiſe beeinträchtigt werden, nämlich durch ein mechaniſches Hinderniß und durch eine Verkürzung des Kanales:

a) Ein mechaniſches Hinderniß kann bei Stricturen der Harnröhre ſtattfinden. Sind dieſe von der Art, daß ſie den Austritt des Harnes auf die eine oder die andere Weiſe erſchweren oder hemmen, ſo wird das nämliche auch bei der Ejaculatio spermatis ſtattfinden. Der Same nämlich wird durch die Strictur aufgehalten werden und erſt ſpäter austreten; aber nicht ſtoßweiſe, ſondern herabſickernd. Eine Geſchwulſt, die einen Druck auf die Urethra ausübt, wird ebenſo wirken können. Einige Fälle werden erzählt, wo die Intenſität der Erection ſo groß geweſen ſein ſoll, daß dadurch die Harnröhre (ohne mechaniſches Hinderniß in derſelben?) ganz comprimirt wurde und es deshalb nicht zur Ejaculatio spermatis kommen konnte. War Letzteres wirklich der Fall, ſo möchte wol eher ein Hinderniß des Samenaustritts durch die ductus ejaculatorii anzunehmen ſein, das vielleicht unter beſondern Umſtänden durch eine heftige Erection begünſtigt werden kann. Auch die Paraphimoſis wird durch ringförmige Einſchnürung das ſtoßweiſe Ejaculiren hindern können. Ferner darf auch wol die Phimoſis hierher gezählt werden, bei der ſich das Präputium vor das orificium urethrae cutaneum legt, und den Stoß des ausſpritzenden Samens auffängt. Das Nämliche kann auch wol durch ein abnorm großes Präputium geſchehen.

Alle dieſe Arten von Impotenz laſſen ſich im Allgemeinen durch die bekannten chirurgiſchen Hilfsmittel beſeitigen; auch kann hier die Impotenz vielleicht nur eine relative ſein, wenn der Same dabei in die Scheide gelangt.

b) Eine Verkürzung des Kanales findet zunächſt bei jener Misbildung ſtatt, wo ſich die Harnröhre nicht an der Spitze der Eichel, ſondern in größerer oder geringerer Entfernung von dieſer, ſelbſt wol an der Wurzel der Ruthe, öffnet, und wobei die Urethra entweder ihre gewöhnliche Stelle an der untern Fläche der Ruthe einnimmt,

Digitized by Google

oder auf deren oberer Fläche befindlich iſt (ſ. Hypospadie und Epispadia). Daß ſolche Individuen, die man früher in den Handbüchern der gerichtlichen Medicin häufig gradezu für nichtzeugungsfähig erklärte, fruchtbaren Beiſchlaf ausüben können, iſt durch zahlreiche Fälle erwieſen. Es kommt dabei auf die Entfernung der Öffnung von der Eichel und auf die Form der Trennungslefzen an. Letztere ſind bisweilen ſo beſchaffen, daß ſie ſich kanalartig an einander legen und dergeſtalt die Harnröhre verlängern können. Iſt die Öffnung der Wurzel der Ruthe ſehr genähert, ſo wird im Allgemeinen Impotentia generandi vorhanden ſein; namentlich wird ſich der Arzt in dem Falle, daß dieſer Zuſtand die Heirathszuläſſigkeit eines Mannes in Frage ſtellte (wo ja potentia coëundi et generandi gefordert wird), in dieſem Sinne entſcheiden müſſen. Dagegen wird der Arzt (ungeachtet des ſcheinbaren Widerſpruchs) bei Paternitätsklagen den Hypoſpadiäen und Epiſpadiäen immer als zeugungsfähig anerkennen müſſen, aus dem einfachen Grunde, weil bei der Immissio penis auch eine Immissio seminis in vaginam vorkommen kann und wol immer vorkommen wird. Harnröhrenfiſteln können grade ebenſo, wie die Epiſpadie, auf die Befruchtungsfähigkeit einwirken.

Eine Verkürzung des Harnröhrenkanales findet ferner bei theilweiſem oder gänzlichem Verluſte der Ruthe ſtatt. Iſt noch potentia coëundi vorhanden, ſo muß unbedenklich auch potentia generandi angenommen werden. In gerichtlichen Fällen muß ſelbſt bei impotentia coëundi, die auf Kürze des Gliedes beruht, noch auf die Möglichkeit der Befruchtung erkannt werden, wenn Ejaculatio spermatis in die rima pudendi ſtattgefunden hat. Die (abſolute) Impotentia coëundi iſt alſo nicht nothwendig mit Impotentia generandi verbunden. Dazu nöthigen die mehrfach beobachteten Fälle, in denen bei unverletztem Hymen, bei ganz enger Scheide, wo eine Immissio penis durchaus nicht hatte ſtattfinden können, doch Befruchtung erfolgte, namentlich die Mittheilung der vier intereſſanten Fälle von Empfängniß ohne Beiſchlaf, welche Heim in Caſper's Wochenſchrift, 1835. Nr. 1, 2 u. 3 erzählt. Hiermit ergibt ſich auch der Maßſtab der Beurtheilung, wenn in Paternitätsfällen von dem angeſchuldigten Schwängerer eine künſtliche Verkürzung der Harnröhre im Momente der Emissio seminis vorgeſchützt wird, nämlich daß die Ruthe außerhalb der Scheide, vor den Geſchlechtstheilen, verweilte.

Weibliche Impotenz.

Im Voraus iſt hier zu bemerken, daß, wenn beim Manne die Urſachen der Impotenz theils phyſiſche, theils moraliſche ſind, die letzteren ſtreng genommen beim Weibe gar nicht vorkommen. Es ſteht dies mit dem Antheile deſſelben am Begattungs- und Befruchtungsacte in Beziehung, wo ſich das Weib rein paſſiv, empfangend, verhält. In einzelnen Fällen kann man zwar vermuthen, daß die Unfruchtbarkeit von Haß, Abneigung, Widerwillen gegen den Mann herrührt; doch fand in vielen andern Fällen unter den nämlichen Umſtänden Befruchtung ſtatt.

A. Impotentia coëundi. Sie kommt verhältnißmäßig wol ſeltener beim Weibe als beim Manne vor, weil die Ausführung des Beiſchlafes in dem früher bezeichneten Sinne, von Seiten des Weibes nur die Gegenwart eines Scheidekanals von einer gewiſſen Dimenſion erfodert, der ſich in die rima pudendi öffnet. Eine beſondere Vorbereitung der Geſchlechtstheile, wie die Erection beim Manne, iſt nicht nöthig. Die Urſachen der weiblichen Impotentia coëundi laſſen ſich auch in conſtitutionelle und örtliche abtheilen.

I. Allgemeine Urſachen der *Impotentia coëundi*:

1) Das Lebensalter. In der Kindheit kann die Begattung nicht ſtattfinden, wegen des Misverhältniſſes in den Dimenſionen der männlichen erigirten Ruthe und der weiblichen Theile. Dagegen thut das höhere Alter an und für ſich der Beiſchlafsfähigkeit des Weibes keinen Eintrag.

2) Auch eine gewiſſe Körpergröße iſt zur Ausübung des Beiſchlafs erfoderlich, und wirkliche Zwerginnen würden wol mit gewöhnlichen Männern aus dem nämlichen Grunde, wie das Kind, den Beiſchlaf nicht ausüben können.

3) In einzelnen Fällen hindert eine zu hohe Reizbarkeit und Empfindlichkeit des Nervenſyſtems den Beiſchlaf. Es entſtehen während deſſelben örtliche krampfhafte Zuſammenſchnürungen der Scheide, Krämpfe, epileptiſche Anfälle, Ohnmachten u. ſ. w. Dieſe Hinderniſſe des Beiſchlafes ſind wol meiſtens nur vorübergehende; durch eine allgemeine und örtlich ſtärkende Behandlung laſſen ſie ſich beſeitigen. Zuweilen können wol ſolche Zufälle aus der Differenz in der Körperconſtitution der Ehegatten entſtehen, wenn der Mann athletiſch, die Frau ſchwächlich, zart gebaut iſt. Furcht, Widerwille, Schreck können natürlich ebenſo wirken. Doch wird der Act des Beiſchlafes ſelbſt dadurch eigentlich nicht unmöglich gemacht.

II. Örtliche Urſachen der *Impotentia coëundi*. Hierher gehören wirklich oder angeblich:

1) Mangel der Scheide. Der gänzliche Mangel dieſes Organes bedingt natürlich abſolute Impotentia coëundi. Fehlt nur der an die Gebärmutter angrenzende Theil, ſo kann noch eine unvollkommene Begattung vorkommen.

2) Obliteration des Scheidenkanales. Durch Entzündung, durch Vernarbung nach Verletzungen des Scheidenkanales kann hier, wie überall, ein Verwachſen der Wandungen und ein gänzliches oder theilweiſes Verſchwinden des Kanales erfolgen. Nach der Stelle und der Ausdehnung der Obliteration iſt die Impotentia coëundi vollſtändig oder unvollſtändig. In der Regel aber iſt dieſelbe durch chirurgiſche Hilfsmittel zu beſeitigen.

3) Verſchließung des Scheideneinganges (Imperforatio s. Atresia vaginae), deren Urſachen verſchiedenartig ſind:

a) Verwachſung der großen Schamlippen mittels ihrer an einander liegenden Flächen, oder mittels einer zwiſchenliegenden Haut. Dieſe Verwachſung kann in der ganzen Höhe der Schamlippen ſtattfinden, oder nur in

46 *

Digitized by Google

einer gewiſſen Strecke an der obern oder untern Commiſſur, oder brückenartig in der Mitte. Sie iſt bisweilen angeboren, gewöhnlich aber erworben. Die vollſtändige Verwachſung wird faſt nur angeboren vorkommen können. Sind keine andern Abnormitäten damit verbunden, ſo iſt die Ausleerung des Harns behindert, und es muß ſogleich nach der Geburt die Operation gemacht werden. Bei der unvollſtändigen Verwachſung hängt es von dem Grade ihrer Ausdehnung ab, ob der Beiſchlaf vollſtändig, oder nur mit einem Manne mit ſehr dünner Ruthe oder ob er gar nicht ausgeübt werden kann.

b) Verwachſung der kleinen Schamlippen kann wol auch vorkommen, und den Eintritt der Ruthe mehr oder weniger vollſtändig hindern.

c) Ein ganz geſchloſſenes oder mit einer ſehr kleinen Öffnung verſehenes Hymen. Das ganz geſchloſſene Hymen bedingt im engern Sinne den Zuſtand, den man als Imperforatio vaginae bezeichnet; er läßt ſich meiſtens durch eine einfache Operation beſeitigen. Iſt die Öffnung des Hymen ſehr klein, und die Haut ſelbſt dabei dick, unnachgiebig, bandartig oder knorpelartig, ſo kann dies auch eine relative oder ſelbſt eine abſolute Impotentia coëundi erzeugen, wenn ſich der Fehler nicht durch eine Operation beſeitigen läßt.

Daß nun bei den verſchiedenen Formen der unvollſtändigen Imperforatio vaginae, ohne daß wirklicher Beiſchlaf ausgeführt werden konnte, dennoch Befruchtung vorkommt, das iſt durch mehrfache Fälle dargethan. Impotentia coëundi iſt alſo nicht nothwendig von Unfruchtbarkeit begleitet. Die Natur kann übrigens mit der vollſtändigen Imperforatio vaginae noch eine andere Misbildung verbinden, bei deren Gegenwart Befruchtung und wirkliche Begattung möglich wird, wenn nämlich der Scheidenkanal mit dem Maſtdarme communicirt. Dies lehrt der folgende intereſſante Fall: Eine junge Piemonteſin hatte einen franzöſiſchen Corporal geheirathet. Sie wurde zur Zeit der Geburtswehen in die Gebäranſtalt zu Turin gebracht. Die Hebamme findet keine Scheide, fühlt aber an der Stelle, wo ſie ſich öffnen ſollte, eine große Geſchwulſt. Der Aſſiſtent fand es ebenſo und rief den Profeſſor Roſſi. Dieſer glaubte den Kopf eines Kindes durch die Geſchwulſt hindurch zu fühlen, machte deshalb einen Einſchnitt und ein Kind wurde wirklich geboren. Aus den Ausſagen der Frau ergab ſich, daß ihr Mann, weil er das Geſuchte nicht fand, einen andern Weg aufſuchte. Wirklich fand ſich eine angeborne directe Communication zwiſchen Maſtdarm und Scheide; auf dieſem Wege hatten Begattung und Befruchtung ſtattgefunden. Nach zwei Jahren kam die Frau abermals glücklich nieder (Julius und Gerſon, Magazin der ausl. Heilkunde. Mai und Juni 1828. S. 703).

4) Widernatürliche Enge der Scheide, die bald angeboren, bald erworben iſt. Bei ſonſt normaler Beſchaffenheit der Scheide läßt ſich dieſer Fehler durch geeignete Mittel beſeitigen. Schwerer gelingt dies, wenn wirkliche Verdickung oder Hypertrophie der Scheidewände, wenn Calloſitäten, ſehnige Brücken u. ſ. w., die Folgen einer Entzündung, Verengerung bewirken. Hier erfolgt die Beſeitigung des Übels manchmal durch Naturhilfe. Kommt es nämlich, ohne daß die Scheide weiter geworden wäre, zur Schwangerſchaft, ſo erweitert ſich wol die Scheide in den ſpätern Monaten der Schwangerſchaft von ſelbſt. Ein ſolcher Fall wird in den Mém. de l'Acad. des Sc. de Paris. 1712. T. 1. p. 391 erzählt.

5) Ein Prolapsus uteri, wenn er bedeutend iſt und nicht von ſelbſt bei horizontaler Lage zurückfällt, ſetzt einen Zuſtand des Weibes in Bezug auf Beiſchlafsfähigkeit, wie er bei fehlender Scheide ſtattfindet, voraus; nur iſt dabei Befruchtung möglich. Iſt der Vorfall unbedeutend und läßt er ſich durch einen Mutterkranz zurückhalten, ſo wird der Beiſchlaf dadurch nicht beſonders beeinträchtigt, und in forenſiſchen Fällen kann dabei nicht auf Impotentia coëundi erkannt werden. Das Letztere gilt auch von Prolapsus vaginae. Gebärmutterpolypen und Scheidenpolypen können auch den Beiſchlaf mehr oder weniger hindern.

6) Eine Erſchwerung, aber wol nicht eine Behinderung des Beiſchlafs kann von übermäßiger Größe der Clitoris oder der kleinen Schamlippen ausgehen. Auch große Hernien, Geſchwülſte an den äußern Geſchlechtstheilen, können möglicher Weiſe den Beiſchlaf erſchweren. Daſſelbe kann durch knochige oder ſonſtige Geſchwülſte in der Beckenhöhle geſchehen, die einen Druck auf die Scheide ausüben. Auch gehört hierher das zu ſtarke Zurückgeſchobenſein der rima pudendi, durch bedeutende Höhe der Schambeine.

7) Endlich müſſen mehre Krankheiten der Geſchlechtstheile, obwol ſie an und für ſich den Beiſchlaf nicht hindern, doch vom forenſiſchen Standpunkte aus als ſolche angeſehen werden, die eine (moraliſche) Impotentia coëundi involviren. Dahin gehören ſyphilitiſche Geſchwüre und Feigwarzen, bösartiger weißer Fluß, Carcinoma uteri, Fistula recto-vaginalis und Fistula cysto-vaginalis, wenn das Eindringen von Koth und Urin in die Scheide dabei nicht vermieden werden kann.

B. Impotentia concipiendi s. Infoecunditas. Die Unfruchtbarkeit der Ehen iſt häufiger, als man gemeinhin glaubt; gewiß iſt es keine Übertreibung, wenn Peter Frank meint, von 100 Ehen ſeien im Durchſchnitt 6—7 unfruchtbar. Das Verhältniß mag auch in verſchiedenen Ländern, ebenſo in Städten und auf dem Lande ein verſchiedenes ſein. So fand ein ſchwediſcher Geiſtlicher in ſeinem Kirchſpiele von 800 Seelen jede neunte Frau unfruchtbar. Gar nicht ſelten iſt dieſe Unfruchtbarkeit nur relativ, indem Frauen, die mehre Jahre in einer unfruchtbaren Ehe lebten, bei neuer Verheirathung Kinder gebären, und es möchte wol ſchwer zu beſtimmen ſein, ob die relative oder abſolute Unfruchtbarkeit häufiger vorkommt. Die abſolute Unfruchtbarkeit kann hier natürlich eigentlich nur allein in Betrachtung kommen, und ihre Urſachen laſſen ſich auf drei Momente zurückführen, nämlich: Fehlen der Zeugungsflüſſigkeit (der Eier); krankhafte Beſchaffenheit der Eier; behinderte Einwirkung des männlichen Samens auf die Eier.

I. Fehlen der Eier. Auch hier kommt zunächſt das Lebensalter in Betracht, indem gehörig entwickelte

Digitized by Google

befruchtungsfähige Eier nicht vor dem Beginn der Pubertät vorhanden ſind, und mit dem Aufhören der Menſtruation vergehen. Im Allgemeinen tritt die Pubertätsentwickelung beim weiblichen Geſchlechte früher ein, als beim männlichen, und es fehlt nicht an Beiſpielen, daß neunjährige Mädchen auch in unſerm Klima geſchwängert worden ſind. Dagegen hört auch beim Weibe die Gegenwart entwickelungsfähiger Eier eher auf, und dabei für alle Individuen, die in demſelben Klima leben, innerhalb näher liegender Grenzen; denn die Fälle, wo noch im 60. Jahre Empfängniß ſtattfand, gehören zu den höchſt ſeltenen. Die Eier fehlen ferner, wenn die Eierſtöcke durch angeborene Misbildung fehlen, wenn ſie atrophiſch wurden, oder wenn ſie durch hydropiſche, ſteatomatöſe und ähnliche Anſchwellungen zerſtört ſind. Wegen der zurückgezogenen Lage dieſer Organe iſt es aber ſehr ſchwierig, das Daſein des Fehlers zu erkennen, und in der Regel wol bei Lebzeiten unmöglich, in gerichtlichen Fällen einen beſtimmten Ausſpruch zu thun. Denn iſt nur das eine Ovarium afficirt, ſo geſchieht der Conceptionsfähigkeit dadurch kein Eintrag; leiden aber beide, ſo kann bei ſonſtiger bedeutender Degeneration doch noch eine Stelle geſund und zur Fortpflanzung geeignet ſein. Iſt nicht vielleicht auch oftmals in einem Lebensalter, wo die Eierſtöcke ſonſt noch fungiren, ein Mangel der Eier anzunehmen, z. B. bei Freudenmädchen? Da die Zahl der Graaf'ſchen Bläschen in den Eierſtöcken eine beſtimmte zu ſein, und nicht in infinitum zuzunehmen *ſcheint*, ſo wird bei einer ununterbrochenen Begattung, deren Product gleich wieder zerſtört wird, innerhalb kurzer Zeit die Geſammtzahl der Eier erſchöpft ſein können. Auch zeigen die Ovarien von Freudenmädchen oftmals eine Beſchaffenheit, wie ſie ſich bei andern Frauen zur Zeit der klimakteriſchen Jahre findet.

II. *Eine krankhafte Beſchaffenheit* der Eier darf wol als die Urſache angenommen werden, welche manchmal Unfruchtbarkeit bewirkt. Allein es gebricht hier ebenſo, wie bei der Samenflüſſigkeit, an Merkmalen der krankhaften Beſchaffenheit, und es iſt wol kaum zu erwarten, daß man je dahin gelangen werde, bei Lebzeiten erkennbare Merkmale davon aufzufinden.

III. *Behinderte Einwirkung des männlichen Samens auf die Eierſtöcke.* Dieſe kann auf verſchiedene Art ſtattfinden. Wenn der weibliche Körper, und zwar zunächſt die Geſchlechtsſphäre in einen gewiſſen Grad von Reizung verſetzt werden muß, damit Empfängniß ſtattfinde, ſo wird das urſächliche Moment der Nichtempfängniß bisweilen wol darin vermuthet werden dürfen, daß durch Überreizung der Geſchlechtstheile in Folge von Onanie oder zu häufigem Beiſchlafe (wie bei Freudenmädchen) ein Torpor derſelben eingetreten iſt, oder vielleicht auch darin, daß die Capacität der Scheide mit dem Volumen des männlichen Gliedes in einem Misverhältniſſe ſteht, bei welchem hinreichende wollüſtige Frictionen nicht zu Stande kommen können. Beſtimmter wird die Einwirkung des Samens gehindert durch jede Obliteration des Kanales der Muttertrompeten und des Uterus, von der gefranzten Mündung der erſtern bis zum Muttermunde. Die Beobachtungen von Schwangerſchaft bei Verſchließung des Muttermundes laſſen nämlich immer den Zweifel zu, daß die Verſchließung erſt nach erfolgter Conception eintrat. Das Fehlen der Gebärmutter bedingt auch zunächſt nur aus dieſem mechaniſchen Grunde Unfruchtbarkeit, weil in dieſem Falle wol auch immer die Communication zwiſchen Scheide und Eierſtöcken unterbrochen iſt. Skirrhus und Krebs des Uterus ſind wol in der Regel von Impotentia concipiendi begleitet, und daſſelbe gilt auch meiſtens von großen Polypen und andern Geſchwülſten des Uterus. Endlich iſt ein fortwährender gereizter Zuſtand des Uterus, in deſſen Folge das Zeugungsproduct bald nach der Empfängniß immer wieder ausgeſtoßen wird, eine wol nicht gar ſeltene Urſache *ſcheinbarer* Unfruchtbarkeit; denn das Leiden iſt in dieſem Falle nicht eigentlich Impotentia concipiendi, ſondern gehinderte Entwickelung des Zeugungsproductes.

(*Friedr. Wilh. Theile.*)

2) In juriſtiſcher Beziehung ſpielt das Zeugungsunvermögen, namentlich bei den Eheſcheidungsproceſſen, eine wichtige Rolle. Es kann in dieſer Rückſicht ebenſo wol von der Unfähigkeit zum Beiſchlafe überhaupt, als von dem Unvermögen zur Zeugung (procreatio sobolis) die Rede ſein. Die Unterſcheidung zwiſchen abſoluter und relativer Impotenz hat ebenfalls juriſtiſche Wichtigkeit, und die Erörterungen darüber ſind um ſo mehr caſuiſtiſcher Natur, da ſich's bei Eheproceſſen häufig darum handelt, die Impotenz des Gatten zu einer in gefoderter Weiſe wiederholten Begattung darzuthun, oder zu widerlegen. Als Scheidungsgrund läßt ſich die Impotenz, welche in Unfähigkeit zur *Zeugung* beſteht, nur dann geltend machen, wenn ſie *vorſätzlich* herbeigeführt wurde, und ſich nicht wieder entfernen läßt; die Impotenz dagegen, welche ſich als Unfähigkeit zum *Beiſchlafe* überhaupt ausſpricht, gibt ſtets einen wirkſamen Scheidegrund ab, ſobald einmal die ihr zum Stützpunkte dienenden phyſiſchen Mängel als dauernd vorhanden nachgewieſen ſind; ſelbſt ohne Rückſicht darauf, ob dieſe Mängel in einer Misbildung des Zeugungsgliedes, oder in andern Abnormitäten beſtehen. Das spatium discretionis, welches Ehegerichte wegen der Entfernung von *temporärer* und *relativer* Impotenz vor Ausſpruch der Scheidung zu ertheilen pflegen, umfaßt gewöhnlich einen Zeitraum von drei Jahren; doch kommt hierbei viel auf das Gutachten verſtändiger Ärzte an *).

(*Emil Ferdinand Vogel.*)

---

*) Die Hauptſchrift über dieſen Gegenſtand iſt das Programm von Chr. G. Biener, welches das Cap. 50 ſeiner Quaestiones ex jure vario bildet, und auch im 2. Bande ſeiner Opuscula academica ſteht. Es erſchien Leipzig 1814. 4. und trägt folgende, den Inhalt genau anzeigende und die weſentlichſten Sachverhältniſſe ſelbſt erläuternde, Überſchrift: **Impotentia coëundi a facultate sobolis procreandae discernitur, illamque rescindendi matrimonii causam praebere, adseritur, modo ab initio matrimonii adfuerit. Imbecillitas superveniens post nuptias non praebet justam divortii causam, nisi dolo malo procurata, aut nova lege admissa fuit. In lite impotentiarum inspectio corporis auctoritate magistratus competentis instituta requiritur. Judicis est, mox definitive pronunciare, dum arte periti renunciant, nullam adesse**

Impracticables Terrain, ſ. Terrain.

Imprägnation (Schwängerung), ſ. Schwangerschaft.

Impräscriptibel, Impräscriptibilität, ſ. Verjährung.

IMPRESSION. In der anatomiſchen Sprache belegt man mit dieſem Namen flache Vertiefungen an der Oberfläche mancher Knochen. Sie ſind an manchen Stellen von der Form unterliegender weicher Theile bedingt, wie z. B. die Impressiones digitatae an der innern Fläche der Schädelknochen einigermaßen einen Abdruck der Windungen und Furchen des Gehirns darſtellen. An andern Stellen rühren ſie von der Inſertion der Muskelſehnen her, z. B. die Eindrücke am großen und kleinen Höcker des Oberarms, am Trochanter major des Oberſchenkels. Auch an weichen Theilen kommen ſolche Vertiefungen vor, wenn die Entwickelung derſelben nach einer Richtung hin durch ergänzende Gebilde erſchwert oder gehindert wird; ſo z. B. an der untern Fläche des rechten Leberlappens, weil dieſe an die rechte Niere ſtößt. Ebenſo können Knochenauswüchſe oder Geſchwülſte auf der innern Fläche des Schädels der Oberfläche des Gehirns einen Eindruck ertheilen; Verkrümmungen der Wirbelſäule, Geſchwülſte in der Bruſt- oder ſelbſt Bauchhöhle können die Form der Lungen auf entſprechende Weiſe verändern.

Eine andere Art der Impreſſion kommt noch im Knochenſyſteme, nämlich an den flachen Kopfknochen Neugeborener, vor. Weil die Knochen in dieſer Zeit wegen des größern Gehalts an animaliſcher Subſtanz noch ſehr biegſam ſind, ſo können äußere Gewaltthätigkeiten, z. B. der Druck einer Exoſtoſe im Becken während der Geburt, der Druck der Geburtszange, auch wol ein Fall auf den Kopf, einzelne Knochen ſo treffen, daß ihre Convexität gegen die Schädelhöhle, ſtatt nach Außen, ſteht. Einige Zeit nach der Geburt kann dieſe Formveränderung, ohne gleichzeitige Fiſſur, nicht mehr vorkommen. Ein Druck in entgegengeſetzter Richtung durch leichte Manipulationen iſt meiſtens hinreichend, dieſe Formveränderungen zu heben, welche die Natur auch von ſelbſt ausgleicht. Die empfohlene phyſikaliſche Hilfe, durch Luftverdünnung den eingedrückten Knochen wieder zu erheben, iſt ohne bedeutenden Druck auf die umgebenden weichen Theile nicht wol ausführbar und deshalb unzuläſſig.

Ferner kommt der Ausdruck Impreſſion auch noch in ſemiotiſcher Beziehung vor. Im geſunden Zuſtande nämlich ſind die Hautbedeckungen vermöge des Turgor vitalis ſo beſchaffen, daß die Grube, welche der Druck eines Fingers bewirkte, nach dem Aufhören des Drucks ſogleich vollſtändig verſchwindet. Hat ſich aber im Zellgewebe unter der Haut wäſſerige Flüſſigkeit angeſammelt, ſo bleibt die Impreſſion des Fingers durch veränderte Farbe und als wirklicher Eindruck längere Zeit ſichtbar; ſie verſchwindet nur allmälig in dem Maße, als das in die Umgebung gedrückte Waſſer in den frühern Raum zurückkehrt. *(Fr. W. Theile.)*

IMPROMPTU nennt man jede durch augenblickliche Veranlaſſung, ohne Vorbereitung und längeres Beſinnen, hervorgebrachte geiſtige Production, die indeſſen, wenn auch nicht ganz erſchöpfend, doch treffend und gelungen, den Gegenſtand, mit dem ſie ſich beſchäftigt, darſtellen oder charakteriſiren muß. Im weitern Sinne kann ein ſolches Impromptu in jeder beliebigen Geſtalt geſchaffen werden, daher iſt ein witziger Einfall, eine kurze, ohne alle vorhergehende Überlegung geſprochene, Rede, ja ſogar eine unvorbereitete, auf geiſtigen Motiven beruhende, unerwartete Handlung ebenſo zu nennen. Im engern Sinne dagegen bezeichnet es ein kleines, durch plötzliche Veranlaſſung plötzlich entſtandenes Gedicht, in freier, dem Dichter anheimgeſtellter Form, das ſich jedoch meiſt dem Epigramme, ſei es nun in deſſen antiker oder in moderner Bedeutung, nähert. *(O. L. B. Wolff.)*

Improprietät des Lebens, ſ. unt. Leben.

IMPROVISATION, IMPROVISATOREN, IMPROVISIREN. Der italieniſche Urſprung dieſes Wortes (von improviso, all' improviso, unvorhergeſehen, unerwartet) beweiſt, daß Italien das eigentliche Vaterland der mit dieſem Namen belegten dichteriſchen Gabe ſei. Man verſteht unter Improviſiren die Ausübung jener eigenthümlichen geiſtigen Fähigkeit, jeden aufgegebenen Gegenſtand augenblicklich und ohne Vorbereitung in poetiſcher Form zu behandeln und vorzutragen. Soll dieſelbe bis zu der Höhe einer Kunſt ausgebildet und geübt werden, ſo verlangt ſie neben dem angeborenen Talent raſcher geiſtiger Productivität, die vollkommenſte, ſtets dienſtbare Herrſchaft über Sprache und Form, reiche Beleſenheit, Phantaſie, Geſchmack, Scharfſinn und ein zuverläſſiges Gedächtniß; ſobald dem Improviſator nur eine dieſer Eigenſchaften, wenngleich in geringerem Grade, fehlt, ſo wird er entweder nie mit bewußter Sicherheit ſein Talent ausüben, oder nur ſelten mit vollſter Kraft durch ſeine Improviſation eine genügende, allſeitige Wirkung auf den Zuhörer hervorbringen können, ſo günſtig auch die Gewalt des Augenblicks ihn unterſtützen

---

impotentiam, aut impotentiam adesse insanabilem. In casu imbecillitatis et impotentiae dubiae ulteriore scrutatione et probatione opus est; quo casu triennium legibus Romanis est definitum per quod novi nupti vires et coëundi potestatem experiantur. Can. Concil., Cap. Reg. Franc. et Gratianus probationem quidem exigunt in lite impotentiae, sed nihil amplius. Decretales autem et triennium Juris Romani et inspectionem corporalem cum sacramento partium receperunt. Processus impotentiarum hodiernus enarratur et defenditur; experimentum triennale in utroque sexu locum habere, actoramque, qui ante triennium elapsum ex dubia et incerta coëundi potentia ad rescindendum matrimonium agit, formula cadere: quod responso Facultatis Jurid. Lips. illustratur. Triennio elapso et parte laesa querente spem frustratam fuisse, causa deciditur sacramento aut utriusque partis, dum de impotentia consentiunt, aut partis laesae, si altera pars dissentit. Lis impotentiarum tribus pluribusve annis inde ab inito matrimonio elapsis recte in judicium deducitur. Propter impotentiam respectivam matrimonium etiam pro nullo declarari potest. Von andern hierher gehörigen Schriften dieſer Art mag außer der Diſſertation von *A. Cort·ejus* — resp. *J. G. Simon* — de impotentia conjugali (Jen. 1655. 4.) nur noch die Brevis delineatio impotentiae conjugalis diu hactenus desiderata, nunc vero denuo revisa et opposita spuriis exemplaribus, quae vulgo circumferuntur (Jen. 1674. 4.) genannt werden. Sie hat den ebenerwähnten J. G. Simon zum Verfaſſer und erlebte bis 1730 vier Auflagen.

Digitized by Google

möge. Beſitzt er dagegen alle dieſe Eigenſchaften, ſo wird er, vom Moment hingeriſſen, Herrliches leiſten und die Seelen ſeiner Hörer mächtig ergreifen und bewegen, falls es dieſen nicht an Gefühl fehlt, und ſie durch das wahrhaft Poetiſche der Improviſation ergriffen, die kleinen Uncorrectheiten, welche von der augenblicklichen Production unabwendbar ſind, unbeachtet laſſen. Daher wird aber auch dieſe Gabe nur bei einer Nation, in deren Charakter die reine, natürliche Empfindung vorherrſcht, wirklich gedeihen können, wogegen ſie bei allen Völkern, bei denen die Reflexion die Oberhand hat, nur einen ungünſtigen Boden findet. Es muß nothwendig eine Wechſelwirkung ſtattfinden, denn die Begeiſterung, die von der echten Improviſation unzertrennlich iſt, erkaltet, wenn ſie ſich ohnmächtig fühlt. Die ſüdlichen Länder ſind daher die eigentliche Heimath dieſes Talentes; wo das Blut raſcher durch die Adern wallt, wo der Gedanke unmittelbar in die That überſpringt, wo das freie unbeſchränkte reichſte Naturleben von der Poeſie getragen wird und dieſelbe wieder trägt, wo die Leidenſchaft gluthvoll vorherrſcht, da lebt auch die Improviſation in nie verwelkender Jugend, und ſchmückt ſich mit immer friſchem, neu aufſprießendem Lorbeer; wo ſie hingegen im Norden ſich zeigt, da iſt ſie ſtets eine ungewöhnliche Erſcheinung, das Mädchen aus der Fremde, das ſich in einen kalten, unwirthlichen Himmelsſtrich verirrte, und wird, ſelbſt vorübergehend, wegen ihrer Seltenheit nur vorübergehende Bewunderung, nie aber mitempfindende Liebe ſich zu erwerben vermögen. Man hat behauptet, die nordiſchen Sprachen, und beſonders die teutſche, geſtatteten ſo raſche, freie Behandlung nicht; das iſt aber nicht wahr, jede Sprache kann bis zum Höchſten ausgebildet werden, denn der menſchliche Geiſt kann es, und die Sprache iſt nur die äußere Form, in der er zur Erſcheinung kommt; aber der nordiſche Charakter iſt dieſer freieſten und momentanſten Äußerung des Gefühls und der Anſchauung entgegen, und einzig darin liegt der Grund, weshalb ſie nie eine wirklich günſtige Aufnahme im Norden gefunden hat.

Die Improviſation mag ſehr alt ſein; ihre Ausbildung als Kunſt gehört jedoch erſt den neuern Zeiten an. Der erſte Schriftſteller, der uns von einem abendländiſchen improviſirenden Dichter Kunde gibt (ob im Orient dieſe Erſcheinung nicht viel früher ſchon vorgekommen ſei, muß ich, aus Mangel an genauer Kenntniß, dahingeſtellt ſein laſſen, auch iſt der augenblickliche freie poetiſche Vortrag wol zu unterſcheiden von der eigentlichen Improviſation, die ein von Andern vorgeſchriebenes Thema ohne Vorbereitung in möglichſt vollendeter Form ſo behandelt) *), iſt Cicero, der von dem Dichter Archias erzählt, daß er nicht allein aus dem Stegreife Tagesbegebenheiten, ohne ein Wort niedergeſchrieben zu haben, behandelt, ſondern denſelben Gegenſtand, wenn er dazu von Neuem aufgefodert worden, mit andern Worten wieder vorgetragen habe [1]). Dies mag damals jedoch eine ungewöhnliche Erſcheinung geweſen ſein, ſonſt würde Cicero in ſeiner Vertheidigungsrede dieſes Mannes, ſie nicht ſo nachdrücklich hervorgehoben, und dieſe Fähigkeit als unglaublich dargeſtellt haben; auch findet ſich nirgends eine ähnliche Erwähnung, denn Horazens Bezeichnung eines Poeten, der, auf einem Fuße ſtehend, tauſend Verſe macht, hebt nur die Leichtigkeit deſſelben im Versmachen im Allgemeinen hervor. Überhaupt ſind keine genauen Nachrichten über die entſchiedene Ausübung dieſer Gabe vor dem 15. Jahrh. chriſtlicher Zeitrechnung vorhanden, und wir können nur die Vermuthung aufſtellen, daß ſie im Mittelalter wahrſcheinlich zuerſt mit Liebe und Abſicht in der Provence gepflegt und von dort erſt nach Sicilien, dann nach dem übrigen Italien gekommen ſei. Dies darf jedoch nur eine Vermuthung bleiben, um ſo mehr, als ſich bei den Troubadours nirgends etwas auch nur im Entfernteſten Beweiſendes darüber findet, und überall, wenn von poetiſchen Aufgaben oder von Sängerwettſtreit die Rede iſt, auch bemerkt wird, es ſei ihnen vorher eine Friſt dazu geſetzt worden [2]); auf der andern Seite läßt ſich aber wol denken, daß unter ſo günſtigen Verhältniſſen und zu einer Zeit, wo die Liebe zur Poeſie Modeſache war, ſich auch ſolche Kräfte, wie ſie die Improviſation fodert, gefunden und ausgebildet haben müſſen. Erſt am Schluſſe des Mittelalters zeigen ſich genaue und ausdrückliche Nachrichten über italieniſche Improviſatoren, noch mehr aber zur Zeit Papſt Leo's X. (von Medici), der ſie mit großer Vorliebe begünſtigte. Sie bedienten ſich der Stanze (Ottave) und trugen ihre extemporirten Gedichte unter Begleitung der Laute in einer zwiſchen Geſang und Rede ſchwebenden Weiſe vor. Die Melodie des Accompagnements war eine beſtimmte, mit jeder Strophe wieder beginnende, welche nur durch eine Coda oder einige Ausweichungen Abwechſelung erhielt, und überhaupt nur dazu diente, den Improviſator bei der Feſthaltung der rhythmiſchen Form zu unterſtützen. Als die vorzüglichſten Stegreifsdichter aus jenem Zeitraume nennt Fernow, dem wir die Zuſammenſtellung der beſten Nachrichten über die Improviſationen der Italiener verdanken [3]): Nicolo Leoniceno von Vicenza, geboren 1428, zugleich auch als Arzt ausgezeichnet, geſtorben 1524; Serafino von Aquila, den Erfinder der Barzelletten, geboren 1466, geſtorben 1500 zu Rom; Bernardo Accolto von Arezzo, ſelbſt von Arioſto der Einzige genannt [4]); Criſtoforo von Florenz, mit dem Beinamen l'altissimo, und der bedeutendſte von Allen Andrea Marona von Pordenone, der ſeinen Geſang ſelbſt mit der Geige begleitete, und lateiniſch wie italieniſch improviſirte; er ſtarb jedoch nach manchem Schickſalswechſel 1527 als Bettler in einer elenden Herberge, u. A. m. Seit dieſer Periode wurde das Talent der Improviſation vollkommen einheimiſch in Italien, und ebenſo im Volke mit Liebe ausgeübt, wie von Einzelnen als Kunſt gepflegt. Seine wirkliche Blüthe-

*) Die Gabe der Improviſation im erſtern Sinne findet ſich ſchon bei den hebräiſchen Propheten, und wird bereits auch an den arabiſchen Dichtern aus der Zeit vor Muhammed gerühmt. (*R.*)

1) *Cicero*, Or. pro Archia poeta. cap. VIII.

2) Diez, Die Poeſie der Troubadours (Zwickau 1826). S. 49. *Raynouard*, Choix des poésies originales des Troubadours (Paris 1816—21). V, 31. 3) Fernow, Römiſche Studien (Zürich 1806). 2. Th. S. 304 fg. 4) *Arioſto*, Orlando furioso. III, 56. XLVI, 13.

Digitized by Google

zeit begann mit Bernardino Perfetti aus Siena, geboren 1681, bedeutend durch wiſſenſchaftliche Bildung wie durch wahre Genialität. Er erreichte eine ſolche Höhe des Talentes, daß er 1725 feierlich auf dem Capitol zu Rom gekrönt wurde. Dieſer talentvolle Dichter bediente ſich aller in Italien üblichen poetiſchen Formen für ſeine freien Vorträge, und brachte zuerſt die Anakreontiſchen Verſe bei den Improviſatoren in Aufnahme. Er ſtarb 1747 zu Siena. Nicht minder bedeutend war der nachher als dramatiſcher Dichter ſo berühmte Metaſtaſio, der in ſeiner Jugend durch ſeine Poeſien all' improviso alle Zuhörer entzückte, aber von ſeiner Begeiſterung jedes Mal ſo mächtig ergriffen wurde, daß er in eine faſt ohnmächtige Ermattung ſank. Es würde zu weit führen, wollten wir die Namen aller nach ihm erſchienenen italieniſchen Improviſatoren hier angeben, da deren Zahl zu groß iſt; wir heben daher nur als die ausgezeichnetſten hervor: die berühmte Corilla Olimpica (ihr eigentlicher Name war Maddalena Morelli Fernandez), welche 1776 auf dem Capitol wie Perfetti gekrönt wurde; Fortunata Sulgher Fantaſtici aus Livorno, Tereſa Bandettini und vor Allen Francesco Gianni, der Einzige, deſſen Improviſationen auch die Feuerprobe des Druckes aushielten, und noch jetzt als höchſt correcte und vortreffliche Gedichte in hoher Achtung ſtehen. Unter den namhafteſten Improviſatoren unſerer Tage ſind als die vorzüglichſten zu betrachten: Roſa Taddei, Piſtrucci (in London lebend), Sgricci, der meiſterhaft ganze Tragödien in versi sciolti aus dem Stegreiſe dichtete, was vor ihm noch Keiner gewagt, und Bindocci, welcher kürzlich auch Teutſchland beſuchte und bei den Kunſtverſtändigen großen Beifall fand. In Spanien und Portugal iſt die Gabe der Improviſation ebenfalls heimiſch, und wird vom Volke mit großer Liebe gepflegt, jedoch nicht mit vorwaltender höherer Bildung als wirkliche Kunſt geübt. In den andern europäiſchen Ländern erſcheint ſie dagegen als eine große Seltenheit, und die Urtheile über einzelne Erſcheinungen dieſer Art ſind noch immer ſehr ſchwankend, da man keinen rechten Maßſtab dafür zu finden weiß. Frankreich hat den talentvollen Eugene Pradel, Holland den gründlichen de Clercq, der meiſt nur didaktiſche Gegenſtände behandelt, aufzuweiſen. In Teutſchland trat der Unterzeichnete zuerſt während der Jahre 1825 und 1826 auf; was er erſtrebte, welche Aufgabe er ſich ſtellte, und wie weit er ſich bemühte, das ihm angeborene Talent zu entwickeln und auf die Höhe der Kunſtbildung zu heben, davon hat er in der Vorrede zu einem ſo eben erſchienenen Werke ausführlich geſprochen, und verweiſt daher auf daſſelbe [5]); nach ihm ließen ſich bis jetzt die Herren Langenſchwarz, Böhringer und Volkert öffentlich in einigen Theilen Teutſchlands, der Erſtere auch im Auslande, hören; über die Leiſtungen derſelben ziemt ihm jedoch ebenſo wenig, wie über ſeine eigenen, ein Urtheil. *(O. L. B. Wolff.)*

Improviſiren, 1) in der Dichtkunſt, ſ. den vorhergehenden Art.; 2) in der Muſik, ſ. **Phantasiren.**

Impubes, ſ. **Pubertät.**

IMPUDENTIA, griechiſch **Anaedeia** (*Ἀναίδεια*), d. i. die Schamloſigkeit, Unverſchämtheit, hatte nach Cicero's Angabe [1]) von den Athenern auf den Rath des Epimenides, aus Kreta, einen eigenen Tempel geweiht erhalten [2]). *(R.)*

IMPUGNATIONSSCHRIFT (processual.), auch Gegendeductions- oder Beweisanfechtungsſchrift genannt, heißt derjenige der das ſolenne Haupt- oder Schlußverfahren im teutſchen Ordinar-Civilproceſſe bildenden Schriftſätze (Diſputirſätze), worin der Gegner des Hauptbeweisführers den Beweis als mislungen oder als unvollſtändig erbracht darzuſtellen, und, wenn ein Gegenbeweis von ihm unternommen worden, nach entgegengeſetzter Richtung hin den Werth der Gegenbeweisführung zu zeigen, ſich zur Aufgabe macht. Gegen die ſonſt beim Verfahren in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten feſtgehaltene Regel, daß dem angreifenden Theile das erſte Wort gebühre, wird nach den Grundſätzen des gemeinen teutſchen Proceſſes (vergl. J. R. A. §. 56) mit dieſer Schrift das Hauptverfahren eröffnet; eine Anomalie, die daher ſich erklärt, weil der Product mit ſeinen illiquiden Beweiseinreden vor der Benutzung der Beweismittel nicht gehört wird, gleichwol aber im ordentlichen Proceſſe nicht ganz damit ausgeſchloſſen ſein kann. Ebendeswegen mag es auch wol kaum empfehlungswerth genannt werden, wenn manche Landes-Proceßordnungen, z. B. die ſächſ. erl. Proc. Ordn. ad Tit. XXIX. §. 2, unbedingt den Kläger das Hauptverfahren mit der ſogenannten Salvationsſchrift beginnen, dieſer aber des Beklagten Gegendeductionsſchrift nachfolgen laſſen. Was nun die äußere Form des Impugnationslibells anlangt, ſo iſt dieſe die bei Schriftſachen dieſer Art überhaupt übliche. Es wird nämlich im Rubrum zunächſt der Name der Schrift, die, wenn ſie ſich zugleich mit der Deduction eines vom Producten unternommenen Gegenbeweiſes beſchäftigt, auch wol Impugnations- und reſp. Salvationsſchrift benannt wird, angegeben; es werden ſodann die Namen der Streittheile, mit Angabe der Parteirollen, die ſie zu vertreten haben, und zwar werden der Name und die Parteirolle deſſen, von Seite deſſen die Schrift geliefert wird, und es wird endlich die Sache, in welcher die Schrift erfolgt, kürzlich bemerkt. Im Nigrum redet die Partei in der dritten Per-

---

5) Portraits und Genrebilder. Erinnerungen und Lebensſtudien (Caſſel u. Leipzig 1839). 3 Bde. 1. Th. S. I—XCVI. Daß übrigens die Improviſation teutſchem Geiſte und Volkscharakter und teutſcher Sprache nicht ſo fern liege, wie Viele behaupten, das beweiſen die religiöſen ältern Lieder der Brüdergemeinden, von denen ſehr viele bei dem Gottesdienſte ſelbſt von den Vorſängern improviſirt worden ſind. Vgl. die Vorrede zu: des evangeliſchen Liederbuches unter dem Titel: Brüdergeſang u. ſ. w. 2. Bd. (London 1754), wo es auf der dritten (nicht paginirten) Seite ausdrücklich heißt: „nämlich die lieder, die aus dem munde der Cantorum nachgeſchrieben worden, welche meiſt alle nur von 1739 bis 1741, welches die originale zeit dieſer Gabe war, wovon die itzige Cantorey von der art nur noch ſchwache ſpuren zeigt, mit gnade, ſegen und ziemlicher präciſion, denn ſie tractirten Thesin, ſo gleich aus dem herzen gedichtet worden."

1) De legibus L. II, 11. 2) Vgl. auch Suidas unter d. Worte Θεός.

ſon. Auch geſchieht die Einreichung gewöhnlich mittels beſondern Präſentationsſchreibens und in doppelten Reinſchriften, von denen das Gericht das eine Exemplar zu den Streitacten nimmt, das andere (das Duplicat) aber der Gegenpartei zufertiget. Für die innere Einrichtung werden dagegen von unſeren Proceſſualiſten[1]) mehrfach von einander abweichende Regeln an die Hand gegeben. Das Zweckgemäßeſte iſt im Allgemeinen wol, die Impugnationsſchrift, als ſolche, in drei Hauptabtheilungen zerfallen zu laſſen und folgendermaßen ſie zu ordnen. I. Die erſte Hauptabtheilung beſchäftigt ſich — ohne Vorausſchickung einer Species facti und eines Actenextractes, von denen hier ſchwerlich ein Nutzen abgeſehen werden könnte — mit einer Prüfung der Fatalien und Formalien des Beweiſes. Insbeſondere wäre hier die Einrede der verſpäteten Beweisantretung, findet ſich anders Anlaß dazu in den Acten, nachzuholen oder näher aus einander zu ſetzen. II. In einer zweiten Hauptabtheilung erörtere der Product zuvörderſt a) — wenn anders darüber bei der Beweisantretung nicht bereits erſchöpfend verhandelt worden iſt, oder das Beweisinterlocut noch Zweifel darüber übrig gelaſſen hat —, was im Fragefalle re vera Vorwurf des Beweiſes war; wobei namentlich Einwendungen aus dem Geſichtspunkte der Irrelevanz und des Unerſchöpfenden des Beweisſatzes ihre Stelle finden würden. Ein zweiter Abſchnitt dieſer Hauptabtheilung werde demnächſt b) der Unterſuchung darüber gewidmet, was bewieſen worden iſt, alſo einer Unterſuchung des Werthes der Beweisführung; und zwar würde hier vor allen Dingen α) die Glaubwürdigkeit der zur Anwendung gebrachten Beweismittel erörtert, nicht minder würden die Beweiseinreden, die früher noch nicht vollſtändig erledigt, oder noch nicht vollſtändig discutirt worden, ins volle Licht zu ſetzen, ingleichen die desfalls etwa ſchon am Schluſſe des Productionsverfahrens beigebrachten Incidentbeweiſe zu deduciren ſein. Hierauf folge β) eine Prüfung des Inhalts der angewendeten Beweismittel ſelbſt (der Beweisgründe) — weniger zweckmäßig nach der Reihenfolge der Beweisartikel, als ſo, daß das Beweisthema in ſeine einzelnen Beſtandtheile zergliedert wird und dieſe einzeln erörtert werden, auch bei der Erörterung eines jeden ſogleich Alles, was die Acten dafür oder dawider enthalten, gegen einander abgewogen und der Grad der darüber vorhandenen juriſtiſchen Gewißheit zu beſtimmen geſucht wird; während demnächſt γ) eine Unterſuchung darüber ſich anreihe, wiefern aus allem dem, was zu den einzelnen Beſtandtheilen des Beweisſatzes ſich ergibt, ein Ganzes ſich bilden laſſe. Zugleich ſind dabei die Gründe für den einen oder den andern nothwendigen Eid anzuführen, auch etwanige desfalls jetzt noch zuläſſige Nova vorzutragen und alsbald zu beſcheinigen, z. B. Nachweiſe über die vita antea acta der Gegenpartei zu liefern, die es bedenklich machen müßten, ihr einen nothwendigen Eid aufzuerlegen. III. Die dritte Hauptabtheilung der Impugnationsſchrift endlich unterſuche die von dem Rechtsſtreite überhaupt gelieferten Reſultate, wobei denn beſonders auch der Koſtenpunkt und alle ſonſtige Streitpunkte, die etwa bei der Faſſung der Interlocutorien ausgeſetzt blieben (z. B. eine theilweiſe Compenſation), mit zu erwägen ſind. Auf jeden Fall iſt dem directen Gegenbeweiſe, wo ein ſolcher mit in Frage kommt, kein eigener Abſchnitt in der Impugnationsſchrift zu widmen, die Deduction deſſelben vielmehr bei den einzelnen Abſchnitten der Kritik des Beweiſes mitzunehmen, weil hier eine Gemeinſchaft beider Beweisführungen vorhanden iſt, und beide die nämlichen Thatſachen zum Gegenſtande haben; hat hingegen der Product zugleich einen indirecten Gegenbeweis (Einredenbeweis) geführt, ſo beginnt deſſen Deduction in der Impugnationsſchrift am füglichſten da, wo der zweite Abſchnitt der Beweisanfechtung endigt, und es verbreitet ſich jene nur in der dritten Hauptabtheilung über die Anfechtung des Beweiſes und die Salvation des Gegenbeweiſes zuſammen. Die Schlußbitte wird bei der Impugnationsſchrift in der Regel keine andere ſein können, als die beim Klaglibell, oder, bezüglich, bei der Einredeſchrift vorgetragene, womit zugleich die Hinterſetzung zum Urtheil verbunden wird. Die Friſt zur Einreichung derſelben beſtimmt, wo ſie nicht, wie namentlich in den meiſten ſächſiſchen Ländern[2]), durch die Proceßordnung ausdrücklich feſtgeſetzt iſt, der Richter, und zwar am Beſten ſofort peremtoriſch. (*B. Emminghaus.*)

IMPULSORIALES (scil. litterae). Man verſteht hierunter in der Proceßwiſſenſchaft ſchriftliche Anmahnungen des einen Gerichts an das andere wegen ſchleuniger Betreibung von obſchwebenden Rechtsſachen. Sie ſpielten namentlich in der ſogenannten Reichsproceßpraxis ſonſt eine große Rolle, weil bei der Langſamkeit des Verfahrens im Reichskammergerichte und Reichshofrathe die intereſſirten Parteien ſowol, als die Territorialgerichte ohne beſtändig wiederholte Sollicitationen um Beförderung ihrer Angelegenheiten faſt niemals zum Ziele gelangten. Darum gehörten ſie auch bei dieſer Art von Proceſſen völlig zum ordnungsmäßigen Verfahren*). (*Emil Ferd. Vogel.*)

Imputation, ſ. Zurechnung.

IMRE, Szent, 1) ein zur Bisthumsherrſchaft zu Großwardein gehöriges großes Dorf, im Ér-mellyéker Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der bikarer Geſpanſchaft des Kreiſes jenſeit der Theiß Oberungarns, im öſtlichſten Theile der großen oder untern ungariſchen Ebene, am rechten Ufer des ſumpfigen Berettyófluſſes gelegen, nicht ganz eine teutſche Meile ſüdſüdoſtwärts von dem Markte Dioſzegh entfernt, mit 213 Häuſern, 1283 magyariſchen Einwohnern, welche Feldbau und Viehzucht treiben und 1209 Reformirte, 62 Katholiken, acht Juden und vier nicht unirte Griechen unter ſich zählen, einer

1) Vgl. z. B. Klapproth, Einleitung in den ordentlichen bürgerlichen Proceß. 2. Bd. §. 290 fg. Gensler, Anleitung zur gerichtlichen Praxis in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten. 2. Th. Herausgegeben von Morſtadt. §. 96.

2) Vgl. Kori, Theorie des ſächſ. bürgerlichen Proceſſes (Jena 1822). §. 134.

*) Vgl. hierüber unter andern die Abhandlung von *J. P. Kress* (resp. *J. G. Kopmann*) Singulares observationes circa processum, praecipue camerae imperialis et judicii aulici. (Helmst. 1718. 4. Ed. nov. 1746.)

eigenen Pfarre der Evangeliſchen helvetiſcher Confeſſion, einer katholiſchen Filialkirche, einem Bethauſe der Reformirten und einer Schule. 2) Ein, ſlow. Swati Imrich, teutſch St. Emerich genanntes, mehren adeligen Familien gehöriges Dorf, im theißer Gerichtsſtuhle der heveſcher und äußeren ſzolnoker Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, an den ausgedehnten am linken Theißufer ſich hinziehenden Sümpfen in der großen oder untern ungariſchen Ebene gelegen, 1¼ teutſche M. ſüdſüdweſtwärts von Tiſza-Füred entfernt, mit 195 Häuſern, 1368 magyariſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von 24 Katholiken und 15 Juden, ſämmtlich Calviniſten ſind, einer eigenen Pfarre und Kirche der Evangeliſchen helvetiſcher Confeſſion, und einer Schule. 3) Ein, ſlow. Mereſicze genanntes, der adeligen Familie Károlyi gehöriges Dorf, im ſiroker Gerichtsſtuhle der ſároſer Geſpanſchaft im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, am linken Ufer des Szonikafluſſes, in gebirgiger Gegend gelegen, zwei Stunden ſüdſüdweſtwärts von Eperies entfernt, mit 43 Häuſern, 334 ſlowakiſchen Einwohnern, welche ſich durch die Landwirthſchaft ernähren, und, außer zwei Proteſtanten und ſieben Juden, ſämmtlich Katholiken ſind, und einer katholiſchen Filialkirche. 4) Zwei Prädien, deren eines im ſimegher und das andere im peſther Comitate liegt. (*G. F. Schreiner.*)

IMREGH, ein großes von Magyaren bewohntes Dorf im ujhelyer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der zempliner Geſpanſchaft, im Kreiſe diesſeit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des Bodrogfluſſes, in einer von Gebirgen eingefaßten Ebene gelegen, etwas über ½ teutſche Meile nordwärts von Zemplin entfernt, mit 111 Häuſern, 804 Einwohnern, deren 479 Katholiken, 276 Evangeliſche und 49 Juden ſind, einer eigenen mit dem Convente der Minoriten verbundenen alten katholiſchen Pfarre, welche ſchon im J. 1333 beſtand und im J. 1753 wieder hergeſtellt wurde, zum gálſzéchéner Vicearchidiakonats-Diſtricte des Bisthums Kaſchau gehört und unter keinem Patronate ſteht, einer dem heil. Franz Seraphicus geweihten katholiſchen Kirche, einem Kloſter der Minoriten, einem Paſtorate und Bethauſe der Evangeliſchen helvetiſcher Confeſſion, einem Schloſſe der freiherrlich Barkóczy'ſchen Familie und einer Schule.

(*G. F. Schreiner.*)

IM RÜCKEN SCHLAGEN. Man gebraucht dieſen Ausdruck vom Tuche, wenn es nach vollendeter Appretur in der Breite ſo zuſammengelegt wird, daß Sahlleiſte auf Sahlleiſte und die rechte Seite innen liegt, wie es beim Verkaufe gebräuchlich iſt. (*Karmarsch.*)

Imrulkeis, ſ. Amru el Kais.

Imrus, ſ. Imbros.

IMSBACH, ein Pfarrdorf im Cantone Winnweiler des bairiſchen Rheinkreiſes, mit 95 Häuſern, 823 Einwohnern, unter welchen 38 Juden ſind, ½ Stunde von Winnweiler. Die Brauneiſenſteingrube daſelbſt liefert jährlich 32,890 Centner. (*Eisenmann.*)

Imsire, franzöſiſch ſo viel als Vansire, Mustela galera *Linn.*, ſ. Mustela.

IMSLAND. Dieſes ſeit 200 Jahren im Königreiche Baiern blühende, theils gräfliche, theils freiherrliche Geſchlecht, welches aber ſeine meiſten Herrſchaften in Ober- und Unteröſterreich hat, iſt niederländiſchen Urſprungs und hält ſich berechtigt, mit dem ausgeſtorbenen Dynaſtengeſchlecht Palland denſelben Stammvater anzunehmen, was Johann Benignus Schachtner in ſeiner hiſtoriſchen Genealogie des uralten Panier und freiherrlichen Hauſes von Imsland (Salzburg 1719) weitläufig erörtert und in einer Stammfolge von Sebaſtian v. Palland, der zuerſt im J. 1021 ſich von Imsland nannte, darzuſtellen geſucht hat. Aus dieſem Geſchlechte zeichnete ſich vorzüglich aus: Friedrich, Panierherr von Imsland, Ritter des Ordens vom heil. Johannes, der als Befehlshaber der Ordensflotte (1453) ſo tapfer und glücklich gegen die Türken kämpfte, daß der Großmeiſter mit Zuſtimmung der Würdenträger demſelben die Auszeichnung verlieh, das Panier des Ordens in ſeinem Wappen führen zu dürfen, welches ſpäter auf das ganze Geſchlecht übergetragen wurde. Adolf, deſſen Bruderſohn, wurde Edelknabe am Hofe des Kaiſers Maximilian I., darauf Kammerjunker und Hauptmann der Trabanten bei Kaiſer Karl V. Heinrich, Ritter, war bei dem nämlichen Kaiſer (1555) Truchſeß. Einer ſeiner Enkel, Johann Ignaz I. (geb. 1613, † 1679) herzogl. bairiſcher Hoftruchſeß und Hofkriegsrath, darauf Commandant von Braunau und Hauptpfleger zu Maltigkhofen, pflanzte ſein Geſchlecht in Baiern fort, wo er ſich die Schlöſſer Thurnſtein und Poſtmünſter erwarb. Mit ſeiner Frau, Salome von Flanz, erzeugte er zwei Söhne: Johann Ignaz II., der mit Katharina, Freiin von Stauding, Radolfsberg und Wagrain erhielt, aber keine Kinder hinterließ, und Johann Sebaſtian (geb. 1645, † 1696). Als Hauptmann diente dieſer dem Könige Karl II. von Spanien, und kehrte ſpäter nach Baiern zurück, wo er Hoftruchſeß wurde. Der Kaiſer Leopold erneuerte in ſeiner Perſon und für ſeine Nachkommen des heil. röm. Reichs Freiherrn- und Panierſtand (1689). Mit ſeiner Gemahlin, Maria Franziska Gräfin von Aham, erheirathete Johann Sebaſtian das Schloß und die Herrſchaft Wildenau und hinterließ von ihr zwei Töchter: Maria Anna (geb. 1680), verheirathet an den Grafen Gottfried von Königsfeld zu Oberaichach, und Maria Eleonora (geb. 1693), vermählt mit Graf Joſeph von Tunzlern; auch hatte er einen Sohn, Joſeph Maria (geb. 1691, † 1740), welcher fürſtl. ſalzburgiſcher Kämmerer, Viceoberſtallmeiſter und Hauptpfleger zu Staufenegg wurde. Dieſer vermählte ſich 1712 mit Maria Anna Gräfin von Kuefſtein, Sternkreuzordensdame (ſie ſtarb 1752). Seine Ehe war mit drei Söhnen und drei Töchtern geſegnet, nämlich: Joſeph Maria (geb. 12. März 1713), vermählt mit Maria Anna, Freiin von Schuß zu Peilnſtein, die aber kinderlos ſtarb; Maria Anna (geb. 1714), verheirathet an Karl Joſeph von Hacklödt zu Wiedenhueb; Maria Thereſe (geb. 1715), verehelicht mit Auguſt Freiherrn von Leonrod, kurbairiſchem Kämmerer; dann die beiden Söhne Ludwig Maria und Franz Maria (geb. 1720), welcher letztere kurbairiſcher Kämmerer und Hauptmann unter dem Leibregimente wurde; endlich Johanna (geb. 1724, † 1801), Gemahlin von Georg Chr. Graf von

Digitized by Google

Hoheneck zu Schlüſſelburg, Sternkreuzordensdame. Der zweite Sohn, Ludwig Maria (geb. 1718, † 1778), kurbairiſcher Kämmerer, erheirathete mit Maria Joſepha von Mächtling, als der letzten ihres Geſchlechtes, die Herrſchaft Markelhofen. Von dieſer Gemahlin erhielt er fünf Söhne und drei Töchter. Die Töchter waren Maria Anna (geb. 1748), Hofdame bei dem Herzoge von Pfalz-Birkenfeld; Maria Cordula (geb. 1752), Stiftsdame zu Eibingen im Rheingau, und Maria Antonia (geb. 1756, † 1804), verheirathet 1796 mit Karl Joſeph, Freiherrn von Stein zu Jettingen und Eberſtein. Von den Söhnen war Joſeph Maria (geb. 1759) Domherr zu Freiſing; dann folgte Johann Nepomuk, der den Stamm fortführte, ferner Ignaz Maria (geb. 1762), königl. bairiſcher Oberſtlieutenant, endlich Ludwig Maria und Ferdinand Maria. Johann Nepomuk, der zweite Sohn von Ludwig Maria I. (geb. 1760), Malteſer-Ehrenritter, königl. bairiſcher Kämmerer, vermählte ſich 1792 mit Genofeva Freiin von Hornſtein zu Bieningen und Hohenſtoffeln, aus welcher Ehe ein Sohn, Johann Nepomuk Maria (geb. 31. März 1797), und vier Töchter hervorgingen. Ludwig Maria II. (geb. 1770), vierter Sohn von Ludwig Maria I., wurde am kurbairiſchen Hofe als Edelknabe erzogen und verheirathete ſich mit Joſepha Bindter; in ſeiner Ehe erzeugte dieſer zwei Söhne, Ludwig (geb. 1794) und Max Joſeph (geb. 1797). Endlich Ferdinand Maria (geb. 1765), der jüngſte Sohn von Ludwig Maria I., königl. bairiſchem Kämmerer, vermählte ſich 1788 mit Maria Anna Gräfin von Hoheneck und nach deren Tode (1799) mit ihrer Schweſter Suſanna, Erbtöchter des Grafen Georg Ehrenreich von H. Er wurde von ſeinem Schwiegervater, da deſſen einziger Sohn, der Graf Achatz, der letzte männliche Sprößling dieſes Geſchlechtes, unverheirathet bleiben wollte, adoptirt, unter der Bedingung, Namen und Wappen (ſ. d. Art. Hoheneck, 2. Sect. 10. Th. S. 359) anzunehmen. Er führt daher die Titel Frhr. Imsland, Herr zu Markelhofen und Wildenau, Graf von Hoheneck zu Schlüſſelberg. Die ererbten Beſitzungen waren die Herrſchaften und Schlöſſer Schlüſſelberg, Tratteneck, Oberwies, Tröſtlberg, Dorf an der Ens, Steinbach, Brunnhof, Waſſing, Leitersdorf, Gallsbach und Lichteneck. Aus der erſten Ehe iſt ein Sohn, Ferdinand Maria (geb. 1790), und eine Tochter, Maria Anna (geb. 1797), geboren. Die zweite Ehe iſt kinderlos geblieben. Das Wappen der Freiherren von Imsland: in einem blauen Felde ein goldener zweigeſchwänzter und mit einem Fürſtenhute bedeckter Löwe, auf deſſen Leibe ein rothes Schildchen, in welchem das weiße achteckige Kreuz des Malteſerordens befindlich iſt. Hinter dem Schilde ragen die Spitzen des Malteſerkreuzes hervor. Dieſes Schild wird von einem geharniſchten Manne mit der rechten Hand gehalten, welcher einen Fürſtenhut auf ſeinem Helme hat, auf dem ſich ein Buſch von ſieben Federn befindet. Mit der linken Hand hält er ein rothes Panier mit goldenen Franzen, worin abermals das ſilberne Malteſerkreuz zu ſehen iſt. Das Wappen der Grafen von Imsland-Hoheneck iſt durch das Hoheneckiſche vermehrt. (*Alb. Frhr. v. Boyneburg-Lengsfeld.*)

IMST, IMBST, in ältern Schriften und Urkunden auch Uembst, latein. Umbista, 1) eine dem Grafen von Ferrari gehörige Herrſchaft mit der noch vor Kurzem auch das dieſer Familie gehörige Patrimonial- und Lehngericht verbunden war, das aber gegenwärtig kaiſerlich iſt, im k. k. Landgerichte gleiches Namens, im oberinnthaler Kreiſe und Viertel der gefürſteten Grafſchaft Tyrol. 2) Ein nach dem Markte gleiches Namens benanntes k. k. Patrimoniallandgericht zweiter Claſſe, welches in 12 Unterabtheilungen, 138 Gemeinden mit 1165 Häuſern, 2113 Familien und 11,188 Seelen umfaßt. Unter der Einwohnerzahl befinden ſich 5064 Männer und 5475 Weiber; ſie ernährt ſich theils vom Betriebe der Landwirthſchaft, dem Straßengewerbe, und Bergbaue (beſonders auf Blei und Eiſen), und theils vom Betriebe verſchiedener Manufacturen (vorzüglich in Leinen, Seide, Baumwolle), der Eiſenwaarenfabrication, endlich ſelbſt durch die Zucht und den Handel mit Canarienvögeln, und dadurch, daß ſie als Feldarbeiter, Maurer, Zimmerleute, einen Theil des Jahres außer Landes um Lohn arbeiten. In dem Bezirke dieſes Landgerichtes befinden ſich ein Markt, 8 Dörfer, 91 Riede (Häuſergruppen), ein Weiler und 37 Einödhöfe. Die Seelſorge beſorgen zwei Pfarrer, ſieben Curatien, drei Kaplaneien und drei Expoſituren. 3) Ein nach dem Markte Imſt benanntes Dekanat des Bisthums Brixen, welches ſich über die Landgerichte Imſt und Petersberg erſtreckt, und in ihrem Sprengel zwei Pfarreien, ein Capucinerkloſter, 15 Curatien, zwei Kaplaneien und eine Expoſitur, 25 Elementarſchulen, 23 Prieſter und 12,268 Seelen hat. 4) Ein hübſcher Markt (47° 14′ 20″ n. Br., 28° 23′ 30″ ö. L., Pfarrthurm 43,439 wien. Kl. über der Meeresfläche) des oberinnthaler Kreiſes der gefürſteten Grafſchaft Tyrol. Zugleich Sitz des Kreisamtes und des k. k. Patrimonialgerichtes, eine halbe Stunde vom linken Ufer des Innfluſſes, am rechten Ufer des Gurgelbaches, über welchen eine Brücke führt, an der von Insbruck über den Arlberg nach Bregenz führenden Commercial- und Poſtſtraße, in einer von allen Seiten offenen Tiefe gelegen, fünf Poſten von Insbruck entfernt, mit 182 Häuſern, welche den anſehnlichſten Ort des ganzen Kreiſes bilden, 2218 Einwohnern, einer katholiſchen Dekanatspfarre, welche zum Bisthume Brixen gehört und von drei Prieſtern verwaltet wird, einer der Himmelfahrt Mariä geweihten katholiſchen Pfarrkirche, welche vor dem Brande (1822) ein ſehr ſchönes Hochaltarbild von Ignaz Heyl und im Chore vorzüglich gelungene Fresken beſaß, und fünf andern Kirchen, worunter die St. Johanniskirche ein ſchönes Altarblatt, die Beſchneidung Chriſti von Philipp Jacob Greß, die Lorenzkirche auf dem Calvarienberge ein Altarblatt von Joſeph Mages und die Streliſche Kapelle Freskogemälde von J. G. Wittwer beſitzen; einer Kreishauptſchule, einem Capucinerkloſter, einer Salzfactorei, einem Berggerichte, einem Wald- und Rentamte, einer Poſtſtation, welche mit Naſſereith und Landeck Pferde wechſelt, einem Magiſtrate und beſuchten Jahrmärkten. Der Ort brannte am 7. Mai 1822 bis auf 14 Häuſer ab. Der Handel mit Canarienvögeln hat auch bedeutend abgenommen. (*G. F. Schreiner.*)

Digitized by Google

IMSTERBERG, 1) ein zur Herrſchaft Imſt gehöriges Dorf im k. k. Landgerichte Imſt des oberinnthaler Kreiſes der gefürſteten Grafſchaft Tyrol, am rechten Innufer gelegen, mit einer eigenen katholiſchen Curatie, welche zum imſter Dekanate des Bisthums Brixen gehört, und 532 Pfarrkinder zählt, einer der ſchmerzhaften Mutter Maria geweihten katholiſchen Kirche und einer Schule. Unterhalb dieſer Gemeinde breitet ſich der Inn gewaltig aus und zeigt viele Untiefen und Sandbänke. 2) Eine Unterabtheilung des Landgerichtes Imſt, mit 60 Häuſern, 88 Familien und 467 Einwohnern, zu welcher die Ortſchaften Imſterberg, Imſterau, Vorder- und Hinterſpadegg, Höflen, Endsfeld und Schottenrühl gehören.
(*G. F. Schreiner.*)

IMUTHES, eine Gottheit der alten Ägypter, erſcheint als Sohn des Phtha und der Hephäſtobule, iſt in ſeinen Functionen dem Äſkulap vergleichbar, und gehört zu den ſogenannten Kabiren. Vgl. daher über ihn Hephaestobule, Kabiren und Phtha. (*R.*)

INA, 1) Nach Ptolemäus eine ſonſt weiter nicht bekannte, daher wahrſcheinlich unbedeutende Stadt Hohlſyriens (im ſüdlichen Theile Syriens) in der Nähe der Hauptſtadt Damaskus, weſtlich von derſelben gelegen.
2) Städtchen in Sicilien, ſ. Ichana.
(*S. Ch. Schirlitz.*)

Inaccessibile (L'), ſ. Erfriſchungsinſeln.

Inachia, ſ. unt. Leukothea.

Inachis, Beiname der Iſis (ſ. den Art.).

INACHORIUM. Nach Ptolemäus eine Stadt auf der Inſel Kreta, jetzt Kandia, nahe bei dem ſüdweſtlichen Vorgebirge Criumetopon. (*S. Ch. Schirlitz.*)

INACHUS, 1) Geſchichte. Inachos (*Ἴναχος*), bezeichnet in der griechiſchen Sagengeſchichte den Vertreter der phöniziſchen Niederlaſſung am argoliſchen Meerbuſen. Dem mythiſchen Heros Inachus ſelbſt, den man zwiſchen 1800 und 2000 v. Chr. zu ſetzen pflegt, theilen die Sagen eine bedeutende Rolle in der älteſten argiviſchen Geſchichte zu. Er war der Sohn des Oceanus und der Thetys, alſo wahrſcheinlich ein über das Meer gekommener Anführer einer phöniziſchen Colonie von der ägyptiſch-libyſchen Küſte, welcher in Argolis landete, dort vielleicht die vereinzelt lebenden und zur Cultur langſam fortſchreitenden Pelasger, einen Hauptſtamm der früheſten Bevölkerung Griechenlands, vorfand und ſie zu vereinigen ſuchte. Den Fluß aber, welcher dieſen Vereinigungspunkt durchſtrömte, nannte er nach ſeinem Namen, darum dieſer ſpäter zum Flußgotte des Landes und jener zum erſten Heros oder Stammvater der älteſten argoliſchen Könige, der Inachiden, erhoben wurde. Für die Geſchichte an ſich hat dieſe Sage kaum einen Werth, etwa nur den, daß unter dem Einwanderer Inachus die Anfänge eines Staates im Peloponnes ſich geſtalteten, und dieſer mit den aſiatiſchen und nordafrikaniſchen Küſtenländern in Verkehr ſtand. Die Sage erzählt ferner vom Inachus: er habe mit der Oceanide Melia oder Arrhia den Phoroneus und den Ägialeus gezeugt. Auch die ſchöne Beiſchläferin des Jupiter, Io, wird für ſeine Tochter gehalten, doch finden ſich in den Angaben von ihrer und des Ägialeus Abkunft Widerſprüche. Als Merkwürdigkeit wird von Inachus noch berichtet, daß er bei dem Streite der Juno und des Neptun um den Beſitz von Argos zum Schiedsrichter erwählt wurde und zu Gunſten der Erſteren erkannte. Der Flußgott rächte ſich durch gänzliche Austrocknung der Gewäſſer des Landes, wodurch er ſich die Verehrung daſelbſt erzwang. Dies mag alſo einen Streit über den Cultus beider Gottheiten in Argos bedeuten, wobei endlich beiden gleiche Rechte zugeſtanden wurden. Die Fabel läßt ſein griechiſches Küſtenreich 550 Jahre beſtehen, und ſetzt nach ihm noch acht Nachfolger, Inachiden genannt, auf ſeinen Thron, die ſich um die Cultur des Landes nach einander verdient gemacht haben. Sein Sohn Phoroneus regiert nach ihm, dann Agis, Argus, Chryaſus, Phorbas, Triopas, Sthenelus und Gelanor, welcher vom Einwanderer Danaus, den wir gleichfalls der Mythe überlaſſen müſſen, verdrängt wurde.
(*B. Röse.*)

2) Geographie. Unter dem Namen Inachus kennt man in der alten Geographie zwei Flüſſe Griechenlands, den einen minder bekannten in Akarnanien, der auf dem Berge Thyamos entſpringt, bei Argos Amphilochium vorbeiſtrömt und in den Acheloos fällt, nach Kruſe jetzt Voincovo, nach Andern jetzt Krikeli; den andern in Argolis, der aus der Mythologie der älteſten argoliſchen Könige bekannt iſt, auf dem Gebirge Artemiſium an der Grenze Arkadiens entſpringt, 1½ geographiſche Meile von Argos bei dieſer Stadt vorbeifließt und ſich dann in den argoliſchen Meerbuſen ergießt, nachdem er den Bach Kephiſſos öſtlich, und den Bach Charadros weſtlich von Argos aufgenommen hat. Im Sommer trocknet er nicht ſelten ganz aus*). Jetzt heißt das Flüßchen bald Najo, bald, nach der Angabe Anderer, Splaniſſa, Zeria, oder auch Planiza und Petri: ein Umſtand, der Wunder nehmen kann. Es iſt allerdings ſehr auffallend, daß man einen Gegenſtand der ſich ewig gleichbleibenden Natur nicht ſicherer bezeichnen kann, und da ſchwankt, wo es doch nur einer Erkundigung bedarf; wie wenn man nicht mit Beſtimmtheit angeben könnte, an welchem Flüßchen Leipzig oder Göttingen liegt. Ein Blick in die geographiſchen Lehrbücher Sachſens und Hanovers könnte die Ungewißheit heben. So glücklich ſind wir aber eben noch nicht in Beziehung auf Neugriechenland. Denn immer noch wird ein ſtatiſtiſch-geographiſches Lehrbuch dieſes neuen Staates von einem Einwohner und Augenzeugen erwartet, obwol es zu hoffen ſteht; bis dahin würde ein Werk ausreichen, das uns nur dem Titel nach bekannt iſt, aber in die einzelnſten Details des Peloponnes in topographiſcher Hinſicht ſich einlaſſen ſoll: Expédition scientifique de Morée par *M. E. Puillon-Boblaye*, cap. d'etat major, ect. ect. *F. G. Lerault* (1836 zu Paris in 4.). Die mythologiſchen Beziehungen des Inachos, ſeines Sohnes Phoroneus, der Melia, Io und Anderer findet man beim Apollodorus in der Biblioth. Libr. II. cap. 1 sq., wozu verglichen wer-

*) Vgl. Sickler im Handb. d. alten Geogr. 2. Aufl. 2. Th. S. 64 und Mannert in ſ. Geogr. Griechenlands. S. 643. 644.

Digitized by Google

den muß Gottfr. Hermann's bekannte Abhandlung: De historiae Graecae primordiis dissertatio (Lips. 1818. 4.). (*S. Ch. Schirlitz.*)

3) Zoologie. Inachus nannte Fabricius zuerſt eine Gattung der Krebſe (Crustacea), welche von Latreille und den ſpätern Autoren zwar beibehalten, aber auf viel engere Grenzen beſchränkt worden iſt. Sie umfaßte nämlich in jener weitern Ausdehnung faſt alle diejenigen Brachyuren (ſ. d. Art.), welche die große Familie der Oxyrhyncha bilden, doch mit Ausnahme der Parthenopidae, die Fabricius ebenfalls zuerſt zu einer beſondern Gattung erhob, und Parthenope benannte. Um das Verhältniß dieſer verſchiedenen Gruppen beſſer würdigen zu können, iſt es nöthig, hier die Gruppirung der Brachyuren überhaupt zugleich mit zu erörtern, indem die neueſten Unterſuchungen eine andere und richtigere Baſis der Eintheilung geliefert haben, als die in jenem Artikel gegebene.

Nach Milne-Edwards nämlich, deſſen histoire naturelle des Crustacés (Par. 1834. sq.) Alles enthält, was zur Naturgeſchichte der Krebſe Weſentliches gehört, zerfallen die Brachyuren oder Krabben in vier große Gruppen, welche wir Zünfte nennen wollen, ſie ſind:

I. Die Spitznaſen (Oxyrhyncha), mit verkehrt eiförmigem, nach Vorn ſpitzem Bruſtpanzer; neun Kiemen, welche die Kiemenhöhle ganz erfüllen, und der männlichen Geſchlechtsöffnung am Grundgliede der Hinterfüße. Fühlergegend ebenſo groß als der geſammte Mundrand.

II. Die Mondkrabben (Cyclometopa), mit vorn bogenförmig abgegrenztem, hinten ſtark verſchmälertem Bruſtpanzer, ebenſolchen Kiemen und männlicher Geſchlechtsöffnung, aber kleiner Fühlergegend, die kaum halb ſo groß iſt, als der Mundumfang.

III. Die Würfelkrabben (Catometopa), mit hohem, ſtark gewölbtem, würfel- oder herzförmigem Bruſtpanzer; kleinen minder zahlreichen Kiemen, welche die Kiemenhöhle lange nicht ausfüllen, und der männlichen Geſchlechtsöffnung am Bruſtbeine ſelbſt in einer Querfurche. Fühlergegend kaum ½ oder ¼ ſo groß als der Mundrand.

IV. Die Kreiskrabben (Oxystoma), mit kreis- oder kugelförmigem Bruſtpanzer, deſſen Stirntheil gar nicht hervortritt, und Kiemen, die zwar klein ſind, aber die Kiemenhöhle doch ganz ausfüllen. Männliche Geſchlechtsöffnung an den Hüften des letzten Fußpaares; Fühlergegend ſehr klein.

Jede dieſer vier Zünfte enthält mehre Familien, und unter dieſen findet ſich in der erſten Zunft auch die Familie der Macropoda, welcher die Gattung Inachus angehört. Neben ihr ſtehen noch zwei andere Familien, nämlich die Majidae und Parthenopidae, von denen beiden ſich die zuerſtgenannte der Macropoda leicht durch die Länge der Beine, namentlich des zweiten oder dritten Paares, unterſcheidet, indem eins dieſer die übrigen alle immer überragt, und wenigſtens zweimal ſo lang iſt, als der Bruſtpanzer, ohne den ſpitzen Vorſprung vor den Augen gerechnet.

Unter den zehn Gattungen, welche die Familie der Makropoden bilden, iſt nun Inachus nicht blos die zahlreichſte an Arten, ſondern auch diejenige, deren Arten am häufigſten gefunden werden. Sie bewohnen freilich das tiefe Meer, nicht die flachen Küſten, aber halten ſich gern auf Auſterbänken auf, und werden mit den Auſtern hervorgezogen. Alle haben auf der Oberfläche ein dichtes filziges Haarkleid, in dem ſich nicht blos Sand und Schlamm feſtſetzt, ſondern auch kleine Polypen und Meergewächſe, ſodaß die eben nicht großen Thierchen dadurch höchſt unkenntlich werden. Die Färbung ihres Panzers iſt daher unbedeutend, allermeiſt bräunlich. Beſſer als an dieſen, noch mehren Krebſen eigenen Merkmalen, erkennt man die Inachusarten an folgenden Charakteren.

Ihr Bruſtpanzer iſt dreieckig, mit noch vorgewendeter Spitze, abgerundeten Hinterecken und höckeriger Oberfläche; der Schnabel, oder die Verlängerung des Bruſtpanzers, welche vor den Augenhöhlen ſich befindet, iſt nur kurz. Die Augenhöhlen liegen eigentlich an der Seite dieſes Schnabels, ſind nicht ſehr tief, doch deutlich genug, und die Augenſtiele gelenken in ihrem vordern Winkel, ſodaß die Augen wagrecht nach Hinten zurückgeklappt werden. Unmittelbar vor der Augengrube iſt das Grundglied der äußern Fühler befeſtigt, es iſt mit dem zweiten zuſammen ſo lang als der Schnabel. Die Gegend über dem Maule, das ſogenannte Kopfſchild (clypeus s. epistomis) iſt etwas breiter als lang. Umgekehrt verhält ſich das dritte Glied des innern Lappens des letzten Paares der acceſſoriſchen Mundtheile, indem dieſes länger iſt, als breit; es hat dabei ziemlich die Form eines Dreiecks, deſſen Baſis nach Vorn ſteht, und mit dem an dem äußern oder vordern Winkel das folgende vierte Glied in Verbindung ſteht. Das Bruſtbein zieht ſich plötzlich zwiſchen den Gelenkgruben des erſten Fußpaares zuſammen, und iſt dabei nicht völlig ſo lang als breit. Die ſcherenförmigen Beine des erſten Paares ſind beim Weibchen ſehr kurz, dagegen ziemlich lang beim Männchen; die Scheren ſelbſt ſind ſpitz und nach Innen gebogen. Alle folgenden Fußpaare haben eine cylindriſche, ſchlanke Form, das erſte derſelben iſt viel länger als die Schere, überhaupt das längſte von allen, meiſtens dreimal ſo lang als der Bruſtpanzertheil hinter den Augen; die folgenden werden allmälig kürzer und enden, gleich dem zweiten, mit einer einfachen, langen, runden, gebogenen Kralle. Der Hinterleib beſteht aus ſechs deutlichen Ringen, iſt beim Männchen Anfangs nur ſo breit als der Raum zwiſchen den Hinterfüßen, wird dann plötzlich viel breiter und verſchmälert ſich nun wieder mittels ſeiner ausgeſchweiften Seitenränder. Der weibliche Hinterleib iſt, wie bei allen Krabben, kreisrund.

Die Arten laſſen ſich nach der Bewaffnung des Bruſtpanzers wieder in mehre Sectionen bringen, wie folgt:

I. Auf dem Magenbuckel des Bruſtpanzers ſtehen fünf Höcker oder Stacheln, ein großer mittlerer mehr nach Hinten, vier kleinere vor ihm in einer Querlinie.

1) In. Scorpio, die gemeinſte Art, findet ſich an den Küſten des Kanales und altlantiſchen Oceans, und wird faſt einen Zoll lang; die Beine bis drei Zoll. Der

Digitized by Google

Schnabel iſt ſehr kurz und breit, die deutlich abgeſetzte Magengegend bildet einen dreitheiligen Buckel, deſſen mittlerer Theil den großen Stachel trägt, während jeder ſeitliche mit zwei kleineren bewaffnet iſt, und am Außenrande noch drei Zähne hat. Außer dieſen Höckern finden ſich noch drei Stacheln von der Größe des mittlern auf der Magengegend, von denen einer hinten auf der Herzgegend ſitzt, die beiden andern auf der Mitte der beiden Kiemenbuckel. Ebendieſe tragen am Innenrande, längs der Grenze des Magen- und Herzbuckels, noch eine Reihe kleinerer Stacheln und ſind vorn an ihren Außenrändern fein gezähnt. Scheren der Männchen ſehr dick und lang, reichen ziemlich bis ans Ende des vorletzten Gliedes des erſten Fußpaares; Bruſtbeinpanzer deſſelben ohne Kalkplatten. In. Scorpio wurde zuerſt abgebildet in *Pennant* Zool. Brit. IV. t. 9. f. 18., ſpäter in *Leach* Malac. podaphth. Brit. pl. 22. f. 1—6 und *Desmarest* consid. gen. sur l. el. d. Crust. pl. 24. f. 1 (♂).

II. Auf dem Magenbuckel des Bruſtpanzers ſtehen nur drei oder vier Stacheln in Form eines Dreiecks.

A. Die Scheren der Männchen reichen noch nicht bis ans Ende des vorletzten Gliedes des zweiten Fußpaares.

2) In. doryrhynchus (nicht dorynchus, wie die Franzoſen und Engländer ſchreiben), mit längerem, ſpießförmigem Schnabel, welcher eine Längsſpalte, aber keinen Ausſchnitt an der Spitze hat; drei Stacheln auf dem Magenbuckel, ſonſt die Stacheln der vorigen Art, nur noch zwei kleine am Hinterrande des Bruſtpanzers. Küſten von England. *Leach* l. l. pl. 12. f. 7—8. *Desmar.* l. l. pl. 24. f. 2.

3) In. thoracicus; mit kurzem, am Ende ausgeſchnittenem Schnabel, der Magenhöcker trägt vier Stacheln, ſonſt wie In. Scorpio, aber die Bruſtplatte der Männchen hat vorn eine quere Kalkplatte. Länge einen Zoll. An den Küſten des Mittelmeeres zwiſchen Meeralgen und Seetang; das Weibchen laicht im April, trägt aber die Eier bis zum Juli an den Floſſen unter dem Hinterleibe mit ſich. *Roux*, Crust. de la Mediterr. pl. 26, 27. *Guérin*, Iconogr. du règne anim. etc. Crust. pl. 11. f. 2.

B. Die Scheren des Männchens reichen über das vorletzte Glied des zweiten Fußpaares hinaus.

4) In. leptorrhynchus; Schnabel ſchlank, an der Spitze ausgeſchnitten; Bewaffnung des Bruſtpanzers wie bei der zweiten Art; Scheren der Männchen ſchlank, cylindriſch; Bruſtbeinplatte des Männchens vorn mit einer eiförmigen Kalkplatte, ſein Hinterleib aber viel ſchmäler als lang. Länge einen Zoll. Küſten von England. *Leach*. l. l. pl. 22. B. (*Burmeiſter.*)

4) Paläozoologie. Desmareſt gibt den Charakter dieſes Krabbengeſchlechts für deſſen Unterſcheidung im Foſſilzuſtande, wo die Füße und Fühler leicht verloren gehen, auf folgende Weiſe an:

I. Kopfbruſtſtück länger als breit, hinten breit und abgerundet, nach Vorn verſchmälert, und zwiſchen den Augen in einen Schnabel mehr oder weniger verlängert; die ſeitlich-vordern Ränder gleich der Oberfläche meiſtens beſetzt mit Spitzen und Höckern. Die einzelnen Regionen ſehr deutlich und gewölbt; die Magen- und die vordern Lebergegenden in dem verſchmälerten Theile; die Kiemengegenden im breiteſten Theile, jedoch oft weit hinten gelegen, und hinterwärts ſich einander ſehr nähernd; die Herzgegend ſehr auffallend; die Genitalgegend klein und quer verlängert. Der Schwanz beſteht in beiden Geſchlechtern aus zehn Gliedern. Die Füße gewöhnlich groß, zuweilen ſehr ſchlank, und unverhältnißmäßig verlängert.

Im foſſilen Zuſtande kennt man nur eine bis zwei Arten aus tertiären Bildungen.

1) I. *Lamarckii Desm.* Crust. foss. 116. pl. IX. f. 15. Krug, Naturgeſch. I, 348 (exclus. synon.). Holl, Petrefactenk. 148. *Woodw.*, Synopt. tab. p. 7. Goldfuß bei Dechen. 269. Länge des Kopfbruſtſtücks 0,027; Breite 0,025. Oval, hinten ſehr aufgetrieben, ſehr ſtachelig. Magengegend ſehr groß, elliptiſch, mit zwei Paaren ſtarker Höcker; das hintere Paar weiter aus einander ſtehend, als das vordere. Die Genitalgegend, faſt mit der vorigen vereinigt, bildet vorn eine Spitze, deren Seiten mit denen des Schnabels parallel gehen, und zeigt hinten zwei ziemlich dicke, ſich nahe ſtehende Höcker. In der deutlichen Vertiefung, welche ſie von der Herzgegend trennt, ſieht man eine quere und runzelige Falte ſich erheben. Vorn ſieht man in ihrer Mitte eine Längenfurche bis gegen das Ende eines dreieckigen ſtumpfſpitzigen Schnabels verlaufen. Die vordern Lebergegenden zeichnen ſich wenig aus; auf jeder ſteht ein großer Höcker, und auf ihrem Rande erheben ſich drei Spitzen, wovon die vordere den äußern Rand der Augenhöhle bildet, die zwei hintern aber abgeplattet und ſeitwärts gerichtet ſind. Die Augen ſtehen ungewöhnlich weit aus einander; ihr innerer Rand verläuft in den Schnabel. Die Herzgegend erhebt ſich mehr als die übrigen, und bildet gleichſam einen großen Höcker hinten in der Mitte des Bruſtſtücks. Die zwei Bronchialgegenden liegen ganz rückwärts und berühren ſich hinten. Jede iſt in ihrer Mitte durch eine hohe runzelige Querlinie getheilt, der vordere unebene Theil iſt am innern Rande mit einem kleinen Höcker vorn und einem großen hinten, und am äußern Rande mit einer ſtarken Spitze verſehen; der hintere Theil iſt ſtark gewölbt, chagrinirt, auf dem äußern Rande mit einer ſtarken Spitze. Eine Schere, groß, dick, glatt, am obern Rande mit einem kleinen Höcker. Aus dem Londonthon der Inſel Sheppey (England).

2) Inachus .... *Desm.*, Crust. foss. 125. Im gelben Kalkmergel der dritten tertiären Gypsmaſſe am Montmartre bei Paris *). (*H. G. Bronn.*)

INACONDA, eine Stadt Vorderindiens in dem nördlich von dem ſogenannten Karnatik gelegenen Circar

---

*) *Brongniart* et *Desmarest*, Histoire nat. des Crustacés fossiles (Paris 1822). Krüger, Urweltliche Naturgeſchichte (Leipzig 1825). Fr. Holl, Handbuch der Petrefactenkunde (Dresden 1830). *Woodward*, Synopt. table of the British organic remains (London 1830). Dechen's überſetz. von de la Beche's Handbuch der Geognoſie (Berlin 1832).

Digitized by Google

(Diſtrict) Ghuntur, welcher im J. 1788 von dem Nizam abgetreten wurde und unter britiſcher Herrſchaft ſteht. Ganz nahe bei dieſem Platze, der von geringer Bedeutung iſt, und unter 15° 55′ nördl. Br. und 79° 44′ öſtl. Länge liegt, befindet ſich ein Hügel, der ein ausgebrannter Vulkan ſein ſoll, aber weder Spuren von Lava, noch einer andern dieſer gleichenden Subſtanz finden ſich vor, ausgenommen Baſalt. Ebenſo verhält es ſich mit dem gewöhnlich in Verbindung mit Inaconda genannten Hügel von Buggleconda, der 2¼ teutſche Meile von Inaconda entfernt iſt, und bisher auch von vielen Eingeborenen und Europäern für einen ausgebrannten Krater gehalten wurde. Dieſe irrige Anſicht iſt von dem Reiſenden Dr. Heyne berichtigt worden, der uns folgende Beſchreibung von dieſem Hügel gibt: „Der Hügel iſt ungefähr 600 Fuß hoch von der Ebene aus gerechnet, mit großen Stücken Baſalt bedeckt, der ſchön ſchwarz, hart und klingend iſt, und nur in den Klüften findet ſich weniges Geſträuch; Spuren eines Vulkans ſind jedoch keinesweges vorhanden. Bemerkenswerth iſt aber, daß hier häufige Erdbeben ſtattfinden, oft mehre in dem Zeitraume eines Monats, und zwar mit ſolcher Heftigkeit, daß die Häuſer in den naheliegenden Dörfern wanken, und von dem Hügel große Steinblöcke ſich ablöſen und in die Ebene hinabrollen." Die Aufdeckung der irrigen Meinung, daß die vorgenannten Hügel ausgebrannte Vulkane ſeien, iſt um ſo ſchätzenswerther, weil Vulkane etwas ſehr Seltenes in Oſtindien ſind. (*J. C. Schmidt.*)

In acta principum jurare, ſ. unt. Acta.

INAEQUIPEDES, bei Latreille eine Familie der Chilopoden, aber mit der einzigen Gattung Scutigera; ſ. d. Art. u. Scolopendraceae. (*R.*)

Inaguas, ſ. Heneagos.

INÂJETALLAH (عناية الله), d. i. Sorge, Gnade Gottes, kurzweg gewöhnlich Inâjet genannt, heißt ein türkiſcher Dichter des 16. Jahrh. Er war der Sohn Sabri Tſchelebi's aus Isparta, und Oheim des Verfaſſers der Denkwürdigkeiten Osmaniſcher Dichter und erſten Muderris' an der Soleimanije, Haſan Kinaliſâde, ward Richter und verharrte in dieſem Amte ſo lange, bis das Schickſal ihn als Gefangenen in die Hände der Ungläubigen führte. Aus dieſen befreit, verwaltete er abermals das Richteramt in Telmeſan oder wol richtiger Tilimſan, und ſchrieb Randgloſſen zu einem Commentare Dſchami's, die aber verloren gegangen ſind. Außerdem dichtete er Türkiſch und Perſiſch nach dem Zeugniſſe des obengenannten Neffen Kinaliſâde in ſeinen Dichterbiographien. Er ſtarb im J. 971 (beg. 21. Aug. 1563). (*Gustav Flügel.*)

INÂJETGIRAI, Khan der Krim, war der 17. Fürſt der Dynaſtie, die ſich die der kleinen Tataren nennt. Als Abkömmlinge der Khane von Kaptſchak aus der Familie Dſchingiskhan's erhielten ſie ſich in ununterbrochener Reihe Anfangs unabhängig, ſpäter wurden ſie der Oberhoheit des Sultans von Conſtantinopel unterworfen, bis ſie ganz aus der Reihe der Regenten verſchwanden. Inâjetgirai war der Zeitgenoſſe des im J. 1610 geborenen Großſultans Murad IV., der ihn als älteſten Sohn Gazigirai's (wie es ſcheint, 1636) an die Stelle des unkriegeriſchen und nach Rhodus verwieſenen Dſchanibek als Khan zur Herrſchaft berief, ihm ſeinen ältern Bruder Hoſâmgirai zum Kalgha oder erſten Thronfolger, und den jüngern Seâdetgirai zum Nur-ed-dîn oder zweiten Nachfolger an die Seite ſetzte, ein in der Krim von je herkömmliches Verfahren. Allein auch in der Wahl dieſes Fürſten, der in Islemije erzogen worden war, und dem er ſtrenge Willfährigkeit zutraute, hatte ſich Murad, der grade jetzt einen tüchtigen Kampfgenoſſen gegen Perſien brauchte, getäuſcht. Inâjetgirai veranlaßte ſogleich Grenzſtreitigkeiten mit den Nogai unter ihrem Fürſten Kantemir, der durch ſeine Waffenthaten ausgezeichnet, mit ſeinen räuberiſchen Horden eben auch nicht der friedlichſte Nachbar war. Statt alſo nach dem Befehle des Sultans nach Perſien zu ziehen, führte Inâjetgirai, durch ſeinen Bruder Hoſâmgirai verleitet, ſein Heer gegen Kantemir und deſſen Nogaiſtamm, Manſur, nach Akkerman, und ſetzte von da über den Dnieſter. Der Überfallene mußte, da er in Conſtantinopel wegen der über feindliche Einfälle klagenden Polen die Erlaubniß nicht erhielt, Gewalt mit Gewalt zu vertreiben, ruhig zuſehen, wie die überlegenen Tataren das Gebiet von Akkerman verheerten, aus Kili ſeine dahin geflüchtete Habe und Familie wegführten, Kaffa belagerten, die bedeutendſten Männer hinrichteten, und endlich ſogar die Stadt plünderten. Ja die Nogai Beßarabiens wurden zur Überſiedelung in die Krim und zu dem Schwure gezwungen, künftighin allein den Befehlen der Tatarkhane der Krim zu gehorchen. Durch dieſe Erfolge übermüthig gemacht, ging Inâjetgirai ſo weit, von der Pforte die Auslieferung Kantemir's, die Zurückziehung der Osmaniſchen Truppen und Geſetzgelehrte (Ulema) als Geiſel für die Erhaltung des Friedens zu verlangen; allein als Antwort lief ſeine Abſetzung und die Ernennung eines Nachfolgers an ſeiner Stelle ein. Des Letztern Eintritt in die Krim zurückzuweiſen, begab er ſich an die Küſte, während ſeine beiden Brüder bei Oczakow das Lager bezogen; hier jedoch von den Brüdern Kantemir's, die ſich mit ihren Nogai nur gezwungen und ſcheinbar dem Khane unterworfen hatten, überfallen, fanden nicht nur ſie, ſondern auch ein großer Theil der Tataren ihren Tod (April 1637). Inâjetgirai begab ſich, in ſeiner Verlaſſenheit zu dem letzten Rettungsmittel ſeine Zuflucht nehmend, nach Conſtantinopel, um daſelbſt als Kläger gegen Kantemir ſein Heil zu verſuchen. Allein mit gerechten Vorwürfen über Treuloſigkeit, Undank und Übermuth vom Sultan überſchüttet, endigte er unter den Händen des Boſtandſchi ſein Leben, der ihn nach gewohnter Weiſe ergurgelte. Seinem Leichname ward eine ehrenvolle Beerdigung geſtattet. (*Gustav Flügel.*)

INÂJETGIRAI, Sohn des Selâmetgirai, 60 Jahre ſpäter lebend als ſein ſo eben genannter Namensvetter, hatte es blos dem geringen Zutrauen, das ſein Vetter, der im J. 1699 zum Tatarenkhan der Krim ernannte Dewletgirai, in ſeine vier Brüder, die ihm an Geiſt und Kraft überlegen zu ſein ſchienen, ſetzte, zu verdanken, daß er von dieſem 1701 zu der Ehre des Nur-ed-dîn befördert ward. Dabei aber hatte es auch ſein Bewenden, da er

Digitized by Google

die wirkliche Thronfolge am Ende doch dem einen der vier Brüder, dem Gazigirai, zugeſtehen mußte. (*Gustav Flügel.*)

INAL (اينال), nach Ibn Tagriberdi der zwölfte der tſcherkeſſiſchen Sultane in Ägypten, die mit Berkuk daſelbſt im J. 784 (beg. 17. März 1382) auf den Thron ſtiegen und ſich bis zum J. 923 (1517), wo ſie von den Türken vertrieben wurden, behaupteten, früher Mamluk oder Sklave, führt als Fürſt den Ehrentitel El-Melik El-Eschref (der edelſte König), und folgte dem abgeſetzten El-Melik El-Manſur Othman Ben Dſchekmek 857 am 8. Rebi' I. (Anfangs April 1453), nachdem ihm ſchon vorher bei den fortdauernden bürgerlichen Unruhen mehre Male gehuldigt worden war. Er hielt nach hergebrachter Sitte im königlichen Schmucke ſeinen Einzug durch das Thor Selſele auf nubiſchem Roſſe in die Burg, wo ihm, auf dem königlichen Throne ſitzend, die Emire durch Kuß der Erde ihre Unterwerfung darbrachten, nachdem ſie ſchon im Verlaufe des ganzen Jahres, vorzüglich aber in den Kämpfen mit ſeinem Vorgänger bis zur entſcheidenden Schlacht am Tage vor ſeiner Thronbeſteigung, die glänzendſten Beweiſe gegeben hatten. An dieſem Tage eroberte er endlich die Burg Kahira's, während Manſur ſich in ſeinem Harem verkroch, bis er entdeckt und in einem der königlichen Landſchlöſſer eingeſperrt, drei Wochen feſtgehalten, alsdann auf den Nil gebracht und in das Gebiet von Alexandrien verwieſen wurde. Gegen den Khalifen Kaïmbiamrallah, den Sohn des Motewakkil, beobachtete Inal die hergebrachte Förmlichkeit, ihn mit einem koſtbaren Kleide und prächtigem mit goldenem Sattel und reichgeſtickten Decken verſehenen Roſſe zu beſchenken. Später erhielten die Emire ihre Ehrenkleider und mit dieſen zugleich ihre Ämter und Würden. Sein Sohn Ahmed ward an ſeiner Stelle zum Atabek des Heeres eingeſetzt, was, da dies gegen allen Gebrauch war, unter den Großen Klagen und Unzufriedenheit hervorrief. Inal hielt daher für gerathen, ihn ſeines Amtes gegen Anweiſung eines gewöhnlichen Soldes zu entheben, und daſſelbe dem Emir Jenbek zu überlaſſen. Des Inal Thätigkeit ward überall durch glückliche Erfolge gekrönt, ſowol im Innern des Staates, dem er mit neuen Geſetzen zu Hilfe zu kommen ſuchte, als auch in ſeinen Unternehmungen gegen Außen. Dagegen fühlte er ſich veranlaßt, gegen den Khalifen die Abſetzung auszuſprechen. Da er nämlich nach dem Berichte Einiger, obwol bei ſeiner Thronbeſteigung faſt 80 Jahre alt, ſeine Befehle aus Unwiſſenheit nicht einmal zu unterſchreiben verſtand, ließ es ſich der Khalif nebſt mehren Andern einfallen, darüber zu ſpotten; er ward deshalb unter dem Vorwande einer eingeleiteten Verſchwörung vom Khalifat entfernt und nach Alexandria in Verwahrſam geſchickt und bis zu ſeinem Tode feſtgehalten. Nach Andern, z. B. Sojuti in ſeiner Khalifengeſchichte, ſcheint in der That eine militairiſche Verſchwörung gegen Inal, die vom Khalifen ausging, die Urſache zu dieſem Schritte geweſen zu ſein, der überdies von nun an eine völlige Abhängigkeit der Khalifen von den Sultanen zur Folge hatte. Zwei Jahre ſpäter, 865 (beg. 17. Oct. 1460), legte Inal zu Gunſten ſeines Sohnes Ahmed, der den Titel El-Melik El-Mowaijed annahm, das Sultanat nieder, ſtarb aber in demſelben Jahre, und auch ſein Sohn ward von einem Nebenbuhler verdrängt und in Feſſeln geworfen. Inal hatte acht Jahre, zwei Monate und ſechs Tage nach Muhammedaniſchem Kalender regiert, und führt überdies in der Geſchichte die Beinamen Alaï (علاي) und Tzâhiri (الظاهري), weil ſein früherer Herr, Alâ-eddîn, ihn an den Sultan El-Melik El-Tzâhir Berkuk verkaufte, und Nâſiri (الناصري), weil ihm der Sultan El-Melik El-Nâſir die Freiheit ſchenkte. (*Gustav Flügel.*)

INAL (Coth-ed-dîn) ward vom Ejjubiden Nur-eddîn nach ſeinem Zuge nach Ägypten zum Statthalter von Menbedſch an der Stelle ſeines ungehorſamen Bruders eingeſetzt (1167). Auch begleitete derſelbe auf Geheiß deſſelben den Befehlshaber Schirkuh nach Ägypten (1168), um deſſen Gegenwart der dortige Khalif gebeten hatte, und ließ ſich endlich bereden, dem Salâh-ed-dîn, dem Niemand Anfangs bei ſeiner Herrſchaft unterſtützen wollte, ſich zu unterwerfen, da für dieſen überall durch den Scheich Dhijâ-ed-dîn geworben ward. (*Gustav Flügel.*)

In albis (Dominica), ſ. unt. Alba.

INÁM, ein zu der dem hochw. Domcapitel von Gran eigenthümlichen Herrſchaft Szent-Benedek gehöriges großes Dorf, im bozóker Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der honther Geſpanſchaft, im Kreiſe dieſſeit der Donau Niederungarns, in einer von Gebirgen begrenzten Thalfläche, nordwärts vom rechten Ufer des Ipolyfluſſes nächſt Ipolykeszi gelegen, mit 102 Häuſern, 612 magyariſchen Einwohnern, die ſich ſämmtlich zur katholiſchen Kirche bekennen, nach Nyék (Erzbisthum Gran) eingepfarrt ſind, nur zwei Juden unter ſich zählen, einen ſehr fruchtbaren Boden bebauen, und ihm beſonders Getreide und Tabak abgewinnen, und einem der adeligen Familie Bolgár gehörigen Edelſitze. Dieſe Familie hat im Dorfe 20 Häuſer inne. (*G. F. Schreiner.*)

INANITION. 1) In der Medicin. Das Wort iſt von dem lateiniſchen inanire, leer machen, ausleeren, abgeleitet; doch ſcheint das Subſtantivum inanitio bei den ältern Schriftſtellern nicht vorzukommen, wol aber das zuſammengeſetzte exinanitio. Will man mit dieſem Worte, ſobald es vom thieriſchen Körper gebraucht wird, einen beſtimmten Begriff verbinden, ſo muß man jene Zuſtände darunter verſtehen, wo die Kanäle, in denen ſich die für Ernährung des ganzen Körpers beſtimmte Flüſſigkeit, alſo bei den höhern Thieren das Blut, bewegt, mit einem geringern Quantum dieſer Flüſſigkeit erfüllt ſind, als im normalen Zuſtande; oder, mit ſtrenger Berückſichtigung der grammatiſchen Bildung des Wortes, muß man eigentlich den Act der Entleerung der Gefäße darunter verſtehen. Eine ſolche Inanition iſt am häufigſten die Folge einer zu geringen Aufnahme von Nahrungsſubſtanzen, mithin eine Folge des freiwilligen oder gezwungenen Hungers. Unrichtig iſt es aber, wenn man die Inanition auf die durch anhaltendes Hungern herbeigeführten Zuſtände beſchränken will; denn eine ſtarke Ver-

Digitized by Google

minderung der ernährenden Säfte, entweder auf directem Wege durch Blutflüſſe, durch künſtliche Blutentziehung, oder auf indirectem Wege durch Schleimeiterflüſſe u. ſ. w., erzeugt ebenfalls einen bald ſchwächern, bald ſtärkern Grad von Inanition. Über die Inanition durch Säfteverluſt ſ. **Blutungen, hektisches Fieber** u. ſ. w.

Die Inanition in dem gewöhnlichen Sinne des Wortes, nämlich Entkräftung durch geminderte Aufnahme von Nahrungsſtoffen, iſt in doppelter Beziehung zu erwähnen, nämlich als Krankheitszuſtand und als Heilmittel. Die Erſcheinungen, welche die Inanition im thieriſchen Körper hervorruft, ſind jene, die bei länger anhaltendem Hungern eintreten (ſ. Hunger), und die ſich zunächſt durch eine geminderte Energie der Muskelkraft, durch Schlaffheit und Bläſſe der Haut, durch Schwinden des turgor vitalis, durch Abmagerung des Körpers zu erkennen geben. So ſtellt ſich die Inanition dar in der Geneſungsperiode von acuten Krankheiten, bei der Kräfteerſchöpfung durch Unzulänglichkeit oder Mangel der Nahrungsmittel. Bei Behandlung dieſer Fälle iſt zu berückſichtigen, daß ſich die Verdauungsorgane im Zuſtande erhöhter Reizbarkeit befinden, wo fixe Reizmittel und intenſiv ernährende Subſtanzen ſchädlich wirken müſſen. Man muß flüchtige Reize anwenden, und kleinere Quantitäten von Nahrungsſtoffen nehmen laſſen, die dafür in kürzern Zwiſchenräumen wiederholt werden können. Hierher gehört auch die Inanition in Folge mechaniſcher Hinderniſſe im Darmkanale, z. B. einer Verengerung des Öſophagus durch verſchiedenartige Geſchwülſte in ihm ſelbſt oder in der Umgebung, einer Verengerung der Cardia, des Pylorus u. ſ. w. In dieſen Fällen muß man Nahrungsſubſtanzen auf andern Wegen in den Körper zu bringen ſuchen, durch ernährende Klyſtiere oder Bäder, die indeſſen meiſtens doch nur auf kurze Zeit den tödtlichen Ausgang verzögern. Im Greiſenalter iſt die Inanition eine Begleiterin des Marasmus; es findet hier meiſtens eine Unthätigkeit in den Verdauungsorganen ſtatt, und es werden deshalb gewöhnlich fixe Reizmittel vertragen, die man mit kräftig nährenden Subſtanzen verbindet. Vgl. Struve, Die Kunſt, das ſchwache Leben zu erhalten. 3 Thle. (Hanover 1799). Nagel, Über das Entkräftungsfieber der alten Leute (Altona 1830). Die Inanition nimmt aber auch unter den Heilmitteln eine höchſt wichtige Stelle ein. Wie viele Krankheitsfälle würden nicht gradezu der Hilfe des Arztes gänzlich entbehren können, wenn ſich die Kranken dazu entſchließen wollten, ſich ſogleich einen oder zwei Tage aller Nahrungsmittel zu enthalten; wie gut wäre nicht in vielen Fällen dem Arzte vorgearbeitet, wenn die Kranken dem Anfange der Krankheit ſtatt der gewöhnlichen Hausmittel ein kurzes Faſten entgegenſetzten! Über die rationelle Anwendung der Inanition als Heilmittel bei Aneurysmen, bei chroniſchen Krankheiten, namentlich bei der Luſtſeuche, ſ. d. Art. Hungercur.

(Fr. Wilh. Theile.)

2) In der Theologie, ſ. **Erniedrigung.**

In antis (*ἐν παράσταιν*), ſ. Parastas.

INANTS, ein der gräflich Keglevichiſchen Familie gehöriges großes Dorf im ſzikſzover Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) der abaujvárer Geſpanſchaft, im Kreiſe dieſſeit der Theiß Oberungarns, am rechten Ufer des Bárſonyosfluſſes in einem freundlichen Thale gelegen, von dem Marktflecken Forró nur ¼ teutſche Meile gegen Süden entfernt, mit 92 Häuſern, 661 magyariſchen Einwohnern, welche 619 Katholiken, 36 Evangeliſche und 6 Juden unter ſich zählen, einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum ſzikſzover Vicearchidiakonats-Diſtricte des kaſchauer Bisthums gehört, ſchon im J. 1334 beſtand und 1788 wieder hergeſtellt wurde, und unter dem Patronate des Herrſchaftsbeſitzers ſteht, einer der heil. Thereſia geweihten katholiſchen Kirche und einer Schule.

(G. F. Schreiner.)

INAPEI. Die Inapei gehören zu den unbedeutenden und zweifelhaften Völkerſchaften, welche Plinius (VI, 7) als Um- und Anwohner der Palus Mäotis anführt. Über ſie vergleiche, was in dem Artikel Imityi aus Mannert's Norden Europa's mitgetheilt worden iſt; denn der Name Inapei ſteht gar nicht feſt, da die Lesart in demſelben ſehr ungewiß iſt. In unſerer Ausgabe des Plinius werden ſie Nepheonitae genannt.

(S. Ch. Schirlitz.)

INAPPETENTIA (Anorexia, Appetitloſigkeit). Ein außerordentlich häufiges, namentlich bei allen örtlichen Krankheiten des Magens und der mit ihm functionell verbundenen Organe, aber auch bei allgemeinen acuten Krankheitszuſtänden, namentlich katarrhaliſchen und gaſtriſchen Fiebern, faſt niemals fehlendes Symptom, und zunächſt abhängig von einer Verſtimmung der Thätigkeit der Magennerven, welche theils direct, theils indirect bei den genannten Krankheitszuſtänden ſich bildet. Am conſtanteſten iſt die Appetitloſigkeit bei entzündlichen, krampfigen, ſkirrhöſen und anderweitigen Entartungen des Magenleberſyſtems. Außerdem bei Überladung des Magens, bei Trinkern, bei Würmern (obgleich hier oft auch ſehr geſteigerte Eßluſt vorkommt); bei übermäßiger geiſtiger Anſtrengung; Mangel an Bewegung, bei Plethora abdominalis ꝛc. So unbedeutend und ſelbſt wohlthätig die Appetitloſigkeit bei allgemeinen acuten Krankheitszuſtänden iſt, ſo bedenklich iſt dieſes Symptom wegen ſeiner oft unheilbaren, häufig erſt ſpät und ſelbſt erſt nach dem Tode erkannten Grundurſache bei anhaltender Dauer. Deshalb erfodert es im erſten Falle an ſich keine Behandlung und verwandelt ſich in der Regel mit der Reconvalescenz in geſteigerte Eßluſt. Selten wird es in der Geneſungsperiode nöthig, den Appetit durch Gewürze, Spirituoſa ꝛc. anzuregen. Auch bei den übrigen Zuſtänden verlangt das Grundübel je nach ſeinem verſchiedenen Charakter die erſte Rückſicht, und häufig wird eine Palliativbehandlung durch Gewürze ꝛc. wegen der damit herbeigeführten Steigerung des Grundleidens ſelbſt bedenklich ſein. Bei rein nervöſer Magenſchwäche und davon abhängiger Appetitloſigkeit leiſtet zuweilen ein Volksmittel, der zu Pulver getrocknete gelbliche Überzug der Magenſchleimhaut von Tauben, Hühnern ꝛc. — wol wegen des in ihm enthaltenen Pepſins — außerordentlich gute Dienſte. In ſeltenen Fällen kommt bei Somnambulen gänzliches, Wochen und Monate (?) dauerndes Verſchmähen aller Nahrung vor (ſ. Inedia).

(H. Haeser.)

Digitized by Google

Inarime, ſ. Aenaria.

INARTICULATA nannte Phil. Miller eine Familie der Incriniten (Encrinites). Die Kronen derſelben beſtehen aus Schildern, welche durch Nähte verbunden und durch eine häutige Decke eingeſchloſſen ſind. Unter andern rechnet Miller dahin die Actinocriniten, Cyathocriniten und Platycriniten. (*R.*)

INATUS. Bei ältern griechiſchen Geographen heißt dieſe Stadt der Inſel Kreta *Εἴνατος*, bei Ptolemäus *Ἴνατος*, und lag im Südoſten der Küſte. Nach der Peutinger'ſchen Tafel, welche Inata ſchreibt, müßte die Stadt etwas mehr landeinwärts gedacht werden; ihren Abſtand von Hierapytea gibt dieſelbe auf 32 römiſche Meilen an. Sonach fiele Inatus in die Nähe des heutigen Girapetra. Kruſe bezieht das jetzige Cipatos auf das alte Inatus. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Inauguraldisputation, ſ. unt. Univerſitäten.

Inauguration, ſ. Weihe.

INAUGURATIONSTHALER, vom lateiniſchen einweihen bedeutenden Worte inaugurare ſo benannt, daher ſie auch Einige, wie z. B. von Madai, gradezu Einweihungsthaler nennen. Man bezeichnet in der Numismatik mit dieſen Benennungen eine Unterabtheilung der ſogenannten Gedächtnißmünzen oder Thaler, durch welche letzteren merkwürdige Begebenheiten überhaupt verewigt werden ſollten, während man durch die Inaugurationsthaler nur das Andenken an die Einweihung von Stiftungen, Collegien, vorzüglich aber von öffentlichen Gebäuden, Kirchen, Rathhäuſern, Schlöſſern rc., auf die Nachwelt zu bringen und bei ihr zu erhalten ſuchte. Es ſind aber die Inaugurationsthaler entweder wirkliche gangbare ganze oder halbe Thaler, mit welchen man außer ihrer Beſtimmung für Handel und Wandel noch den Verewigungszweck verband, oder thalerförmige Schaumünzen, die man daher beſſer zu den Medaillen zählt, welche in der neuern Zeit die wirklichen Inaugurationsthaler faſt gänzlich verdrängt haben. Da die Regierungen die Koſten des Stempelſchneidens mehr, als ſonſt, ſcheuen, wo man die alten Worte: honori quoque aliquid tribuendum esse mehr in Ehren hielt. Es würde zu weit führen, wollten wir alle die Inaugurationsthaler, welche ſich bei v. Madai, Jacobi, Köhler, Tenzel und andern Numismatikern aufgezählt finden, näher beſchreiben, und wir heben daher nur einen einzigen Inaugurationsthaler heraus, welchen der Herzog Wilhelm von Weimar 1658 auf die Einweihung der Schloßkirche in der Wilhelmsburg zu Weimar ſchlagen ließ. Dieſer zeigt auf dem Avers das geharniſchte Bruſtbild des Herzogs mit vorwärts gekehrtem Geſichte unter der Umſchrift: D. G. WILHELMVS. DVX. SAX. IVL. CLIV. ET. MONTIVM. 1658, der Revers aber unter einem fliegenden Bande, worauf das Wort Wilhelmsburg ſteht, das neuerbaute Schloß mit ſeinen Flügeln und dem innern großen Hofe. Im Abſchnitte ſteht in fünf Zeilen folgendes, die Jahrzahl enthaltende, Chroſtichon:

sIC bene VVILheLMVs feCIt faCIetqVe bene VLtra,
Vt rata VerIfLVo est eLogIo genItrIX [1]).

Nahe verwandt mit den Inaugurationsthalern ſind die Inthroniſations- und Inveſtiturthaler, welche ihre Namen von den in dem barbariſchen Latein des Mittelalters gebräuchlichen Worten inthronisatio und investitura haben. Sie ſind, ebenfalls als Unterabtheilung zu den Gedächtnißthalern gehörend, wie die Inaugurationsthaler, mit denen ſie ſo, wie unter ſich ſelbſt ſie häufig ſich zuſammenſtellen, entweder wirklich gangbare oder bloße Schaumünzen, und wurden geprägt, wenn Kurfürſten, Erzbiſchöfe, Biſchöfe, Äbte, Äbtiſſinnen mit ihrer Würde belehnt oder in dieſelbe eingeſetzt wurden. Ein ſogenannter halle'ſcher Inthroniſationsthaler, — man hat deren mehre mit etwas von einander abweichendem Gepräge, — welcher auf die Einführung Auguſt's, des 48. Erzbiſchofs und letzten Adminiſtrators des Erzſtifts Magdeburg, geprägt wurde, ſtellt auf der Vorderſeite den heil. Mauritius, in Halle gewöhnlich Schellenmoritz genannt, — mit der Fahne und dem Adlerſchilde, ſowie eine Anſicht von Halle dar, Umſchrift: S. MAVRITIVS; der Revers aber enthält in eilf Zeilen, an deren Ende ſich das Zeichen des Münzmeiſters nebſt ſeinem Namen befindet, folgende Inſchrift: ANNO MDCXXXIIX DIE XVIII OCTOBR. *INTHRONISATIO* POSTVLAT.i ARCHIEP.iscopi MAGDEB.urgensis. PRIMAT.is GERM.aniae, DOMINI AVGVSTI DVC.is SAX.oniae IVL.iaci, CLIV.iae AC MONT.ium FIEBAT MORE SOLENNI HALÆ SAXONUM [2]). Eine auf die Erlangung der Kurwürde geprägte thalerförmige Schaumünze enthält auf der Vorderſeite unter der Umſchrift: ERN. AVGVSTVS. D. G. DVX BR. ET. LVN. EP. O. das geharniſchte Bruſtbild dieſes Fürſten, auf der Kehrſeite aber den Kurhut und unter demſelben folgende Inſchrift: AVGVSTO AVSPICIO LEOPOLDI I ROM. IMPERAT. SEMPER AVGVSTI. ELECTORALI DIGNITATE EIQVE ANNEXIS IVRIBVS SOLENNI RITV *INVESTITVTVS* ANNO DOMINI M. DC. XCII. D. $\frac{9}{19}$ DECEMBR. Randſchrift: TVTATVR ET ORNAT. [3]). (*G. M. S. Fiſcher.*)

INBA EL-GHOMR (انباء الغمر) d. i. Unterrichtung der Ungelehrten, iſt der Titel eines berühmten arabiſchen Geſchichtswerkes von dem fruchtbaren Schriftſteller Schihâb-ed-din Ibn Hadſchr Aſcalâni, der im J. 852 (1448) ſtarb. Das Werk iſt nach Jahren geordnet, in denen chronikenartig die Begebenheiten und die bedeutendſten in

---

1) Vgl. Madai, Vollſtändiges Thalercabinet rc. Nr. 1493. Köhler's hiſtoriſche Münzbeluſtigungen 9. Th. S. 25 u. 26. *Tenzel*, L. E. p. 607. 619. Die Worte facietque bene im Abſchnitte beziehen ſich auf folgende Anekdote: Als man Herzog Wilhelm's Mutter kurz vor ihrem Ende — ſie war eine geborene Fürſtin von Anhalt und ſtarb am 18. Jul. 1617 — fragte, ob ſie ihren Söhnen, den Prinzen Friedrich und Wilhelm, noch etwas zu ſagen hätte, ſo antwortete ſie: „Wann ſich Fritz fürſtlich hält, ſo wird er wohl bleiben, Wilhelm wirds auch wohl machen. Vgl. *Müller* Annal. Saxonic. ad h. a. p. 310. 418.

2) Madai a. a. O. Nr. 3256. v. Dreyhaupt's Saalkreis 2. Th. Taf. XXII. Nr. 49. Allg. Encykl. d. W. u. K. 6. Th. S. 385. Sp. 1.

3) v. Praun, Vollſtändiges braunſchw.-lüneburgiſches Münz- und Medaillencabinet u. ſ. w. S. 323. Nr. 978. v. Madai 1. Th. Nr. 682.

Digitized by Google

dieſelben eingreifenden Männer erwähnt werden, und bildet gleichſam eine Fortſetzung zu dem Geſchichtswerke des Ibn kethir und dem Nekrologe des Ibn Rafi. Überdies ward es ſelbſt wiederum von andern fortgeſetzt und ergänzt, kann aber doch bis auf den Zeitpunkt, wo der Verfaſſer ſelbſt lebte und mit eigenen Augen ſah, nicht grade als ſelbſtändig, ſondern nur als eine fleißige Compilation betrachtet werden. Vgl. *Hadschi Chalfa* T. I. n. 1282. (*Gustav Flügel.*)

Inbago, ſ. Sebago.

INBATZEN (ruſſiſch Inbatzki), heißt ein einzelner Stamm oder Zweig der Oſtjaken (ſ. d. Art.) im nördlichen Rußland am untern Jeniſei im turuchanskiſchen Kreiſe der Statthalterſchaft Tomsk, welche in Geſtalt, Bildung und Lebensart völlig den obſchen Oſtjaken gleichen, aber einen eigenen Dialekt reden. Dieſe beſondere Colonie ward im J. 1607 angelegt, und hat ihren Namen von einem Oſtjakenſtamme, Inbaki genannt, erhalten. Mit ihnen ſcheinen die Arinzen, Aſſanen und Kotowzer des krasnojarskſchen Kreiſes verwandt zu ſein. Ungeachtet ihr Dialekt eigentlich finniſch iſt, ſo iſt er doch von der finniſchen Sprache ſo verſchieden, daß man ihn kaum erkennen kann, wie dem Unterzeichneten ehſtländiſche Officiere verſicherten, welche mit einem ruſſiſchen Regimente dort im Quartiere lagen, und ehſtniſch und finniſch ſprachen. Manche halten Rennthiere, deren Zahl jedoch ſelten bis 200 geht. Im Winter beſchäftigen ſie ſich, wie ihre Stammgenoſſen, mit der Jagd, im Sommer mit der Fiſcherei. In ihrer Hauptniederlaſſung müſſen ſie noch jetzt ihren Tribut (Pelzwerk) entrichten. Etwa 1300 Individuen männlichen Geſchlechts haben die Taufe angenommen; die übrigen beharren hartnäckig bei ihrem Schamanismus. Ihr Äußeres iſt, wie das aller Oſtjaken, äußerſt ſchmuzig und ihre Lebensweiſe höchſt ekelhaft; doch ſind ſie ſelten krank und erreichen meiſtens ein hohes Alter. (*J. C. Petri.*)

In bianco, ſ. Blanco.

Inbrunst, Inbrünstig, ſ. unt. Innig, Innigkeit.

INBUCHT, ein im Deichbau gewöhnlicher Ausdruck, bezeichnet einen ſolchen Ort, in welchem ſich das Ufer landeinwärts zurückzieht. (*Fr. Thon.*)

INBÜRGER, Bezeichnung einer Perſon, inſofern ſie in der Stadt, welche ſie bewohnt, auch wirklich das Bürgerrecht hat. (*R.*)

Inbuse (Ingarn), ſ. unt. Netz.

Inca, ſ. Incas.

INCAMERATION. Das Wort Camera bezeichnete bekanntlich im mittelalterlichen Latein nicht nur die fürſtliche Schatzkammer als ſolche, ſondern überhaupt die Behörde, an welche der Ertrag der Staatsrenten gelangte. In dieſer Beziehung ſprach man nun oft von einer Incameratio, wenn irgend ein neuer Ertrag als Staatsrente zu den Kammereinkünften gezogen worden war. In beſonderer Rückſicht aber war dieſer Ausdruck in Bezug auf das Lehnsweſen üblich. Alsdann nämlich, wenn eine ſogenannte Consolidatio feudi ſtattgefunden hatte, d. h. wenn entweder zu Folge des Todes des Vaſallen, oder zu Folge der freiwilligen Zurückgabe (refutatio) von deſſen Seite, oder zu Folge der als Strafe eintretenden Zurücknahme, das Benutzungsrecht des Vaſallen an den Lehnsherrn ſelbſt zurückgefallen war, nannte man dieſe Wiedervereinigung des Benutzungsrechtes mit dem Obereigenthumsrechte des Lehnsherrn deshalb incameratio, weil der Lehnsherr durch den Lehnshof als Behörde für den Lehnsnexus repräſentirt, dieſer Lehnshof aber camera feudalis genannt ward. In noch engerer Bedeutung kommt das Wort incameratio da vor, wo man den Rückfall päpſtlicher Lehen an die Finanzkammer in Rom damit bezeichnet findet. Übrigens iſt in manchen Urkunden des Mittelalters von incameratio noch in einer ganz andern Bedeutung die Rede: es bezeichnet nämlich mitunter die Verfälſchung von Waaren, und ſelbſt die Unterſchiebung von Kindern. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Incarceration (Einklemmung), ſ. unt. Bruch.

Incardination, ſ. unt. Installation.

INCARNANTIA, fleiſchmachende Mittel (Chirurgie). Nach den Anſichten der ältern Chirurgen ſolche Mittel, welche im Stande ſind, die mangelnde oder nicht hinlängliche Erzeugung von Granulationen (Fleiſchwärzchen) in Wunden und Geſchwüren hervorzurufen; eine inſofern gänzlich irrige Meinung, als die ſogenannten Incarnantia nur durch die Steigerung der geſunkenen reproductiven Thätigkeit des Organismus den ungenügenden Granulationsproceß ſelbſt anzuregen vermögen. Fleiſchmachend iſt deshalb jedes Mittel, welches dieſen Vorgang anregt und unterſtützt, im weitern Sinne ſelbſt ein einfaches Deckmittel, inſofern es den Einfluß der atmoſphäriſchen Luft abhält, ebenſo die äußere Wärme ꝛc. Im engern Sinne vorzüglich die harzigen, balſamiſchen, aromatiſchen und ſpirituöſen Mittel, aber auch die der Vegetation an ſich feindlichen und in ihrer überwiegenden Wirkung die Granulationen zerſtörenden Mittel, die Säuren, Metalloxyde und Metallſalze, die Ätzmittel, das Glüheiſen ꝛc., inſofern ſie durch kräftige Anregung der organiſchen Reaction gegen ihre eigene, bei geringerer Gabe und Intenſität leicht zu überwindende Tendenz zur Zerſtörung, die geſunkene Reproduction indirect heben. Hierher gehören namentlich alle Ätzmittel, vorzüglich das ſalpeterſaure Silber und das Chlorzink, ſowie einige Queckſilberpräparate. (*H. Haeser.*)

INCARNAT und **INCARNATIN**, bekannte Nebenfarben, welche durch Miſchung zweier Hauptfarben, Roth und Weiß, entſtehen, und nach den verſchiedenen quantitativen Verhältniſſen entweder ein hohes Roſenroth, oder ein Fleiſchroth, oder ein Kirſchroth darſtellen. Bei den Franzoſen bedeutet Incarnat ein ſolches hohes Roth, das zwiſchen Roſen- und Kirſchroth das Mittel hält, etwas dunkler als jenes und etwas lichter als dieſes, folglich dem Roth der Granatblüthen ziemlich ähnlich iſt; Incarnatin hingegen die eigentliche Fleiſch- oder Leibfarbe, welche ein ſanfteres Roth bezeichnet. Da die Miſchung zweier oder mehrer Farben zu Hervorbringung eines beſtimmten Farbetones zu den ſchwierigſten Aufgaben in der Färberei und Malerei gehört, weil nicht allein jede der Hauptfarben ihre Nüancen oder Abſtufungen hat, ſondern

Digitized by Google

auch in der Vermiſchung unter ſich unendlichen Verſchiedenheiten unterworfen iſt, dergeſtalt, daß wir in der Sprache kaum Namen dafür haben, ſo kann auch die Darſtellung des richtigen Incarnats, es mag darunter eine Roſen-, Fleiſch- oder Kirſchenfarbe verſtanden werden, nicht nach allgemeinen Vorſchriften, ſondern muß durch Übung erlernt werden. Sehr verſchieden iſt das Incarnat in den Farben der Blumen, in der Malerei zur Bildung nackter Partien, in der Seiden- und Wollfärberei ꝛc. (*Fr. Thon.*)

INCARNATION, 1) Theol. und Religionsgeſch., ſ. Menschwerdung (Verkörperung). 2) In der Malerei die Fleiſchgebung, d. h. die Nachahmung der Fleiſchfarbe, Leibfarbe, oder die Darſtellung des Nacktrothen am menſchlichen Körper durch geeignete Farben. Es iſt keine kleine Kunſt, die röthliche Farbe des durch die Haut ſchimmernden Fleiſches in allen Abſtufungen und Verhältniſſen getreu und richtig zu verſinnlichen, und der Maler muß nicht allein die Natur des Menſchen nach Alter, Formation, Geſchlecht, Geſundheit, Klima, Corpulenz, Leidenſchaften, Temperament ꝛc., ſondern auch die Miſchung der Farben, zu Hervorbringung eines beſtimmten Farbetones, genau kennen, um ein wahrhaftes Bild der ſo ſehr verſchiedenen Partien, wie ſich das Nackte zeigt, dem Auge vorzuführen. Das Kind, der Jüngling oder die Jungfrau, der Greis oder die Matrone, der geſunde oder kranke Menſch, der Lebende oder Sterbende — Jedes hat ſeinen eigenen Teint, und wie verſchieden ſind wieder die einzelnen Theile des menſchlichen Körpers mit ihrer eigenthümlichen Beleuchtung nach Maßgabe individueller Umſtände! Trefflich hat Mengs dieſen intereſſanten Gegenſtand in den „Gedanken über die Schönheit und den Geſchmack in der Malerei" behandelt, und viele Maler, vorzüglich Rubens, Titian u. A., haben ſich als Meiſter der Incarnation in ihren wunderſchönen Gemälden hervorgethan. In dieſem Punkte ſteht der Bildhauer dem Maler weit nach, denn jener kann durch Kunſt nur Form, dieſer hingegen Form und ſcheinbares Leben zugleich geben. Vgl. Incarnat. (*Fr. Thon.*)

3) Incarnation, eine Gruppe kleiner, ganz unbedeutender Eilande im ſüdlichen Auſtralocean, unter 24° 45′ ſüdl. Br. und 240° 49′ öſtl. Länge von Ferro, und weſtlich von der Inſelgruppe Gambier gelegen, wurde im J. 1606 von dem Spanier Quiros entdeckt, der ihre Entfernung von der Küſte von Peru auf 100 Seemeilen berechnet. Befriedigende, neuere Nachrichten über dieſe, freilich unbedeutende Gruppe fehlen uns. (*J. C. Schmidt.*)

4) Incarnation de Curueño, ſ. Leon.

5) Incarnatio unguis wird in der Chirurgie das Einwachſen eines Nagels in das Fleiſch genannt. Man bezeichnet dieſes Übel auch noch mit den Namen arctura unguis und onychocryphosis, Nagelzwang. Das Übel iſt ſehr ſchmerzhaft und entſteht mehrentheils nur an der innern Seite der großen Zehe in Folge des zu tiefen und ſeitlichen Abſchneidens des Nagels bei gleichzeitigem Tragen ſehr enger Fußbekleidung. Die Anſicht A. Cooper's, daß ein durch ſkrofulöſes Allgemeinleiden bedingtes Breiterwerden des Nagels die Urſache ſei, iſt völlig ungegründet. Es wächſt übrigens weniger der Nagel in die benachbarten Weichtheile hinein, als vielmehr es quillt das durch die engen Schuhe gepreßte Fleiſch in die Höhe und legt ſich über den Nagelrand herüber. In manchen Fällen ſcheint indeſſen auch die Entſtehung dieſes Übels durch innere Urſachen, wie Störungen im Verdauungsapparate, Infarcten ꝛc., bedingt zu ſein. Wenn es vernachläſſigt wird, ſo bilden ſich oft ſchwammige Excreſcenzen zwiſchen Nagel und Fleiſchgeſchwulſt hervor, die ſehr ſchmerzhaft ſind, leicht bluten und oft bis zum Knochen dringen, welcher ſelbſt in manchen Fällen cariös gefunden wird. Das Ablegen der engen Fußbekleidung iſt Hauptbedingung zur palliativen oder radicalen Heilung. Nächſtdem iſt das Zurückdrängen des hervorgetretenen Fleiſchwalles und das vorſichtige, theilweiſe Einſchieben eines Blei- oder Stanniolplättchens unter den eingewachſenen Nagelrand, ſodaß derſelbe dadurch gehoben wird, das beſte Mittel. Nur für die hartnäckigeren Fälle iſt die theilweiſe Exſtirpation des Nagels nach Dupuytren, oder die Abtragung der Fleiſchgeſchwulſt nach Paré, oder das, nach vorgängigem dünnen Schaben des Nagels, Ausſchneiden eines Vförmigen Stückes aus der Mitte deſſelben nach la Faye, oder das Ätzen mit Höllenſtein nach Bieſſy in Anwendung zu bringen. (*X. Schömann.*)

Incarnativa, ſ. Incarnantia.

INCARUS, ein Hafenort in der Gallia Narbonensis, weſtlich von Maſſilia, welchen das Itin. Anton. aufführt, nach Sickler heutzutage Carry. (*S. Ch. Schirlitz.*)

Dieſer kleine am Meere gelegene Ort lag in dem Diſtricte von Aquae Sextiae der römiſchen Provincia (Provence), und war eine Station für die römiſchen Packetboote auf der antiken Waſſerſtraße von Rom nach Arelas (Arles), welche Antonin in ſeinem maritimen Itinerar aufführt. In dieſem Itinerar iſt der Ort unter dem Namen Incarus positio und als XII. M. P. von Maſſilia entfernt aufgeführt. Er fällt mit den Steinbrüchen bei dem heutigen Dorfe Carry-le-Rouet im Canton Martigues und Arrondiſſement von Aix des franzöſiſchen Departement der Rhonemündungen, aber nicht mit dem ſpäter entſtandenen Hafen des Dorfes ſelbſt zuſammen, wie man bisher wol geglaubt hat. Die Steinbrüche liefern den Maſſiliern das Material zu ihren Bauten. (*Klaehn.*)

INCARVILLEA. Dieſe Pflanzengattung, von welcher Campsis *Loureiro* und Aeschynanthus *Jack* nicht weſentlich verſchieden ſind, aus der zweiten Ordnung der 14. Linné'ſchen Claſſe und aus der natürlichen Familie der Bignonieen (Cyrtandreae *Jack*, Linn. transact. 14, 23. Didymocarpeae *Don.*), hat A. L. de Juſſieu ſo genannt zu Ehren des franzöſiſchen Jeſuiten und Miſſionars d'Incarville, welcher im J. 1743 aus China an Bern. Juſſieu getrocknete Pflanzen und Samen, unter andern zuerſt Samen von dem jetzt allgemein verbreiteten chineſiſchen Aſter, ſchickte. Char. Der Kelch mit Stützblättchen verſehen, fünfſpaltig; die Corolle röhrig-bauchig, mit fünflappigem Saume; von einem fünften Staubfaden iſt ein Rudiment vorhanden; der Griffel mit trichterförmiger Narbe; die Kapſel ſchotenförmig, zwei- oder faſt

Digitized by Google

vierfächerig, die Scheidewand den Klappen entgegengeſetzt; die Samen geflügelt, oder an beiden Enden mit einem Haarſchopfe verſehen. Alle Arten von Incarvillea, von denen nur eine (Inc. tomentosa) ein Baum, die übrigen kletternde oder kriechende oder aufrechte Kräuter und Sträucher, mit einfachen oder gefiederten Blättern und ſchönen, röthlichen Blumen ſind, wachſen im ſüdöſtlichen Aſien. 1) Inc. grandiflora *Poiret* (Dict. de sc. natur., Bignonia grandiflora *Thunberg*, B. chinensis *Lamarck*, Campsis adrepens *Loureiro* coch. ed. *Willd.* p. 458) in China und Japan; 2) Inc. chinensis *Lam.* (Enc., ill. t. 427) in China; 3) Inc. tomentosa *Spreng.* (Syst. veg. II. p. 836. Bignonia tomentosa *Thunberg*) in Japan; 4) Inc. parasitica *Roxburgh* (Aeschynanthus parasiticus *Wallich*) in Oſtindien; 5) Inc. volubilis * (Aeschynanthus volubilis *Jack* l. c.) und 6) Inc. radicans * (Aeschynanthus radicans *Jack*) auf Sumatra; 7) Inc. Hamiltonis * (Aesch. grandiflorus *Don*) und 8) Inc. parviflora * (Aesch. parviflorus *Don*) in Nepal. Hierzu kommen noch folgende neue Arten aus Oſtindien dieſſeit und jenſeit des Ganges: 9) Inc. Emodi *Wallich* (Cat. herb. n. 487), 10) Inc. bracteata * (Aeschynanthus bracteatus *Wall.* l. c. 794), 11) Inc. longiflora * (Aesch. longiflorus *Wall.* l. c. 795), 12) Inc. fulgens * (Aesch. fulgens *Wall.* l. c. 797), 13) Inc. ramosissima * (Aesch. ramosissimus *Wall.* l. c. 799), 14) Inc. longicaulis * (Aesch. longicaulis *Wall.* l. c. 888) und 15) Inc. acuminata * (Aesch. acuminatus *Wall.* l. c. 6397). (*A. Sprengel.*)

INCAS. Peru iſt das einzige Land des weitſchichtigen Südamerika, welches ſich zur Zeit ſeiner Entdeckung durch die Spanier eines bedeutenden Grades von Civiliſation zu rühmen hatte, und eine Geſchichte beſaß, die zwar auf Tradition allein beruhend, dennoch von dem düſtern Bilde der rings umher herrſchenden Barbarei ſo mächtig abſtach, daß ſie zeitig die Aufmerkſamkeit der Gebildetern unter den Eroberern auf ſich zog. Sie läßt ſich leicht in zwei Perioden ſpalten. Die Kunde von dem erſten Zeitraume iſt mangelhafter als die von der Kindheit irgend eines der ungleich ältern Völker der öſtlichen Welt. Sie entbehrt der hiſtoriſchen Begrenzung, und beſteht allein aus dunkeln Überlieferungen, die unter den Peruanern ſich erhalten hatten, aber mit zahlreichen Fabeln untermengt, kaum den Werth von Andeutungen beſitzen. Die Forſchungen der neueſten Zeit haben zwar einige Umſtände jener Urgeſchichte Peru's außer Zweifel geſetzt, jedoch auch eine Reihe von Vermuthungen hervorgerufen, über deren Richtigkeit oder Unwerth ſelbſt die Zukunft zu keinem entſcheidenden Urtheile gelangen kann. Die zweite Periode begreift den Zeitraum von der Einführung einer neuen Civiliſation durch den erſten der Incas bis zu der Zerſtörung des peruaniſchen Reiches durch die erobernden Spanier.

Geraume Zeit vor Entſtehung oder Einwanderung der im mehrfachen Sinne entarteten Menſchenrace, die man zu Ende des 15. Jahrh. im Beſitze der neuen Welt vorfand, muß dort ein kräftigeres und edleres Geſchlecht gewohnt haben. Welche Reihe von Jahren, zwiſchen dem noch unerklärten Untergange des letztern und dem Wiederaufkeimen menſchlicher Sitte und bürgerlicher Einrichtungen in Peru und Mexico, liege, vermag man wol zu ahnen, nicht aber mit einer irgend annähernden Sicherheit feſtzuſetzen. Daß jedoch Jahrtauſende über den in Wildheit tief verſunkenen Bewohnern hingeſtrichen ſein mögen, ehe ihnen von Außen Errettung durch Weſen gebracht wurde, die man in ſpäterer Zeit den Göttern gleich achtete, läßt ſich im Allgemeinen ebenſo ſicher nachweiſen, als der Untergang einer in der Urzeit vorhanden geweſenen Cultur. Die erſten Geſchichtſchreiber Peru's, Spanier, denen es noch möglich war, die alten Sagen aus dem Munde der Vornehmern und Gebildeten unter den Eingeborenen zu vernehmen, ſtimmen alle darin überein, die Bewohner des nachmaligen Peru zur Zeit der Erſcheinung des erſten Inca als völlig entmenſcht darzuſtellen. Sie verzehrten das Fleiſch ihrer Feinde und die Männer lebten mit ihren Müttern und Töchtern in blutſchänderiſchen Verbindungen [1]. Ein rohes Fauſtrecht fand allgemeine Geltung und hielt die Stämme geſchieden. In kleine Parteien zerſplittert, behaupteten ſie unzugängliche Bergrücken oder befeſtigte Plätze, die ſie bei der geringſten Veranlaſſung verließen, um raubend und mordend in das Gebiet des Nachbars einzufallen. Bis in die ſpäteſte Zeit des Reiches der Incas erhielt ſich unter andern in der Provinz Huanuco das Andenken an die blutigen Kriege der ehemaligen Bewohner, deren Dörfer ſo abgelegen und ſo verſteckt waren, daß oft die nächſten Nachbarn ihre gegenſeitigen Wohnſitze nicht kannten, und nur bei Gelegenheit gemeinſamer religiöſer Feſtlichkeiten zuſammentrafen [2]. Das Volk der Guancas, in der Gegend von Jauja, lebte in gleicher Rohheit, und vertheidigte dieſen Zuſtand mit ſolcher Entſchloſſenheit gegen die Verſuche der civiliſirenden Incas, daß allein ein langjähriger Krieg ihre Unterwerfung herbeiführen konnte [3]. Einzelnen gelang es, ſich größere Macht zu verſchaffen und dann die Rolle tyranniſcher Häuptlinge über ganze Provinzen, ebenſo wol in den Gebirgen als in der Region der heißen Urwälder, zu ſpielen [4]. Eine Art von Cultus ſoll allerdings unter dieſen Wilden üblich geweſen ſein; es ſcheint ſogar, daß ſie Tempel erbaut haben, allein der gröbſte Aberglaube und das Schlachten gefangener Feinde bildeten den weſentlichen Theil dieſer grauenvollen Verehrung des Weltregierers. Unvollſtändig, wie dieſe Überlieferungen auch ſein mögen, ſo genügen ſie doch, um zu beweiſen, daß ſolche Völker nichts mit einer ihnen vorausgegangenen Menſchheit gemein haben konnten, welche die entſchiedenſten Beweiſe ihrer Civiliſation hinter ſich gelaſſen hatte. Wie Zeugen einer räthſelhaften Vorzeit ſtanden noch zu Anfange des 16. Jahrh. einzelne Trümmer von rieſenhafter Größe in der Mitte der gewaltigen, aber mit jenen nicht vergleichbaren Denkmäler der Incas. Sie hatten ſich durch die Periode der Wildheit des Urvolkes

1) *Pedro de Cieza*, Chronica del Peru (Anvers. 1554). cap. 38. p. 75 b. 2) Ibid. cap. 80. p. 149 b. 3) Ibid. cap. 84. p. 156. 4) Ibid. p. 75 b.

Digitized by Google

und während der Dauer des Incareiches erhalten, die einzigen Denkmäler eines Volkes, von welchem ſonſt jede Nachricht fehlte. Die Staunen erregenden Gebäude der Incas ſollen nur Nachahmungen der Muſter geweſen ſein, welche ſich am See Titicaca in den unvollendet gebliebenen Tempeln von Tiahuanuca vorfanden; in Reſten, deren unbegreifliche Größe die Peruaner zu dem Glauben beſtimmte, daß ſie in einer Nacht durch Zauber entſtanden wären [5]). Die ſpaniſchen Eroberer fanden den Glauben an ausgeſtorbene mächtige Völker überall verbreitet. Die Sage ſchrieb den letztern die weiße Haut und den dichten Bartwuchs der Europäer zu, und ſonderbar iſt es immerhin, daß man nicht nur einen ſehr großen Unterſchied zwiſchen dem Bauſtyle dieſer untergegangenen Nation und demjenigen der Incas bemerkte, ſondern daß ſogar in den uralten Bauen von Guamanga Ziegel gefunden worden ſein ſollen, die mit Buchſtaben bedeckt waren und zu der Vermuthung berechtigen, es möchten jene älteſten Bewohner Peru's aus der öſtlichen Welt urſprünglich eingewandert ſein [6]). Auch naturgeſchichtliche Thatſachen deuten auf das hohe Alterthum der peruaniſchen Bevölkerung hin. Nur erſt durch den Einfluß der menſchlichen Cultur verändern die Thiere ſich ſo ſehr, und treten als Hausthiere in ſo zahlloſen Spielarten auf, daß es oft unmöglich wird, den Typus dieſer nicht länger wild vorkommenden Geſchöpfe feſtzuſtellen. Das nützliche Lama, das Thier, welches dem Urperuaner allein die kalten Gebirgszüge der Anden bewohnbar machen konnte, fanden ſchon die Incas im gezähmten Zuſtande vor, und wahrſcheinlich wol in denſelben vielfachen Varietäten, die der älteſte Beſchreiber Peru's ausdrücklich erwähnt [7]). Es iſt Thatſache, daß der Indier, den man in Peru antraf, zwar über dem kupferfarbenen Menſchen ſtand, der in andern Gegenden Amerika's den Entdeckern ſo verwildert erſchienen war, daß ernſtliche Zweifel über ſein Recht zum menſchlichen Namen ſich laut äußern durften, aber auch der Peruaner war körperlich und geiſtig ſchwach, und daher dem Urvolke unähnlich, das lange vor ihm daſſelbe Land beſeſſen hatte, vielleicht ſogar einer ganz verſchiedenen Menſchenrace angehörte. Die Entwickelung einer ſich ſtationair verhaltenden Civiliſation von nur mittelmäßiger Größe, nachdem eine weit mehr geſteigerte ſchon einmal untergegangen und Wildheit eingetreten war, iſt eine auffallende Erſcheinung. Sie eröffnet der geiſtreichen Vermuthung ein nicht minder ausgedehntes Feld als der arbeitsvollen Forſchung; allein beiden gebricht es an der unentbehrlichſten und ſicherſten aller Grundlagen, der hiſtoriſchen. Es iſt allerdings nicht vorauszuſagen, welche Funde genaue Unterſuchungen und Nachgrabungen in den Trümmern uralter Niederlaſſungen dereinſt zu Tage fördern mögen, aber, entdeckte man auch deutlichere Urkunden als die ſparſamen und unerrathbaren Hieroglyphen von Palenque ꝛc., käme man ſelbſt ſo weit, die Abſtammung der früheſten und gebildeten Völker Amerika's mit Gewißheit nachzuweiſen, ſo wird doch immer der grauenvollſte Theil von ihrer Geſchichte, jene Periode erneueter und ſchrankenloſer Verwilderung, unaufgehellt bleiben. Vielleicht wurde jenes Urvolk von einem gewaltigen Naturereigniſſe ergriffen und in kurzer Zeit bis auf wenige Reſte von der Erde vertilgt; vielleicht fiel es im Kampfe gegen die einbrechende Überfluthung wilder Horden, oder endlich — und dieſe iſt die niederdrückendſte aller Vermuthungen — vielleicht entartete es auf eine kaum begreifliche Weiſe wiederum in dem Maße, und verharrte ſo geraume Zeit in dem Zuſtande der thieriſchen Rohheit, daß es eine ſtarre Geiſtesarmuth ergriff, von welcher es ſich auch dann nicht wieder ganz befreien konnte, als fremde Kräfte ihn auf die Stufe früherer Civiliſation zu heben ſuchten.

Die zweite Periode der Geſchichte Peru's beginnt mit der Erſcheinung der vielleicht mythiſchen Weſen, von welchen die thiergleichen Bewohner die Grundlage der Civiliſation empfingen, welche ſich mit ziemlich großer Schnelligkeit bis in weite Fernen verbreiten, aber von keiner Dauer ſein ſollte. Sie endet mit dem Sturze des letzten der Incas und der Beſitzergreifung der Spanier. Nur in den letzten Jahren dieſes Zeitraumes gewinnen die Nachrichten, obgleich ſie oft ſehr parteiiſch lauten, den geſchichtlichen Charakter. Was ſonſt über die vierhundertjährige Dauer des Reiches der Incas auf uns gekommen iſt, darf nur als Überlieferung durch unvollkommene Mittel angeſehen werden, und kann folglich nur beſchränkten Glauben erhalten. Es konnte nicht fehlen, daß das Schauſpiel einer unerwarteten Civiliſation und einer in vielen Beziehungen beiſpiellos daſtehenden Staatsverwaltung die Aufmerkſamkeit der ſpaniſchen Eroberer auf ſich zog. Von den Augenzeugen der Eroberung waren nur wenige gebildet genug, um ihre Erfahrungen in Büchern niederlegen zu können, und von dieſen fand unglücklicherweiſe die Mehrzahl es intereſſanter, die Begebenheiten des unter den herrſchſüchtigen, geizigen und misgünſtigen Conquiſtadoren ausgebrochenen Bürgerkrieges aufzuzeichnen, als die Sitten, die Sagen und Inſtitutionen eines Volkes genau zu beſchreiben, welches theils ſeine Eigenthümlichkeiten unter dem fremden Drucke ſchnell verlor, theils mit ſchreckender Schnelligkeit ausſtarb. Aber ſelbſt die älteſten und zuverläſſigſten Quellenſchriftſteller, Pedro de Cieza, Auguſtin de Zarate und Francesco Lopez de Gomara, befanden ſich hinſichtlich der Sammlung ihrer umſtändlichen Nachrichten über die Peruaner der frühern Zeit in einer mislichen Lage. Den Peruanern war die Kunſt des Schreibens unbekannt. Sie hatten dem Bedürfniſſe der Aufzeichnung durch eine an ſich ſehr unvoll-

5) Cieza vermochte dieſe merkwürdigen Trümmer noch weitläufig zu beſchreiben (cap. 106. p. 182), indem er ſie (zwiſchen 1545—1555) noch vorfand. Gegenwärtig iſt keine Spur von ihnen übrig. Ähnliche räthſelhafte Denkmäler einer ſehr frühen Vorzeit ſind ſeit etwa vierzig Jahren in vielen andern Gegenden Amerika's gefunden, theilweiſe auch genau beſchrieben worden, z. B. die Erdwälle in Canada und am Miſſouri; Trümmer ſehr großer Städte im nördlichen Mexico, in Guatemala und Yucatan, neuerdings auch in Chile. Hierher gehören ferner die Nachrichten bei *Garcilasso*, Commentarios reales, l. III. c. 1 und *Ulloa*, Resum. histor. de los emperad. del Peru. §. 34. 6) *Cieza* cap. 87. p. 160. Auch in Tiahuanuca ſollen Weiße gelebt haben, die im Kriege gegen die einbrechenden Indier bis auf den letzten Mann vertilgt wurden. 7) Ibid. cap. 111. p. 189 b.

Digitized by Google

kommene, indeſſen dennoch von einem und dem andern Chroniſten mit Bewunderung erwähnte Erfindung zu genügen geſucht. Schnuren von verſchiedener Färbung, mit Knoten von verſchiedener Größe und Art in beſtimmten Entfernungen angebracht (Quipos), dienten ihnen als mnemoniſcher Apparat, richtiger vielleicht als Rechnenmaſchinen für die Zwecke des gemeinen Lebens. Mag es nun auch möglich ſein, auf ſolche Weiſe eine und die andere Begebenheit dem Gedächtniſſe zu erhalten, ſo wird ſich doch niemals ein abſtracter Begriff mit ähnlichen Mitteln darſtellen laſſen. Den Spaniern waren keine beſſern Quellen der frühern Geſchichte Peru's geboten, als die mündlichen, theilweiſe auf jenen Quipos beruhenden, Mittheilungen der Eingeborenen. Ihre Unzuverläſſigkeit wird von mehren jener Chroniſten anerkannt. Cieza iſt der Meinung, daß die Mehrzahl angeblich wichtiger Ereigniſſe und Wiederholungen von großen Unternehmungen, von welchen die Geſchichte der Incas voll iſt, auf wenige hinauslaufen, die durch immer neues Erzählen vervielfacht oder verunſtaltet worden ſind. Er ſetzt hinzu, daß den Gewährsmännern eben kein großes Zutrauen zu ſchenken geweſen ſei, da ſie mit Ausnahme der Gebildeten aus der Adelskaſte (den Orejones) Kenntniſſe entbehrten, und dem Lügen und der Wunderliebe huldigten [8]). Selbſt über die Ereigniſſe der verhältnißmäßig neuen Zeiten widerſprachen ſich nicht ſelten die Ausſagen. So wurden gewiſſe öffentliche Bauwerke von Einigen den Incas, von Andern einem ausgeſtorbenen Rieſengeſchlechte zugeſchrieben [9]). Alle ſpätere Schriftſteller folgten entweder jenen erſtgenannten Chroniſten, oder ſie ſchöpften gleichfalls ihre Nachrichten aus den Mittheilungen der Eingeborenen, einer Quelle, die innerhalb eines Menſchenalters durch die Einwirkung veränderter Verhältniſſe bis zur Unbrauchbarkeit unlauter geworden war. Garcilaſſo, der Sohn eines der achtbarſten ſpaniſchen Eroberer und einer Peruanerin aus dem Hauſe der Incas, ſchrieb vierzig Jahre nach der Eroberung, und verdient aus dem angeführten Grunde und wegen unverkennbarer Parteilichkeit nur dann Glauben, wenn ſeine ſonſt ſehr weitläufigen Schilderungen der Dynaſtie der Incas in den ältern Schriften Beſtätigung finden.

Der Urſprung des Reiches der Incas ſtellt in der Geſchichte Amerika's eine vereinzelte, höchſt merkwürdige Begebenheit dar, und ſcheint ein Widerſpruch gegen alle den Charakter und die Fähigkeiten des Uramerikaners angehende Erfahrungsſätze. Unter allen wilden Völkern ſchätzt man an dem Einzelnen zunächſt nur diejenigen Eigenſchaften des Körpers und Geiſtes, welche zur Beſiegung eines Feindes entſchieden beitragen können. Unter ihnen wird wie unter den wilden Thieren der Weg zur Macht durch Stärke, Muth und Schlauheit gebahnt. Höhere Anfoderungen werden ſelten an das künftige Oberhaupt gemacht, und wenigſtens wird von dieſem die Fähigkeit, für die Untergebenen denken zu können, nicht ausſchließlich verlangt. Je geringer die allgemeine geiſtige Ausrüſtung eines ganzen Volkes iſt, je niedriger es alſo überhaupt in der Reihe der Menſchenſtämme zu ſtehen kommt, um ſo länger wird es auch in dieſem rohen Zuſtande verharren, um ſo weniger wird das Bedürfniß einer Verbeſſerung unter ihm gefühlt werden. Es iſt ſehr bezeichnend für die Indier Amerika's, daß ungeachtet der großen Zahl von Häuptlingen, welche nach und nach über die vielen und mächtigen Stämme geherrſcht haben, nur ſehr Wenige Geiſt und Ehrgeiz genug beſeſſen haben, um ſich in der Rolle der Reformatoren oder Eroberer zu verſuchen. Um ſo merkwürdiger iſt die erſte Erſcheinung der Familie der Incas in Peru, denn ſie iſt mit raſcher Befeſtigung der Macht, mit kräftiger Einwirkung auf den vorgefundenen verwilderten Bewohner des Landes verbunden, und was irgend von den erſten der neuen Fürſten vorgenommen wird, ſticht auffallend von der ſeit Jahrhunderten herrſchenden Barbarei ab, und ſcheint die Frucht von frühern Erfahrungen und genauer Berechnung zu ſein. Unangekündigt tritt der erſte Inca unter die rohen Bewohner der Hochebene des Titicaca, weiß in kurzer Zeit die Herrſchaft zu erringen, neuen Formen Eingang zu verſchaffen, für ſeine Geſetze auf einem friedlichen Wege Gehorſam zu erlangen und eine bürgerliche Geſellſchaft zu begründen. Ein ſolcher Mann konnte ebenſo wenig als ſeine Begleiter dem im roheſten Urzuſtande lebenden Bewohnern der Andenthäler angehören; ein ſo hervorragender, ſelbſtändiger Geiſt konnte ſich nicht in der Mitte eines Menſchenſtammes ausbilden, bei welchem der traurige Satz volle Geltung noch heutzutage findet, daß tiefeingewurzelte Barbarei, wenn ſie überhaupt ausrottbar iſt, nur einer Einwirkung von Außen weiche. Es kann nicht in Verwunderung ſetzen, wenn wir finden, daß Manco Capac, jener über ſeiner Zeit und ſeinen Umgebungen ſtehende Fremdling, von den Wilden als ein Abkömmling des höchſten Weſens angeſehen wurde, und daß ſeine Geſchichte ſchon nach 400 Jahren mehr in Mythen gehüllt war, als die Exiſtenz ähnlicher Wohlthäter des Menſchengeſchlechts, die während einer fabelreichen Urzeit in der alten Welt auftraten. Dieſe Umſtände leiten zu der Vermuthung, daß Manco Capac der Anführer eines ausgewanderten Volksſtammes von höherer Bildung geweſen ſei. Die Sagen der Peruaner [10]) laſſen ihn zwar

8) *Cieza* cap. 47. p. 96.

9) Ein großes Feſtungsgebäude in der Provinz Huaraz, von gewaltigen Steinen aufgebaut, 140 Schritte lang und noch etwas breiter als lang. Die Wände waren mit hieroglyphiſchen Figuren bedeckt, beſonders mit ſehr ſorgfältig in den Stein gehauenen Abbildungen menſchlicher Köpfe und Geſtalten. Ibid. cap. 82. p. 153.

10) ***Herrera***, Dec. V. l. 3. c. 6. ***Fr. Gregorio Garcia***, **Origen de los Indios del nuovo mundo (Valencia 1586). l. 5. c. 8.** Die Sage lautete, der erſte Inca ſei ein Sohn der Sonne geweſen, und von dieſem höchſten, die Wildheit der Peruaner bemitleidenden, Weſen abgeſendet worden, um menſchliche Sitte, Geſetze, Ackerbau und Künſte zu verbreiten; um Religion und namentlich den Sonnendienſt einzuführen. Manco Capac ſei in Begleitung ſeiner Schweſter und Gattin Mama-Oello-Huaco am Ufer des Titicaca auf die Erde geſetzt worden, nachdem er vorher von der Sonne einen goldenen Stab erhalten hatte mit dem Bedeuten, daß dieſer ihm den Ort ſeiner irdiſchen Niederlaſſung anzeigen werde. Wo bei Berührung des Bodens der Stab in die Erde verſchwinden würde, ſollten ſie ſich anbauen. Sie wären darauf vom See in nördlicher Richtung bis zu dem Berge Huanacauri fortgewandert,

Digitized by Google

nur von zwei Perſonen begleitet am Titicaca ankommen, allein es iſt ſehr unwahrſcheinlich, daß ſo wenige machtloſe Fremdlinge der Wildheit und Anthropophagie der Ureinwohner entgangen ſein ſollten. Vermittels einer Achtung gebietenden, wenn auch nicht übergroßen Begleitung mochte der erſte Inca ſich allein der Unterwürfigkeit der Peruaner verſichern [11]). Über das eigentliche Vaterland des Manco Capac herrſcht völliges Dunkel. Nach neuern Vermuthungen haben außer den angeblichen uralten Pflanzorten der Phönizier, von europäiſchen Völkern begründete Colonien in mehren Gegenden Amerika's, namentlich in Mexico und Centroamerika, ſchon vor der chriſtlichen Zeitrechnung geblüht. Schriftſteller, die als Augenzeugen der Eroberung anzuſehen ſind, ſprechen von der Möglichkeit einer Einwanderung der Amerikaner aus Aſien. Andere ſind ihnen gefolgt in ſpätern Zeiten, und meinen in den Chineſen das Stammvolk der Peruaner zu erkennen [12]), und einer der neueſten Unterſucher dieſer ſchwer aufzuhellenden Frage glaubt, daß die Kriege der Mongolen gegen China und Japan mit der Einwanderung eines großen Volkes in Peru und mit Entſtehung des Incareiches in Verbindung zu bringen ſeien [13]). Jedenfalls nennen die alten Sagen der Peruaner den Manco Capac einen eingewanderten Fremdling, dem es nicht durch Gewalt, ſondern durch Überredung gelungen ſei, ſeine Umgebungen an Geſetze zu binden, und ſomit den Grund zu einem Reiche zu legen, welches im Laufe von vier Jahrhunderten ſich ſo vergrößerte, daß es alles Land zwiſchen dem Fluſſe Maule in Chile und den Bergen von Paſto begriff. Der Anfang dieſer Macht war ſehr gering; des Inca Herrſchaft erſtreckte ſich von Cuzco öſtlich bis zum Fluſſe Paucartambo, weſtlich etwa acht Stunden weit bis zum Apurimac, ſüdlich neun Stunden bis Quequeſana. Dieſes an ſich unbedeutende Reich wuchs mit großer Schnelligkeit. Die Einrichtungen des neuen Staates führten eine Vereinigung getheilter Kräfte herbei, und erleichterten daher den Sieg über die in zahlloſe Horden zerriſſenen wilden Nachbarvölker. Die Politik der Herrſcher, das Gewicht einer auf moraliſchen Principien begründeten Regierung, und der Anblick einer ungekannten Civiliſation führten abwechſelnd die Unterwerfung unabhängiger Horden herbei. Ein großer Theil der Geſetze und das Weſentlichſte der bis zum Ende des Reiches beibehaltenen Staatseinrichtungen rührten von Manco Capac her, deſſen Beiname Capac („reich an Tugenden und Fähigkeiten") andeutet, daß bereits ſeine Zeitgenoſſen das Wohlthätige und Außerordentliche ſeiner Unternehmungen erkannten.

Bei Unterſuchung der Zuſtände des alten Peru fällt zuerſt ebendieſe Zuſammenſetzung der Bevölkerung aus einer Menge von Stämmen, dieſe erfolgreiche Bildung eines Staates aus ſehr ungleichen, oder ſogar feindlichen Elementen als etwas ſehr Merkwürdiges auf [14]). Daß die Bewohner Peru's in der dunkeln Periode vor den Incas in zahlreiche Horden von verſchiedenen Sitten und Sprachen zerfielen, bezeugt theils die Überlieferung, theils die beiſpielloſe, noch jetzt dauernde Zerriſſenheit der amerikaniſchen Menſchheit in allen denjenigen Gegenden, wo nie Reformatoren, wie in Peru und Mexico, aufgetreten ſind.

---

und da bei Berührung des Bodens jene Wünſchelruthe augenblicklich verſank, hätten ſie den Ort zum Wohnſitze erwählt, und bald darauf die Stadt Cuzco begründet.

11) *Geo. Hornii* Orig. americ. (Hagae Comit. 1652). p. 252. Gleiches geht aus vielen Orten Garcilaſſo's hervor. 12) *Garcia* c. 3. *Horn* l. c. und die meiſten Schriftſteller des 18. Jahrh. Es gibt aber triftige Gründe gegen die chineſiſche Abſtammung der neuen Peruaner, d. h. des mit den Incas eingetroffenen Volkes. Die Sage läßt die Incas nicht von der Küſte, ſondern aus dem Innern, nicht von Norden, ſondern von Oſten kommen. Linguiſtiſche Unterſuchungen, im Geiſte der jetzt gewöhnlichen Forſchung betrieben, weiſen ebenſo wenig auf Verwandtſchaft zwiſchen China und Peru hin, und in naturhiſtoriſchem Sinne ſind die Indier den Chineſen ebenſo unähnlich als den Europäern, denn das Vorkommen von ſchiefſtehenden Augenſpalten bei einigen wilden Stämmen Peru's und Beaſiliens genügt nicht als Beweis, wenn man die übrigen großen Eigenthümlichkeiten der amerikaniſchen Menſchenrace erwägt. Sehr wichtig iſt zur Beantwortung jener Frage die verhältnißmäßig geringe wiſſenſchaftliche Cultur der Peruaner. Man ſollte annehmen, daß wenigſtens die Anführer und Vornehmen jener Einwanderer, wenn ſie aus Aſien ſtammten, die dort uralte Kunſt des Schreibens mit ſich gebracht und in Amerika einheimiſch gemacht haben würden. Es gibt aber durchaus keinen feſten Beweis, daß Schriftzüge unter den Incas bekannt geweſen, denn was der Franziskaner Ramon Bueno an den Wänden eines Granitgebirges unfern des Fleckens Urbana eingegraben fand, und, gemäß Humboldt's Erzählung, als Schrift anſehen wollte, mag ebenſo gut ein Verſuch roher Bilderſprache, zufällige Verzierung oder bedeutungsloſes Product eines müßigen Indiers geweſen ſein, als die von Martius am Japurá, von Andern in Braſilien, vom Padre Girbal am Pongo des Huallaga bemerkten Striche, Kreiſe und Figuren, die der Indier des nordweſtlichen Theils der Ver. Staaten ſogar auf Hirſchhäuten anbringt, in dieſem Falle jedoch mit der Abſicht, eine Erinnerungstafel ſeiner Jagden und Kriege zu bereiten, wie Long und Say wenigſtens meinen. Martius (Von dem Rechtszuſtande unter den Ureinwohnern Braſiliens [Münch. 1832]. S. 72) verwirft die Abſtammung der Indier Amerika's von den Chineſen, wegen der großen Unähnlichkeit des Beehältniſſes zwiſchen Ältern und Kindern. 13) John Ranking (Conquests of Peru and Mexico by the Mongols in the XIII century [Lond. 1829]. p. 167) wirft durch die Annahme, die Incas ſeien Mongolen geweſen, die Chronologie, wie ſie bisher auf Autorität der älteſten Geſchichtſchreiber Peru's beſtanden, gänzlich um. Ihm zufolge war die Dauer des Incareiches überhaupt nur 240 Jahre ſtatt der gemeiniglich angenommenen vier Jahrhunderte. Nach der (unſtatthaften auf die Apokalypſe begründeten) Meinung Newton's hätte kein Inca länger als 20 Jahre regiert, und dieſe Annahme entſpräche ganz der Geſchichte China's und Japans, welche den Einfall der Mongolen in dieſe Länder auf das J. 1283 n. Chr. verlegen. Von dieſen Wanderern wäre ein Theil nach Nordamerika übergegangen, endlich nach Peru gelangt und habe den Thron begründet, der bis zum Tode Atahualpa's (1533), alſo höchſtens jene 240 Jahre, ſich erhielt. In Hinſicht auf die nicht unmögliche Verbindung, die in der Urzeit zwiſchen den atlantiſchen Küſtenländern und den Völkern der alten Welt beſtanden haben mögen, ſcheinen ſich nach und nach die Beweiſe — wenn man ſie als ſolche gelten laſſen will — zu mehren. Einer der neueſten ergab ſich bei Entdeckung großer Grotten voll gut erhaltener Leichname, die familienweiſe zuſammengelegt, und mit Zeuchen, denen der ägyptiſchen Mumien durch Gewebe und Farben ganz ähnlich, eingewickelt waren, bei Bolſen de Maſſini unweit Durango im Auguſt 1838. Lond. Liter. Gazette. 1838. No. 1136. p. 585.

14) Martius (a. a. O. S. 5) ſchätzt die Zahl der Volksſtämme in Braſilien allein gegen 250. Lätius (novus Orbis 1633. p. 554) führt ſchon in ſeiner Zeit, wo doch das Innere Braſiliens kaum bekannt war, 76 verſchiedene Stämme auf.

Digitized by Google

Aus dieſer Zerſplitterung hat ſich vielleicht die traurige Eigenthümlichkeit der Indier entwickelt, der Cultur unzugänglich und abhold zu ſein, und unter ihrer Berührung auszuſterben; denn leicht iſt es zu glauben, daß ein durch viele Jahrhunderte verlängertes Leben im Stande der roheſten Ungeſelligkeit endlich vermögen werde, ſelbſt die Keime des Edlern im Menſchen zu ertödten. Es war gewiß keine geringe Aufgabe für die Incas, aus natürlich unempfänglichen Wilden Bürger eines Staates zu bilden. Die zu Grunde gelegte theokratiſche Regierungsform eignete ſich ganz zum Mittel der Bezähmung, allein ſie paßte nicht für das Volk in ſpätern Zeiten, indem ſie den Willen der Einzelnen zu ſehr beſchränkte, und der Civiliſation unverletzbare Grenzen anwies. Ihr friedlicher und verzeihender Geiſt beſtimmte die Handlungsweiſe der erſten Incas, und ſicherte die Stellung des jungen Staates in der Mitte wilder und mächtiger Horden. Unter allen Incas ſcheint nur Einer ein von Ehrgeiz getriebener Eroberer geweſen zu ſein, während die Andern mehr durch die Nothwendigkeit, ihr Reich abzurunden oder zu ſchützen, in Kriege verwickelt wurden. Man griff allein zu den Waffen, wenn kein anderes Mittel übrig geblieben war. Verſchmelzung der freiwillig ſich anſchließenden Völker, Verſöhnung der durch Waffengewalt Unterworfenen ſuchte man zu beſchleunigen durch große gemeinſame Gaſtmahle, durch Beſchenkung und perſönliche Auszeichnung. Das Erwachen einer Neigung zur alten Unabhängigkeit verhütete die Verſetzung großer Zahlen von Familien aus dem neu unterworfenen Lande nach entlegenen, ſeit alter Zeit die Incas anerkennenden Provinzen. Inca Yupangui ſoll dieſe Verſchmelzung unähnlicher Bevölkerungen zuerſt als nützlich erkannt und geſetzlich eingeführt haben. Man nahm Rückſicht auf Boden, Klima und ſonſtige Beſchaffenheit des von den Auswanderern früher bewohnten Landes, und ſchickte dieſe nach entfernten, aber möglichſt ähnlichen Gegenden. Sie erhielten dann den Namen Mitimaes (Verpflanzte); man überwies ihnen bei der Ankunft in ihrer neuen Heimath Felder und Plätze zum Häuſerbauen [15]), und ſtellte ſie den übrigen Unterthanen gleich. Bald war es ihre Beſtimmung wüſte Ländereien anzubauen, bald verband man ſie zu einer Art von Militaircolonien zum Schutze entlegener Grenzprovinzen. Auf dem Entweichen aus ſolchen angewieſenen Wohnplätzen ſtand harte Züchtigung als Strafe; wiederholte Flucht zog Todesſtrafe nach ſich [16]). Nachdem derſelbe Inca Yupangui gefunden, daß ungeachtet ſeiner Vorkehrungen ein großer Theil ihrer Volksthümlichkeiten von den Mitimaes bewahrt wurde, kam er auf den Gedanken eine gemeinſame Sprache im ganzen Reiche einzuführen. Die Ältern waren genöthigt ihren Kindern die Sprache von Cuzco beizubringen, und für die Fortſchritte derſelben verantwortlich. Zwar fanden die erſten Conquiſtadoren die Indier des nördlichen Peru noch immer in drei Kaſten oder Stämme zertheilt (Yungas, Fallanes und Mochicas), und außer ihren drei Sprachen noch eine Menge von Provinzdialekten; indeſſen war die Sprache von Cuzco allen Caziken geläufig und unter Gebildeten allein gebräuchlich. Verbreitet wurde das Idiom von Cuzco beſonders durch den Befehl des Inca Huayna Capac, alle Söhne und Seitenverwandten der Häuptlinge während ihrer Jugend auf mehre Jahre an den Hof des Inca zu ſenden, eine Vorkehrung, der beſonders die Abſicht zu Grunde gelegen haben ſoll, eine ziemliche Anzahl von Geiſeln und Bürgen für die Treue der dem Inca wenig zugethanen Provinzen zu erlangen, und Leute heranzuziehen, auf deren Ergebenheit man ſicher rechnen konnte [17]). Es gelang auf dieſe Weiſe, die Aymaraſprache in einem Landſtriche von 1200 Leguas Länge einzuführen. Heftigen, wol gar mit Verrätherei verbundenen, Widerſtand pflegten die Incas mit großer Härte zu ſtrafen, jedoch ſcheint es, daß ſie nur dann erſt dem gewöhnlichen klugen und milden Verfahren entſagten, nachdem alle derartigen Verſuche erfolglos geblieben waren. Als die Einwohner der Inſel Puna im Golfe von Guayaquil, die erſt nach langem Kriege dem Inca Huayna Capac ſich unterworfen hatten, das Joch abſchütteln wollten, ertränkten ſie auf verrätheriſche Art eine ſehr große Zahl der Vornehmſten aus dem Hauſe des Incas, welche von Tumbez auf die Inſel beordert worden waren. Viele Tauſende der Inſulaner wurden darauf dem Zorne des Inca geopfert, keiner der Ergriffenen empfing Verzeihung und die Häuptlinge ließ er pfählen oder ertränken [18]). Auf gleiche Weiſe beſtrafte auch Inca Yupangui ein zahlreiches Volk der Waldregionen am öſtlichen Abhange der Anden, die Ayavires, mit faſt gänzlicher Ausrottung. Noch zur Zeit Cieza's war der von den Gräbern der Erſchlagenen eingenommene Raum zu ſehen, und ungleich größer, als die auf des Inca's Befehl neuerbauete und aus andern Provinzen bevölkerte Stadt [19]). Den endlich beſiegten Widerſtand der Eingeborenen der heutigen Provinz Esmeraldas ſtrafte Huayna Capac durch den Befehl, Allen ſechs Vorderzähne auszuziehen, eine Strafe, die in einem ähnlichen Falle über die Bewohner von Guancavilcas verhängt, und, wie es ſcheint, ſelbſt auf ſpätere Generationen übergetragen wurde [20]). Die Ausdehnung dieſer Eroberungen war jedoch durch mancherlei Umſtände, beſonders durch das Klima beſchränkt. Die Waldungen in den Ebenen am öſtlichen Fuße der Anden [21]) waren den Incas ungleich weniger bekannt als den Spaniern, nachdem dieſe einige Jahrzehnte über Peru geherrſcht hatten. Sie blieben den Bewohnern der káltern Andengegenden völlig verſchloſſen, denn die Hitze jener Ebenen, die Dichtigkeit der Urwälder und die Kriegführung der dünnverſtreueten flüchtigen Horden von wilden Eingeborenen ſtell-

15) *Cieza* c. 41. p. 82 b. c. 88. p. 160 b. c. 99. p. 175 b. *Augustin de Zarate*, Hist. del descubrim. etc. del Peru (Sevilla 1577). l. I. c. 11. p. 10 b. 16) *Herrera*, Dec. V. l. 4. c. 3 und c. 8.

17) *Cieza* c. 41. p. 81. *Herrera*, Dec. V. l. 3. c. 14, beſonders auch: *Zarate* l. I. c. 6. p. 5. 18) *Cieza* c. 53. p. 108 b. 19) Ibid. c. 98. p. 174. 20) Ibid. c. 47. p. 96. 21) Cieza prophezeit, daß, ſo lange es dort noch ähnliche (Ur-) Wälder gebe, werde man ſie mit dem altperuaniſchen Namen „Yungas" belegen, eine genau eingetroffene Vorausſagung, namentlich hinſichtlich Bolivia's.

Digitized by Google

ten Hinderniſſe dar, deren Überwindung den Incas nie gelang. Nur mittels der größten Opfer und Ausdauer unterwarf ſich Huayna Capac die Gegend von Esmeraldas, deren Bewohner die Beamten ſeines Vaters (Topa Inca Yupangui) meuchleriſch ermordet hatten. Maynas gerieth niemals unter die Botmäßigkeit der Incas, ſelbſt Chachapoyas, obwol nur am Saume der Waldregion gelegen, erkämpften ſie mit Mühe und in die Niederungen des Magdalenenſtromes, des Beni oder des Pilcomayo ſcheinen ſie nie vorgedrungen zu ſein. Auch fanden dieſe Eroberungen in heißen und ungeſunden Gegenden keinen Beifall bei den Orejones, dem vornehmen Adel, der die Verwaltungsſtellen in dergleichen Provinzen nicht liebte, ſie zu armſelig fand, und unter einem zuträglicheren Himmel Land und Vermögen genug beſaß [22]). Das von den Incas zu der Zeit ihrer höchſten Macht beherrſchte Reich erſtreckte ſich von Paſto, und namentlich von der Provinz Quiros, bis ziemlich ſüdlich in Chile, ohne jedoch den Biobio zu überſchreiten. Daß Chile den Incas in der That unterworfen geweſen, ergibt ſich unter andern aus der im J. 1534 zu Charcas erfolgten Ankunft einiger Chilenen, welche von der ſpaniſchen Eroberung ohne Kenntniß, dem Inca Tribut in Goldgeflechten (zum Werthe von 150,000 Piaſter) überliefern wollten [23]). Nach Cieza [24]) war Vilcas die Mitte des Incareiches, welches bei ſeiner großen Länge wenig mehr, als die Breite des Cordillerenzuges und der Küſte begriff. Die Bevölkerung war ſehr ungleich vertheilt, am dichteſten in der Provinz Collas, und zeichnete ſich nicht minder durch Verſchiedenheit ihrer Civiliſation je nach den Gegenden aus. Sei es nun, daß die Bewohner der Anden mit mehr Aufmerkſamkeit von der Regierung geleitet worden, oder daß ſie einem ſchon von Natur beſſer begabten Stamme angehörten, ſo finden wir, daß ſchon die Conquiſtadoren den Unterſchied zwiſchen ihnen und der Bevölkerung des Küſtenlandes (los Llanos) erkannten, und den letzteren einen weit geringeren Grad von Bildung und Sittlichkeit zuſchrieben [25]). Über die Civiliſation der Peruaner ſind ohne Zweifel ſehr zeitig große Meinungsverſchiedenheiten laut geworden. Es ſcheint, daß die Eroberer auch hierin ſich manches Unrecht zu Schulden kommen ließen, und die Eigenſchaften eines Volkes nicht anerkennen wollten, aus welchem ſie einmal entſchloſſen waren Sklaven zu machen [26]). In der äußeren Erſcheinung der Unterthanen der Incas mochte allerdings den Conquiſtadoren Manches als Zeichen von Barbarei auffallen, allein es ergeben ſich bei genauer Unterſuchung viele Umſtände, aus welchen man auf mehr Gefühl für Anſtand und Sittlichkeit zu ſchließen berechtigt iſt, als andere Völker Südamerika's gewöhnlich zeigen. Einzelne Stämme, namentlich diejenigen von Esmeraldas, hatten die noch jetzt bei vielen der wilden Horden Braſiliens und Peru's vorkommende Sitte, die Köpfe der Säuglinge zwiſchen Holzſtücken feſtzuſchnüren und ihnen eine ſpitze Form zu geben; andere Stämme behielten gewiſſe volksthümliche Abzeichen, durch Tatuirung ꝛc. auch unter den Incas bei, aber es wurde allgemein als Verletzung der Geſetze betrachtet, unbekleidet einhergehen zu wollen. Der Anblick einer völlig nackten Bevölkerung verleidete den Huayna Capac alle Neigung zur perſönlichen Eroberung von Esmeraldas [27]). Es war die erſte Sorge der Eroberer nach Unterjochung einer rohen Horde dieſelbe zum Tragen von Kleidern zu gewöhnen, und vielleicht iſt jener Zug der Mythe nicht abſichtslos, welcher die Gemahlin des erſten Inca den Wilden der Anden die Kunſt des Kleiderverfertigens lehren läßt. Die Regierungsform der Incas war ganz geeignet, aus dem wilden Menſchen der Forſte und Gebirge Amerika's ein geſittetes, wenn auch nicht willensfreies, Weſen zu machen. Iſt ſie doch mit Ausnahme einiger nothwendigen Veränderungen dem Verfahren zu Grunde gelegt worden, daß in ſpäteren Jahrhunderten diejenigen Mönchsorden ergriffen, welche des beſten Erfolgs in dem ſchweren Geſchäft der Civiliſirung von Uramerikanern ſich rühmen konnten. Ihr gelang es, die unbändige Wildheit einiger Völker zu bezähmen, die mit dem Falle des Incareiches in ihren urſprünglichen Zuſtand zurückfielen, und fortan, bis lange Jahre nach der Eroberung, den mächtigern Spaniern unbeſiegbar blieben [28]). Beſchränkt in ihrer Einwirkung auf den Volkscharakter wurde aber die Geſetzgebung und Verwaltung der Incas durch dieſelben Umſtände, in denen ſpäter auch die Weißen das wichtigſte Hinderniß einer gleichmäßig verbreiteten Civiliſation entdeckten. Die verſchiedenen Grade der Fruchtbarkeit des Bodens erzeugten arbeitſame Gewohnheiten, ebenſo wie die entſchiedenſte Faulheit. In den reichen Thälern von Popoyan wohnte ein von je her arbeitſcheuer Menſchenſchlag, auf den die Verſuche der Incas wenig Eindruck machten. Ihnen gab die Erde alles zum Leben Erfoderliche ohne eine Anſtrengung dagegen zu verlangen, und daher waren ſie einer Regierungsform abhold, die öfters große und gemeinſame Arbeiten zum Beſten des Ganzen den Bürgern auferlegte. Die Bewohner der kalten Anden Peru's waren nicht nur der Mühen gewohnt, welche das Leben in minder begünſtigten Gegenden mit ſich bringt, ſondern auch zu der Erfahrung gelangt, daß ohne gegenſeitige Unterſtützung und geregelte Thätigkeit die bürgerliche Geſellſchaft dort nicht beſtehen kann, kaum ſich entwickeln könne, der Einzelne aber im ungleichen Kampfe mit einer ſo rauhen Natur untergehen müſſe [29]). Der eigentliche Sitz der

22) *Cieza* c. 48. p. 97 b. 23) *Gomara*, Histor. gener. de las Indias etc. (Anvers. 1554). p. 177. 24) *Cieza* c. 89. p. 161 b. 25) *Zarate* l. I. c. 8. „Die Indier des Gebirges unterſcheiden ſich von jenen der Küſte durch Kräfte, Ausdauer und Verſtand; ſie leben in mehr geſitteter Weiſe.“ 26) Sehr treffend iſt folgende Bemerkung: „Aber ohne irgend etwas von dieſen Dingen zu wiſſen, ſtürzen wir unter ſie (die Indier) mit den Schwerten, hören ſie nicht an, verſtehen ſie nicht; wir überreden uns, daß die Indier nicht mehr Berückſichtigung verdienen, als die jagdbaren Thiere des Waldes, geſchaffen für unſern Dienſt und unſere Laune.“ *Acosta*, Hist. natur. y moral de las Indias (Sevilla 1590). L. VI. c. 1. p. 396.

27) *Cieza* c. 50. p. 101 b. 28) So beſonders die Bewohner der Thäler von Cauca. Ibid. c. 13. p. 30 b. 29) Dieſe Bemerkungen machten ſchon die erſten Spanier, und erklärten durch ſie die verſchiedene Bildungsfähigkeit und Unterwürfigkeit der vorgefundenen Völkerſtämme. *Cieza* l. c.

Digitized by Google

Macht der Incas war daher die Region der Gebirge von Cuzco bis Quito, und dort allein fand ihr Syſtem eine ſo unbeſchränkte Anwendung, daß der Charakter des Volkes, ungeachtet der urſprünglichen Verſchiedenheit der Stämme, ſich überall gleich geworden war, oder doch keine irgend erheblichen Unähnlichkeiten darbot. Theils aus dieſem Umſtande, theils aus der weiter unten zu beſprechenden Theokratie der Incas, erklärt ſich die Disciplin der Unterthanen und ihre Unterwürfigkeit unter die ſchrankenloſe Gewalt ihrer Fürſten. Nirgends in der Geſchichte der Völker mag ſich ein gleiches Beiſpiel eines an das Ideal grenzenden, aber unter milden Formen verhüllten Abſolutismus vorfinden. Gegen des Inca's Befehl galt keine Einwendung, denn er wurde dem Ausſpruche des höchſten Weſens gleich geachtet. Ein unbedeutendes Symbol, ein Faden aus dem eigentlichen Hauptſchmucke der peruaniſchen Herrſcher (la borla), begleitete die Befehle derſelben nach den entlegenſten Provinzen und verſchaffte ihnen, wie grauſam ſie auch ſcheinen oder ſein mochten, den unbedingteſten Gehorſam. Ein Edler (Orejon) durfte es wagen, mit ſolcher Legitimation verſehen, unbegleitet in die entfernteſten Gegenden des Reiches aufzutreten, die Straffälligen, wie viele ihrer ſein mochten, zum Tode zu verurtheilen, ihre Beſitzungen verwüſten zu laſſen, und fand ſelbſt bei den bedrohten Schuldigen den willigſten Gehorſam und ruhige Unterwerfung unter das blutige Urtheil [30]). Verſammlungen von vielen Tauſenden vergaßen ſelbſt in Augenblicken der leidenſchaftlichſten Aufregung ihre Abhängigkeit nicht. Bei der verrätheriſchen Gefangennehmung des Atahualpa durch Pizarro (zu Caxamarca 1533) brach das peruaniſche Heer in Rufe der Ungeduld oder des Jammers aus, wagte aber nicht gegen die Handvoll Spanier das Schwert zu ziehen, ein Ereigniß, welches gleichzeitige Geſchichtſchreiber nur dadurch ſich erklären können, daß ſie meinen, Atahualpa habe unterlaſſen, das Zeichen zum Angriffe zu geben [31]). Die Überlieferung führt kein Beiſpiel eines Verrathes der Bewohner civiliſirter Provinzen an den Incas auf; die Cañaris (Bewohner der Gegenden zwiſchen Guayaquil und dem Marañon, alſo der ſüdlichen Theile von Quito) waren die einzigen Bundesgenoſſen der Spanier, aber niemals den Incas zugethan geweſen, und hatten in dem Bruderkriege, der dem Falle des Reiches vorausging, durch grauſame Verfolgung des Atahualpa ſo gelitten, daß nur ein Mann auf je funfzehn Weiber übrig geblieben war [32]). Die Quellenſchriftſteller ſind voll des Lobes über die ſtreng geregelte, auf ein Syſtem großer Abhängigkeit gegründete Regierung der Incas. So wenig dieſe nun auch den Anfoderungen an eine vernünftige Freiheit, als dem Gemeingute der Bürger eines europäiſchen Staates unſerer Zeiten entſpricht, ſo iſt doch nicht in Abrede zu ſtellen, daß ſie einem unbeſchränkten und in geiſtiger Unmündigkeit befangenen Volke die angemeſſenſte war. Vielleicht war ſie ſelbſt noch zu gut oder zu künſtlich für einen Menſchenſtamm, dem der Morgen geiſtiger Freiwerdung nie dämmern kann, denn nur bei ſolcher Vorausſetzung wird ihr Sturz in einem Augenblicke, ihre Verwandelung in ein Chaos und die ſchnelle Verwilderung der Peruaner nach dem Falle der Incas erklärlich. Das leitende Princip der Regierung der Incas war rein theokratiſch. Religion hatte überall Einfluß und beſiegte die Rohheit der erſt vor Kurzem unterworfenen Völker ebenſo leicht, als ſie die ältern Unterthanen in Unterwürfigkeit erhielt. Der Inca war nicht allein das ſichtbare Oberhaupt des Staates, ſondern zugleich der Repräſentant des höchſten Weſens, welches durch ihn dem Volke ſeinen Willen mittheilte. So ging ein Theil der Verehrung, welche man der Gottheit erwies, auf den Inca über, und obgleich es dem Manco Capac übel gedeutet wurde, daß er ſich den Namen des Weltregierers (Viracocha) beigelegt, ſo kam es gradweiſe unter ſeinen Nachfolgern dahin, daß zwiſchen ihnen und dem höchſten Weſen kein Unterſchied gemacht wurde [33]). Man erwies ihnen nach dem Tode göttliche Verehrung. Ihre Körper, die ſich einbalſamirt über 200 Jahre erhielten, ſetzte man in beſondern Kapellen zu Cuzco bei und ſtellte für jeden eine Zahl von Prieſter an, die, mit der Verehrung der Verblichenen allein beſchäftigt, aus den Schätzen ihren Unterhalt empfingen, welche jeder Inca zu dieſem Zwecke hinterließ, und der Nachfolger nie antaſtete. Die verſtorbenen Incas galten Volksheiligen gleich, denn nicht genug, daß man ihre Reſte anbetete, verfertigte man von jedem ſteinerne Bilder, Guacique (Brüder) darum genannt, weil ihnen dieſelbe Verehrung, wie dem lebenden und regierenden Inca, gezollt werden mußte. Dieſe begleiteten das Heer in den Krieg; das Volk trug ſie in Proceſſion herum, und flehte zu ihnen um Hilfe zu Zeiten großer Dürre oder ungünſtiger Witterung [34]). Für den erkrankten Inca opferte man Kinder von ſechs= bis zehnjährigem Alter, und bei ſeinem Begräbniß fand jene grauſenhafte, überhaupt nur den Vornehmſten zukommende Auszeichnung der Tödtung der Dienerſchaft und Weiber die unbeſchränkteſte Anwendung. Unter Geſängen und Trinkgelagen ermordeten die Prieſter die ſich glücklich preiſenden Opfer, und malten mit dem Blute deſſelben dem Leichnam des Inca einen Streifen quer über das Geſicht. Bei dem Begräbniß des Huayna Capac verloren mehr als 1000 Menſchen ihr Leben, die nach dem Volksglauben den Inca in die andere Welt als Diener begleiteten [35]). Es iſt ei-

---

30) *Zarate* l. I. c. 10. p. 11 b. 31) *Gomara* p. 155 b. 32) *Acosta* l. VI. c. 19. p. 431. *Herrera*, Dec. V. l. 5. c. 1.

33) Viracocha bedeutet eigentlich Sohn des Meeres, oder, wie es Zarate überſetzt, des Meerſchaumes (l. c. p. 11). Derſelbe Name wurde auf die erſten Conquiſtadoren übergetragen, und iſt unter den Indiern abgelegener Gegenden Peru's noch jetzt die gebräuchlichſte Bezeichnung unbezweifelter Europäer. Vgl. auch *Acosta* l. VI. c. 20. p. 433. 34) *Acosta* l. V. c. 6. p. 317. Von den Spaniern wurden dieſe Statuen mit bigottem Eifer verfolgt und zerſtört. Der Licentiat Polo war ihr Entdecker in Cuzco. 35) *Herrera*, Dec. V. l. 4. c. 5. *Acosta* l. V. c. 7. p. 319. Der weit ältere und glaubwürdige Gomara widerſpricht dieſer Angabe, und ſagt ausdrücklich, dieſe Mitſendung der Dienerſchaft ſei eine ſymboliſche geweſen; man habe dieſe dem Geſtorbenen nicht „in Fleiſch und Blut, ſondern aus Holz geſchnitzt" beigegeben (l. c. p. 170 b). Die Indier von Esmeraldas begruben mit den verſtorbenen Häuptlingen einige ihrer Weiber lebendig. *Cieza* p. 98.

Digitized by Google

ner der ſchlagendſten Beweiſe der Macht, welchen der prieſterliche Einfluß beſeſſen haben muß, daß die abſcheuliche Sitte der Menſchenopfer unter den ſonſt ſo ſanften Peruanern Eingang finden und aufrecht erhalten werden konnte. Ausdrücklich ſagt von ihr einer der älteſten Schriftſteller, daß ſie nur unter wenigen amerikaniſchen Stämmen gefunden worden ſei, wie grauſam und roh dieſe ſonſt auch geweſen ſein möchten; er fügt, gleichſam um die Schuld der Peruaner zu vermindern, hinzu, daß ſie die Leichen dieſer Opfer nicht verzehrt, ſondern getrocknet in ſilbernen Urnen aufbewahrt hätten. Auch dem lebenden Inca wurde eine Achtung bezeigt, die an ſeinen übermenſchlichen Urſprung erinnern ſollte. Niemand durfte den Palaſt mit beſchuheten Füßen betreten, und ſelbſt die Vornehmſten, welche durch das Bewußtſein natürlicher und politiſcher Geringfügigkeit dem Inca gegenüber ergriffen werden ſollten, durften vor ihm nie ohne eine Laſt auf den Schultern erſcheinen, als dem Symbol ihrer Knechtſchaft und ihrer Bereitwilligkeit zur geduldigen Unterwerfung. Jeder mußte mit größter Demuth ſich nähern, mit niedergeſchlagenen Augen ſprechen, und keinem war es erlaubt, den Inca anzublicken, während dieſer antwortete, was ſtets im ernſteſten Tone und mit wenigen Worten geſchah[36]). Für die niedrigſten Zwecke fanden ſich Diener um ſeine geheiligte Perſon; die Hand eines Weibes mußte ſeinen ausgeworfenen Speichel auffangen. Der größte äußere Glanz und Reichthümer, die von den ſpaniſchen Berichterſtattern wol übertrieben worden ſein mögen, trugen bei, ſeine Erſcheinung Ehrfurcht gebietend zu machen. So feſt war die Überzeugung Atahualpa's von der Macht und dem Eindrucke ſeines glanzvollen Auftretens, daß er meinte, die Spanier bei dem erſten Zuſammentreffen zur Ergebung eingeſchüchtert zu haben. Selbſt in religiöſer Beziehung nahmen die Incas große Vorzüge in Anſpruch. Für das Volk gab es Prieſter, denen es nach einſtimmiger Behauptung der Geſchichtſchreiber ſeine Vergehen beichtete, und von welchen ihm die ſühnenden Büßungen auferlegt wurden; der Fürſt aber legte allein und in undurchdringliches Geheimniß gehüllt, der Sonne, ſeiner Familie Urquell, das Bekenntniß ſeiner Irrthümer ab. Des Inca's Thronbeſteigung war eine das ganze Reich erregende Begebenheit, denn von allen Seiten begaben ſich Geſandtſchaften nach Cuzco, gewaltige Baue wurden ſogleich als Denkmale des Ereigniſſes angeordnet, und ein pomphafter Zug des neuen Fürſten durch das Reich, oder doch durch mehre Provinzen, folgte bald darauf. Eine andere nicht minder wichtige Stütze dieſer Regierungsweiſe bildete die ſtrenge Sonderung in Stände, und eine Ariſtokratie, auf welche ein Theil des Anſehens und der Vorrechte des Inca ſelbſt übergingen. Äußere Abzeichen unterſchieden die Claſſen der Bevölkerung, den Befehlenden von dem Gehorchenden. Dem Inca und dem Thronfolger kam allein die wollene Kopfbinde mit Quaſte (Llautu) zu, die der erſte von rother, der letzte von gelber Farbe trug; außerdem war ihr Haar auf beſondere Art verſchnitten, eine ſchon von Manco Capac eingeführte Sitte. Zwar durften Einige des vornehmſten Adels mit jener Quaſte ſich gleichfalls ſchmücken, aber nur an der Seite des Kopfes, nicht auf der Stirn, wie der Inca. Dem übrigen Adel ſtand es frei, Silberplatten in einer Öffnung des unförmlich ausgedehnten Ohrzipfels zu tragen, woher der ſpaniſche Name Orejones (Großöhrige), den jene Claſſe von den Conquiſtadoren erhielt, abzuleiten iſt[37]). Selbſt unter den niedrigeren Ständen behielt man gewiſſe Abzeichen, theils aus Neigung, theils auf Befehl, bei, ſo die Bewohner von Guamanga und die an 100,000 Seelen ſtarke Bevölkerung von Cuzco, die aus Mitimaes der verſchiedenſten Provinzen beſtand, aber, wahrſcheinlich aus polizeilichen Gründen, Inſignien zu tragen verbunden war, aus welchen der Stamm jedes Einzelnen ſogleich zu erſehen war. Die alten und vornehmen Familien bewohnten in derſelben Stadt faſt ausſchließlich zwei beſondere Viertel, Hamancuzco und Orencuzco genannt[38]). Die höchſte Adelskaſte bildeten die Mitglieder des Hauſes der Incas, und um dieſen für heilig gehaltenen Stamm unvermiſcht mit niedrigem Blute zu erhalten, heiratheten die Söhne Manco Capac's ihre Schweſtern. Von dieſen Familien gilt der Name der „Kinder der Sonne,“ der keineswegs neuer Erfindung iſt, ſondern ſchon vor Ankunft der Spanier im Gebrauch ſtand. Dem Kriegerſtande gehörten die übrigen Edeln an; ſie genoſſen manche Privilegien, zeichneten ſich durch Schuhe und gewiſſen Federſchmuck aus, und bildeten die beſtändige Begleitung des Inca. Dieſer Adel war erblich, denn aus den älteſten Söhnen und Erben der Orejones wurde die Leibgarde gewählt, welche im Kriege ſtets die Perſon des Inca umringte, und deren Glieder verbunden waren, die Nationaltracht ihrer Provinzen beizubehalten[39]). Bei jeder Thronbeſteigung ſchwuren die jüngern Glieder dieſes Standes auf eine geheiligte Waffe, daß ſie den Adel aufrecht erhalten und Cuzco vertheidigen wollten bis zum Tode, und erlitten dann die Durchbohrung der Ohren, das Symbol ihrer Aufnahme in ihre Kaſte. Während die größern Abtheilungen des Landes von Familiengliedern der Incas verwaltet wurden, führten in den einzelnen Provinzen und an den Grenzen die Orejones den Befehl. Aus den älteſten beſtand der Staatsrath, der immer den Inca begleitete, und bei jeder wichtigen Angelegenheit ſeine Meinung auszuſprechen hatte. Treue gegen den regierenden Fürſten zeichnete auch dieſe Claſſe ebenſo aus, als das übrige Volk. Eine Marter, wie ſie nur ein Spanier erſinnen kann, vermochte einen vom Gonzalo Pizarro ergriffenen Orejon nicht zum Verrathe ſeines flüchtigen Gebieters, des Manco Inca, zu bringen, und nur einmal ſcheint das dem Adel zuſtehende Recht, nach dem Tode des Inca einſtweilen die Regierung zu über-

36) *Gomara* p. 166.

37) *Garcil.* Comm. real. I. c. 23. *Acosta* l. VI. c. 12. p. 416. 38) *Cieza* p. 161. 165 b. 167. 39) *Gomara* p. 166. Die Krönung des neuen Inca und die dabei üblichen Ceremonien und ſymboliſchen Handlungen beſchreiben weitläufig Garcilaſſo und Herrera (Dec. V. l. 3. c. 7). Der Letztere nennt ein Beil als die Waffe, auf welcher der Schwur abgelegt wurde.

Digitized by Google

nehmen, und ſeinen Nachfolger in Ermangelung eines Sohnes zu ernennen, Uneinigkeiten und den Verſuch eine Oligarchie zu errichten, hervorgerufen zu haben [40]). Die von dem Syſtem der Regierung gebotene Abſonderung der höhern Claſſen von den niedrigen beförderte der Gebrauch einer den untern Ständen unverſtändlichen Sprache des Hofes und des Adels [41]). Die in alle Verhältniſſe des öffentlichen Lebens eingreifende Religion erheiſcht einen zahlreichen Prieſterſtand, der dem Fürſten als Oberprieſter und Repräſentanten der Gottheit unterthan war und die eingeführte Ordnung aufrecht zu erhalten verſtand. Es iſt nicht leicht zu einer klaren Anſicht über den Cultus der alten Peruaner zu gelangen, da uns keine andern Berichte übriggeblieben ſind, als jene der Conquiſtadoren, aus welchen die ſpaniſche Intoleranz des 16. Jahrhunderts, und Unwiſſenheit über das eigentliche Weſen des fremden Glaubens hervorleuchten. Was irgend in der Religion des Incareiches jenen Geſchichtſchreibern ſeltſam oder ſchwer begreiflich vorkam, ſchreiben ſie ohne weitere Mittheilung dem Erzfeinde des Menſchengeſchlechts zu, als alleiniges Werk und Beweis ſeiner Macht über ein in Blindheit wandelndes Volk. Die öffentlich eingeführte Religion der Peruaner glich weder jenem ihnen von neueren Romantikern zugeſchriebenen Deismus, der mit einer poetiſchen Liebe zur Natur reine und kindliche Sitten verband, noch dem rohen Fetiſmus Afrika's, auf welchen man, als allgemein verbreitet, nach den Andeutungen Cieza's, Gomara's u. A. ſchließen möchte. Der letzte Geſchichtſchreiber hat die Kosmogonie der Peruaner der Nachwelt bewahrt. Sie beſagt, „daß im Anfange der Welt von Norden her ein Mann, der ſich Con nannte, gekommen ſei. Als ein Sohn der Sonne, denn für ſolchen gab er ſich aus, war es ihm leicht durch ſeinen Willen und ſein Wort allein Berge zu erniedrigen und Thäler zu erhöhen. Die Erde erfüllte er mit Menſchen, die er ſchuf, und welchen er Früchte, Brod und was ſonſt zum Leben nöthig iſt, ſchenkte. Aber aus Verdruß über die Übelthaten Einiger verwandelte er das gute Land, das er ihnen gegeben, in unfruchtbare Sandwüſten, und nahm ihnen den Regen, der ſeitdem dort (d. h. an der Küſte) nie wieder gefallen iſt. Aus Mitleiden ließ er ihnen einige Flüſſe. Da kam Pachacamac, ein anderer Sohn der Sonne und des Mondes, vertrieb den Con, und verwandelte die von ihm geſchaffenen Menſchen in ſchwarze Katzen des Waldes. Von Neuem erſchuf er die Menſchen, wie ſie ſeitdem beſtanden haben, und verſah ſie mit Wohlthaten, und aus Dankbarkeit erwählte man ihn zum Gott und verehrte ihn als ſolchen bis zur Ankunft der Spanier [42])." Gleiche Bedeutung unter einer andern Einkleidung hatte die um Cuzco, dem Mittelpunkte des Incareiches gewöhnliche Sage, „daß ſich einſt über das ganze Land eine dichte Finſterniß verbreitet habe, und daß am Ende eines langen Zeitraums die Sonne hellglänzend aus dem See Titicaca aufgeſtiegen und fortan als das heiligſte und höchſte Weſen betrachtet und verehrt worden ſei [43])." Es iſt ſehr wahrſcheinlich, daß dieſer Cultus ungleich älter geweſen, als die Dynaſtie der Incas, daß er vielmehr von dieſen in regelmäßigere Formen gebracht und auf kluge Weiſe zur Gewinnung großen Einfluſſes gebraucht worden ſei. Manco Capac und ſein Gefolge traten als Kinder der Sonne auf, und ſeine Nachfolger ſuchten ſtets ihre Anſprüche auf gleich hohen Urſprung dadurch gültig zu erhalten, daß ſie ihren Stamm vor jeder Vermiſchung bewahrten. Zwiſchen der Verehrung eines unſichtbaren höchſten Weſens und ſeinem ſichtbaren Repräſentanten, dem wohlthätigen Tagesgeſtirn, wurde, wenigſtens unter den höhern Claſſen, ein Unterſchied angenommen. Jenes belegte man mit dem Namen Viracocha, und faſt ſcheint es, als ob er mit Pachacamac in eine Perſon zuſammenfiele. Die Sage läßt ihn, nachdem die Sonne aus dem See Titicaca emporgeſtiegen war, von Mittag herkommen, und ſchreibt ihm die obenerwähnte wohlthätige Wirkſamkeit zu. In der Provinz Cañas von den Eingeborenen mit dem Tode durch Steinigung bedroht, fiel auf ſein Flehen Feuer vom Himmel und verzehrte das Land; er aber breitete ſeinen Mantel auf dem Meere aus, beſtieg ihn, und wurde nie wieder geſehen. In den letzten Zeiten der Incas dauerte noch ſein Andenken, und man nannte ihn bald Ticeviracocha, bald Tuapaca oder Arnavá, eine Mannichfaltigkeit von Namen, die wol zu der Vermuthung führen kann, daß ein und daſſelbe Weſen, wenn auch mit verſchiedenen Bezeichnungen ſeiner Eigenſchaften, gemeint worden ſei [44]). Inca Yupangui verſuchte die Verehrung eines einzigen höchſten und unſichtbaren Weſens zur ausſchließlichen zu machen, denn er gab vor, Viracocha habe zu ihm geſprochen, und ſich beklagt, daß man die Sonne, den Donner, die Erde und viele andere Dinge verehre, ungeachtet er der Regierer der Welt ſei, und jene alle geſchaffen habe. Er habe hierauf dem Inca ſeinen Beiſtand gegen ein wildes Nachbarvolk verſprochen. Nachdem der Sieg errungen war, erbauete man ihm einen Tempel, der aber keinen beſondern Schmuck und kein Eigenthum, wie die Tempel der andern Götter, erhielt, weil der höchſte Herr des Weltalls dergleichen nicht bedürfe [45]). Wol mag dieſer reine Deismus unter der Maſſe des Volkes wenig Anklang gefunden haben. Unfähig zu dem Überſinnlichen ſich emporzuſchwingen, erkannte ſie zwar noch in der Sonne das hohe die Natur belebende Princip, und verehrte in der Erde die von jener befruchtete Hervorbringerin alles Lebenden; allein ſie erwies auch

40) *Herrera*, Dec. V. l. 8. c. 1. Jener Fall trat ein bei dem Tode des kinderloſen ſiebenten Inca, Inca Yupangui. *Herrera*, Dec. V. l. 3. c. 10. Den Staatsrath erwähnt Gomara (p. 170 b). 41) *Herrera*, Dec. VIII. l. 5. c. 3. Auch unter den Abiponen pflegten die Edlen oder Höcheris nach geſchehener Standeserhebung eine eigene, ſehr umgeänderte Sprache anzunehmen. Dobrizhofer, Geſchichte der Abiponer (Wien 1778). II. S. 294. 42) *Gomara* p. 168.

43) *Cieza* p. 180 b. 44) *Herrera*, Dec. V. l. 3. c. 6. Der Tempel des Viracocha hieß auch Pachacamac, und jener galt für den Schöpfer des Univerſums (*Herrera*. Dec. V. l. 4. c. 4), weshalb ihm die Namen Pacha und Achachic gegeben wurden. Daher auch die aus den letztern Worten zuſammengezogene Benennung Pachayuchachic. 45) Ibid. Dec. V. l. 3. c. 9.

Digitized by Google

den Sternen, beſonders dem Siebengeſtirn, dem geheiligten Abzeichen der Incas, dem Monde, dem Donner und andern Naturerſcheinungen, göttliche Verehrung. Die niedrigſten des Volkes ſcheinen ſich bisweilen dem Fetisdienſte hingegeben zu haben. Der Jäger betete einen Bär, einen Fuchs, Vögel des Waldes und Reptilien an, der Fiſcher einen Haifiſch, der Landmann das Waſſer, und den meiſten dieſer Gegenſtände wurden Bilder (Guacas) errichtet. Bald waren dieſe kunſtlos geſchnitzt und von den Armen zu eigenem Gebrauche verfertigt, bald mit Gold und Silber verziert, und die in den Tempeln aufgeſtellten nicht ſelten ganz aus dieſen edeln Metallen gegoſſen. Stets erwies man dieſen Idolen die höchſte Ehrfurcht, näherte ſich ihnen auf den Knien unter Thränen und andern Zeichen der Zerknirſchung, und die Prieſter wagten nicht mit unbedeckten Händen ſie zu berühren [46]). Lamas, wilde Thiere und Beute der Jäger wurden ihnen als Opfer dargebracht, und die Herzen und Eingeweide dieſer Opfer gedeutet. Wie aber die Deutung auch ausfiel, ſo endeten größere religiöſe Feſtlichkeiten ſtets mit einem Trinkgelage. Menſchenopfer kamen allerdings vor, aber nur bei ſo ſeltenen Gelegenheiten, daß der peruaniſche Cultus mit dem furchtbar blutigen der Mexicaner nicht zu vergleichen iſt, deſſen das Volk ſchon lange müde war, und welcher Veranlaſſung geweſen ſein ſoll, daß die Spanier geringerem Widerſtande begegneten, als ſie nach anderwärts gemachten Erfahrungen wol erwarten mußten. Die chriſtliche Religion fand mindeſtens aus dieſem Grunde leichten Eingang in Mexico [47]). Ein eigenthümliches, ſonſt nirgends in Südamerika vorgefundenes, Inſtitut war das einer Art von Nonnen, die in neueren Zeiten mit dem Namen der Sonnenjungfrauen belegt worden ſind. In jeder Provinz gab es wenigſtens ein ſolches Kloſter (Acllaguáci, d. h. Haus der Erwählten) unter der Aufſicht eines Vorſtandes (Appopanaca), dem es freigelaſſen war, aus irgend einer Familie die Töchter unter acht Jahren auszuwählen, ohne die Verweigerung oder Klage der Ältern zu beachten. Den ältern Frauen (Mamaconas) lag die Erziehung dieſer Mädchen ob, zu ihrem künftigen Berufe. Mit vierzehn Jahren aus jenen Anſtalten entlaſſen, gingen die Jungfrauen an den Hof des Inca ab, unter ſtarker Bedeckung, theils um die Stellen von Prieſterinnen bei den Tempeln zu übernehmen, oder um als Opfer bei jenen außerordentlichen Gelegenheiten zu dienen, wo allein das Blut reiner Jungfrauen die Gottheit verſöhnen konnte, theils um Beiſchläferinnen des Inca oder Frauen der Vornehmen zu werden, an welche alljährlich einmal eine ſolche Vertheilung ſtattfand. Innerhalb ihrer reichlich dotirten Klöſter lebten dieſe Veſtalinnen unter ſtrenger Clauſur, und befanden ſich unter Bewachung von Eunuchen, die man im Geſichte oft bis zur furchtbarſten Häßlichkeit verſtümmelte, um allen Verſuchungen vorzubeugen. Die Strafe verletzter Keuſchheit war für beide Parteien der Tod; der Mann wurde an den Füßen aufgehängt, die gefallene Veſtalin lebendig begraben oder mit ähnlichen grauſamen Lebensſtrafen belegt. Der Schwur allein, daß Viracocha ſelbſt die Jungfrau erwählt und beſucht habe — in ſolchem Falle wol immer ein Prieſter — konnte Veränderung oder Erlaſſung der Strafe herbeiführen, da alles daran liegen mußte, offene Beſchimpfung jener Kaſte zu verhindern [48]). Gemeiniglich befanden ſich dieſe Klöſter in der Nähe der Sonnentempel; eines der berühmteſten und größten war jenes von Carangue nördlich von Quito, indem es an 200 Jungfrauen enthielt. Die Prieſterſchaft war überall zahlreich und mächtig, im Beſitz von bedeutenden Reichthümern, und als Corporation hoch über den Reſt des Volkes geſtellt. Sie verſtand es, einzelnen Tempeln den Ruf beſonderer Heiligkeit zu verſchaffen, und zog Wallfahrer zu denſelben, bewahrte ſich durch Ernſt und Pomp ihrer äußern Erſcheinung die Verehrung der Menge, und nahm, wie es ſcheint, viele Privilegien in Anſpruch, z. B. die Erlegung bedeutender Summen für den Vorzug, auf dem geheiligten Boden der Tempel begraben zu werden, den ausſchließlichen Gebrauch einer nur den Geweihten verſtändlichen Sprache und andere mehr, deren Wiedereinführung zum Beſten des ſpaniſchen Klerus, den Indiern daher nicht als etwas Neues oder Drückendes vorkommen konnte. Manchen Aberglauben und Prieſtertrug — Zauber und Hexenwerke, wie es die älteſten Geſchichtſchreiber nennen — geſtatteten die Incas als das ſicherſte Mittel der Herrſchaft über ein Volk, deſſen Unfähigkeit zu einer reinen Gottesverehrung ihnen wahrſcheinlich zeitig klar geworden war. Aus den langen Erzählungen der Zeitgenoſſen geht allein ſo viel mit Gewißheit hervor, daß die Eroberer in nicht geringerem Aberglauben befangen waren, als die Beſiegten, und ebenſo leicht wie dieſe, wenn auch mit anderem Erfolge, ſich betrügen ließen. Sonderbarerweiſe finden ſich aber unter den Peruanern Spuren jener, ſonſt nur im Norden der Welt beobachteten

46) *Gomara* p. 167. Die geiſtige Beſchränkung der Indier und der fremde Urſprung der Incas laſſen beide auch aus dem Umſtande ſich nachweiſen, daß die von den letzten gelehrte Form einer reinen Verehrung keinen Beifall fand, und die Peruaner überall zu dem Fetismus zurückkehrten, oder denſelben doch mit der Anbetung des Viracocha zu verbinden ſuchten. Auf die einſtimmige Ausſage der Quellenſchriftſteller geſtützt, drückt ſich Herrera (Dec. V. l. 4. c. 4) glücklich aus, wenn er ſagt: „Irgend etwas Ungewöhnliches in der Natur, irgend etwas merkwürdig Scheinendes wurde ihnen ein Gegenſtand der Anbetung, denn in ſolchen Dingen vermutheten ſie einen Gott. Schädlichen Thieren erwieſen ſie göttliche Verehrung, damit ſie ihnen nicht ſchaden möchten, wohlthätige Einflüſſe beteten ſie an, um ihre Fortdauer zu erlangen.“ 47) *Acosta* l. V. c. 22. p. 357.

48) *Acosta* l. V. c. 15. p. 338. Die Spanier ſollen jene Veſtalinnen keineswegs in einem Zuſtande gefunden haben, der ihre Anſprüche auf Namen und Ehren einer Jungfrau rechtfertigen konnte. Gomara (p. 168) iſt der Meinung, daß dieſes allein Folge der mit dem Falle des Incareiches unmittelbar entſtandenen Sittenverderbniß geweſen ſei, vor Ankunft der Spanier ſich aber anders verhalten habe. Auch in Mexico gab es Prieſterinnen, jedoch war ihre Stellung mehr untergeordnet als Dienerinnen des Tempels und der Prieſter. Ihr Gelübde band ſie jedoch nur für ein Jahr. Verletzung der Keuſchheit wurde unerbittlich mit dem Tode beſtraft. *Acosta* l. V. c. 15. p. 338. Eine Art von Mönchsklöſtern fand man in Mexico, nirgends in Peru. Ibid. l. V. c. 16. p. 340.

Digitized by Google

Gabe, Ereigniſſe weit entlegener Gegenden im Augenblicke des Geſchehens in den Wolken abgebildet zu ſehen, die vielfach beſtrittene, jetzt ſelten gewordene Fähigkeit des second sight der ſchottiſchen Hochländer [49]). An ein urſprünglich böſes Weſen ſcheint man nirgends geglaubt zu haben, und die Furcht vor dem Erzfeinde gehörte daher wol nicht zu den Mitteln, deren ſich die Prieſterſchaft zur Leitung des Volks bediente. Es war vermuthlich ein Misverſtändniß der ſpaniſchen Eroberer, wenn ſie die Befragung höherer Mächte durch die peruaniſchen Prieſter für einen wiſſentlichen Verſuch des Verkehrs mit einem böſen Princip hielten. Aus ähnlichen Gründen iſt kein großes Gewicht auf die angebliche Entdeckung einer Menge von Formen zu legen, die an ähnliche des Katholicismus erinnert haben ſollen, und, nach der Anſicht der damaligen Zeit, vom Böſen ſelbſt den Indiern als Ironie des wahren Glaubens gelehrt worden waren. Man ſah einen alten ſymboliſchen Gebrauch, der ſich darauf beſchränkte, bei dem Schwur der Treue gegen den Inca den Schwörenden Biſſen auszutheilen, welche die Mamaconas verfertigten, als eine Nachahmung der chriſtlichen Abendmahlsfeier an, meinte die Taufe in Peru vorzufinden, und betrachtete aus gleich unnachſichtigem Augenpunkte manche Ceremonien, öffentliche, auf religiöſen Motiven beruhende Feſte, perſönliche Kaſteiungen und Faſten, die unmittelbar nachher, unter andern Namen jedoch, den Indiern durch die ſpaniſchen Prieſter ebenfalls zur Pflicht gemacht wurden [50]). Eine achtungswerthe Seite der religiöſen Feſte war die Wohlthätigkeit gegen Arme; den Vornehmſten lag es ob, die Vertheilung der von ihnen gelieferten Gaben bei ſolchen Gelegenheiten perſönlich zu beſorgen. Die Feſtlichkeiten begannen mit Tanz und Volksluſtbarkeiten, endeten aber mit einer ernſten Feier; unter den Indiern des heutigen Peru geſchieht das Gegentheil, indem auf den Gottesdienſt endloſe Trinkgelage folgen. Wie es ſich nun aber auch mit dieſen wahren oder angedichteten Verirrungen verhalten haben möge, ſo leugnet doch keiner der Zeitgenoſſen der Eroberung, daß überall in Peru der Glaube an Unſterblichkeit, verbunden mit der Idee eines künftigen Zuſtandes der Belohnung oder Beſtrafung, geherrſcht habe [51]). Die Verſtorbenen betrachtete man mit größter Achtung, und legte ſo viel Gewicht auf die Beſtattung derſelben, daß die Entziehung der letzteren oft härter geahndet wurde, als der vorhergegangene Mord. Als die ſcheinbar ſich ergebenden Bewohner der Inſel Puna auf der Überfahrt von Tumbez eine große Anzahl von Orejones verrätheriſch getödtet, empörte den Inca Huayna Capac vor allen der Umſtand, daß die Leichen ohne Begräbniß geblieben und in das Meer geſtürzt worden waren. Tauſende der Inſulaner mußten mit martervollem Tode dieſen Frevel büßen [52]). Die Ceremonien bei der Beſtattung des Leichnams glichen ſich nicht an allen Orten, wenigſtens nicht hinſichtlich des Grabes. Die Incas und die Vornehmſten des Landes ſetzte man bei in unterirdiſchen Gemächern, und gab ihnen ihre Schätze mit, Grund genug für die Spanier, dieſe Plätze zu durchwühlen und Schießpulver zur Sprengung der felſenfeſten Mauern anzuwenden, von welchen daher nur geringe Reſte auf unſere Zeit gekommen ſind. Unbemittelte und Krieger erhielten ein gewöhnliches Grab in der Erde, aber den Stand des Verſtorbenen deuteten Symbole an; ein Hammer den Goldarbeiter, eine Lanze den Soldaten. In Cuzco begruben die Familien ihre verſtorbenen Mitglieder nicht ſelten in ihren Häuſern, andere Male auf ebenen Stellen um die Stadt. Kleine Thürme von Mauerwerk, viereckig und mit Dach verſehen, deuteten den Ort des Grabes an. Die Sitte aller roheren Völker, den Verſtorbenen die Bedürfniſſe des Lebens hienieden auf den Weg nach einer andern Welt mitzugeben, exiſtirte gleichfalls, wenn auch wahrſcheinlich nur als Symbol, unter den Peruanern. Sie beweinten die Todten mehre Tage, führten unter Thränen Tänze zu ſeiner Ehre auf, vertheilten Gaben an die Armen, und beſchloſſen nach längerer Zeit die Trauer durch eine Proceſſion, und das Herumtragen der Abzeichen, des Sitzes und anderer Dinge des Verſtorbenen. In manchen Gegenden bildeten Trinkgelage, nicht ſelten mit tödtlichen Schlägereien verbunden, das Ende. Frauen trugen als Zeichen äußerer Trauer gewiſſe Geflechte in den Händen und um den Körper, auf dem Kopfe aber Seile von Gras. Witwen ſetzten ſchwarze Mützen auf, färbten ſich die Nägel ſchwarz und durften vor Ablauf eines Jahres nicht wieder heirathen [53]). Nach dieſem Zuſtande der Religion und ihrer genauen Verknüpfung mit der Regierung hing nothwendig der Geiſt der Geſetze des ganzen Reiches ab. Da dieſe nicht als menſchliche Satzungen, ſondern als Ausſprüche der Gottheit ſelbſt durch ihre

---

49) *Herrera*, D. V. l. 4. c. 7. 50) *Acosta* l. V. c. 17. p. 344. l. V. c. 23. p. 360. Weihkeſſel, um ſich von ihren Sünden zu reinigen, beſaßen die Peruaner nach *Herrera*, D. V. l. 4. c. 7. Die Namengebung der Neugeborenen bei Gelegenheit der großen Herbſtfeſte iſt mit Unrecht für eine Taufe angeſehen worden; daß ſie einem bürgerlichen Acte zur Feſtſtellung individueller Rechte gleich war, geht ziemlich deutlich aus der Beſchreibung Herrera's (D. V. l. 4. c. 6) und Garcilaſſo's hervor. Faſten wurden allerdings beobachtet; ſie beſtanden in Enthaltung vom Genuſſe des Salzes, des Aji (Capsicum) und jedem animaliſchen Nahrungsmittel. Man verzehrte nur Mais und Yuyo, d. h. die breitblätterigen Fuci des ſtillen Meeres. Der Gebrauch der letztern Pflanze hat ſich auch den Weißen mitgetheilt, die bis vor 30 Jahren in Chile, und ſelbſt in Mendoza jenes Seegras während der Faſtenzeit häufig verſpeiſten. 51) Die katholiſchen Prieſter fanden daher auch keine Schwierigkeit bei dem Vortrage dieſes Theils der chriſtlichen Lehre, konnten dafür aber keinen Glauben für den Satz der körperlichen Auferſtehung finden, der den Indiern unbegreiflich blieb. *Acosta* l. V. c. 7. p. 318.

52) *Cieza* p. 108. Cieza macht bei dieſer Gelegenheit folgende naive Bemerkung: „Und in der That pflegt man im größten Theile Amerika's (de las Indias) ſich mehr um die Errichtung und Schmückung der Grabmäler zu bekümmern, in die man nach dem Tode gelegt werden ſoll, als um die Ausbeſſerung der Häuſer, die man im Leben zu bewohnen hat.“ Ein ähnliches Urtheil ſpricht er weiterhin aus (p. 176 b). 53) *Gomara* p. 170 b. *Cieza* l. c. und c. 83. p. 154 b. Garcilaſſo an vielen Orten. Der fürchterliche Gebrauch, bei dem Begräbniſſe, wenigſtens der Incas, viele Perſonen zu tödten, namentlich die Weiber der Verſtorbenen, iſt bereits oben S. 387 Sp. 2 erwähnt. Lamas und andere Thiere opferten die Peruaner ſtets bei den Beſtattungen.

Digitized by Google

Statthalter, die Incas, galten, ſo wurde auch jede Übertretung unfehlbar mit der feſtgeſetzten Strafe belegt, indem der Glaube herrſchte, es komme Menſchen nicht zu, die dem höchſten Weſen angethanen Beleidigungen zu vergeben[54]). Nach unſern Rechtsbegriffen ſind die Geſetze der Incas im empörenden Grade blutig, und man vermag ſie ſelbſt dann nicht als heilſam zu erkennen, wenn man mit einem neuern Geſchichtſchreiber[55]) annimmt, die überall vorwaltende Religion habe aus den Peruanern ſo ordnungsliebende und moraliſche Unterthanen geſchaffen, daß die volle Strenge des Geſetzes nur gegen Wenige in Anwendung kommen konnte. Tod, mit Martern während der Gefangenſchaft verbunden, ſtand auf Raubmord; einfache Lebensſtrafe auf Todtſchlag, wenn der Angeklagte Veranlaſſung zu dem vorausgegangenen Streite gegeben hatte; auf Meuchelmord; auf Tödtung einer Frau aus Zorn; auf Ermordung des Ehemannes durch die Frau, ohne Berückſichtigung der Gründe, welche dazu geführt haben mochten; auf dem Abtreiben der Leibesfrucht; auf wiederholten Verſuchen gewaltſamer Schändung; auf Ehebruch, wenn das Weib den höhern Kaſten angehörte; auf Beraubung des Eigenthums des Inca; auf Verbrennung öffentlicher Brücken; auf der dritten Wiederholung grober Widerſetzlichkeiten gegen die Caziken; auf erneuter Verlaſſung der den Mitimaes angewieſenen Wohnorte; auf Kuppelei; auf Beſitznahme fremden Grundeigenthums; auf mehrfachen Meineid; auf Parteilichkeit der Richter; endlich auf Beleidigungen des Inca, wenn verſchlimmernde Umſtände hinzukamen. Mehre dieſer Vergehen ſtrafte man mit Tortur und ließ die Todesſtrafe erſt im Wiederholungsfalle eintreten. Auf vielen Vergehen ſtanden Schläge mit einem Steine zwiſchen die Schultern, eine öffentlich ertheilte und als ſehr entehrend angeſehene Strafe; ſo auf Verletzung des Jagdrechtes oder Wildbannes, der ſonſt unter amerikaniſchen Völkern nicht vorkommt, außerdem auf unverbeſſerlicher Faulheit. Bürgerlicher Tod traf ungerechte Richter; der Werth geſtohlener Dinge mußte erſetzt und der Schade vergütet werden; der dem Nachbar durch zufällig entſtandene Feuersbrünſte oder durch Einbrechen der Heerden auf ſein Land erwachſen ſein mochte. In vielen geringeren Fällen blieb die Beſtrafung und ihre Weiſe dem Richter überlaſſen, allein derſelbe war dem Inca verantwortlich, und empfing öffentliche entehrende Strafe, wenn er ohne Vorwiſſen des Inca über einen Unterthanen, wie groß auch die Schuld deſſelben geweſen ſein mochte, das Todesurtheil ausſprach. Aberglaube hatte auf dieſe Strafbeſtimmungen übrigens einen nicht geringen Einfluß, denn nicht nur traf den der Hexerei Angeklagten der Tod, ſondern auch alle Mitglieder ſeiner Familie und Dienerſchaft, weil man Alle für eingeweiht in jene ſchwarze Künſte hielt, deren völlige Ausrottung beabſichtigt war. Im Allgemeinen ſoll die Verwaltung der Gerechtigkeit unparteiiſch, die Regierung daher beliebt geweſen ſein; daß jedoch Verbrecher aus den höhern Ständen nur im Falle einer zu offenkundigen und groben Verletzung der Geſetze, die für die niedrigeren Claſſen feſtgeſetzten Strafen erlitten, wo möglich aber ſchonendere Behandlung erfuhren, geht theils aus den Beſtimmungen der Geſetze ſelbſt, theils aus gewiſſen Begebenheiten hervor. So hob der Inca Tupac Yupangui das alte Verbot ehelicher Verbindungen in den nächſten Graden der Blutverwandtſchaft darum auf, weil er Neigung zu ſeiner Stiefſchweſter fühlte, welche er ſpäterhin wirklich zum Weibe nahm[56]). Ob die Sittlichkeit des Volkes ungeachtet dieſer ſtrengen Juſtiz ſo groß geweſen ſei, wie ſie von Neuern hin und wieder dargeſtellt worden, iſt mit Recht zu bezweifeln, denn die Regelmäßigkeit im Äußeren und die Unterwürfigkeit unter ihre Häuptlinge mag bei den Indiern damals ſo gut, wie heutzutage mehr Furcht vor Strafe und Folge mechaniſcher Gewöhnung geweſen ſein, als die Frucht reiner, ſittlicher Bildung und feſter Moralität. Wir finden Sodomie unter andern Ausſchweifungen von den Spaniern am häufigſten erwähnt; ſie war volksthümlich, und in manchen Provinzen ſo wenig als ſchändlich angeſehen, daß man ſich ihr (z. B. in Guaylas) ganz öffentlich hingab. Von den Spaniern mag dieſe Beſchuldigung allerdings oft nur vorgebracht worden ſein, um die Eingebornen ungeſcheuet mishandeln zu dürfen; einige Male verhingen ſie aber über ganze Ortſchaften die blutigſten Strafgerichte (z. B. Cali) aus dieſem Grunde allein, wie es ſcheint, ohne irgend eine Nebenabſicht damit zu verbinden. Über das häusliche Leben der Peruaner jener Zeit gebricht es uns zu ſehr an zuverläſſigen Nachrichten, um eine untrügliche Entwickelung des Verhältniſſes, welches durch die Theokratie der Incas entſtanden ſein mag, möglich zu machen. So viel ſich durch Zuſammenſtellung einzelner Bemerkungen der erſten Geſchichtſchreiber ſchließen läßt, war das häusliche Leben ebenſo, wie es ſich noch heutzutage unter den Indiern Peru's darſtellt. Die Weiber hielten die Keuſchheit keinesweges für eine ihrer erſten Pflichten, und gaben ſich den Spaniern gern hin. Alle häusliche Arbeiten und ſelbſt die Erhaltung der Familie laſteten auf ihnen; ſie beſtellten die Felder, beſorgten die Ernten und pflegten die Heerden; die Männer aber nahmen weibiſche Gewohnheiten an, webten zu ihrem Vergnügen, putzten ihre Perſonen heraus, oder ſaßen daheim in ſtumpfer Unthätigkeit[57]). Dieſes iſt auch das Bild eines Indierhaushaltes unſerer Zeit. Sogar den öffentlichen Dienſtleiſtungen entzogen ſich jene Männer, denn wenn durchmarſchirende Spanier Träger für ihr Gepäck verlangten,

54) *Garcil.* Comm. real. L. II. c. 3.

55) *Russel*, History of America. I. §. 735.

56) *Acosta* L. VI. c. 18. p. 428. Auf Verbindung mit Verwandten im erſten Grade, auf- und abſteigender Linie, ſtand Todesſtrafe. *Acosta* l. c. Dieſer Angabe widerſpricht aber Garcilaſſo (Comm. L. I. c. 21. L. IV. c. 9), indem er ſagt, Manco Capac habe Ehen mit Schweſtern, wenigſtens in der Incafamilie, empfohlen, als Mittel, den Stamm rein zu erhalten. Nach Gomara (c. 124) herrſchte in Cuzco ſogar Polygamie. Geſetze der Incas im Allgemeinen bei *Garcil.* Comm. real. L. IV. *Herrera*, D. V. l. 4. c. 3. Diebe wurden mit Ausreißen der Augen beſtraft. *Gomara* p. 170 b. Brandſtifter und Mörder gehängt. *Garcil.* IV, 19. *Acosta* l. c.

57) *Cieza* p. 90 b.

Digitized by Google

ſo ſchickten ſie Weiber und Töchter ab, um jenen rohen Haufen zu dienen, zufrieden damit, inzwiſchen ſelbſt der Ruhe pflegen zu können. Ein anderer bis jetzt unveränderter Zug deſſelben Verhältniſſes, das daher ſchwerlich als muſterhaft angeſehen werden kann, iſt die üble Erziehung der Kinder und ihre Achtungsloſigkeit gegen ältere Perſonen. „Gehorſam oder Achtung haben weder jüngere Leute gegen ältere, noch Söhne gegen ihre Väter,“ drückt ſich Gomara aus[58]). Ebenſo war auch die Ehe der Peruaner weit entfernt, das auf Sittlichkeit und Liebe begründete Inſtitut zu ſein, mit welchem das Glück des Einzelnen nicht minder, als das Gedeihen des Ganzen unter civiliſirten Völkern eng verbunden iſt. Wie im Muhammedaniſchen Orient nahm ein jeder Mann ſo viele Weiber, als er zu ernähren vermochte, aber nur eine derſelben galt als rechtmäßige Frau, die übrigen als Beiſchläferinnen. Auch die Incas erkannten nur eine ihrer Frauen als legitim an, unter dem Titel Coya, und hielten ſich außerdem eine ſehr große Anzahl von Concubinen, die aus dem Stamme der Incas (Pallas) oder aus den Schweſterſchaften der Sonnenjungfrauen (Mamacunas) gewählt waren. Nur die Kinder der beiden erſteren Claſſen waren legitim und ſucceſſionsfähig[59]). Überfluß an Weibern ſoll dieſes polygyniſche Verhältniß ebenſo, wie die Sklaverei der Frauen hervorgebracht haben[60]). Nichtachtung der weiblichen Rechte geht hervor aus der parteiiſchen Bevorzugung des Mannes in vielen Fällen, ſchonungsloſe Grauſamkeit aber aus der Sitte einige Frauen des Verſtorbenen zu tödten, denn keineswegs waren ſolche Opferungen immer freiwillige, und daher auch nicht mit den indiſchen Suttees, den Folgen eines religiöſen Fanatismus zu vergleichen. Hinſichtlich des Ehebruchs ſcheint jedoch kein Unterſchied in der Beſtrafung der Schuldigen wegen ihres Geſchlechts gemacht worden zu ſein; beide erlitten den Tod, indeſſen trat für die Frau Milderung der Strafe ein, wenn der beleidigte Ehemann ihr verzieh[61]). Jungfräulichkeit galt nicht für Bedingung bei Schließung einer Ehe, denn obgleich wir auf der einen Seite finden, daß ſchon Inca Pachacutec ſtrenge Geſetze gegen gewaltſame Schändung der Jungfrauen gab, ſo begegnen uns im nördlichen Theile des Incareiches Völker, aus deren Verfahren bei Verheirathungen hervorgeht, daß ſie Jungfrauſchaft an der Erwählten für eine unangenehme Zugabe gehalten haben müſſen[62]). Die Erlaubniß zur Schließung von Ehen vermochte nur der Inca zu ertheilen, allein wahrſcheinlich galt dieſes nur in Beziehung auf die Glieder ſeiner Familie, oder die Vornehmſten des Reiches. Die Töchter der höchſten Stände, und namentlich des Hauſes der Incas, konnten vor dem 18. Jahre keine Verbindungen eingehen und nicht nach Gefallen wählen, ſondern wurden zur großen Auszeichnung an verdiente Adelige gegeben. In den niedrigeren Ständen trat Heirathsfähigkeit erſt mit dem 25. Jahre ein, denn bis zu dieſem Alter dauerte, mindeſtens dem Geſetze nach, die väterliche Gewalt, die, wie erwähnt, in der Wirklichkeit nicht bedeutend geweſen ſein kann, im Übrigen aber dadurch Beſchränkung erlitt, daß Züchtigungen der Kinder öffentlich vorgenommen werden ſollten, und beſondere Beamte beſtellt waren, um die Ältern zu beaufſichtigen in der Art ihrer Erziehung[63]). Die häusliche Einrichtung der Unterthanen der Incas läßt ſich aus den auf unſere Zeiten gekommenen Reſten ihrer Städte ziemlich richtig beurtheilen. Großartig war ſie ſelbſt bei den Vornehmſten und Reichſten nicht, und die öffentlichen Gebäude erregen in ihren Trümmern nicht ſowol durch ihre Verhältniſſe und die Spuren ehemaligen Schmuckes, als durch das Coloſſale der ſie bildenden Maſſen Verwunderung. Im ganzen Lande herrſchte nur ein Bauſtyl für Privathäuſer. Sie waren klein, in den höchſten Gebirgsgegenden kreisförmig, wie noch jetzt die Indier der Sierra ſie bauen, in den Städten viereckig, aber alle mit Stroh gedeckt und einander ſo viel als möglich genähert. Fruchtfelder und Gärten umgaben in einiger Entfernung dieſe Ortſchaften, unterbrachen aber nicht die Gaſſen, die zwar gerade Linien bildeten, aber ſehr eng waren, indem die Peruaner keine Zugthiere kannten. Bauwerke von bedeutender Höhe vermochten ſie nicht aufzuführen, denn ſie waren mit der Herſtellung von Gewölben unbekannt, und ſcheinen nur auf ſehr kleinen kreisförmigen Häuſern in ganz holzarmen Gegenden bisweilen kegelförmige Dächer aus einem leicht verhärtenden Lehm angebracht zu haben. Zu den Wänden wurden ausſchließlich Steine verwendet, in öffentlichen Gebäuden ſchieden ungeheure Steinplatten die Stockwerke anſtatt der hölzernen Fluren, und Balken fanden nur Anwendung in den Dächern der Privathäuſer[64]). Im Ganzen ſtand jedenfalls der Betrieb der Künſte und Handwerke nicht auf der hohen Stufe, die ihnen manche Schriftſteller beigemeſſen haben, denn das unentbehrlichſte aller Hilfsmittel, das Eiſen, fehlte den Peruanern. Inſtrumente aus Kupfer, Quarz (Feuerſtein) und Amphibolit vermochten dieſen Mangel nicht zu erſetzen. Metallarbeiter gab es lange Zeit vor der Eroberung, und Bergbau ſoll betrieben worden ſein; die noch vorhandenen goldenen und ſilbernen Zierathen ſind jedoch keineswegs fein oder geſchmackvoll gearbeitet, dafür aber durch Gewichtigkeit, und beſonders durch Feſtigkeit der Löthung, merkwürdig.

58) p. 291. 59) *Acosta* L. VI. c. 18. p. 428. *Garcil.* L. IV. c. 9. *Cieza* p. 83 b. 60) Cieza (p. 91) behauptet, es habe in Peru funfzehn Mal mehr Weiber als Männer gegeben. 61) Inca Pachacutec verurtheilte beide Ehebrecher, *Garcil.* L. VI. c. 36; in Cuzco erlitten beide den Tod, *Gomara* p. 168. 62) Das Geſetz gegen Schändung der Jungfrauen erwähnt *Garcil.* l. c. Die Sitte, die hinterlaſſenen Weiber lebendig zu begraben, war zu Cieza's Zeiten noch im Schwunge, ſcheint aber doch mehr im Norden, z. B. um Quito und in Esmeraldas, zu Hauſe geweſen zu ſein. *Cieza* p. 83 b. p. 98 b. Daß Jungfrauen zur Ehe nicht geſucht waren, erhellt aus *Garcil.* L. II. c. 19; allein man wählte zu dieſem Zwecke ebenſo wenig Perſonen aus der Kaſte der öffentlichen Mädchen (Pampayrunas), die ungefähr dieſelbe Stellung in der Geſellſchaft eingenommen zu haben ſcheinen, wie die Bayaderen Indiens. *Garcil.* L. IV. c. 14. In Esmeraldas war es ſogar gebräuchlich, daß Andere vor der Hochzeit es für den Bräutigam übernahmen, die Braut zu defloriren. *Cieza* c. 49. p. 99.

63) *Garcil.* L. II. c. 11. L. III. c. 8. L. IV. c. 19. L. V. c. 15. L. VI. c. 36. 64) *Cieza* c. 92. p. 166.

Digitized by Google

Treiben von Metallplatten zu hohlen Statuen, Verfertigung von Draht und ganz dünnen Tafeln von Gold und Silber waren gewöhnliche Künſte, aber die aus dieſen Dingen gemachten Zierathen ſind fehlerhaft gezeichnet und plump in ihren Verhältniſſen. Das erfoderliche Metall erlangte man durch Aufſuchung gediegener Stücke (beſonders am Cerro de Porco, welcher alles Silber zur Verzierung des Sonnentempels von Curianché geliefert haben ſoll) und Waſchen des Goldes aus dem Flußſande. Die in den Gräbern der Indier jener Zeit vorkommenden, auch in Europa oft geſehenen Thongefäße und Waffen, ſind von keiner irgend auszeichnenden Form, noch beſonders gearbeitet. Die Kleidung beſtand aus Zeuchen, zu welchen die Vicuñas die Wolle lieferten, und in den wärmeren Gegenden aus baumwollenen Geweben. Dieſelben Pflanzen, die der Indier Peru's, zumal in der Sierra, noch heute cultivirt, pflanzten auch (mit Ausnahme der europäiſchen Cerealien) ſeine früheſten Vorfahren an. Die Conquiſtadoren fanden dort die Quinoa, den Mais, die Yuka, Molle, Oca und die Kartoffel vor. Die Indier verfertigten aus dem Mais das noch jetzt übliche berauſchende Getränk Chicha, und aus den Kartoffeln durch Einwirkung der Winterkälte die nützliche Bereitung des Chuño[65]). Ihr Syſtem des Landbaues erhob ſich nicht über das Einfache, denn die genannten Pflanzen erfodern nirgends große Berückſichtigung örtlicher Verhältniſſe, wol macht aber das Klima Peru's die künſtliche Bewäſſerung nöthig. So entſtanden jene ſchmuckloſen, aber durch Länge ihres Laufes und Überwindung der Bodenſchwierigkeiten noch jetzt Bewunderung erregenden Waſſerleitungen, deren Verfall unter den Conquiſtadoren unverbeſſerliche Unfruchtbarkeit über ehedem reiche Ländereien brachte, und einen großen Theil des Landes wirkſamer zur Wüſte verwandelte, als bürgerliche Bedrückung allein es je vermocht hätte. Sowol das Beſitzrecht dieſer an den wildeſten Abhängen der Anden ſich hinziehenden Kanäle, als auch das Bodeneigenthum, befanden ſich unter dem Schutze hinreichender Geſetze. Gegen die Abgrabung dieſer Kanäle und gegen Ackerfrevel gab es ſtrenge Geſetze. Indeſſen konnte dieſe Beſchützung des Landwirths ihren Zweck nur unvollkommen erreichen, indem alles Ackerland als Staatseigenthum angeſehen und für eine einfache Lebensdauer vertheilt wurde, nicht aber vom Vater auf den Sohn vererbte[66]). Daß ein Handel, nach dem gewöhnlichen Begriffe des Wortes, im Reiche der Incas nicht beſtanden haben kann, ergibt ſich ſchon aus der Unbekanntſchaft der Peruaner mit einem geſetzlichen Ausgleichungsmittel. Die Spanier führten gemünztes Geld erſt mehre Jahre nach der Eroberung ein, nachdem ſie den Eingeborenen die Nützlichkeit der edeln Metalle ſo weit kennen gelehrt, daß dieſe ſich derſelben, wahrſcheinlich nur in Form von Barren, zu bedienen begonnen hatten. Unter den Incas war die Ausführung edler Metalle aus der Hauptſtadt ſogar bei Strafe verboten, und an mehren Orten um Cuzco wachten Zollbeamte auf die genaue Erfüllung dieſes Geſetzes. Vor der Eroberung halfen ſich die Indier durch Tauſch von Producten des Bodens und ihres Fleißes, z. B. der Coca, der Baumwolle und der aus derſelben verfertigten Zeuche, und ſollen in der Abſchätzung des Werthes ſehr erfahren geweſen ſein. Einige dieſer Gegenſtände vertraten die Stelle der Scheidemünze, und hatten als ſolche ihren Umlauf. Coca ſcheint übrigens ein Regal geweſen zu ſein, mindeſtens ließen die Incas dieſelbe auf ihre Rechnung in den wärmeren Gegenden der Anden anbauen, und gaben ſie an Beamte und Günſtlinge als Bezahlung oder Belohnung[67]). Gold und Silber war überall Regal der Incas; manche Provinzen erlegten in ſolchen Metallen ihren Tribut, allein beide wurden nur zu Verzierungen verwendet; ſo außerordentlich groß auch die Mengen, in denen ſie vorkamen, geweſen ſein müſſen, wenn anders den Erzählungen von der ungeheuern Beute der erſten Eroberer Glauben beizumeſſen iſt. Da die Maſſe der Bevölkerung in den Anden lebte, mit dem unfruchtbaren Küſtenlande aber wenig Verbindung herrſchte, ſo beſaß das damalige Peru auch weder Seeleute, noch Schiffahrt. Nur an der Mündung des großen Fluſſes von Guayaquil fanden die Spanier ein mit dem Meere vertrauteres Volk; indeſſen eigneten ſich ſeine Fahrzeuge weder zu langen, noch ſchnellen Reiſen, und glichen jenen Flößen oder Catamarans, die an den Küſten von Peru bis Ende des vorigen Jahrhunderts im Gebrauch geblieben ſind. Mit den unabhängigen Nachbarvölkern beſtand nicht nur keine Verbindung, ſondern ein ſelten unterbrochener Krieg, der eine ſtrenge Abſchließung und Bewachung der Grenzen nach ſich zog. Alle Reiſen legte man zu Lande zurück, ſelbſt bis in die entfernteſten, zur See ungleich ſchneller erreichbaren Provinzen. Große Heerſtraßen erleichterten dieſen beſchwer-

65) *Cieza* c. 99. p. 175. *Zarate* c. 8. p. 76. Daß die Kartoffel (Papa, unter welchem Namen nie die Camote [Ipomoea tuberosa *L.*] verſtanden wird,) von den Spaniern vorgefunden ward, iſt der beſte Beweis des hohen Alterthums ihrer Cultur in Peru. Die oben erwähnte Chicha pflegte man den Todten in das Grab mitzugeben. In den Gräbern (huacas) von Chancay fand man gegen 1810 Gefäße, in welchen vermittels guter Verſchließung ein Theil der vor der Eroberung vergrabenen Chicha ſich erhalten hatte. Solche Amphoren und Schalen aus gebranntem Thon ſehen zwar ſehr geſchmacklos aus, ſind aber ungleich feſter als irgend ein ähnliches Manufactur der jetzigen Peruaner, und werden von dieſen daher ſehr geſucht zum häuslichen Gebrauche. In manchen Gegenden erlangt man ſie bei Nachgrabungen in großer Zahl.

66) Über das Erbſchaftsrecht der Peruaner ſtimmen die Quellenſchriftſteller nicht völlig überein. Zwiſchen dem höhern und Bürgerſtande herrſchte, wie es ſcheint, in dieſer Beziehung ein Unterſchied. Die Incas ſuccedirten ſich nach dem Rechte der Erſtgeburt (*Garcil.* L. VI. c. 8), gleichſam wie Majoratsherren (*Gomara* p. 170 b); in den untern Ständen aber erben die Neffen, nicht die Söhne (Ibid.). Nach Andern (*Herrera*, D. V. l. 4. c. 1) folgte dem Inca der Sohn nur dann, wenn kein legitimer Vatersbruder, oder keine Mutter der legitimen Frau des letzten Incas am Leben war. Das Eigenthum des verſtorbenen Inca ging nicht auf ſeinen Nachfolger, ſondern auf ſeine Angehörigen oder die ſeinem Andenken geweihten Tempel über.

67) *Herrera*, D. V. l. 3. c. 13. 15. Es ſtand alſo der Handel auf derſelben Stufe, wie noch jetzt in den Provinzen Maynas, Moyobamba und Lamas, wo grobe Baumwollenzeuche, und, zur Ausgleichung ſehr kleiner Differenzen, Knäuel von Baumwollengarn anſtatt des Geldes circuliren.

Digitized by Google

lichen Verkehr. Die Incas legten dieſe an und übertrugen ihre Erhaltung als Servitut an gewiſſe Ortſchaften, bezweckten aber mehr die Gewinnung großer Militairſtraßen, als den Vortheil der Unterthanen. Aus dieſem Geſichtspunkte iſt namentlich jener vielbeſprochene und theilweis noch vorhandene Incaweg zu betrachten, der Cuzco und Quito verband, von Huayna Capac angelegt, ſpäter bis Chile verlängert ward, und meiſtens auf dem Kamme der Cordilleren lief, während eine andere ihm parallele Straße der Küſte folgte. Der erſtere liefert einen Beweis — wie überhaupt alle Bauwerke des alten Peru — von der erſtaunlichen Menge von Arbeitern, die zu jeder Zeit den Incas zu Gebote geſtanden haben müſſen, und von großer Beharrlichkeit, wenn auch nicht von wiſſenſchaftlichen Kenntniſſen der Erbauer. Tiefe Schluchten ſind ausgefüllt, Felſenwände weggeräumt worden, um eine möglichſt ebene Fläche zu erlangen; Einſturz drohende Abhänge unterſtützte man mit Mauern, deren ſenkrechte Höhe nicht ſelten 15—20 Stockwerken (alſo gegen 250 Fuß) gleich kam. Das Pflaſter beſtand aus breiten Steinen und hängende Brücken führten über die wenigen breiteren Flüſſe, die man nicht ganz zu vermeiden vermocht hatte, wie z. B. den Deſaguadero u. a. Nicht minder ſchwierig mag die Erbauung der Küſtenſtraße geweſen ſein, denn quer durch die zahlreichen Thäler, die von den Andenflüſſen oft in ihrer ganzen Breite unter Waſſer geſetzt werden, führte man Erddämme von der Länge einer Stunde, der Breite von 40 Fuß, und bedeutender Höhe. Selbſt in den Sandwüſten, welche ein fruchtbares Thal von dem andern ſcheiden, deuteten wenigſtens Pfähle, die nach der Schnur in den Boden geſetzt waren, die Richtung an, und verhüteten Verirrungen in pflanzenloſen, vertrockneten Einöden. Da die Straße durch die Anden nothwendigerweiſe ebenfalls manche unbevölkerte oder kaum bewohnbare Höhe berührte, ſo legte die Regierung Stationen an, die ungefähr vier Leguas von einander entfernt, dem Reiſenden Schutz und Nahrungsmittel darboten, ſtellenweis mit Magazinen für das Heer und Befeſtigungen verſehen waren, und Bewohner enthielten, denen es oblag, die Verpflegung von Fremden, die Erhaltung der Vorräthe und die Beförderung von Nachrichten und Befehlen durch eine Art von Botenpoſten zu beſorgen. Die umliegenden Ortſchaften lieferten dieſen Stationshäuſern die nöthigen Vorräthe ſtatt eines Tributs; öffentliche Beamte und die Vornehmen des Landes erhielten unentgeltliche Aufnahme, Andere bezahlten mit Landesproducten die Beherbergung. In einigen Gegenden gingen Seitenwege von der Hauptſtraße ab, auf welchen übrigens ganz die beſchriebene Einrichtung herrſchte, z. B. die Vereinigung der beiden Incawege, in der Gegend der Pampas von Bombon [68]).

Außer dieſen größeren Gebäuden lagen am Wege, je eine halbe Legua von einander entfernt, kleine von Indiern und ihren Familien bewohnte Hütten. Die Männer hatten die Verpflichtung, dem Nachbar die ihm zugekommenen Nachrichten mündlich, aber auf das Schleunigſte, zu überbringen; auf dieſe Art ſoll die Regierung in Cuzco innerhalb acht Tagen von Quito Mittheilungen erhalten haben [69]). Mit dieſem Syſtem einer doppelten großen Landſtraße hing der Mechanismus der Regierung genau zuſammen. Die Befehlshaber der Provinzen waren verbunden in den Bergfeſten zu leben, die in ungleichen Entfernungen am Incawege lagen, und nicht allein die größeren Magazine, ſondern auch Wohnungen für den Inca, Sonnentempel und Caſernen für marſchirende Heere enthielten, daher als militairiſche Stützpunkte dienten im Kriege, im Frieden aber den mit großem Pomp umherreiſenden Fürſten und ſein ſtets ſehr zahlreiches Gefolge aufnahmen, wenn er in regelmäßigen Perioden eintraf, um die Gerechtigkeit zu verwalten, den Tribut zu erheben, den Zuſtand der Feſtungen und ihrer Vorräthe zu unterſuchen und ihre Vermehrung zu befehlen [70]). Die Einrichtungen des peruaniſchen Staates gehen zum großen Theil aus Dem hervor, was wir von dem Princip jener Theokratie, den Geſetzen und den religiöſen Anſichten der Peruaner bereits geſagt haben. Die höchſte und untrügliche Autorität war diejenige des Inca; Glieder ſeiner Familie führten den Oberbefehl in den Provinzen und beſaßen die Macht in allen gewöhnlicheren Fällen die Gerechtigkeit zu verwalten, Heere aufzubieten, und gegen Rebellen zu marſchiren. Unter dieſen ſtanden die Gouverneurs der befeſtigten Orte an den großen Straßen,

68) *Zarate* p. 9 b. *Cieza* p. 89 b. Schon zu Zeiten Zarate's war durch den Krieg der Eroberung und die ſpätern Bürgerkriege die Incasſtraße an vielen Orten zerſtört. Jetzt ſind nur geringe Spuren vorhanden. Die Länge der Andenſtraße von Paſto bis Chile wird auf 900 Leguas geſchätzt, ihre Breite zu 25 Fuß. *Herrera*, Descripc. de las Ind. occid. (Madr. 1725). c. 16. p. 35. An demſelben Orte wird dem Küſtenwege ebenfalls nur die Breite von 25 Fuß zugeſchrieben. Die Erhaltung dieſer Straßen und Brücken war Pflicht der Unterthanen (*Herrera*, D. V. l. 4. c. 3), die dazu aufgeboten wurden, und z. B. in Cuzco alljährlich, wie ſie diſtrictweiſe die Reihe traf, ſich einzuſtellen hatten, um dort bei öffentlichen Bauten zu dienen, oder die Reinigung der Straßen ꝛc. zu beſorgen. *Cieza* c. 113. p. 166 b.

69) Dieſe Fußcouriere hießen Chasquis. *Cieza* c. 42. p. 84 b. Etwas Ähnliches exiſtirt noch jetzt in Maynas.

70) *Cieza* c. 43. p. 89. Der berühmteſte Ort dieſer Art iſt Tumebamba, wo manche für das Incareich wichtige Begebenheit ſich ereignete, und von welchem noch heute viele Ruinen übrig ſind. Cieza gibt von Tumebamba eine weitläufige Beſchreibung a. a. O. Aus derſelben Stelle ergibt ſich, daß die Einrichtung ſolcher Etappen eine bedeutende Erleichterung für das Volk geweſen ſein müſſe. Fand man, wie es das Geſetz mit ſich brachte, die Magazine mit allen Bedürfniſſen des marſchirenden Heeres angefüllt, und war dieſes untergebracht, ſo wurde jeder Soldat mit unerbittlicher Strenge geſtraft, der ſich eine Beraubung in der Umgegend zu Schulden kommen ließ, und der Inca hielt ſo ſtreng auf dieſe Ordnung, daß er ſeinem Sohne ihre Übertretung nicht verziehen haben würde. In Vilcas, angeblich dem Mittelpunkte des Incareiches, entſtand durch Neubaue mehrer Incas nach und nach eine ebenſo große und vielleicht noch glänzendere Station, als jene von Tumebamba. Es ſcheint dieſer Ort vorzugsweiſe der Aufenthalt des Hofes geweſen zu ſein, wenn er Cuzco verließ. Vierzigtauſend Indier gehörten als Dienſtpflichtige nach Vilcas, und mußten ſich das ganze Jahr hindurch ablöſen. Die ſieben Leguas weiter nach Süden gelegene Brücke über den Fluß Vilcas war nach dem Berichte Cieza's (c. 89. p. 162 b) 166 Schritte lang, und war (wie noch jetzt viele Brücken Peru's) aus Seilen verfertigt, jedoch ſo feſt, daß man im Galopp über ſie hinreiten konnte.

Digitized by Google

und den unterſten Rang nahmen die Curacas ein, als Häuptlinge der kleinen Stämme, durch deren Unterjochung das peruaniſche Reich gradweis entſtanden war, denen man aber einen Theil ihrer Nationalität gelaſſen hatte. Außer dem Adel und den ackerbauenden Mitimaes gab es eine dritte Claſſe, deren Urſprung nicht nachweisbar iſt. Die Yanaconas waren Sklaven, die unter keiner Bedingung ihre Freiheit erlangen konnten, Sklaven zeugten, und durch Kleidung von den Freien ſich unterſchieden, aber an ihren Gebietern ſich auf das Empfindlichſte dadurch rächten, daß ſie Partei für die Spanier ergriffen, während ſie die entſtandene Unordnung benutzten, um Unruhen gegen den Inca anzuſtiften und die Schätze des Staats zu rauben [71]). Mit Ausnahme der Vornehmſten waren alle Peruaner gezwungen der Regierung beſtimmte Frohndienſte zu leiſten, welche jedoch nach localen Umſtänden und den individuellen Fähigkeiten abänderten, und niemals mehr, als zwei Monate im Jahre betragen ſollten. Alter über 50 Jahre, Krankheit und körperliche Gebrechen befreieten von dieſer Verbindlichkeit, welche überhaupt das weibliche Geſchlecht nicht traf. Die Abgaben an den Staat waren im Ganzen gering, und verhielten ſich verſchieden je nach den Provinzen, indem ſie allein in Naturalienlieferungen beſtanden; allein die Regierung verſtand es auf andere Art, die Unterthanen zu benutzen. Es beweiſt die Macht des theokratiſchen Princips im alten Peru, daß die Eingeborenen ſich eine Bedrückung, die unter andern Völkern für unerträglich gegolten hätte, nicht nur allein gefallen ließen, ſondern ſich ihr ſogar freudig unterwarfen. Nur der dritte Theil alles cultivirbaren Landes kam dem Volke zu, nicht nach freier Wahl, ſondern, wie es die Behörden als nicht vererbbares Lehen vertheilten, je nach der Zahl der Glieder einer Familie. Die beiden andern Theile gehörten der Kirche und dem Inca als Mittel zur Erhaltung der Prieſter, der zahlreichen heiligen Orte (Guacas), des Incas und ſeines Hauſes, des Adels und des Heeres. Der Überſchuß des Ertrages dieſer durch Frohndienſt bearbeiteten Felder kam in die großen Magazine, und diente zur Vertheilung in Zeiten allgemeinen Mangels. Ein gleiches Verhältniß herrſchte hinſichtlich der Heerden, denn auch hier war der dem Volke überwieſene dritte Theil nicht völliges Privateigenthum, ſondern mochte nach Befinden der Behörden zurückgefodert werden. Freilich ſorgte die Regierung für das Volk, und nahm ſelbſt von ſeinen kleinern Bedürfniſſen Kenntniß; ſie errichtete eine Art von Findelhäuſern, und ſchützte alte und gebrechliche Perſonen, denen es an Verwandten gebrach, indem ſie dieſe bald ganz erhielt, bald zu leichten Dienſten, z. B. Feldhüten, verwendete; allein eine gleich allgemeine Bevormundung eines zahlreichen über eines der größten Reiche verbreiteten Volkes möchte in der Geſchichte der Menſchheit ſonſt kaum irgendwo vorkommen, und beſtätigt die oben ausgeſprochene Meinung von der Schwäche des peruaniſchen Volkscharakters [72]). Über die Beſtimmung der Einzelnen zu öffentlichen Zwecken verfügten die Incas mit gleicher Machtvollkommenheit. Die Überſicht der Bevölkerung erleichterte die ſyſtematiſche Zerfällung derſelben in kleine Communen. Ausgehend von Cuzco als dem Mittelpunkte, theilte man das Reich in vier große den Weltgegenden entſprechende Regionen (Tahuantin-ſuya), trennte dieſe in Bezirke, und dieſe wiederum in eine Menge kleiner Diſtricte, deren geringſter zehn Familien begriff. Es fand daher eine gegenſeitige große Controle der Beamten ſtatt, und Bekanntſchaft mit der Zahl der Individuen und ihren Fähigkeiten zu öffentlichen Leiſtungen war leicht zu erlangen. Die Männer konnten ſich daher den letzteren nicht entziehen und wurden zu völlig willenloſen Inſtrumenten. Bei der Führung ihrer Kriege mußte den Incas dieſe Einrichtung ſehr zu Statten kommen. Zwar zogen dieſe in anderer Abſicht zu Felde, als die Mexicaner, denen es oft nur darauf ankam, Menſchen zu fangen, um ſie ſpäter, gemäß ihres ſchrecklichen Cultus, den Göttern zu opfern; allein die Kriege der Peruaner waren deshalb nicht minder häufig und dauernd. In der Einrichtung des Staates lag für die Incas die Nothwendigkeit des Proſelytenmachens; ſie konnten bei keinem erreichbaren Nachbarvolke ein entgegengeſetztes Verhältniß perſönlicher Freiheit dulden, wollten ſie nicht Gefahr laufen, ihre eigenen Unterthanen von dieſem Beiſpiele zu Widerſetzlichkeiten aufgeregt zu ſehen. Die Verbindlichkeit aller Waffenfähigen, auf höhern Befehl in den Krieg zu ziehen, verſchaffte den Incas jene erſtaunlichen und völlig willenloſen Maſſen, durch welche andere Volksſtämme gleichſam erdrückt oder ſo umſchloſſen wurden, daß ihnen nur Unterwerfung übrigblieb, und es oft nicht einmal zu einer Schlacht kam. Die Sieger mußten es ſich gefallen laſſen zum Theil die eroberte Provinz zu bevölkern, deren urſprüngliche Bewohner, gemäß dem erwähnten Syſtem (S. 385 Sp. 1), als Mitimaes nach andern Gegenden, wenn auch mit Beibehaltung ihrer alten Häuptlinge, verſetzt wurden [73]). Daß die Incas ihre Siege über andere Völker nicht der Tapferkeit der Peruaner, ſondern jenem Syſteme einer Aufbietung zahlloſer Menſchenmengen verdankten, ergibt ſich aus ihren Niederlagen gegenüber Spaniern, die ſich durch Mengen allein nicht imponiren ließen. Das Volk, dem man verhältnißmäßig die höchſte Civiliſation zuſchreiben kann unter den in Amerika vorgefundenen Nationen, und welches ſich mancher ſehr guten Einrichtungen rühmen mochte, wich dem erſten kräftigen Angriffe der Weißen, indem es alle jene Rechte nie beſeſſen hatte, die dem Bürger eines auf humane Principe begründeten Staates die Stellung öffentlicher Mündigkeit verleihen, und befähigen das Äußerſte zu wagen zur Erhaltung der liebgewonnenen Verfaſſung, zur Vertheidigung der Nationalität und zur Abwehrung des fremden Joches.

Die Geſchichte der einzelnen Incas wird zwar ziem-

---

71) *Herrera*, D. V. l. 3. c. 4.

72) Die der Kirche und dem Inca überwieſenen zwei Antheile des zum Anbaue geeigneten Landes hießen Capacllama, der dritte der Commun beſtimmte Guacchallama. *Acosta* L. VI. c. 15. p. 424. *Garcil.* L. V. c. 14. L. V. c. 6.

73) *Cieza* p. 82 b. 83.

Digitized by Google

lich weitläufig von Garcilaſſo erzählt, der aus dem Hauſe der Incas von mütterlicher Seite abzuſtammen ſtolz war; indeſſen dürften dieſe Traditionen nur beſchränkten Glauben verdienen, den Fabeln aber gleich zu achten ſein, wenn ſie die Leiſtungen der älteſten jener Fürſten mit einer Menge von Nebenumſtänden verbunden erzählen, die ſich durch das Gedächtniß des Volks allein nicht bewahren ließen, ohne eine Menge von Zuſätzen und Veränderungen zu erfahren [74]). Manco Capac war angeblich der Stifter des peruaniſchen Reiches; von ihm ging ein großer Theil der Geſetze und Einrichtungen aus, die bis zur Ankunft der Spanier als unverletzliche Grundlagen des Staates beibehalten und oben umſtändlich beſchrieben ſind. Man glaubt, daß ſeine Regierung 30—40 Jahre gedauert habe. Gemäß der von ihm feſtgeſetzten Erbfolge beſtieg nach ihm ſein erſtgeborener Sohn Sinchi-Roca den Thron. Der Beiname des Tapfern (Sinchi) ſteht in Verbindung mit den ihm zugeſchriebenen Eigenſchaften, die an die Vortrefflichkeit der Homeriſchen Helden erinnern. Sein erſter Schritt beſtand in Einberufung der Vornehmſten des Volkes, denen er die Nothwendigkeit der Vergrößerung des Reiches mittels friedlicher Eroberung vorſtellte. Durch Überredung und Beiſpiel ſollten die barbariſchen Nachbarn zur Annahme von Menſchlichkeit und Religion gebracht werden, nicht durch die Gewalt der Waffen. Es gelang ihm in der That ohne Blutvergießen die Grenzen des väterlichen Reiches nach Süden um 20 Stunden zu erweitern, in die Gegend des Fleckens Chuncara zu verlegen, nach Oſten aber in die Waldregion der Anden bis zu dem Fluſſe Calla-huaya vorzudringen. Den Eindruck benutzend, welchen der Anblick eines mit äußerem Pomp verbundenen Cultus, zumal im Tempel Curacanche, auf die Häuptlinge unabhängiger Horden hervorbrachte, ſchloß er mit einem der Mächtigſten durch Verheirathung ſeines Sohnes eine dem Reiche vortheilhafte Verbindung, vergrößerte und verſchönerte ſeine Hauptſtadt, und ſtarb allgemein betrauert in einem hohen Alter. Von ſeinen zahlreichen Nachkommen folgte ihm ſogleich der älteſte Sohn Lloque-Yupangui, der des Vaters Beiſpiel nachzuahmen ſuchte, das Reich zu vergrößern unternahm und zu dieſem Zwecke bereits ein Heer von mehr als 7000 Mann zu verſammeln vermochte. Während ſich das Volk der Cañas gutwillig unterwarf, Sitten und Religion der Incas annahm, leiſteten die Ayaviris um ſo entſchloſſenern Widerſtand. Mit bewaffneter Hand vertheidigten ſie lange Zeit ihre Unabhängigkeit, ſahen ſich aber endlich genöthigt, auf jede Bedingung des Inca's Herrſchaft anzuerkennen. Dieſer ließ ihnen Verzeihung angedeihen, legte aber Feſtungen, namentlich Pucara, an, um die Beſiegten in Unterwürfigkeit zu erhalten. Zum erſten Male war alſo bei Einführung der peruaniſchen Theokratie Blut gefloſſen. Ein zweiter Zug vereinigte die Provinzen Paucar-colla und Hatun-colla mit dem Reiche von Cuzco. Ihre Einwohner wagten nicht ſich zu widerſetzen, und empfingen den Inca mit ſolchen Feierlichkeiten, daß er die Häuptlinge reichlich beſchenkte, und dem Diſtricte manche Auszeichnung durch Erbauung von großen Sonnentempeln und öffentlichen Gebäuden zu Theil werden ließ. Unter Lloqui-Yupangui vergrößerte ſich das Land bis zum Südende des Sees Titicaca, und nach Weſten bis an den Fuß der Anden. Er hinterließ einen einzigen legitimen Sohn, Mayta-Capac, während deſſen Minderjährigkeit die Binde, das Zeichen der höchſten Würde, im Tempel von Curiacanche aufbewahrt, die Regierung aber durch zwei Onkel des im hohen Alter verſtorbenen und vom Volke unter die Götter verſetzten Inca geführt wurde. Mit erreichter Volljährigkeit trat Mayta-Capac die Regierung an, und ſuchte vor Allem die Grenzen zu erweitern, denn die Vergrößerung der von den Vorgängern empfangenen Macht war ſtets die zuerſt zu erfüllende Pflicht jedes neuen Inca's. In Begleitung eines Heeres von 12,000 Mann erreichte er die Gegend von Tiahuanuca am Titicaca, jenen Sitz einer weit älteren und geheimnißvollen Dynaſtie, wurde aber am weiteren Vordringen geraume Zeit durch das Volk der Cacyavaris aufgehalten, welches er endlich beſiegte und mit ſo viel Milde behandelte, daß die Bewohner mehrer benachbarter und ausgedehnter Diſtricte ſich freiwillig ihm anſchloſſen. Von hier aus ſchickte er das Heer nach Weſten, eroberte das Land bis an das Geſtade des Oceans, und begründete Moquegua in der Mitte des Volkes der Cuchunaes, welches er mit größter Strenge beſtrafen ließ, wegen ſeiner Sitte an den Siegern durch Beibringung von Gift ſich heimlich zu rächen. Nach Oſten ſich wendend begegnete er den Collas, einem Gemiſch verſchiedener Völkerſchaften, die jeden Verſuch einer friedlichen Ausgleichung zurückweiſend, den Inca gegen ſeinen Willen zu einer Schlacht zwangen, in der ſie jedoch beſiegt wurden. Sie huldigten dem Mayta-Capac und vermehrten hierdurch ſein Reich um einen Landſtrich von 30 Stunden in der Länge. Eine dritte Unternehmung brachte die ſiegreichen Peruaner bis an den Apurimac, deſſen Ufer zum erſten Male durch eine Hängebrücke, und zwar an derſelben Stelle verbunden wurden, wo noch gegenwärtig der Übergangspunkt der Straße von Cuzco nach Lima ſich befindet. Unbewohnte Gegenden empfingen Colonien, Arequipa entſtand, und auch in dieſer Richtung erreichten nun die Grenzen das Meer. In Cuzco ſelbſt brach unter der Regierung dieſes Inca's ein Aufruhr aus, den eine der regierenden Dynaſtie feindliche Partei (Alcabiquicac) verurſacht hatte. Nach ihrer Unterjochung regierte der Inca in Frieden, und ſoll gegen 30 Jahre Peru beherrſcht haben. Den fünften Inca, Capac-Yupangui (auch Pachacuti-Yupangui genannt), überfielen die Bewohner der Provinz Condeſuyo, ehe er noch Zeit gehabt, vom Throne unter den herkömmlichen Formen Beſitz zu nehmen. Sie wurden von Cuzco zurückgetrieben, kehrten erbitterter zurück, erlitten eine neue Niederlage, und mußten ſich nach Beſetzung ihres Landes unterwerfen und gefallen laſſen nach andern angewieſenen

74) Die größten Widerſprüche der Geſchichte der Incas ergeben ſich bei Vergleichung der Nachrichten über das Leben der zehn erſten, wie es von Garcilaſſo (L. VIII sq.), Herrera (D. V. l. 3), Acoſta (L. VI. c. 20 sq.), Zarate (L. I. c. 10), Ulloa (Resum. histor.) u. ſ. w. erzählt wird.

Digitized by Google

Wohnorten auszuwandern. Während ſeiner angeblich 60jährigen Regierung unterwarf dieſer Inca eine Menge kleiner Volksſtämme und machte nach Süden den See von Paria, nach Norden die Provinz Jauja zu Grenzen des Landes. Nach den Erzählungen Einiger ſoll er durch Uſurpation auf den Thron gekommen ſein [75]. Als Reformator erſcheint er durch Beſeitigung eines Theils des alten Fetiſchdienſtes und die Herſtellung der Verehrung eines einzigen überſinnlichen Weſens, des Viracocha. Seinen ſorgfältig mumiſirten und ſehr gut erhaltenen Körper fanden die Spanier in Cuzco vor, und transportirten ihn nach Lima, um ſeiner Anbetung von Seiten der Indier ein Ende zu machen. Auch des ſechsten Inca's Regierung begann auf dieſelbe Weiſe, wie diejenige ſeiner Vorfahren. Inca-Roca (wörtlich überſetzt „kluger Fürſt") bereiſte zuerſt ſein Land und zog dann gegen die unabhängigen Nachbarvölker aus. Er erreichte die Gegenden nach Oſten, die fortan die Grenzen des Staates bildeten, den Anfang der dichten Waldregion am Fuße der Anden, in die kein Inca erobernd einzudringen verſuchte, weil Klima und Wildheit der Eingeborenen den aus dem Gebirge ſtammenden Peruanern zu große Hinderniſſe entgegenſetzten. Dagegen unterwarf er ſich Charcas bis nach Chuquiſaca, und eroberte mehre Landſtriche in weſtlicher Richtung. Während eines ſeiner Züge in dieſer Richtung lieferte er den Bewohnern von Condeſuyo eine große Schlacht unfern Pomatambo. Dem Inga-Roca verdankte die Hauptſtadt ihre auch von den Conquiſtadoren bewunderte Waſſerleitung, deren Entſtehung aber, wie gewöhnlich, in Fabeln gehüllt iſt. Mit bedeutenden Talenten verſehen wirkte Inga-Roca viel Gutes für Peru und ſtiftete in Cuzco Schulen für die Kinder des Adels und ſeines Stammes. Seine Regierungszeit iſt ungewiß, wird jedoch auf 50 Jahre geſchätzt. Das Schickſal des ſiebenten Inca, Yahuar-Huacac, ſagten die Zeichendeuter ſchon bei ſeiner Geburt voraus, weil er blutige Thränen vergoß, ein Umſtand, der in ſeinem Namen ausgedrückt iſt. Dieſe Vorausſagungen raubten dem neuen Inca alles Lebensglück, und erhielten ihn in einem fortwährenden Zuſtande von Furcht vor dem Schickſale, dem er durch die mildeſte Behandlung ſeiner Unterthanen zu entgehen ſuchte. Eingedenk aber der Möglichkeit, die Übelwollenden grade durch dieſe aus Furcht entſtandene Güte zu Aufſtänden zu ermuntern, unternahm er einen Feldzug gegen die Bewohner des Küſtenlandes zwiſchen Arequipa und Tacama, überließ aber den Oberbefehl ſeinem Bruder Inca-Mayta, der ſiegreich wiederkehrte. Der erſtgeborene Sohn des Yahuar-Huacac entwickelte ſehr zeitig einen ſo widerſpenſtigen Sinn und beleidigte den Vater ſo oft, daß ihn dieſer verbannte und die Strafe auferlegte, die Heerden des Sonnentempels zu hüten. Der Exilirte gab vor, daß ihm der Viracocha erſchienen, den Aufruhr der Provinz Chinchaſuyu verkündet und aufgefodert habe, mit einem Heere zu der Unterdrückung der Unruhen auszuziehen. Der Inca maß dem Vorgeben keinen Glauben bei, bis nach und nach die Botſchaft vom Aufſtande dreier Provinzen einlief. Der muthloſe Inca entſchloß ſich, den ſich nähernden Feinden die Hauptſtadt preiszugeben, und nahm den größten Theil ihrer Einwohner mit ſich. Sein Sohn benutzte dieſe Unruhen, verließ das Exil, beſtimmte durch kriegeriſche Anreden die Ausgewanderten mit ihm nach Cuzco umzukehren, und die Vertheidigung dieſer Stadt zu verſuchen. Verſtärkt durch die herbeiziehenden Völker der Quichua, Colapampa und Aymara ging der Thronfolger den Rebellen entgegen und ſchlug ſie vollſtändig in der Ebene von Cuzco. Er ließ Allen Verzeihung angedeihen und beruhigte die aufgeſtandenen Provinzen. Seinen Vater ſoll er hierauf zur gütlichen Abtretung der Regierung vermocht haben; nach andern Nachrichten aber war der letztere bei Gelegenheit eines Feſtes meuchleriſch erſchlagen worden. Der Sohn trat als achter Inca unter dem Namen Viracocha-Inca auf, nachdem die Bewohner von Cuzco dahin gebracht worden waren, die Begründung einer Republik aufzugeben, ein Vorſatz, den die ſchwache Regierung des letzten Inca befördert haben mochte. Der neue Beherrſcher Peru's eroberte ſo viele Ländereien, daß mit Ausnahme der Richtung nach Norden, ſeinen Nachfolgern Nichts übrig blieb, denn in jeder andern Richtung waren die Grenzen bis an den Rand der undurchdringlichen Waldungen oder der unbewohnbaren Sandwüſten vorgeſchoben. Der Ruf von der Macht und dem Glanze der Monarchie begann ſich nun zu den Nachbarvölkern zu verbreiten; von Tucuman kam eine Geſandtſchaft an und ſuchte um ein Bündniß nach, welches der Inca gewährte. Unter dem Inca Viracocha ſoll zuerſt die Vorausſagung geſchehen ſein von der Ankunft eines fremden Volkes von noch nie geſehenem Äußeren, vor deren Macht der Thron zerfallen, Peru ſelbſt ſeiner Unabhängigkeit beraubt werden und die alte Religion einer neuen weichen würde. Einige Sagen laſſen dieſen Inca nach einer 50jährigen Regierung ſterben, Andere aber ermüdet das Diadem niederlegen und nach Xaquixaguana ſich zurückziehen. Sein Nachfolger, in der Reihe der Incas der neunte, wird bald Inca Urco, bald Pachacutec („der Weltumkehrer") genannt, und ſoll den letzteren Namen auf Befehl ſeines Vaters mit dem früher geführten Titu-Manco-Capac vertauſcht haben. Auch über dieſen Herrſcher Peru's ſind die Berichte voll ganz unvereinbarer Umſtände. Von einer Seite wird er als legitimer Nachfolger des Inca Viracocha in der Reihe der Incas aufgeführt und als ein ſehr unternehmender und weiſer Fürſt geſchildert, von der andern als bald verdrängter, wenn auch Anfangs anerkannter, und vielen Laſtern ergebener Häuptling erwähnt. Seine bekannte Feigheit habe die Chancas ver-

75) Acoſta (L. VI. c. 21. p. 433) erzählt, Pachacuti Yupangui habe durch allerlei Vorſpiegelungen das Volk mit Enthuſiasmus erfüllt, den durch ſeinen ältern Bruder gegen die Changas verlorenen Feldzug durch Siege ausgeglichen, und ſich dann gegen Vater und Bruder gewendet und durch Waffengewalt beide entthront. Andere ſchweigen hiervon, erwähnen aber, daß dieſer Inca eine neue Linie oder Dynaſtie, Inacapa-canac, begründet habe. *Herrera*, D. V. l. 3. c. 9. Acoſta's Erzählung beweiſt die Unſicherheit dieſer Traditionen, und die im Laufe der Zeit oder durch die Spanier entſtandenen Verwirrungen von Thatſachen. Was von der Uſurpaticn des fünften Inca bei Acoſta geſagt wird, paßt eigentlich nur auf den achten, Viracocha-Inca.

Digitized by Google

anlaßt ſich zu empören und gegen Cuzco vorzurücken, und nur die Tapferkeit ſeines Bruders, des Yupangui, der ſpäter als zehnter Inca auftritt, habe das Reich gerettet, durch die Schlacht auf dem Berge Carmenga bei Cuzco, wo die Chancas eine ſolche Niederlage erlitten, daß nur 500 ihres mächtigen Heeres mit dem Leben entkamen. Inca Urco oder Pachacutec ſei darauf abgeſetzt worden. Nach andern Nachrichten errang aber eben dieſer Fürſt eine Menge Siege und unterwarf mehr Völker, als irgend einer ſeiner Vorgänger, und ſtarb erſt nach einer 50jährigen Regierung. Die großen Siege werden einſtimmig dem Yupangui zugeſchrieben, der von ſeinem Bruder zum Oberbefehlshaber des Heeres ernannt worden. Es liegt alſo die Ungewißheit eigentlich darin, ob Yupangui ſeine großen Thaten in untergeordneter Stellung verrichtet, oder ob er den Inca Urco ſo zeitig verdrängt habe, daß die Ergebniſſe der Regierung des Letzteren vielmehr der Geſchichte ſeines Nachfolgers, alſo des zehnten Inca, angehören. Sicher iſt es übrigens, daß in jener Zeit das peruaniſche Reich nach Norden außerordentliche Erweiterungen erfuhr, daß in drei Feldzügen Caramarca, Jauja und das ganze Küſtenland bis Truxillo unterjocht wurde. Den bei dieſer Gelegenheit unfern der Mündung des Fluſſes Rimac entdeckten Tempel des Pachacamac ſchonten die Eroberer, und machten fortan die öffentliche Anbetung dieſes Weſens zu einem Gebote ihrer Religion. Nach ſeiner Thronbeſteigung als zehnter Inca verſuchte Inca Yupangui zuerſt nach Oſten ſein Reich zu erweitern, mußte aber, wie ſeine Vorgänger, vor der Natur jener Gegenden zurückweichen, und ſchickte dann unter Anführung des Sinchirucu ein Heer von 10,000 Mann durch die Wüſte von Atacama nach Chile. Die Bewohner der Gegend von Copiapo und Coquimbo zeigten wenig Neigung ſich dem Syſteme der Incas zu unterwerfen, ergaben ſich aber der Übermacht. Nach Ankunft bedeutender Verſtärkungen drang das Heer bis ſüdlich vom Fluſſe Maule vorwärts, verlor aber dort durch den Widerſtand der kriegeriſchen Eingeborenen ſo viele Mannſchaft, daß der Inca weitere Eroberungen aufgab, und jenen Fluß zur äußerſten Grenze des Reichs beſtimmte, und mit einer Reihe von Befeſtigungen verſah. Im Innern des Landes entſtanden damals außer andern großen Bauwerken die oben beſchriebenen Landſtraßen oder Incawege. Yupangui hinterließ 250 Kinder, die er mit ſeinen zahlreichen Nebenweibern gezeugt. Der älteſte ſeiner legitimen Söhne, Tupac-Yupangui („der Glänzende"), folgte ihm als eilfter Inca. In vier verſchiedenen Kriegen nahm er zuerſt Huacarachuco in Beſitz, ſtieg dann nach Nordoſten hinab, unterwarf ſich mit größter Mühe die durch die Unzugänglichkeit ihres Gebirgslandes geſchützten Völker von Chachapoyas und Moyobamba, und zog dann bis Quito. Die von ihm nach Esmeraldas abgeſchickten Orejones wurden von den Eingeborenen, die den Vorſchlägen zur Anſchließung an Peru kein Gehör gaben, ermordet. Ein dreijähriger Krieg mußte geführt werden, um die Eingeborenen des Thals von Guarco zu Unterthanen zu machen, denn je größer das Land der Incas wurde, und je mehr die Eroberungsſucht der letzteren hervortrat, um ſo entſchloſſener geſtaltete ſich auch der Widerſtand der Angegriffenen. Menſchenmaſſen, wie nie vorher, mußten aufgeboten werden, um die Plane jener Herrſcher auszuführen, die keine Grenzen fernerhin anzuerkennen geneigt waren; 300,000 Mann begleiteten den Tupac-Yupangui auf einem Zuge gegen Charcas und Chile, und die Umſtände begannen ſich zu entwickeln, die ein Menſchenalter ſpäter den Fall der Dynaſtie und die Auflöſung des Reiches nach ſich zogen. Der zwölfte Inca, Huayna-Capac (fälſchlich Guanacaba) hatte über die Heere ſeines Vaters ſchon mehre Jahre den Befehl geführt, ehe er ſelbſt den Thron beſtieg. Ungewarnt durch das Beiſpiel ſeines Vorgängers, dem die Größe des Landes, die Kriege gegen bisher freie Völker, und die Beſiegung der häufigen Aufſtände im Innern, wenig ſorgloſe Stunden gelaſſen, ſtürzte auch er ſich in neue und gefährliche Eroberungen, drang nach Norden bis Paſto vor, und unterjochte, wenn auch mit Verluſt der Edelſten ſeines Hauſes, die rohen Wilden um Guayaquil und auf der Inſel Puna. Ein Aufruhr der Provinz Chachapoyas rief ihn über die Anden, ein anderer nach Charcas, wo die von ihm eingeſetzten Beamten unter den Händen der erbitterten Eingebornen das Leben verloren hatten. Erging auch über dieſe ein ſo furchtbares Strafgericht wegen Verwerfung verſöhnender Vorſchläge, daß ein See jener Gegenden durch die Hinrichtungen ſich färbte und zum Andenken Blutſee (Yahuar-cocha) genannt ward, ſo ergab es ſich nun unverkennbar, daß die auf unnatürlichen Principien begründete Macht der Incas ſich überlebt habe. Spaltungen der gefährlichſten Art zerriſſen ſelbſt die Familie des Inca, und arteten nach ſeinem in Quito erfolgten Tode in einen Bruderkrieg aus [76]). Die erſten Spanier waren an der Küſte von Tumbez geſehen worden und Zeichen am Himmel und auf der Erde verkündeten die nahe Erfüllung der Prophezeihungen des Inca Viracocha, die Zerſtörung des Reiches der peruaniſchen Incas, des ausgedehnteſten und mächtigſten unter den geſchichtlich nachweisbaren der neuen Welt. (*E. Pöppig.*)

Incastellatio ecclesiarum, ſ. unt. Kirche.

Incastraturae, ſ. unt. Reliquien.

IN CASUM SUCCUMBENTIAE. Dieſe Redensart bezieht ſich auf den nach älterm teutſchem Civilproceß üblichen Gebrauch, daß der, welcher gegen ein gerichtliches Urtheil das Rechtsmittel der Appellation oder Berufung an eine höhere Inſtanz einwendete, für den möglichen Fall des Unterliegens — was die Worte ſelbſt ausdrücken — eine beſtimmte Summe Geldes gerichtlich niederlegen mußte, welche er zwar zurückerhielt, wofern die Appellationsinſtanz ſeine Beſchwerde gerecht fand, die er aber verlor, ſobald ſeine Einwendungen gegen das fragliche Urtheil ſich als unſtatthaft erwieſen. Man beabſichtigte durch dieſe Vorſchrift die Menge der leichtſinnigen Appellationen wider gerichtliche Urtheile zu beſchränken; auch wurde dieſer Zweck eine geraume Zeit hindurch wirk-

76) Über den dreizehnten Inca, Atahualpa, und die Eroberung Peru's durch die Spanier vgl. den Art. Pizarro.

Digitized by Google

lich erreicht, und nur der Misbrauch, der nach und nach rückſichtlich der Succumbenzgelder bei manchen Gerichtshöfen einriß, und in nutzloſe Plackereien für die Unterthanen überging, gab ſpäterhin Anlaß zu ihrer Beſeitigung. Übrigens iſt der wahre Urſprung der Succumbenzgelder ſchon in der römiſchen Cautio pro lite prosequenda zu ſuchen, deren geſetzlicher Stützpunkt in dem cap. 2. Nov. 112 liegt *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Inca-Weg (Camino del Inca) in Peru, ſ. Incas.

INCE, 1) ein kleines Kirchſpiel der Grafſchaft Cheſter in England, welches nur 520 Einwohner enthält; 2) eine kleine Landſtadt Englands in der Grafſchaft Lancaſter, in deren Nachbarſchaft ſogenannte Cannelkohle gefunden wird, aus der man Vaſen, Knöpfe, Schnupftabakdoſen, Tintenfäſſer ꝛc. verfertigt. Die Bevölkerung beträgt gegen 1200 Seelen. (*J. C. Schmidt.*)

Incentivum, iſt einerlei mit Intonation (ſ. d. Art.).

INCERTI DII, hießen bei den alten Griechen und Römern alle ſolche Gottheiten, welche man nicht durch beſtimmte Merkmale von andern zu unterſcheiden wußte, und wurden den im Volksglauben feſtgeſtellten, auf beſtimmte Begriffe zurückgeführten (Dii certi, Dii publici, Dii proprii) entgegengeſetzt. In dieſe Claſſe gehört auch der „unbekannte Gott," deſſen Ap. Geſch. 17, 23 gedacht wird. (*R.*)

INCEST, INCESTUS, ſ. Blutschande. Nach der von Hygin (Fabul. praef.) erwähnten ſpätern mythologiſchen Vorſtellung iſt Inceſtus ein Sohn der Erde und des Äthers. (*R.*)

INCH, 1) eine Inſel Irlands, liegt in der Bai Lough Swilly und gehört zur Grafſchaft Donegal. Die Inſel hat einen Flächengehalt von 2000 engliſchen Acres fruchtbaren Landes, und war früher die Hauptniederlage einer bedeutenden im Lough Swilly betriebenen Häringsfiſcherei, die zu einer Zeit 500 Boote beſchäftigte, aber jetzt in Verfall gerathen iſt.

2) Ein Kirchſpiel Schottlands in der Grafſchaft Wigton, hat über 2000 Bewohner und nimmt einen großen Theil der von den Baien Luce und Ryan gebildeten Landenge ein. Eine Hügelreihe durchſtreicht das ganze Kirchſpiel ſeiner Länge nach und liefert eine gute Viehweide, während der niedere Boden, mit Ausnahme einer im Süden befindlichen kleinen Ebene, gutes artbares Land enthält. Im Umfange des Kirchſpiels befinden ſich mehre Mineralquellen und 16 größere und kleinere Seen mit ſüßem Waſſer.

3) Ein Kirchſpiel und Dorf Schottlands in der Grafſchaft Aberdeen. Das Kirchſpiel hat eine teutſche Meile in der Länge und iſt $\frac{3}{4}$ Meile breit; das Dorf liegt in der Nähe der Kirchſpielskirche, an einem kleinen Bache, und hält einen Wochenmarkt und drei Jahrmärkte. Von Aberdeen iſt es 5 teutſche Meilen entfernt. Das ganze Kirchſpiel hat eine Bevölkerung von 1100 Einwohnern. (*J. C. Schmidt.*)

Inchartulati, ſ. unt. Leibeigene.

INCH-ABER, ein kleines Eiland der ſchottiſchen Grafſchaft Stirling, in dem bekannten Loch Lomond. (*J. C. Schmidt.*)

INCHBALD (Elisabeth), geb. 1755 zu Staningfield in Suffolk, die Tochter eines dortigen Pächters, Simpſon mit Namen, zeigte früh einen entſchiedenen Hang zur Einſamkeit, der durch einen Naturfehler des Stammelns noch genährt ward. Sie beſchäftigte ſich mit wiſſenſchaftlichen Studien und mit dem Leſen der verſchiedenartigſten Schriften. Als ſie, noch ſehr jung, ihren Vater verlor, ward von der Mutter, welche die Pachtung, unterſtützt von ihren Töchtern, fortſetzte, die in dem Kinde erwachte Neigung auf keine Weiſe beſchränkt. Romantiſche Dichtungen, die ihr die große Welt in einem glänzenden Lichte zeigten, weckten in Eliſabeth das unwiderſtehliche Verlangen, die Hauptſtadt Englands, den Schauplatz ſo mancher von ihr geleſenen Erzählung zu ſehen und dadurch ihre Welt- und Menſchenkenntniß zu vermehren. Den Wunſch und Entſchluß, ihre Heimath ohne Mitwiſſen und Einwilligung der Ihrigen zu verlaſſen, hatte ſie einigen Freunden mitgetheilt, die ſie vergeblich von dieſem Schritte zurückzuhalten ſuchten. Im J. 1772 ging ſie heimlich aus dem älterlichen Hauſe, mit einem Bündelchen unter dem Arme, das ihre nöthigſten Bedürfniſſe enthielt. Sie lief faſt eine halbe Meile weit, aus Beſorgniß wieder eingeholt und nach Staningfield zurückgebracht zu werden.

In London ſuchte ſie eine weitläufige Verwandte auf, erfuhr aber zu ihrem großen Schrecken, daß dieſelbe bereits ſeit längerer Zeit die Hauptſtadt verlaſſen, und ſich nach New-Wales begeben habe. Die Beſitzer des Hauſes, worin ſie gewohnt, nahmen ſich, da es bereits ſchon ſpät war, des verlaſſenen 16jährigen Mädchens freundlich an, und zeigten ſich bereit, ſie in ihrem Hauſe zu beherbergen. Schon wollte Eliſabeth das gütige Anerbieten annehmen, als ihr plötzlich eine Scene aus Richardſon's Clariſſa, einem ihrer Lieblingsromane, einfiel, und ſie nun in dem herzlichen Zuvorkommen der guten Leute nichts anderes erblickte, als einen der in London üblichen Verführungsverſuche. Raſch entſchloſſen, ſich den Schlingen zu entziehen, die man, wie ſie glaubte, ihrer jugendlichen Unerfahrenheit legen wollte, ergriff ſie, kaum ins Zimmer getreten, wieder ihr Reiſebündel, und rannte, ohne ein Wort zu ſprechen, wieder zur Thüre hinaus, und durch mehre Straßen, ohne zu wiſſen wohin. Angſt und Ermattung zwangen ſie endlich, an einem Krämerladen anzuklopfen, an welchem ſie die Anzeige las, daß dort Zimmer zu vermiethen wären. Zum zweiten Male wollte ſie jedoch die Flucht ergreifen, als ſie den dort eintretenden Beſitzer des erſten Hauſes erblickte, der ihr nachgeeilt war. Die Thür war jedoch verſchloſſen, und ſie ward als eine offenbare Betrügerin feſtgehalten, deren Worten man kaum Glauben beimaß, als ſie aber mit

*) Vgl. hierzu die Abhandlung von C. O. Rechenberg: De sapientia Romanorum, in pecunia in casum succumbentiae a litigantibus deponenda se mirifice ostendente. (Lips. 1739. 4.) und die Diſſ. von J. G. Heineccius: De pecunia in casum, si causa ceciderint, ab adpellantibus alioque remedio utentibus, deponenda, vulgo: von Succumbenz-Geldern. (Hal. 1736. 4.), ſowie eine andere von J. Schleuſing: De mulcta frivole appellantibus in casu succumbentiae imponenda. (Lips. 1682. 4.)

Digitized by Google

Thränen ihren unbeſonnenen Schritt und ihre ganze Lage ſchilderte. Nur durch ihre inſtändigen Bitten entging ſie dem Schickſale, der nächſten Wache überliefert zu werden.

Zum Hauſe hinausgewieſen, irrte ſie umher in den Straßen Londons, dem rohen Scherze jedes muthwilligen Burſchen, der ihr begegnete, preisgegeben, während mit dem zunehmenden Dunkel ihre Angſt und Ermattung ſtieg. Äußerſt erſchöpft erreichte ſie nach Mitternacht die Holbornbrücke. Die Poſtkutſche, die dort eben nach York abgehen wollte, war überfüllt. Um wenigſtens für den Augenblick ein Unterkommen zu finden, trat ſie in den Gaſthof und bat um Herberge, indem ſie ſich für eine Reiſende ausgab, die den Abgang der Poſtkutſche verſäumt habe. Kaum hatte ſie ein Ruheplätzchen gefunden, als man ihr ſagte: die Poſtkutſche gehe den nächſten Abend wieder ab. Zugleich traf mancher argwöhniſche Blick ihren nicht ſonderlich empfehlenden Anzug. Um jeden Verdacht von ſich zu entfernen, bezahlte ſie im Voraus das Geld für die Fahrt, ohne ſie machen zu wollen. Ihre kleine Caſſe war dadurch aber faſt gänzlich erſchöpft worden. Unter dem Vorwande, eine benachbarte Freundin beſuchen zu wollen, lehnte ſie, obgleich vor Hunger beinahe ohnmächtig, ein Frühſtück ab, zu welchem die Wirthin, die jetzt allen Verdacht fallen ließ, ſie eingeladen. Den fernern Beſitz ihres Zimmers ſicherte ſie ſich durch die Erzählung, daß ſie von ihrer Freundin dringend erſucht worden ſei, einige Tage in London zu verweilen. Da ſie den größten Theil des Tages abweſend war, ſo glaubten ihre Wirthsleute, ſie ſpeiſe auch bei ihrer Freundin, während ſie mit wenig trocknem Brode ihren Hunger ſtillte.

Eine günſtigere Wendung ſchien ihr Schickſal nehmen zu wollen, als ſie auf ihren Wanderungen durch London die Bekanntſchaft eines Mitgliedes des Drury-Lane-Theaters machte. Doch merkte ſie bald, daß der neue Freund, der ihr die Bühne als das ſicherſte Mittel, ihr Glück zu machen, anpries, von einem ganz andern Feuer erglühe, als dem, ſie zu einer Schauſpielerin zu bilden. Fehlte ihr auch Kenntniß der wirklichen Welt, ſo beſaß ſie doch einen feinen Takt des Gefühls, um die Abſicht des jungen Mannes zu durchſchauen. Ohne ſeinen Rath zu verwerfen, brach ſie doch jede Verbindung mit ihm ab, und beſchloß, ſich um eine Anſtellung an dem Theater zu Briſtol zu bewerben. King, der Director jener Bühne, befand ſich in ſichtbarer Verlegenheit, als das ſchöne geiſtvolle Landmädchen ihren Antrag ängſtlich und dadurch mit bedeutendem Stottern vorbrachte. Er konnte ſich nicht entſchließen, ihr eine Anſtellung zu geben. Gerührt jedoch von ihrer Schönheit, ihren Abenteuern und Bedrängniſſen ſprach er ihr nicht jede Hoffnung ab, und verſicherte, ihr nach ſeinen beſten Kräften behilflich ſein zu wollen.

Thätiger nahm ſich ihrer hilfloſen Lage ein alter Bekannter des älterlichen Hauſes an, Inchbald mit Namen. Durch ihn, den ſie in London zufällig wiederfand, war ſie dem Unternehmer eines Theaters in einer Landſtadt empfohlen worden. Aber ihr reiner Sinn empörte ſich, als derſelbe mit ihr verliebte Scenen auf eine unziemliche Weiſe einſtudiren wollte. Sie verließ jene Bühne und eilte zu Inchbald. Aus dem freundlichen Vertrauen, womit ſie dieſem ihr Schickſal erzählte, entſpann ſich allmälig ein immer inniger werdendes Verhältniß, nachdem ſich Inchbald überzeugt, ihr Herz ſei ebenſo ſchön als ihre anmuthige Geſtalt. Noch immer zur Bühne mit unwiderſtehlicher Gewalt gezogen, folgte ſie ihm als ſeine Gattin nach Edinburgh.

Sie mochte etwa 18 Jahre alt ſein, als ſie in den erſten Rollen auftrat. Die Schärfe ihres Verſtandes, das Durchdringen der Charaktere, ihre glänzende Schönheit erſetzten manche andere Mängel, beſonders ſeit es ihr mit unſäglicher Mühe gelungen war, die Hinderniſſe zu beſeitigen, die ihr Anfangs ihr Sprachorgan entgegengeſtellt. Doch fand ſie ſpäterhin in Miſtreß Yates eine furchtbare Nebenbuhlerin. Sie ſah ſich genöthigt, auf zwei Jahre nach York zu gehen. Dort trat ſie wieder mit dem entſchiedenſten Beifall auf. Ihre Freude hierüber ward jedoch getrübt durch die zunehmende Kränklichkeit ihres Gatten, mit dem ſie in einer ſehr glücklichen Ehe lebte. Die milde Luft im ſüdlichen Frankreich, wohin ſie ihn begleitete, ſtellte ihn zwar wieder her; allein ſein Geſundheitszuſtand verſchlimmerte ſich, als er wieder nach England zurückgekehrt war, und der Tod ſetzte ſeinen Leiden bald nachher ein Ziel.

Nach jenem traurigen Ereigniſſe gereichte Miſtreß Inchbald noch vier Jahre in London der Bühne von Covent-Garden zu einer ſeltenen Zierde. Zu dieſem Theater kehrte ſie ſpäterhin auch wieder zurück, nachdem ſie eine Zeit lang ſich in Dublin aufgehalten. Weshalb ſie von jener Bühne, auf welcher ſie noch einige Jahre mit dem größten Beifall auftrat, im J. 1789 ſich plötzlich zurückzog, iſt nicht bekannt geworden. So viel iſt gewiß, daß ſie ſeitdem zu London eine Reihe von Jahren in völliger Zurückgezogenheit lebte, bis ſie ſich zuletzt bei einer Familie zu Kinſington in die Koſt gab, und dort den 1. Aug. 1821 ihr Leben beſchloß, nachdem ſie noch kurz zuvor angeordnet, daß die biographiſchen Denkwürdigkeiten, die ſie ſelbſt niedergeſchrieben, ſogleich nach ihrem Tode vernichtet werden ſollten [1].

Durch ihre glänzenden Darſtellungen auf der Bühne war ſie zu der Idee geführt worden, auch als dramatiſche Schriftſtellerin aufzutreten. Nicht zurückgeſchreckt von dieſer Laufbahn durch die Gleichgültigkeit, womit ihr erſter Verſuch, das Luſtſpiel: I'll tell you what (Ich will euch etwas ſagen), aufgenommen ward, welches Colman, der Director des Haymarkettheaters, dem ſie es mitgetheilt, unbeachtet bei Seite legte, trat ſie bald mit einem neuen Luſtſpiele hervor, the mogul-tale or the descent of the balloon betitelt, in welchem ſie (1784) die damalige Wuth für Luftbälle zu einem theatraliſchen Stoffe be-

1) An baarem Vermögen hinterließ ſie 6000 Pf. St. Außer einigen Legaten für die Theaterfonds von Covent-Garden und für einige Schauſpielerinnen, hatte ſie einem natürlichen Sohne ihres Gatten 20 Pf. St. jährlicher Einkünfte, 50 Pf. der katholiſchen Gemeinde zur Unterſtützung bejahrter Armen, und den Überreſt, nach Abzug der Legate, ihrem Neffen Georg Huggins und ihrer Nichte Anna Jarret vermacht.

Digitized by Google

nutzt hatte. Als dies Stück mit großem Beifall aufgeführt ward, erinnerte ſich Colman jenes frühern Luſtſpiels, das dann ebenfalls (1785) auf die Bühne kam und entſchiedenes Glück machte.

Mit dem Beifall, den ihre Stücke fanden, hatte ſich auch ihre bisher ſehr drückende Lage verbeſſert. Eine Wohnung, ihrer neuen Celebrität mehr angemeſſen, nahm ſie auf. Auch ihre Lebensweiſe erlitt ſeitdem manche Änderung, wie es denn überhaupt in ihrem Charakter lag, ſich ſtets nach den jedesmaligen Umſtänden einzurichten, und ſelbſt in der ungünſtigſten Lage den hohen Sinn für moraliſche Würde und edle Selbſtändigkeit ſich treu zu bewahren.

Dieſem Charakter blieb ſie auch in ihren Luſtſpielen treu, welche ſich außerdem durch raſch fortſchreitende Handlung und lebhaften Dialog empfehlen [2]). Zugleich veranſtaltete ſie in den J. 1806—1809 eine Sammlung von mehr als hundert Stücken, die auf der engliſchen Bühne wirklich aufgeführt worden [3]), und 1808 eine andere Sammlung von bloßen Luſtſpielen oder vielmehr Poſſen [4]), an welche ſich 1809 noch ein modernes Theater anſchloß [5]). In der Tragödie wagte ſie keinen Verſuch, weil ſie, frei von der Eitelkeit, auch in dieſer Sphäre ſich hervorzuthun, die Grenzen ihres Talents zu überſchreiten fürchtete. Dagegen verſuchte ſie ſich mit Glück im Fache der romantiſchen Erzählung, wie ihr erſter Verſuch in dieſer Gattung zeigt, dem ſie den Namen einer einfachen Geſchichte gab [6]). Ausgezeichnet in ſtyliſtiſcher Hinſicht gewann dieſer Roman ſich viele Freunde durch die Mannichfaltigkeit der Charaktere, durch das rege Spiel der Leidenſchaften, durch ſpannende Verwickelung und überraſchende Entwickelung und durch das vorherrſchende Gepräge der reinſten Moralität. Ihre eigene Geſchichte, obgleich durch zahlreiche Einwebungen verſchleiert, diente dieſem Romane zur Baſis, weshalb ſie für denſelben ſtets ein beſonderes Intereſſe fühlte. Auch ihr zweiter Roman: Nature and Art betitelt [7]), empfahl ſich durch das Anziehende und durch richtige Charakterzeichnung, obwol er in beiden jenem frühern Werke nachſtand, das auch noch einen beſondern Vorzug behauptet durch die darin reichlich verwebten geiſtreichen Reflexionen.

Das reine Sittlichkeitsgefühl, welches aus ihren Romanen, wie aus ihren übrigen Schriften ſprach, bildete einen Grundzug in ihrem eigenen Charakter. Selten hat, zuverläſſigen Zeugniſſen zufolge, eine Schauſpielerin ihren Ruf ſo unbefleckt erhalten. Auch nachdem ſie die Bühne verlaſſen, blieb ihr Leben in moraliſcher Hinſicht untadelhaft. Eine beſondere Freude fand ſie darin, Arme und Nothleidende in dem Maße zu unterſtützen, als es ihre Kräfte irgend geſtatteten. Dies allgemeine Wohlwollen erwarb ihr, verbunden mit ihren Talenten, allgemeine Achtung. Sie hatte Zutritt zu allen gebildeten Cirkeln, wo ihre frühern ſeltſamen Abenteuer oft zu fröhlicher Unterhaltung dienten. Auch ſtand ſie mit mehren geiſtreichen Frauen, beſonders mit Mis Siddons und Lady Derby, in freundſchaftlichen Verhältniſſen.

Was einer ihrer Landsleute, ihr vieljähriger Freund, von ihr urtheilt [8]), verdient hier ſchließlich eine Stelle: „Ihr Geiſt hatte ein eigenthümliches Gepräge und ihr Styl gleichfalls viel Charakteriſtiſches; er war klar, kräftig, eindringend. — Durch muſterhaften Fleiß und ſtets wache Klugheit hatte ſie es dahin gebracht, in der angenehmſten Unabhängigkeit leben zu können. Aber ihr gutes Herz beſtimmte ſie, freiwillig mancher Annehmlichkeiten, die ſie hätte genießen können, ſich zu berauben, um Verwandte und Bekannte, die ihrer Hilfe bedurften, zu unterſtützen. — In Geſellſchaften war ſie ungemein lebhaft, immer heiter, ihre Unterhaltung höchſt anziehend durch die Einſichten, die ſie beſaß, und die nicht etwa hin und wieder ein gutes Glück ihr zuwarf, ſondern welche ſie ihrem Scharfſinne zu verdanken hatte. — Ihre Dramen und Novellen zeugen nicht nur von ihrer tiefen Kenntniß des menſchlichen Herzens, ſondern auch von ihrem regen, frommen Streben, das menſchliche Herz zu veredeln. — In ihrer Jugend war ſie ſehr ſchön, und auch im Alter ging ein angenehmer Nachglanz davon keineswegs verloren. Sie hatte das 60. Jahr erreicht, ſah aber noch weit jünger aus. — Sparſam war ſie blos deshalb, um, wo es galt, deſto kräftiger Hilfe leiſten zu können."

Wie wenig der Glanz des Goldes über ſie vermochte, leuchtet unter andern auch daraus hervor, daß ſie das Anerbieten zweier Buchhändler, die ihr 1000 Pf. St. blos für den erſten Abſchnitt der Denkwürdigkeiten ihres Lebens, nämlich bis zu ihrem erſten Auftreten in London, zahlen wollten, ſtandhaft ablehnte, weil ſie es für unweiſe hielt, noch während ihres Lebens dem großen Publicum ſo zarte Verhältniſſe zum Beſten zu geben. Aber auch nach ihrem Tode ſcheint ſie die Bekanntmachung ihrer Biographie nicht gewünſcht zu haben, weil ſie, wie bereits erwähnt worden, den Auftrag gegeben hatte, das von ihr niedergeſchriebene Manuſcript zu vernichten [9]).

(*Heinrich Döring.*)

2) Zu den bekannteſten gehören, außer den bereits erwähnten, die Luſtſpiele: Appearance is against them (1786), The widow's vow (1786), The child of Nature (1788; eine freie Umarbeitung von Kotzebue's Schauſpiel: Das Kind der Liebe), Midnight-Hour (1788), Such things are (1788), Tha married Man (1789), Next-door Neighboors (1791), Every one, has his fault (1793), The wedding-day (1794), Lover's vows (1798), To marry or to marry (1805) u. a. m. Noch in neuerer Zeit (1829) ward ihr beliebtes Luſtſpiel: Wives as they were, and Maids as the are, zu Leipzig neu gedruckt, begleitet von einer italieniſchen Überſetzung von A. Montucci, unter dem Titel: Mogli all' antica e Fanciulle alla moda. 3) A Collection of Plays, with biographical and critical prefaces. 25 Voll. 12. 4) A collection of Farces and other Afterpieces. 7 Voll. 12. 5) Modern Theatre. 10 Vol. 12. 6) A simple Story, a novel. 1791. 4 Voll. Aus dem Engl. überſetzt von Dorothea Margaretha Liebeskind, unter dem Titel eine einfache Geſchichte (Leipzig 1792). 2 Bde. 7) Teutſch unter dem Titel: Natur und Kunſt, oder der Charakter der Menſchen gründet ſich auf Erziehung (Leipzig 1798). 2. Aufl. (Ebend. 1802). Das engliſche Original war 1796 erſchienen.

8) Taylor in der Zeitſchrift: The Sun vom Jahre 1821. 9) Vgl. Taylor a. a. O. Public Characters for the year 1799 and 1800. Catalogue of five hundred celebrated authors

Digitized by Google

INCH-BRAYOCK, ein kleines Eiland der ſchottiſchen Grafſchaft Forfar, liegt in der Mündung des Fluſſes Süd-Esk, in der Nähe von Montroſe. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-CAPE, meiſtentheils **Bell-Rock** genannt, ein gefährlicher Felſen an der Oſtküſte Schottlands, nahe an der Mündung des Fluſſes Tay und 2⅓ teutſche Meilen ſüdweſtlich von der Stadt Aberbrothock oder Arbroath, unter 56° 29′ nördl. Br. und 2° 22′ weſtl. L. von Greenwich, ſoll ſeinen Namen von einer Glocke haben, welche in den frühern Zeiten von den Mönchen der genannten Stadt errichtet worden war, und als ein Warnungszeichen für die Schiffer jedesmal bei eintretender Ebbe und Fluth geläutet wurde. Bei niedrigem Waſſer iſt dieſer Felſen kaum mit Waſſer bedeckt, und im Frühjahre ganz unbedeckt, ſodaß er zu den Zeiten der Ebbe 427 Fuß lang und 230 Fuß breit erſcheint, und über den Spiegel der See mehr als 4 Fuß emporragt. Außerdem iſt hier noch eine Sandbank, auf der bei ſehr niedrigem Waſſer eine große Art Seegras umherſchwimmt, und ſich oft in ſüdweſtlicher Richtung in einer Länge von 1000 Fuß ausbreitet. Seekälber von großer Art halten ſich am Rande dieſes Felſens auf, und das dieſen Felſen zunächſt umgebende Meer liefert eine große Ausbeute der verſchiedenartigſten Fiſche. Lange ſchon fühlte man die gefährliche Lage dieſes Felſens, der grade in Mitte des Fahrwaſſers für alle die Schiffe liegt, die den Frith of Tay beſuchen, für einen großen Theil derer, die den Frith of Forth beſchiffen müſſen, und im Allgemeinen für alle Schiffe, die den Küſtenhandel an Schottlands Oſtküſte betreiben. Alle dieſe Rückſichten führten die Erbauung eines Leuchtthurms herbei, welches wichtige Unternehmen im J. 1807 unter Leitung von Stevenſon begonnen, und trotz der zahlloſen Schwierigkeiten und Hinderniſſe, die den Bau verzögerten, im Anfange des J. 1811 glücklich vollendet wurde. Der Leuchtthurm iſt ein rundes Gebäude, deſſen Grundſtein bei dem niedrigſten Waſſer im Frühjahre beinahe dem Meeresſpiegel gleich liegt; hingegen ſteht das Gebäude bei hohem Waſſerſtande über 15 Fuß in der See, und iſt im Ganzen 115 Fuß hoch. Dreißig Fuß von dem Felſen an gerechnet, iſt der Leuchtthurm von 7 Fuß ſtarkem, ſolid maſſivem Mauerwerk aufgeführt, was nach gleichem Verhältniß wie der Thurm emporſteigt, an Stärke abnimmt, und da, wo der Raum für die Lichter angebracht iſt, nur noch einen Fuß Stärke hat. Die erſte und zweite Mauerſchicht ſind in den Felſen eingearbeitet, und die Steine ſo künſtlich behauen und zuſammengefügt, daß das Ganze eine feſte, zuſammenhängende Maſſe zu ſein ſcheint. Das Signal dieſes Leuchtthurms iſt ein glanzvolles, rothes Licht, das mit Hilfe ſich drehender Reflectoren abwechſelnd verdunkelt werden kann, und ſo ſtark iſt, daß es in hellen Nächten 6 bis 7 teutſche Meilen weit bemerkt werden kann. Bei nebligem Wetter, wo man Licht nicht bemerken kann, werden Tag und Nacht zwei 12 Centner ſchwere Glocken geläutet, die von derſelben Maſchinerie wie die Lichter in Bewegung geſetzt werden. Die Baukoſten des Leuchtthurms belaufen ſich auf 60,000 Pf. St. (*J. C. Schmidt.*)

of Great-Britain, now living (London 1788). p. 130. J. G. Fick's Charakterſchilderungen der jetztlebenden wichtigſten und berühmteſten Männer in Großbritannien. 2. Bd. S. 116 fg. Zeitgenoſſen. Neue Reihe. 3. Bd. 10. Heft. S. 178 fg. Bouterwek's Geſchichte der Poeſie u. Beredſamkeit. 8. Bd. S. 388.

INCH-COLM, auch **Columba** genannt, iſt eine kleine Inſel im Firth of Frith (dem Meerbuſen, welchen der anſehnliche Fluß Forth bei ſeiner Mündung bildet) und liegt unter 56° 3′ nördl. Br. und 3° 18′ weſtl. L. Auf der Inſel befinden ſich die Ruinen einer ſonſt berühmten Abtei, die vom Könige Alexander von Schottland um das J. 1123 aus Dankbarkeit gegründet wurde, nachdem er bei einem furchtbaren Sturme ſich auf dieſes Eiland gerettet hatte. Die Abtei war reich ausgeſtattet und genoß lange Zeit den Ruf großer Heiligkeit, wurde aber bei den Einfällen der Engländer in Schottland von Eduard III. zerſtört. Jetzt befindet ſich an der Spitze der Inſel eine Batterie von 10 Kanonen, bei der immer ein Artilleriepoſten aufgeſtellt iſt. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-CRUIN, ein kleines Eiland der ſchottiſchen Grafſchaft Stirling im See Loch-Lomond. Auf dem Eilande beſteht ein Irrenhaus. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-CUILLOCH, ein kleines Eiland der ſchottiſchen Grafſchaft Stirling, im See Loch-Lomond. (*J. C. Schmidt.*)

INCHENHOFEN (St. Leonard), Markt im bairiſchen Landgerichte Aichach, wovon er zwei Stunden entfernt iſt. Er enthält 137 Häuſer mit 613 Einwohnern, Jahr- und Viehmärkte, Bierbrauereien, Branntweinbrennereien, ein Pfarramt des Landcapitels Friedberg, eine Pfarrkirche und eine Kapelle. Der Ort gehörte als ehemalige Propſtei zum Kloſter Fürſtenfeld, im 30jährigen Kriege ward er zerſtört, und im J. 1822 beinahe ganz abgebrannt. (*Eisenmann.*)

INCH-FUD, eine kleine Inſel der ſchottiſchen Grafſchaft Stirling in Loch-Lomond, iſt bewohnt, 1200 Schritte lang und ſehr fruchtbar. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-GALBRAITH, eine kleine Inſel Schottlands im See Loch-Lomond, auf der ſich die Ruinen eines alten Schloſſes befinden. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-GARVIE, ein kleines Eiland Schottlands in dem Frith of Forth, liegt in der Mitte der Überfahrt über den Forth von Queensferry aus, iſt befeſtigt und enthält ein Kriegsmagazin, das immer von einem Artillerieposten bewacht wird. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-GRANGE, ein kleines Eiland Schottlands im Loch-Lomond, iſt 1200 Schritte lang und mit einem Eichenwalde bedeckt. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-INNAN, ein Kirchſpiel Schottlands in der Grafſchaft Renfrew, iſt 3 engliſche Meilen lang und 1⅓ engliſche Meile breit, hat größtentheils einen fruchtbaren Boden und 750 Bewohner. (*J. C. Schmidt.*)

INCH-KEITH, eine kleine felſige Inſel Schottlands, liegt unter 56° 3′ nördl. Br. und 3° 9′ weſtl. L. in der Mündung des Fluſſes Forth, dem ſogenannten Firth of Forth, grade auf halbem Wege zwiſchen Leith und Kirkaldy. Sie führt ihren Namen von dem tapfern Keith,

Digitized by Google

dem ſie als Belohnung für ſeine große Tapferkeit verliehen wurde, wodurch er ſich im J. 1010 in der Schlacht von Barrie gegen die Dänen ausgezeichnet hatte. Unter Eduard VI. wurde die Inſel von den Engländern genommen und befeſtigt, allein ſie mußten dieſelbe, obgleich nach einer tapfern Vertheidigung, wieder räumen, und die Feſtungswerke, die von den Schotten einige Zeit unterhalten wurden, mußten durch einen Parlamentsbeſchluß zerſtört werden, damit ſie den Engländern nicht etwa in der Zukunft einen Stützpunkt gewährten. Bis in die neuern Zeiten waren anſehnliche Stücke des Walles übriggeblieben, welche aber zur Erbauung des hier in den neueſten Zeiten errichteten Leuchtthurms verwendet worden ſind. Früher ſcheint die Inſel als Verbannungsort gebraucht worden zu ſein; jetzt wird ſie als Weideland benutzt. Auf der Spitze des Felſens befindet ſich eine ſchöne Waſſerquelle. *(J. C. Schmidt.)*

INCH-KENNETH, eine ſehr kleine, unbewohnte Inſel an der Weſtküſte Schottlands, gehört zur Gruppe der Hebriden und iſt Eigenthum eines Herrn Macdonald. Die Inſel iſt niedrig und mit Raſen bedeckt, welcher eine vortreffliche Weide für Schafe und Rindvieh liefert, weswegen man jährlich ganze Heerden zur Maſtung hinſendet. Von hier aus genießt man eine weite Ausſicht über den mit vielen kleinen Inſeln bedeckten Ocean, von denen das kleine Eiland Colonſay im Norden am nächſten liegt. Ihre geographiſche Lage iſt unter 56° 29′ nördl. Br. und 6° 10′ weſtl. L. von Greenwich. *(J. C. Schmidt.)*

INCH-LOANIG, ein kleines Eiland Schottlands in dem bekannten See Loch-Lomond, vorzüglich bemerkenswerth wegen der großen Menge von Eibenbäumen, die ſich auf der Inſel finden. *(J. C. Schmidt.)*

INCH-MARIN, auch **INCH-MURIN** genannt, ein kleines, ſchönes Eiland Schottlands im Loch-Lomond, 2 engliſche Meilen lang und 1 Meile breit, theils mit ſchönem Walde, theils mit vortrefflicher Weide beſtanden, iſt Eigenthum des Herzogs von Montroſe, der es in einen Hirſchpark verwandelt hat. Früher war es der Wohnſitz der Earls von Lennox, aus welcher Zeit noch die Ruinen eines Wohnhauſes vorhanden ſind. *(J. C. Schmidt.)*

INCH-MARNOCH, eine ſchöne, kleine Inſel im weſtlichen Theile Schottlands, ſüdweſtlich von der Inſel Bute und zur Grafſchaft Bute gehörig, iſt an der Weſtſeite von Corallen- und Muſchelbänken eingeſchloſſen, und eine engliſche Meile lang. Der größere Theil der Inſel iſt Weide- und Moorland und nur ein kleiner Theil wird als Artland benutzt; auf der Inſel ſind noch die Ruinen einer Kapelle, welche dem heiligen Marnoch geweiht war. Das Eiland iſt ein Eigenthum des Marquis von Bute, und wird nur von wenigen Familien bewohnt. *(J. C. Schmidt.)*

INCH-MICKERY, eine kleine Inſel Schottlands im Frith of Forth, nahe bei dem Dorfe Cramond, iſt wegen ſeiner Auſterbänke bekannt. *(J. C. Schmidt.)*

INCH-MOAN, ein kleines Eiland Schottlands im Loch Lomond, deſſen Boden faſt ganz aus Torfmoor beſteht. *(J. C. Schmidt.)*

Inch-Murin, ſ. Inch-Marin.

Inchoativa, ſ. unt. Verbum.

INCHOFER oder **INCHOFFER** (Melchior), ein gelehrter Jeſuit aus der Stadt Güns in Ungarn gebürtig (1584 geb.), widmete ſich Anfangs dem Studium der Rechtswiſſenſchaft, trat aber ſchon im J. 1607 zu Rom in den Orden der Jeſuiten, und wurde nach vollendetem Noviziat Lehrer der Philoſophie, Mathematik und Theologie zu Meſſina, ſpäter aber Mitglied der Congregation de propaganda fide in Rom. Um ungeſtörter den Wiſſenſchaften leben zu können, legte er ſeine Ämter nieder, und begab ſich erſt nach Macerata, dann nach Mailand, wo er am 28. Sept. 1648 ſtarb. Unter ſeinen vielen Schriften, die man bei Horányi [1]) verzeichnet findet, iſt die berühmteſte: Annales Ecclesiastici Regni Hungariae, wovon jedoch nur der erſte Band, der bis zum J. 1050 geht, zu Rom 1644 in Folio erſchien. Der zweite iſt noch im Manuſcripte vorhanden. *(Gamauf.)*

Mancher Fehler ungeachtet ſind dieſe Annalen für die ungariſche Kirchengeſchichte brauchbar. Inchoffer wurde auch längere Zeit für den Verfaſſer der bekannten Satyre: Monarchia Solipsorum [2]), welche gegen die Jeſuiten gerichtet iſt, gehalten, weſentlich auf den Betrieb des Scioppius und Johann Cruſius, mit denen er in einen heftigen kritiſchen Streit verwickelt war. Papſt Innocenz X. veranſtaltete hierwegen eine Unterſuchung, deren Ergebniß aber Inchoffern von der Autorſchaft frei ſprach. Niceron hat bewieſen, daß der Exjeſuit Julius Clemens Graf Scotti der eigentliche Verfaſſer dieſer Satyre ſei [3]). Inchoffer iſt außerdem noch Verfaſſer mehrer mathematiſcher, theologiſcher und ſprachwiſſenſchaftlicher Werke, unter welchen letzteren ſeine Historia sacrae latinitatis Libri IV (Mediolani 1638) ausgezeichnet zu werden verdient. *(Benigni.)*

INCH-POINT, ein Vorgebirge Irlands in der Grafſchaft Kerry, liegt zwiſchen der Bai Dingle und dem Hafen Caſtlemain. *(J. C. Schmidt.)*

INCH-TAVANACH, ein kleines Eiland Schottlands im Loch-Lomond, welches das höchſte Eiland des ganzen Sees iſt, und auf dem es ſehr viele Rehe gibt. *(J. C. Schmidt.)*

INCH-TORR, auch **Torremach** genannt, ein kleines Eiland Schottlands im Loch Lomond, iſt mit einem Eichen- und Buchenwalde bedeckt. *(J. C. Schmidt.)*

INCHTURE, ein Kirchſpiel und Dorf Schottlands in der Grafſchaft Perth, wovon erſteres in einer Ausdehnung von drei engliſchen Meilen Breite und vier engli-

---

1) *Horanyi* Memoria Hungaricor. et Provinc. scriptis editis notorum (Viennae 1776). T. II. p. 223 sq. 2) *Lucii Cornelii Europaei* Monarchia Solipsorum. Ad virum clarissimum Leonem Allatium. Cui superaccessit Clavis onomastica. Juxta exemplar Venetum. Super permissu. (1648. 12.) Die erſte Ausgabe erſchien zu Venedig 1645. Die 1652 ebenfalls zu Venedig herausgekommene Auflage führt Inchoffer auf dem Titel als Verfaſſer an (Flögel's Geſchichte der kom. Literatur. 3. Bd. S. 240 fg.). 3) *Niceron*, Memoeris. T. XXXV. p. 373 und T. XXXIX. p. 67; dann Flögel a. a. O.

Digitized by Google

ſchen Meilen Länge an den Ufern des Tay liegt, letzteres an der Landſtraße zwiſchen Perth und Dundee gelegen, und von letzterer Stadt 13 engliſche Meilen entfernt iſt. Das Dorf enthält über 1000 Einwohner. (*J. C. Schmidt.*)

INCIBILI. Eine Stadt Hiſpaniens im Gebiete der Ilercaones in der Hispania Tarraconensis, nordöſtlich von Ildum und 27 Milliarien von Dertoſa. Incibili als Indeclinabile ſteht bei *Liv.* XXIII, 49; nach dem Itiner. Anton. aber hieß die Stadt Intibili, daher mehre Ausgaben des Livius jetzt in jener Stelle Intibili aufgenommen haben. Bei *Frontinus* II, 3 findet ſich der Name auch Indibile geſchrieben. Man ſucht es zwiſchen dem heutigen San Matheo und Xert. Ukert in ſ. Iberien S. 416 indeſſen ſtatuirt gar kein Incibili, ſondern nur ein Intibili, meint aber, daß das Livius'ſche ein anderes ſei, als das hier beſchriebene. Das Intibili des Livius lag allerdings bei Illiturgi, wie aus der angeführten Stelle ſelbſt ſichtbar wird, alſo in der Provincia Baetica, und kann demnach nicht hierher bezogen werden. Sickler kennt auch nur ein Intibili weſtlich von Dertoſa, jedoch ohne des Livius'ſchen zu gedenken. (*S. Ch. Schirlitz.*)

INCIDENTIA MEDICAMENTA (Arzneimittellehre), ſchleimeinſchneidende, ſchleimauflöſende Mittel; die ganze Claſſe derjenigen Arzneien, welche theils chemiſch die Auflöſung und Verdünnung zäher Schleimmaſſen herbeiführen (z. B. die Alkalien), theils dynamiſch die Thätigkeit der Schleimmembranen anzuregen, und die träge Se- und Excretion des Schleims zu vermehren im Stande ſind. Es gehören alſo zu den ſchleimeinſchneidenden Mitteln, außer den Alkalien und Salzen, alle das principium acre enthaltende Arzneikörper, viele Harze, mehre Metalle und die ganze Claſſe der vegetabiliſchen und mineraliſchen Drastica und Purgantia. Unter den Salzen ſteht der Salmiak als mucum incidens mit Recht im größten Rufe. (*H. Haeser.*)

INCIDENTPUNKTE, INCIDENTSACHEN (processual.). Hierunter verſteht man in der Lehre vom Civilproceß: a) im Allgemeinen, alle und jede, ſei es unter beiden Hauptparteien, ſei es zwiſchen einer derſelben und einem Dritten, hervortretende Fragen und Streitpunkte, durch deren Löſung noch nicht die Hauptſache ſelbſt entſchieden wird: ſo alſo, daß der Ausdruck im weitern Sinne als gleichbedeutend mit proceſſualiſchen Nebenſachen überhaupt erſcheint, mithin namentlich alle vorbereitenden (präparatoriſchen) Sachen, ingleichen die Präjudicialſachen mit umfaßt. b) Im engern Sinne begreift dagegen der Ausdruck nur ſolche einer beſondern Entſcheidung bedürfende Streitpunkte, welche erſt während der Verhandlung des Hauptproceſſes, oder allenfalls nach bereits darin gefälltem Urtheil, emergiren und durch den Hauptſtreit ſelbſt hervorgerufen werden; mögen ſie übrigens, wie z. B. Streitigkeiten über Wiedereinſetzung in den vorigen Stand, wegen eines Proceßverſäumniſſes, über die Beweislaſt, über die Zuläſſigkeit gewiſſer Beweismittel, über die Folgen des Ungehorſams gegen eine richterliche Verfügung, gewiſſe Stadien in der Entwickelung der Hauptſache und die ſich darauf beziehenden bleibenden Rechte der Parteien betreffen, oder mögen ſie blos proviſoriſche Rechte zum Gegenſtande haben, wie z. B. bei Streitigkeiten über eine Cautionsleiſtung, über die Leiſtung eines Caſſenvorſchuſſes, über die Verabreichung von Alimenten während eines Filiationsproceſſes, desgleichen bei Streitigkeiten über die Sicherung des Vermögens, oder über die Erziehung der Kinder während eines Eheſcheidungsproceſſes. Während demnach Incidentſachen auch in dieſem Sinne dem Einfluſſe nach, den ſie auf die Hauptſache äußern, ſowie hingeſehen auf ihren Gegenſtand, von präparatoriſchen und Präjudicialſachen nicht nothwendig verſchieden ſind, weichen ſie ihrer Entſtehung nach ſtets weſentlich ab von denſelben. Ebendeshalb läßt ſich ſchwer, nach den Grundſätzen des gemeinen teutſchen Proceſſes wenigſtens, für die Formen ihrer Behandlung, ob ſie nämlich im ordentlichen Proceſſe, oder blos ſummariſch zu erörtern und zu entſcheiden ſeien, ebenſo wenig, als über ihre Wirkung eine durchgreifende Regel feſtſtellen. Nur das verdient noch hervorgehoben zu werden, daß Incidentſachen, nach gemeinem teutſchen Proceßrecht, dann, wenn ſie unter den urſprünglichen Parteien zu verhandeln ſind (ſogen. eigentliche J. S.), ſtets, bleibt aber bei ihnen nur die eine der Urparteien in lite, wie z. B. bei der Deſervitenklage des Advocaten, nur zuweilen, nach Landes-Proceßordnungen, vor das Forum der Hauptſache mitgehören, welches, unter obiger Vorausſetzung, ſelbſt ohne Rückſicht auf die objectiven Jurisdictionsgrenzen, auf ſie ſich mit erſtreckt *). (*B. Emminghaus.*)

INCIDENZ eines Lichtſtrahls, nennt man das Eintreffen deſſelben auf einer Fläche, welche das Mittel, in dem ſich bis dahin der Lichtſtrahl fortpflanzte, von einem andern, mehr oder weniger dichten, trennt; z. B. das Eintreffen eines Lichtſtrahls auf der Trennungsfläche zwiſchen Luft und Glas, zwiſchen Luft und Waſſer ꝛc. Der Winkel, welchem der Lichtſtrahl mit einem auf der Trennungsfläche beider Mittel errichteten Perpendikel macht, heißt Incidenz- oder Einfallswinkel. (*J. Müller.*)

Incidenzwinkel, ſ. d. vorh. Art. Incidenz.

Incidirende Mittel, ſ. Incidentia.

Inciduus pulsus, ſ. Puls.

INCINERATIO oder **Einäſcherung** heißt diejenige chemiſche Operation, durch welche organiſche Körper an freier Luft verbrannt oder geglüht werden, ſodaß nur Aſche zurückbleibt. Vgl. Aſche (chemiſch). (*R.*)

INCINO, ein Gemeindedorf (Commune) in dem nach dem Dorfe Erba benannten Diſtricte XIV. der lombardiſchen Provinz (Delegation) Como, zwiſchen den ihrer Anmuth wegen berühmten Monti di Brianza, am Saume des Berges Erba und auf der Ebene (Piano d'Erba) des gleichnamigen Terrains, unfern vom rechten Ufer des noch jugendlichen Lambrofluſſes und der von Como nach Lecco führenden Straße gelegen, nur ½ Miglie von dem Hauptorte des Diſtrictes entfernt, mit einer Gemeindedeputation, einer Knabenerziehungsanſtalt und einer Seidemühle. Ein-

*) ſ. über dieſen Gegenſtand Joh. Kasp. Gensler im Handbuche zu Martin's Lehrb. des teutſchen gem. bürgerl. Proceſſes. 1. Th. in der 4. Abhandl. S. 73, verglichen mit: Heidelberger Jahrbücher der Literatur vom J. 1815. S. 321 fg.

Digitized by Google

gepfarrt iſt es nach dem dazu gehörigen Dorfe Villincino (Erzbisthum Mailand). Zu dieſer Gemeinde gehören die kleinen Dörfer Villincino und Ferrera, und die vereinzelten Caſſine Prielmatto und la Rovere. Hier herum ſieht man auf den ungemein lieblichen Anhöhen mehre niedliche Landhäuſer reicher Mailänder zerſtreut liegen. In dieſer Gegend ſoll das alte Licinophorus geſtanden haben, welcher einer der drei Hauptorte der Orobier war. (*G. F. Schreiner.*)

INCIRANO, ein Gemeindedorf (Commune) in dem nach der Stadt Monza benannten Diſtricte VI. der lombardiſchen Provinz (Delegation) Mailand, in der großen lombardiſchen Ebene, zwiſchen den nach Como und über Deſio in die Brianza führenden Straßen, am linken Ufer des Wildbaches Seveſo gelegen, 1¼ teutſche Meile weſtwärts von Monza entfernt, nach Dognano (Erzbisthum Mailand) eingepfarrt, einem eigenen Gemeindevorſtande, einer katholiſchen Filialkirche und einer bedeutenden Seidenzucht. Man ſieht darum auch hier herum das Land mit zahlloſen Maulbeerbäumen bedeckt und dazwiſchen auch niedriggehaltene Maulbeerhecken, auf deren Cultur und Schnitt man ſich in dieſer Gegend gut zu verſtehen ſcheint. (*G. F. Schreiner.*)

INCISA, zwei Marktflecken in Italien, von denen der eine auch Ancisa genannt, am Arno im Gebiete von Florenz, und zwar im Vicariate St. Giovanni in Valdarno, zum Großherzogthume Toscana gehört, und mit einem Schloſſe und einer Brücke über den Arno verſehen iſt, der andere aber in der Provinz Acqui des ſardiniſchen Fürſtenthums Piemont am Belbo liegt, ein Karmeliterkloſter und 2000 Einwohner hat, welche viele Seidenzwirnmühlen beſitzen. (*R.*)

INCISION (Einſchnitt); I) in *chirurgiſcher* Bedeutung heißt ſo die Trennung des organiſchen Zuſammenhanges mittels eines ſchneidenden Inſtrumentes. Vorzugsweiſe aber bedient man ſich dieſes Ausdrucks bei mehr oder weniger ſeichten, oberflächlichen Trennungen, welche man mit dem Biſtouri oder der Schere bewirkt, und die daher auch den Namen *Inciſionsmeſſer* und *Incionsſchere* erhalten haben. Die Inciſion, oder der Einſchnitt, iſt eine beſondere Art des Schnittes (sectio) überhaupt, worunter man Trennung des organiſchen Zuſammenhanges mittels eines ſchneidenden Werkzeuges im weitern Sinne des Wortes verſteht, und ſteht dem völligen Lostrennen oder Ab- und Ausſchneiden eines Theiles, Excisio, Eccope, gewiſſermaßen entgegen. Man unterſcheidet verſchiedene Arten, die Einſchnitte zu bewirken: 1) gerade Inciſionen von Außen nach Innen, die wiederum entweder aus freier Hand oder durch eine gebildete Hautfalte geſchehen können; 2) krumme Inciſionen von Außen nach Innen; 3) ſolche von Innen nach Außen, und 4) horizontale, flachgeführte Inciſionen.

Obgleich Schnitte mit den verſchiedenartigen ſchneidenden chirurgiſchen Werkzeugen bewirkt werden können, wie z. B. mit dem Meſſer (culter), Skalpell (scalpellum), der Schere (forfex) und gewiſſermaßen auch mit der Lanzette (lanceola), ſo werden doch die ſogenannten Einſchnitte meiſtentheils nur mit dem Biſtouri und der Inciſionsſchere bewirkt.

Die Trennung des Zuſammenhanges organiſcher Gebilde mittels einer der genannten ſchneidenden Werkzeuge geſchieht jedesmal durch Druck oder Zug, oder, was meiſtentheils der Fall iſt, durch Druck und Zug. Je reiner und ſchärfer die Schneide iſt, deſto weniger bedarf es eines Druckes, um in die organiſchen Theile einzudringen und ſie zu trennen, und umgekehrt.

Das Meſſer (culter) wird vornehmlich zu Amputationen und Exarticulationen gebraucht, und unterſcheidet ſich vom Biſtouri und dem Skalpell durch ſeine bei weitem größere, ſtärkere und längere Klinge, bei verhältnißmäßig kürzerem und mäßigerem Griffe, der faſt immer bei deſſen Gebrauche mit voller Hand gefaßt wird.

Das Skalpell (scalpellum), iſt ein beiweitem kleineres ſchneidendes Werkzeug, mit einer verhältnißmäßig kurzen Klinge, und einem ſchlanken, längeren Handgriffe, den man bei ſeinem Gebrauche wie eine Schreibfeder zu faſſen pflegt. Man bedient ſich deſſelben vornehmlich bei Obductionen und anatomiſchen Unterſuchungen, ſowie bei der Mehrzahl von chirurgiſchen Operationen, wo man mehr Kraftaufwand Behufs der zu durchſchneidenden reſiſtenteren Theile anzuwenden hat. Übrigens kommt es in dieſer Hinſicht auf Gewohnheit an; ſo operiren die Franzoſen meiſtens mit dem Biſtouri allein, wo ſich die Engländer vorzugsweiſe des Skalpells bedienen. Die teutſchen Wundärzte gebrauchen beide gleich häufig.

Das Biſtouri (incisorium) iſt gleichfalls ein kleines Meſſer, deſſen Klinge faſt grade ſo geformt iſt, als die des Skalpells, von dem es ſich nur dadurch hauptſächlich unterſcheidet, daß einmal ſein Handgriff kürzer, gewöhnlich von gleicher Länge mit der Klinge, und daß zweitens die Klinge charnierförmig in den Handgriff befeſtigt iſt, ſodaß ſie in den aus zwei Schalen von Horn, Elfenbein oder Schildpatt beſtehenden Handgriff eingeſchlagen werden kann, um auf dieſe Weiſe leichter transportirt und in ein chirurgiſches Etui gelegt werden zu können.

Man unterſcheidet an der Klinge des Biſtouri's, wie beim Skalpell, den ſchneidenden Theil und die Ferſe oder den Abſatz, Talon. Die Schneide hat meiſtentheils eine Länge von 2½—3 Zoll. Die Spitze iſt bald gleichſchenkelig, bald nicht, bald ſchlanker, bald ſtumpfer, die Schneide ſelbſt kann geradlinig, convex oder concav ſein. Auch hat man Biſtouris, deren Spitze mit einem Knöpfchen verſehen, oder an welcher eine Sonde angebracht iſt.

Die Lanzette (lanceola) unterſcheidet ſich durch ihre geringe Größe, beſonders aber dadurch vom Biſtouri, daß ſie zwei ſcharfe, von der ſchlankern Spitze ausgehende Schneiden hat, während das Biſtouri einen ſtumpfen Rücken beſitzt. Sie wird gewöhnlich nur zum Einſtechen benutzt, und außer mit der Impflanzette ſchneidet man mit der Lanzette immer nur nach vorgängig mit ihr gemachtem Einſtiche die organiſchen Theile von Innen nach Außen auf, wie z. B. bei Abſceſſen. Bei den franzöſiſchen Wundärzten iſt ihr Gebrauch ſehr eingeſchränkt, indem ſich dieſelben faſt überall da, wo Eng-

Digitized by Google

länder oder Teutſche zur Lanzette greifen, ſich des Biſtouri's bedienen, ausgenommen beim Aderlaſſen.

Die Schere (forfex) iſt ein ſchneidendes Werkzeug, welches aus zwei kreuzweiſe durch einen Zapfen verbundenen meſſerähnlichen Theilen beſteht, deren Schneiden wie zwei Hebel der erſten Art gegen einander wirken. Man unterſcheidet an jeder Schere die Klingen oder Blätter, den Schluß, Schild oder Körper und die Griffe, Schenkel oder Arme.

Die chirurgiſchen Scheren müſſen aus feinem engliſchen Gußſtahl gefertigt und im Schluſſe durch ein Schraubennied verbunden ſein. Die Klingen ſind bei den meiſten an der äußern Seite gewölbt und durch eine Kante, Gräte genannt, in zwei abſchüſſig verlaufende Flächen, Böſchung, getheilt. Die innere Fläche iſt eben und vom Schluſſe an bis zur Spitze leicht gekrümmt, ſodaß beide Blätter, wenn ſie auf einander liegen, ſich nur in zwei Punkten, an der Spitze und an der Baſis, der Klinge berühren. Dieſe Einrichtung nennt man die Schränkung der Schere, und es iſt die Hauptaufgabe des Inſtrumentmachers, die Schere gut zu ſchränken, weil ſich ſonſt die gegen einander wirkenden Schneiden ſelbſt treffen und verderben. Man bedient ſich der Schere in der Chirurgie zu den verſchiedenartigſten Zwecken, und unterſcheidet danach hauptſächlich:

1) Verband- oder Pflaſterſcheren, welche ſtärker ſind, gleich lange ſchneidende Blätter und Griffe beſitzen, und gewöhnlich eine ſtumpfe und eine ſcharfe Spitze haben.

2) Inciſionsſcheren, welche kürzere und ſchmälere Blätter, dagegen längere Schenkel haben und mit zwei Spitzen an ihren ſchneidenden Blättern verſehen ſind. Nach der Form der ſchneidenden Blätter unterſcheidet man wiederum a) gerade Inciſionsſcheren, wie die von Percy, b) nach der Fläche gebogene Inciſionsſcheren, wie die von Cowper, c) nach dem Rande gebogene Winkel- oder Knieſcheren, auch Richter'ſche Inciſionsſcheren genannt. Auch kann man wol noch hinzuſetzen d) ſolche, die nach dem Rande und nach der Fläche zugleich gebogen ſind, wohin die Daviel'ſchen Scheren gehören.

Dieſer verſchieden geformten Inciſionsſcheren bedient man ſich in der Chirurgie ſehr oft, um weiche organiſche Theile zu trennen, oder einzuſchneiden. Ihre Wirkung geſchieht vornehmlich durch Druck, weniger durch Zug, weshalb auch bei ihrer Anwendung immer mehr oder weniger Quetſchung der organiſchen Gebilde erfolgt, darum iſt ihre Anwendung auch bei feſteren Theilen unſtatthaft.

3) Knochenſcheren, welche kurze, aber ſehr ſtarke, ſchneidende Blätter, dagegen längere Handgriffe beſitzen, die gewöhnlich noch mit einer Feder verſehen ſind. Man braucht ſie zum Abſchneiden von Knochenecken und Splittern, nach Amputationen, Reſectionen ꝛc. (*X. Schömann.*)

II) In der Metrik, ſ. Einschnitt.

Incisionsmesser, Incisionsschere, ſ. unt. Incision.

Incisiva sutura, Incisivganglion, Incisivi canales, Incisivi musculi, Incisivum foramen, Incisivum os, ſ. unt. Incisivus.

INCISIVUS. Dieſes Beiwort wird in der Anatomie zur Bezeichnung einiger Theile gebraucht, die in der Nähe der Schneidezähne des Oberkiefers gelegen ſind. Die vorderſten Zähne beider Kiefern haben nämlich einen meiſelförmigen freien Theil; ſie werden dadurch ſchneidend, und erhielten den Namen ὀδόντες τομικοί, im Lateiniſchen dentes incisivi s. incisores (ſ. Zähne). Da die Schneidezähne des Oberkiefers bei den damit verſehenen Säugethieren, und beim Menſchen wenigſtens im Fötuszuſtande, in einen beſonderen, vom übrigen Oberkiefer getrennten Knochen eingefügt ſind, ſo hat man dieſen wol os incisivum genannt; gebräuchlicher aber iſt die Benennung Zwiſchenkiefer (os intermaxillare). Folgende Theile ſind aber hier anzuführen:

1) **Canales incisivi s. palatini anteriores s. nasopalatini**, und **Foramen incisivum s. palatinum anterius.** Am Boden der knöchernen Naſenhöhle, dicht neben der crista nasalis des Oberkiefers, und zwar da, wo der processus palatinus und alveolaris zuſammentreffen, befindet ſich ein nach Abwärts und Vorwärts verlaufender Kanal, der nach kurzem Verlaufe in einen längs des Oberkieferrandes abſteigenden Halskanal übergeht. Letzterer geht in der nämlichen Richtung fort, und wird durch das Übereinanderliegen beider Oberkiefer in einen vollſtändigen Kanal umgewandelt, der ſich am harten Gaumen, dicht hinter den Schneidezähnen, in der Mittellinie des Körpers in die Mundhöhle öffnet. Durch dieſen oben doppelten, unten einfachen canalis incisivus treten Gefäße und Nerven; über ihm liegt die Naſenſchleimhaut, unter ihm die Mundſchleimhaut. Bei mehren Säugethieren geht nun ganz deutlich ein häutiger Kanal durch den knöchernen hindurch, der in die Schleimhaut der Mund- und Naſenhöhle mündet, und dieſe verbindet. Beim Menſchen iſt die Exiſtenz der häutigen canalis incisivi von mehren Anatomen geleugnet worden; dagegen nahmen manche ältere Anatomen auch beim Menſchen dieſelben an, und neuerer Zeit hat ſich beſonders Roſenthal dafür ausgeſprochen. Nach ihm fängt der canalis incisivus im Menſchen ungefähr 1½ Zoll von der Naſenſpitze entfernt, auf dem Grunde der Naſenhöhle, an der Gräte des Oberkiefers, als eine längliche, von der Naſenhaut gebildete Spalte an, ſteigt, allmälig enger werdend, in ſchräger Richtung vorwärts und abwärts, und gelangt nach einem Verlaufe von ½ Zoll durch die Kieferknochen zur Fläche des knöchernen Gaumens. Hier gehen die Kanäle von beiden Seiten in einer drüſigen Subſtanz der Gaumenhaut fort, verengen ſich allmälig und vereinigen ſich dann zu einem engen Kanale, der bis zu den mittleren Schneidezähnen fortgeht, wo er ſich in der Mitte einer länglich rundlichen Papille öffnet, die dicht hinter dieſen Zähnen liegt. Die Öffnung iſt ſehr klein, und oftmals durch zähen Schleim verſtopft. Sonſt kann man ſich durch Druck auf die Naſenſchleimhaut, am Anfangstheile des Kanales, durch ein austretendes Tröpfchen Flüſſigkeit von der Gegenwart der Öffnung überzeugen. (Tiedemann und Treviranus, Zeitſchrift für die Phyſiologie. 2. Bd. 2. Hft. S. 291.)

2) **Ganglion incisivum s. nasopalatinum s. Cloqueti.** Nach H. Cloquet ſollen ſich beide nervi nasopalatini Scarpae, aus dem zweiten Aſte des Trigeminus,

Digitized by Google

innerhalb des canalis incivisus zu einem röthlichen ſchwammigen Ganglion vereinigen, von dem ſich einige Fädchen an die Gaumenhaut begeben. Übrigens hatte man bereits vor Cloquet Ähnliches beſchrieben, und derſelbe iſt keineswegs der Entdecker, z. B. in Hildebrandt's Anatomie vom J. 1802. Bock, Hirzel beſchrieben in neuerer Zeit auch ein Ganglion im canalis incisivus; dagegen wird von Arnold, und ebenſo von Cruveilhier, die Exiſtenz eines Ganglion incisivum geleugnet. Nach Arnold iſt das Ende des nasopalatinus im vorderen Gaumenloche von einer feſten, harten, faſt knorpeligen Maſſe umgeben, durch welche hindurch man aber bei ſorgfältiger Präparation den Nerven verfolgen kann. Es nähern ſich in dem genannten Kanale die Nerven beider Seiten, treten auch gewöhnlich mit einander in Verbindung, und verzweigen ſich in der hinter den Schneidezähnen befindlichen Papille der Gaumenhaut.

3) Musculi incisivi, Schneidezahnmuskeln. Dies ſind vier dünne Muskelbündelchen, die an der äußern Fläche beider Kiefern anſitzen, und zwiſchen die Lippenſchleimhaut und den Orbicularis oris dringen, mit dem letztern zuſammenfließend. Die obern, etwas ſtärkern, entſpringen vom Oberkiefer in der Furche zwiſchen innerem und äußerem Schneidezahne; ſie ſind durchs obere Lippenbändchen von einander geſchieden. Die untern, etwas mehr von einander entfernten, entſpringen auf der Erhabenheit des Unterkiefers, die dem zweiten Schneidezahne entſpricht. Man ſchreibt dieſen kleinen Muskeln die Wirkung zu, die gehobene Oberlippe herabzuziehen, die geſenkte Unterlippe zu heben. Hierzu bedarf es aber keiner eigner Muskeln; der orbicularis oris führt dieſe Bewegung aus. Nach ihrer Anheftung können ſie nur dazu dienen, die geſchloſſenen Lippen gegen das Zahnfleiſch beider Kiefer anzupreſſen. Übrigens habe ich mich nicht immer von der Gegenwart dieſer kleinen Muskeln überzeugen können.

Endlich 4) Incisiva sutura, ſ. unt. Intermaxillarnäthen. *(Fr. W. Theile.)*

Incisores (Schneidezähne), ſ. Zähne.

Incisorium, ſ. unt. Incision.

INCISUR, Einſchnitt, Ausſchnitt, wird in der anatomiſchen Terminologie beſonders bei der Beſchreibung der Knochen und Knorpel gebraucht, um eine an Knochenrändern befindliche Aushöhlung zu bezeichnen, die das Ausſehen hat, als wäre mittels einer krummen Schere ein Stück ausgeſchnitten worden. So redet man von einer Incisura ischiadica, acetabuli, atlantis, supraorbitalis, maxillae inferioris, scapulae, radii, cartilaginis thyreoideae, auris etc. Aber auch bei weichen Theilen, deren Ränder eingeſenkt, wie ausgeſchnitten ſind, wird der Name gebraucht. Man unterſcheidet z. B. am kleinen Gehirne eine Incisura anterior und posterior. Endlich bezeichnet man auch manchmal mit dieſem Namen eine verhältnißmäßig breite, längliche Einſenkung auf einer Fläche, mag dieſe an Knochen vorkommen (Incisura mastoidea des Schläfenbeins), oder an weichen Theilen (Incisura vesicalis, pulmonalis an der Leber, an den Lungen). *(Fr. W. Theile.)*

INCITABILITÄT (Erregbarkeit). In der Phyſiologie bezeichnet man mit dieſem Worte die den lebenden Körpern zukommende Eigenſchaft, durch beſondere Einwirkungen in Thätigkeitsäußerungen verſetzt zu werden, die den belebten Körpern als ſolchen zukommen. Incitabilität drückt alſo die allgemeinſte dynamiſche Beziehung des individuellen Lebens zu der Außenwelt aus, die Möglichkeit eines lebendigen Wechſelverhältniſſes zwiſchen dem Organismus und der Außenwelt. Sie iſt nicht vorſtellbar, wenn man ſich nicht auch zugleich Einwirkungen denkt, gegen welche die latente Kraft, die Fähigkeit des Erregtwerdens, reagiren kann. Dieſe Einwirkungen heißen erregende Potenzen, Reize (Incitamenta). Aus der Reaction, die aus den Reizen und der Incitabilität hervorgeht, reſultirt die Erregung, das Erregtſein (Incitatio). Ein von Manchen angenommener Unterſchied zwiſchen Incitabilität und Excitabilität exiſtirt nicht.

Bekanntlich ſpielte die Lehre von der Incitabilität die Hauptrolle in Brown's mediciniſchem Syſtem, und man nannte diejenigen Erregungstheoretiker, welche das Brown'ſche Syſtem in Teutſchland zu ſtützen und auszubilden ſuchten. *(Fr. W. Theile.)*

Incitatus (Pferd des Caligula), ſ. unt. Caligula.

Inclangorium, ſ. Glocke.

Inclavatio, ſ. unt. Gomphose.

INCLINATIO, INCLINATION. 1) In rein geometriſcher Bedeutung wird inclinatio als Überſetzung des griechiſchen Wortes νεῦσις gebraucht, welches bei den alten Geometern Richtung einer geraden Linie heißt. Unter den Schriften des Apollonios von Perga (vgl. d. Art.) befanden ſich zwei Bücher de inclinationibus, wovon aber, außer einigen Nachrichten beim Pappos, nichts auf unſere Zeit gekommen iſt. Nach den von Pappos gegebenen Andeutungen haben mehre Mathematiker, am Beſten Sam. Horsley und Reuben Burrow, die Schrift des Apollonios herzuſtellen verſucht, und W. A. Dieſterweg hat Horsley's lateiniſche Herſtellung frei teutſch bearbeitet (Berl. 1823). Um einen Begriff von den hierin behandelten Gegenſtänden zu geben, wollen wir nur die eine allgemeine Aufgabe anführen: „Zwiſchen zwei der Lage nach gegebenen Geraden eine der Größe nach gegebene Gerade ſo zu legen, daß ſie nach einem gegebenen Punkte gerichtet ſei." *(Gartz.)*

2) In der Phyſik nennt man Inclination, Neigung der Magnetnadel, den Winkel, welchen eine in ihrem Schwerpunkte aufgehängte, in der Ebene des magnetiſchen Meridians drehbare Magnetnadel mit der Horizontalebene macht. Durchbohrt man ein Stück einer Stahlfeder, welches zur Magnetnadel dienen ſoll, in ſeiner Mitte, ſo wird ein ſolcher Stahlſtreifen, an einem durch die kleine Öffnung gezogenen Faden aufgehängt, vollkommen wagerecht ſein. Magnetiſirt man aber nun die Nadel, ſo ſtellt ſie ſich, auf dieſelbe Weiſe aufgehängt, von ſelbſt in den magnetiſchen Meridian; ſie bleibt aber dabei nicht wagerecht, wie eine gewöhnliche Compaßnadel, ſondern das Nordende ſenkt ſich nach Unten, ſodaß die Axe der Nadel einen Winkel mit der Horizontalebene macht; dieſer Winkel iſt der Inclinations- oder Neigungswinkel. Eine Magnetnadel, die um ihren wah-

Digitized by Google

ren mechaniſchen Schwerpunkt in der Ebene des magnetiſchen Meridians drehbar iſt, heißt **Inclinationsnadel**. Eine Inclinationsnadel kann in eine gewöhnliche Compaßnadel umgewandelt werden, wenn man die Südhälfte derſelben grade um ſo viel ſchwerer macht, daß ihr größeres Gewicht der magetiſchen Kraft das Gleichgewicht hält, welche das Nordende herunterzieht. Beraubt man eine gewöhnliche Compaßnadel ihres Magnetismus, ſo wird der Theil, welcher vorher das Südende war, ſich ſeines größern Gewichtes wegen herunter ſenken müſſen.

Die Inclination iſt nicht an allen Orten der Erde dieſelbe. Im Allgemeinen nimmt ſie zu, je mehr die Breite des Ortes wächſt, an dem man ſie beobachtet. Geht man nach Süden, ſo nimmt die Inclination ab, bis man endlich an einen Punkt kommt, wo ſie Null iſt, d. h. wo die Inclinationsnadel ganz wagerecht ſteht. Über dieſen Punkt hinaus wird die Inclination ſüdlich, d. h. ſtatt daß ſich wie bei uns das Nordende der Nadel nach Unten ſenkt, ſenkt ſich das Südende, und zwar im Allgemeinen um ſo viel mehr, je mehr man ſich dem Südpole der Erde nähert. Wäre die magnetiſche Wirkung der Erde dieſelbe, wie die eines großen Magneten, der mit der Umdrehungsaxe der Erde zuſammenfällt, alſo die Pole der Erde zugleich die magnetiſchen Pole, ſo würden ſich, wenn außerdem keine ſtörenden Kräfte mitwirkten, alle Inclinationsnadeln auf der ganzen Erde mit der Erdaxe parallel ſtellen. Die Inclination wäre alsdann an jedem Orte der geographiſchen Breite deſſelben gleich. Auf dem Äquator wäre ſie Null, an den Polen betrüge ſie 90°, d. h. an den Polen müßte ſich die Inclinationsnadel ganz vertical ſtellen. Wäre dies die wahre Lage der magnetiſchen Erdpole, ſo müßte auch überall der magnetiſche Meridian mit dem Erdmeridian zuſammenfallen, und nirgends würde die Compaßnadel eine Abweichung zeigen, d. h. ſie würde ſtets genau nach Norden gerichtet ſein.

Nun aber zeigt in unſern Gegenden die Compaßnadel gegenwärtig eine weſtliche Abweichung, woraus ſich ſchließen läßt, daß der nördliche Magnetpol der Erde weſtlich vom Nordpol an irgend einem Orte Nordamerika's liegen müſſe. Die Lage dieſes Ortes aber iſt ſelbſt veränderlich, was ſchon daraus hervorgeht, daß ſich die Abweichung der Magnetnadel (Declination) fortwährend ändert. Vor 200 Jahren war die Declination in Teutſchland öſtlich, damals lag alſo der nördliche Magnetpol der Erde öſtlich vom Nordpol; im J. 1666 war die Declination Null, woraus hervorgeht, daß damals jener Magnetpol an irgend einem Orte zwiſchen Teutſchland und dem Nordpole war. Seit dieſer Zeit bewegte er ſich immer mehr nach Weſten, ungefähr ſeit 20 Jahren aber bewegte er ſich wieder nach Oſten, und zwar beträgt dieſes Fortrücken nach Hanſteen's Berechnungen jährlich ungefähr 11′. Befände man ſich mit einer Inclinationsnadel an dem Magnetpole der Erde, ſo müßte ſie, wie ſchon bemerkt wurde, vertical ſtehen. Verſchiedene Reiſende, welche an den Küſten von Nordamerika bis zu hohen Breiten vorgedrungen ſind, haben ſich dieſem Orte ſehr genähert. Hanſteen berechnete, ſich auf ältere Beobachtungen ſtützend, daß dieſer Ort im J. 1830 unter dem 69° 30′ nördlicher Breite und 87° 19′ weſtlicher Länge (von Greenwich) liege. Späterhin, nachdem die auf Parry's zweiter Reiſe gemachten Beobachtungen bekannt geworden waren, beſtimmte er ihn auf 71—72° nördl. Breite und 99° weſtl. Länge (von Greenwich). Auf ſeiner dritten Reiſe im J. 1824 und 1825 beobachtete Parry zu Port-Bowen die Neigung

88° 1′	unter	73° 14′	nördl.	Br.	und	88° 55′	weſtl.	L.
88° 2′	"	73° 6′	"	"	"	91° 20′	"	"
88° 8′	"	73° 9′	"	"	"	89° 1′	"	"

Die neueſten Angaben verdanken wir dem Capitain Roß, der während ſeiner gefahrvollen Reiſe 1829—1833 die Neigung an einem Punkte beobachtete, wo die Nadel bis auf eine Minute vertical ſtand, wo alſo die Neigung 89° 59′ betrug (Phil. Mag. Ser. III. Vol. IV. p. 222). Dieſer Punkt lag unter 70° 5′ 17″ nördl. Breite und 96° 45′ 18″ weſtl. Länge von Greenwich. Als ſehr genau darf wol aber dieſe Angabe wegen der Schwierigkeit, die lothrechte Lage der Nadel ſcharf zu beſtimmen, nicht gehalten werden.

Diejenige Linie auf der Erde, auf welcher die Inclination Null iſt, führt den Namen des **magnetiſchen Äquators**. Wäre die magnetiſche Wirkung der Erde dieſelbe, wie die eines einzigen Magnetes, ſo wäre es leicht, den magnetiſchen Äquator zu beſtimmen, ſobald die Lage der Magnetpole der Erde bekannt iſt. In dieſem Falle wäre der magnetiſche Äquator ein größter Kreis, der den Erdäquator in zwei Punkten ſchneidet, und einen Winkel mit demſelben macht, der demjenigen gleich iſt, welchen die magnetiſche Axe der Erde mit ihrer Umdrehungsaxe macht. Dies wird aber durch die Erfahrung durchaus nicht beſtätigt. Am früheſten und am häufigſten wurde der magnetiſche Meridian von Seefahrern auf dem atlantiſchen Ocean durchſchnitten und beobachtet. In dieſem Meere ſcheint der magnetiſche Äquator allerdings ein Stück eines größten Kreiſes zu ſein, der mit dem Äquator einen Winkel von 12° macht und ihn in zwei Punkten ſchneidet, die 115° und 295° weſtlich von Paris liegen. Dies iſt wenigſtens die Lage des magnetiſchen Äquators, die man aus frühern Beobachtungen folgerte. Dieſer Beſtimmung zufolge müßte der magnetiſche Äquator, da er im atlantiſchen Ocean ſüdlich vom Erdäquator liegt, vom 115. Grade weſtl. Länge (von Paris) nach Weſten hin, ſich nördlich vom Äquator befinden, und zwar müßte er unter 158° weſtl. Länge (von Paris), unter einer nördlichen Breite von 8° 56′ 30″ liegen. William Bayley und Cook aber, die im J. 1777 auf zwei verſchiedenen Schiffen die Südſee beſuhren und magnetiſche Beobachtungen anſtellten, fanden beide unter dieſer Länge den magnetiſchen Äquator 12° 10′ 10″ ſüdlicher, als man nach obiger Beſtimmung hätte erwarten ſollen, nämlich unter 3° 13′ 40″ ſüdl. Breite. Dieſe bedeutende Abweichung zeigt zur Gnüge, daß der magnetiſche Äquator in der That kein größter Kreis iſt. Stellt man alle Beobachtungen zuſammen, ſo ergibt ſich, daß er eine ſehr unregelmäßige krumme Linie iſt. Die beſten Beobachtungen, durch eine ſinnreiche Interpolationsmethode verbin-

Digitized by Google

bend, hat Morlet *) die Geſtalt des magnetiſchen Äquators etwa folgendermaßen beſtimmt. Seine größte ſüdliche Breite erreicht er unter dem 28° weſtl. Länge (von Paris), wo er ſich unter einer ſüdlichen Breite von 14° findet; von da wendet er ſich nordweſtlich, durchſchneidet Südamerika, und, ſich dem Äquator immer mehr nähernd, berührt er ihn unter dem 120. Grade weſtl. Länge, wendet ſich wieder ſüdlich, und findet ſich, wie ſchon bemerkt, unter dem 158. Grade weſtl. Länge, 3° 15′ ſüdlich vom Äquator. Von da ſich abermals nordweſtlich wendend, ſchneidet er den Äquator unter dem 174. Grade weſtl. Länge, geht nördlich über die Inſel Borneo hinweg, durchſchneidet den Meerbuſen von Bengalen und die Südſpitze von Indien dieſſeit des Ganges, und ſich alsdann ſüdweſtlich wendend, ſchneidet er den Äquator zum zweiten Male 18° öſtlich von Paris, nahe an der Weſtküſte von Afrika.

Die bedeutenden Unregelmäßigkeiten der Geſtalt des magnetiſchen Äquators, namentlich in der Südſee, laſſen ſich nur durch die Annahme ſtörender Kräfte erklären. Bis jetzt ſind übrigens noch viel zu wenig genaue Data bekannt, um die wahren Elemente der magnetiſchen Kraft der Erde auch nur ziemlich annähernd beſtimmen zu können.

Schon ſehr früh hatte man zwar bemerkt, daß eine Magnetnadel, wenn man das Südende nicht ſchwerer macht, als das Nordende, ſich nach Norden ſenkt, aber erſt Robert Normann beobachtete dieſe Erſcheinung genauer. Er beſtimmte im J. 1576 die Neigung zu London auf 71° 50′. Da man bald wahrnahm, daß die Neigung mit zunehmender Breite wächſt, ſo glaubte man Anfangs, daß die Inclinationsnadel den Seefahrern dazu dienen könnte, die Breite zu beſtimmen, unter der ſich das Schiff befindet. Spätere Erfahrungen zeigten jedoch, wie aus dem Obigen zu erſehen iſt, daß die Inclinationsnadel zu dieſem Zwecke nicht gebraucht werden kann. (*J. Müller.*)

3) In der Maſchinenk., ſ. unt. Kröpfen.

4) In der Medic. **Inclination des Beckens, inclinatio pelvis**, ſ. unt. **Becken u. Kliseometer; Inclination der Gebärmutter, inclinatio uteri**, ſ. **Gebärmutterneigung** im Art. **Gebärmutter**.

Inclinationsäquator, ſ. **Inclination** (Phyſ.) und **Magnetnadel**.

Inclinationsmesser, ſ. **Kliseometer**.

Inclinationsnadel, **Inclinationswinkel**, ſ. **Inclination** (Phyſ.) und **Inclinatorium**.

INCLINATORIUM iſt ein Inſtrument, welches dazu dient, die Größe der magnetiſchen Inclination zu meſſen. Seine Einrichtung iſt im Weſentlichen folgende: Eine ſymmetriſch gearbeitete magnetiſirte Stahlnadel iſt um eine, gerade durch die geometriſche Mitte der Nadel gehende, horizontale Axe in einer verticalen Ebene drehbar. Die Axe bildet den Mittelpunkt eines in Grade eingetheilten verticalen Kreiſes, der mit der Ebene, in welcher die Nadel drehbar iſt, zuſammenfällt. Dreht ſich die Nadel in ihrer Ebene herum, ſo bewegt ſich ihre Spitze an der Gradtheilung des Kreiſes her. Um den Winkel, den die Nadel in irgend einer Stellung mit der Horizontalebene macht, bequem ableſen zu können, iſt die Theilung ſo eingerichtet, daß ſie zwei Nullpunkte hat, die da liegen, wo eine durch den Mittelpunkt des Kreiſes gelegte horizontale Linie ſeinen Umfang ſchneidet. Von dieſen beiden Nullpunkten können die Grade nach beiden Seiten hin leicht gezählt werden.

Die richtende Kraft der Erde läßt ſich in eine verticale und in eine wagerechte Kraft zerlegen, welche in der Ebene des magnetiſchen Meridians wirkt. Stellt man das Inclinatorium nun ſo auf, daß der getheilte Kreis, mithin auch die Drehungsebene der Nadel, in die Ebene des magnetiſchen Meridians fällt, ſo können die beiden erwähnten Compoſanten vollſtändig auf die Nadel wirken, die alsdann ſich genau in die Richtung der magnetiſchen Erdkraft ſtellt. Die Anzahl der Grade, um welche die Nordſpitze der Nadel unter dem nördlichen Nullpunkte, oder die Südſpitze der Nadel über dem ſüdlichen Nullpunkte der Theilung ſteht, gibt bei dieſer Stellung des Inclinatoriums genau die wahre Größe der Inclination an. Stellt man aber die ganze Vorrichtung ſo auf, daß die Drehungsebene der Nadel zwar noch vertical iſt, daß ſie aber einen Winkel mit dem magnetiſchen Meridian macht, ſo kann zwar die verticale Compoſante der magnetiſchen Erdkraft noch grade ſo auf die Nadel wirken, wie vorher, ein Theil der horizontalen Compoſante aber wird durch den Widerſtand der Umdrehungsaxe der Nadel aufgehoben, und in Folge deſſen muß die Nadel tiefer herabſinken. Es geht daraus hervor, daß es, um die Inclination zu beobachten, durchaus nöthig iſt, das Inſtrument genau in den magnetiſchen Meridian zu ſtellen. Je größer der Winkel iſt, den die Umdrehungsebene der Nadel mit dem magnetiſchen Meridian macht, deſto tiefer ſinkt ſie herab; ſteht ſie rechtwinkelig auf der Ebene des magnetiſchen Meridians, ſo kann die horizontale Compoſante der magnetiſchen Erdkraft gar nicht mehr wirken, und die Nadel ſtellt ſich ganz vertical. Bei manchen Inclinatorien iſt noch die Einrichtung getroffen, daß man der Umdrehungsebene der Nadel, alſo der Ebene des getheilten Kreiſes, jede beliebige auch nicht verticale Stellung geben kann. Stellt man nun die ganze Vorrichtung ſo auf, daß die Ebene des getheilten Kreiſes rechtwinkelig auf der Richtung der magnetiſchen Erdkraft ſteht, daß alſo die Umdrehungsaxe der Nadel in die Richtung dieſer Kraft fällt, ſo kann dieſe gar keinen Einfluß mehr auf die Richtung der Nadel ausüben; ſie wird alſo in jeder beliebigen Lage ſtehen bleiben und kein Beſtreben zeigen, eine beſtimmte Richtung anzunehmen. Es iſt dies grade derſelbe Fall, als wenn man eine gewöhnliche Compaßnadel auf einem der magnetiſchen Pole der Erde aufſtellte, dieſe würde alsdann auch in jeder beliebigen Lage ſtehen bleiben, und ſich durchaus nicht nach einer beſtimmten Weltgegend zu richten ſtreben.

Es ſind bei dem Gebrauche des Inclinatoriums noch einige Regeln zu merken, ohne deren Befolgung ſehr leicht Unrichtigkeiten in den beobachteten Inclinationen ſich einſchleichen. Die Inclinationsnadeln ſind meiſt aus Stahl-

*) Gilbert's Annalen. LXX, 1.

Digitized by Google

federn gemacht und haben die beiſtehendgezeichnete Form, die ſich unter allen als die zweckmäßigſte ausgewieſen hat, namentlich weil Nadeln von dieſer Form

bei gleichem Gewichte eine ſtärkere richtende Kraft beſitzen, als andere. Die Axe, um welche die Nadel drehbar iſt, geht durch die geometriſche Mitte C derſelben, und ſteht auf ihren Oberflächen rechtwinkelig. Fiele die magnetiſche Axe der Nadel genau mit der geometriſchen Axe NS zuſammen, und ginge die Umdrehungsaxe genau durch den geometriſchen Mittelpunkt C, ſo würde die Nadel bei gehöriger Stellung des Inclinatoriums die wahre Inclination angeben. Beides findet aber in der Wirklichkeit wol nie mit vollkommen mathematiſcher Genauigkeit ſtatt, und man muß deshalb auf ſolche Beobachtungsmethoden ſinnen, durch welche die aus dieſen Umſtänden herrührenden Fehler vermieden werden. Nehmen wir an, die magnetiſche Axe der Nadel habe die Lage S'N', und die Nadel ſei ſo in dem Inclinatorium angebracht, daß diejenige Seite der Nadel, welche in der Figur oben iſt, ſich nach Oſten kehre, ſo wird ſich die Nadel ſo ſtellen, daß S'N' genau in die Richtung der magnetiſchen Erdkraft zu liegen kommt, die geometriſche Axe der Nadel aber wird einen kleineren Winkel mit der Horizontalebene machen. Die Nadel gibt alſo in dieſem Falle die Inclination zu klein an. Dreht man aber die Nadel im Inclinatorium ſo herum, daß die Seite der Nadel, welche zuerſt nach Oſten gewendet war, nun nach Weſten hinſieht, ſo macht nun die geometriſche Axe NS einen größern Winkel mit der Horizontalebene, als die magnetiſche Axe, und folglich gibt die Nadel bei dieſer Stellung die Inclination um ebenſo viel zu groß an, als ſie vorher zu klein war. Nimmt man aus den in beiden Lagen beobachteten Inclinationen das Mittel, ſo iſt dies die wahre Inclination. Soll die Inclination nur mit einiger Genauigkeit beſtimmt werden, ſo iſt die Beobachtung der Nadel in den erwähnten beiden Lagen unerläßlich. Was den zweiten Fehler betrifft, nämlich den, der von der Excentricität der Umdrehungsaxe herrührt, ſo iſt dieſer gleichfalls durch die Beobachtung ſelbſt zu corrigiren, nur iſt das hier anzuwendende Verfahren etwas umſtändlicher. Geht die Umdrehungsaxe nicht genau durch den Schwerpunkt der Nadel, ſo wird dadurch entweder die Nordhälfte oder die Südhälfte der Nadel zu ſchwer; im erſteren Falle iſt alsdann die beobachtete Inclination zu groß, im letzteren iſt ſie zu klein. In dieſem Falle muß man, wenn man einmal die Inclination beobachtet hat, die Nadel ihres Magnetismus berauben, und ſie alsdann von Neuem ſo magnetiſiren, daß das Ende, was vorher der Nordpol war, nun der Südpol wird; iſt dies geſchehen, ſo muß die Inclination von Neuem beobachtet und wieder aus beiden Beobachtungen das Mittel genommen werden. Der Grund für dieſes Verfahren läßt ſich leicht einſehen. *(J. Müller.)*

INCLUSAE, oder eigentlich franzöſiſch enfermées, nannte Cuvier ſeine fünfte Familie der **Acephala testacea**, welche der de Lamarck'ſchen Gruppe **Crassipedia** entſpricht, und von Erſterm durch folgende Merkmale charakteriſirt wurde: „Mantel an ſeinem vordern Ende oder blos in der Mitte offen, zum Durchgange des Fußes; am entgegengeſetzten Ende in ein doppeltes Rohr verlängert, welches aus der an beiden Enden klaffenden Schale hervorragt. Die hierher gehörigen Thiere ſtecken im Sande, im Schlamme, in Steinen oder in Holz."

De Lamarck, welcher ſeine Gruppe als erſte Section der erſten Ordnung (Dimyia) ſeiner eilften Claſſe (Conchifera) behandelt, bringt dieſelbe in vier Familien, in denen ſämmtliche von Cuvier zu den **Inclusis** gezogenen Gattungen enthalten ſind. Dabei ſtimmen beide große Zoologen über den Rang, welche dieſer Gruppe zuerkannt werden müſſe, überein, indem Cuvier ſie in abſteigender Reihe ſeines Syſtems ans Ende, de Lamarck in der entgegengeſetzten aufſteigenden Reihenfolge zu Anfang der Muſcheln abhandelt, und ihnen ſomit die vollkommenſte Entwickelungsſtufe in dieſer Thierclaſſe angewieſen wird. Die hierher gehörigen Familien ſind nachſtehende:

1) **Tubicolae**. Die Schale iſt entweder von einer kalkigen, von ihr geſonderten Röhre umſchloſſen, oder innig mit derſelben verſchmolzen, ſodaß ſie in der Wand der Röhre feſtſitzt, oder im erſten Falle vorn daraus hervorragt.

a) Gattungen mit dickem Kalkrohr, in dem die Schale feſtſitzt. **Aspergillum. Clavagella.**

b) Gattungen, deren Schale frei im Rohre liegt. **Teredina, Gastrachaena, Fistulana, Teredo, Pholas.**

Die Gattung **Pholas**, welcher das von dem frei hervorragenden Theile des Mantels gebildete Kalkrohr fehlen ſollte, iſt nach neuern Unterſuchungen damit verſehen, und bedarf daher nicht mehr den Rang einer eigenen Familie, welchen de Lamarck ihr zuerkannte.

2) **Solenaceae**. Schale ohne Kalkrohr, mit äußerlichem Bande. Gattungen: **Solen, Panopaea, Glycimeris, Byssomia, Hiatella.**

3) **Myacea**. Schale ebenſo, aber das Band iſt innerlich. Gattungen: **Anatina, Lutraria, Mya.**

Über dieſe Gattungen ſehe man die betreffenden Artikel nach. *(Burmeister.)*

INCLUSI oder **Reclusi** (Eingeſchloſſene), wurden eine beſondere Art zu ſtrengerem Verſchluſſe ſich beſtimmender oder auch auserleſener Mönche, weit ſeltener wol auch Nonnen, genannt, die in abgeſonderten kleinen Cellen, in der Regel bei Klöſtern, oder doch in der Nähe von Dörfern und Städten, wohnten und ein ſo einſiedleriſches Leben führten, daß es ihnen Geſetz war, ihre Clauſen nur im allerhöchſten Nothfalle und nur erſt auf Erlaubniß des Biſchofs und nach erhaltenem Segen deſſelben wieder einmal zu verlaſſen. Bei dem Verſchluſſe in eine ſolche Celle wurde daher das Siegel des Biſchofs oder des Abtes auf die Thür gedrückt, und nur wieder gelöſt, wenn den Clausner eine bedeutende Krankheit überfiel und dergl. Die Cellen waren meiſt ſehr klein; man

Digitized by Google

gibt an, ſie hätten gewöhnlich eine Länge und Breite von 12 Fuß gehabt. Meiſt waren drei Fenſter angebracht, von denen das eine für den Empfang des heil. Abendmahls, das zweite für Einreichung der täglichen Nahrung und das dritte dazu beſtimmt war, daß einiges Licht in die ärmliche Wohnung fiel, die nur den allernothwendigſten Hausrath haben durfte. Die Nahrung der Eingekerkerten war gleichfalls höchſt dürftig, ſelbſt Feuer zu halten war ihnen auch im Winter nicht erlaubt, dazu ſchliefen ſie meiſt in ihren Kleidern, die nicht gewechſelt wurden. Die Kirchenverſammlung zu Trullo im J. 692 verordnete, daß dieſe Abgeſonderten erſt in einem ordentlichen Kloſter drei Jahre lang als Anachoreten gelebt haben, und dann noch ein Probejahr abhalten ſollten, worauf ſie erſt zu dieſer Ehre gelangen durften. Gingen ſie dann aber auch nur einmal ohne dringende Noth aus ihrer Clauſe, ſo wurden ſie zur Strafe unter ſchweren Kaſteiungen eingeſchloſſen. An andern Orten duldete man ſolche Incluſen nicht eher, als bis ſie feierlich vom Biſchofe dazu eingeweiht worden waren. In der Dauphiné wählte man die Würdigſten unter Mönchen und Nonnen dazu, und machte es zu ihrer Hauptpflicht, ohne Unterlaß für das Volk zu beten. Gregor von Tours hat in ſeinem 6. Buche im 3. Cap. die Gebräuche dabei beſchrieben. Am Ende des 9. Jahrh. verfaßte der Prieſter Grimlaic eine Regel für ſie, nach welcher ihre Clauſe nahe bei einer Kloſterkirche ſein ſollte; daran konnte ein kleiner Garten ſtoßen; ebenſo durften mehre zuſammen, jedoch jeder in ſeiner eigenen Clauſe, wohnen, aus deren Fenſter ſie ſich unterhalten durften. Waren ſie Prieſter, ſo hatten ſie auch wol eine kleine Kapelle an ihrer Clauſe, in welcher ſie Meſſe hielten. Eins ihrer Fenſter ging in die Kirche des Kloſters, um aus dieſem Fenſter dem öffentlichen Sacramente beizuwohnen; ein anderes Fenſter war zur Berathung des Volkes, das bei ihnen Troſt ſuchte, beſtimmt. Einige hatten auch Schüler, die jedoch außerhalb der Clauſe wohnten. Die Lauren in Paläſtina und der Umgegend gehören ebenfalls mit unter dieſe ſtrengen Clauſen, und manche derſelben war ſehr berühmt, z. B. die Laure des heil. Sabas. Als erſter Stifter derſelben wird der heil. Charito genannt (ſtarb gegen 340). Alle Incluſi lebten theils von Handarbeit, theils in der Regel von Almoſen, die man ihnen durch das Sprachfenſter reichte. *(G. W. Fink.)*

INCLUSIO. Wenn eine fremde Sache einen durch menſchliche Thätigkeit bewirkten Zuſatz erhält, ohne daß beide fragliche Gegenſtände dadurch eine Veränderung erleiden, ſo ſagen die Juriſten: **facta est accessio industrialis per adjunctionem**; und als eine beſondere Species dieſer **Adjunctio** wird dann auch die **inclusio** angeführt, und namentlich darunter der Fall verſtanden, wenn fremde Gegenſtände von Werth mit einer andern Materie umgeben, wie z. B. fremde Diamanten in Gold oder Silber gefaßt wurden. Zur Entſcheidung der Rechtsfrage, welcher von beiden Gegenſtänden dann als Hauptſache zu gelten und nach der Regel: **Quodcunque accessorium sequitur suum principale**, für den Zweifelsfall ſeinem Herrn das Eigenthumsrecht an der andern Sache zuzubringen habe, dient dann der Satz als Norm, daß entweder der Gegenſtand für die Hauptſache zu erkennen ſei, welcher auch ohne die Verbindung mit der andern wol beſtehen könne, oder auch der, welcher die größere Maſſe ausmache, oder in höherm Preiſe ſtehe. Es liegt auf der Hand, daß dieſe Regel ſchon an ſich ſehr unbeſtimmt iſt, und ſich nach jedem wirklich eintretenden Falle zu modificiren hat. Deshalb iſt auch geſetzlich nachgelaſſen, daß das durch dieſe Species **adjunctionis** conſtituirte Eigenthum auf Erfodern wieder aufgehoben werden könne. Es geſchieht dies durch eine, auf die Trennung der beiden fraglichen Objecte lautende **actio ad exhibendum**, wornach der vorige Eigenthümer ſein Eigenthum zurückempfängt, vorausgeſetzt, daß die Trennung überhaupt noch möglich iſt, und daß die Verbindung nicht die Natur einer **confusio** angenommen hat. Dabei behält übrigens der, welcher ſein Eigenthum verliert, immer das Recht, auf Erſatz zu klagen. Nur ein ſolcher Eigenthümer der Nebenſache, welcher mit Bewußtſein ſeines Unrechts die Vereinigung vornahm, empfängt **propter dolum concurrentem** in der Regel keinen Erſatz. Nahm er die Vereinigung vor, ohne ſein Unrecht wirklich zu wiſſen, ſo hat er wegen des Erſatzes nur ein Retentionsrecht, nicht aber eine Klage *).

(Emil Ferdinand Vogel.)

IN COENA DOMINI. Dies iſt die Benennung der päpſtlichen, den Staaten und ihren Regierungen, den Rechten der Souverainetät, der guten Ordnung und der öffentlichen Ruhe höchſt gefährlichen Bannbulle, welche ſeit mehren Jahrhunderten, alljährlich am Gründonnerstage, in der Peterskirche und andern Hauptkirchen zu Rom vorgeleſen zu werden pflegt. Sie iſt ein Auszug verſchiedener einzelner Conſtitutionen, welche nach und nach von den Päpſten erlaſſen worden ſind [1]), und ein Inbegriff der Rechte, welche der päpſtliche Stuhl ſeit Gregor's VII. Zeiten, als vollkommen gültige und wohlerworbene Rechte, in Anſpruch genommen und zum Theil auch behauptet hat, und deren Verletzung, durch Widerſpruch oder Thathandlungen, für ein des Bannes und der Verfluchung würdiges Verbrechen gehalten worden iſt [2]). Inſonderheit wird alles dasjenige, was der angenommenen kirchlichen Freiheit mittelbar oder unmittelbar im Wege ſtand, oder ſie verletzte, in derſelben zuſammenge-

---

*) Vgl. zu dieſer Entwickelung folgende Geſetzſtellen: §. 26. Inst. de divis. rer. (II, 1). fr. 34. pr. D. de contrah. emtione (XVIII, 1). fr. 19. §. 13—20. D. de auro, argento etc. (XXXIV, 2). fr. 27. pr. und §. 2, ſowie fr. 26. §. 1. D. de acquir. rer. domin. (XLI, 1). fr. 61 und fr. 23. §. 5. de rei vind. (VI, 1) und fr. 6 et 7. §. 2. D. ad exhibend. (X, 4).

1) In *Cherubini* Magnum Bullarium Romanum findet ſich in einer Note zur 63. Conſtitution Paul's V., welche eben unſere Bulle In Coena Domini iſt, eine Nachweiſung der einzelnen päpſtlichen Verordnungen, die in ihr zuſammengefaßt ſind. 2) Der Senator Rucellai in ſeiner Staatsſchrift: Geheime Memoiren über den Zuſtand Toscana's, rückſichtlich der weltlichen Gewalt gegenüber der des römiſchen Hofes (Florenz 1745), erklärt unſere Bulle für die Summe der Kirchengeſetze, welche darauf hinzielen, den Despotismus des römiſchen Hofes zu befeſtigen, der das Werk mehrer Jahrhunderte, mit dem Blute ſo vieler erniedrigten Monarchen,

Digitized by Google

faßt und verflucht. In frühern Zeiten finden wir dieſe Bulle auch unter dem Namen Annal- oder Annualproceß, auch wol Proceßbreve [3]), und erſt ſeit Pius' V. Zeiten iſt die ihr von den Jeſuiten, aus Veranlaſſung des Tages, an dem alljährlich ihre Publication geſchieht, beigelegte Benennung: Bulla in Coena Domini, oder Bulla Coenae Domini, auf teutſch Nachtmahlsbulle, die gebräuchliche und bleibende geworden.

Da dieſe Bulle nach den Veränderungen der Zeitumſtände und dem Verhältniſſe des päpſtlichen Stuhls nach Außen nicht blos verſchiedenen Inhalts geworden iſt, ſondern auch eine verſchiedene Geſtalt und Faſſung erhalten, auch in ihrer Auf- und Annahme, ſowie in ihrer Anwendung verſchiedene Schickſale erfahren hat; ſo hat ſie auch nicht blos eine Geſchichte ihrer Entſtehung und Ausbildung, ſondern auch eine Geſchichte ihrer Aufnahme, des Widerſtandes, den ſie bei ihrer Verkündigung erfahren, und der Wirkungen, die ſie hervorgebracht hat [4]). Wir wollen ſie nach dieſen verſchiedenen Seiten hin betrachten.

I. Entſtehung und Ausbildung der Nachtmahlsbulle. Daß päpſtliche Excommunicationsdecrete an gewiſſen beſtimmten Tagen in der Peterskirche zu Rom und andern Hauptkirchen daſelbſt öffentlich vorgeleſen und verkündigt werden, iſt ein Gebrauch, der in ſehr frühe Zeiten zurückreicht. Man hatte zu dieſer Verkündigung hauptſächlich vier Tage auserſehen: den Gründonnerstag, das Himmelfahrtsfeſt, das Kirchweihfeſt der heiligen Apoſtel Petrus und Paulus und die Octave nach St. Martinstag [5]); ob aber die an dieſen Tagen verkündigten Excommunicationen und Anathematiſationen ſich über einen Complex mehrer Perſonen, die ſich verſchiedener Kirchenverbrechen ſchuldig gemacht hatten oder ſchuldig machen würden, oder nur über einzelne ſolcher Verbrecher erſtreckt habe, iſt ungewiß; obſchon es nicht unwahrſcheinlich iſt, daß es Anfangs nur Einzelne geweſen. Ebenſo iſt es eine unausgemachte Sache, wann die Bulle, welche die hauptſächlich zu rügenden Majeſtätsverbrechen gegen die Kirche und den römiſchen Stuhl namhaft gemacht, aufgekommen, und wann zu deren alljährlich zu wiederholender Verkündigung der Gründonnerstag feſtgeſetzt worden.

Verbreitet wurde die Bulle durch die Decretalen Innocenz' III. und IV., Gregor's IX. und Bonifacius' VIII. [6]); aber die erſte eigentliche Nachtmahlsbulle in der Form, welche ihr nachher auch in ihrer Faſſung im Allgemeinen geblieben, iſt die vom Papſte Gregor XII. im J. 1411, Cajetae, in die Coenae Domini, ausgefertigte, welche uns Oderich Raynald [7]) aufbewahrt hat. Aus den Eingangsworten, welche der Annaliſt ihr vorausgeſchickt hat: Gregorius, Ladislai Regis patrocinio tectus Cajetae *recurrente Coenae dominicae die* judiciaria Acta *ritu solemni de more Ecclesiae Romanae*, edidit adversus haereticos caeterosque cum ipso non sentientes, ergibt ſich mit großer Wahrſcheinlichkeit, nicht allein, daß dieſe Bulle nicht die erſte in ihrer Art, ſondern auch, daß ſchon damals der Gründonnerstag zur Bekanntmachung von Bullen dieſer Art der gewöhnliche Tag geweſen [8]). Auch iſt die hier gebrauchte gotteslaſterliche Excommunications- und Anathematiſationsformel: Excommunicamus et anathematizamus ex parte Dei omni-

---

auf den Trümmern ſo vieler umgeſtürzten Throne erbaut ſei; — für die Quelle aller der ärgerlichen Streitigkeiten zwiſchen dem Prieſterthume und der Regierung, ſowie für die Quelle der Inquiſition, welche ſie bis zu ihren furchtbarſten Ausſchweifungen, den Kreuzzügen gegen die Ketzer, Cenſuren und Interdicte unterſtützt habe; ſ. Das Leben und die Memoiren des Scipio v. Ricci (Stuttg. 1826). IV, 44 fg.

3) In der Sprache der römiſchen Curialiſten heißen alle päpſtlichen Banndecrete Processus, weil ſie kraft ihrer Ausfertigung ein Criminalproceß wider alle Fürſten und Obrigkeiten waren, welche die geiſtlichen oder kirchlichen Immunitäten nicht in der ihnen von den Päpſten gegebenen Ausdehnung anerkennen wollten. Auch ſich ſelbſt bezeichnet die Bulle mit dem Namen Processus. 4) Wir haben eine ſehr ausführliche Geſchichte dieſer Bulle von dem ehemaligen Kanzler und Profeſſor der Theologie zu Tübingen, Joh. Friedr. le Bret. Sie iſt in den Jahren 1769 fg. zu Ulm erſchienen, ohne den Namen des Verfaſſers, unter folgendem Titel: Pragmatiſche Geſchichte der ſo berufenen Bulle In Coena Domini und ihrer fürchterlichen Folgen für den Staat und die Kirche, zur Beurtheilung aller Streitigkeiten unſers Jahrhunderts mit dem päpſtlichen Hofe; in 4 Bänden in 4. Es iſt aber dieſes Buch mehr ein polemiſcher Commentar zu der Nachtmahlsbulle, als eine eigentliche Geſchichte derſelben, und enthält mehr eine hiſtoriſche Darſtellung der durch dieſelbe kundgegebenen päpſtlichen Prätenſionen, ſowie des Widerſtandes, den ſie von Seiten der weltlichen Macht gefunden, als eine Geſchichte der Bulle ſelbſt in ihrer Geſtaltung und ihrer Ausbildung. So handelt der zweite Theil, der nach dem Titel die Geſchichte von der Entſtehung dieſer Bulle begreifen ſoll, zuerſt auf 13 Seiten vom Banne, dann auf 10 Seiten von der Macht der Könige und des Papſtes, hierauf von der Macht der Biſchöfe, den Mönchen, den Real-, Perſonal- und Localimmunitäten u. ſ. w. Die Tendenz der ganzen Schrift, welche durch die neueſten Zeitereigniſſe ein neues Intereſſe erhalten hat, geht aus dem Schluſſe des erſten Theils hervor. Nicht unerheblich für die Geſchichte der Wirkungen unſerer Bulle iſt die Schrift des gelehrten Italieners Contini: Riflessioni sopra la Bulla in Coena Domini, wovon auch eine teutſche Überſetzung zu Zürich 1785 erſchienen iſt.

5) So le Bret II, 151, welcher ſich dabei auf das Zeugniß der Gloſſe zu Anmerk. 1. de Judiciis beruft. Ich vermuthe aber, daß hier ein Irrthum ſei, und daß ſtatt vier Tage zu ſetzen ſein möchte, drei Tage. Denn wenn das Kirchweihfeſt der heil. Apoſtel Petrus und Paulus kein anderes Feſt iſt, als das Festum Dedicationis SS. Apostolor. Petri et Pauli, welches nach dem römiſchen Feſtkalender den 20. Nov. gefeiert wird; ſo iſt die Octave des St. Martinstages mit jenem Feſte ein und derſelbe Tag. Das Kirchweihfeſt war nur für Rom, der St. Martinstag aber für die ganze römiſch-katholiſche Kirche ein Feſttag, und daher wahrſcheinlich die doppelte Benennung eines und deſſelben Tages. Auch gedenkt ein Brief Paul's II. an den Erzbiſchof von Lyon nur einer dreimaligen Abkündigung der Nachtmahlsbulle. Cf. *Harduin*, Acta Conciliorum. IX, 1489. 6) Sie gilt daher auch nicht für ein neues Geſetz, ſondern nur für den Executiv-Proceß gewiſſer alter Geſetze. 7) Annal. ecclesiast. a. 1411. n. 1. Le Bret ſcheint das hier (vielleicht auch anderwärts, nur nicht in den römiſchen Bullarien) aufbewahrte Original nicht gekannt zu haben, indem er ſich in ſeiner Pragmatiſchen Geſchichte II, 152 bei Erwähnung derſelben nur auf *Lenfant*, Histoire du Concile de Pise, L. V. bezieht. 8) Schröckh, Chriſtliche Kirchengeſch. ſeit der Reformation. III. 387 nennt zwar ſchon Urban V. im 14. Jahrh. unter denjenigen Päpſten, durch welche die Nachtmahlsbulle nach und nach ausgebildet, verändert und vermehrt worden; aber ohne weitern Beweis. Eines argen Anachronismus hat ſich Fuhrmann (Handwörterbuch der chriſtl. Kirchengeſch. I, 378) ſchuldig gemacht, indem er

Digitized by Google

potentis Patris et Filii et Spiritus Sancti, auctoritate quoque beatorum Apostolorum Petri et Pauli et nostra, in allen ſpätern Redactionen beibehalten worden [9]).

In dieſer erſten eigentlichen Nachtmahlsbulle, welche uns bekannt geworden, werden excommunicirt und anathematiſirt, in folgender Ordnung: die Gazarer, Patarener, die Armen von Lyon, die Arnaldiſten, Speroniſten und Paſſaginer [10]), als Ketzer, mit allen ihren Freunden, Gönnern und Beſchützern; ferner alle Piraten, Corſaren und Latrunculi marini; ſodann alle diejenigen, welche Pferde, Waffen, Eiſen und andere Kriegsbedürfniſſe den Sarazenen zur Bekriegung der Chriſten zuführen; hierauf alle Verfälſcher der päpſtlichen Bullen und Breven, ſowie aller an den päpſtlichen Stuhl gerichteter Gnaden- und Rechtsgeſuche; zur fünften alle die, welche ſolchen Perſonen Schaden zufügen, die den päpſtlichen Stuhl, aus welchem Grunde und in welcher Angelegenheit es auch ſei, aufſuchen, oder ſich bei demſelben aufhalten, oder von demſelben zurückkehren; zur ſechsten die occupantes, incedentes et detinentes civitatem nostram Romanam, et occupantes, detinentes et incedentes in toto vel in parte patrimonium b. Petri in Tuscia, ducatumque Spoletanum occupantes, detinentes et invadentes in parte Marchiam Anconitonam et in parte Romandiolam, Campaniam, Maritimam, Civitates quoque nostras Bononiensem, Tridentinam, Urbevetanum, Civitatem Castelli, Avenionem, regnum Sardiniae et omnes defensores eorum [11]); und endlich den inquitatis alumnum, Petrum — vulgariter dictum de Luna, Diaconum Cardinalem, nunc Antipapam, nebſt dem Herzoge Ludwig von Anjou und deſſen Anhänger, auch alle Cardinäle, welche den Ausfertiger der Bulle verlaſſen hatten, und von denen ſie eilf beſonders namhaft macht, und unter dieſen auch den Cardinal von St. Euſtachius, d. h. den Papſt Johann XXIII.

Wer die Zeitumſtände und die damaligen päpſtlichen Verhältniſſe kennt, unter denen dieſe Bulle ausgefertigt wurde, wird ſich alsbald überzeugen, daß ſie mehr im beſondern Intereſſe der Zeit und des einzelnen Papſtes, als im Allgemeinen des römiſchen Stuhles und des Papſtthums ihre Exiſtenz erhalten. Bei den ſpätern Redactionen und Umgeſtaltungen derſelben, beſonders ſeit der Zeit der Reformation, erſcheint aber die Sache anders. Die Jeſuiten, welche an den neuern Redactionen den meiſten Antheil hatten — wie dies ſchon der Umſtand beweiſt, daß alle die neuern, mit der Nachtmahlsbulle vorgenommenen Veränderungen von ſolchen Päpſten ausgegangen ſind, die mehr oder weniger unter der Herrſchaft oder dem Einfluß der Jeſuiten ſtanden — die Jeſuiten benutzten die Gelegenheit, die ſich ihnen durch die Bulle und die Gewohnheit ihrer Publication darbot, hauptſächlich dazu, den Anſprüchen der Päpſte gegen die Fürſten und der kirchlichen Gewalt gegen die weltliche Macht eine Art von Halt zu geben, und den erſtern einen Weg offen zu halten, auf den ſie unter günſtigen Umſtänden den Verſuch zur Vergrößerung ihrer Macht wagen, und die Fürſten und Länder, die ſich von deren Herrſchaft befreit hatten, wieder unter dieſelbe zu bringen. Pius V. (geſt. 1572), Paul V. (geſt. 1621) und Urban VIII. (geſt. 1644) ſind in dieſer Beziehung merkwürdige Namen; ſie haben inſonderheit auch viel zur Schärfung der Verordnungen, die Auctorität der Bulle betreffend, beigetragen [12]).

II. Zweck und Inhalt der Nachtmahlsbulle. Wenn wir vom Zweck und Inhalt der Nachtmahlsbulle ſprechen, nehmen wir dieſelbe nach der neueſten Faſſung von Urban VIII. [13]). Glauben wir nun den Einleitungsphraſen derſelben, ſo müſſen wir annehmen, daß die Bulle ein Product ſei der Hirtenwachſamkeit und Sorge des römiſchen Hohenprieſters, deſſen Amtspflicht es mit ſich bringe, Frieden und Ruhe in der Chriſtenheit zu befördern, den katholiſchen Glauben, ohne welchen Gott zu gefallen nicht möglich, in ſeiner Einheit und Unverfälſchtheit zu erhalten, und dadurch zu verhüten, daß die chriſtgläubige Heerde, nicht ſchwachen Kindern gleich, in ihrem Glauben hin und her wanke, oder wol gar durch die Bosheit der Menſchen auf Irrwege getrieben werde, auch dahin zu wirken, daß Keiner den Andern in Geſellſchaft und Gemeinſchaft dieſes Lebens ärgere oder beleidige, ſondern daß vielmehr Alle (verbunden durch das Band des Friedens, als Glieder eines Leibes, unter ihrem gemeinſchaftlichen Haupte Chriſtus und deſſen Stellvertreter auf Erden, dem römiſchen Hohenprieſter, dem Nachfolger des allerſeligſten Petrus, als auf welchem die Einheit der ganzen Kirche beruht) vermehrt werden zur Erbauung (augeantur in aedificationem), um ſo unter göttlichem

---

ſagt, der Papſt Martin V. († 1431) habe die erſte Grundlage zur Nachtmahlsbulle gegeben, Urban V. aber († 1370) habe ſie mit vermehren und abändern helfen.

9) Regino von Prüm hat in ſeinen zwei Büchern De Disciplina ecclesiastica. Lib. II. p. 409—413 mehre Excommunicationsformeln aufgeführt. Regino lebte zu Anfange des 10. Jahrh.

10) Die Namen der hier genannten Ketzer, welche zu Martin's V. Zeiten zum Theil gar nicht mehr exiſtirten, und alſo auch nicht excommunicirt werden konnten, weiſt deutlich auf eine frühere Abfaſſungszeit dieſes Artikels, und beſtätigt das, was Prosper Lambertinus (de Festis S. Mariae Virginis. P. I. c. 196) anführt, daß die am Gründonnerstage gewöhnliche Excommunicationsfeierlichkeit ſchon zu Bonifacius' VIII. Zeiten, alſo zu Ausgange des 13. Jahrh., gewöhnlich geweſen. Was es mit Speroniſten für eine Bewandtniß habe, iſt mir mit den meiſten Kirchenhiſtorikern unbekannt.

11) Was hier die Bulle ausſpricht, iſt gewiſſermaßen ein Nothſchrei Martin's V.; was die ſpätere Faſſung aufgenommen hat, iſt mehr auf Prätenſionen gerichtet.

12) Nach der Sprache der römiſchen Kanoniſten ſind die mit unſerer Bulle vorgenommenen Veränderungen von zweierlei Art: Vermehrung (additio) oder Verminderung (subtractio). So veränderte ſie Clemens VIII. per additionem, indem er alle Regeln des unter ihm gehaltenen Lateran-Concils, die Immunitäten der Geiſtlichen betreffend, hinzuthat; per subtractionem aber ward ſie dadurch verändert, daß man den Fürſten die Macht entzog, die peinlichen Rechtsſachen der Geiſtlichen vor ihr Gericht zu ziehen — alſo den Päpſten geben, und den Fürſten nehmen.

13) Eigentlich iſt es Paul V. geweſen, von dem der Bulle ihre neueſte Geſtalt gegeben worden iſt. Ihrem Inhalte nach hatte ſie ſchon von Gregor XIII. ihre Vollſtändigkeit erhalten.

Digitized by Google

Beiſtande ſich der Ruhe des gegenwärtigen Lebens zu erfreuen und dereinſt der künftigen Seligkeit theilhaftig zu werden. In Gemäßheit dieſer Hirtenpflicht ergreift nun der heilige Vater, der Stellvertreter Chriſti, gleich ſeinen Vorgängern, am Tage, welcher wegen des Andenkens an die Stiftung des heiligen Abendmahls ein feierlicher iſt, *das Schwert der Kirchenzucht und die heilſamen Waffen der Gerechtigkeit, zur Ehre Gottes und zum Heil der Seelen,* und weil ihm *nichts erwünſchter iſt, als die unverletzte Reinigkeit des Glaubens, den öffentlichen Frieden* und die Gerechtigkeit, mit der Hilfe Gottes, *zu ſchützen*; ſo folgt er der alten und feierlichen Gewohnheit — und läßt die Nachtmahlsbulle verkündigen. Aber in der Bulle ſelbſt iſt auch nicht ein Laut der Liebe hörbar; nirgends der Ton und die Haltung eines Hirten, der auch das verirrte Schaf auf ſeine Schulter nimmt, um es der Heerde, die auf grüner Aue weidet, wieder zuzuführen, ſondern vielmehr der Ton und die Haltung eines gemeinen Büttels und Landsknechts, der ſich in ſeiner Rohheit nur im Fluchen und Verwünſchen gefällt; nirgends die Geſinnung eines Bekenners, geſchweige eines Stellvertreters Chriſti, der nie das Seine ſucht, ſondern ſich ſelbſt und ſein Leben zum Beſten Anderer als Opfer dargebracht hat [14]).

Alſo nicht ein Erzeugniß des Geiſtes der Liebe, der Eintracht und der Verſöhnung, ſondern eine Ausgeburt des Haders, der ſcheußlichſten Selbſt- und Herrſchſucht [15]) und einer ungemeſſenen, alle Schranken der bürgerlichen Ordnung niedertretenden Arroganz iſt die Bulle, welche am Stiftungstage des Mahles der Liebe und der Eintracht feierlich verleſen wird; vielmehr iſt ihr eigentlicher Zweck kein anderer, als die von Seiten des Papſtthums angeſprochenen Rechte immer im friſchen Andenken zu erhalten, und ſich die Möglichkeit zu bewahren, die geiſtliche oder vielmehr päpſtliche Macht, welche im Laufe der Zeiten immer mehr in Rückſtand gegen die weltliche und fürſtliche gekommen war, unter günſtigern Umſtänden wieder auf den Punkt zu erheben, auf den ſie Gregor VII., Innocenz III. und Bonifacius VIII. zum Theil wirklich gebracht, zum Theil zu bringen geſucht hatten. Um nun dieſen Zweck zu erreichen, vindicirt

1) die Bulle dem Papſte nicht blos die volle, unumſchränkte Gewalt in Sachen der Religion und des Glaubens, aller Gewiſſensfreiheit den Weg in die katholiſche Kirche verſperrend, ſondern auch das an keine Bedingungen gebundene Recht der höchſten Entſcheidung in allen Kirchenangelegenheiten. Demnach verbannt und verflucht ſie die Huſſiten [16]), Wicleſiten, Lutheraner [17]), Zwinglianer, Calviniſten, Hugenotten, Anabaptiſten, Trinitarier und alle und jede andern Ketzer, wie ſie auch heißen und zu welcher Sekte ſie auch gehören mögen; ſowie alle die, ſo ihnen glauben, ſie beherbergen, begünſtigen oder beſchützen, und ihre Bücher, religiöſen oder ketzeriſchen Inhalts, ohne Genehmigung des apoſtoliſchen Stuhls leſen, drucken oder in Schutz nehmen. Dazu werden in dem folgenden Artikel verboten alle Appellationen von dem zur Zeit lebenden Papſte an ein künftiges allgemeines Concilium, wobei die Univerſitäten, Collegien und Capitel, die ſich deren erdreiſten, noch beſonders mit dem Interdict bedroht werden. Die Unſtatthaftigkeit ſolcher Appellationen hatte ſchon Pius II. in einer 1459 erlaſſenen Decretale ausgeſprochen, aber erſt Pius V. hat das Verbot in die Nachtmahlsbulle gebracht.

2) Um das päpſtliche Gebiet nicht blos in ſeinem Zuſtande zu erhalten, ſondern auch um Gelegenheit zu haben, daſſelbe nach Umſtänden zu vergrößern und der heiligen Stadt Zugang und Zufuhr zu erleichtern, hatte ſchon Gregor XII. über alle Seeräuber ohne Unterſchied den Bann ausgeſprochen; Paul V. und nach ihm Urban VIII. beſchränkten denſelben, um die Sache wichtiger zu machen, nur auf diejenigen Piraten, die in ihrem Meere, hauptſächlich vom Berge Argentaria an bis nach Terracina, kreuzen würden [18]). Zu dieſem Zwecke iſt auch der dritte Artikel in der erſten Gregorianiſchen Bannbulle durch Paul V. und Urban VIII. ſehr erweitert worden. Bei Gregor iſt blos die Rede von den Sarazenen; bei den neuern Päpſten aber werden dieſen beigeſellt, nebſt andern Feinden der Chriſtenheit, auch die Ketzer [19]), welche vom heiligen Stuhle ausdrücklich dafür erklärt ſind, und alle diejenigen, welche, entweder ſelbſt oder durch Andere, über Dinge, den Zuſtand des Chriſtenſtaats betreffend, zum Nachtheile und Schaden der Chriſten überhaupt und der römiſch-katholiſchen Kirche inſonderheit, den Türken und den Ketzern Nachrichten zukommen laſſen, oder ihnen dabei auf irgend eine Weiſe behilflich ſind. Auch der beſondere Bannfluch wider ſolche, die Andere hindern, dem römiſchen Hofe Lebensmittel zuzuführen, oder ihn mit andern Bedürfniſſen zu verſorgen [20]), gehört unter die auf dieſen Zweck gerichteten Verordnungen. Die Artikel, die Beſchädigung oder Verhinderung derer betreffend, die ſich

14) Darüber hat ſchon Luther den Papſt zur Rede geſetzt in ſeiner Schrift: Bulla Coena Domini, d. i. die Bulle vom Abendfreſſen des allerheiligſten Herrn Papſtes (Wittenb. 1521. 4.), mit der Parodie von Pſ. 10, 7 als Motto: Sein Maul iſt voll Fluchens, Trügens und Geizes u. ſ. w. 15) Welche die Päpſte aber gern Andern vorwerfen, wenn ſie auf ihrem Rechte beſtehen. So Pius VI. in ſeinem Breve an den Biſchof Ludwig Joſeph von Freiſingen vom 18. Oct. 1786: „Facile certe, quo illi spectent, agnoscimus, ut nimirum *super alios dominentur*;“ ſ. A(quilinus) J(ulius) C(äſar), regul. Auguſtiner-Chorherr zu Beran und Pfarrer zu Friedberg in Steiermark, Geſchichte der Nuntiaturen Teutſchlands (Nürnb. 1790). Beilage Pp.

16) Paul II. nennt dabei noch beſonders den Georg v. Podiebrak, Hussitorum haeresim non modo pertinaciter tenentis, verum etiam illam totis conatibus defendentis. 17) Die zuerſt von Leo X. im J. 1521 in die Bulle gebracht worden ſind. 18) Den Piraten fügte Gregor XIII., in ſeiner Sorge für das Eigenthum der Chriſten, diejenigen bei, welche die Güter Schiffbruch erlittener Chriſten an ſich nehmen würden; aber ſchon Gregor VII. hatte die Beraubung verunglückter Schiffe bei Strafe des Bannes unterſagt. 19) Die Jeſuiten arbeiteten damals, als der Artikel zuerſt in dieſer Faſſung in die Bulle gebracht wurde, am dreißigjährigen Kriege, der unter Urban VIII. in vollem Gange war. 20) Als Folge dieſer Verordnung ſtellt Le Bret auf, daß dadurch das Repreſſalienrecht der Fürſten eingeſchränkt und ihnen zugemuthet werde, im Fall einer Hungersnoth lieber ihre eigenen Unterthanen zu Grunde

Digitized by Google

an den römiſchen Hof verfügen wollen, oder von da zurückkehren, oder daſelbſt ihren Aufenthalt haben, iſt ſo ziemlich in ſeiner alten Faſſung geblieben, nur derjenigen iſt noch beſonders gedacht, die aus Andacht die heilige Stadt beſuchen[21]), oder aus derſelben auf dem Rückwege begriffen ſind. Auch der Artikel der ältern Bulle, der ſich auf die Seeräuber bezieht, hat in der neueſten Redaction eine größere Ausführlichkeit erhalten. Der in demſelben ausgeſprochene Bann ſoll ſich nämlich auf Alle erſtrecken, weß Standes ſie auch ſein mögen, welche entweder ſelbſt oder durch Andere, gleichviel, ob geiſtlichen oder weltlichen Standes, diejenigen, ſo ihre Rechtsangelegenheiten oder andere Geſchäfte zu betreiben, ſich an die römiſche Curie gewendet, und deren Geſchäftsführer, Advocaten, Procuratoren und Agenten, oder auch die für die Rechtsangelegenheiten oder Geſchäfte vom päpſtlichen Stuhle beſtellten Auditoren und Richter, aus Veranlaſſung dieſer Rechtsangelegenheiten oder Geſchäfte, umbringen oder auf irgend eine Weiſe beſchädigen, oder ſie ihrer Güter berauben. Zuletzt ergeht die Excommunication wider Alle, welche päpſtliche Länder oder Beſitzungen, über welche der päpſtliche Stuhl ein Recht zu haben behauptet, feindlich überfallen und die oberſte Gerichtsbarkeit in ihnen, die dem päpſtlichen Stuhle und der römiſchen Kirche zuſtehe, ſich anmaßen oder auf andere Weiſe ſtören würden. Schon Gregor XII. hatte dieſen Artikel in die Bulle aufgenommen, ſich dabei aber wie minder ausführlich, ſo auch minder anmaßend ausgedrückt; in der neueſten Faſſung aber iſt Alles mit jeſuitiſchem Vorbedacht zuſammengeſtellt. Nun erſtreckt ſich das päpſtliche Gebiet über die heilige Stadt Rom, das Königreich Sicilien, die Inſeln Sardinien und Corſica, die Länder dis-ſeit des Faro[22]), das Patrimonium des ſeligen Petrus in Toscana[23]), das Herzogthum Spoleto, die Grafſchaft Venaiſſin, Sabina, die Mark Ancona, Maſſa, Trebara, Romandiola, Campanien und die Seeprovinzen mit ihren Ländern und Örtern, und die Städte der Specialcommiſſion der Arnulfen, ſowie über die Städte Bologna, Ceſena, Rimini, Benevento, Perugia, Avignon, Civita Caſtello, Tuderzo, Ferrara, Camacchio und andere Städte, Länder und Örter, welche der römiſchen Kirche mittelbar oder unmittelbar unterworfen ſind. Sonach alſo können durch Conſequenzenmacherei, worin Niemand eine größere Stärke beſitzt, als die päpſtlichen Curialiſten, ſich bei ſchicklicher Gelegenheit die Päpſte ſo ziemlich Alles von Länderbeſitz anmaßen, was ihnen beliebt. Und da die Päpſte das Recht in Anſpruch nehmen, einen Fürſten ſeiner Staaten zu berauben, Fürſten aber gegen den Papſt nicht das Recht haben, ihre Staaten von ihm wieder zu erobern, ſo muß zuletzt Alles in den Händen der Päpſte bleiben.

3) Um den Despotismus des römiſchen Hofes mit allen ſeinen hierarchiſchen Einrichtungen zu befeſtigen, und die Geiſtlichkeit, der Vortheile wegen, die ihnen von Rom aus zugeſichert werden, immer feſter an das päpſtliche Intereſſe zu binden, ſind inſonderheit mehre der ſpätern Artikel hinzufügt worden. In dieſen ſpricht ſich, der Sache nach, die Tendenz des päpſtlichen Stuhles, ſich Alles unterthänig zu machen, der Sprache nach aber die Beihilfe der Vieldeutigkeit ſuchenden und liebenden Jeſuiten auf das Deutlichſte aus. Auf die unverſchämteſte und aller bürgerlichen Ordnung hohnſprechende Weiſe werden die Real- oder Perſonalimmunitäten der Geiſtlichkeit, oder die ſogenannte kirchliche Freiheit, mit aller Kraft hervorgehoben[24]) und gegen alle Ein- und Angriffe der Staatsgewalt in Schutz genommen, indem ſich die Kirche mit ihrem Oberhaupte in die diagonale Oppoſition gegen den Staat ſetzt.

Dieſer Tendenz gemäß verbannt und verflucht die Bulle alle diejenigen, welche ſich auf irgend eine Weiſe an den Cardinälen der heiligen römiſchen Kirche, den Patriarchen, Erzbiſchöfen und Legaten oder Nuntien des apoſtoliſchen Stuhls vergreifen, ſie feſt nehmen, ins Gefängniß ſetzen oder irgendwie feindlich verfolgen; desgleichen diejenigen, welche die vorbenannten Prälaten aus ihren Diöceſen, Gebieten, Ländern und Herrſchaften wegführen oder wegführen laſſen, mit allen denen, die dergleichen befehlen oder beſtätigen, oder ſonſt dabei mit Rath und That helfen[25]).

Dieſem Bannfluch folgt ein anderer, zwar erſt von Clemens VII. in die Bulle geſetzt, aber ſeinem Inhalte nach ſchon in allen Titeln des Gratianiſchen Decrets und der Decretalen enthalten. Er erſtreckt ſich über alle

gehen zu laſſen, als dem römiſchen Hofe die bequeme Zufuhr abzuſchneiden. Dieſer Artikel betrifft übrigens nichts Anderes, als was ſchon Sixtus IV., Julius II., Clemens VII. und Pius V. zum Beſten der Stadt Rom angeordnet hatten.

21) Hauptſächlich, damit keine Störungen in die Wallfahrten zum Jubelfeſte kommen mögen. 22) Ein Breve Benedict's XIV. an die Erzbiſchöfe und Biſchöfe des Königreichs Sicilien dieſſeit des Faro befindet ſich in Acta hist. eccl. XV, 907 sq. 23) Clemens XIII. nennt in ſeinem gegen den Herzog von Parma erlaſſenen Breve auch Parma und Piacenza ſein Herzogthum.

24) Um irgend eine weltliche Regierung zu bekämpfen, läßt Rom das anrücken, was man kirchliche Freiheit nennt: ein dunkles Recht, das Alles umfaßt, was ſich Rom jemals angemaßt hat, und was es ſich etwa in Zukunft noch anmaßen wird. Mittels dieſes vorgeblichen Rechts kann es über jede erdenkliche menſchliche Handlung nach ſeinem jedesmaligen Intereſſe verfügen; ſ. Rucellai a. a. O. S. 49. 25) Le Bret macht zu dieſem Artikel eine Anmerkung, die in Beziehung auf die neueſten Ereigniſſe mit den Erzbiſchöfen von Cöln und Poſen, wohl verdient, hier eine Stelle zu finden. Der Geiſt der kanoniſchen Geſetze, ſagt er (I, 76), und die charakteriſtiſchen Gewohnheiten der Römer, laſſen keinen Zweifel über den wahren Verſtand dieſer Verordnung zu. Alle Cardinäle und Prälaten werden dadurch in Rückſicht auf ihre Könige in ein ſolches Anſehen geſetzt, daß dieſe ſich vielmehr aller Gefahr und allem Schaden in Anſehung ihres Lebens und ihres Reichs ausſetzen ſollen, als daß ſie ſich erfrechen dürften, eine Gerichtsbarkeit über ſie auszuüben, oder ihre gefährlichen Unterhandlungen abzuſchneiden, oder die päpſtlichen Miniſter, die Antheil daran haben, aus ihren Staaten zu entfernen. Die Prälaten mögen ſich vergehen, wie ſie wollen, ſo muß der Regent ſo gut, wie ſeine Unterthanen, mit Geduld erwarten, was der Papſt verfügt, und wenn der König einen ſolchen Prälaten antaſtet, ſo iſt er im Bann. Je mehr aber ein Cardinal den Königen trotzt, deſto größer iſt er, und es gilt als eine Empfehlung für manchen Prälaten, er mag gethan haben, was er will, wenn er nur beweiſen kann, daß er in der Ungnade ſeines Königs iſt.

Digitized by Google

diejenigen, welche Dinge, die das Geiſtliche betreffen — und was betrifft bei den Päpſten nicht alles das Geiſtliche! — der Gerichtsbarkeit der päpſtlichen Delegaten entziehen. Er iſt ein Meiſterſtück des päpſtlichen Kanzleiſtyls an Breite, Vieldeutigkeit und ſchlechter Latinität [26]), und mag ſich hier als eine Probe davon ſehen laſſen. Item excommunicamus et anathematizamus omnes et singulos, qui per se vel alios, auctoritate propria ac de facto, quarumcunque exemtionum vel aliarum gratiarum et literarum apostolicarum praetextu, beneficiales *et decimarum et alias causas spirituales et spiritualibus annexas*, ab Auditoribus et Commissariis nostris aliisque Judicibus ecclesiasticis avocent illorumve cursum et audientiam, ac personas, capitula, conventus, collegia causas ipsas prosequi volentes impediunt, ac se de illorum cognitione tanquam Judices interponunt; quive partes actrices, quae illas committi fecerunt et faciunt, ad provocandum et provocari faciendum citationes vel inhibitiones aut alias literas in eis decretas, et ad faciendum vel consentiendum eos, contra quos tales inhibitiones emanarunt, a censuris et poenis in illis contentis absolvi per statutum vel alios compellunt, vel exemtionem literarum apostolicarum seu executorialium, processuum ac decretorum praedictorum quomodolibet impediunt, vel suum ad id favorem, consilium aut assensum praestant, etiam praetextu violentiae prohibendae vel aliarum praetensionum, seu etiam donec ipsi ad Nos informandos, ut dicunt, supplicaverint aut supplicari fecerint, nisi supplicationes hujusmodi coram Nobis et Sede apostolica legitime prosequantur, etiamsi talia committentes fuerint Praesidentes Cancelliarum, Consiliorum, Parlamentorum, Cancellarii, Vicecancellarii, Consiliarii ordinarii vel extraordinarii quorumcunque Principum secularium, etiam imperiali, regali, ducali vel alia quacunque praefulgeant dignitate, aut Archiepiscopi, Episcopi, Abbates, Commendatarii seu Vicarii fuerint.

Von den Privilegien und Vorzügen, deren ſich die Gerichtsbarkeit der päpſtlichen Delegaten zu erfreuen haben ſoll, geht die Bulle auf die perſönlichen und realen Immunitäten der Geiſtlichkeit über, auf einen Gegenſtand, der von jeher den Päpſten dicht am Herzen und auf dem Herzen gelegen hat. Faſt das Nämliche, was §. XV. der Bulle beſagt, war ſchon vor mehr als 500 Jahren, ehe die Nachtmahlsbulle ihn aufnahm, vom Papſte Paſchalis II. in einer beſondern Bulle ausgeſprochen und nachher unzählige Male wiederholt worden; hier aber finden wir einen kräftigen Auszug aus allen den vorigen Verordnungen. Verbannt und verflucht ſollen ſein Alle, die aus angeblicher Pflicht oder auf Inſtanz einer Partei oder andern Perſon Mitglieder des geiſtlichen Standes (personas ecclesiasticas), Kirchencapitel, Convente und Collegien, von ihren Gerichtshöfen gegen die Beſtimmungen des kanoniſchen Rechts ziehen; nicht weniger diejenigen, welche Geſetze und Verordnungen ergehen laſſen, wodurch die Kirchenfreiheit aufgehoben oder auch nur verletzt und beſchränkt, den Rechten des apoſtoliſchen Stuhls aber oder einzelnen Kirchen auf irgend eine Art geſchadet wird.

Nun läßt die Bulle dasjenige folgen, was die neueſte Redaction über die Gerichtsbarkeit der Biſchöfe feſtſetzen zu müſſen geglaubt hat. Man kann, was hier verordnet iſt, als eine Fortſetzung des §. XI. betrachten, wo die Mishandlung von Cardinälen, Erzbiſchöfen ꝛc. verpönt iſt. Es iſt ein Kunſtgriff der päpſtlichen Geſetzgebung, einen und denſelben Gegenſtand unter verſchiedenen Rubriken und in verſchiedenen Beziehungen mehr als einmal zur Sprache zu bringen. Es ſind aber nach dieſem §. XVI. im Banne diejenigen, welche Erzbiſchöfe, Biſchöfe, höhere und niedere Prälaten und alle andere ordentliche Kirchenrichter u. ſ. verhindern, ihre kirchliche Gerichtsbarkeit wider alle und jede alſo zu gebrauchen, wie es die Kirchengeſetze, die heiligen Kirchenverordnungen und die Decrete der Kirchenverſammlungen, beſonders der tridentiniſchen, feſtſetzen. Aber auch die ſollen unter dem Banne ſein, welche, den Urtheilsſpruch des geiſtlichen Gerichts verſpottend, ihren Recurs nehmen an weltliche Gerichtshöfe, und von dieſen zu erhalten ſuchen, daß Prohibitionsdecrete und ſogar Strafbefehle wider die Ordinarien und deren Delegaten ergehen und wider ſie vollzogen werden. Dieſer Artikel war beſonders von Wichtigkeit, als die Nuntien und andere Delegaten des päpſtlichen Stuhles noch die Macht hatten, Alles unter ihre geiſtliche Gerichtsbarkeit zu ziehen, und darunter viele Angelegenheiten, deren Entſcheidung eigentlich dem weltlichen Richter gebührt hätte.

Auf dieſe Verordnung kommt §. XVII. eine andere hierher gehörige, die von Julius II. der Nachtmahlsbulle einverleibt worden iſt. Sie betrifft die Gelder, welche dem apoſtoliſchen Stuhle und überhaupt den Geiſtlichen von ihren Kirchen, Klöſtern und andern Beneficien zuſtehen, und beſtimmt den Bann als Strafe für die, welche dergleichen Gelder widerrechtlich an ſich ziehen, oder ſie, ohne Erlaubniß des Papſtes oder anderer rechtmäßig dazu befugter Perſonen, ſequeſtriren. Über dieſen Gegenſtand findet ſich ein ausführlicheres Decret des tridentiniſchen Concils [27]), aus welchem aber mehr die Abſicht hervorgeht, den Geiſtlichen, den Armen, den Kirchen und Klöſtern das Ihrige zu ſchützen, als dem apoſtoliſchen Stuhle zu helfen.

Nun geht die Bulle auf diejenigen über, welche ohne ausdrückliche Erlaubniß des Papſtes von den Klöſtern oder Beneficien Abgaben fodern, es mögen dieſe Kaiſer oder

26) „Denn ich ſage Dir, ob ſie wohl mitten im lateiniſchen Lande gemacht, iſt ſie doch ſogar unlateiniſch, als hätte ſie ein Küchenbube gemacht. — Aber ich halt', daß ſichs hat geziemet, auf einen trunkenen Abend ſolch Latein zu reden, zu der Zeit, wenn die Zunge auf Stelzen geht, und die Vernunft mit halbem Segel fährt." Dies führt Luther a. a. O. dem allerheiligſten Stuhle zu Rom und ſeinem ganzen Parlament zu Gemüthe.

27) Sess. XXII. Cap. XI. Decreti de reformatione, mit der Überſchrift: Bonorum cujuscunque Ecclesiae aut pii loci recuperatores puniantur.

Könige, Fürſten, Herzoge, Grafen, Barone oder ſonſt andere Große ſein, die über Reiche, Provinzen, Städte und Länder irgendwie eine Herrſchaft ausüben. Dieſer Artikel iſt erſt bei der letzten Redaction in die Bulle gekommen. Nach dem römiſchen Caſuiſten Bonacina verfällt aber ein Mörder und Straßenräuber nicht in die von der Bulle ausgeſprochene Strafe, wenn er einen Geiſtlichen gefangen nimmt und ſich für ſeine Loslaſſung eine Geldſumme bezahlen läßt, weil das Geld, welches der Straßenräuber erpreßt, nicht unter die Abgaben gehört, von denen die Bulle ſpricht. Übrigens iſt dieſe Verordnung der Staatsregierungen beiweitem nicht ſo gefährlich, als die §. V. enthaltene, welche ihre jetzige Geſtalt von Pius V. erhalten hat. Hier nämlich werden excommunicirt und anathematiſirt Alle, welche in ihren Ländern neue Zölle oder andere Abgaben (Pedagia seu Gabellas) auflegen oder die alten verändern, es wäre denn, daß ſie dazu ein Recht, oder die beſondere Erlaubniß des apoſtoliſchen Stuhls hätten. Bonifacius VIII. war der erſte, der diejenigen mit dem Banne bedrohte, welche die Geiſtlichkeit mit neuen Abgaben belaſten würden. Spätere Päpſte gaben dem Verbote einen weitern Bereich, indem ſie es auf alle Abgaben erſtreckten, welche zu erheben oder aufzulegen die Fürſten keine Gewalt hätten: excommunicamus omnes, qui in terris suis pedagia seu gabellas, ad id potestatem non habentes, imponunt. Um aber, wo möglich, das ganze Staatsabgabenweſen in die Hände der Päpſte zu bringen, verwandelten die ſchlauen Jeſuiten unter Pius V. nicht nur die ſicherſtehende Potestas in das leicht anzufechtende Jus, ſondern ſuchten auch noch, als Bedingung, die Erlaubniß des apoſtoliſchen Stuhls hierzu. Kraft dieſes Bannes, bemerkt Pet. Giannone [28]), ſteht es immer in der Macht des Papſtes, einen Regenten, ſo oft es ihm beliebt, für einen Tyrannen zu erklären, ſeine Unterthanen wider ihn aufzuwiegeln, ihn als einen Tyrannen vom Throne zu ſtoßen, wenn er bei Auflegung von Abgaben nicht vorher die Erlaubniß dazu vom Papſte erhalten hat.

In §. XIX. kommen die Perſonalimmunitäten oder Privilegien der Geiſtlichen in peinlichen Fällen zur Sprache. Der Artikel beſteht erſt ſeit Paul V., demſelben Papſte, der in dieſer Angelegenheit die unglücklichen Händel mit der Republik Venedig gehabt hat. Der hier ausgeſprochene Bannfluch ſoll Alle und jede örtliche Obrigkeit und obrigkeitliche Perſon treffen, welche ſich irgendwie in peinliche Rechtsſachen der Geiſtlichen einmiſchen, darüber verfahren und urtheilen würden, ohne ausdrückliche Erlaubniß des päpſtlichen Stuhles. Zu welchen Unordnungen die dieſem Artikel zu Grunde liegende Rechtsanſicht bei römiſcher Conſequenzenmacherei führen muß, hat Le Bret in ſeinen Anmerkungen zu dieſem §. trefflich gezeigt.

Endlich befindet ſich auch noch ein Artikel aus der älteſten Faſſung in unſerer Bulle, der aber ſeine Bedeutung, die er hauptſächlich zur Zeit des großen päpſtlichen Schisma hatte, in neuerer Zeit, wo dergleichen, was hier bedacht iſt, nicht mehr wie in der ältern vorkommt, verloren hat. Er iſt gegen die Verfälſcher der apoſtoliſchen Erlaſſe [29]) gerichtet; es mögen dieſelben entweder vom römiſchen Hohenprieſter ſelbſt, oder von dem Vicekanzler der römiſchen Kirche, oder in deren Auftrag unterzeichnet ſein. Im Betreff dieſes Artikels unterliegt, nach einigen römiſchen Caſuiſten, ſogar derjenige dem Banne, der nur einen kleinen Punkt, oder einen kleinen, wenig verdächtigen oder wichtigen Buchſtaben eines päpſtlichen Breve verändert, oder die Hand an das Siegel legt [30]).

III. **Vorkehrungen zur Erhaltung der Auctorität und Wirkſamkeit der Nachtmahlsbulle.** Wie viel den Päpſten an der Aufrechthaltung dieſer Bulle und ihres Anſehens gelegen ſein müſſe, erſieht man aus den Verordnungen, die zur Erhaltung ihrer Gültigkeit gemacht und derſelben angefügt worden ſind. Der Ernſt des römiſchen Hofes, auf den Grundſätzen derſelben zu verharren, geht daraus auf das Deutlichſte hervor.

Um den bei ihrer Erlaſſung vor Augen habenden Zweck, ſo viel möglich, zu erreichen, mußte man der Bulle nicht blos eine dauernde Geſetzeskraft beilegen, ſondern auch darauf bedacht ſein, ihre Publication in der ganzen katholiſchen Chriſtenheit durchzuſetzen, und wo ſich eine Gelegenheit dazu darbot, die in ihr befolgten Grundſätze in Anwendung zu bringen. Für das Erſte ſorgte Paul V. dadurch, daß er in der Bulle ſelbſt verordnete, daß ſie mit ihrem ganzen Inhalte ſo lange in Gültigkeit und Wirkſamkeit ſein ſollte, bis andere Verordnungen dieſer Art von ihm ſelbſt, oder von dem jedesmaligen römiſchen Papſte gemacht und publicirt ſein würden. Auf dieſe Weiſe ertheilte ihr Paul V. die Auctorität eines Grundgeſetzes in allen Angelegenheiten des apoſtoliſchen Stuhls und der römiſchen Curie mit auswärtigen Regierungen. Ferner verordnete er, daß von der hier verfügten Excommunication, wenige Fälle ausgenommen, Niemand anders als der Papſt ſelbſt die Losſprechung ertheilen könne, und daß diejenigen, ſo ſich erfrechen würden, einem in Bann und Fluch verſtrickten Kirchenverbrecher die Abſolution zu geben, ſelbſt in den Bann verfallen ſein, und nach Befinden auch noch härter beſtraft werden ſollten. Auch ſoll keine Abſolution, und wäre ſie feierlich und vom Papſte ſelbſt ertheilt worden, ſich auf den Bann erſtrecken, der durch Übertretung der in die Bulle aufgenommenen Verordnungen bewirkt worden iſt; es wäre denn, daß die Verbrecher ausdrücklich den Vorſatz erklär-

28) Bürgerliche Geſchichte des Königreichs Neapel, mit Anmerkk. von J. F. le Bret. IV, 241. Daſelbſt erzählt auch Giannone eine merkwürdige Unruhe, die dieſer Artikel der Bulle in Neapel hervorgebracht.

29) Die Römer halten auf den Unterſchied zwiſchen Erlaſſen des apoſtoliſchen Stuhls und der römiſchen Curie, oder des römiſchen Hoflagers. Rechtsſachen, die blos weltlich ſind und an weltliche Gerichte gehen ſollen, werden von der römiſchen Curie, geiſtliche Sachen aber im Namen des apoſtoliſchen Stuhls ausgefertigt. Aber der Herzog von Rom und der Hoheprieſter auf St. Peters Stuhl verwechſeln zuweilen ihre Rollen.

30) ſ. le Bret, Pragmat. Geſchichte. I, 47, der ſich zugleich darüber wundert, warum die Bulle, die es ſo ſcharf mit den päpſtlichen Erlaſſen nimmt, ſo gänzlich von den Verfälſchern der Concilien-Acten, der Liturgien und der Kirchengüter ſchweige.

Digitized by Google

ten, dergleichen ſich fernerhin nicht mehr zu Schulden kommen zu laſſen; diejenigen aber, welche wider die Kirchenfreiheiten Verordnungen haben ergehen laſſen, dieſe Verordnungen feierlich widerrufen und aus den Archiven, oder wo ſie ſonſt aufgeſchrieben und bewahrt werden, hinwegnehmen und caſſiren, und von ſolcher Widerrufung urkundlichen Bericht nach Rom erſtatten, alſo daß auch durch eine dergleichen Abſolution oder ſonſt andere zuwiderlaufende Handlungen, ſtillſchweigende oder ausdrückliche, und auch durch unſere und unſerer Nachfolger Toleranz, ſie mag ſo lange fortgeſetzt werden, als ſie will, in allem und jedem der vorbeſagten Städte und allen Rechten des apoſtoliſchen Stuhls und der heiligen römiſchen Kirche, ſie mag dieſelbe vorher und wenn es auch ſei erworben haben oder noch erwerben, auf keine Weiſe denſelben ein Nachtheil entſtehen könne noch ſolle. Das heißt verclauſuliren und für die Zukunft ſorgen! Mit gleicher Breite und Weitläufigkeit werden im folgenden alle Privilegien und dergleichen aufgehoben, welche der Ausführung dieſer Bulle im Wege ſtehen. Kein Privilegium, keine Indulgenz oder Indult, keine Obſervanz, geſchrieben oder ungeſchrieben, ſoll gegen die Wirkungen derſelben ſchützen, ſelbſt die päpſtlichen Erlaſſe, ſie mögen in noch ſo bindenden Ausdrücken abgefaßt ſein, werden für unverbindlich erklärt, ſobald ſie mit dem Inhalte der Bulle im Widerſpruche ſind. Daraus ergibt ſich denn auch das Unverkennbarſte, welchen Werth der römiſche Hof und Stuhl auf dieſe Bulle legt; lieber werden alle andere Bullen für ungültig erklärt, ehe man von dieſer etwas aufgibt [31]).

Damit aber auch Niemand ſich mit Unwiſſenheit entſchuldigen könne, ſo ſoll ein Exemplar der Bulle nicht nur an den Kirchthüren des heil. Johannes im Lateran und der Hauptkirche des Apoſtelfürſten vor der Stadt ausgehängt werden, ſondern es wird auch in Kraft des heiligen Gehorſams (in virtute sanctae obedientiae) [32]) allen Patriarchen, Primaten, Erzbiſchöfen, Biſchöfen u. ſ. anbefohlen, ſobald ſie Notiz davon erhalten, die Bulle einmal im Jahre, oder wenn ſie es für zuträglich halten, auch mehrmals in ihren Kirchen, wenn eine größere Menge Volks in denſelben verſammelt iſt, feierlich bekannt zu machen und ſie den chriſtgläubigen Gemüthern einzuſchärfen und zu erklären [33]); die Patriarchen aber und die andern zur Anhörung der Sünderbeichte autoriſirten Geiſtlichen ſollen, wie Pius V. [34]) zuerſt hinzufügte, ſich eine Abſchrift oder einen Abdruck derſelben [35]) verſchaffen und dieſen fleißig leſen und ſtudiren. Zum Schluſſe wird noch allen und jeden Menſchen verboten, dieſer Bulle entgegenzuhandeln (paginam nostrae excommunicationis, anathematizationis, interdicti, innovationis, innodationis, declarationis, protestationis, sublationis, revocationis, commissionis, mandati et voluntatis infringere), oder ihr frecherweiſe zu widerſprechen [36]), und denen, welche es thun, die Indignation des allmächtigen Gottes und der ſeligen Apoſtel Petrus und Paulus angedroht.

Um aber auch durch die Publication der Bulle ſelbſt einen großen Eindruck auf das Volk zu machen, wählte man den Balcon der Peterskirche zum Orte der Verkündigung [37]), und begleitete dieſe Verkündigung mit den Ceremonien, welche bei den ſtärkſten Bannflüchen gewöhnlich waren, und die auf die ſchrecklichen, ſchauderhaften Wirkungen der Verfluchung hindeuten ſollten [38]). Der

---

31) „Fürſten können hieraus abnehmen, was es ihnen nützt, wenn ſie auch den gelindeſten Weg einſchlagen, und das, was ſie von Rechtswegen thun können, um Streitigkeiten zu vermeiden, ſich vom römiſchen Hofe erbitten. Alles, was ſie erhalten, wird ungültig, ſobald es den Grundſätzen dieſer Bulle widerſpricht. Fürſten können den Privilegien der Kirche nichts entziehen; die Päpſte aber können den Fürſten alles entziehen, was ſie wollen, und wenn ſie es einmal haben, ſo kann es kein Papſt wieder zurückgeben, wenn er gleich wollte. P. Contini vergleicht die Lehren der Bulle mit einem Netze, in welches der Eingang immer offen ſteht, der Ausgang aber verſchloſſen iſt." Le Bret a. a. O. I, 164. 32) Nach dem im Pontificale Roman. (Antverp. 1627). p. 59 enthaltenen Eide, welchen jeder Biſchof vor ſeiner Einweihung zu leiſten hat, muß derſelbe verſprechen: dem ſeligen Apoſtel Petrus, der heiligen römiſchen Kirche und dem Herrn Papſte gehorſam zu ſein; mit ſeinem Willen nie deſſen Anſchläge, die er ihm durch Nuntien oder durch Briefe mittheilen werde, Jemandem zu offenbaren, ſobald er wiſſe, daß es ihm Schaden bringe; ſtets behilflich zu ſein, das römiſche Papſtthum und die Regalien des heiligen Petrus, ſowie die Rechte, die Ehre, die Privilegien und das Anſehen der heiligen römiſchen Kirche und des Papſtes, wider Jedermann zu erhalten, zu vertheidigen und zu vermehren; alle Befehle des Papſtes in Unterthänigkeit anzunehmen und ſie mit allem Fleiße auszuführen; von Allem, was zum Nachtheile der päpſtlichen Macht vorgenommen wird, ſobald er Kenntniß davon erhalten, auf das Schleunigſte zur Kenntniß nach Rom bringen u. ſ. w. Was dagegen die franzöſiſchen Biſchöfe ehedem dem Könige eidlich verſprechen mußten, findet ſich in *le Real*, Science de Gouvernement. VII, 243.

33) Was bei dieſem Erklären und Einſchärfen herausgekommen, iſt bei Giannone a. a. O. zu leſen. 34) Derſelbe verordnete auch, was aber in der neueſten Redaction wieder abgeändert worden, daß Exemplare der Bulle an allen Kirchthüren und in allen Beichtſtühlen angeſchlagen werden ſollten, und daß dieſelbe nicht nur für die Biſchöfe, ſondern auch für die Pönitentiarier und Beichtväter eine Norm der Hirtenpflicht ſein ſolle. 35) Der von einem öffentlichen Notar unterſchrieben und mit dem Siegel eines ordentlichen Richters der römiſchen Curie oder ſonſt einer in einer geiſtlichen Würde ſtehenden Perſon verſehen, denſelben Glauben haben ſoll, als das Original ſelbſt. 36) Nach der Lehre der Kanoniſten iſt derjenige, welcher gegen dieſe Bulle Widerſpruch erhebt, weil er glaubt, daß der Papſt nicht die Macht habe, eine ſolche Bulle zu erlaſſen, ein Ketzer; weil nach einer Verordnung, die dem Papſte Agatho zu Ausgange des 7. Jahrh. zugeſchrieben wird, alle Erlaſſe des apoſtoliſchen Stuhles aufgenommen werden müſſen, als ob ſie unmittelbar vom heil. Petrus ſelbſt ausgegangen wären. 37) Ob die Publication von jeher von dieſem Balcon ſtattgefunden habe, iſt inſofern zweifelhaft, als in der Beſchreibung der Peterskirche des Mittelalters, welche ſich in der Beſchreibung der Stadt Rom von E. Platner, L. Bunſen und And. II, 104 fg. befindet, eines Balcons dieſer Kirche keine Erwähnung geſchieht. 38) Nach Regino v. Prüm (II, 409. 412) ſollen 12 Prieſter um den excommunicirenden Biſchof ſtehen, und brennende Kerzen in den Händen halten, um ſie am Schluſſe des Bannfluches auf die Erde zu werfen und mit Füßen zu treten; der Biſchof aber ſoll dazu die Worte ſprechen: Et sicut hae lucernae de manibus nostris projectae hodie exstinguuntur, sic eorum lucerna in aeternum exstinguatur; nisi forte resipuerint, et Ecclesiae Dei, quam laeserunt, per emendationem et condignam poenitentiam satisfecerint. Paul II. ſchreibt in ſeinem oben Anmerk. 5 angeführten Briefe: Consueverunt praedecessores

Digitized by Google

urſprünglich zum Vorleſen derſelben beſtimmte Tag, der Gründonnerstag, iſt in den neueſten Zeiten in den erſten Oſtertag verwandelt worden. Außer den Verdienſten, welche ſich die Jeſuiten um die Abfaſſung der Nachtmahlsbulle erworben haben, ſind auch ihre Bemühungen, dieſelbe überall bekannt zu machen, nicht aus der Acht zu laſſen. Sie fehlt faſt in keinem Werke ihrer berühmteſten Caſuiſten. In neuern Zeiten haben es einige Päpſte für rathſam gehalten, die Publication der Bulle zu unterlaſſen, namentlich Clemens XIV. und Pius VI. Aber ſo merkwürdig dieſer Schritt der römiſchen Curie auch geweſen ſein mag, ſo reichte er doch nicht hin, den Geiſt und die Maximen derſelben ganz zu vertilgen. Zu Ende des 18. Jahrh. ſchien ſie zwar überall ihre rechtliche Kraft und Auctorität, ſogar alle Hoffnung des Wiederauflebens verloren zu haben; aber im 19. Jahrh. wird ſie wieder verleſen und lebt mit ihren Maximen und Grundſätzen in der päpſtlichen Handlungsweiſe wieder auf.

IV. Aufnahme der Bulle. Daß eine Verordnung des Inhalts, wie die Nachtmahlsbulle, eine ſehr ungleiche Aufnahme finden würde, war vorauszuſehen. Fürſten und Obrigkeiten, welche für die Erhaltung ihrer Regentenrechte beſorgt waren, konnten unmöglich ſolchen Grundſätzen und Prätenſionen, wie ſie die Bulle enthält und ausſpricht, Eingang und Aufnahme in ihren Ländern geſtatten. Alle katholiſchen Könige und Fürſten dies- und jenſeit der Alpen trugen Bedenken, zu ihrer Kundmachung die Erlaubniß zu ertheilen. Ihr widerſetzten ſich nicht nur der König Philipp II. von Spanien und die Republik Venedig gleich Anfangs, ſondern es weigerten ſich auch der Kaiſer Rudolf II., als König von Böhmen, und ſogar der Kurfürſt Anſelm I. von Mainz, in ihre Verleſung zu willigen. Unter Innocenz X., dem Nachfolger Urban's VIII., erklärte ſich auch Frankreich gegen dieſelbe, und ihre Kundmachung wurde durch mehre Schlüſſe des Parlaments bei ſchwerer Strafe verboten, weil ſie in vielen Artikeln den Rechten des Königs und ſeiner Staatsbedienten, ſowie den Freiheiten der gallicaniſchen Kirche widerſpreche. Auch in den Niederlanden iſt ſie niemals angenommen worden, ſo viel Mühe ſich auch der päpſtliche Nuntius Bentivoglio deswegen gegeben. In Neapel war es inſonderheit der Vicekönig, Herzog von Alcala, der ſich ihrer Aufnahme mit allem Nachdruck widerſetzte und diejenigen mit großer Strenge verfolgte, die an ihrer Verbreitung arbeiteten. Die Prälaten, die es wagten, ſie bekannt zu machen, wurden ohne Weiteres mit der Sequeſtration ihrer Güter beſtraft; den Buchhändlern aber und Buchdruckern wurde der Druck und Verkauf derſelben verboten, und als ſie dem Verbote nicht Folge leiſteten, wurden ſie mit Gefängniß und Confiscation der gefundenen Exemplare beſtraft. Dies geſchah ſchon im 17. Jahrh., bald nach Erſcheinung der Bulle unter Pius V., war aber ſo wenig von durchgreifender Wirkung, daß noch Ferdinand IV. im J. 1768 den Prieſtern verbieten mußte, in Rom die Erlaubniß zur Abſolution von einem in der Bulle vorbehaltenen Falle zu ſuchen und die Biſchöfe exiliren mußte, welche die Beichtväter, die gewiſſen, der Nachtmahlsbulle abgeneigten Staatsräthen die Abſolution verweigerten, in Schutz nahmen. Der Herzog Ferdinand von Parma gab unterm 3. Nov. 1768 ein Edict heraus, was die Bulla Coenae für eine Quelle von Staatsunruhen und unnützen Excommunicationen erklärte, und ſie verwarf. Zu gleicher Zeit verbot die Kaiſerin Maria Thereſia allen Unterthanen der öſterreichiſchen Lombardei, von derſelben auf irgend eine Weiſe Gebrauch zu machen; Joſeph II. aber befahl in einer Verordnung vom J. 1781, daß die Bulle aus allen Ritualien herausgeriſſen und auf keine Weiſe mehr in Ausübung gebracht werden ſollte[39]). Heutzutage wird ihre Publication in keinem Staate mehr geduldet, und die Kunſtgriffe, deren man ſich ſonſt von Seiten Roms bediente, um ihre Kundmachung zu erlangen, haben ſchon ſeit Jahren ihre Wirkung verloren.

Eine willkommene Erſcheinung dagegen war die Bulle für alle die, welche ein Intereſſe dabei hatten, es mit dem römiſchen Hofe zu halten, und die aus den Grundſätzen, die ſich in ihr ausſprachen, Vortheile für ſich und ihre Stellung zu gewinnen ſuchten: für die höhere Geiſtlichkeit und die römiſchen Curialiſten. Die letztern bemühten ſich, oft bis zum Unſinn, die Bulle zur Vergrößerung und Befeſtigung der Macht des päpſtlichen Stuhles auszubreiten[40]); die erſtern aber, um durch die Annahme derſelben mit den Päpſten eine freiere Stellung gegen die weltliche Macht zu gewinnen[41]). Die Zeiten waren aber ſchon zu weit vorgerückt und hatten ſchon zu viele Beiſpiele von des römiſchen Stuhls ſelbſtſüchtiger und intriganter Handlungsweiſe geliefert, als daß ſie ſich eines ausdauernden Vortheiles hätten verſichert halten können.

Die Geiſtlichkeit wußte aber auch bei dem Volke Intereſſe für die Bulle und ihre Annahme zu erwecken.

---

nostri Rom. Pontifices, annis singulis in die Coenae Domini sedentes pro tribunali in Pontificalibus parati, assistentibus sibi venerabilibus fratribus nostris S. Rom. Ecclesiae Cardinalibus, nec non Archiepiscopis, Episcopis et aliis Praelatis, similiter in Pontificalibus constitutis, ex eminenti aliquo loco. audiente multitudine tam curialium et incolarum, quam peregrinorum ad urbem Romam eo tempore propter indulgentias et benedictionem apostolicam confluentium, ad majorem detestationem gravium quorundam criminum, quoscunque criminibus ipsis illaqueatos solemni publicatione cum candelis accensis et deinde extinctis et in terram projectis excommunicatos denunciare etc. Eine ausführliche Beſchreibung der beim Verleſen der Nachtmahlsbulle (1817) ſtattgefundenen Ceremonien haben wir in der Gräfin Eliſa v. Reck, Tagebuch einer Reiſe durch Teutſchland und Italien (Berlin 1815—1817). IV, 94 fg., und von einem neuern Reiſenden (1828), dem Hofrathe Göttling in Jena, in Röhrs' Kritiſcher Predigerbibliothek. XI, 379 fg. Das Zerreißen der Pagina Excommunicationis, deſſen die beiden Reiſenden gedenken, ſoll wol die Trennung von der katholiſchen Kirche ſymboliſiren.

39) Der auch auf dieſe Verordnung ſich mit beziehende höchſt intereſſante Briefwechſel zwiſchen dem Kurfürſten Clemens von Trier und dem Kaiſer Joſeph II. findet ſich in Acta hist. ecclesiast. nostri tempor. VIII, 1045 sq. 40) Belege hierzu finden ſich bei le Bret in großer Anzahl. Die Bulle iſt ihnen das Arſenal, welches die Waffen im Kriege der Päpſte mit den Fürſten liefern muß. 41) Hierüber vgl. man Contini's, Anmerk. 4 angeführte, Riflessioni. Die hierarchiſchen Anmaßungen und Beſtrebungen bleiben ſich zu allen Zeiten gleich.

Dies war beſonders in Neapel der Fall, wo ſich der Erzbiſchof von Chieti, der Biſchof von Venafro u. a. m. der Auctorität der Bulle bedienten, um die Einfoderung der Gabellen in ihren Diöceſen zu verbieten und ſich dadurch das Volk zu Freunden zu machen[42]). Übrigens weiß die hohe katholiſche Geiſtlichkeit recht gut, daß die Bulle der Meduſenſchild der Päpſte iſt, um die Fürſten und ihre Miniſter, wo nicht zu verſteinern, doch wenigſtens zu verblüffen, das Palladium der Hierarchie und ihres Trotzes gegen die weltliche Macht[43]), und wird daher auch nie aufhören, für Annahme der Bulle in ihren Grundſätzen thätig zu ſein. (*J. T. L. Danz.*)

Incoërcibilien, ſ. Imponderabilien.

INCOLAT-RECHT. Bekanntlich unterſcheidet man das volle Bürgerrecht von dem nicht vollen. Die Inhaber von jenem heißen cives, Bürger im eigentlichen Sinne, die von dieſem incolae, Beiſaſſen, und der Inbegriff der rechtlichen Befugniſſe und Verpflichtungen dieſer Beiſaſſen — auch Inmänner, Inwohner, Inſaſſen, Mitſaſſen, Medewohner genannt — heißt das Incolatrecht. Unter der Menge von Menſchen, die im Mittelalter ſich nach den Städten hindrängten, waren auch viele Leibeigene. Gleichwol lehnte ſich die Nationalſitte ſtreng dagegen auf, ſolchen perſönlich unſelbſtändigen Leuten Zutritt zu der Bürgerfreiheit zu geſtatten, und das alte Rechtsſprüchwort: „Keine Henne fliegt über die Mauern" war ganz in dieſer Anſicht begründet [1]). Da man nun aber auf der andern Seite ſie deshalb nicht gern abweiſen wollte, weil der Bürger bei ſeinem Gewerbe vieler Handarbeiter bedurfte, deren eigene Beſorgung er theils unter ſeiner Würde hielt, theils der Zeit wegen nicht ſelbſt vornehmen konnte, ſo half man ſich dadurch, daß man dergleichen Perſonen unter dem Namen der Beiſaſſen in den ſtädtiſchen Schutz aufnahm, und ihnen nur einige geringere Rechte, nicht aber die vollen Bürgervortheile, zugeſtand. Mit der Zeit mehrte ſich die Zahl dieſer Beiſaſſen noch auf andere Art; der zunehmenden Geltung des Reichthums gemäß wurde z. B. häufig bei Aufnahme neuer Bürger auf die Größe ihres Vermögens geſehen, meldete ſich nun ein Bewerber, dem das erfoderliche Vermögen abging, ſo nahm man ihn zwar nicht als Bürger, aber doch als Beiſaſſen auf. Ebenſo trugen viele Städte Bedenken, überhaupt an Fremde als ſolche das Bürgerrecht zu ertheilen; da ſie aber doch die Vermehrung der Volkszahl nicht außer Acht laſſen wollten, ſo ließen ſie ſolche Fremde wenigſtens als Beiſaſſen zu, und erlaubten ihnen auch wol gewiſſe Zweige der bürgerlichen Nahrung zu treiben, jedoch unter ſolchen Einſchränkungen, daß daraus den eigentlichen Bürgern kein Nachtheil erwachſen konnte.

Wie weit ſich nun das ſolchen Beiſaſſen zukommende Incolatrecht erſtreckte, das läßt ſich zwar im Allgemeinen nicht beſtimmt angeben, ſondern iſt vielmehr aus den Verfaſſungen der einzelnen teutſchen Städte und ihren Beiſaſſenordnungen zu erkennen, indeſſen kann man doch folgende Grundſätze als entſcheidende Hauptpunkte dabei betrachten: 1) Die Beiſaſſen ſind als Schutzverwandte der ſtädtiſchen Gerichtsbarkeit unterworfen, und müſſen die Stadtſtatuten als verbindliche Normen befolgen, genießen aber auch der Vortheile, welche darin allen Einheimiſchen vor den Fremdlingen eingeräumt ſind, inſoweit ſolche ſich nicht blos auf die Bürger in der engſten Bedeutung erſtrecken. 2) Zur Theilnahme an bürgerlichen Ehrenſtellen und am Genuſſe der Stadtgüter im engern Sinne ſind die Beiſaſſen nicht befähigt; auch dürfen ſie zwar Gewerbe in der Stadt treiben, allein die einzelnen Zweige der bürgerlichen Nahrung ſtehen ihnen nur beſchränkungsweiſe offen. 3) Der Genuß der erwähnten Vortheile verpflichtet ſie zu beſondern Abgaben und Laſten, die theils als Perſonal- und Realſteuern, theils als Gemeindefrohnen erſcheinen. 4) Die Beiſaſſen haben die Leiſtung ihrer Verbindlichkeiten durch einen ſogenannten Beieid zu geloben, und als Aufnahmegebühr gewöhnlich auch eine Geldſumme zu erlegen, die dem Bürgergelde analog, jedoch von weit geringerem Betrage als dieſes iſt [2]). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

INCOMMENSURABELE GRÖSSEN, ſind ſolche, welche kein gemeines Maß haben (ſ. Mass), wie z. B. die Zahlen 1 und $\sqrt{2}$, oder die Seite eines Quadrats und deſſen Diagonale. In Potenz incommenſurabel nennt Euklid ſolche Linien, deren Quadrate kein gemeines Maß haben (vgl. d. Art. Commensurabel). (*Gartz.*)

Incomparable, ſ. unt. Serſche.

INCOMPETENZ. Die von der höchſten Staatsgewalt an irgend eine Behörde übertragene Gerichtsbarkeit (jurisdictio) iſt ſtets auf einen beſtimmten Bezirk (Gerichtsſprengel, territorium jurisdictionale), auf beſtimmte Rechtsſachen, oder auch auf beſtimmte Perſonen

42) Gionnane a. a. O. S. 249 fg. 43) So lange es noch ein Rom und einen Papſt in Rom gibt, wird auch die Nachtmahlsbulle die Magna charta der römiſchen Hierarchie bleiben.

1) Das fragliche Sprüchwort erklärt ſich auf folgende Art: Zu den verſchiedenen Abgaben der Leibeigenen an ihre Leibherren gehörten auch Hühner, die bald Leib-, bald Rauchhühner hießen, je nachdem die Abgabe entweder auf der Perſon, oder auf dem Hofe und Herde des Eigenbehörigen haftete. Mit Bezug hierauf wurden nun die Leibeigenen ſelbſt nicht ſelten mit dem Worte Henne oder Huhn bezeichnet, und das Sprüchwort: Keine Henne fliegt über die Mauern, ſollte ſo viel heißen, als: Kein Leibeigener hat als ſolcher Zutritt zu der ſtädtiſchen Freiheit. Vgl. übrigens die Diſſert. von C. F. Walch: De homine proprio, juris civitatis experte. (Jen. 1758. 4.) Das oben im Texte gebrauchte Wort: „Medewohner" ſtammt von dem altteutſchen: Mede, was ſo viel als Gabe, donum, bedeutet. Ein Medewohner iſt daher eine persona, jure domicilium in civitate constituendi donata; nicht in der Beziehung, als ob er etwa das Bürgerrecht geſchenkt bekommen hätte, ſondern deshalb, weil ihm ex capite gratiae die Nachweiſung von manchen Erfoderniſſen zum Bürgerrechte erlaſſen, und nur die Conſtatirung von einigen abverlangt worden iſt. Übrigens werden in manchen Statuten die Beiſaſſen auch Hausleute, Hausgenoſſen und Häuslinge genannt.

2) Vgl. hierzu im Bezug auf Nord- und Südteutſchland: *C. H. Brenning* — resp. *J. F. Landsberger* — de usu juris incolatus et L. un. C. non licere habitatoribus metrocomiae, loca sua ad extraneum transferre (XI, 55) in Saxonia (Lips. 1766. 4.), und *J. de Weinbach*. De singulari incolatus jure exterorum in Bavaria. (Ingolst. 1772. 4.)

Digitized by Google

beſchränkt [1]). Die hierdurch ſich ergebenden Grenzen beſtimmen die Competenz einer richterlichen Behörde, und der mit Ausübung der Gerichtsbarkeit Beauftragte darf dieſe Grenzen nicht überſchreiten, wenn er ſich nicht für incompetent erklärt ſehen, und ſich der Ahndung von Seiten des Staates, ſowie einer Zurückweiſung (recusatio und perhorrescentia) von Seiten der betreffenden Partei ausſetzen will. Auch folgt aus der in der Natur der Sache und der Nothwendigkeit eines ordnungsmäßigen Verfahrens begründeten Beſchränkung der Gerichtsbarkeit auf einen beſtimmten Bezirk von ſelbſt, daß alle Handlungen eines incompetenten, wider die Beſchränkung ſeiner Amtsthätigkeit handelnden Richters null und und nichtig ſind [2]). Gleichwol fehlt es nirgends an Streitigkeiten über die Bewahrung der Grenzen unter den einzelnen, gleichzeitig in einem Staate beſtehenden Gerichtsbarkeiten, theils, weil die darüber erlaſſenen Vorſchriften der Staatsgewalt nicht immer genau genug lauten, theils, weil die Mannichfaltigkeit der täglich vorkommenden beſondern Fälle häufig nicht einmal eine Vorausbeſtimmung zuläßt. Die Reſultate der praktiſchen Erfahrung müſſen deshalb hier vorzugsweiſe bei der Anwendung der geſetzlichen Vorſchriften zu Führern dienen [3]). Auch erwachſen viele beſondere Schwierigkeiten aus dem Zuſammentreffen mehr als einer Gerichtsbarkeit in demſelben Punkte, wo nicht immer gradezu das Zuvorkommen an ſich entſcheidet [4]). Die neuere Manier vieler Gerichtshöfe, den Knoten der obwaltenden Competenzſtreitigkeiten damit durchzuhauen, daß ſie ſich ſelbſt für incompetent erklären, iſt durchaus nicht zu billigen. Wo übrigens die Weigerung, vor einem incompetenten Richter Recht zu nehmen, in völlige Perhorreſcenz übergeht, da läßt ſich auch die Statthaftigkeit des juramentum perhorrescentiae nicht beſtreiten, ſo äußerſt ſelten auch dieſer Eid jetzt noch vorkommen mag [5]). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

INCOMPLETA, nach Sigismund Voigt eine Ordnung der Säugethiere, ſo benannt, weil den dazu gehörigen Individuen irgend ein Kennzeichen der Claſſe abgeht. Er theilt ſie in Tardigrada, Edentata und Monotremata und rechnet darunter die drei Gattungen: 1) Faulthier, 2) Gürtelthier, Schuppenthier, Ameiſenbär, und 3) Zungenſchneller und Schnabelthier. (*R.*)

INCOMPLEXE GRÖSSEN, nennt man in der mathematiſchen Analyſis ſolche Größen, welche nicht aus zwei oder mehr durch die Zeichen + und — mit einander verbundenen Gliedern beſtehen, alſo was man ſonſt auch einnamige Größen (Mononomia) nennt (z. B. a oder nx); im Gegenſatze der complexen Größen, welche aus ſolchen Gliedern beſtehen, und daher auch zwei-, drei- oder überhaupt mehrnamige Größen (Polynomia) genannt werden, wie $ax^2 - bx + c$. (*Gartz.*)

INCONFIDENTEN, INCONFIDENTEN-TRIBUNAL. An ſich ſind Inconfidenten Leute, in deren Treue und Glauben man Mistrauen ſetzen muß. Man braucht aber dieſen Ausdruck namentlich dann, wenn von politiſchen Geſinnungen die Rede iſt, die eine Hinneigung zur Landesverrätherei entweder ſchon beweiſen, oder doch vermuthen laſſen. In Spanien und Portugal, wo aus der religiöſen Inquiſition ſehr zeitig eine politiſche hervorging, weil die Hierarchie ſich ihre unbedingte Oberherrſchaft über die Gemüther durch mancherlei Zugeſtändniſſe für den königl. Despotismus erkaufen mußte, iſt in Zeiten der politiſchen Parteien, Trennung von ſolchen Inconfidenten mehrfach die Rede geweſen, und man hat ſich nicht damit begnügt, ſie blos unter polizeiliche Aufſicht zu ſtellen, ſondern ſie häufig vor eigends conſtituirten Gerichtshöfen, den ſogenannten Inconfidenten-Tribunalen, zur Verantwortung gezogen. Indeſſen liefert wenigſtens die Geſchichte von Portugal ein Beiſpiel von der Errichtung eines Inconfidenten-Tribunals, deſſen Thätigkeit durch die Gewalt der Umſtände geboten ward, und alſo nicht auf blos willkürlichem Despotismus beruhte. Als nämlich am 3. Oct. 1758 König Joſeph I. von Portugal, bei der Rückkehr aus dem Palaſte der Familie Tavora nach der Reſidenz Belem bei Liſſabon, durch einen meuchelmörderiſchen Schuß verwundet worden war, und der Verdacht dieſes Attentats ebenſo wol auf die mit dem

1) So ſonderbar auch die in dem fr. 239. §. 8. D. de verb. sign. (L, 16) gegebene Herleitung des Wortes territorium klingt, ſo ſteht ſie doch mit dieſer Beſchränkung der jurisdictio auf einen beſtimmten Sprengel in genauer Verbindung. Pomponius ſagt nämlich daſelbſt: „Territorium est universitas agrorum intra fines cujusque civitatis; quod ab eo dictum quidam ajunt, quod Magistratus ejus loci intra eos fines terrendi id est, summovendi (d. h. injurias) jus habet.“ 2) In dem fr. 20. D. de jurisdict. (II, 1) heißt es hierüber: „Extra territorium jus dicenti impune non paretur. Idem est, et si supra jurisdictionem suam velit jus dicere;“ und in der const. 4. C. si a non competente judice judicatum esse dicatur (VII, 48). „Et in privatorum causis hujusmodi forma servatur, ne quenquam judicatorum sententia non a suo judice dicta constringat.“ 3) Die vielerlei gleichzeitig beſtehenden privilegirten Gerichtsſtände, die eine Ausnahme von der allgemeinen Regel des Orts-Gerichtsſtandes bilden, geben den meiſten Anlaß zu Colliſionen; wozu dann freilich auch noch der Einfluß der ſpeciellen Real-Gerichtsſtände, wie z. B. das forum rei sitae, forum contractus u. ſ. w., hinzukommt. Durch neuere Staatseinrichtungen ſind übrigens manche dieſer Colliſionen von Oben herab beſeitigt worden, die früher, beſonders während der ältern teutſchen Reichsverfaſſung, zu großen, gerichtlichen Weitläufigkeiten führten. Vgl. überhaupt: *O. Fomann* — resp. *J. Cappelln* — de foro competente (Jen. 1620. 4.), ſodann wegen einzelner Fälle: *J. H. Bötticher*, De foro ex alterius persona competente (Helmst. 1694. 4.); *C. G. Knorr* — resp. *J. G. Finckler* — de familiae conductitiae foro competente impr. in Sax. Elect. (Hal. 1748. 4.); *J. Lotich*, De foro competente tam communi, quam privilegiato (Helmst. 1640. 4.); *J. H. Meyer* resp. *C. G. Willisch* — de judicis incompetentis competentia ex causae continentia (Erf. 1721. 4.); *A. Mylius*, De competentia fori ratione rei hereditariae (Lips. 1698. 4.); *J. H. Reuter*, De foro competente provocationum (Hal. 1751. 4.); *C. T. G. Schoenemann*, De foro in causis e Concordatis decidendis competente (Gott. 1797. 4.); *C. Thomasius* — resp. *J. Starke* — de foro competente et subject. clericorum sub potest. civil. (Hal. 1709. 4.); *L. C. F. Asverus*, De competentia fori contractus rite determinanda (Jen. 1801. 4.) u. a. m.

4) Vgl. außer *H. Cocceji*, De concursu plurium jurisdictionum in eod. loco (Heidelb. 1678. 4.) beſonders L. F. Hommel's Ariadne jurisdictionum concurrentium (Lips. 1779). 5) *J. G. Pertsch*, De origine juris jurandi perhorrescentiae (Helmst. 1774. 4.) und *A. Steger* — resp. *G. Schumann* — de juramenti perhorrescentiae usu pract. in foro Sax. Elect. (Lips. 1730. 4.)

Digitized by Google

Könige und ſeinem aufgeklärten Miniſter Pombal unzufriedenen Jeſuiten, als auf einige (unter Jeſuitenleitung ſtehende) höhere Adelsfamilien Portugals fiel — namentlich auf den Herzog von Aveiro und auf die Mitglieder der Familie Tavora — wurde zur Unterſuchung dieſer Verſchwörung ein beſonderes Inconfidenten-Tribunal niedergeſetzt, welches auch durch die Eingeſtändniſſe der von der öffentlichen Meinung am meiſten angeſchuldigten Hauptperſonen ſo viel herausbrachte, daß unter andern der Herzog von Aveiro und der Marquis von Tavora zum Tode verurtheilt und am 13. Jan. 1759 hingerichtet, gleichzeitig aber die Jeſuiten Moreira, Coſta, Oliveira, Predigao, Malagrida, Soarez, Henriguez u. A. gefangen geſetzt wurden, eine Gefangenſchaft, die ſich erſt mit der völligen Vertreibung des Jeſuitenordens aus Portugal ſchloß. Die Angeſchuldigten waren zwar nicht völlig überführt worden, allein der Verdacht gegen ſie war ſo dringend, daß man dem Marquis von Pombal das energiſche Verfahren bei dieſem hochverrätheriſchen Attentate durchaus nicht verdenken kann *). (*Emil Ferd. Vogel.*)

INCONTINENZ, bezeichnet das Unvermögen, Stoffe, welche naturgemäß in Höhlen oder Behältern verweilen, bis der Wille des Individuums ihre Entleerung beſchließt, zurückzuhalten, ſodaß ſie ohne oder ſelbſt wider Willen des Individuums austreten. Beim Menſchen ſind nur zwei Apparate vorhanden mit einem Inhalte, deſſen Entleerung dem Willen unterworfen iſt, nämlich die Entleerung des Harns und der Excremente. Es kann daher nur von Incontinentia alvi und I. urinae die Rede ſein. Dagegen kann logiſch ebenſo wenig von einer Incontinentia seminis, wie von einer I. fellis die Rede ſein, da der Wille auf den Ausführungsgang der Hoden und der Gallenblaſe durchaus keinen Einfluß beſitzt.

Die Harnblaſe und der Maſtdarm beſtehen beide aus einer die Schleimhaut umhüllenden Muskelhaut, deren Contraction den Austritt des Inhalts zu bewirken ſucht, ſobald die Menge oder die beſondere Beſchaffenheit dieſes Inhalts von den ſenſibeln Nerven empfunden und dieſe Empfindung auf die bewegenden Nerven reflectirt wird. Am Ausgange beider ſind, zur Schließung der Öffnung, willkürliche Kreismuskeln angebracht, der Sphincter vesicae urinariae und der Sphincter ani. In der That treten an die Harnblaſe und den Maſtdarm Nervenfäden vom Sympathicus magnus, namentlich aus dem Plexus hypogastricus, und außerdem Fäden von Rückenmarksnerven, namentlich von 3, 4 und 5 Heiligbeinnerven. Durch die letztern werden die Sphincteren in einer anhaltenden Contraction erhalten. Vom Willen hängt es nun ab, eine Erſchlaffung der Sphincteren eintreten zu laſſen, worauf dann die unwillkürliche Contraction des eigentlichen Maſtdarms und der Harnblaſe den Inhalt austreibt. Gewöhnlich ſind noch die willkürlichen Muskeln, welche die Bauchhöhle verengern, zugleich mit wirkſam.

Dieſes geſundheitsgemäße Verhältniß wird nun auf doppelte Weiſe ſo geſtört werden können, daß eine Incontinenz entſteht: a) der Schließmuskel verliert ſeine ſchließende Kraft, weil Verletzungen, mechaniſche Störungen ſeiner Contraction und Schließung Eintrag thun; b) es fehlt die Willensfähigkeit gänzlich, oder ſie vermag nicht, auf die an dieſe Sphincteren tretenden Nerven einzuwirken.

Nur die von den eben genannten Verhältniſſen herrührenden krankhaften Zuſtände dürfen als Incontinenz bezeichnet werden, nicht aber jene Zuſtände, wo der über dem Schließmuskel liegende Muskelapparat durch irgend eine Urſache ſo heftig gereizt wird, daß der Willenseinfluß auf den Schließmuskel der heftigen Contraction nicht das Gleichgewicht zu halten vermag, und dadurch der Schein einer Incontinenz entſteht. So rechnet man fälſchlich mehre im Harnapparate vorkommende krankhafte Zuſtände zur Incontinenz, und bezeichnet ſie als Incontinentia erethistica. Bei Cystitis z. B. kann die Blaſe ſo reizbar und in einem fortwährend contrahirten Zuſtande ſein, daß ſich der Harn nicht in ihr anſammeln kann, ſondern entleert werden muß, ſowie er eintröpfelt, obwol eigentlich der Willenseinfluß auf den Sphincter vesicae durchaus nicht aufgehoben iſt. Ebenſo können Wurm-, Hämorrhoidal-, Menſtrualreizungen, rheumatiſche, gichtiſche, gaſtriſche Beſchwerden, Lithiasis zur ſofortigen Entleerung jeder kleinen angeſammelten Harnmenge nöthigen, was man aber ebenſo wenig als Incontinentia urinae bezeichnen kann, als wenn der Genuß eines ungewohnten Bieres, die Einwirkung von Canthariden, zu einer ungewöhnlich frequenten Harnentleerung nöthigen. Fällt es doch auch Niemand ein, den fortwährenden Drang zur Stuhlentleerung bei Dyſenterie, bei Diarrhöe als Incontinentia alvi zu bezeichnen.

Die Incontinenz iſt vollſtändig oder unvollſtändig. Im erſten Falle vermag ſich der Sphincter gar nicht zuſammenzuziehen, um die Öffnung zu ſchließen; die enthaltenen Stoffe treten durch die keinen Widerſtand leiſtende Öffnung heraus, wenn ſie nach dem Geſetze der Schwere dahin getrieben werden. Dabei kann die Entleerung blos unwillkürlich ſein, oder ſie kann ſelbſt ohne Wiſſen des Kranken erfolgen. Bei der unvollſtändigen Incontinenz übt der Wille noch einen Einfluß auf den Sphincter, dieſer ſucht die Stoffe zurückzuhalten, allein zwiſchendurch wird er dem Willenseinfluſſe entzogen.

I. Incontinentia alvi s. excrementorum. Sie kann von mechaniſchen und organiſchen, oder von dynamiſchen Urſachen herrühren.

1) Zu den mechaniſchen und organiſchen Urſachen gehören die Verletzungen des Sphincter ani durch große Zerreißungen des Dammes bei ſchweren Geburten, bei Steinoperationen, bei der Operation der vollkommenen Maſtdarmfiſtel. Mit der Heilung der Verletzung kehrt die Schließfähigkeit mehr oder weniger vollſtändig zurück. Krebsgeſchwüre und andere bösartige Affectionen des Maſtdarms, welche den Sphincter ani mit afficiren, können auch eine Incontinentia alvi erzeugen. Eine Communication zwiſchen Maſtdarm und Scheide, in Folge brandiger Zerſtörung oder mechaniſcher Zerreißung bei ſchweren

*) Eine ſehr gute Darſtellung der ganzen Sache findet ſich in P. Ph. Wolf's Allgemeine Geſchichte der Jeſuiten (Leipz. 1803). 3. Bd. S. 77—141.

Digitized by Google

Geburten, wo alsdann die faeces durch die Scheide entleert werden, kann nach dem oben Angegebenen nicht zur Incontinenz gerechnet werden.

2) Die dynamiſchen Urſachen der Incontinentia alvi ſind entweder örtliche oder allgemeine:

a) Eine lähmungsartige Schwäche oder wirkliche Paralyſe des Sphincter ani wird von einer Affection des untern Theils des Rückenmarks entſtehen können, wo die willkürlichen Nerven deſſelben entſpringen. Eine ſolche Rückenmarksaffection kann bald von einem mechaniſchen Drucke ausgehen, bald von einer Störung der Organiſation. Es gehören hierher die Incontinentia alvi durch Brüche und Verrenkungen der Wirbel, durch ſeröſe oder blutige Ergießungen in die Rückenmarkshäute und ins Rückenmark, durch Congeſtionen und inflammatoriſche Zuſtände dieſer Theile, durch Erſchütterungen des Rückenmarks von heftigen Stößen oder von einem Falle auf den Hintern, durch Ausſchweifungen in Venere, namentlich Onanie, durch Atrophie, durch Erweichung des Rückenmarks.

b) Der Wille kann aber auch im ganzen Körper geſchwächt ſein oder gänzlich mangeln, und bei einem ſolchen Zuſtande von Bewußtloſigkeit wird der Sphincter ani keinen Widerſtand leiſten, wenn durch die Contractionen des Maſtdarms Koth gegen die Afteröffnung getrieben wird. Eine Incontinentia alvi aus Schwäche des Willens findet ſich bei Blödſinnigen, wo alle Sphincteren erſchlafft ſind, bei Greiſen, bei Kindern; auf gänzlicher Bewußtloſigkeit aber beruht die Incontinentia alvi bei ſoporöſer Trunkenheit, bei Epilepſie, Manie, Apoplexie, Ohnmacht, Nervenfieber. Die Entleerung erfolgt hier nicht blos unwillkürlich, ſondern auch unwiſſend.

Da die Incontinentia alvi von dynamiſchen Urſachen immer nur Symptom eines tiefern Leidens iſt, ſo hängen die Prognoſe und die Heilung gänzlich von dem letztern ab.

II. **Incontinentia urinae s. Enuresis**, unwillkürlicher Harnabfluß. Der Harn geht bei dieſem Übel ohne allen Drang (die ſogenannte Incontinentia erethistica gehört nicht hierher) und ohne den Willen des Kranken ab, entweder ohne Unterlaß auströpfelnd, ſobald er in die Blaſe gelangt (Stillicidium urinae), oder nur zwiſchendurch in kleinern Portionen austretend (beſonders im wachen Zuſtande unter beſondern Einflüſſen), oder in größern Mengen (hauptſächlich während des Schlafes). Die Diagnoſe iſt deshalb im Allgemeinen leicht. Gleichwol iſt bei oberflächlicher Unterſuchung eine Verwechſelung mit dem grade entgegengeſetzten Fehler möglich, mit der Harnverhaltung (Retentio urinae s. Ischuria), wenn dieſe von einem paralytiſchen Zuſtande der Harnblaſe herrührt. Die Blaſe füllt ſich dann ſo weit mit Harn an, daß ſie gleichſam überläuft, der einen Widerſtand leiſtende Sphincter vesicae wird überwunden, und es fließt immer ſo viel Harn aus, als durch die Ureteren zugeleitet wird, während doch die Harnblaſe ſelbſt gefüllt bleibt. Man fühlt in dieſem Falle die gefüllte ausgedehnte Harnblaſe in der regio hypogastrica, durch den eingebrachten Catheter entleert ſich viel Harn und der Harnabfluß hört darnach eine Zeit lang auf. Dem Weſen nach iſt es mit dieſem Falle übereinſtimmend, wenn die Blaſenhäute ſo verdickt oder desorganiſirt ſind, daß eine Veränderung der Capacität ihrer Höhle unmöglich wird. Auch hier tröpfelt der Harn fortwährend ab, ohne daß eigentlich der Sphincter vesicae leidet. Eine Complication von Ischuria und Enuresis beſteht aber in manchen Fällen von Harnröhrenverengerung. Der Harnblaſenmuskel vermag hier den Harn nur mit großer Anſtrengung auszutreiben, der Sphincter vesicae verliert durch die fortwährende Ausdehnung allmälig ſeine Widerſtandskraft, der Blaſenhals bleibt deshalb geöffnet, die Harnblaſe anhaltend mehr oder weniger ausgedehnt, das Stück der Urethra hinter der verengerten Stelle erweitert ſich ebenfalls, und nun tröpfelt fortwährend ſo viel Harn aus, als durch die verengerte Stelle durchzudringen vermag.

Die Incontinentia urinae rührt theils von mechaniſchen und organiſchen Urſachen her, theils beruht ſie auf dynamiſchen Störungen.

1) Zu den mechaniſchen und organiſchen Urſachen gehören die Verletzungen des Sphincter vesicae, z. B. beim Blaſenſchnitte, wenn der Schnitt bis zur Urethra hingeführt wurde, oder wenn der Stein ſehr groß war, und beim Herausnehmen einen ſchädlichen Druck auf die Muskelfaſern des Blaſenhalſes übte. In der letztern Weiſe kann auch die Extraction des Steins durch die Harnröhre bei Frauen wirken, und ebenſo die gewaltſame mechaniſche Ausdehnung dieſes Kanales aus andern Urſachen. So wird im Dict. des Sc. méd. T. 24. p. 210 erzählt, wie ein Bauer in der Umgegend von Orleans den metaphoriſchen Ausdruck ſeines Beichtvaters, er ſei auf falſchem Wege, auf ſeine kinderloſe Ehe bezog, und deshalb beim Beiſchlafe, ſtatt in die Scheide, in die Urethra einzudringen verſuchte. Unter Anwendung verſchiedener mechaniſcher Mittel erlangte dieſe auch eine ſolche Ausdehnung, daß er ſein Vorhaben ausführen konnte; die Frau aber bekam eine Incontinentia urinae. Starker Druck und Quetſchung des Blaſenhalſes bei der Geburt wirkt ebenfalls ſchädlich. Geſchwüre und Desorganiſationen des Blaſenhalſes, die beim männlichen Geſchlechte leicht von der Proſtata aus ſich dahin verbreiten, können zur Enuresis führen. Dieſe kann noch auf beſondere Weiſe bei der Lithiasis dadurch entſtehen, daß der Stein ſich gegen den Blaſenhals anlegt, denſelben ausdehnt, an einer ſeiner Flächen aber eine Rinne beſitzt, durch welche der Harn ohne Hinderniß von Seite des Sphincter vesicae läuft.

2) Die dynamiſchen Urſachen der Incontinentia urinae ſind entweder örtliche oder allgemeine.

a) Zu den örtlichen Urſachen gehört eine lähmungsartige Schwäche oder eine wirkliche Paralyſe des Sphincter vesicae. Eine gewiſſe Schwäche des Schließmuskels bleibt nicht ſelten zurück, wenn derſelbe bei der Geburt, beim Steinſchnitte oder ſonſt auf mechaniſche Weiſe verletzt wurde. Er erhält zwar ſeine Fähigkeit wieder, ſich dem Austritte des Harns zu widerſetzen, läßt aber doch momentan in der Contraction nach, wenn bei Reſpirationsanſtrengungen, z. B. beim Huſten, beim Nieſen, ſich die

Digitized by Google

Bauchhöhle plötzlich verengt und dadurch ein Druck auf die Harnblaſe ausgeübt wird. Bei jeder ſolchen Erſchütterung tritt dann eine kleine Portion Harn aus. Die bei ältern Perſonen, beſonders männlichen Geſchlechts, ſo häufige **Enuresis** beruht gewöhnlich auf einer ſolchen Schwäche des **Sphincter vesicae**, die ſchon durch das bloße Alter erzeugt werden kann, nicht ſelten aber in einem Misbrauche, einer Überreizung der Geſchlechtstheile ihren Grund findet. Hier iſt es nun aber beſonders häufig nicht eigentliche **Incontinentia urinae**, ſondern **Retentio urinae**, mit ſymptomatiſcher **Enuresis**. Ferner wird eine Affection des untern Theiles des Rückenmarks auf die motoriſchen, zum **Sphincter vesicae** gehenden Nervenfaſern wirken. Eine ſolche Affection kann bald von einem mechaniſchen Drucke ausgehen, bald auf einem Organiſationsleiden beruhen, im Ganzen auf den nämlichen Zuſtänden, die weiter oben bei der **Incontinentia alvi** genannt wurden.

b) Die allgemeinen dynamiſchen Momente, welche wegen Schwäche oder Mangels des Willens **Incontinentia urinae** erzeugen, ſind die nämlichen, wie ſie bei der **Incontinentia alvi** genannt wurden. Blödſinnige, Kinder, Greiſe gehören hierher, ebenſo Betrunkenheit, Ohnmacht, Apoplexie, Epilepſie, Manie, Nervenfieber. Der periodiſche Mangel des Willens während des Schlafes gibt übrigens weit häufiger zur **Incontinentia urinae (Enuresis nocturna)** Veranlaſſung, zumal bei Kindern, als zur **Incontinentia alvi**, was wol damit zuſammenhängt, daß ſich das Bedürfniß der Harnentleerung an und für ſich weit häufiger einſtellt, als das der Stuhlentleerung. Pſychiſche Zuſtände, wie Angſt, Furcht, können auch eine momentane **Incontinentia urinae** erzeugen, durch Erſchlaffung des **Sphincter vesicae**; doch mag unter dieſen Einflüſſen auch wol ein relatives Übergewicht der motoriſchen Faſern des **Sympathicus magnus** ſtattfinden.

Die Prognoſe der **Incontinentia urinae** iſt verſchieden. Das Übel iſt an und für ſich niemals gefahrvoll, wol aber beſchwerlich und ekelhaft. Der beſtändig ausfließende Harn verunreinigt die Betten und Kleider, bewirkt Jucken, Brennen, Entzündung, Excoriation, Exulceration der umgebenden Körpertheile, und verbreitet einen widerlichen ammoniakaliſchen Geruch. Die dynamiſche **Enuresis** iſt in der Regel nur das Symptom eines andern Leidens und verſchwindet mit deſſen Beſeitigung. Die **Enuresis paralytica** aus reiner Altersſchwäche und die von organiſchen nicht wegzuräumenden Störungen bedingte ſind die ungünſtigſten. Die eigentliche **Enuresis nocturna** der Kinder läßt ſich wol immer heben, ſie ſchwindet bis zur Zeit der zweiten Dentition, oder wenigſtens bis zum Eintritte der Pubertät. Die **Enuresis**, die bei manchen Erwachſenen das ganze Leben hindurch beſteht, iſt nicht blos **nocturna**, ſondern auch **diurna**, und es ſcheint dabei neben einer Schwäche des **Sphincter vesicae** zugleich eine große Reizbarkeit der Blaſenwände zu beſtehen.

Bei der Cur iſt vor allem das ätiologiſche Moment zu berückſichtigen. Iſt die **Enuresis** nur das Symptom eines andern krankhaften Zuſtandes, dann ſchwindet ſie mit deſſen Beſeitigung, mit der Rückkehr zum bewußten Zuſtande, mit Entfernung der mechaniſchen oder organiſchen Schädlichkeit. Entſprechende örtliche Mittel können natürlich die Heilung unterſtützen, z. B. Elektricität, Acupunctur, Veſicatorien, Moxen, Phosphorſalbe, Bäder, bei einer **Enuresis paralytica** nach Apoplexie, **Tabes dorsalis** u. ſ. w. Die ſogenannte **Enuresis erethistica** erfodert die dem Grundzuſtande angemeſſenen Mittel aus der Claſſe der antiphlogiſtiſchen, beſänftigenden und einhüllenden. Entſteht die **Enuresis** nur conſecutiv von der **Retentio urinae**, ſo iſt häufiges Ablaſſen des Harnes durch den Katheter nöthig. Nur die **Enuresis paralytica** von örtlichen Urſachen und die **Enuresis nocturna** bedürfen noch einer beſondern Erwähnung.

Bei der **Incontinentia paralytica** bejahrter Männer iſt zunächſt zu ermitteln, ob blos der **Sphincter vesicae** leidet, oder auch zugleich die Blaſenwandungen. Iſt die Blaſe ausgedehnt, unthätig, ſo muß ſie zunächſt durch Katheteriſiren entleert werden. Dieſes wird einige Male im Tage wiederholt, oder es wird ein Katheter in die Blaſe gelaſſen. Innerlich wie äußerlich werden zuerſt erregende, ſpäterhin ſtärkende, adſtringirende Mittel angewendet. Unter den erſten ſtehen die Canthariden oben an. Man gibt die Tinctur innerlich, dreimal täglich, zu 6—20 Tropfen, oder man legt fliegende Blaſenpflaſter in die Kreuzgegend, oder man reibt cantharidenhaltige Linimente und Salben in die Umgegend der Geſchlechtstheile ein. Ferner empfiehlt man innerlich Arnika, **Nux vomica (Ribes), Secale cornutum**; äußerlich ſpirituöſe, ammoniakaliſche, aromatiſche, ätheriſche, Einreibungen und Waſchmittel, warme Bäder, Elektricität, Galvanismus. Unter den ſtärkenden und adſtringirenden Mitteln empfehlen ſich innerlich China, Eiſenmittel, **folia uvae ursi, Catechu**, Alaun, äußerlich die Kälte, als Umſchlag oder beſſer als Douche. Auch Einſpritzungen in die Harnblaſe und den Maſtdarm hat man angeordnet, von bloßem kalten Waſſer, von Schwefel- oder Eiſenwaſſer. Auf operativem Wege begegnete Samuel Hobart (**Lond. med. and. phys. Journ. Oct. 1830**) einer **Incontinentia urinae**, die ſchon ſeit drei Jahren bei einem 20jährigen Frauenzimmer nach einem heftigen Falle auf den Rücken beſtanden hatte. Er ſchnitt ein dreieckiges Stück aus der Harnröhre mit der Schere aus, vereinigte die Wundlefzen durch die blutige Naht und erlangte dadurch die Verengerung der Harnröhre. Um der beginnenden Blaſenlähmung zu begegnen, empfahl Lentin wöchentlich zweimal Bäder aus abgekochten Kalbs- oder Hammelfüßen, darauf Einreibungen des ganzen Rückgrathes mit einer Salbe aus gekochtem und wieder erkaltetem Marke, mit etwas flüchtigem Salmiakgeiſte und Cajeputöle vermiſcht, dabei Tragen eines flanellenen Camiſols auf bloßem Leibe.

Die **Incontinentia nocturna** der Kinder hat man zum Theil auf unrichtige Weiſe zu erklären geſucht, wenngleich ſie ſehr leicht begreiflich iſt. Das neugeborene Kind lebt ganz von flüſſigen Subſtanzen, es nimmt verhältnißmäßig weit mehr Waſſer auf, als der erwachſene Menſch, es harnt daher viel und häufig. Die Anſammlung einer nur mäßigen Harnmenge wird ſchon durch die organiſche Nervenreflection die Austreibung des Harns veranlaſſen;

Digitized by Google

der Wille widerſetzt ſich dieſer Austreibung nicht, denn er fehlt noch. Die häufige Entleerung braucht man daher nicht mit Desault in der größern Incitabilität der Kinder zu ſuchen, ebenſo wenig hat man nöthig, die große Quantität des entleerten Harnes mit Guerſent daraus zu erklären, daß wegen der fortwährenden Entleerung des Harns keine Reſorption deſſelben in der Harnblaſe ſtattfindet. Übrigens ſoll nach Guerſent bei Kindern wenigſtens bisweilen während der Nacht weit mehr Harn ſecernirt werden, als bei Tage. Er gibt an, daß Kinder von 6—8 Jahren am Tage nur 8—16 Unzen, des Nachts aber 30—40 Unzen harnten. Im Weſentlichen gilt das Nämliche von der Kothentleerung. In dem Verhältniſſe nun, als ſich allmälig das animaliſche Leben des Neugebornen entfaltet, als ſich die verſchiedenen Sinnesorgane und die allgemeine Sinnesempfindung erſchließen, gelangt das Gefühl der Gegenwart von Harn, von Koth zum Bewußtſein; das Kind lernt allmälig den Willen dem Austritte derſelben entgegenſetzen, und die Entleerung zu einem Acte der Willkür machen. Die Verunreinigung durch den Stuhl hört früher auf, im Allgemeinen ſchon mit dem erſten Jahre; denn das Bedürfniß der Stuhlentleerung tritt ſeltener ein und kann leicht auf beſtimmte Perioden fixirt werden, wo das Kind wacht. Länger dauert es, ehe die Harnentleerung dem Willen vollſtändig untergeordnet wird. Hat das Kind auch ſchon am Tage den Harn willkürlich zu entleeren gelernt, ſo läßt es denſelben doch noch im Schlafe unwillkürlich abgehen. Wahrſcheinlich findet dieſe unwillkürliche Entleerung immer ſtatt, ſobald das Kind aus dem tiefen Schlafe halb erwacht. Bei der Häufigkeit des Bedürfniſſes der Entleerung wird daſſelbe in dieſem Halbſchlafe ſich fühlbar machen, ohne daß der Wille bei dem halbbewußten Zuſtande wirken könnte, und ſo wird das Lager verunreinigt. Wenn nun dieſe Verunreinigung über die gewöhnliche Zeit andauert, was bei Knaben häufiger vorkommt als bei Mädchen, ſo ergibt ſich aus dem Angeführten von ſelbſt, welche Heilmittel nöthig ſind, nämlich Regulirung der Diät und Erweckung der Willensthätigkeit. Daß die fehlende Willenskraft das weſentliche urſächliche Moment des Übels darſtellt, ergibt ſich daraus, daß die Kinder auch während der Tageszeit den Harn unwillkürlich gehen laſſen, wenn ihre Aufmerkſamkeit durch Spiele oder andere Beſchäftigungen ganz in Anſpruch genommen iſt. Zunächſt muß daher alles vermieden werden, was zu einem häufigen und zu vielem Harnentleeren während des Schlafes Veranlaſſung geben könnte, alſo erhitzende, die Harnwerkzeuge reizende Speiſen und Getränke; man muß dafür ſorgen, daß vor Schlafengehen nicht vieles Getränk genoſſen und beim zu Bettgehen die Blaſe vollſtändig entleert wird. Um den trägen Willen zu befeſtigen, empfiehlt ſich das Androhen körperlicher Züchtigung und nöthigen Falls das Ausführen derſelben. Ganz pſychologiſch iſt Kluge's Rath, die angedrohte Strafe nicht des Morgens beim Aufſtehen zu ertheilen, ſondern Abends vor Schlafengehen, damit die Wirkung für die nächſte Zukunft eindringlich werde. Sehr vortheilhaft iſt es ferner, die Kinder einmal oder einige Male des Nachts zu wecken, daß ſie ganz munter werden und dann den Harn entleeren, um ſie der Schlaftrunkenheit zu entwöhnen und das Erwachen zu einer beſtimmten Stunde zu erreichen, wo ſie den Harn entleeren. In den meiſten Fällen werden dieſe Vorkehrungen ausreichen, beſonders wenn noch Kräftigung des Körpers durch Übungen, kaltes Waſchen und Baden, durch Benutzung eines kühlen, nicht zu weichen Lagers ſtattfindet. Ob die Rückenlage das Übel beſonders begünſtigt, wie Bell meint, der in Angewöhnung der Seitenlage der Kinder das weſentlichſte Moment der Heilung findet, iſt nicht ſicher ausgemacht. Canthariden mögen wol ſelten etwas nützen, eher allgemeine ſtärkende Mittel. Das Übel wird bei dieſem Verfahren wenigſtens bedeutend gemindert werden, und es verliert ſich mit dem Eintritte des Knabenalters, oder wenigſtens der Pubertät. Manchmal ſoll eine Incontinentia nocturna, bei Mädchen, durch die Verheirathung geheilt worden ſein. Die Kinder, bei denen das Übel anhält, haben meiſtens ein lymphatiſches Temperament, blondes Haar, ſtarkgefärbte Haut, weite Pupillen, ſie ſind häufig ſkrofulös, rhachitiſch, mit Hautausſchlägen behaftet. Natürlich iſt es nicht als Incontinentia urinae anzuſehen, wenn Kinder oder Erwachſene während der Nacht den Harn entleeren, weil ſie träumen, daß ſie wirklich dieſen Act vornehmen.

Iſt die eine oder die andere Art von Incontinentia urinae unheilbar, ſo muß den Übelſtänden, die mit dem beſtändigen Harnabfluſſe verbunden ſind, durch eine zweckmäßige mechaniſche Vorrichtung begegnet werden. Der eine Weg beſteht darin, daß man dem Ausfluſſe ein mechaniſches Hinderniß entgegenſetzt. So läßt man beim männlichen Geſchlechte einen Heftpflaſterſtreifen um die Ruthe legen, der die Harnröhre comprimirt; ein elaſtiſcher Ring wird ebenſo wirken. Oder man läßt von einem Gürtel eine elaſtiſche Feder ausgehen, deren Pelotte auf die Harnröhre an der Wurzel der Ruthe, oder beim weiblichen Geſchlechte auf die Mündung der Harnröhre drückt. Meiſtens aber werden ſolche Harnſperrer den Zweck nicht vollſtändig erreichen und zum Theil ſelbſt ſchädlich wirken, indem ſie zur Ausdehnung und Erſchlaffung der Blaſe Veranlaſſung geben können. Man muß daher gewöhnlich einen Harnrecipienten von Metall oder Caoutchouc in Anwendung ziehen, der den Harn, ſowie er ausfließt, aufnimmt. Beim männlichen Geſchlechte ſind dieſelben natürlich leichter in Stand zu ſetzen. (*Fr. Wilh. Theile.*)

IN CONTUMACIAM, in Folge und zur Strafe des Ungehorſams. Eigentlich heißt contumax der, welcher nach andern Leuten niemals fragt, fremden Willen und Befehl verachtet und ſich widerſpenſtig dagegen zeigt, und ganz von dieſer Idee geht auch die proceſſualiſche Rechtslehre aus, welche beſtimmt, daß namentlich wegen Nichtinnehaltung der für einzelne Proceßhandlungen beſtimmten Friſten, wegen des Nichterſcheinens vor Gericht, der Nichteingabe ſchriftlicher Erörterungen oder ſogenannter Erläuterungsſätze, Sachfälligkeit für den, welcher ſich dieſes Ungehorſams ſchuldig gemacht, eintreten ſolle. Um dieſer Sachfälligkeit und der damit verbundenen Verurtheilung in causa eine recht ſolenne Form zu geben, und doch zugleich beide Parteien in ihrem gegenſeitigen Ver-

Digitized by Google

hältniſſe ſicher zu ſtellen, wurde ſchon längſt in mehr als einer teutſchen Provinzial-Proceßordnung ausdrücklich beſtimmt, daß der fragliche Ungehorſam gegen den proceßführenden Richter nicht eher zum Vortheile des andern Theiles dieſe Wirkung haben ſolle, als bis der letztere deshalb eine förmliche Ungehorſamsbeſchuldigung vor Gericht ausgeſprochen und ſchriftlich niedergelegt habe.

Von neuern Theoretikern und Sachwaltern iſt dieſe Beſtimmung ſo oft als eine leere Förmlichkeit bezeichnet worden, daß allmälig auch die neuere Proceßgeſetzgebung dieſe Anſicht angenommen, und das Ausſprechen der Ungehorſamsbeſchuldigung beſeitigt hat, in der Überzeugung, daß ſchon das Factum der Contumaz an ſich nicht nur die Sachfälligkeit ſelbſt conſtatiren, ſondern auch zur formellen Begründung ihrer Wirkungen hinreichen müſſe. Ob ſich aber hierdurch wirklich ein Fortſchritt der Proceßgeſetzgebung kund gemacht habe, oder nicht, dürfte vielem Zweifel unterliegen, während gegen den Satz, daß auch ungehorſame Vernachläſſigung blos formeller Proceßvorſchriften Sachfälligkeit herbeiführen müſſe, wenigſtens von allen denen Nichts wird eingewendet werden, die es aus Erfahrung wiſſen, wie nöthig für das gerichtliche Verfahren als ſolches eine ſtreng berechnete äußere Form und Feierlichkeit ſei *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Inconvertibilität, ſ. unt. Naturen in Christo.

Incopolitus, ſ. unt. Kloster.

INCORONATA (l'), auch Incoronate und Coronata genannt, 1) eine zum Kreiſe Zara gehörige dalmatiniſche Inſel, welche faſt nicht bebauet iſt, da ſie faſt ausſchließlich zu Viehweiden verwendet wird; ſie liefert eine grobe Gattung Schafwolle und viel Schaf- und Ziegenkäſe in den Handel; 2) ein aus lauter zerſtreuten Häuſern beſtehendes Dorf im Diſtricte und Kreiſe Zara, welches auf der gleichnamigen Inſel gelegen, zur Hauptgemeinde Sale, zu welchem Pfarrdorfe ſie auch eingepfarrt iſt, und zur Diſtrictsobrigkeit von Zara, von welcher Stadt es 20 Meilen entfernt iſt, gehörig. (*G. F. Schreiner.*)

*) Die ſächſiſchen Juriſten haben vorzugsweiſe ſich in älterer und neuerer Zeit mit Erörterung der auf die Wirkungen der Contumaz ſich beziehenden Rechtsfragen beſchäftigt, wie z. B. aus folgenden akademiſchen Abhandlungen hervorgeht: *C. H. Horn* — resp. *C. F. Seyfried* — de contumace non appellante (Viteb. 1703. 4.); *J. G. Krause* — resp. — *C. G. Hoffmann* de causis contumaciam excusantibus (Viteb. 1729. 4.); *C. H. Breuning* — resp. *W. T. C. Süsse* — quatenus senectus liberet a contumacia, si citatus non compareat (Lips. 1772. 4.) et *Ejusd.* — resp. *A. F. Richter* — an contumacia non comparentis faciat, ut a praeventione citatione exorta possit recedi? (Lips. 1775. 4.); *G. F. Kraus* — resp. *C. F. Wetzke* — quando accusatio contumaciae sit superflua aut frustranea, praef. in for. Saxon. (Viteb. 1776. 4.); ferner *H. G. Bauer*, Respons. jur. 179. quod sistit exceptiones a regula, contumacia non accusata haud nocet (Lips. 1808. 4.) und *L. Prasse*, De indole contumaciae in causis civilibus (Lips. 1829). Indeſſen iſt die Rechtslehre von der Contumaz auch aus dem Geſichtspunkte des gemeinen teutſchen Rechts häufig beſonders behandelt worden; wie z. B. noch neuerlich von J. J. Lauk in der kleinen Schrift über Ungehorſam in bürgerlichen Rechtsſtreitigkeiten (Würzburg 1827.) und früher von J. C. Majer in der Abhandlung: De diversis legislationibus circa litis contestationem ob contumaciam rei aut pro negativa aut pro affirmativa habendam. (Tubing. 1808. 4.)

INCORPORATION, 1) Theologie, ſ. Menſchwerdung, 2) Jurisprudenz. Dieſes Wort bezeichnet nicht nur überhaupt die Einverleibung oder Vereinigung mit einem andern Ganzen, ſondern auch namentlich in der Rechtswiſſenſchaft die Aufnahme in irgend einen geſellſchaftlichen Verein, ſodaß die oberſte Gewalt dieſes Vereins von nun an auch Gebieter über das incorporirte Mitglied wird. Insbeſondere ſpricht man von der Incorporation einzelner Staaten oder Provinzen, wenn ſie Theile eines andern Staates werden, und nimmt hierbei darauf Rückſicht, daß dieſe Gebiete vorher ſelbſt ein eigenes Ganze gebildet haben. Ebendieſes letztern Umſtandes wegen geſchieht es auch häufig, daß incorporirte Provinzen ihre eigenthümliche Verfaſſung auch ferner beibehalten, und nur die oberſte Leitung derſelben an den Gebieter des Hauptſtaates übergeht. In dieſem Sinne wurde z. B. 1814 das Königreich Polen dem ruſſiſchen Reiche incorporirt. Doch kommt die Incorporation auch ohne dieſe Beibehaltung der alten Provinzialverfaſſung oder Gewährung einer neuen vor, beſonders wenn von kriegeriſch eroberten Provinzen, oder von kleinern Gebietstheilen die Rede iſt, und dann findet eine wirkliche Verſchmelzung der neu acquirirten Provinz mit dem Ganzen ſtatt, wobei oft Einführung einer und derſelben Geſetzgebung, Gerichtsſprache u. ſ. w. eine Hauptrolle ſpielen. Die Berechtigung zu dieſem ganzen Verfahren beruht theils auf Erbſchafts- oder Vertragsanſprüchen, theils auf dem Kriegsrechte. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

INCORPORIREN (einverleiben), heißt 1) in der Metallurgie, Erze oder Metalle durch Schmelzung einem andern Erze oder Metalle beifügen, um entweder dadurch eine Abſonderung oder Scheidung fremdartiger Stoffe zu bewirken, oder auch zwei Metalle mit einander innig zu vermiſchen oder zu beſchicken. Die Legirung in Münzen iſt z. B. eine ſolche Incorporation. 2) In der Pharmacie bedient man ſich des Ausdrucks, wenn einem ſteifen, feſten, zähen oder trockenen Körper eine dünnflüſſige Subſtanz zugeſetzt wird, um dadurch eine Maſſe von beſtimmter Conſiſtenz zu erhalten. So ſetzt man z. B. den Pulvern, um eine Pillenmaſſe zu bekommen, ſo lange eine entſprechende Flüſſigkeit zu, bis der gehörige Grad von Steifigkeit erlangt iſt. (*Fr. Thon.*)

INCORPORIRTE LÄNDER (incorporirte Staaten), nennt man ſolche Staaten oder Provinzen, die einem andern Staate einverleibt, d. h. mit ihm für ein und daſſelbe Ganze erklärt worden ſind. Doch findet dieſe Incorporation auf eine doppelte Art ſtatt: entweder ſo, daß der einverleibte Staat auch der Verfaſſung und Verwaltung zufolge nur einen Theil des Hauptſtaates bildet, oder ſo, daß er ſeine eigene politiſche Organiſation beibehält oder empfängt, obſchon er unter der Leitung der im Hauptſtaate herrſchenden höchſten Gewalt ſteht. Im letztern Sinne bildete früher die Lauſitz einen incorporirten Theil der ſächſiſchen Lande, und noch jetzt iſt in gleicher Bedeutung das Fürſtenthum Neufchatel dem preußiſchen Staate incorporirt. Grade in der zweiten Bedeutung kommt der Ausdruck: „incorporirte Lande" am häufigſten vor, und es wird den auf dieſe Art mit einem

Digitized by Google

größern Staate vereinigten Gebieten dadurch ein gewiſſes Vorzugsrecht vor bloßen neu acquirirten Provinzen eingeräumt, welches nicht ohne praktiſche Nachwirkung für das Ganze bleibt. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Incorrupticolae (Aphthardoketen), ſ. Monophysiten.

Incran, ſo viel als **Akra** (ſ. d. Art.).

Incrassantia, ſ. **Coagulantia** (1. Sect. 18. Th. S. 109) und **Pachyntica**.

INCRASSATI, nennt Latreille eine Familie der Infuſionsthiere, und begreift darunter die Gattungen Vibrio, Euchelis, Proteus und Volvox monos. (*R.*)

Incrassatio palpebrarum, ſ. **Pachyblepharon**.

INCREMENT, nennt man 1) in der Mathematik das, was zu einer veränderlichen Größe hinzu-, oder, ſofern das Increment negativ iſt, was davon hinweggedacht wird. Häufig nennt man eine ſolche Zu- oder Abnahme auch eine Differenz (vgl. dieſ. Art.) der Veränderlichen, doch wird letzteres Wort jetzt gewöhnlicher von den Veränderungen der abhängigen Variabeln (Functionen), Increment hingegen meiſtens nur von den Veränderungen der unabhängigen Variabeln gebraucht. (*Gartz.*)

2) In der Phyſiologie, ſ. **Wachsthum**, und

3) in der Rhetorik, ſ. **Klimax**.

Incroyable, ſ. unt. **Geck**.

INCRUSTATIONEN (Verſteinerungskunde). Mehre Gewäſſer ſetzen die in ihnen aufgelöſt enthaltenen Erden und metalliſchen Stoffe durch Verdunſtung ab und verurſachen Niederſchläge. Treffen dieſe Niederſchläge organiſche Körper, ſo bedecken ſie dieſelben mit einer Rinde, welche ſie vor weiterer Zerſtörung durch Verwitterung und Verweſung ſchützt, und die überall ziemlich gleich dicke Rinde läßt die Geſtalt des in ihr eingeſchloſſenen Körpers noch erkennen. Am häufigſten beſtehen die Niederſchläge aus kohlenſaurem Kalk (Kalktuff, Kalkſinter, Sprudelſtein), doch auch ſchwefelſaurer Kalk (Gyps), Kieſelerde (Kieſeltuff), gewäſſertes phosphorſaures Eiſen (Raſeneiſenſtein), Schwefeleiſen (Strahlkies) ꝛc. werden auf dieſe Weiſe niedergeſchlagen und bilden rindenartige Überzüge oder Incruſtationen. Es ſcheint, daß manche incruſtirte Körper im Laufe der Zeit in wirkliche Verſteinerungen ſich umwandeln. (*Germar.*)

Incubatio, ſ. **Tempelſchlaf**.

Incube, Incubus, ſ. unt. **Hexe**.

INCUDINE, ein ziemlich bedeutendes Gemeindedorf (Commune) in dem nach dem Flecken Borgo Edolo benannten Diſtricte XVIII., im nördlichſten hochgebirgigen Theile der Provinz (Delegation Bergamo, am Ogliofluſſe oberhalb Edolo, der hier floßbar iſt, an der aus dem lombardiſchen Val Camonica nach dem Val di Sole Tyrols führenden Straße gelegen, von dem Hauptorte des Diſtrictes (Capoluogo del discretto) nur 3/4 Stunde entfernt, mit einem Gemeindevorſtande, einer eigenen katholiſchen Pfarre, welche zum Biſthume Breſcia gehört, einer dem h. Mauritius geweihten katholiſchen Pfarr-, einer Aushilfskirche, einer Säge und den vier beſondern Contrade: Caſtellaſſo, Davelino, Doſſo und Legarino. (*G. F. Schreiner.*)

INCULPANT und **INCULPAT**. Wer einen Andern eines Verbrechens beſchuldigt, wird Inculpant genannt, der Beſchuldigte ſelbſt aber heißt Inculpat. Im ſtreng juriſtiſchen Sinne braucht man jedoch den letztern Ausdruck gegen den Beſchuldigten namentlich ſo lange, als nur blos die Generalinquiſition wider ihn ſtattfindet — das heißt, der Theil des Criminalproceſſes, in welchem überhaupt unterſucht wird, ob ein gewiſſes Verbrechen oder Vergehen verübt worden, und von wem dies geſchehen ſei, während von dem Augenblicke an, wo man bereits auf die Specialinquiſition übergegangen iſt, d. h. auf den Theil des Criminalproceſſes, wo unterſucht wird, ob und inwieweit ſich die beſtimmte verdächtige Perſon des fraglichen Verbrechens oder Vergehens wirklich ſchuldig gemacht habe — der Angeſchuldigte nicht mehr Inculpat, ſondern Inquiſit zu nennen iſt. Die Urſache zu dieſer ſtrengen Unterſcheidung beruht in den ehrenkränkenden Nachtheilen der Specialinquiſition als ſolcher, welche bekanntlich ſchon nach gemeinem teutſchen Rechte, und mehr noch nach dem herrſchenden Volksvorurtheile — dem übrigens ein durchaus nicht tadelnswerthes Point d'honneur zu Grunde liegt — Suspenſion von öffentlichen Ämtern, Ausſchließung von Zünften, Unfähigkeit, ein öffentliches, gültiges Zeugniß ablegen zu können und Ähnliches, faſt unabwendbar macht *). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Incumba, ſ. **Impost**.

INCUNABELN nennt man gewöhnlich die Erzeugniſſe der Buchdruckerkunſt in der erſten Zeit ihrer Erfindung. Die Benennung ſtammt von dem lateiniſchen Worte Incunabula (Wiege), und hat ſich, obſchon ſie unrichtig iſt, durch den Sprachgebrauch geltend gemacht. Man könnte ebenſo gut Kinder in der Wiege ſelbſt Wiegen nennen. Bis jetzt hat man ſich noch nicht über das Jahr, mit welchem man die Reihe dieſer alten Drucke abſchließen ſoll, vereinigen können. Will man nach der allgemeinen Beſtimmung einiger Bibliographen [1]) den Grenzſtein in die Periode ſetzen, in welcher die Buchdruckerkunſt den erſten Grad ihrer Vollkommenheit erreicht hatte, ſo wird man ſich wieder mit der Beſtimmung dieſes erſten Grades der Vollkommenheit umſonſt abmühen. Die Annahme einer runden Zahl ſcheint daher der beſte Ausweg. Die meiſten Bibliographen ſchließen die Zeit der Incunabeln mit dem J. 1500 ab, doch ſcheint Andern [2]) eine Ausdehnung bis zum J. 1520 vortheilhaft, weil erſt um dieſe Zeit ſich die Kunſt in faſt allen Arten des Druckes verſucht hatte, und weil überhaupt um dieſe Zeit die Literatur eine ganz andere Richtung nahm. Andere Zeitbeſtimmungen, z. B. Schelhorn's (1517) [3]), Kaiſer's (1530) [4]), Uffenbach's (1533) [5]), Panzer's

*) Vgl. J. L. von Quiſtorp's Grundſätze des teutſchen peinlichen Rechts (Roſtock u. Leipz. 1794). §. 665. 674.

1) z. B. M. Schrettinger in ſeinem Verſuche eines Lehrbuchs der Bibliothekwiſſenſchaft (München 1829). 1. Bd. S. 42. 2) Wie S. Engel (Catalog. libror. rariss. [Bern. 1743]). 3) Anleitung für Bibliothekare und Archivare (Ulm 1791). 2. Bd. S. 2. 4) Über die Manipulation bei der Einrichtung einer Bibliothek (Baireuth 1790). S. 19. 5) In der Bibliotheca Uffenbachiana (Francof. 1729—1731). 4 Voll.

Digitized by Google

(1536) [6]), ſind zu willkürlich, als daß ſie als Norm angenommen werden könnten. Es wäre wol ſehr überflüſſig, hier die Vortheile und den Nutzen, welche die genauere Kenntniß der Incunabeln darbietet, anzurühmen, da dies alles dem Verſtändigen in die Augen fällt. Zuvörderſt dient die Incunabelnkunde zur Erläuterung der Geſchichte der Erfindung ſelbſt und ihrer allmäligen Fortſchritte; ferner iſt ſie (wenn ſie nicht zum todten Mechanismus oder zur antiquariſchen Speculation herabgewürdigt wird) zugleich die Kenntniß der Literatur des 15. Jahrh., das den beiden folgenden Jahrhunderten das Material lieferte, welches geiſtreiche Männer zur wahren, ins Leben übergehenden Wiſſenſchaft verarbeiteten.

Die Zahl der alten Drucke des 15. Jahrh. mag ſich auf 15,000 belaufen, aber kaum der zehnte Theil derſelben hat größern wiſſenſchaftlichen Werth. Selten ſind alle, theils weil die frühern Drucker kleinere Auflagen machten, als es jetzt gewöhnlich iſt (ſo machten Sweynheim und Pannartz zu Rom keine größeren Auflagen, als zu 275 Exemplaren [7]), theils durch das Verſchwinden der meiſten Exemplare im Laufe mehrer Jahrhunderte durch Krieg, Brand, Verſchleuderung und andere feindliche Schickſale (habent sua fata libelli!). Am ſeltenſten ſind jedoch 1) die früheſten Verſuche kurz nach der Erfindung (die xylographiſchen Werke rechnen wir nicht hierher, weil ſie Erzeugniſſe der Holzſchneidekunſt und nicht der eigentlichen Buchdruckerkunſt ſind (ſ. d. Art. Xylographische Werke), 2) die erſten Drucke jedes Landes und jeder Stadt, 3) die Arbeiten von ſolchen Druckern, von denen wir mit Beſtimmtheit wiſſen, daß ſie geringere Auflagen machten, als die übrigen, z. B. H. Bechtermünze zu Eltvill (1467), Ad. Rot zu Rom (1471), Alb. Kunne zu Memmingen (1482), Arnold von Brüſſel zu Neapel (1472), 4) Pergamentdrucke aus den letzten Jahrzehnten des 15. Jahrh. (in den erſten Jahrzehnten ſind die Papierdrucke oft ſeltener), 5) Werke mit beſonders künſtlichem oder ungewöhnlichem Drucke, z. B. die mit Capitälchen gedruckten griechiſchen Claſſiker (Anthologie, Apollonios von Rhodos, Kallimachos, Euripides und die Gnomiker) aus der Officin des Fr. de Alopa zu Florenz (1494—1496), 6) die erſten Ausgaben (editiones principes) der griechiſchen und römiſchen Claſſiker überhaupt, deren wiſſenſchaftlicher Werth ebenſo groß iſt, als ihre Seltenheit. Viele werden ſogar den Handſchriften gleich geachtet (z. B. *Cicero* de officiis (Mog. 1465. fol.). *Ciceronis* Epistolae (Gubbiac. 1467. fol.) *Gellius* (Rom. 1469. fol.). *J. Caesar* (Rom. 1469. fol. etc.), 7) die Drucke, welche von den Liebhabern oder von den ſogenannten Büchertollen (Bibliomanen) geſucht werden; hierher gehören die Drucke berühmter Officinen (Aldus, Giunti, Jenſon), die Drucke mit Holzſchnitten, Kupferſtichen ꝛc.

Wir beſitzen bis jetzt noch kein beſonderes Werk über die Kenntniß und die Behandlung der Incunabeln, auch geben die bibliographiſchen Handbücher keine genügende Auskunft. Der Unterzeichnete verſucht es daher, die Notizen, die ihm ſeine eigene Erfahrung darbot, kurz zuſammenzuſtellen und nach den Hauptmomenten zu ordnen:

1) Material. Man druckte Anfangs meiſt auf Pergament, ſpäter faſt ausſchließend auf Papier, da bei der zunehmenden Menge der Bücher das Pergament zu theuer wurde. Man unterſcheidet vier Arten Pergament: Kälberpergament iſt das dichteſte und kann am beſten zubereitet werden; es iſt auf beiden Seiten gleich weiß. Man gebrauchte es gewöhnlich für Foliobände. Pergament von todtgeborenen Lämmern iſt außerordentlich dünn und glänzend weiß; man kann es zu dem kleinſten Format gebrauchen. Pergament von Lämmern, welche gelebt haben, iſt auf der einen Seite ſehr weiß und blendend ſchön, auf der andern Seite aber mit bläulichten und ſchwärzlichten Flecken überſäet. Schafpergament iſt leicht daran zu erkennen, daß es auf der Haarſeite abſcheulich gelb iſt. Die Drucker Teutſchlands, Frankreichs und der Niederlande bedienten ſich gewöhnlich des Kälberpergaments, die italieniſchen Drucker zogen das Pergament von todtgeborenen Lämmern, oder auch von ſolchen, die gelebt haben, vor, und zwar gebrauchten ſie das letzte für größere und das erſte für kleinere Formate [8]). Das Papier iſt in den Incunabeln durchgängig ſtark und weiß, und läßt den kräftig ſchwarzen Druck angenehm in die Augen ſpringen. Ein geübtes Auge wird zwar oft das Papier verſchiedener Länder unterſcheiden und erkennen, aber Schlüſſe darf man ebenſo wenig darauf bauen, als auf die Papierzeichen, von welchen weiter unten die Rede ſein wird.

2) Format. Die erſten Bücher waren Folio; das erſte Buch in Quart iſt der Vocabularium ex quo (Eltarill. 1467) [9]), wenn wir die Donate und andere kleinere Verſuche aus den erſten Jahren der Erfindung nicht hierher rechnen wollen, das erſte im kleinſten Format (32) iſt das Officium Beatae Mariae Virginis (Ven. 1474); Bände in Octav und Duodez gab es ſchon um das J. 1470. Man hat ſich oft nach einem untrüglichen Unterſcheidungsmittel umgeſehen, um das Format der Bücher zu beſtimmen; die Lagen (cahiers) und die Blattzeichen, welche auch in den älteſten Incunabeln fehlen, ſind keine ſichern Führer. Die einzigen zuverläſſigen Merkmale ſind die Papierzeichen (filigrane), die Zeichen der Papierfabrik, welche in dem ältern Papiere in der Mitte des ganzen Bogens, in dem neuern in der Mitte des einen halben Bogens befindlich ſind, und die Waſſermarken (pontuseaux, Watermarks), die das Papier durchziehenden Linien. Iſt das Papierzeichen auf älterem Papiere im Bunde des Buchs, ſo iſt dieſes Folio, iſt es zur Hälfte im Bunde und zur Hälfte an dem obern Rande

6) In ſeinen Annales typographici, von welchen weiter unten die Rede ſein wird. 7) Wie aus ihrer Anzeige in dem fünften Bande der Glossa *Nicolai de Lyra* in V. et N. T. (Rom. 1472. fol.) hervorgeht; dieſe in mancher Beziehung merkwürdige Anzeige findet man auch in Serna-Santander's Dictionnaire bibliographique. Vol. I. p. 129—135.

8) (*J Vanpraet*) Catalogue des livres imprimés sur velin de la bibliothèque du Roi. Vol. I. p. X. XI. 9) Der Cicero de officiis (Mog. 1465), welchen man gewöhnlich als das erſte Buch in 4. angibt, iſt klein Folio.

Digitized by Google

des Bandes durchſchnitten, ſo iſt das Buch in Quart, iſt es auf der obern Vorderecke des Bandes auf vier Blättern vertheilt und durchſchnitten, ſo iſt das Buch in Octav. Findet ſich das Papierzeichen auf der Mitte des einen halben Bogens bei neuerem Papiere, ſo iſt das Buch Folio, iſt der Bogen aber zuſammengelegt, ſo findet ſich das Papierzeichen im Bunde, und zwar bei Quart in der Mitte und bei Octav mehr oder weniger nach dem obern Schnitte hin, und iſt oft durchſchnitten. Die Waſſermarken laufen bei Folio und Octav ſenkrecht, bei Quart und Duodez horizontal.

3) Lettern. Die Lettern in den älteſten Drucken ſind die gothiſchen (lettres gothiques, black letter); ſpäter werden die runden römiſchen Lettern (lettres rondes) gewöhnlich und beſonders in Italien die herrſchenden. Griechiſche Lettern finden ſich zuerſt in einzelnen Wörtern und zwar in Holz geſchnitten im Cicero de officiis (Mog. 1465. fol.) und im Lactantius (Gubbiac. 1465. fol.), das erſte mit gegoſſenen Lettern gedruckte griechiſche Buch iſt *Lascaris* Grammatica graeca (Mediol. 1476. 4.). Eine eigene Gattung iſt die große Schrift, welche man bei Meßbüchern und Pſaltern gebrauchte, man nennt ſie gewöhnlich Miſſaltypen (lettres de forme, lettres de somme) [10]. Die größern Anfangsbuchſtaben (initiales) wurden gewöhnlich nicht eingedruckt, ſondern in andern Farben (meiſt roth) eingeſchrieben. Dieſes war die Arbeit der Rubricatoren und geſchah oft lange nach dem Drucke des Buches; daher fehlen häufig dieſe Anfangsbuchſtaben in den Incunabeln. Oft ſind die Initialen in Gold, und koſtbar und kunſtreich verziert. Auch im Contexte finden ſich viele mit rother oder blauer Farbe eingetragene Anfangsbuchſtaben, oft ſind auch die gedruckten mit rother oder blauer Farbe durchſtrichen.

4) Signatur und Cuſtoden. Signatur (Blattzeichen) nennt man das Zeichen, welches die Buchdrucker unten auf die Vorderſeite des Blattes ſetzen, um bei dem Einbinden Verwirrung zu vermeiden. In den alten Drucken brauchte man dazu gewöhnlich die Buchſtaben des Alphabets, und wenn in dem Werke mehr Lagen ſind, als das Alphabet Buchſtaben zählt, ſo vervielfacht man die Anzahl der Buchſtaben, ſo lange es nöthig iſt. Das erſte mit Gewißheit bekannte Buch, welches Signaturen hat, iſt *J. Nideri* Praeceptorium divinae legis (Colon. J. Koelhof. 1472. fol.). Undatirte Drucke alſo, welche mit Signaturen verſehen ſind, können nicht wol in ein früheres Jahr geſetzt werden, als in das angegebene. Cuſtoden (réclames, catchwords, richiami) nennt man das unter der letzten Linie jeder Seite ſtehende Wort, welches auf die nächſtfolgende Seite hinweiſt, und auf dieſer das erſte Wort iſt. Der Gebrauch der Cuſtoden iſt ſehr alt; ſie finden ſich ſchon in Handſchriften. In den gedruckten Büchern kommen ſie zuerſt um das J. 1470 vor.

5) Columnen, Blattzahlen, Seitenzahlen, Ziffer. Laufen die Zeilen ununterbrochen durch die Breite der Seite durch, ſo nennt man dieſes einen Druck mit auslaufenden Zeilen (à lignes entières, à longues lignes); ſind aber die Zeilen getheilt, ſodaß ein weißer Raum ſie in der Mitte durch die ganze Länge des Blattes theilt, ſo heißt die Incunabel ein Buch mit Columnendruck. In Foliobänden iſt der Columnendruck der vorherrſchende. In den früheſten Drucken findet man keine fortlaufende zählende Bezeichnung der Blätter. A. Terhörnen gebrauchte ſie zuerſt in dem Büchlein Sermo ad populum praedicabilis (Colon. 1470. 4.). Man bezeichnete aber nur die Blätter (feuilles chiffrées). Die Bezeichnung der Seiten (pages) beginnt erſt viel ſpäter [11]. Die Seite des Blattes, auf welcher die Zahl ſteht, nennt man die Stirnſeite (folio recto), die andere Seite aber die Rückſeite (folio verso). Dieſe Zahlen ſind in der früheſten Zeit mit den römiſchen Zahlzeichen ausgedrückt, die arabiſchen Ziffern wurden zuerſt, obgleich in ſehr unvollkommener Form, von Therhörnen zu Cöln angewendet (um 1470), Leonard Hol zu Ulm verbeſſerte ſie (in ſeiner Ausgabe des Ptolemäus 1482) und Widman und Kachelofen brachten ſie gegen das Ende des 15. Jahrh. zu der Form, die wir heutzutage mit mehr oder weniger großer Verſchönerung anwenden [12].

6) Schlußſchrift. Titel. Die älteſten Incunabeln haben keine Titelblätter, ſondern am Ende eine Schlußſchrift (date, Colophon), in welcher gewöhnlich der Name des Druckers, ſowie der Ort und das Jahr des Druckes angegeben ſind. Häufig fehlt eine dieſer Bezeichnungen, oft alle. Dadurch kommen die Bibliographen in große Verlegenheit, denn man hat bis jetzt noch kein ganz ſicheres Mittel gefunden, den Drucker und den Ort und die Zeit des Druckes eines ſolchen Buches auszumitteln. Die völlige Gleichheit der Typen würde beweiſend ſein, wenn man die Behauptung, daß ein Schriftgießer oft für mehre Drucker goß, widerlegen könnte. In den erſten Jahrzehnten ſcheint jedoch jeder Drucker ſeine Lettern ſelbſt gegoſſen zu haben, aber ahmte der jüngere Drucker nicht den Meiſter, bei welchem er die Kunſt erlernte, nach? Die Papierzeichen ſind ein noch beiweitem unſichereres Kriterium, denn verſchiedene Drucker konnten in ganz verſchiedener Zeit aus einer und derſelben Fabrik ihren Papierbedarf beziehen [13]. Ein anderes Mittel, welches ein Bibliograph angab [14], nämlich aus den Titelverzierungen und Emblemen auf den Dru-

10) Eine Claſſification der Typen in den Drucken der mainzer Preſſen hat G. Fiſcher (Typogr. Seltenh. III, 61—74) verſucht.

11) Cf. *M. de Marolles*, Recherches sur l'origine et le premier usage des registres et des signatures (Par. 1783). *Serna-Santander*, Mémoire sur l'origine et le premier usage des signatures et des chiffres (Bruxell. 1795; auch im fünften Bde. des Katalogs ſeiner Bibliothek [Brüſſel 1803]). Teutſch in G. Fiſcher's Typographiſchen Seltenheiten (Nürnb. 1804). 5. Bd. S. 1—52. 12) G. Fiſcher's Typograph. Seltenh. 2. Bd. S. 82. 83. 13) G. Fiſcher (Typograph. Seltenh. VI, 137—174) und J. Koning (Verhandeling over den Oorsprong, de Uitvinding, Verbetering and Volmaking der Boekdrukkunst [Haarl. 1816]) liefern mancherlei Notizen über Papierzeichen, der Letztere baut jedoch eine unhaltbare Hypotheſe darauf. 14) Von einem Hilfsmittel, Schriften, die ohne Ort und Drucker erſchienen ſind, in Anſehung dieſer Umſtände näher zu beſtimmen (o. O. 1790).

Digitized by Google

cker zu ſchließen, iſt erſt in ſehr ſpäter Zeit anwendbar. Titelblätter mit genauer Angabe beginnen erſt mit dem J. 1485. Nicht ſelten finden ſich Fehler in den Schlußſchriften, und man war manchmal ſogar ſo unvorſichtig, Schlüſſe darauf zu bauen. So iſt z. B. das Reformatorium vitae morumque et honestatis clericorum, welches die Schlußſchrift (Baſel. M. Furter. 1444. MCCCCXLIV.) trägt, offenbar vom J. 1494 (MCCCCXCIV.). Als das erſte Druckdenkmal mit der Jahresangabe iſt der Ablaßbrief von 1455; als das erſte aber mit vollſtändiger Schlußſchrift das Psalterium (Mog. 1457. fol.) anzuſehen. Inhaltsverzeichniſſe und ſonſtige Zugaben ſtehen gewöhnlich in den alten Drucken mit beſonderer Signatur voran und man nennt ſie deshalb Vorſtücke (pièces préliminaires).

7) Verzierungen. Wir rechnen hierher ſowol die mit dem Buche entſtandenen und zu ihm gehörenden Holzſchnitte und Kupferſtiche, als auch die zufällig von kunſtreicher Hand zugefügten Malereien und Miniaturen. Das erſte Buch, worin ſich Kupferſtiche befinden, iſt Antonio's da Siena Monte Santo di Dio (Firenz. 1477. fol.); Holzſchnitte finden ſich weit früher, und zwar die beſten in teutſchen und italieniſchen Drucken. Die Künſtler haben ſich oft durch einige Buchſtaben oder andere Zeichen erkennbar gemacht. Eine Zuſammenſtellung derſelben findet man in J. Heller's Geſchichte der Holzſchneidekunſt (Bamb. 1823).

Zum Schluſſe dieſer kurzen Überſicht ſtehe hier für Jene, welche ſolche Studien anſprechen, ein Verzeichniß der vorzüglichſten Kataloge und Beſchreibungen alter Drucke, die jedoch keineswegs auf Vollſtändigkeit Anſpruch macht.

Die erſte allgemeine Überſicht gab M. Maittaire (Annales typographici ab artis inventae origine ada. 1557. [Hag. Com. 5 Tom. in 9 Vol. 4.] mit dem dazu gehörenden Supplementum von M. Denis [Vindob. 1789. 4.]); er beſchränkte ſich nicht auf todte Nomenclatur, ſondern gab auch treffliche Nachrichten über die Drucker, Verfaſſer ꝛc., ſowie manche eigene Forſchungen über die Geſchichte der Buchdruckerkunſt; es fehlt aber dem Werke an Ordnung und an einem durchgeführten Plane. An bibliographiſcher Genauigkeit und an ſyſtematiſcher, verſtändiger Ausführung übertrifft ihn beiweitem G. W. Panzer (Annales typographici ab artis inventae origine ad annum MDXXXVI. [Norimb. 1793—1803. 11 Voll. 4.]). Das neueſte hierher gehörende Werk von L. Hain (Repertorium bibliographicum, in quo libri omnes ab arte typographica inventa usque ad ann. MD typis expressi ordine alphabetico recensentur [Stuttg. 1826—31.] 3. Voll.) iſt bis jetzt noch nicht beendigt. Eine vortreffliche Auswahl mit inhaltsreichen Bemerkungen gab Serna-Santander (Dictionnaire bibliographique choisi du quinzième siècle [Brux. 1805—7.] 3 Voll.); zur Kenntniß der niederländiſchen und ſpaniſchen Incunabeln liefert er die beſten Beiträge. Ein beſonderes Werk über die teutſchen Incunabeln gab G. W. Panzer (Annalen der ältern teutſch. Literat. [Nürnb. 1788—1805. 4.] 3 Bde.). So unvollſtändig und unzuverläſſig oft dieſes Verzeichniß iſt, ſo dient es doch in dieſem weiten Felde zum Führer, und es wäre ſehr zu wünſchen, wenn wir auch über die Nationalliteraturen anderer Völker ſolche Werke beſäßen [15]).

Nach dieſen allgemeinen Werken nehmen die Verzeichniſſe der alten Drucke, welche ſich in großen Bibliotheken befinden, die erſte Stelle ein und ſind gewöhnlich, da ſie nach eigener Anſicht gefertigt wurden, die zuverläſſigſten Wegweiſer. Wir nennen hier nur die bekannteſten von Pl. Braun (Notitia historico-literaria de libris ab artis typographicae inventione usque ad ann. 1500 impressis in bibliotheca monasterii ad SS. Walricum et Afram Augustae extantibus [Aug. 1788—89. 4.] 2 Voll.), M. Denis (Merkwürdigkeiten der Garelliſchen Bibliothek [Wien 1780. 4.), Th. F. Dibdin (Bibliotheca Spenceriana or a descriptive catalogue of the books printed in the 15th century in the library of *G. J. Earl Spencer* [Lond. 1814—15] 4 Voll.), G. Fiſcher (Beſchreibung typographiſcher Seltenheiten [Mainz u. Nürnb. 1800—1804] 6 Lieferungen), F. Foſſi (Catalogus codicum saeculo XV. impressorum, qui in publica bibliotheca Magliabechiana Florentiae adservantur (Flor. 1793.] 3 Voll. fol.), J. G. Geßner (Verzeichniß der von 1500 gedruckten, auf der öffentlichen Bibliothek zu Lübeck befindlichen, Schriften [Lüb. 1782. 4.] 2 Bde.), F. Gras (Verzeichniß typographiſcher Denkmäler aus dem 15. Jahrh., welche ſich in der Bibliothek des regulirten Chorherrenſtiftes des heil. Auguſtin zu Neuſtift in Tyrol befinden [Brix. 1789. 4.]), J. M. Helmſchrott (Verzeichniß alter Druckdenkmale der Bibliothek des Stiftes zum heil. Mang in Füßen [Ulm 1790. 4.]), P. Hupfauer (Druckſtücke aus dem 15. Jahrh., welche ſich in der Bibliothek des Chorſtiftes Beuerberg befinden [Augsb. 1794.]), F. X. Laire (Index librorum ab inventa typographia ad ann. 1500 [Senonis 1791.] 2 Voll.), Ch. G. Schwarz, (Index quorundam librorum saeculo XV. impressorum [Norimb. 1727.] 3 Partt.), G. Seemiller (Bibliothecae academiae Ingolstadiensis incunabula seu libri ante ann. 1500 impressi [Ingolst. 1787—89.] 4 Voll.) und A. Strauß (Monumenta typographica, quae extant in bibliotheca colleg. Canon. regul. in Rebdorf [Eichstad. 1787. 4.]). Ferner ſind ſehr brauchbar die Verzeichniſſe der Incunabeln einzelner Länder und Städte.

Teutſchland hat die meiſten literariſchen Hilfsmittel in dieſer Beziehung aufzuweiſen; wir nennen ſie nach alphabetiſcher Ordnung der Städte. Augsburg (G. W. Zapf's Augsburgs Buchdruckergeſchichte [Augsb. 1786. 4.] 2. Bde. Die übrigen Städte Schwabens behandelt Zapf in ſeiner Buchdruckergeſchichte Schwabens [Ulm 1791.]); Bamberg (Pl. Sprenger's Äl-

15) Über die erſten hebräiſchen Drucke geben die Werke J. B. Roſſi's (De hebraicae typographiae origine ac primitiis [Parm. 1776. Erlang. 1778. 8.]; Annali ebreo-tipografici [Parm. 1780. 4.]; Annali ebreo-tipografici di *Sabioneta* [Parm. 1780], Lat. von J. F. Roos [Erlang. 1783]; De typographia hebraica Ferrariensi [Parm. 1780. Erlang. 1781]) Auskunft.

teſte Buchdruckergeſchichte von Bamberg [Nürnb. 1800. 4.]; Leipzig (*J. H. Leichii* De origine et incrementis typographiae Lipsiensis liber [Lips. 1740. 4.]); Lübeck (J. H. Seelen's Nachricht von dem Urſprunge und Fortgange der Buchdruckerei in Lübeck [Lüb. 1740. 4.]); Mainz (*St. A. Würdtwein*, bibliotheca Moguntina [Aug. Vind. 1787. 4. G. W. Zapf's Älteſte Buchdruckergeſchichte von Mainz [Ulm 1790.]); Nürnberg (G. W. Panzer's Älteſte Buchdruckergeſchichte Nürnbergs [Nürnb. 1789. 4.]); Speier (C. Ch. Baur's Nachricht von den erſten Druckern in Speier [Speier 1764.]); Wien (*X. Schier*, Commentatio de primis Vindobonae typographis [Vindob. 1774. 4.]; M. Denis, Wiens Buchdruckergeſchichte bis 1560 [Wien 1782. 4.]. Nachtrag [Wien 1793. 4.]).

Italien. Allgemeinere Werke lieferten J. B. Audiffredi (Catalogus hist. criticus editionum Italicarum saec. XV. [Rom. 1794. 4.] unvollendet) und M. Boni (Lettere sui primi libri a stampa di alcune citta e terre dell' Italia superiore [Venez. 1794. 4). Die einzelnen Städte, deren Officinen näher beſchrieben wurden, ſind Ferrara (*G. Baruffaldi*, Saggio della tipografia Ferrarese [Ferrar. 1777.]); Mantua (*L. C. Volta*, Saggio storico-critico sulla tipografia Mantovana del secola XV. [Vineg. 1786. 4.]); Neapel (*L. Giustiniani*, Saggio storico-critico sulla tipografia de regno di Napoli [Nap. 1793. 4.]. *V. Finetchi*, Notizie storiche sopra la stampa di Ripoli [Firenz. 1781.]); Parma (*J. Affo*, Saggio di memorie su la tipografia Parmenze [Parm. 1791. 4.]); Rom (*F. X. Laire*, Specimen historicum typographiae Romanae XV. saeculi [Rom. 1778.], *J. B. Audiffredi*, Catalogus historico criticus romanarum editionum saeculi XV. [Rom. 1783. 4.]); Venedig (*D. M. Pellegrini*, Della prima origine della stampa di Venezia [Venez. 1794.]); Vicenza (*G. M. Faccioli*, Catalogo raginato de' libri stampati in Vicenza [Vicenz. 1796.]).

Frankreich. Paris (*A. Chevillier*, l'origine de l'imprimerie à Paris [Par. 1694. 4.], *W. Parr. Greswell*, Annals of Parisian typography [Lond. 1818.]).

Niederlande. *J. Visser*, Uitrinding der Boekdrukkunst, met eene lyst der boeken in de Nederlanden gedruckt voor't Jaar 1500 (Amst. 1767. 4.).

Spanien. *R. D. Caballero*, De prima typographiae Hispanicae aetate specimen (usque ad ann. 1500, Rom. 1793. 4.).

England. *C. Middleton*, Dissert. concerning the origin of printing in England (Cambridge 1735. 4.); *E. Rowe Mores*, Dissert. upon english typographical founders and founderies (Lond. 1776); *J. Ames* and *W. Herbert's* typographical antiquities (Lond. 1785. 4.) 3 Voll. N. E. by *Th. F. Dibdin* (Lond. 1810—20. 4.) 6 Voll.

Schweden. *J. Olai Alnandri*, Historiola artis typographicae in Succia (Rostoch. 1725. 4.)

Polen. *J. D. Hoffmann*, De typographiis in Polonia et Lithuania (Dantisc. 1720. 4.).

Den Beſchluß mögen die Annalen einzelner berühmten Officinen machen. Hierher gehören G. Fiſcher's Essai sur les monumens typographiques de J. Gutenberg (Mayence 1802. 4.); A. A. Renouard's Annales de l'imprimerie des Alde (Par. 1803.) 2 Voll. Supplement (Par. 1812). (Eine ſehr vermehrte neue Ausgabe des ganzen Werkes [Par. 1825. 3. Voll.]), A. M. Bandini's unvollendetes Werk De Florentina juntarum typographia ejusque censoribus (Lucae 1791. 2 Voll.), und G. Sardini's Esame sui principi della francese ed italiana tipografia, ovvero storia critica di *Nic. Jenson* (Lucca 1796—98). 3. Partt. fol. (*Ph. H. Külb.*)

Incurvatio, ſ. Krümmung.

Incus (der Amboß), ſ. unt. Ohr.

INCUSI, sc. numi, nennt man diejenigen alten römiſchen Münzen und vorzüglich die der ſpätern Kaiſerzeit angehörigen, welchen der Avers oder Revers fehlt, und auf welchen das Gepräge auf der einen Seite ſich erhaben, auf der andern aber vertieft zeigt, wie dies bei den Bracteaten und ſelbſt bei altgriechiſchen Münzen der Fall zu ſein pflegt. Übereilung beim Prägen erzeugte den Fehler. Vgl. *A. Mariotti*, Commentariol. de numo Neptuni argenteo incuso (Rom. 1762). Schulze, Anleitung zum älteren Münzweſen S. 64.

(*G. M. S. Fischer.*)

INDACO oder L'Indaco, 1) Francesco, der jüngere Bruder des folgenden, wird von Vaſari als ein guter Maler und zugleich als guter Bildhauer (Bildformer), Holzſchneider geſchildert. Man rühmt von ihm beſonders ein mit erhabenem Schnitzwerk gearbeitetes Käſtchen mit vielen Verzierungen, welches die Erzherzogin Margarethe von Öſterreich beſeſſen haben ſoll. Ferner verfertigte er zu der Ehrenpforte, welche man dem Herzoge Alexander zu Olenzzo errichtete, viele Malereien und erhabene Arbeiten, welche überaus geſchätzt wurden nnd ſeinen Namen verherrlichten. Überhaupt rühmte man ſeine Basreliefs der innern Zartheit und der ſchönen Zeichnung wegen.

2) Jacopo, ein florentiner Maler aus der Schule des berühmten Domenico Ghyrlandajo, geb. gegen 1470, geſt. 1538. Über ſeine Arbeiten herrſchen verſchiedenartige Urtheile, indem er von einer Seite als ein höher ſtehender und andererſeits wieder als ein Künſtler von wenigem Rufe geſchildert wird. Die Kunſtgeſchichte weiß im Allgemeinen nicht zu viel von ihm, auch ſind die von ihm unmittelbar geſchaffenen Werke ſo wenig bekannt, daß wol nur mit Unſicherheit darüber geſprochen werden kann. Lanzi erzählt, daß Indaco von ſeinem frühern Mitſchüler M. A. Buonarotti nach Rom, wo auch Pinturricchio beſchäftigt war, beſchieden worden ſei, um für ihn oder mit ihm in der Sixtiniſchen Kapelle zu arbeiten, daß aber nach eingetretenen Misverhältniſſen zwiſchen beiden Indaco ſich von ihm getrennt habe. Da zu wenige Arbeiten dieſes Künſtlers bekannt ſind, ſo ſind ſchon deshalb mancherlei Irrungen entſtanden, indem z. B. des Jacopo Carrucci (genannt Pontormo) Arbeiten oft mit

Digitized by Google

jenen verwechſelt worden. Eine im großartigen Styl vollendete Compoſition, die Geburt Johannes des Täufers darſtellend, welche von Julio Bonaſone geſtochen und im Bartſch (Peintre-Graveur No. 76) aufgeführt iſt, wurde wegen der Inſchrift: **Jacobus Florentinus inventor** und ſelbſt nach Heinecke für ſeine Compoſition angeſehen, aber von Lanzi für ein Werk des Jacopo Carrucci, genannt Pontormo, erklärt. Dieſes gilt auch von der ſchönen Compoſition Vertumnus und Pomona *), wovon ein zwar ziemlich verdorbenes Frescobild in der Villa Rafael's bei Rom iſt. Von dieſer Compoſition, bei der zweifelhaft bleibt, ob ſie von Indaco herrührt, gibt es einen ältern Kupferſtich in Querfolioformat, welcher bezeichnet iſt: I.F. FIORENT. OREF.F. MDXLII. *Bartsch*, Peintre-Graveur Vol. XV. p. 502, ein Blatt, welches in der Arbeit einiges dem Enea Vico Verwandte hat. Von Heinecke eignete dem Indaco noch eine Compoſition zu, wovon ein trefflicher und zarter Holzſchnitt in der königl. Kupferſtichgalerie zu Dresden vorhanden; dieſes Blatt hat viel Eigenthümliches in ſeiner innern Anordnung, wie auch in der Zeichnung der äußern Formen; es ſpricht ſich darin der Charakter von Mantegna, oder deſſen Schule und Zeitgenoſſenſchaft, aus. Der Gegenſtand iſt eine allegoriſche Darſtellung aus der römiſchen Geſchichte. „Eine junge Frau mit einem Anker in der Rechten ſitzt links unter einem Baume; ihre Linke legt ſie auf das Haupt eines Knaben. Neben ihr ein Mann mit Midasohren, welchem zur Seite ein kräftiger Held ſteht, in deſſen Nähe ein anderer bei einem Pferde einen Caduceus und einen Dreizack hält. Vor ihm nach Rechts eilt ein Jüngling, zwei raſche Pferde zu bändigen; auf dem erſten derſelben ſchlägt ein kräftiger Held, deſſen Helm durch eine Neptunspigue geziert iſt, mit einem Anker auf einen ſich zu ſeinen Füßen krümmenden Drachen los. Rechts die Statue einer Roma. Oben darüber: „ISTORIA ROMANA". Unten bei einem Baumſtamme die Worte: Opus Jacobi. Das Blatt iſt 14½ Zoll breit und 10 Zoll 9 Linien hoch. Bei aller Achtung für Heinecken's gründliche Gelehrſamkeit könnte man doch dieſes Blatt vielmehr dem Schüler Bellini's, Jacopo Montagnana, zueignen, weil der ſtrengere Styl der ältern lombardiſchen Schule ſich ſo ſehr darin ausſpricht. Das Blatt ſelbſt iſt zu den Seltenheiten zu zählen, da überhaupt von ältern italieniſchen Holzſchnitten wenig vorkommt. (*Frenzel.*)

Indafiöll. ſ. **Idavöllr**.

INDAGINE (ab) oder **vom Hagen (Johannes)**. Unter dieſem Namen ſind zwei Schriftſteller bekannt, die man nicht mit einander verwechſeln darf. Der eine, höchſt wahrſcheinlich aus der auf dem Eichsfelde angeſeſſenen und noch jetzt exiſtirenden adeligen Familie vom Hagen, war um das J. 1415 geboren, ſtudirte zu Erfurt, und wurde, aus frühzeitig in ihm erwachter Liebe zu einem religiöſen, beſchaulichen Leben, bewogen, in den Karthäuſerorden zu treten, welchen Entſchluß er auch zu Erfurt im J. 1440, dem 25. ſeines Alters, ausführte. Wie er ſchon vorher begonnen hatte, fuhr er hier fort, fleißig zu ſtudiren, und da er hierzu einen Theil der Nacht verwandte, wozu das Licht, das ihm, nach der ſtrengen und knappen Kloſterordnung, in ſeine Celle gegeben wurde, nicht hinreichte, ſo ſparte er die Butter und das Fett, das ihm zur Speiſe gegeben wurde, um es anſtatt des Öls in der Lampe zu brennen. Indeſſen erwarb er ſich durch ſeine Gelehrſamkeit und Frömmigkeit unter ſeinen Ordensbrüdern ſolche Achtung, daß er nach einigen Jahren zum Procurator, und endlich 1457 zum Prior der erfurter Carthauſe erwählt wurde, wiewol er ſich ſehr bemühte, dieſe Ämter von ſich abzulehnen, da er befürchtete, durch die damit verbundene Sorge für die Ökonomie des Kloſters, in ſeinen Studien und geiſtlichen Übungen verhindert zu werden. Indeſſen that er doch ſeinen Amtspflichten vollkommen Genüge; beſonders glückte es ihm als Prior, verſchiedene Streitigkeiten des Kloſters mit ſeinen Nachbarn vortheilhaft beizulegen; auch verbeſſerte er die Gebäude des Kloſters, und brachte daſſelbe überhaupt in vorzügliche Aufnahme. Nachdem er das Priorat drei Jahre bekleidet hatte, legte er es 1460 nieder [1]), um ſich wieder in die Stille ſeiner Celle zurückzuziehen; allein die vorzügliche Geſchicklichkeit, die er in ſeiner Amtsführung bewieſen hatte, machte, daß er in der Folge noch dreimal zum Priorat in auswärtigen Karthäuſerklöſtern, nämlich in Eiſenach, Stettin und Frankfurt an der Oder, berufen wurde; doch kehrte er endlich wieder nach Erfurt zurück, wo er als gemeiner Mönch ſeine letzten Lebensjahre zubrachte, und 1475, in ſeinem 51. Jahre, ſtarb. In Folge ſeines unermüdlichen Fleißes hat er eine große Menge Bücher geſchrieben, deren Zahl Trithemius über 300, und eine handſchriftliche Chronik des erfurter Karthäuſerkloſters ſogar auf 500 angibt; indeſſen ſind nur wenige davon gedruckt worden, und von denen, die ſich theils in der erfurter Karthauſe, theils in auswärtigen Bibliotheken, noch handſchriftlich erhalten hatten, viele, ja vielleicht die meiſten, verloren gegangen. Unter ſeinen Schriften befindet ſich eine Chronik vom Anfange der Welt bis auf das J. 1471, die hauptſächlich auf die Ereigniſſe ſeines Ordens, und dann inſonderheit der Karthauſe zu Erfurt gerichtet iſt, und aus der er ſelbſt wieder einen größern und einen kleinern Auszug gemacht hat; ferner Auslegungen über alle bibliſche Bücher, zum Theil mehrfach, und beſonders viele kleinere moraliſche und aſketiſche Traktate, deren einzelne Aufzählung hier viel zu weitläufig und eben nicht von beſonderem Nutzen ſein würde. Nach ſeiner allgemeinern Geiſtesrichtung gehört er der myſtiſchen Theologie an, wiewol er mit der Neigung zur innern Beſchaulichkeit auch einen ſtrengen Eifer für das Äußere des kirchlichen Geſetzes und Ceremonienweſens verbindet. Dabei tadelt er ſehr ſcharf die verdorbenen Sitten ſeiner Zeitgenoſſen, beſonders des

*) Immer irrigerweiſe Alexander und Roxane genannt.

1) Die Prioren der Karthäuſer-Klöſter wurden, nach den Ordensſtatuten, jedesmal auf drei Jahre erwählt, nach deren Ablauf ſie um ihre Entlaſſung nachſuchen mußten, die ihnen aber gewöhnlich verweigert wurde, daher ſie in der Regel ihr Amt zeitlebens behielten.

Digitized by Google

geiſtlichen Standes, und da er in einzelnen ſeiner Schriften theils die zu ſeiner Zeit im Schwange gehenden Religionsſtreitigkeiten, theils gewiſſe Zeitgebrechen und Zeitereigniſſe beſonders berückſichtigt, ſo würden ſie zur nähern Kenntniß jenes Zeitalters gewiß von großem Intereſſe ſein, wenn ſie bekannter und zugänglicher wären [2]).

Der **zweite** dieſes Namens, wahrſcheinlich aus der in der Wetterau begüterten Familie vom Hagen oder vom **Hayn** (die ſich in den ältern lateiniſchen Urkunden gewöhnlich ab Indagine nennt), lebte im Anfange des 16. Jahrh., war Pfarrer zu Steinheim und Dechant des St. Leonhardsſtiftes zu Frankfurt a. M., und ſoll auch einmal für den Kurfürſten von Mainz eine Geſandtſchaft an den päpſtlichen Hof verrichtet haben. Von ihm iſt folgende Schrift bekannt: Die Kunſt der Chiromancey, Phyſionomey, natürlichen Aſtrologey, Complexion eines yeglichen Menſchens, natürlichen Gefluß der Planeten, der zwölf Zeichen Angeſichten, etliche Canones zur Erkänntniß der Menſchenkrankheiten ꝛc. (Straßb. 1523. Fol.). *(H. A. Erhard.)*

INDAL. 1) einer der großen Ströme des ſchwediſchen Nordlands. Er entfließt in Jämteland zwiſchen den Kirchen Rödön und Äs, in der Nähe des Städtleins Öſterſund, dem Landſee Storsjön, läuft erſt nördlich, dann ſüdöſtlich, nimmt im Weſten der Kirche Lith den Länga, dann im Oſten derſelben den Härkafluß auf, durchſchneidet ſüdöſtlich von der Kirche Stöde den Geſundſee, weiterhin, nachdem er den Amra-Elf aufgenommen, bei der Kirche Raguada den Raguadaſee, aus welchem er einen 120 Ellen hohen Fall (Edsforſen) bildet. Hinter der jämtiſchen Kirche Fors tritt er aus Jämteland, wo er Raguada-Elf heißt, in die Landſchaft Medelpod, und zwar ins Kirchſpiel Liden, ein. Unter dem Namen Indal durchfließt er Medelpod von Weſten nach Oſten, läuft durch die Paſtorate Indal und Teinrä, wo er dann bei Fjäl in zwei Armen, die die Inſel Alnön einſchließen, ins bothniſche Meer mündet; die ſüdliche Mündung iſt zugleich die Mündung des großen Stromes Njurunda. Der Indal kann meiſtens mit Flößen und Booten, nicht aber mit größern Fahrzeugen befahren werden. Die Ufer ſind an vielen Stellen hoch und anmuthig, bald bewaldet, bald Wieſen und Felder. Seit der furchtbaren Überſchwemmung im J. 1796, die insbeſondere durch unvorſichtiges Abzapfen eines Sees bei Raguada, aber auch durch Regengüſſe und Alpenfluthen veranlaßt wurde, hatte der Indal im J. 1817 noch keine feſten Ufer wieder gewonnen.

2) Das Paſtorat in Medelpod, beſteht aus der Muttergemeinde Indal, dem Filial Liden und der Kapellgemeinde Holm; jede der drei Gemeinden hat ein Gotteshaus. Im J. 1825 betrug die Einwohnerzahl in Indal 1566, in Liden 976, in Holm 461 (im J. 1815 im geſammten Paſtorat 2380). Geboren wurden im Paſtorat im J. 1816 83, worunter vier uneheliche. Indals Kirche, ein hohes ſteinernes Viereck, ohne Thurm, ward 1761 von Joh. Hagman aus Sundswall gebaut; ſchöne bibliſche Gemälde ſchmücken das Innere. Der Pfarrhof iſt die einzige Wohnung um die Kirche; die Kirchſtälle ſtehen an einem Bache, der etwa 20 Mühlen treibt. Der Kirche zunächſt liegt eine feinblätterige Sägemühle. Die Lebensweiſe der Bewohner von Indal iſt einfach und mäßig, und das Klima geſund, ſodaß viele ein hohes Alter erreichen. Ackerbau und Viehzucht ſind bedeutende Nahrungszweige. Auch gibt es Handelsbauern, die Leinwand, Butter, Felle ꝛc., nach Stockholm führen, von wo ſie Seife und Tabak, aber wenig Kaffee und Zucker zurückbringen. *(v. Schubert.)*

INDAPRATHAE. In der India extra Gangem, eine Eintheilung Indiens, welche vom Ptolemäus herrührt, werden von dieſem Geographen viele Völkernamen angeſetzt, die ſchwer iſt weiter nachzuweiſen. In ihre Seiten ſetzt er rechts die Kakobä, links die Korankali. *(S. Ch. Schirlitz.)*

IN DAS FELD RÜCKEN heißt den Gang eines Gebirges nach ſeinen Richtungen kunſtmäßig bearbeiten, mit andern Worten, den Grubenbau regelmäßig anlegen und fortführen. Dies ſetzt voraus, daß man die Überzeugung gewonnen, daß die Gänge mächtig genug ſind, und daß man aus der Beſchaffenheit und Lage des Gebirges mit ziemlicher Wahrſcheinlichkeit auf Erzhaltigkeit derſelben ſchließen kann. Der einzelne Gang muß durch mehre Schürfen gefunden, abgeteuft und überfahren, ſeine Mächtigkeit, ſein Streichen und Fallen gehörig ermittelt, endlich durch angeſtellte Proben im kleinen Feuer wahrgenommen worden ſein, daß die erſchürften Erze, in Anſehung ihres Gehaltes, eine gute Ausbeute verſprechen; ſo wird nunmehr, wie man zu ſagen pflegt, in das Feld gerückt. *(F. Thon.)*

IN DAS FRISCHE SCHMELZEN. Der Proceß, wodurch einigen Metallen, insbeſondere dem Eiſen, die Nebenbeſtandtheile (Erden, Kohlenſtoff, Phosphor, Sauerſtoff, Schwefel ꝛc.) entzogen werden, um es dichter, reiner und weicher zu machen, wird das **Friſchen** genannt. Von den vielen Arten der Friſchmethoden ſind: 1) das warme oder teutſche Friſchen; 2) das Kaltfriſchen; 3) das walloniſche Friſchen; 4) das Stahlfriſchen; 5) das Ziegelfriſchen; 6) das Friſchen in offenem Reverberirfeuer ꝛc., die wichtigſten, und das beim Friſchen nöthige Feuer wird das Friſchfeuer, der Ofen, worin es brennt, der Friſchofen genannt. Nach dem erſten Schmelzen in den Schmelzhütten wird das Roheiſen zwar nicht wieder in einen vollkommenen Fluß gebracht, ſondern es wird auf dem ſogenannten Friſchherde durch ſtarkes Glühen,

2) Hierher gehört unter andern: Contra errores Bohemorum; de communione sub utraque specie; de his qui se vulnerant sanguinem effundendo zelo Christi (gegen die bekannte Sekte der Flagellanten); de falsis prophetis; de doctrinis peregrinis cavendis; de potestate ecclesiastica; de auctoritate Papae in Concilio; de tempore schismatis; de interdicto; de cognitione futurorum; de futuris prodigiis; de apparitione cujusdam defunctae u. a. m. Zu ſeinen moraliſch-asketiſchen Schriften gehören: De vita religiosorum; de laude paupertatis; de humilitate et superbia; de vita adolescentulorum; de accessu ad novum hominem; de natura et gratia; de correptione et gratia Dei; de gratia et libero arbitrio; de ornatu interiori; de vera et falsa poenitentia; de charitate; de dilectione Dei; de meditatione; de inquisitione summi boni u. v. a.

Digitized by Google

Hämmern und Strecken, durch Schweißen und mehrmaliges Ausſchmieden möglichſt von allen ſchlackigen und fremdartigen Theilen gereinigt, wodurch es ſeine Sprödigkeit verliert, reiner und dichter wird. Dieſe Arbeit oder Procedur heißt das Verfriſchen oder das Schmelzen in das Friſche, und das Verfahren dabei iſt nicht gleich, ſondern hängt von der Qualität, die das Eiſen erhalten ſoll, ab. Vgl. den Art. Eisen. Auch bei dem Kupfer kommt das Friſchen vor; die Arbeit ſelbſt wird aber Abſaigern oder Saigern (ſ. d.) genannt. (*Fr. Thon.*)

Indathyrsus, ſ. Idanthyrsus.

INDE, 1) in der Waarenkunde eine leichte, feurig hellblaue Sorte Indigo. (*Karmarsch.*)

2) In der Geographie ſo viel als die Dente, ein Nebenflüßchen der Roer (Ruhr), im königl. preuß. Regierungsbezirk Aachen, entſpringt im Limburgiſchen aus drei Quellen, welche ſich bei Vosbach vereinigen, fließt bei Walendorf und dem Marktflecken St. Cornelismünſter vorüber, deſſen Benedictinerkloſter davon Abbatia Indensis oder Monasterium Indense heißt. Durch die Haſelbach, Sobach und Diepenbach vergrößert, wendet ſie ſich nach Eßweiler, empfängt bei Rothberg die Bridelsbach, ſpäter die Webbach, berührt Inden und Altdorf, und mündet bei Kirchberg, unweit Jülich, in die Roer. Für die Fabriken und den Bergbau wird ſie und die zu ihrem Flußgebiet gehörenden Bäche gut benutzt. (*R.*)

INDEBITUM, INDEBITI SOLUTIO. Sobald Jemand an einen Andern etwas gezahlt hat, ohne daß ihm eine Verpflichtung zu dieſer Zahlung oblag, ſo nennt man dies ein indebitum, und erkennt dem, welcher auf dieſe Art zahlte, das Recht zu, das Gezahlte zurückzufodern. Doch ſetzt man hierbei voraus, daß die Zahlung der Nichtſchuld aus einem Irrthum über Thatſachen (error in facto) hervorgegangen ſei[1]. Die wegen Rückzahlung einer Nichtſchuld angeſtellte Klage (condictio indebiti) geht nicht nur gegen den Empfänger ſelbſt, ſondern auch gegen deſſen Erben: auch kann ſie andererſeits ſelbſt von den Erben deſſen, der indebite gezahlt hatte, angeſtellt werden. Dabei hat der Kläger den Beweis der geleiſteten Zahlung ſtets zu führen; den Beweis der Nichtſchuld aber nach Maßgabe des fr. 25. pr. D. de probation. (XXII, 3) wenigſtens in der Regel; außer, wenn etwa gegen den Beklagten die von ihm abgeleugnete Zahlung erwieſen wird, oder wenn der Kläger ein Menſch iſt, deſſen Unerfahrenheit in Rechtsgeſchäften im Voraus angenommen werden muß, oder endlich, wenn der über die fragliche Foderung vorhandene Schuldſchein keinen beſtimmten Grund für die Foderung angibt[2]. Wenn der, welcher die Zahlung des indebiti annahm, nicht in bona, ſondern in mala fide war, d. h. wenn er wirklich wußte, es ſei ein indebitum, und doch die Zahlung nicht zurückwies, ſo iſt der andere Theil berechtigt, die Reſtituirung des Betrags nicht durch die condictio indebiti, ſondern geradezu durch die condictio furtiva zu fodern[3]. Übrigens iſt in der const. 1. C. de condictione indeb. (IV, 5) beſtimmt ausgeſprochen, daß mit der Condictio indebiti bei der Zurückfoderung einer Nichtſchuld keinesweges Zinſen von derſelben begehrt werden dürfen. Zweifelhaft dagegen erſcheint es, ob die condictio indebiti auch dann angewendet werden könne, oder nicht, wenn Jemand blos Zinſen als ein indebitum bezahlt hat? Die Worte des fr. 26. pr. D. de condict. indebiti (XII, 6) lauten nicht beſtimmt genug, um hierüber eine ſtets ausreichende Entſcheidung zu geben. Wenn man darauf Rückſicht nimmt, daß nach dem klaren Inhalte des römiſchen Rechts (D. XXII, 1 und C. IV, 32) die Verpflichtung zur Zinſenzahlung keine allgemeine iſt, ſondern einen beſondern Rechtsgrund, ein Verſprechen darüber, eine concludente Handlung ꝛc. vorausſetzt, und daß alſo dieſe Verpflichtung im Zweifel keineswegs vermuthet werden darf, ſo muß man auch zugeben, daß der, welcher ex errore facti Zinſen an irgend Jemand als ein indebitum entrichtet hat, berechtigt ſei, dieſelben mit der condictio indebiti zurückzufodern. Gleichwol aber würde in Praxi nicht leicht Jemand eine ſolche Klage durchſetzen, weil die meiſten Gerichtshöfe jetzt in zweifelhaften Fällen annehmen, daß die Verbindlichkeit zur Zinſenzahlung ſtillſchweigend unter den Intereſſenten feſtgeſetzt worden ſei. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

INDECENZ, Mangel oder Verletzung der Decenz (vom lat. decere, ſich ſchicken, ziemen) oder des ſogenannten Decorums, alſo Unanſtändigkeit, Unziemlichkeit. Im gewöhnlichen Sprachgebrauche wird dieſer Ausdruck faſt nur auf die Misachtung des Anſtandes in Beziehung auf die Geſchlechtsverhältniſſe, deren Geheimniſſe das Schicklichkeitsgefühl ſtets zu verbergen oder zu verſchleiern gebietet, bezogen, und gilt inſofern gleichbedeutend mit dem Ausdrucke Frivolität (ſ. d. Art.). Es ergibt ſich aus dem Begriffe der Indecenz von ſelbſt, daß derſelbe ein durchaus relativer iſt, weil hierbei alles auf Zeit, Sitte und Gebräuche ankommt; ein Punkt, der bei der Beurtheilung älterer, beſonders dramatiſcher Dichter, z. B. des Ariſtophanes, Plautus und Shakſpeare, nicht unberückſichtigt bleiben darf, denen man oft mit Unrecht Indecenz in ihrer Ausdrucksweiſe vorwirft (und ſie deshalb oft arg verſtümmelt!), weil man an dieſelben nur unſere dermaligen Begriffe von Decenz als Maßſtab anlegt. (*K. H. Scheidler.*)

1) Es gibt zwar auch Juriſten, welche behaupten, daß ſelbſt ein Irrthum im Bezug auf Rechtsregeln (error juris) genüge, um die Zurückfoderung einer Nichtſchuld zu rechtfertigen. (Vgl. z. B. *A. P. Frick* — resp. *J. J. Tiedemann* — de indebitum solvente per ignorantiam juris civilis ad indebiti condictionem admittendo [Helmst. 1778.]); allein die klaren Worte der const. 10. C. de jur. et facti ignor. (I, 18): „Cum quis jus ignorans, indebitam pecuniam solverit, cessat repetitio; per ignorantiam enim facti tantum repetitionem indebiti soluti competere, tibi notum est“ — widerſprechen dieſer Meinung geradezu; anderer ähnlicher Stellen, wie z. B. der const. 9. C. ad Legem Falcidiam (VI. 50) nicht zu gedenken: und die allgemeinen Worte des fr. 7. D. de jur. et facti ignor. (XXII, 6): „Juris ignorantia suum petentibus non nocet“ können gegen jene ſpecielle Vorſchrift der const. 10. durchaus nicht als gültige Einwendung gebraucht werden.

2) Vgl. fr. 25. pr. §. 1 u. §. 4. D. de probationibus (XXII, 3). 3) Vgl. fr. 18. D. de condictione furtiva (XIII, 1).

Digitized by Google

INDECLINABILIA, techniſche Bezeichnung in der Grammatik für ſolche Nennwörter, welche keiner Abwandlung (durch Caſus und Numerus) unterliegen, obſchon ſie ihrer Natur nach einer Beugung (Declination) fähig wären. Bekanntlich haben die Sprachen rückſichtlich der ſogenannten Declination nicht einerlei Bildungsgang genommen, und manche entbehren gradezu die Befähigung dazu. Auf die Nomina ſolcher Sprachen aber findet in der Regel der Ausdruck Indeclinabilia keine Anwendung; ſondern es iſt vielmehr ſtillſchweigende Übereinkunft, ſich nur da ſeiner zu bedienen, wo es die Sprache auf eigentliche und wirkliche Declination angelegt hat, und alſo nur ausnahmsweiſe bei einzelnen Wörtern ein Zurückbleiben hinter dem allgemeinen Typus bemerkbar wird. (*R.*)

Indelebilis character, ſ. unt. **Ordination** (3. Sect. 5. Th. S. 12).

INDELT (das), auch **INLICH, INLED, INLIED, INLOD** etc., vom niederſächſiſchen Lid, Decke, wird dasjenige innere ſackförmige Behältniß genannt, in welches die Federn eines Bettes oder Pfühles, die Haare oder Wolle eines Kiſſens, einer Matraze u. ſ. unmittelbar verſchloſſen werden, und worüber hernach der ſogenannte Überzug zu liegen kommt. Gewöhnlich wird dieſe Hülle von ſtarkem Barchent oder Zwillich zugeſchnitten, von allen Seiten, bis auf eine kleine Öffnung, dicht zugenäht, auf der innern Seite mit harter Seife oder Wachs überſtrichen, damit die darin eingeſchloſſenen Federn nicht herausſtäuben können, hernach umgewendet, gefüllt und gänzlich zugenäht. (*Fr. Thon.*)

In dem Winde aufstechen, ſ. unt. **Segeln**.

INDEN, 1) Bürgermeiſterei und Kirchdorf im Kreiſe Jülich, Regierungsbezirk Aachen, hatte 1828 950 Einwohner, 847 katholiſche und 103 evangeliſche. Flanell- und Leinwebereien, Papiermühle und Bleichen, eilf Fabrikgebäude und Mühlen. (*Rauschenbusch.*)

2) Die berühmte Benedictinerabtei **Abbatia Indensis, Monasterium Indense**, ſ. **Corneli-Münster**. (*St.*)

3) Ein kleines, 3580 Fuß über der Oberfläche des Meeres liegendes Dörfchen von 75 Einwohnern, in dem engen Bergthale, in welchem die Bäder von Leuk liegen, im ſchweizeriſchen Canton Wallis. Die Wege nach den Bädern aus dem großen Hauptthale, von Siders und vom Flecken Leuk her, vereinigen ſich hier. Der erſtere iſt durch den hier vorgefallenen Kampf der Walliſer gegen die Franzoſen berühmt geworden. Ehe man von Siders nach Inden gelangt, führt der Weg an einer ſenkrecht ſich erhebenden Felswand neben einem furchtbaren Abgrunde vorbei, in deſſen Tiefe die Dala ſtrömt. Dieſer Felſenpaß heißt die Galerie. Während des allgemeinen Aufſtandes der Oberwalliſer gegen die Franzoſen und gegen die helvetiſche Regierung im Mai 1799 widerſtanden die Walliſer hier den weit überlegenen Feinden mehre Wochen lang. Endlich in einer Nacht erklimmten ſie die Felſen, griffen die Franzoſen im Rücken an, machten eine Menge nieder und ſtürzten Andere über die Felſen hinunter. Die Franzoſen wurden dann hinter Siders zurückgeworfen. Sie erhielten aber Verſtärkungen, und was noch ſchlimmer für die Walliſer war, es kamen öſterreichiſche Truppen von Italien her über die Berge ins Wallis, deren Officiere nun ohne Kenntniß der Localitäten auch die Anführung der Walliſer übernahmen. Jetzt unterlagen die unglücklichen Vertheidiger ihres Vaterlandes; ſie wurden in die unzugänglichſten Bergſchluchten zurückgetrieben und endlich ganz zerſtreut. Von den wüthenden Franzoſen wurde Alles verheert, und die furchtbarſten Greuel auch gegen Wehrloſe, ſogar gegen die ganz thieriſchen Cretins, verübt. Die Verödung mancher Gegenden war ſo, daß die helvetiſche Regierung mehre hundert Arbeiter aus dem Canton Bern hinſenden mußte, um die Ernte einzuſammeln. Die Greuel, die unter Andern auch im Dorfe Inden an Allen, die ſich nicht flüchteten, verübt wurden, überſteigen allen Glauben, und kaum irgendwo hat ſich die franzöſiſche Tigernatur ſo in ihrer furchtbaren Wuth gezeigt, wie im Wallis. (*Escher.*)

Indentata charta, Indentura charta, ſo viel als **Charta partita** (getheilte Urkunde), ſ. **Urkunde**.

INDEPENDENCE, 1) Hauptort der Grafſchaft Bond, in dem nordamerikaniſchen Freiſtaate Illinois, liegt an dem Fluſſe Kaſkaſkia, hat über 1000 Einwohner, die Grafſchaftsgebäude und ein Poſtamt.

2) Ein Ort (township) der Grafſchaft Suſſex im nordamerikaniſchen Freiſtaate New-Jerſey, hat gegen 1500 Einwohner.

3) Ein Fort auf der kleinen Inſel Kaſteel-Governor, welche in dem Hafen von Boſton, der Hauptſtadt des nordamerikaniſchen Freiſtaates Maſſachuſetts, liegt. Dieſes Eiland nebſt dem Fort gehört zur Stadt Boſton.

4) Ein verfallenes Fort der Stadt Yonkers in der Grafſchaft Weſt-Cheſter des nordamerikaniſchen Freiſtaates New-York. (*J. C. Schmidt.*)

INDEPENDENTEN. I. Entſtehung und Name der Independenten. Während der vieljährigen Regierung der Königin Eliſabeth und der Könige Jakob's I. und Karl's I. von England, d. h. vom J. 1558—1648, begaben ſich mehre der Nonconformiſten oder Diſſenters, um den Bedrückungen zu entgehen, denen ſie in ihrem Vaterlande ausgeſetzt waren, nach Holland, wo ſie gern geſehen wurden und Schutz und eine freundliche Aufnahme fanden. Einer dieſer Flüchtlinge war John Robinſon, Vorſteher einer Diſſentergemeinde in der Grafſchaft Norfolk. Er ging nach Leyden und hielt ſich daſelbſt zu den Browniſten oder Barrowiſten, welche größtentheils aus geflüchteten Engländern beſtanden. Da er ſich aber mit den harten, allzuſtrengen und anſtößigen Grundſätzen derſelben nicht befreunden konnte, ſo verließ er ihre Gemeinſchaft, und ging mit ſeinem Amtsgenoſſen Henry Jacob im J. 1610 nach England zurück, und ſammelte ſich zu London eine Gemeinde, und gab ihr die Einrichtung, welche im Allgemeinen die Browniſtengemeinden in Holland hatten. Henry Jacob gibt hierüber ſelbſt Nachricht in einer beſondern Schrift: **The divine beginning and institution of Christ true visible and material Church** (Lond. 1610), welcher Schrift er ſechs Jahre ſpäter eine **Protestation or Confession in the**

Digitized by Google

name of certain Christians zu London folgen ließ, worin er ſich über die von den gewiſſen Chriſten angenommenen Religionsgrundſätze und Kircheneinrichtungen ausſprach.

Es beſtanden aber die Veränderungen, welche Robinſon in das Browniſtiſche Kirchenſyſtem brachte, hauptſächlich in zwei Stücken: einmal darin, daß er die Lehrfreiheit, oder vielmehr die Erlaubniß und das Recht, in der Gemeinde als Lehrer aufzutreten, welches Browne und noch mehr John Smiths (derſelbe, welcher zuerſt die Nothwendigkeit des Untertauchens bei der Taufe behauptet hat, und auf die Einrichtung der neuern Baptiſten verfallen iſt) allen einzelnen Mitgliedern ſeiner Gemeinde ohne Unterſchied zugeſtanden, und zu deſſen Gebrauche er fortwährend aufgefodert hatte, aufhob und dafür gewiſſe Männer zum beſtändigen Dienſte als Lehrer der Gemeinde einſetzte; und dann zweitens darin, daß er auch Kirchen mit einer andern Einrichtung und Regierungsform, als der von ſeinen Glaubensgenoſſen angenommenen, für des chriſtlichen Namens nicht unwürdig erklärte, und ihnen das Zugeſtändniß machte, daß auch in ihnen, ſie möchten die biſchöfliche oder Presbyterialverfaſſung haben, Religion und Frömmigkeit gedeihen könne. In ſeiner Apologie, die er unter dem Titel: Apologia justa et necessaria quorundam christianorum exulum Anglorum, aeque contumeliose ac communiter dictorum Brownistarum ac Barrowistarum (Lond. 1619). herausgegeben, erklärt er zwar jede beſondere Geſellſchaft für eine vollkommene Kirche, welche unter keiner andern, ſondern unmittelbar unter Chriſtus ſtehe; zugleich bekennt er aber auch ſeine Verehrung gegen die reformirten Kirchen, mit deren übrigen Lehren und Meinungen, einiges Unerhebliche ausgenommen, er auch größtentheils übereinſtimmt [1]. In der Folge entſtand zwar ein Streit unter ſeinen Anhängern, indem Einige Calvin's Lehrbegriffe von dem unbedingten Rathſchluſſe Gottes anhingen, Andere dagegen an die allgemeine Gnade glaubten; er führte aber, ihren Grundſätzen gemäß, zu keiner Trennung.

Der Name Independenten iſt von Robinſon ſelbſt veranlaßt worden, indem er ſich in ſeiner Apologie Cap. V. des Ausdrucks bedient, jede Kirchengemeinde ſtehe unmittelbar und, rückſichtlich anderer Gemeinden, independenter unter Chriſtus; und Robinſon's Schüler fanden ſo wenig Anſtößiges in demſelben, daß ſie ſich in ihrer zu London 1644. 4. erſchienenen Apologetical narration ſelbſt Independans nannten. Doch ſcheint dieſer Name vor dem J. 1642 nicht eben gewöhnlich geweſen zu ſein; denn in den Kirchenconſtitutionen, welche im J. 1640 auf den Verſammlungen der Biſchöfe von London und York gemacht worden ſind, und wo alle damals in England exiſtirende Parteien namhaft gemacht werden, geſchieht der Independenten keine Erwähnung. Als aber in der Folge dieſer Name eine Benennung wurde, den ſich viele Sekten beilegten [2], und der von Rebellen und Aufrührern angenommen wurde, verbaten ſich die eigentlichen Independenten denſelben und kehrten zu ihrer urſprünglichen Benennung, die ſie mit den Browniſten gemein hatten, zur Benennung Congregationaliſten und Congregationskirchen zurück, die ſie darum angenommen hatten, weil ſie vorgaben, alle ihre einzelnen Gemeinden ſeien nur eine einzige übereinſtimmige Kirche, und jede habe die Vorrechte der Congregation einer geſetzmäßigen, durch Verabredungen und Verträge beſtätigten Geſellſchaft; daher ſie auch aus den bürgerlichen und natürlichen Vorrechten der Geſellſchaften und der geſellſchaftlichen Verträge ihre geſammte Verfaſſung herzuleiten vermögen.

II. Grundſätze, Lehren und Kircheneinrichtung. Der Hauptſatz, den die Independenten behaupten, und wodurch ſie ſich als Sekte auszeichnen, iſt, daß eine jede beſondere Geſellſchaft von Chriſtusverehrern, welche unter ſich eins geworden im Glauben und nach den Verordnungen des Evangeliums mit einander zu leben, eine vollſtändige Kirche, nach dem neuteſtamentlichen Sinne des Wortes, ſei und für ſich und allein völlige Gewalt habe, ihre Kirchendiener zu wählen und zu ordiniren, die Unordentlichen aus ihrer Gemeinſchaft auszuſchließen und alle Handlungen vorzunehmen, welche zur Erbauung und zum Beſten der Geſellſchaft gereichen. Sie vindiciren demnach jeder einzelnen chriſtlichen Kirchengeſellſchaft oder Gemeinde eine gegen alle andere ganz freie Stellung, und erklären ſie für ebenſo unabhängig von der Auctorität und den Verordnungen einzelner Biſchöfe, als von den Beſchlüſſen ganzer Kirchenverſammlungen und Conſiſtorien. Kirchenverſammlungen ſelbſt und ähnliche Zuſammenkünfte verwerfen ſie zwar nicht, inſofern ſie den Zweck haben, ſich über das Beſte der Gemeinden zu berathen; aber ſie legen ihren Beſchlüſſen keine verbindende, geſetzliche Kraft bei. In religiöſen Streitigkeiten hat jede Gemeinde die höchſte Entſcheidung der Appellation und Reviſion.

Mit dieſem Grundſatze ſind aber die Independenten der biſchöflichen Kirche ſowol, als den Presbyterianern ſo ärgerlich und verhaßt geworden, daß ſie ſich von beiden Kirchenparteien die ſchimpflichſten Verleumdungen und die greulichſten Anſchuldigungen mußten gefallen laſſen. Sie galten beiden nicht nur für unſinnige, wahnwitzige Schwärmer und Verderber der geoffenbarten Religion, ſondern auch für Staatsrebellen und Königsmörder und für die alleinigen Urheber des an König Karl I. verübten blutigen Verbrechens. Da aber in keiner ihrer öffentlichen Schriften ſich ein der ganzen Sekte gemeinſchaftlicher Grundſatz findet, der ein ſolches Urtheil über ſie rechtfertigen könnte, ſie ſelbſt vielmehr im J. 1647 das Bekenntniß abgelegt haben, daß ſie keine Regierungsform für ſchlecht und verwerflich, die königliche Gewalt aber, wenn

1) Die eigenen Worte Robinſon's ſind: Fatemur coram Deo et hominibus, adeo nobis convenire cum Ecclesiis Reformatis Belgicis in re religionis, ut omnibus et singulis earundem Ecclesiarum fidei articulis, prout habentur in Harmonia Confessionum fidei, parati simus subscribere — easque Ecclesias pro genuinis habemus, cum iisdem in Sacris Dei communionem profitemur, et, quantum in nobis est, eas colimus.

2) Baumgarten, Geſchichte der Religionsparteien. S. 899.

Digitized by Google

ſie durch gerechte und heilſame Geſetze eingeſchränkt ſei, für gut und Gott wohlgefällig halten; ſo mögen wol die gegen ſie erhobenen Beſchuldigungen, wo nicht gänzlich ungegründet, doch wenigſtens ſehr übertrieben ſein [3]).

Mit dem Grundſatze einer gänzlichen Unabhängigkeit der einzelnen Kirchengemeinden von einander verbinden ſie die Lehre von der Rechtsgleichheit der einzelnen Mitglieder derſelben unter ſich. Sie lehren nämlich, daß einer Kirchengemeinde kein anderes Recht über ihre Mitglieder zuſtehe, als denſelben Vorſtellungen zu machen und ſie zu ermahnen, und im Falle, daß dieſe Vorſtellungen und Ermahnungen fruchtlos ſind, ſich von ihnen zu trennen; und ſowie die Aufnahme eines neuen Mitgliedes, außer dem feierlichen Verſprechen, in den Geboten Gottes zu wandeln, die Bewilligung und Zuſtimmung der ganzen Gemeinde erfodert, ebenſo unerläßlich iſt auch beim Bruch des gegebenen Verſprechens, die Zuſtimmung jedes einzelnen Mitgliedes der Geſellſchaft zur Ausſchließung aus derſelben.

Jede Independentengemeinde von einigem Umfange hat ihren Prediger, Pastor [4]), Lehrer oder Gehilfen, Teacher, regierenden Älteſten, ruling Elder, früher gewöhnlich auch ein Geiſtlicher [5]), und Diakonen, Deacons, welches Kirchendienerperſonal man in der Regel aus den Gliedern der Verſammlung erwählt. Bei Anſtellung der Paſtoren und Lehrer findet eine Art Ordination, aber nicht immer mit Handauflegung, ſtatt. Man findet bei ihnen weder eine gemeinſchaftliche Liturgie, noch ein eigentlich ſymboliſches Buch, an welches die Lehrer gebunden wären. Zwar muß Jeder vor der Einweiſung in ſeine Lehrſtelle ein Glaubensbekenntniß vor der Gemeinde ablegen, er wird aber nicht weiter auf daſſelbe verpflichtet, ſondern kann von demſelben abgehen, wenn ſich ſeine Einſicht und Überzeugung ändert.

In der vorhin erwähnten apologetiſchen Erzählung ſtellen ſie ihre Grundſätze, nach welchen die Einrichtung ihrer Kirche gemacht ſei, auf folgende Art dar: „Wir halten uns blos an die Schrift, an ihre Vorſchriften und die Beiſpiele, welche ſie uns vorlegt, ohne alte oder neue Gewohnheiten und Erfindungen mit unterzumiſchen. Die gegenwärtigen Regeln, die wir machen, oder die Beſchlüſſe, die wir faſſen, ſehen wir keineswegs für ſo zuverläſſig und bindend an, daß wir dieſelben für unfehlbar und unveränderlich halten ſollten. Wenn daher die Zeit uns mehre Aufklärung, weiteres Forſchen, mehr Einſichten und die Klugheit weiſe Verbeſſerungen an die Hand geben, ſo tragen wir kein Bedenken, Veränderungen zu machen, ſo oft es nöthig iſt." Etwas ruhmredig aber klingt es, wenn es an einer andern Stelle dieſer Art vom Glaubensbekenntniſſe heißt: „Wir forſchen in der Schrift mit uneingenommenem Gemüthe. Wir ſehen auf das Werk Chriſti, ſo unparteiiſch und ohne Vorurtheil, als Menſchen, die Fleiſch und Blut haben, in irgend einer Lage, darin ſie ſich befinden, nur immer thun können. Weder Ort, noch Umſtände, noch Geſellſchaft, darin wir uns ſehen, enthalten Verſuchungen, die uns hinreißen könnten."

Am reinſten erhalten und am beſten geordnet findet ſich das independentiſche oder congregationaliſtiſche Kirchenweſen in dem nordamerikaniſchen Freiſtaate Connecticut [6]). Hier ſind nahe an 200 Gemeinden, von denen zwar jede eine gewiſſe Selbſtändigkeit und Unabhängigkeit von der andern behauptet, die ſich aber doch zum gemeinen Beſten mit einander vereinigt und eine Abhängigkeit der einzelnen Gemeinden von dem Ganzen aller Gemeinden eingeführt haben. Die Geiſtlichen der einzelnen acht Grafſchaften dieſes Freiſtaates bilden ebenſo viele Aſſociationen, die ſich jährlich zweimal zur Prüfung der Candidaten des Predigtamtes und zur Berathung über andere, das Kirchenweſen und Gemeindewohl betreffende Gegenſtände verſammeln. Die Verſammlung dieſer Aſſociationen, welche jährlich ſtattfindet, heißt die Conſociation. Sie kommt immer mit dem Geſetzgebungsrathe zuſammen, der die Appellationsinſtanz für ihre Beſchlüſſe iſt. Wenn Streitigkeiten über gewiſſe Lehren unter ihnen entſtehen, ſo wählen ſich die ſtreitenden Parteien eine Commiſſion, um ſie in Güte beizulegen; aber deren Ausſprüche haben mehr die Wirkung eines guten Raths, als die Auctorität einer gerichtlichen Entſcheidung. Die ſtrengſte Sonntagsfeier iſt bei ihnen geſetzlich.

III. Geſchichte der Independenten. In den erſten Jahren ihres Beſtehens waren die Independenten, wie alle Nonconformiſten, von Seiten der biſchöflichen Kirche mancherlei Verfolgungen und Bedrückungen ausgeſetzt, und deshalb ging ein Theil derſelben, hauptſächlich im J. 1620, unter Anführung von Robinſon, Cotton u. A., nach Amerika, breitete ſich in verſchiedenen Colonien von Neu-England aus, und legte den Grund zur Stadt Boſton [7]). Die Zurückgebliebenen ſuchten ſich ihr Schickſal dadurch zu erleichtern, daß ſie ihre gottesdienſtlichen Verſammlungen bei verſchloſſenen Thüren hielten. Dieſer Zuſtand des Druckes und der Un-

3) Der erſte, der die gegen die Independenten vorgebrachten Anklagen, aus den oben angeführten Gründen, zurückzuweiſen ſuchte, war Mosheim; ſ. deſſen Institutt. hist. eccl. antiq. et recent. p. 974. not. 5, oder nach Schlegel's Bearbeitung IV, 451 sq. not. c. Man muß aber, um ſich auf den richtigen Standpunkt zur Beurtheilung der Sache zu bringen, mit dieſer Vertheidigung vergleichen, was Maclaine in ſeinen Anmerkungen (bei Schlegel S. 685 fg.) dagegen erinnert hat. 4) Dieſe ſind nicht eigentlich zum Predigen beſtimmt, ſondern ſind vielmehr die geiſtlichen Aufſeher über die Gemeinde, und haben es hauptſächlich mit der ſpeciellen Seelſorge zu thun; zu öffentlichen Religionsvorträgen an die Gemeinde ſind die Teachers beſtimmt. 5) Die regierenden Älteſten verwalten mit dem Pastor und Teacher das Geſchäft der Kirchenzucht; von ihren Ausſprüchen findet aber eine Appellation an die ganze Gemeinde ſtatt.

6) Stäudlin, Kirchliche Geographie u. Statiſtik. II, 721 fg. 7) Eine ausführliche Geſchichte dieſer Auswanderung nach Neu-England und den von den Ausgewanderten daſelbſt geſtifteten Congregationskirchen enthalten *Cotton Mathers*, Magnalia Dei Americana or Ecclesiastical history of New-England from the first planting 1620 unto 1698 (Lond. 1703. fol.) und *Dan. Neal*, The history of the New-England. Ed. 2. (Lond. 1747.) II, 8. Den Independenten folgten im J. 1629 eine Menge Puritaner, ebenfalls um ſich den Verfolgungen der Biſchöfe und des königlichen Hofes zu entziehen.

Digitized by Google

ſicherheit dauerte bis zum J. 1640. In dieſem Jahre wagten die Independenten zuerſt wieder, von der Gunſt, welche das lange Parlament gegen die Diſſenters bewies, ermuthigt, ihren Gottesdienſt bei offenen Thüren zu halten; fanden jedoch immer noch, hauptſächlich an den Presbyterianern, heftige Gegner, welche die von den Independenten gepredigte Duldung für die große Diana derſelben erklärten.

Ihre eigentlich beſſere Zeit begann daher erſt unter Olivier Cromwell's königlicher Regierungsverwaltung in England, indem ſich derſelbe nicht nur überhaupt für ihre Sache und Partei erklärte, ſondern auch mehre ihrer vornehmſten Geiſtlichen zu ſeinen Kaplanen ernannte und ihnen die wichtigſten und bedeutendſten Stellen auf den Univerſitäten anwies. So wurden Thom. Godwin Präſes des Magdalenencollegiums, John Owen aber Vicekanzler der Univerſität zu Oxford. Im J. 1658 hielten ſie den Savoy. Auf demſelben waren die Paſtoren und Abgeordneten von mehr als hundert Gemeinden ihres Glaubens zugegen, von denen fünf, in Auftrag der Übrigen, ihr Glaubensbekenntniß entwarfen und es zu London im Druck herausgaben, unter dem Titel: **The Savoy Confession, or a Declaration of the Faith and Order owned and practised by the Congregational Churches in England, agred upon and consented unto by their Elders and Messengers in their meeting of the Savoy.** Als Anhang findet ſich bei dieſer Confeſſion ein Capitel über die Stiftung der Kirche und die ihr von Jeſus Chriſtus beſtimmte Verfaſſung. Aber auch dieſe Schrift, obſchon ſie von der ganzen Verſammlung genehmigt wurde, konnte kein ſymboliſches Anſehen erhalten, weil bei den Independenten ein für allemal der Satz feſtſteht, daß jeder Menſch das Recht habe, für ſich ſelbſt zu denken und zu urtheilen, und die Lehre zu bekennen, welche er für die richtigſte hält, ſofern nur ſein Bekenntniß nicht die Ruhe und Sicherheit der Staaten ſtört.

Durch die Uniformitätsacte vom J. 1662 geriethen die Independenten in gleiche Verdammniß mit den Presbyterianern, wurden aber mehr geduldet und weniger gedrückt, als dieſe, weil ſie der biſchöflichen Kirche nicht ſo gefährlich waren. In dieſem tolerirten Zuſtande befanden ſie ſich bis zum J. 1698, wo ihnen der König Wilhelm III. durch die Toleranzacte, die alle Strafgeſetze gegen die Diſſenter aufhob, eine vollkommene und dauernde Religionsfreiheit gab. Von dieſer Zeit an haben ſie ſich in England ſo vermehrt, daß ſie im J. 1797 von den 502 in London zur öffentlichen Gottesverehrung beſtimmten Plätzen nicht weniger als 56 inne hatten. Ihr Hauptſitz aber ſind die nordamerikaniſchen Freiſtaaten, wo die meiſten chriſtlichen Gemeinden in den Provinzen Maſſachuſets, New-Hampſhire, Connecticut, Vermont und Süd-Carolina congregationaliſtiſche ſind. In New-Cambridge haben ſie ſchon ſeit vielen Jahren eine akademiſche Schule oder ein Seminarium zur Bildung ihrer gottesdienſtlichen Lehrer.

Große Verdienſte haben die Independenten um das Miſſionsweſen, vorzüglich in Amerika. Aus ihnen iſt John Eliot hervorgegangen, der in der Mitte des 17. Jahrh. ſich der Bekehrung der Indianer mit ſolchem Eifer und Erfolg annahm, daß man ihm den Ehrennamen des Apoſtels der Indianer beigelegt hat. Von ihm iſt auch die Virginiſche Bibelüberſetzung. Die Independenten in der Grafſchaft Warwick haben das Verdienſt, die große londoner Miſſionsgeſellſchaft veranlaßt zu haben [8]).

(J. T. L. Danz.)

Independentes Verfahren, ſ. unt. Syntaktik.

INDEPENDENZ, vom lateiniſchen dependere, abhängig ſein, bezeichnet überhaupt den Zuſtand des Mangels oder Nichtvorhandenſeins fremder beſtimmender Einflüſſe auf eine Sache oder Perſon; in letzterm Falle iſt Independenz gleichbedeutend mit Freiheit (ſ. dieſen Art.). In der Theologie redet man auch von der Independenz Gottes, als der Eigenſchaft deſſelben, kraft welcher er als Urgrund alles Daſeins (das ſogenannte Abſolute) von nichts abhängig, den Grund ſeines Seins in ſich ſelbſt tragend (ſogenannte aseitas), und zugleich als unumſchränkter Gebieter über das von ihm geſchaffene Weltganze („Herr des Himmels und der Erde, der die Welt gemacht hat und alles was darinnen iſt") gedacht wird; welche Vorſtellung zu den Grund- und Hauptlehren des Chriſtenthums gehört. Vergl. Apoſtelgeſch. 17, 24. Röm. 11, 34. Joh. 5, 36, übrigens Gott.

(K. H. Scheidler.)

INDERGHUR, eine Stadt Vorderindiens, in der Provinz Ajmeer, und zwar in dem Rajputenſtaate von Jeypur, unter 25° 36′ nördl. Br. und 76° 33′ öſtl. L. gelegen, iſt von geringer Bedeutung. *(J. C. Schmidt.)*

INDERHALL, eine Stadt Vorderindiens, in der Provinz Beeder und im Diſtricte Beeder, unter 18° 10′ nördl. Br. und 77° 11′ öſtl. L. gelegen, und ſieben teutſche Meilen von der Hauptſtadt Beeder in nordweſtlicher Richtung entfernt. *(J. C. Schmidt.)*

IN DER KREUTZEN, 1) eine Gegend der Werbbezirksherrſchaft Paternion im villacher Kreiſe des zum Königreiche Illyrien gehörigen Herzogthums Kärnthen, welche in die innere und in die äußere Kreutzen getheilt wird und wegen ihres Bergbaues auf Blei und der Eiſenwerke wegen bemerkenswerth iſt. 2) Ein zu dieſer Gegend gehöriges Dorf, am Kreuznerbache, welcher ſich in die Drau ergießt, ſüdweſtlich von der Poſtſtation und dem Markte Paternion, am Fuße hoher und ſteiler Berge gelegen, zwei Stunden von der von Villach nach Spital und ins Tyrol führenden Poſtſtraße entfernt, mit einem eigenen katholiſchen Pfarrvicariate, welches zum unterdrauthaler Dekanate des Biſthums Gurk gehört und unter dem

---

8) Vgl. *Honor. Reggius* (*Geo. Horn*), Status Eccl. Britann. hodiernus (Dantisci 1647). p. 54 sq. *Jo. Hoornbeck*, Summa Controvers. religion. cum infidelibus, haereticis, schismaticis (Traj. ad Rh. 1658). Lib. X. Sgm. Jac. Baumgarten, Vorrede zu Jerem. Bourrough (eines indepedent. Predigers) übel aller übel; auch in deſſ. Kleine Schriften. I, 205 fg. Gbhd. F. A. Wendeborn, Der Zuſtand des Staats ꝛc. in Großbritannien. III, 244 fg. Stäudlin und Tzſchirner, Archiv für Kirchengeſch. II, 564 fg. Stäudlin, Kirchengeſch. von Großbritannien. II, 65 fg. 75 fg. 131 fg. 310 fg. C. H. Sack, Anſichten und Beobachtungen über Religion und Kirche in England. (Berl. 1820.) S. 84 fg.

Digitized by Google

Patronate der Herrſchaft Paternion ſteht, einer katholiſchen Kirche, einer Schule, einer Eiſenhammergewerkſchaft, einer Nägelfabrik und einem Bleibergwerke. (*G. F. Schreiner.*)

INDERÖN, 1) eine Voigtei mit ungefähr 13,600 Einwohnern im Amte Nordre Tronhiem des norwegiſchen Stiftes Drontheim. 2) Ein Kirchſpiel dieſer Voigtei mit etwa 2900 Einwohnern. (*R.*)

INDEROWTY, auch **INDRAVATY** genannt, ein Fluß Vorderindiens, in der Provinz Oriſſa, über deſſen Urſprung und Lauf wir nichts Genaueres angeben können. Nur ſo viel ſagt uns ein Reiſender, daß er bei der Stadt Jegbederpur ein anſehnlicher Fluß iſt, deſſen Bett bei dieſer Stadt voller Felſenriffe und ſo tief iſt, daß es zu keiner Zeit des Jahres durchwatet werden kann. Zur Regenzeit tritt der Fluß bei der oben genannten Stadt weit über ſeine Ufer, und bildet einen See von großer Ausdehnung. (*J. C. Schmidt.*)

INDERSSKISCHE BERGE, ein Steppengebirge im Gouvernement Orenburg, im aſiatiſchen Rußland, zwiſchen Gurjew und Uralskoi Gorodok. Es beſteht in einer Strecke zuſammenhängender, ziemlich hoher und felſiger Hügel, die an der uralſchen Seite zuerſt etwas ſteil, nachher aber ſanft aufgehen und ſich am Ural etwa 5—6 Meilen breit zeigen, gegen Oſten aber, nach Pallas' Vermuthung, ſich ziemlich weit in die kirgiſiſche Steppe erſtrecken. Es iſt dieſes Gebirge noch nicht genau unterſucht worden; es ſcheint aber von Oſten nach Weſten zu ſtreichen, und die Hügel dißſeit des Urals deuten an, daß es vielleicht mit den reipeskiſchen Bergen der kalmückiſchen Steppe eine Kette ausmacht. In der Umgegend halten ſich Saigazellen, Iltiſſe, wilde Pferde, Antilopen, Adler, Flamingos u. a. m. auf. (*J. C. Petri.*)

INDERSSKISCHER SALZSEE, im Gouvernement Orenburg, im aſiatiſchen Rußland, 1½ Meile öſtlich vom Uralfluſſe, nach dem Jelton der reichſte und ergiebigſte Salzſee in Rußland. Er hat über ſieben Meilen im Umfange und eine runde Geſtalt mit vielen Einbuchten, liegt aber eigentlich nicht auf ruſſiſchem Boden, ſondern in der kirgiſiſchen Steppe. Seine Oberfläche iſt mit Salz wie mit Eiſe bedeckt, die Tiefe überall nicht ſehr beträchtlich, ſein Ufer niedrig und flach. Nach Beſchaffenheit des Windes wird das letztere bald mit Salzſole ganz überſchwemmt, bald auf 20 und mehr Klaftern entblößt. Auf der Seite der inderskiſchen Berge fließen von denſelben viele Quellen in den See, welche eine reine und zum Theil völlig geſättigte Sole geben. Von der ſtarken Saturation des Sees werden an dem flachen Ufer, wenn nicht feuchte Witterung eintritt, Salzwürfel erzeugt, die, wenn der Wind die Sole vertreibt, auf dem Schlamme wie geſäet liegen. Der Grund des Sees iſt überall mit einer feſten, über ¼ Elle dicken Rinde des weißeſten und reinſten Salzes bedeckt, das beim Brechen eine unordentliche Kryſtalliſation zeigt. Unter der Rinde findet man ein gruſiges, graues und loſes Salz, in welches man ohne Widerſtand 1½ Klafter tief ſtechen kann. Wie tief es aber wirklich liege, iſt noch nicht ermittelt worden.

Noch eine Merkwürdigkeit bei dieſem See iſt das feine, weiße Salz, welches wie kleine und große Schloßen auf dem Schlamme des Ufers herum zerſtreut liegt. Die größten Stücke ſind wie eine kleine Haſelnuß, die meiſten aber wie Erbſen. Sie ſind blendend weiß und ſo feſt, daß man ſie nur mit Mühe zwiſchen den Fingern zerdrücken kann. Dieſes Salz löſt ſich im Waſſer noch langſamer auf als Steinſalz. Der inderskiſche Salzſee iſt ganz den uralſchen Koſaken zur freien Dispoſition und Benutzung bei ihren Fiſchen, Kaviar und dergl. überlaſſen, daher ſich auch die Quantität, welche er liefert, nicht genau beſtimmen läßt. Man will bemerkt haben, daß alles ruſſiſche Seeſalz nie ganz rein ſei, ſondern immer einen Zuſatz von Bitterſalz, Natron oder erdigem Kochſalz enthalte; ſ. Storch, Gemälde des ruſſiſchen Reichs. 1. Bd. Rytſchkow, Orenburgiſche Topographie, in Büſching's Magazin. 7. Bd. Heym, Encyklop. des ruſſiſchen Reichs. Makinowitz, Wörterbuch des ruſſiſchen Reichs. (*J. C. Petri.*)

Index, 1) in der Anatomie ſo viel als Zeigefinger, ſ. unt. Finger; 2) in der Aſtron., Geogr. und Mathemat. ſo viel als Zeiger, ſ. unt. Himmelsglobus; 3) in der Maſchinenkunde, ſ. unt. Zeiger; 4) in der Mythologie, ſ. unt. Herakles (2. Sect. 6. Th. S. 41).

INDEX LIBRORUM PROHIBITORUM und **INDEX LIBRORUM EXPURGANDORUM** oder **EXPURGATORIUS**. Die erſte Benennung geht auf das Verzeichniß der Schriften, welche in der römiſch-katholiſchen Kirche, vom Papſte und der Inquiſition den Laien inſonderheit zu leſen verboten ſind; Indices expurgatorii ſind diejenigen, welche die Schriften enthalten, die zum Gebrauche römiſch-katholiſcher Leſer von verwerflichen und anſtößigen Stellen und Ausdrücken befreit und gereinigt ſind. Es werden aber dieſe Verzeichniſſe mit Recht unter die Beförderungsmittel der päpſtlichen Macht und Auctorität gerechnet [1]), und verdienen daher eine genauere Betrachtung.

Die erſten Bücherverbote, welche wir in der Kirchengeſchichte finden, bezogen ſich hauptſächlich auf unechte, untergeſchobene Schriften, die man aus dem öffentlichen kirchlichen Gebrauche bringen wollte. Dieſe Verbote gingen von Synoden aus. Schon im 59. der apoſtoliſchen Kanonen heißt es: Wenn Jemand die falſchüberſchriebenen Bücher der Gottloſen als heilige in den Gemeinden bekannt macht und verbreitet, zum Schaden des Volkes und der Geiſtlichkeit, der muß entfernt werden, und die Synode zu Elvira im J. 813 bedroht (Kan. 52) diejenigen mit dem Anathem, welche libellos famosos in die Kirche bringen. In der Folge wurden auch ketzeriſche, oder als ketzeriſch verdächtige Schriften verboten. So verbot im J. 1408 die Synode zu London, keine Schrift des Johann Wycliff zu leſen, wenn ſie nicht vorher approbirt ſei, und die Synode zu Sens im J. 1528 unterſagte das Leſen der Bücher in der Volksſprache, welche

1) *P. Sarpi*, Hist. Concilii Trident. (Lips. 1699. 4.) p. 815. Bower, Unpart. Hiſtorie der römiſchen Päpſte. X, 200.

Digitized by Google

vom Glauben und Sitten handeln, wenn ſie nicht die biſchöfliche Approbation erhalten.

Eine andere Art von Bücherverbot kam nach Erfindung der Buchdruckerei durch die Cenſur der Bücher zum Vorſchein, welche den Papſt Alexander VI. zum Urheber hat. Dieſer beſtellte eine Behörde, welche ſowol die bereits gedruckten, zur öffentlichen Verbreitung beſtimmten Werke, als auch die Handſchriften vor ihrem Abdruck unterſuchen und ſofort entſcheiden ſollte, ob und wiefern der Druck oder der Verkauf eines Buchs zu geſtatten ſei; Leo X. aber befahl in der zehnten Sitzung der von ihm im J. 1512 gehaltenen Lateranſynode, daß weder in Rom, noch in andern Städten ſeines Gebiets etwas gedruckt werden ſollte, ohne daß es vorher von einem dazu beſtimmten Prälaten geprüft worden, indem ſonſt ſolche Bücher weggenommen und öffentlich verbrannt werden, die Buchdrucker aber 100 Dukaten zum Bau der Peterskirche in Rom als Strafe bezahlen ſollten. Durch Paul IV. kam das Büchercenſurweſen hauptſächlich in die Hände der Inquiſition, indem derſelbe eine eigene Congregatio S. Officii oder Inquisitionis errichtete, und derſelben das Geſchäft der Büchercenſur übertrug. Sixtus V. errichtete eine eigene Congregatio Indicis, die er mit der Cenſur der Bücher und mit dem Index der verbotenen beauftragte.

Auf Paul's IV. Befehl mußte nun die von ihm ernannte Congregation ein Verzeichniß aufſetzen von Autoren und Schriften, deren Leſen und Gebrauch von der Inquiſition unterſagt war, welches zuerſt 1557 und dann vermehrt 1559 zu Rom erſchienen iſt [2]). Dieſer Index iſt in drei Claſſen eingetheilt. In der erſten ſtehen die Namen derjenigen, deren ſämmtliche Werke, weß Inhalts ſie auch ſein mögen, ſammt und ſonders verboten werden, und das ſind nicht etwa blos Namen von Ketzern, ſondern auch viele von Männern, die beſtändig in der Gemeinſchaft mit der römiſchen Kirche gelebt haben und in derſelben auch geſtorben ſind. Die zweite Claſſe enthält die Namen einzelner Schriften von Verfaſſern, deren übrige Schriften nicht verboten ſind; die dritte aber, außer der namentlichen Aufführung einiger anonymen Schriften, das Verbot aller ſeit dem J. 1519, ohne Namen der Verfaſſer, erſchienene Bücher. „Quo nomine," bemerkt dabei Sarpi a. a. O., „multi auctores et libri damnantur, quos totis trecentis, ducentis et centum annis literati omnes in Ecclesia Romana manibus versarunt, Pontificibus Romanis consciis, nec contradicentibus tanti temporis spatio." Zum Schluſſe ſteht ein Verzeichniß von 62 Buchdruckern, deren ſämmtliche, von ihnen zum Druck beförderte und verlegte Werke verboten werden, weil irgend eine ketzeriſche Schrift aus ihren Officinen hervorgegangen iſt. Als Strafen auf das Leſen der hier verbotenen Bücher werde die Excommunicatio latae sententiae, Entſetzung von allen Ämtern, immerwährende Infamie und andere willkürliche feſtgeſetzt. Unter den verbotenen Büchern ſind die meiſten ſolche, die das Anſehen der weltlichen Obrigkeit gegen die ungerechten Eingriffe der Kleriſei retten, die Rechte der Concilien und Biſchöfe wider die Beeinträchtigungen des römiſchen Stuhls behaupten und die Heuchelei, Tyrannei und Religionsbetrügerei der Pfaffen und Mönche an das Licht bringen.

Wegen der in dieſem Index vorherrſchenden großen Härte wurde das Prohibitionsdecret von Pius IV. widerrufen und die ganze Angelegenheit der tridentiniſchen Kirchenverſammlung zur weitern Beſorgung übertragen. Nach vielem Hin- und Herreden kam es hier endlich zu dem Beſchluſſe, daß man die Sache einer Commiſſion überlaſſen wolle, und die Präſidenten ernannten zu derſelben 18 der verſammelten Väter, mit dem Auftrage, einen neuen Index zu verfertigen. Nach erſtattetem Berichte der Commiſſion decretirte aber die Synode, daß ſie wegen Verſchiedenheit und Menge der Schriften ſich an keine Beurtheilung derſelben machen könne, daß aber das, was von der Commiſſion geſchehen ſei, dem allerheiligſten römiſchen Hohenprieſter übergeben werden ſolle, ut ejus judicio atque auctoritate terminetur et vulgetur. Zugleich hatte auch die Commiſſion die zehn Regeln mit eingereicht, welche ſie bei Beurtheilung der verbotenen Bücher befolgt habe, die auch von Pius IV. beſtätigt wurden. Dieſer Index, von Pius IV. gebilligt, erſchien im J. 1564 zu Rom bei Aldus Manutius in 4. und iſt die Grundlage aller andern römiſchen Verzeichniſſe dieſer Art geworden.

Dieſem unzählige Male im Druck wiederholten Verzeichniſſe folgten zunächſt, im J. 1577 zu Antwerpen, der berüchtigte Index expurgatorius librorum, Philippi II. Regis catholici jussu et auctoritate, atque Albani Ducis consilio ac ministerio in Belgio concinnatus, mit einer Vorrede von Arius Montanus, und wenige Jahre ſpäter zu Madrit (im J. 1583 die vierte Aufl.) der Index et Catalogus librorum prohibitorum mandato *Casp. a Quiroga*, Cardinals und Erzbiſchofs von Toledo, welche beide Franc. Junius unter dem Titel: Indicis expurgatorii duo, testes fraudum ac frustrationum pontificiarum, mit einer beißenden Vorrede und einer Abhandlung von Joh. Pappus, zuerſt zu Straßburg 1586 wieder hat abdrucken laſſen. In dieſer merkwürdigen Vorrede greift Junius die päpſtliche Sitte und Art, die Bücher zu expurgiren, mit großem Nachdruck an [3]). Merkwürdig iſt übrigens, was Junius zu bemerken nicht hätte unterlaſſen ſollen, daß Quiroga die Schärfe des tridentiniſchen Bücherverbots in vielen Stücken gemildert habe [4]).

2) Früher war man allgemein der Meinung, Paul's IV. Index ſei nur einmal, und zwar im J. 1559, gedruckt worden; J. Ge. Schelhorn aber hat in ſeinen Ergötzlichkeiten aus der Kirchenhiſtorie und Literatur I, 4 fg. nachgewieſen, daß ein ſolcher Index ſchon vier Jahre vorher gedruckt worden. Er hat den Titel: Index Auctorum et librorum, qui tanquam haeretici aut suspecti aut perversi ab Officio S. R. Inquisitionis reprobantur et in universa christiana republ. interdicuntur. (Romae, ap. *Anton. Bladum* impress. Romae 1557. 4.) Gleich hinter dem Titel der zweiten Ausgabe befindet ſich ein äußerſt ſcharfes Prohibitions-Decret des heil. Officiums.

3) Cf. *Dan. Maichel*, Lucubrationes Lambetanae (Tub. 1729). p. 100 sq. 4) ſ. Schelhorn, Ergötzlichkk. II, 127 fg.

Digitized by Google

Ein durch ſeine Schickſale höchſt merkwürdiges Verzeichniß librorum expurgandorum iſt dasjenige, welches Joh. Maria Braſichellen (eigentlich Wanzell von Briſigella) zu Rom 1607 herauszugeben angefangen hat. Der Verfaſſer deſſelben war Magister sacri Palatii apostolici, zu deſſen Verpflichtungen die Reinigung der Bücher von anſtößigen Stellen gehört, ſein Gehilfe war der gelehrte Dominikaner Thom. Malvenda; das Buch ſelbſt zeugt ebenſo wol von der Gelehrſamkeit, dem Scharfſinne und der genaueſten Kenntniß des Intereſſe der römiſchen Kirche, als auf der andern Seite von dem beſten Willen, dieſes Intereſſe zu befördern und die päpſtliche Auctorität in allen Stücken aufrecht zu halten; und doch wurde es überall, wo es erſchien, unterdrückt, und kam zuletzt ſelbſt in das Verzeichniß der verbotenen Bücher. Dieſes Bemühen des päpſtlichen Hofes hatte auch den Erfolg, daß man faſt nirgends ein Exemplar deſſelben, am allerwenigſten eins von den zu Rom gedruckten, erhalten konnte [5]). Den kritiſchen Scharfſinn des Verfaſſers beurkunden ſeine Urtheile über das Buch: De transitu Mariae, über eine von de Bigne dem Papſte Sixtus I. beigelegte Schrift, über die Sermones des Zeno von Verona u. a. Schriften mehr.

Von geringerer Seltenheit [6]), aber von größerer Wichtigkeit iſt der von Anton. a Sotomayor (Madrit 1648. Fol.) herausgegebene Novissimus librorum prohibit. et expurgand. Index wegen ſeiner Vollſtändigkeit. Ein ſehr reichhaltiges Verzeichniß von Indicibus libror. prohibitor. etc. findet ſich im Catalogus Biblioth. Bünavianae I, 496 seq.; zu einer eigentlichen Geſchichte dieſer Art von Schriften hat es aber bis jetzt noch nicht kommen können. Was als Vorbereitung und Beihilfe dazu erſchienen, nennt Danz, Univerſalwörterbuch der theol. Literatur unter dem Art. Indices expurgatorii. Ein beſonderes Intereſſe müßte eine ſolche Geſchichte dadurch erhalten, daß es möglich wäre, die Verhandlungen kennen zu lernen, die über die zu expurgirenden und zu prohibirenden Schriften in der Congregation ſtattgefunden.

In neuern Zeiten iſt die Auctorität der Congregation des Index gar ſehr herabgekommen, indem nicht nur die Urtheile und Verfügungen des Index in mehren Ländern ohne das landesherrliche Placet keine Kraft haben, ſondern auch ſogar die Indices ſelbſt unter die landesherrlich verbotenen Bücher gebracht worden ſind, wie dies im Öſterreichiſchen durch die Kaiſerin Maria Thereſia geſchehen. Und obſchon Benedict XIV. durch die unterm 9. Jul. 1753 ausgefertigte Conſtitution: Sollicita, den Cenſoren und Beurtheilern des Bücherweſens neue, auf eine größere Billigkeit baſirte Regeln ihres Verhaltens gegeben hat, ſo bleiben doch die Aſſeſſoren der Indexcongregation bei ihrem alten Verfahren und ihren einmal angenommenen Vorurtheilen und Grundſätzen. Nach der Verordnung Benedict's ſollte das Büchergericht, von Amts wegen, jedem angeſchuldigten oder verdächtigen Buche einen Anwalt zu ſeiner Vertheidigung beſtellen, ehe man an die Verdammung deſſelben gehe; aber dies geſchieht nur ausnahmsweiſe, und wenn es geſchieht in den meiſten Fällen blos pro forma. Am Ende ſeiner Conſtitution ſtellt der Papſt fünf Regeln auf, nach denen ſich die Mitglieder des Büchergerichts richten ſollen. Vorzüglich empfiehlt ihnen der Papſt reifes Nachdenken, ſtrenge Unparteilichkeit und Verleugnung jeder Leidenſchaft, welche etwa ein Cenſor gegen die Schule, aus welcher der Verfaſſer eines Buches hervorgegangen, oder gegen die Meinungen dieſes oder jenes Ordens, welchen er ſeinen Beifall gegeben, etwa haben möchte. Sehr mild und menſchenfreundlich iſt auch die fünfte Regel, in welcher vorgeſchrieben wird, daß man die ambigua catholici probatique Auctoris dicta jederzeit in aequam partem nehmen und auslegen ſolle.

Um ſich einen Begriff zu machen, wie die Expurgatoren bei ihrer Arbeit verfuhren, mögen ein Paar Beiſpiele hier ſtehen. In *Sanctis Pagnini* Thesaur. linguae sanctae, ſoll ſtatt der Worte: Auctor Epistolae ad Hebraeos, geſetzt werden: S. Paulus: „nam haeretici hujus temporis negant, epistolam illam esse D. Pauli, ideo dicere solent: Auctor Epistolae ad Hebraeos.“ Bei den lateiniſchen Überſetzungen der Werke des Xenophon heißt es: „Ex Xenophontis Operum interpretationibus graeco-latinis deleantur Praefationes et nomina Haereticorum: Joachimi Camerarii, Sebastiani Castalionis, Joannis Ribitti, Bilibaldi Pirckhaimeri et Conradi Gesneri.“ Janus Cornarius und Jo. Caselius ſcheinen den Expurgatoren keine Ketzer geweſen zu ſein. (*J. T. L. Danz.*)

Iudge ap his Clerk, ſ. unt. Macquarie.

India (alte Geogr.), ſ. Indien.

INDIA oder INDIE, ein zur großen gräflich Pejacſevichiſchen Herrſchaft Ruma gehöriger Marktflecken im iregher oder rumaer Gerichtsſtuhle (Bezirke, Processus) des ſyrmier Comitates des Königreichs Slavonien, in durchaus ebenen und überaus fruchtbaren Umgebungen gelegen, drei teutſche Meilen ſüdſüdoſtwärts von dem Markte Karlovicz entfernt, mit 199 Häuſern, 1072 illyriſchen Einwohnern, welche, mit Ausnahme von vier Katholiken, ſämmtlich zur nicht unirten griechiſchen Kirche ſich bekennen, einer eigenen Pfarre der nicht unirten Griechen, einer griechiſchen Kirche, einer Schule und nicht unbedeutenden Jahrmärkten. (*G. F. Schreiner.*)

Indiana, Staat, Stadt und Fluß in Nordamerika; Indianbai, ſ. am Ende des Buchſtabens I.

INDIANER (Aſtrognoſie). Indus, ein ſüdliches

5) Ich beſitze ein Exemplar des römiſchen Urdrucks, deſſen Titel die Bibliographen nirgends mit der gehörigen Genauigkeit angegeben haben. Er lautet aber ſo: Indicis librorum expurgandorum in studiosorum qualium confecti, Tomus Primus, in quo quinquaginta Auctorum Libri prae caeteris desiderati emendantur. Per *Fr. Jo. Mariam Brasichellen* Sacri Palatii Apostolici Magistrum in unum corpus redactus, et publicae commoditati aeditus, Romae, Ex Typopraphia R. Cam. Apost. M.DC.VII. Superiorum permissu. Vgl. (Ge. Serpilius) Verzeichniß einiger raren Bücher. 1. Stück. S. 52—72. *Jugler*, Biblioth. hist. literar. selecta. p. 1650 sq.

6) Alle Indices libror. prohib. et expurgandorum ſind ſelten, weil ſie nicht in den Buchhandel kamen, ſondern blos als Dienſtexemplare vertheilt, und denen, die ſie erhielten, befohlen wurde, ſie nullis consciis apud se habere, neque cum aliis communicare, neque ejus exemplum ulli dare.

Digitized by Google

Sternbild, welches zuerſt in Bayer's Uranometria vorkommt, die im J. 1603 zum erſten Male erſchien. Es iſt, nach ſeinem Bemerken von einem Seefahrer des 15. Jahrh., vielleicht von Americus Vespuccius, eingeführt worden. Zu dieſem Sternbilde gehören faſt nur kleine Sterne und es enthält nur einen Stern der dritten Größe. In Europa iſt kein Stern deſſelben ſichtbar. Es erſtreckt ſich von ungefähr 293° bis 345° gerade Aufſteig. und 58° 11′ bis 71° 10′ ſüdl. Declination. Bei Bayer wird dieſes Sternbild als ein nackter Indianer dargeſtellt, welcher in der einen Hand einen Wurfſpieß und in der andern mehre ſolche hält. (*Stern.*)

Indianer (Ethnograph.), ſ. Indier.

INDIANER-ORDEN. Unter dieſem Namen verſteht man eine Abtheilung der Karmeliter, die es zu ihrem Berufe machen wollten, die ungläubigen Indianer zur chriſtlichen Religion zu bekehren. Franz Modius in ſeinem Buche de origine Ordinis Ecclesiarum berichtet, ihre Stiftung falle in das J. 1506, alſo unter die Regierung des Papſtes Julius II. Selbſt Helyot weiß nichts weiter über dieſe Verbrüderung zu berichten, als daß ſie ſchwarze weite Röcke und weiße Überhänge ohne Ärmel trugen, die bis auf die Waden herabgingen. Über die Wirkſamkeit dieſes Ordens iſt nicht einmal ſo viel bekannt, ob das Vorhaben in Ausführung gebracht ſei oder nicht. Lange wenigſtens kann er nicht beſtanden haben. (*G. W. Fink.*)

INDIANISCHE BLÄTTER (Folia Indi s. Malabathri) ſind ſtarke, ein bis zwei Spannen lange und zwei Hände breite, länglichrunde, oben grüngelbliche, unten grauliche, faſt geruchloſe, den Lorbeerblättern ähnlich ſchmeckende Blätter, die vom indianiſchen Caſſienlorbeerbaume (Laurus Cassia), der auf Sumatra, Java, Martinique, an der malabariſchen Küſte u. ſ. wächſt, herkommen ſollen, und durch den levantiſchen Handel über Venedig, Livorno, Trieſt und Marſeille, auch aus Oſtindien über Holland und England zum Handel gelangen. Sie müſſen ſehr groß, von einer friſchen grünen Farbe, nicht zerriſſen oder zerfreſſen ſein. Von den Alten wurden ſie in der Medicin gebraucht, ſind aber jetzt vergeſſen. (*Fr. Thon.*)

Indianische Bohne, ſ. Cassia fistularis.

Indianische Ente, Bisamente, ſ. unt. Ente.

Indianische Feige, ſ. unt. Cactus coccinellif.

Indianische Giftnuss, maldiviſche Nuß, die Nuß von Borassus flabelliformis (ſ. d. Art.).

INDIANISCHE GIFTWURZEL, 1) einerlei mit der ſogenannten Bezoarwurzel, ſ. unt. Dorstenia, 2) ſo viel als Ophiorrhiza (ſ. d. Art.). (*R.*)

Indianische Hirse (Moorhirse), ſ. unt. Hirse und Holcus.

Indianische Hyacinthe, ſ. Tuberose.

Indianische Kresse, ſ. Tropaeolum.

Indianische Nuss, indianischer Balsam, ſ. indische Nuss, indischer Balsam.

Indianischer Dolch oder Hammermuschel, ſ. Malleus *Lam.*

Indianischer Gottesbaum, ſ. unt. Ficus.

Indianischer Hase, ſ. unt. Springhase.

Indianischer Mastixbaum, ſ. Calophyllum apetalum *Willd.* im Art. Calophyllum.

Indianischer Pfeffer, ſ. unt. Capsicum.

Indianischer Rabe, ſ. Psittacus.

Indianische Ruhrwurzel, ſ. Ipecacuanha.

Indianischer Vogel, Paradiesvogel, ſ. Paradisea.

Indianisches Blumenrohr, ſ. unt. Rohr.

Indianisches Brod, Brod aus Caſſava, ſ. unt. Brod und Cassava.

Indianisches Fenchelholz, ſ. Sassafrasholz.

Indianisches Feuer, ſ. Kunstfeuer.

Indianisches Holz, ſ. Indisches Holz.

INDIANISCHES HOLZBAD, (Blauholzbad), nennen die Färber eine zum Blaufärben beſtimmte Abkochung von Blauholz in Waſſer. Die Beſchaffenheit des dadurch erhaltenen Blau und ſeine Schattirungen richten ſich natürlich nach dem Verhältniſſe, in welchem die Quantität des Waſſers zu der Maſſe des darin gekochten Farbſtoffes ſteht. Das Kochen dauert gewöhnlich 3—4 Stunden und die ſo gewonnene Farbe läßt ſich ſogleich gebrauchen. (*R.*)

Indianisches Honiggras, ſ. unt. Hirse und Holcus.

Indianisches Huhn, ſ. Truthahn.

Indianisches Kaninchen, ſ. Springhase und Meerschweinchen.

Indianisches Weissfeuer, ſ. unt. Kunstfeuer.

INDIANISCHE VOGELNESTER, auch Tunkinsneſter genannt, ſind die Neſter einer in Oſtindien, vorzüglich auf Sumatra, Java, Sumbawa, an den Küſten von Cochinchina, Tunkin u. ſ. lebenden Schwalbe oder Salangane (Hirundo esculenta), welche noch kleiner als ein Zaunkönig, am Rücken ſchwarzgrau, etwas ins Grünliche ſpielend, gegen den Schwanz hin und am Unterleibe aber weißgrau iſt. Dort bauen ſie ihre Neſter in den Vertiefungen und Höhlen der Felſen und Klippen, meiſtens an der Küſte, wo ſie die Einwohner oft mit Lebensgefahr einſammeln. Dieſe Neſter ſind von der Größe eines halben Enteneies, ½—1 Loth ſchwer, 1 Zoll tief und am obern Rande 3 Finger breit, theils weiß, hell und durchſcheinend, wie die beſte Hauſenblaſe, theils röthlich oder grau, in friſchem Zuſtande zäh und biegſam, ausgetrocknet runzelig, zerbrechlich und im Bruche glänzend. Man hat über die Beſtandtheile der Subſtanz dieſer Neſter, welche dem Anſehen nach aus feinen Fäden beſtehen, die mittels einer durchſichtigen klebrigen Materie zuſammengekittet ſcheinen, ſehr verſchiedene Meinungen. Einige behaupten, daß dieſe Vögel die erfoderliche klebrige Maſſe von den Auſtern oder andern Schalthieren herholen, Andere glauben, daß der Wohlgeſchmack dieſer kleinen Neſter von dem Kalambockharze, das aus dem Aloebaume (Aloexylum Agallochum) tröpfelt, oder von der harzigen Feuchtigkeit der Frucht der nikobariſchen Ceder herrühre; noch Andere verſichern, daß die am Ufer vorkommenden gallertartigen Seegewächſe, vorzüglich Agal-Agal, den Stoff dazu hergeben, wieder Andere halten dafür, daß die Vögel das Neſt aus den beſten und kräftigſten Überbleibſeln ihrer genoſſenen Nahrung, die aus Inſekten und dem Seegewürme Holothuria tremula beſtehen, bereite

Digitized by Google

u. ſ. w. Jetzt ſind die meiſten Stimmen dafür, daß der Vogel den gallertartigen Körper in eigenen Drüſen ſeines Magens zubereite und dann, gleich den Bienen, durch eine Art Erbrechen von ſich gebe, und als Baumaterial für die Wohnung ſeiner Jungen benutze, und dieſe Meinung hat mehr Glauben für ſich als die Behauptung, daß dieſe Neſter ein mehr gekünſtelter als natürlicher Artikel wären. Döbereiner fand bei Unterſuchung derſelben, daß ſie aus 10 Proc. thieriſchem Schleime, 2 Proc. Eiweißſtoff und Leim, und 88 Proc. einer eigenthümlichen, im Waſſer und in Säuren zu einer gallertartigen Maſſe aufquellenden, unauflöslichen thieriſchen Subſtanz beſtehen, übrigens weder Geruch noch Geſchmack beſitzen, und hält dafür, daß ſie hinſichtlich ihrer Beſtandtheile mit den Auſtern viele Ähnlichkeit haben dürften, ſowie auch in Anſehung der Wirkung auf den menſchlichen Körper beim Genuſſe derſelben. Im Handel unterſcheidet man weiße oder durchſichtige, die am meiſten geſchätzt und faſt ausſchließlich, vorzüglich nach China, verſandt und mit einem gleichen Gewichte an Silber bezahlt werden, und röthliche, die minder gut ſind; die grauen, noch mehr die ſchwarzen, werden nicht geachtet, und in Batavia unter andern zur Bereitung eines Leims benutzt, der von ganz vorzüglicher Güte ſein ſoll. Dieſe grauen und ſchwarzen Neſter ſind wahrſcheinlich alte, die ſchon mehre Jahre gedient haben, auch durch die Federn des Vogels u. ſ. verunreinigt ſind. Ein echtes indianiſches Vogelneſt muß auf einem heißen Bleche oder einer heißen Meſſerſpitze ohne Rückſtand verdampfen und dabei einen ſtarken, angenehmen Geruch verbreiten. Man ſchätzt dieſe indianiſchen Vogelneſter, welche in warmem Waſſer erweicht und gereinigt werden, als ein reizendes, kräftiges Nahrungsmittel, und ißt ſie gewöhnlich mit Kalbfleiſch, in Brühen, oder Suppen; doch muß die Kochkunſt durch Gewürze u. a. Zuthaten, wie bei den Schnepfen, dabei das Beſte thun. Europa erhält dieſen Artikel über England entweder in Büchſen von ungefähr 20 Pfund, oder auch in Paqueten, worin die Vogelneſter eines in das andere geſteckt und mit geſpaltenem Rohre, nach Art eines von Weidenruthen geflochtenen Korbes mit kleinen Löchern, zuſammengebunden ſind, aber nur in kleinen Quantitäten, denn das Meiſte geht, wie ſchon geſagt, nach China, wo man dieſe Leckerei ſehr ſchätzt. Auf Java werden 125 Pfund ſolcher weißen Neſter bis zu 1000 Thalern aufgekauft und nach China geſendet. Indeſſen beruht der Preis auf dem zum Verkaufe vorhandenen Vorrathe. Immer iſt es aber ein theurer Artikel, und man erhält für 10 bis 12 Thaler nur eine kleine Quantität. Vor einigen Jahren koſtete der Catty (1½ Pfund) weiße Neſter in Batavia 7 bis 10 Dollar. *(Fr. Thon.)*

INDIANIT. Jameſon (System of Mineralogy [Edinburg 1816]) beſchrieb unter dieſer Benennung ein Mineral, das von Hornblende begleitet, Kryſtalle von Corund einſchließend, bei Karnatik in Oſtindien einbricht. Nach ſeiner Beſchreibung iſt es derb, wenigglänzend, grob- und kleinkörnig abgeſondert mit blätteriger Textur, von graulichweißer Farbe, faſt ſo hart wie Feldſpath, und das ſpecifiſche Gewicht beträgt 2,742. Vor dem Löthrohre ſchmilzt es nicht, und einige Abänderungen bilden mit Salpeterſäure eine Art von Gallerte. Der Gehalt iſt nach Chenevix 42,5 Kieſelerde, 37,5 Thonerde, 15,0 Kalkerde, 3,0 Eiſen und eine Spur von Mangan.

Sowol Beſchreibung als Analyſe zeigen, daß der Indianit in die Familie des Feldſpathes gehört, und er dürfte kaum weſentlich vom Anorthit (Chriſtianit) verſchieden ſein. *(Germar.)*

INDIANOPOLIS, Hauptort der Grafſchaft Delaware im nordamerikaniſchen Freiſtaate Indiana, liegt am weſtlichen Arme des Fluſſes White, iſt noch ein unanſehnlicher Ort, der aber nichtsdeſtoweniger ein Poſtamt hat. *(J. C. Schmidt.)*

Indibile, Indibili, ſ. **Incibili.**
Indibilis, ſ. unt. **Mandonius.**
Indicans, ſ. **Anzeige.**
Indicantes dies, ſ. **Kritiſche Tage.**
Indicantia, Indicatio, ſ. **Anzeige.**
Indicativus, ſ. unt. **Modus.**

INDICATOR, 1) Anatomie, **Indicator** oder **Indicatorius**, oder **Extensor indicis proprius**, Strecken des Zeigefingers. Dieſer Muskel, welcher den Zeigefinger für ſich allein, während die übrigen gebogen ſein können, in die geſtreckte Lage bringt, und ſo die Bewegung ausführt, von welcher ſein Name entlehnt iſt, entſpringt auf der Rückenfläche des Vorderarms von der Mitte und dem dritten Viertheile der Länge der Ellenbogenröhre, ſowie vom Lig. interosseum. Seine Faſern treten an eine dem radius näher verlaufende Sehne, die am untern Ende dieſes Knochens frei wird, und gemeinſchaftlich mit den Sehnen des Extensor digitorum communis durch die größte Abtheilung des Handrückenbandes zum Handrücken ſich begibt. Der fleiſchige Theil des Muskels wird vom Extensor digitorum communis und vom Extensor ulnaris bedeckt. Die Sehne verläuft über die Handwurzel und die Mittelhand gegen den Zeigefinger hin, verbindet ſich mit der zum Zeigefinger gelangenden Sehne des Extensor digitorum communis, und heftet ſich mit dieſer zuſammen an die Phalangen des Zeigefingers.

An dieſem Muskel kommen nicht ſelten Abweichungen vor, deren Weſen mehr oder weniger in einer Vervielfältigung und namentlich der Bildung eines beſondern Extensor digiti medii beſteht. So theilt ſich die Sehne wol in zwei Zipfel, die aber beide zum Zeigefinger gehen, oder es ſind zwei Muskelbäuche da, deren Sehnen ſich vor dem Antritte zum Zeigefinger vereinigen. Der zweite Muskelbauch entſteht dann wol von der Speiche, oder vom untern Theile der Speiche und dem Handrückenbande. Die Sehnen dieſer zwei Bäuche heften ſich ferner getrennt an den Zeigefinger, oder die eine geht an den Mittelfinger als deſſen Strecker. Gewöhnlich iſt dieſer Mittelfingerſtrecker kleiner und entſpringt tiefer. Ferner geht der einfache Muskelbauch in zwei Sehnen über für den Zeigefinger und Mittelfinger. Im höhern Grade der Abweichung iſt der normale Indicator da, und außerdem noch ein überflüſſiger Streckmuskel, der ſich zum Zeigefinger und Mittelfinger gemeinſchaftlich begibt. In einem Falle ſah

Digitized by Google

Meckel ſelbſt von einem abnormen Mittelfingerſtrecker eine kleine Sehne zum Ringfinger gehen.

Alle dieſe Abweichungen bieten in doppelter Beziehung Intereſſe:

a) Als Wiederholungen der normalen Muskelbildung an den untern Extremitäten. An den letztern iſt ein gemeinſchaftlicher Extensor brevis vorhanden; an den obern erhalten nur (abgeſehen vom Daumen) der Zeigefinger und kleine Finger beſondere Strecker. Dieſe überzähligen Muskeln, zumal da ſie tiefer entſpringen, ergänzen alſo den Extensor digitorum brevis.

b) Als Wiederholungen normaler Säugthierbildungen. Sehr allgemein nämlich findet ſich an der vordern Extremität der Säugthiere ein beſonderer Zeigefingerſtrecker. Bei den Einhufern, beim Daman, fehlt der Muskel. Beim Tatu geht er, wie beim Menſchen, an den Zeigefinger; ebenſo bei den Nagern. Beim Schweine und manchen Fleiſchfreſſern (Bär, Coati), bisweilen auch beim Biber, geht er an den Zeigefinger und Daumen; beim Waſchbäre, beim Seehunde an den Zeigefinger und Mittelfinger. Dieſe letztere Anordnung findet ſich auch bei den Quadrumanen, wo von dem einfachen Muskel eine doppelte Sehne für beide Finger abgeht (Lemur), oder wo die Muskel wirklich doppelt iſt (Stenops). (*Fr. Wilh. Theile.*)

2) Zoologie. Indicator nannte Le Vaillant eine unter dem Namen Honigkukuke bekannte Gattung der Cuculinae, für welche Nitzſch den paſſendern Namen Prodotes in Anwendung bringt. Deshalb ſollen auch die Merkmale derſelben unter dieſem Artikel abgehandelt werden. (*Burmeister.*)

INDICATUM, das zur Erreichung des in der Indication (Anzeige) feſtgeſtellten Heilzwecks erfoderliche Heilmittel (vgl. unt. Anzeige). (*H. Häser.*)

Indices dies, ſ. Kritische Tage.

INDICĒTAE. Nach Strabon Ἰνδικῆται, daher Indicētae, nach Plinius aber Indigētes, wie auch aus der Ptolemäiſchen Bezeichnung hervorgeht: Ἐνδιγέται. Mit dieſem Namen wird eine Völkerſchaft im Nordoſten der Hispania Tarraconensis bezeichnet, die bis an den ſüdlichen Abhang der Pyrenäen und bis an die Küſte reichte. Strabon, Plinius und Ptolemäus ſtimmen in der Ausdehnung der Sitze und ſelbſt in der Bezeichnung der einzelnen Völkerſchaften der genannten Provinz nicht überein, und es iſt hier eine Bemerkung Ukert's in ſ. Iberien S. 316 zu beachten: „Eine Menge größerer und kleinerer Völkerſchaften bewohnten dieſe Küſte. Jeder (der genannten Geographen) nannte die ihm am bedeutendſten ſcheinenden. Man thut daher Unrecht, wenn man, wie Caſaubonus, Merula und Andere, corrigirt, um Übereinſtimmung zu erzwingen. Wie in andern Gegenden, ſo wurden auch hier die Namen bald in engerer, bald in umfaſſender Bedeutung gebraucht.", (*S. Ch. Schirlitz.*)

INDICIEN, INDICIEN-BEWEIS. Man verſteht in der Rechtswiſſenſchaft unter Indicien oder Anzeigen gewiſſe Thatſachen, aus welchen ſich mittelbar durch Urtheile und Schlüſſe ein Grund für eine juriſtiſch intereſſante Wahrheit herleiten läßt, und ein mit Hilfe der Zuſammenſtellung ſolcher Thatſachen geführter Beweis wird ein künſtlicher oder Indicienbeweis genannt. Je weitſchichtiger das Feld iſt, das ſchon dem Begriffe nach hier vorliegt, deſto eher hat man ſich zu verſchiedenen Eintheilungen der Indicien entſchloſſen. Man unterſcheidet demnach gemeine und beſondere Anzeigen (ind. communia et propria), je nachdem ſie entweder bei allen und jeden, oder nur bei gewiſſen Verbrechen oder Vergehen gefunden werden können; ferner nahe und entfernte Anzeigen (ind. proxima et remota), je nachdem ſie entweder große oder nur geringe Wahrſcheinlichkeit für die fragliche Behauptung herbeiführen [1]).

Die Beweiskraft der Anzeigen hängt im Allgemeinen davon ab, 1) ob ſie an ſich erwieſen ſind und einander beſtätigen, und 2) ob ſie nahe oder entfernte Anzeigen ſind. Einer einzigen, völlig erwieſenen nahen Anzeige ſchreibt ſchon die Halsgerichtsordnung Kaiſer Karl's V. die Kraft eines halben Beweiſes der fraglichen Thatſache zu, während ſie zur Herſtellung eines vollen Beweiſes wenigſtens zwei gute, tüchtige, unverwerfliche Zeugen verlangt [2]). Dieſelbe Kraft des halben Beweiſes haben auch mehre entferntere völlig erwieſene Anzeigen, ſobald ſie ſich gegenſeitig beſtätigen; jedoch nur nach dem Gerichtsbrauche und nicht nach den Worten der Halsgerichtsordnung, welche hierbei die beſtimmte Entſcheidung ſehr weiſe auf das jedesmalige richterliche Ermeſſen ſtellt [3]). Daß durch mehre nahe und vollkommen erwieſene Anzeigen, welche ſich unter einander ſelbſt beſtätigen, unter gewiſſen Umſtänden ein vollſtändiger Beweis bewirkt werden könne, wird auch wieder mehr in Praxi angenommen, als geſetzlich ausgeſprochen: denn

1) Eine andere Eintheilung der Indicien, in indicia corporis delicti und indicia auctoris, bezieht ſich auf die proceſſualiſche Unterſcheidung zwiſchen dem Verbrecher ſelbſt und dem Thatbeſtande des Verbrechens; weil dann bekanntlich unter dem Thatbeſtande der Inbegriff alles deſſen zuſammengefaßt wird, was außer der eigenen Ausſage des Verbrechers zur Ermittelung des fraglichen Verbrechens dient. Vgl. übrigens im Allgemeinen außer *A. Beier*, De indiciis (Jen. 1705. 4.) und *H. Cocceji*, De fallacibus criminum indiciis (Francof. ad Viad. 1716. 4.), beſ. *J. C. Woltaer*, Diss., quae semiologiae criminalis capita quaedam summa tractat. (Hal. 1790. 4.) 2) Halsgerichtsordn. von 1532, Art. 30: „Eine halbe Beweiſung, als, ſo einer in der Hauptſache die Miſſethat gründlich mit einem einzigen guten tugendlichen Zeugen, als hernach (Art. 65. 66) von guten Zeugen und Weiſungen geſagt iſt, beweiſet, das heißt und iſt eine halbe Beweiſung: und ſolche halbe Beweiſung macht auch eine redliche Anzeigung, Argwohn oder Verdacht der Miſſethat. Aber ſo einer etliche Umſtände, Wahrzeichen, Anzeigung, Argwohn oder Verdacht beweiſen will, das ſoll er zum allerwenigſten mit zween guten, tauglichen, unverwerflichen Zeugen thun." 3) H.-G.-O. Art. 27: „Im nächſten obgeſetzten Artikel werden acht argwöhnige Theil oder Stück, von Anzeigung peinlicher Frage gefunden (Art. 25. 26). Derſelbigen argwöhnigen Theil oder Stück iſt keines allein zu redlicher Anzeigung, darauf peinliche Frage mag gebraucht werden, genugſam. Wo aber ſolcher argwöhnigen Theil oder Stück etliche bey einander auf jemand erfunden werden: ſo ſollen diejenigen, denen peinlicher Frage halber zu erkennen gebühret, ermeſſen, ob dieſelben obbeſtimmten, oder dergleichen erfundene argwöhnige Theil oder Stück ſo viel redliche Anzeigung der verdachten Miſſethat thun mögen, als die nachfolgenden Artikel, deren ein jeder allein eine redliche Anzeigung macht, und zu peinlicher Frage genugſam iſt."

Digitized by Google

Art. 65 und 67 der Halsgerichtsordnung läßt ſich nicht auf dieſe Weiſe deuten, da der Inhalt des Art. 22 einer ſolchen Auslegung zu ſtreng entgegenſteht [4]). Überhaupt hat man ſich vor allzu großem Vertrauen auf die Beweiskraft der bloßen Indicien gar ſehr zu hüten, wie ſchon Püttmann in ſeiner trefflichen Abhandlung: De lubrico indiciorum (in ſ. Opusculis juris criminalis [Lips. 1779] p. 221—254) deutlich nachgewieſen hat. Leider befolgen hierbei noch immer ſo wenige Criminalrichter die goldene Regel des Seneca (de Benef. IV, 38): *Non* est levitas, a cognito et damnato errore discedere, et ingenue fatendum est: „aliud putavi, deceptus sum!“ Haec vero superbae stultitiae perseverantia est: „quod semel dixi, qualecunque est, fixum ratumque sit!“ Und gleichwol denken ſie ſo ſelten daran, die gerechte Foderung von Cicero zu erfüllen (pro Cluentio cap. 2): A vobis, Judices, haec postulo: primum id, quod aequissimum est, ut ne quid huc praejudicati afferratis. Etenim non modo auctoritatem, sed etiam nomen judicum amittemus, nisi hic ex ipsis causis judicabimus, ac si ad causas judicia jam facta domo deferemus. Deinde, si quam opinionem jam vestris mentibus comprehendistis, si eam ratio convellet, si veritas extorquebit, ne repugnetis eamque animis vestris aut libentibus aut aequis remittatis [5])!“

Gehen wir auf die einzelnen Indicien als ſolche etwas näher ein, ſo finden wir, daß ſchon die Halsgerichtsordnung, die als allgemeines teutſches Geſetz hier noch immer Beachtung verdient, Art. 29—32 als indicia communia proxima folgende Anzeigen namhaft macht: 1) das Auffinden einer dem Beſchuldigten zugehörigen Sache an dem Orte der verübten That; 2) die Ausſage eines vollgültigen Zeugen; 3) die Anzeige eines Mitſchuldigen, wenn die Umſtände, unter denen ſie geſchehen iſt, dieſelbe glaublich machen; 4) ein außergerichtliches Geſtändniß, und 5) Drohungen, auf welche bald nachher die fragliche That erfolgte. Dagegen rechnet die Halsgerichtsordnung Art. 25 zu den indiciis communibus remotis folgende: 1) den allgemeinen Ruf eines ſchlechten Lebenswandels; 2) die Gegenwart an dem Orte der verübten That, unter Verdacht erregenden Umſtänden; 3) die Ähnlichkeit der Perſonen, welche bei Vollbringung des Verbrechens geſehen worden, mit dem Angeſchuldigten; 4) der vertraute Umgang des letztern mit ſchlechten Perſonen, die als Miſſethäter der fraglichen Art bekannt ſind; 5) die zwiſchen dem Angeſchuldigten und dem Verletzten notoriſch beſtehende Feindſchaft; 6) die Bezüchtigung von dem Verletzten, beſonders wenn ſie im Augenblicke des Todes ausgeſprochen wird; 7) die Ergreifung der Flucht nach erfolgter That. Die Praxis ſelbſt aber hat nach und nach freilich noch auf eine Menge anderer Thatumſtände, die als indicia criminis wirken können, Bedacht nehmen müſſen, wie z. B. darauf, daß der Angeſchuldigte nach geſchehener That ſich angelegentlich nach den Folgen derſelben erkundigte, ohne durch ſeine perſönliche Verbindung mit dem Verletzten dazu beſtimmt zu ſein, daß er in auffallender Art ſich um die Freundſchaft des wahrſcheinlichen Richters bewarb, daß er ſeit Eintritt des Verbrechens eine große Gemüthsveränderung zeigte, daß er falſche Gerüchte über den Vorgang verbreitete und das Publicum darüber irre zu führen ſuchte u. ſ. w.

Rückſichtlich der auf die einzelnen Verbrechen als ſolche ſich beziehenden Anzeigen (indicia propria) enthält die Halsgerichtsordnung auch mehre nähere Beſtimmungen. So wird z. B. im Bezug auf die Anzeigen bei dem Verbrechen des entweder in gewöhnlicher Art oder bei Tumult und Aufruhr erfolgten Todtſchlags Art. 33 und 34 die zur Zeit des erfolgten Todtſchlags auf verdächtige Art ſtattgefundene Gegenwart des Angeſchuldigten, und der Beſitz der zur Zeit des Todtſchlags dem Erſchlagenen zugehörigen Sachen als ein indicium proprium genannt; während im Betreff des bei einem Auflaufe erfolgten Todtſchlags das Zugehen auf den Erſchlagenen mit tödtlichen Inſtrumenten, die nachher blutig befunden worden, oder wenigſtens der Art der vorhandenen Verwundung eigenthümlich entſprechen, in gleicher Bedeutung aufgeführt iſt. Ebenſo iſt rückſichtlich des Kindermords Art. 35, 36 und 131 von den Zeichen der Schwangerſchaft, von der in verdächtiger Art erfolgten Verheimlichung derſelben, von der hilfloſen Niederkunft und von der gefliſſentlichen Verbergung derſelben als indiciis propriis die Rede. Im Bezug auf die Verbrechen wider das Eigenthum und namentlich im Betreff des Diebſtahls wird Art. 38. 39. 40 und

4) H.-G.-O. Art. 22: „Es iſt auch zu merken, daß niemand auf einigerley Anzeigung, Argwohn, Wahrzeichen oder Verdacht, endlich zu peinlicher Strafe ſoll verurtheilet werden; ſondern allein peinlich mag man darauf fragen, ſo die Anzeigung, als hernach erfunden würde, genugſam iſt. Denn ſoll jemand endlich zu peinlicher Strafe verurtheilet werden, das muß aus eigen Bekennen oder Beweiſung (wie an andern Enden in dieſer Ordnung klärlich funden wird) beſchehen, und nicht auf Vermuthung oder Anzeigung.“ Offenbar bedeutet hier die „Beweiſung,“ welche der „Anzeigung“ gegenüber geſtellt wird, nicht eine bloße Beweisführung durch Anzeigen, ſondern eine förmliche Überführung durch Thatſachen; und daraus folgt von ſelbſt, daß nach dem Willen der Halsgerichtsordnung ſogar mehre cumulirte nahe Anzeigen noch keinen vollen Beweis liefern ſollen. Vgl. jedoch hierzu das Programm von J. J. Weismantel, De condemnatione facinorosorum ex indiciis, ad art. 22. Const. Crim. Car. (Erfurt 1791. 4.), und Grolman's Recenſion der Kleinſchrod'ſchen Abhandl. über die Wirkungen des unvollſtändigen Beweiſes (Abhandlungen aus dem peinlichen Rechte, Nr. I.) in des Erſtern Bibliothek für die peinliche Rechtsgelehrſamkeit und Geſetzkunde. 1. Bd. 1. St. (Herborn und Hadamar 1797). 5) Wie vorſichtig die römiſchen Geſetzgeber im Bezug auf den Indicienbeweis waren, hat Niemand beſſer erläutert, als J. F. H. Abegg in ſeiner trefflichen Abhandlung: De sententia condemnatoria ex solis indiciis secundum principia juris romani haud admittenda. (Vratislav. 1838. 4.) Vgl. übrigens noch: von Weber, Praktiſche Bemerkungen im Bezug auf den künſtlichen oder Anzeigenbeweis, im Archive des Criminalrechts. Neue Folge. Jahrg. 1838. 2. Bd. S. 195. Durch die von Abegg (a. a. O.) angeſtellten Erörterungen ſcheint es ziemlich außer Zweifel geſtellt zu ſein, daß wirklich bei den Römern ein bloßer Indicienbeweis zur Herſtellung einer wahren sententia condemnatoria für unzureichend geachtet wurde; obſchon A. Bauer in ſ. Abhandl. über die auf Indicien geſtützten Strafurtheile (in den Annalen der teutſchen Criminalrechtspflege von Demme und Klunge. 5. Bd. S. 1 fg.) andere Anſichten aufgeſtellt hat.

Digitized by Google

43 der Halsgerichtsordnung der verdächtige Beſitz entwendeter Sachen, und der in rechtlicher Begründung nicht nachzuweiſende, plötzlich eingetretene Wohlſtand des Angeſchuldigten als indicium proprium erwähnt. Ähnliche Andeutungen im Betreff der indicia bei Vergiftungen, Brandſtiftungen und Hochverräthereien finden ſich Art. 37. 41 und 42 der Halsgerichtsordnung[6]). Daß die praktiſche Erfahrung nach und nach noch weit mehr dergleichen an die Hand geben mußte, liegt in der Natur der Sache; eben aber darum, weil die Mannichfaltigkeit der vorkommenden Fälle eine beſtimmte Begrenzung nicht zuläßt, kann auch eine weitere Aufzählung dieſer indicia propria hier nicht ſtattfinden[7]).

Was nun den aus Indicien zu führenden Beweis ſelbſt betrifft, ſo hat der Unterſuchungsrichter namentlich das im Auge zu behalten, daß er ſich um ſo weniger einſeitig auf die hieraus reſultirenden Wahrnehmungen und Thatſachen ſtützen dürfe, je unbeſtimmter ſchon an ſich die Bedeutſamkeit der Indicien als ſolcher, nach dem, was oben bereits erinnert wurde, veranſchlagt werden muß[8]). Vielmehr ſind die verſchiedenen Indicien unter einander erſt vielfältig zu vergleichen und abzuwägen, ehe gewiſſe Folgerungen ernſthaft darauf gebaut werden dürfen. Grade bei dieſem Theile der Criminalrechtspraxis wäre es ganz beſonders zu wünſchen, daß ſelbſt die gewöhnlichen Unterſuchungsrichter durch pſychologiſche Vorkenntniſſe befähigt ſein möchten, aus aufmerkſamen Beobachtungen tief eingreifende Combinationen und praktiſche Reſultate abzuleiten, gleichwol wird dieß, wie nun einmal die Sachen in der Wirklichkeit ſtehen, noch lange ein pium desiderium bleiben[9])!

Wollen wir die Strafbarkeit eines Verbrechens richtig beurtheilen, ſo müſſen wir uns ganz in die individuelle Lage deſſen hinein denken, welcher es verübte, nur

6) Im Bezug auf die Indicien des Giftmordes ſind die, Art. 37 der Halsgerichtsordnung enthaltenen, Vorſchriften namentlich von C. A. Brehm ſehr gut erläutert worden in dem Specimen IX. ſeiner Dispunctionum juris, welches den Titel führt: De indiciis auctoris criminis veneficii, ad interpr. art. 37. C. Crim. Car. (Lips. 1826. 4.) Vgl. hiermit noch J. F. Ehrmann: De veneficio culposo (Straßburg 1782. 4.), F. G. Zoller — resp. *D. G. A. Wilke* — de poena veneficii attentati (Lips. 1761. 4.) und S. H. Fiſcher: De poena veneficii attentati et consummati. (Lips. 1761. 4.) 7) Von den Monographien, in welchen dieſer Gegenſtand noch weiter ausgeführt wird, wollen wir hier nur beiſpielsweiſe das Programm von J. A. Reichardt nennen: De cane maleficorum indagatore. (Jen. 1796. 4.) Übrigens geben natürlich die zahlreichen Monographien über die gewöhnlicheren Verbrechen und Vergehen auch in dieſer Beziehung nähere Nachweiſungen von mancherlei Art. 8) Drei merkwürdige praktiſche Belege für die Trüglichkeit der gewöhnlich in Anſchlag kommenden Indicien erzählt unter andern Püttmann in ſ. bereits citirten Abhandlung: De lubrico indiciorum, a. a. O. S. 225—229. Auch ſind darüber, außer den bekannten Rechtsfällen von Pitaval und Eiſenhardt, namentlich Andr. Zaupſer's Gedanken über einige Punkte des Criminalrechts (München 1781), zu vergleichen. 9) Schon früher haben mehre philoſophiſche Denker auf die Wichtigkeit der Pſychologie für die Strafrechtspraxis nachdrücklich aufmerkſam gemacht, und das hier für neue Forſchungen ſich öffnende weite Feld in ſeinen Hauptbegrenzungen bezeichnet; wie z. B. Joh. Chriſt. Gottl. Schaumann in ſ. Ideen zu einer Criminalpſychologie (Halle 1792) und J. C. Hoffbauer in ſ. Werke über die Pſychologie in ihren Hauptanwendungen auf die Rechtspflege (Halle 1822), noch früher aber als dieſe beiden J. J. Surland in ſeiner leſenswerthen akademiſchen Abhandlung: Psychologiae juridicae Specimen I et II. (Francof. ad Viadr. 1755 et 1756. 4.) Gleichwol hat ſich die Indolenz der gewöhnlichen Juriſten durch dieſe Rathſchläge noch immer nicht zu größerem Eifer in dieſem Bereiche der Berufsthätigkeit aufmuntern laſſen; und auch das, was neuerlich J. B. Friedreich u. A. in dieſem Fache geleiſtet haben, iſt noch lange kein integrirender Theil der juriſtiſchen Praxis geworden! Vgl. J. B. Friedreich's Syſtematiſche Literatur der ärztlichen und gerichtlichen Pſychologie (Berlin 1833), Deſſen Magazin für philoſophiſche, medicinische und gerichtliche Seelenkunde (Heidelberg 1831 fg.), Deſſen Syſtematiſches Handbuch der gerichtlichen Pſychologie (Leipzig 1835), und Deſſen Hiſtoriſch-kritiſche Darſtellung der Theorien über das Weſen und den Sitz der pſychiſchen Krankheiten (Leipzig 1836). Selbſt ſchon bei den alten Claſſikern kommen mehre ſehr richtige hierher gehörige Bemerkungen und Beobachtungen vor, namentlich beim Seneca. Schon er erinnert mit Rückſicht auf die praesumtio boni vel mali animi in der Schrift de Beneficiis IV, 17 an die urſprüngliche Hinneigung des menſchlichen Willens zum Guten, welche nur durch die Gewalt der Leidenſchaften irre geleitet wird („Neminem reperies, qui non nequitiae praemiis sine nequitia frui malit“); ſchon er macht auf die große Wichtigkeit des Unterſchiedes zwiſchen Vorſatz und Ausführung, den jetzt ſo viele Juriſten gefliſſentlich hintanſetzen, ebendaſ. VI, 8 fg., mit Sachkenntniß und Umſicht aufmerkſam. Auch dürfte der bekannte Ausſpruch von Cicero (de Officiis I, 15): „Quoniam non vivitur cum perfectis hominibus pleneque sapientibus, etiam hoc intelligendum puto, neminem omnino negligendum, in quo aliqua significatio virtutis appareat“ — in ſeiner vollſten Bedeutung hierher gehören. Natürlich kann hier nicht davon die Rede ſein, den trugvollen Eingebungen einer weichlichen Empfindſamkeit auf Koſten des Anſehens der Geſetze und der Richtergewalt Raum zu geben; wol aber muß es als Pflicht bezeichnet werden, ſich mit den Erfahrungen, welche in dieſem Gebiete ſowol von Ärzten, als von Juriſten geſammelt worden ſind, möglichſt bekannt zu machen, ſie ſorgſam zu prüfen, für eigene Beobachtungen dieſer Art ſtets offene Augen zu haben, und durch öfteres Durchdenken der hierher gehörigen Hauptideen ſich einen Schatz von praktiſchen Reſultaten zu ſtets beliebiger Auswahl vorzubereiten. Vgl. noch hierzu die Schrift von H. B. von Weber, Handbuch der pſychiſchen Anthropologie, mit vorzüglicher Rückſicht auf das Praktiſche, und die Strafrechtspflege insbeſondere (Tübingen 1829). Man hat nicht mit Unrecht manchen Ärzten vorgeworfen, daß ſie, einigen allgemeinen Theorien zufolge, für die Criminalpſychologie unhaltbare Hypotheſen aller Art aufgeſtellt, und in die forenſiſche Praxis einzuſchwärzen verſucht hätten: ein Vorwurf, von welchem weder J. C. A. Heinroth's Schriften dieſer Art, namentlich ſeine Grundzüge der Criminalpſychologie (Berlin 1833), noch auch die Anſichten freigeſprochen werden können, welche A. Botter, praktiſcher Arzt zu Lyon, in ſeinem von D. Droſte verteutſchten Schriftchen über die durch ſubjective Zuſtände der Sinne begründeten Täuſchungen des Bewußtſeins (Osnabrück 1838) aufgeſtellt hat; indeſſen fehlt es doch auch durchaus nicht an andern, einſichtsvollen Ärzten, die ſich vor dergleichen Extravaganzen ſehr gut zu hüten wußten; was jeder gern beſtätigen wird, der nur z. B. die Beiträge zur Erkenntniß und Beurtheilung zweifelhafter Seelenzuſtände von J. Ch. A. Clarus (Leipzig 1828), oder die Schrift von J. Ch. G. Jörg: Der Menſch auf ſeinen körperlichen, gemüthlichen und geiſtigen Entwickelungsſtufen geſchildert (Leipzig 1829), aufmerkſam geleſen hat. Manche einzelne, für das Criminalrecht wichtige phyſiſch-pſychologiſche Erſcheinung iſt erſt in neuern Zeiten gehörig beleuchtet, und auf mehr als eine Art zur Sprache gebracht worden; wie z. B. die Pyromanie, oder die Sucht der Frauenzimmer, im Zeitpunkte der Geſchlechtsreife Feuer anzulegen. Vgl. hierüber zwei leſenswerthe Gutachten in Hitzig's Zeitſchrift für die Criminalrechtspflege in den preußiſchen Staaten. Jahrg. 1827. Heft XI. (Berlin 1827). S. 129 fg.

Digitized by Google

aus den hier ſich ergebenden beſondern Umſtänden kann die Strafbarkeit der fraglichen Handlung abgeleitet, nur hiernach ſicher beſtimmt werden. Es kommt Alles darauf an, ob der Verbrecher in dem Moment, wo er die That vollzog, und unter den Umſtänden, welche dabei obwalteten, ſtark genug war, das, was ihm von ſeiner ſtrafbaren Handlung abrieth, zu unterdrücken, und demnach mit ſelbſtändigem Willen nach eigener, freier Wahl und Entſcheidung das Verbrechen zu begehen oder nicht. Nur im erſtern Falle iſt entweder dolus, das heißt, die beſtimmte Abſicht, Schaden zu ſtiften, oder culpa, d. h. willkürlicher Nichtgebrauch der Vernunft, vorhanden, was hinreicht, um das Verbrechen als ein im Zuſtande der Zurechnung begangenes erſcheinen zu laſſen, und demnach auch die geſetzliche Strafe herbeizuführen. Die ſogenannten culpoſen Verbrechen, d. h. diejenigen, bei welchen nicht die Abſicht zu ſchaden vorwaltete, ſondern der Schade nur aus Fahrläſſigkeit, Mangel an Überlegung u. ſ. w. hervorging, erſcheinen hierbei inſofern in einem eigenthümlichen Lichte, als ſich bei ihnen die Strafbarkeit in dem factum des geſtifteten Schadens ſelbſt concentrirt, welcher durch den Nichtgebrauch der Vernunft von Seiten des Verbrechers verſchuldet ward, und bei der Beweisführung darüber kommt natürlich Alles auf die Ausmittelung der Grade dieſer Verſchuldung an. Ebendies iſt ein Punkt, deſſen genaue Erörterung ſich oft nur durch prüfende Zuſammenſtellung vielfacher gleichzeitiger Indicien erlangen läßt, während die Eruirung des propositum nocendi bei den doloſen Verbrechen hauptſächlich auf dem Selbſtgeſtändniſſe des Verbrechers beruht, und alſo bloße Wahrſcheinlichkeiten faſt immer ausſchließt, obwol auch dann wieder die beſondern Umſtände, unter welchen ein indirectes Geſtändniß geſchah, für den Indicienbeweis wichtig werden, und das Nachdenken des Richters um ſo ernſthafter beſchäftigen können, je beſtimmter er ſich deren erinnert, daß er nicht blos die gegen den Verbrecher lautenden Indicien, ſondern auch die, welche für ihn zeugen, zu beachten habe [10]). (*Emil Ferdinand Vogel.*)

Indicolith, ſ. Turmalin.

Indiction, ſ. Calender (1. Sect. 14. Th. S. 126).

Indictionencyclus, ſ. Cyclus (1. Sect. 20. Th. S. 411).

INDICTMENT. So heißt im engliſchen Rechte eine ſchriftliche Anklage wider eine oder mehre beſtimmte Perſonen, die von der verletzten Partei bei der großen Jury eingereicht wird *). Bekanntlich wurde bei den Römern die erſte Vertheidigung im Proceß causae dictio genannt. Mit Bezug hierauf läßt ſich das Indictment ſelbſt etymologiſch erklären als provocatio ad causae dictionem, ein Begriff, der auch durch die Art und Weiſe des Verfahrens bei der Grand Jury beſtätigt wird. Denn die Grand Jury in England hat über die Frage zu entſcheiden, ob Grund zur Anklage gegen einen Menſchen, der in den Verdacht der Verübung eines Verbrechens gerathen, vorhanden ſei, oder nicht? Es kommt alſo hier darauf an, ob der Verdächtigte die gegen ihn lautenden Anſchuldigungen zu widerlegen vermag, und es kann nur durch Beantwortung einer beſtimmten Anklage ermittelt werden; weshalb eben das indictment eingeführt iſt. (*Emil Ferdinand Vogel.*)

10) Vgl. hierzu noch: *J. H. Boehmer*, De probatione in criminalibus spuria. (Hal. 1755. 4.)

*) Thomas Potts ſagt in ſeinem Compendious Law Dictionary (London 1815) p. 383 über das Indictment Folgendes: „Is a written accusation of one or more persons of a crime or misdemeanor preferred to, and presented on oath by a grand jury“ und erläutert dann dieſe Angabe durch beſondere Beiſpiele, S. 383—385. Im franzöſiſchen Rechte kam in der erſten Periode der neuen Geſetzgebung (1791—1809) bei der Jury d'accusation, welche der engliſchen Grand Jury nachgebildet war, etwas dem engliſchen indictment Ähnliches bei dem Plaidoyer für die Angeklagten auch vor; ſeitdem jedoch Napoleon die Jury d'accusation als ein unbequemes Hinderniß ſeines Despotismus abſchaffte, und das ganze erſte Verfahren im Criminalproceß zur bloßen Inquiſition umſchuf, wobei die Police judiciaire ihre Rolle bekam, ward auch das Indictment in Frankreich beſeitigt.

Ende des ſechszehnten Theiles der zweiten Section.

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Digitized by Google

Max Schedl

Digitized by Google